Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
VE
v.402

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

E 53
German

Velhagen & Klasings Monatshefte

40. Jahrgang 1925/1926

1. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

40. Jahrgang 1925/1926. Erster Band

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Auernheimer, Raoul: Zwei Schwestern. Novelle 286
Baberadt, Karlfriedrich: Das Haus zum Lanzknecht. Novelle 313
Federer, Heinrich: Unter südlichen Sonnen und Menschen. I. Zwei Christbäume in Rom. Novelle 361
— — II. Sandra Giullini. — Der Wilderer Augusto Sarti. — Einer, der Steine sucht und Menschen findet. — Isaak der Stotterer. — Der rote Zauber des Mastro Giorgio von Gubbio. Novellen 481
— — III. Die Buchbinderin Mala Golzi. Novelle 673
Geißler, Horst Wolfram: Traum in den Herbst. Novelle 57
Hausmann, Manfred: Die Begegnung. Novelle 409
Hesse, Otto Ernst: Das verwunschene Zimmer. Novelle 198
Knobloch, Hans: Der Pfarrer von Lehen. Novelle 170
Möbius, Martin Richard: Alles oder nichts. Novelle 546
Müller, Fritz: Die Drucksache. Skizze 574
Munier-Wroblewska, Mia: Der rote Geiger. Novelle 657
Reuter, Gabriele: Ein Geschenk des Lebens. Novelle 441
Sacher-Woenckhaus, A.: Der brüllende Berg. Novelle. Mit 6 Abbildungen 627
Schaffner, Jakob: Das mißliebige Lob. Novelle 601
Schussen, Wilhelm: Der Olivenschwanz. Ein Reisegeschenk 346
Supper, Auguste: Der Hexenmeister. Novelle 463
Thieß, Frank: Afrikanische Novelle. Mit zwölf Abbildungen von Ernst Glas 97
Winckler, Josef: Rheinwein-Wanderung. Mit einer Abbildung 76
Zahn, Ernst: Frau Sixta. Roman 1, 121, 241

Gedichte, Sprüche

Aldermann, Heinrich: Vorbei 153
Bäte, Ludwig: Die Zwölften 457
Berlepsch, Karl von: Die Gänse . . . 36
Bittrich, Max: Heilige Nacht 466
Frank, Heinrich: Landschaft im Schnee 457
Frank, Karl: Heimfahrt 153
Hamecher, Peter: Die Könige auf der Wanderschaft 576
— — In ein Buch 594
Hasselwander, Fritz: Herbst 345
Höcker, Karla: La Malinconia. Eine herbstliche Elegie. Mit Umrahmungen von Herbert Arnold 327
Kayser, Herbert: Abend und Morgen . 573
Lauff, Joseph von: Jugend 428
Much, Hans: Allherbstlich 36
— — Mutter 457
Münchhausen, Börries, Frhr. von: Taub 535
Ottow, Fred: Am späten Abend . . . 153
Peters, H.: Auf dem Felde zu Bethlehem 440
Schanz, Frida: Der Laird von Forthgail 264
— — Gesundung 153
Scheller, Will: Heimat 326
Schneller, Karl: Der Maurer von Medina. Ballade 522
Schücking, Levin Ludwig: Der gefangene Kranich 545
Schussen, Wilhelm: Herbstblätter . . . 347
— — Oberlicht 36
Singer, Erich: Winter 457
Sternberg, Leo: Im lichterfüllten Saale 292
— — Kornland 197
Zaeske, Johanna: Chinesische Landschaft 529

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Heine, Carl: Mein Ibsen-Theater. Erinnerungen 423
Manz, Gustav: Im Reiche der fünf Linien. Musikalische Erinnerungen . . 530

Kunst und Literatur

Bode, Geheimrat Wilhelm von: Alte Meister aus Berliner Privatbesitz Zur Ausstellung in der Akademie der Kunst. Mit zwölf farbigen Wiedergaben von Gemälden 393
Braungart, Richard: Künstlerische Neujahrskarten. Mit neunzehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen 536
Bredt, Prof. Dr. E. W.: Sepp Frank. Mit achtzehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen 553
Höcker, Paul Oskar: Berliner Bühnen. Mit vierzehn zweifarbigen Wiedergaben von Zeichnungen der Maler E. F. M. Abers, Arthur Grunenberg und Ernst Klausz 577
Illustrierte Rundschau 113, 235, 354, 467, 595, 713
Kruse, Käthe: Meine Puppen. Mit acht Abbildungen 337
Pazaurek, Prof. Gustav E.: Modernes Spielzeug. Eine Betrachtung Mit neunundzwanzig ein- und mehrfarbigen Abbildungen 429
Ponten, Josef: Die luganesische Landschaft. Mit der Wiedergabe von acht Aquarellen des Dichters Hermann Hesse 160

Digitized by Google

Seite

Rosenhagen, Hans: Die attische Göttin des Berliner Museums. Mit einer farbigen Kunstbeilage 699
Schnorr v. Carolsfeld, Prof. Dr. Ludwig: Meisterwerke aus den Anfängen der Porzellankunst. Mit vier farbigen Abbildungen 653
Schott, Univ.-Prof. Gerhard: Das Weltmeer und sein Maler. Ein Wort zum 70. Geburtstag des Prof. Hugo Schnars-Alquist. Mit neunzehn Wiedergaben von Gemälden des Künstlers 265
Semerau, Alfred: Conrad Ferdinand Meyer und seine Modelle 154
Washburn-Freund, Frank E.: Eine altchinesische Holzskulptur der Kuan-yin-P'u-sa. Mit einer Kunstbeilage . . 528
Weiglin, Dr. Paul: Paul Oskar Höcker zum 60. Geburtstage. Mit einem Bildnis 445
Wichert, Prof. Dr. Fritz: Max Slevogt. Mit zwanzig ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden, Radierungen usw. 41
Wolf, Dr. Georg Jacob: Hugo Schimmel. Mit elf ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden des Künstlers 637
Woermann, Geh.-Rat Prof. Dr. Karl: Carl Bantzer, der deutsche Maler. Mit der Wiedergabe von achtzehn Gemälden des Künstlers 177
Zu unsern Beilagen 113, 235, 354, 467, 595, 713

Sonstige Aufsätze

Darmstaedter, Prof. Dr. Ludwig: Dokumente zur Geschichte der Naturwissenschaften. (Paracelsus von Hohenheim. — Ein Brief Keplers an Wallenstein. — Franz Karl Achard. — Christian Konrad Sprengel.) Mit sechs Abbildungen 385
Daussig, Fritz: Filmmusik 342
Decsey, Ernst: So reden die Leut' in Wien. Unphilologische Betrachtungen 224
Edschmid, Kasimir: Münchner Fasching. Mit acht ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Zeichnungen Eduard Thönys 701
Foerster, Karl: Aufblick 73
Grevenstett, Heinz: Die Reise durch die Luft. Mit zehn Abbildungen von Ed. Thöny und W. Wellenstein 65
Haake, Univ.-Prof. Dr. Paul: August der Starke, Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich von Preußen. Mit zweiundzwanzig Abbildungen . . . 297
Hartwich, Domprediger D. hon. c. O.: Das Gebet. Ein religionspsychologischer Durchblick 418
Jumpertz, Prof. Dr. M.: Ein Kostümfest am preußischen Königshofe vor hundert Jahren. Mit vierzehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen 663
Lange, Dr. O.: Gifte 569
— — Tanzfiguren aus dem Atomreigen. Ein Abschnitt aus der Teerstoffchemie 193
Mann, Dr. Otto: George Bryan Brummell. Mit einer Abbildung 293
Mühling, Dr. E.: Mussolini. Mit zwei Abbildungen von Ugo Mocchi . . . 458
Olshausen-Schönberger, Käthe: Iffezheim. Mit neun farbigen Wiedergaben von Zeichnungen der Künstlerin 329
Renard, Prof. Dr. Edmund: Kurfürst Clemens August von Köln. Ein rheinischer Mäzen des 18. Jahrhunderts. Mit neunzehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen 81
Schönecker, Toni: Eislaufstudien. (Schwebende Geometrie.) Mit elf ein- und mehrfarbigen Wiedergaben nach Zeichnungen des Künstlers 449
Szymank, Prof. Dr. Paul: Die deutsche Studentenschaft nach dem Weltkriege 524
Tischert, Dr. Georg: Auslandsanleihen 649
Utitz, Univ.-Prof. Dr. Emil: Spiegel der Seele. Zu Lavaters „Physiognomischen Fragmenten" 210
Witte, Dr. J.: Der Kampf des alten und neuen Lebens im heutigen Ostasien 281
Wolff, Prof. Dr. Max J.: Das Aufwertungsproblem 37

Neues vom Büchertisch

Amelungk, Hans: Adalbert Stifter . . 712
Bandlows (Heinrich) Werke 109
Beyerlein, Franz Adam: Der Kürassier von Gutenzell 712
Böhlau, Helene: Die leichtsinnige Eheliebste 232
Bonsels, Waldemar: Mundharmonika 477
Bröger, Karl: Jakob auf der Himmelsleiter 477
Corti, Egon Cäsar: Maximilian und Charlotte von Mexiko 352
Döblin, Alfred: Berge, Meere und Giganten 107
Eloesser, Arthur: Thomas Mann . . 478
Flex, Walter: Gesammelte Werke . . 712
Gagern, Friedrich von: Der Marterpfahl 233
Gandhi, Mahatma 110
Gesamtausgaben der größten ausländischen Erzähler 478
Gurk, Paul: Meister Eckehart 231
Haarhaus, Julius R.: Jens Sventrup, der Vogelwärter 712
Höcker, Paul Oskar: Dicks Erziehung zum Gentleman 110
Hohlbaum, Robert: Der Frühlingswalzer 351
— — Der Weg nach Emmaus . . . 590
Hölderlins Gesammelte Werke 477
Houben, H. H.: J. P. Eckermann. Sein Leben für Goethe 478
Huch, Ricarda: Der wiederkehrende Christus 709
Huch, Rudolf: Altmännersommer . . 712
Kellermann, Bernhard: Die Brüder Schellenberg 711

Digitized by Google

Seite

Kellers (Gottfried) Briefe und Gedichte 478
Keyserling, Graf Hermann: Das Ehebuch 593
Kolbenheyer, E. G.: Das dritte Reich des Paracelsus 476
Leip, Hans: Godekes Knecht 589
Lübbe, Axel: Der Flüchtling 592
Mann, Heinrich: Der Kopf 349
Meisner, Heinrich: Rahel und Alexander von der Marwitz in ihren Briefen 478
Meyers Lexikon 234
Mörikes Gesammelte Werke 477
Neurath, Karl: Der Klostermüller . . 712
Ompteda, Georg Frh. v.: Ernst III. . 590
Paquet, Alfons: Lusikas Stimme . . 351
Paul, Adolf: Der Teufel im Exil . . 477
Philippi, Fritz: Pfarrer Hirsekorns Zuchthausbruder 591
Polgar, Alfred: Peter Altenberg . . . 478
Presber, Rudolf: Der Tisch des Kapitäns 711
Reinacher, Eduard: Flock 350
Richter, Hans: Sturmflut 109
Rosner, Karl: Der geschundene Eros . 711
Schäfer, Wilhelm: Die Badener Kur . 350
Schaeffer, Albrecht: Das Prisma . . 348
Schneider, Thekla: Schloß Meersburg am Bodensee 478
Schnitzler, Arthur: Die Frau des Richters 591
Strauß und Torney, Lulu von: Luzifer 232
Stucken, Eduard: Larion 711
Ulitz, Arnold: Der verwegene Beamte 108
Velhagen & Klasings Weihnachtsbüchertisch 479
Viebig, Clara: Die Passion. 710
Wiechert, Ernst: Die blauen Schwingen 475
— — Totenwolf 475
Wilhelm, Kronprinz: Schuldlüge und Wahrheit 229
Wirz, Otto: Novelle um Gott 711
Zerkaulen, Heinrich: Rund um die Frau 234
Zweig, Stefan: Angst 234

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Amiet, Cuno: Der Dirigent. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . Titelbild
Attische Göttin. Bildwerk aus dem Berliner Alten Museum. Faksimiledruck zw. 698 u. 699
Bitterlich, Albert: Skiläuferin. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw 512 u. 513
Boulet, Zyprian: Bildnis einer spanischen Dame. Gemälde. Tondruck zw. 152 u. 153
Bürck, Paul: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 424 u. 425
Cornelisz, Jakob: Die Anbetung der Könige. Gemälde. Faksimiledruck zw. 360 u. 361
Delaforgue, Franz: Bauernhaus mit Schafen (Niederrhein). Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 8 u. 9
Dörr, Otto: Weihnachtsmorgen. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 460 u. 461

Seite

Dürer, Albrecht: Frauenbildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 128 u. 129
Ebbinghaus, Prof. Carl: Der Hahn. Bronzebildwerk. Tondruck zw. 136 u. 137
Egger-Lienz, Prof. Albin: Mittagsmahl. Gemälde. Tondruck . . . zw. 320 u. 321
Fraaß, Erich: Flucht. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 416 u. 417
Gelbke, Georg: Tanz mit schwarzen Schleiern. Gemälde. Tondruck zw. 624 u. 625
Gorbatoff, Konstantin: Venezianische Fischerboote. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 600 u. 601
Granitsch, Susanne Renate: Die Prinzessin mit dem leuchtenden Herzen. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 368 u. 369
Groeber, Prof. Herm.: Der Michelkonzern. Gemälde. Tondruck . . 64 u. 65
Hesse, Rudolf: Der Kampf. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 504 u. 505
Hoffmann, Robert: Sonnige Ufer. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 680 u. 681
Holzskulptur, Altchinesische, der Göttin Kuan-yin P'u-sa. Tondruck zw. 528 u. 529
Jaeckel, Prof. Willy: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 496 u. 497
Jank, Prof. Angelo: In der Reitbahn. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 376 u. 377
Kampf, Prof. Arthur: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 120 u. 121
Lederer, Prof. Hugo: Schreitende. Studie zu einer Plastik . . . zw. 336 u. 337
Lux, Prof. Alexis: Tänzerin mit Schleier. Bildwerk. Tondruck. . . zw. 488 u. 489
Manz, Emil: Junger englischer Bluthund. Bildwerk. Tondruck zw. 520 u. 521
Marées, George des: Kurfürst Clemens August von Köln im Deutschmeisterornat. Gemälde. Faksimiledruck zw. 96 u. 97
Marton, Franz: Die Ramme. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 112 u. 113
Moiseler, Gabriel: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 280 u. 281
Müller, Prof. Richard: Kind und Puppe. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 352 u. 353
Oehme, Georg: Der Bücherwurm. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 592 u. 593
Orlik, Prof. Emil: Henny Porten. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 24 u. 25
Pauly-Hagen, Franz: Hafen bei Neuß. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 208 u. 209
Recher, Prof. P. E.: Am Sonnentempel der Bayreuther Eremitage. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw 232 u. 233
Rembrandt: Die beiden Gelehrten. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 408 u. 409
Rhein, Prof. Fritz: Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 200 u. 201
Roch, Georg: Dressierter Seelöwe. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 16 u. 17
Schlichting, Prof. Max: Opernhausball. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 584 u. 585
Schmidt-Heubach, Willy: Modisches Gestade. Gemälde. Faksimiledruck zw. 312 u. 313

Digitized by Google

Seite

Scholtz, Robert F. K.: Kinderbildnis. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 248 u. 249
Schön, Werner: Drei Wanderer im Raum. Gemälde. Faksimiledruck zw. 480 u. 481
Schreyer, Wilhelm: Stilleben mit Früchten. Gemälde. Faksimiledruck zw. 288 u. 289
Schwalbach, Carl: Versuchung. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 608 u. 609
Seeger, Prof. Ernst: Siegfried. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 32 u. 33
Simon, Erich M.: Die Kostprobe. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 104 u. 105
— — „Ein herrlich Kraut ist der Toback". Gemälde. Faksimiledruck zw. 616 u. 617
Skell, Fritz: Der Tod der Cleopatra. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 144 u. 145
Sorin, Savely: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 688 u. 689
Spiro, Eugen: Bildnis der Tänzerin Leni Riefenstahl. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 240 u. 241
Starck, Prof. Constantin: Anadyomene. Bildwerk. Tondruck . . . zw. 224 u. 225
Stübner, Rob. Emil: Kostümfest im Berliner Künstlerhaus. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 712 u. 713
Stuck, Prof. Franz von: Siegfried. Bronzebildwerk. Tondruck zw. 384 u. 385
Thalheimer, Paul: Austreibung. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 256 u. 257

Text-Bilder

Aders, E. F. M.: Agnes Straub. Zeichnung 579
Baldung-Grien, Hans: Mucius Scaevola. Gemälde. Faksimiledruck . . 397
Bantzer, Carl:
Abendmahlfeier. Gemälde 182
Ausschnitt aus einer Ölstudie zum „Hessischen Bauerntanz". Faksimiledruck 177
Bildnis des Bauern Rupp. Gemälde. Faksimiledruck 186
Blick aus dem Wald in sonnige Landschaft. Gemälde. Faksimiledruck . 192
Der Erntearbeiter. Gemälde. Faksimiledruck 190
Familienbild. Gemälde. Faksimiledruck 185
Frühlingsmorgen. Gemälde. Faksimiledruck 179
Hessische Bäuerin. Gemälde. . . . 180
Hessische Bauern vor der Kirche. Gemälde 184
Hessischer Bauer. Gemälde 180
Hessischer Bauerntanz. Gemälde. Faksimiledruck 181
Hochzeitsschmaus. Gemälde. Faksimiledruck 183
Junge Mädchen. Gemälde. Faksimiledruck 191
Sonntag in der Schwalm. Gemälde. Faksimiledruck 187
Vor dem Dorfe. Gemälde 178

Seite

Bantzer Carl:
Waldinneres. Gemälde. Faksimiledruck 188
Wallfahrer am Grabe der heiligen Elisabeth. Gemälde 178
Wanderer im Walde. Gemälde. Faksimiledruck 189
Bastanier, Walter: Miniaturen. Faksimiledruck 471
Baumeister, Willy: Gemälde. — Skulptur 236 u. 237
Beier, Ottohans: Künstlerische Neujahrskarte. Farbige Lithographie. Faksimiledruck 539
Beyrer, Prof. Eduard: Entwurf zu einem Kriegerdenkmal 354
Büttner, Erich: Der neue Eispalast in Berlin. Zeichnung 595
Caspar-Filser, Maria: Weihnachtsabend. Gemälde. Faksimiledruck 469
Cosson, H.: Im Ballkleid. Gemälde . 355
Cranach, Lucas d. Ä.: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck 394
Dix, Otto:
Die Witwe. Gemälde 714
Meine Eltern. Gemälde. Faksimiledruck 118
Dornbusch, F.: Künstlerische Neujahrskarte. Radierung 539
Dürer, Albrecht: Heilige Familie. Gemälde. Faksimiledruck 393
Ege, Eduard: Künstlerische Neujahrskarte. Kolorierter Holzschnitt. Faksimiledruck 544
Eichler, Viktor: Künstlerische Neujahrskarte. Farbige Lithographie. Faksimiledruck 544
Enders, Ludwig: Künstlerische Neujahrskarte. Handkolorierter Holzschnitt. Faksimiledruck 541
Flaig, Walter: Fresko aus den sieben Werken der Barmherzigkeit: Die Fremden beherbergen 468
Frank, Sepp:
Allegorie. Glasfenster. Faksimiledruck 555
Alte Brücke in Frankfurt a. M. Radierung 556
Begegnung. Gemälde. Faksimiledruck 559
Consulta. Gemälde. Faksimiledruck 567
Elegie. Glasfenster. Faksimiledruck 554
Exlibris Rebel. Radierung 562
Gretchen im Dom. Radierung aus dem Faust-Zyklus 562
Johannes und Markus. Radierung 564
Kölner Dom mit Prozession. Radierung 557
Kraniche. Gemälde. Faksimiledruck 568
Künstlerische Neujahrskarte. Radierung 542
Pilgernde. Radierung 561
Radierung aus der Bilderreihe „Savonarola" 568
Rast auf der Flucht. Radierung . . 560
Segovia. Gemälde. Faksimiledruck. 566
Spanischer Priester in Landschaft. Gemälde. Faksimiledruck 565

Digitized by Google

Seite

Frank, Sepp:
Steigendes Pferd. Gemälde. Faksimiledruck 558
Trutz. Gemälde. Faksimiledruck . . 553
Werbung. Gemälde. Faksimiledruck 563
Froment, Nicolas: Die Auferweckung des Lazarus. Gemälde 716
Fyt, Jan: Rehe von Hunden verfolgt. Gemälde 89
Glas, Erich: Zeichnungen zur „Afrikanischen Novelle“ 97
Grunenberg, Arthur: Zeichnungen
Elisabeth Bergner und Eugen Klöpfer in Klabunds „Kreidekreis“ . . 582
Fritzi Massary und Harald Paulsen in Oscar Straus' „Teresina“ . . 587
Irene von Palasty als Nanette in der Tanzburleske „No no Nanette“. . 588
Delia Reinhardt als Iphigenie und C. M. Ohmann als Achill in Glucks „Iphigenie in Aulis“ 577
R. A. Roberts und Erika Gläßner in „Kopf oder Schrift“ 587
Maria Schreker und Maria Ivogün in „Ariadne auf Naxos“ 581
Maria Solveg und Katta Sterna in Reinhardt-Matrays Ballettpantomime „Die grüne Flöte“ 583
Camilla Spira in Jerome K. Jeromes „Parable will nicht heiraten“ . . 585
Agnes Straub in Shaws „Großer Katharina“ 580
Hans Thimig, Oskar Homolka und Helene Thimig in Max Mells „Apostelspiel“ 586
Paul Wegener und Gerda Müller in O'Neills „Gier unter Ulmen“ . . 584
Hallstein, Willy: Künstlerische Neujahrskarte. Farbendruck 541
Heigenmooser, Ernst: Künstlerische Neujahrskarte. Radierung 540
Héroux, Prof. Bruno: Künstlerische Neujahrskarte. Radierung 540
Hesse, Hermann: Aquarelle zur Luganesischen Landschaft. Faksimiledruck . 161
Hirt, Hans: Künstlerische Neujahrskarte. Holzschnitt. Faksimiledruck 537
Hoch, Franz: Winter. Gemälde. Faksimiledruck 472
Hohlwein, Ludwig: Rennen. Plakat . 235
Jakowlew, Alexander:
Der Gesang. Wandgemälde . . . 596
Der Sterngucker. Wandgemälde . . 597
Der Tanz. Wandgemälde 597
Jordaens, Jacob: Mädchen mit Papagei und lachender Alter. Gemälde. Faksimiledruck 399
Killian, Dr. Hans: Das Parlament. Gemälde. Faksimiledruck 240
Klausz, Ernst: Zeichnungen
Bühnenbild aus Grabbes „Hannibal“ 578
Werner Kraus als Hannibal . . . 579
König, Leo Frhr. von: Meine Eltern. Gemälde. Faksimiledruck 119
Kreidolf, Ernst: Künstlerische Neujahrskarte. Handkolorierte Lithographie. Faksimiledruck 543
Kulmbach, Hans von: Markgraf Casimir. Gemälde. Faksimiledruck . . . 395
Largillière, Nicolas de: Komtesse Berthier. Gemälde. Faksimiledruck . . 408
Lederer, Prof. Hugo: Zwei Frauen. Kleinbildwerk 358
Lehmann, Herbert: Der Jäger. Federzeichnung 317
Looschen, Hans: Japanische Puppen. Gemälde. Faksimiledruck 472
Meer, Jan van der Delft van: Das Gleichnis vom ungetreuen Knecht. Gemälde. Faksimiledruck 406
Michel, Karl: Künstlerische Neujahrskarte. Kupferstich 542
Mocchi, Ugo:
Faschistengruß. Scherenschnitt . . . 461
Mussolini als Duce. Scherenschnitt . 459
Momper, Joos de: Gebirgslandschaft mit Reitern. Gemälde. Faksimiledruck 400
Nietsche, Paul: Das Duett. Aquarell. Faksimiledruck 120
Olshausen-Schönberger, Käthe: Iffezheim. Zeichnungen. Faksimiledruck . 329
Orlowa, Ch.: Bäuerin. — Bildnis. — Tänzerin. Holzbildwerke. — Gipsbildwerk 715
Pape, Hans: Künstlerische Neujahrskarte. Holzschnitt 543
Pesne, Antoine: Brustbild Friedrichs des Großen. Gemälde. Faksimiledruck . 405
Pflug, J. B.: Schuster auf der Stör. Gemälde 600
Pilgram, Wilhelm: Die drei Vagabunden. Gemälde 599
Pinner, Erna: Tierzeichnungen auf Stein 470
Raffael: Selbstbildnis (ein neuentdecktes). Gemäldeausschnitt 360
Rembrandt: Rückkehr des verlorenen Sohnes. Gemälde 88
Ringer, Franz: Künstlerische Neujahrskarte. Holzschnitt. Faksimiledruck . 537
Ritter, Karl: Künstlerische Neujahrskarte. Radierung 536
Rousseau, J. F.:
Hirschjagd im Kottenforst bei Bonn. Gemälde. Faksimiledruck 91
Kostümfest im Bonner Stadttheater. Gemälde 85
Schenke, Max: Künstlerische Neujahrskarte. Radierung 538
Schimmel, Hugo:
Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . 646
Das Fest im Schloß. Gemälde . . 644
Die Barke. Gemälde. Faksimiledruck 643
Die Brücke. Gemälde. Faksimiledruck 638
Die Festtafel. Gemälde. Faksimiledruck 647
Karneval. Gemälde. Faksimiledruck 641
Kokette. Gemälde. Faksimiledruck . 645
Editha d'Omella. Gemälde. Faksimiledruck 648
Fräulein Anny Oesterreicherim Alt-Wiener Kostüm. Gemälde. Faksimiledruck 642

Digitized by Google

Seite

Schimmel, Hugo:
Spanische Tänzerin. Gemälde. Faksimiledruck 637
Tanz im Mondschein. Gemälde. Faksimiledruck 639
Schnars-Ulquist, Prof. Hugo:
Abend. Studie. Faksimiledruck . . 280
Abendwolken. Gemälde. Faksimiledruck 267
Albatros. Studie. Faksimiledruck . 266
Alter Wiking. Gemälde 276
Aufziehende Bö im Indischen Ozean. Studie. Faksimiledruck. 266
Der Holländer. Gemälde 273
Hotelterrasse in Colombo. Studie. Faksimiledruck 268
Kanaldampfer. Gemälde. 272
Konvoischiffe. Gemälde 276
Lizzard-Küste. Gemälde. Faksimiledruck 275
Morgenstimmung im Atlantik. Studie. Faksimiledruck 265
Nach Sonnenuntergang bei Regen. Studie 274
Nordost-Passat. Gemälde. Faksimiledruck 271
Nordwest (Postdampfer Phoenicia im Atlantik in schwerer See). Gemälde 270
Sommerabend auf der Elbe. Studie. Faksimiledruck 277
St. Paul Rocks. Gemälde. Faksimiledruck 274
Verkehr vor der Elbe. Gemälde. Faksimiledruck 279
Vollschiff. Gemälde. Faksimiledruck 278
Windstärke 10/11. Photographie . . 269
Scholz, Georg: Von kommenden Dingen. Gemälde 714
Schönecker, Toni: Eislaufstudien. Faksimiledruck 449
Slevogt, Max:
Am Wannsee. Gemälde. Faksimiledruck 52
Auf dem Anstand. Gemälde. Faksimiledruck 56
Aus der Reihe von Holzschnitten zu den „Nibelungen“ 48
Aus der Reihe von Radierungen zur „Ilias“ 54
Aus der Reihe von Radierungen zur „Passion“ 44
Aus der Reihe von Radierungen zur „Zauberflöte“ 42
Ferdinand Cortez vor Montezuma. Gemälde. Faksimiledruck 55
Der Tanz. Aquarell. Faksimiledruck 51
Die Göttertafel. Gemälde. Faksimiledruck 45
Die Tänzerin. Gemälde. Faksimiledruck 49
Don Juan und der Komtur. Gemälde. Faksimiledruck 47
Falken. Gemälde. Faksimiledruck . 53
Landschaft. Gemälde. Faksimiledruck. 41
Orang Utan. Gemälde. Faksimiledruck 43

Seite

Slevogt, Max:
Pferde bei Gewittersturm. Gemälde. Faksimiledruck 50
Tierstudie 46
„Schön ist die Jugend“ 44
Smith, John Raphael: Die Promenade im Carlisle Haus. Schabkunstblatt . 716
Soder, Alfred: Künstlerische Neujahrskarte. Radierung 538
Steen, Jan: Die Kinder Steens beim Schulunterricht. Gemälde. Faksimiledruck 401
Stumpp, Emil: Paul Oskar Höcker. Steinzeichnung 447
Thöny, Eduard:
Münchner Fasching 701
Zeichnungen zur „Reise durch die Luft“ 65
Tobler, F. Georg: Künstlerische Neujahrskarte. Holzschnitt. Faksimiledruck 541
Traub, Gustav: Künstlerische Neujahrskarte. Radierung 538
Troost, Cornelis: Holländisches Interieur mit Mutter und Kind. Gemälde. Faksimiledruck 407
Venne, Adriaen van de: Eisbahn. Gemälde. Faksimiledruck 403
Vivien, Joseph: Kurfürst Clemens August von Köln beim Morgenempfang. Gemälde. Faksimiledruck 81
Wellenstein, Walter:
Das Rheintal beim Loreleifelsen. Zeichnung. 79
Zeichnungen zur „Reise durch die Luft“ 65

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

Ausstellung von künstlerischen Photographien (Bildnis. — Signalbrücke) 720
Benna, Edgar: Gravierter Glaspokal 717
Engert, E. M.: Scherenschnitte. (Geiger. — Tiere). 116
Guntermann, Prof. Franz: Weihnachtskrippe 467
Hill, Douglas: Keramiken 238
Hoetger, Bernhard: Café Worpswede . 357
Karina, Die schwedische Tänzerin . . 713
Körting, Berthold: Keramiken . . . 238
Krefeld a. Rh.: Arbeiten der Töpferei Grootenburg 357
Leuchterformen, Neue 117
Mocchi, Ugo: Scherenschnitte . . 718 u. 719
Modeneuheiten: Blaue Tuchjacke mit Pelz verbrämt. — Braunes Tuchkleid. — Samtmantel 473
Nitzschke, Walter: Gravierte Glasschale 717
Pfeiffer, P. P.: Hans Thoma. Bronzeplakette 600
Regenmantel, Neuer 356
Silbergerät von P. Bruckmann & Söhne 598
Straus, Paula: Goldringe und Goldbroschen 717
Velhagen & Klasings Schaufenster-Wettbewerb 113
Weihnachtliches, Allerlei 467
Weihnachtsteller (Selb) 468
Winde, Th. A.: Nippes 717

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Januarheftes:

Seite

Unter südlichen Sonnen und Menschen II: Sandra Giulini. — Der Wilderer Augusto Sardi. — Einer der Steine sucht und Menschen findet. — Isaak der Stotterer. — Der rote Zauber des Mastro Giorgio von Gubbio. Novellen von Heinrich Federer . . . 481

Der Maurer von Medina. Ballade von Karl Schneller 522

Die deutsche Studentenschaft nach dem Weltkriege. Von Prof. Dr. Paul Szymank . . 524

Eine altchinesische Holzskulptur der Kuan-yin P'u-sa. Von Frank E. Washburn Freund. Mit einer Kunstbeilage 528

Chinesische Landschaft. Gedicht von Johanna Zaeske . . . 529

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Im Reiche der fünf Linien. Musikalische Erinnerungen von Gustav Manz 530

Taub. Gedicht von Börries, Freiherrn von Münchhausen 535

Künstlerische Neujahrskarten. Von Richard Braungart. Mit 19 ein- und mehrfarbigen Abbildungen 536

Der gefangene Kranich. Gedicht von Levin Ludwig Schücking 545

Alles oder nichts. Novelle von Martin Richard Möbius . . 546

Sepp Frank. Von Prof. Dr. E. W. Bredt. Mit 18 ein- und mehrfarbigen Abbildungen . . . 553

Gifte. Von Dr. O. Lange-München 569

Abend und Morgen. Gedicht von Herbert Hayser. 573

Digitized by Google

Seite

Die Drucksache. Skizze von Fritz Müller-Partenkirchen 574
Die Könige auf der Wanderschaft. Gedicht von Peter Hamecher 576
Berliner Bühnen. Von Paul Oskar Höcker. Mit 14 zweifarbigen Wiedergaben von Zeichnungen der Maler E. F. M. Aders, Arthur Grunenberg und Ernst Klauß 577
Neues vom Büchertisch: Romane und Novellen. Von Karl Strecker 589
— Das Ehebuch. Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm . 593
Illustrierte Rundschau: Der neue Eispalast in Berlin. — Wandgemälde von Alexander Jakowlew. — Silbergerät von P. Bruckmann & Söhne. — Schwäbische Kunst des 19. Jahrhunderts. — Thoma-Plakette von P. P. Pfeifer. — Zu unsern Bildern 595
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . . 7— 12

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Drei Wanderer im Raum. Gemälde von Werner Schön . . . . . Titelbild
Bildnis. Gemälde von Prof. Willi Jaeckel . . . . 496—497
Skiläuferin. Gemälde von Albert Bitterlich . . . 512—513
Opernhausball. Gemälde von Prof. Max Schlichting 584—585
Der Bücherwurm. Gemälde von Georg Oehme . . . 592—593

Kunstbeilagen in Tondruck:

Tänzerin mit Schleier. Bildwerk von Prof. Alexis Lux . . . . . 488—489
Der Kampf. Gemälde von Rudolf Hesse . . . . . 504—505
Junger englischer Bluthund. Bildwerk von Emil Manz . . . . . 520—521
Altchinesische Holzskulptur der Göttin Kuan-yin P'u-sa . . . . . 528—529

Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—36
Hinterer Anzeigenteil . . . 1—12
Umschlag . . . . . 2— 4
Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:
Töchterpensionate . . . 14
Unterrichtsanstalten . . 14—15
Hotels und Pensionen . . 15
Heilanstalten . . . . . 15—16
Wintersport und Winterkur 17—18
Deutsche Bücher . . . . 20—21

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
40. Jahrg. / Januar 1926 / 5. Heft

Unter südlichen Sonnen und Menschen

Novellen von Heinrich Federer

II. Sandra Giullini

Eine wilde Geschichte aus dem hintersten Umbrien

Im Dörfchen Piagghia saß ich eines Nachmittags müde von den Pilgerfreuden des vorigen Tages. O wie schön ist es, müde vor Freude zu sein! Ich hatte gute Milch bekommen und tüchtig Ziegenkäse und Maisbrot gegessen. Nun saß ich im Schatten einer Kapelle auf dem Steinsöller und ließ den Wind vom Tal herauf ins Gesicht fächeln. Von den Leuten des Ortes war die stärkere Hälfte in den Höhen beschäftigt, die Alten schliefen, die Kinder wateten durchs nahe Wässerchen oder machten Versteckensspiel in den Erlen. Nirgends hörte man eine Uhr ticken, die Zeit, die böse, friedlose Hexe, war hier mit den paar Katzen und dem greisen, weichmütigen, aber pfiffigen Ortsvorsteher Paolo Conzi eingeschlafen. Und auch ich schlummerte ein.

Von der Kapelle hier übersah man die geringen Hütten und wußte eigentlich nicht, ob man in einem Dörfchen oder Weiler oder gar auf einer Voralpe weile. Gestern abend hatte man mir erzählt, daß dieses Kirchlein auch schon ein Schafstall, auch schon ein Banditenschlupf, ja, einmal sogar eine Burg der Einwohner gegen die Räubertruppen des Carletto Fanciu gewesen sei.

Fanciu war eine ungewohnte Abkürzung von Fanciullo, Kind. Denn der Häuptling sei siebzehnjährig gewesen, „heute grausam wie Salz, morgen gütig wie Zucker". Er habe mit seinen dunkeln Lippen geküßt und nachher gebissen. Aber hier in Piagghia habe er die Hütten geplündert und die Dörfler in der Kapelle belagert und mit Brandmal und Strick bedroht, weil sie seinen Aufenthalt an die Obrigkeit bis nach Perugia verraten und sogar das Haus seiner Eltern der Geheimpolizei übergeben hatten. Die ohnehin wegen ihres Sohnes unglücklichen Eltern wurden damals jämmerlich aus ihren vier alten Wänden gejagt und schwankten noch jammervoller, ob sie zu ihrem verrufenen Knaben und damit zur Sünde ihre Zuflucht nehmen oder sich an die gemächlichen Gerichte der Provinz um aussichtslosen Beistand wenden wollten. In diesem harten Kampf starb die Mutter vor Kummer und Entbehrung. Der Vater verfluchte Kind und Heimat, Richter und Räuber und wanderte aus.

Als nun die Einwohner, in der Kapelle verrammelt, die Weisung Fancius von draußen vernahmen, entweder da drinnen zu verhungern oder die Pforte zu öffnen und den Sindaco Marzo, den Gendarmen, und die Brüder Matteo und Pietro Giullini auszuliefern, weil diese die Rädelsführer gespielt hatten, da wurde hin und her beraten und das trostlose Häufchen immer mehr uneins. Die vier Bedrohten rieten natürlich zum Ausharren, bis die angerufene Hilfe von Spoleto käme. Das könnte nicht mehr lange anstehen. Oder ob die lieben Gemeindegenossen es wirklich übers Herz brächten, sie vier dem jungen Ungeheuer auszuliefern? „Glaubt ihr andern etwa, er schone euch? Mit uns fängt er an, mit euch hört er auf."

 Nachdruck verboten. Copyright 1926 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Aber mehr und mehr der Eingesperrten neigten zur Übergabe, komme, was wolle. So schlimm werde es wohl nicht werden. Schließlich sei auch das Fanciu ein Piagghierkind.

Das gab nun heillose Auftritte von Zorn, Angst, Weinen und Fluchen. Mehrmals eilten etliche zur eisenbeschlagenen Türe, um sie aufzuriegeln, und immer wieder sprangen ihnen andere an den Hals und wehrten ab. Dann beteten alle zusammen eine Weile vor dem Altar, wo man den heiligen Franz die Ketten der in Marokko gefangenen Christen zerreißen sah, als wäre es Papier. Ja, wenn noch so ein starker Heiliger lebte!

Plötzlich, als mitten im Gebet der Zank der Verzweiflung aufs neue losbrach und die Parteien sich beinahe wilder gegenüberstanden als dem Feinde draußen und die Kapelle, da sie doch ein Himmel sein sollte, eine Hölle wurde, da erhob sich ein kleines, zierliches Jüngferchen mit großem Haar und gewaltigen Ohrenringen, Alessandra, die Schwester gerade der verfemten Brüder Giullini, wand den Rosenkranz um die Hand, besegnete sich aus dem vertrockneten Weihwasserbecken und forderte, man möge sie zu Carletto hinauslassen. Sie wolle mit ihm reden, bis er weich werde.

„Aber," entgegnete man, „das Fanciu hat geschworen und noch nie ein Wort zurückgenommen."

„Lasset mich nur machen!"

Diese dicht- und langhaarige Sandra war von ihren Brüdern stets übervorteilt und schier wie eine Stallmagd gehalten worden. Nur aus Not blieb sie bei ihnen. Das wußten alle, und darum traute man ihr nicht recht.

Hinter dem Altar war ein Beichtstuhl. Hier saß Don Severo, der Pfarrer, ein alter, müder, sanfter Mann, der eher Don Clemente heißen sollte. Er hatte gleich anfangs geraten, das Tor zu öffnen. Aber er besaß weder gegen Carletto, noch gegen die Pfarrkinder hier Mut genug zu einem strammen Befehl. „Komme, was Gott wolle," betete er, lehnte sich in den Sitz zurück und schlief trotz des Krawalls bei seinem friedsamen Gewissen seelenruhig ein.

Bei dem Hin und Her, ob Sandra gehen solle oder nicht, weckte man den Schläfer. Was er meine? Sie solle nur gehen, gab er zurück. Sandra sei ein lauteres und tapferes Mädchen und habe doch auch die kleine Anselma aus dem Bach geholt, als kein Mann in die geschwollene, kaffeebraune Flut stürzen wollte. — Dann schlief er wieder ein. „Komme, wie's Gott will."

So knarrte denn das Tor auf und schritt das Mädchen im langen Haar, mit den blitzenden Ohrenringen und den lustigsten Augen der Welt rasch gegen Carletto hin, an dem alles finsterbraun oder schwarz war, ausgenommen die Zähne und das milchige Weiß der Augen. Er lag im Gras bei seinen Kumpanen, trank vom geraubten Wein, schnitt vom geplünderten Dörrfleisch und staunte das sechzehnjährige Kind spöttisch an, indem ihm die dicke Oberlippe bis zur Nase aufschwoll. Will man ihm etwa dieses unreife Früchtlein zum Fraß hinopfern? Schmutzig genug wären diese Krämer- und Kupplerseelen, bei denen er es nicht acht Jahre seines Lebens ausgehalten hatte.

Aber das Mädchen lachte zu unschuldig und schüttelte die Sonnenflut seines Haars zu tapfer, als es vor ihn hinstand und ihn lange betrachtete.

„Was gaffst du mich an? Bin ich ein Tier?"

„Im Gegenteil, ein schöner, schöner Mensch."

Das kam unerwartet und tat wohl von einem so hübschen, reinen Gesichtlein.

„Und also?" fragte er rauher, als ihm lieb war.

„Ich schaue, ob denn einer wirklich so schön und so schlecht sein kann. Denn so sicher du schön bist, so sicher bist du auch schlecht."

„Danke, danke! Aber deine Gesellschaft dort drinnen ist nicht nur schlecht, sondern noch häßlich dazu. — Pack' dich!"

„Und ich?" fragte sie schelmisch und tat, als ob das ‚Pack' dich' sie nichts anginge. „Ich auch? Schlecht und häßlich dazu?"

„Das geht mich nichts an."

„Und die dort, daß sie häßlich sind, daran ist der liebe Gott schuld. Aber daß sie schlecht sind, daran bist du schuld. Das geht dich genug an."

„Welch ein Schnabel! Pfeif weiter, Vögelchen!"

„O, mein Lied kann dir nicht wohltönen. Sag', war nicht früher in Piagghia Friede? Wir lebten nicht braver noch schlimmer als andere Dörfer. Da seid ihr aus den Bergen gekommen und habt uns bald Geld, bald Vieh, bald Felle und Vorrat gestohlen. Wer bleibt da zufrieden? — Und dann kam die Polizei vom Land herauf und plagte uns mit Einquartierung und Verdacht und ewigen Verhören und Bußen. Wer lacht da noch? Da glaubten unsere Männer, daß man auch schlecht sein müsse gegen die Schlechten und haben zuerst die Polizei verjagt. Aber die kam immer wieder und mit immer mehr Soldaten. Nur wenn sie helfen sollten, waren sie gerade nicht da. Aber sie haben dort unten so viele Leute wie wir Steine hier oben. Da wird man nie fertig."

Digitized by Google

Aufmerksam hörte der Dunkelbraune zu. Schön war die Sprecherin. Ein Advokat, ein Prediger im Weiberrock. Aber man mußte wahrhaft schauen, ob ihr nicht Engelsgefieder aus den Schultern knospe. So licht und rein war sie bei aller Schelmerei der Blicke und allem Geklingel der Ohrenringe. Die groben Gesellen ringsum hatten zuerst faule Witze gerissen, aber dann kam's wie von selbst, daß sie horchen und immer verlegener mit den Augen zwinkern mußten. Denn dieses Gesindel besitzt bei aller Roheit etwas Gutes, Weiches, Unverdorbenes vom Kind zu innerst. Und hier redete ja Kind zu Kind.

„Nun sag', du hübscher, schlechter Bursche, was sollten wir machen? Die Regierung ist zu stark, da richten wir nichts aus. Also müssen wir euch bekriegen. Ihr seid nicht so stark."

„Hoho, Naseweis, da siehst du's ja."

Das Fanciu zeigte mit der Hand auf die verrammelte Kapelle. Doch sieh, die neugierigen Piagghier hatten an der Türspalte gelauscht, jedes Wort hatte ihnen wie ein Schluck gelber Orvieterwein geschmeckt und Mut gemacht. Und so öffneten sie die Torflügel immer weiter, traten unwillkürlich aus dem Dachschirm mehr und mehr heraus, ein dichter, scharfäugiger, herzklopfender Menschenknäuel, der sich gegenseitig fest an den Ellbogen hielt oder den Nacken umschlang. Aber niemandem von der Bande fiel es ein, auf sie loszuspringen. Ein Anspruch auf Ritterlichkeit wehte von einer Gruppe zur andern. Nur die Brüder Matteo und Pietro und der Sindaco und der Gendarm steckten zitternd im hintersten Kirchleinwinkel.

„Nein, ihr seid nicht so stark. Ihr habt uns hinterrücks und gerade am Sonntag abend überfallen, wo unsere starken Männer auf Petrognano hinauf Holz und Brot und Mais tragen und dort bei den Alplern schlafen und Käse und Butter zusammentun und etwa noch Schafe scheren und erst in drei, vier Tagen zurückkommen. So ist es. Das habt ihr gut gewußt, sonst hättet ihr es nicht gewagt gegen das ganze Dorf. Aber jetzt, ha, schaut . . ." und Sandra zeigte auf das Menschenhäuflein vor der Kapelle . . . „fast keine Hosen, nur Kinds- und Weiberröcke. Ist das stark?"

Das Fanciu Carletto biß sich mit den weißen Zähnen in die braune Unterlippe und öffnete und schloß das Weiß der Augen unheimlich, daß es schien, als ob es blitze und gleich wieder dunkle, blitze und dunkle.

Aber dann schwoll die Lippe wieder bis zur Nase empor und das Fanciu schrie: „Und ihr, seid ihr stark? Einen alten Mann und eine alte Frau aus ihrem Haus zu reißen, eurer Dutzende, ist das etwa stark gewesen? Und warum? Weil man ihren Bub nicht packen konnte! He, du Schwätzerin!"

„Nein, das war nicht schön. Viele sind dagegen gewesen, Don Severo, ich, fast alle Frauen, mancher Mann, die Kinder haben alle geweint. Aber du hättest ja kommen können und sagen: ‚Da bin ich, lasset den Alten, bindet mich!' — Doch du, du warst eben nicht stark genug dazu. Und wie oft habt ihr selber einen Unschuldigen ins Gebirge hinein geschleppt, mit verbundenen Augen und verstopftem Mund, als Geisel, bis ihr das Geld vom Schuldigen oder ihn selbst bekämet. Wie war denn das mit dem reichen, jungen Antonio Bolla vorvoriges Jahr, he?"

Carletto Fanciu wurde noch brauner und sah auf seine schmutzigen Hände und Füße. Viele goldene Ringe glänzten an den dreckigen Fingern. Er streifte ratlos einen um den andern ab und schlüpfte wieder hinein. „Einen Unschuldigen?" sagte er halblaut nach und lachte verschämt. „Eben hätt' ich Lust, es genau wieder so mit einer ganz und gar Unschuldigen zu machen . . ."

„Spaße du nur nicht," befahl Sandra immer glühender werdend, „und wirf lieber diese Ringe weg, bis auf einen, den du nicht gestohlen hast. Ein Starker soll nur einen Ring tragen, aber seine Hände sollten sauber sein."

Wieder schob der in seiner herrischen Unruhe und Gequältheit wunderschöne Jüngling Reif um Reif von den Fingern und legte sie aufs Knie. Näher und näher trat das unbedachte Volk und bildete beinahe einen Halbkreis um die seltsame Szene. Alle blickten auf ihre bäurischen Hände und putzten daran.

In der Kapelle schlief Don Severo gesund weiter. Aber die gebrandmarkten Brüder kletterten zum Chorfenster hinten empor, um die Gitter herauszudrücken und im günstigen Moment Reißaus zu nehmen, während der Sindaco, dickbäuchig wie er war, jammerte und zeterte, sie dürften nicht allein fliehen, sie müßten ihm auch heraufhelfen oder er schlage Lärm. — „Gewiß, warte nur, wir seilen dich schon über," gelobten die Giullini. „Der Gendarm buckelt dich empor und wir ziehen oben. Aber bis wir das Gestäbe los haben, steh zur Türe hinab und passe gut auf, was die draußen treiben. Und winke im rechten Augenblick! Dann gilt es."

Endlich raffte sich Fanciu auf, bleckte seine scharfen Zähne und bestimmte: „Ich habe geschworen, ich halte Wort, basta!" — Aber er sprach, als wäre es eine Last und ein

322080 Digitized by Google

Verdruß, Wort halten zu müssen. — „Geht ihr alle wieder in euer Kirchmäuseloch, hop!“

Doch Sandra tat, als hörte sie nicht, und dachte streng nach, was sie noch Tüchtiges vorbringen könnte. Da schoß es ihr auch noch zeitig unter die Zöpfe.

„Ich muß noch bemerken,“ erhob sie frisch die Stimme, „daß Don Severo deine Eltern in sein Haus geladen hat. Sie durften immer dort bleiben. Es ist das beste Haus. Und ich sagte, ich wolle als Magd kommen und kochen und die Betten machen und waschen. Pfarrers Celestina ist ja auch nicht mehr bei Kräften. — Aber sie schüttelten den Kopf. Ach, sie hausen wohl nicht gerne bei einem Reverendo, sagte mein Oheim und bot ihnen bei sich eine Stube. Und auch unser junger Jäger Enrico Lazzari tat sein Haus auf, da er selber ja doch fast nie daheim sei. Viele, viele wollten deinen Eltern ein warmes Nest bereiten.“

Fast schien es, als schlüge das Fanciu seine schwarzen Wimpern öfter zu, als zum Nachdenken oder wegen des Sonnenblendens nötig war. Es rührte ihn jeder Satz dieses wundervollen Mädchens, als schlüge er ebenso oft mit einem kleinen goldenen Hammer an sein Herz.

„So laß uns also frei und ungeschoren, wenn du der Stärkere bist, und unser Dorf wird dich lieben. Jawohl, ich sehe, du bist stark genug dazu. Aber du bist nicht rein genug. Da fehlt es noch. Gib mir deine Hände.“

Und ehe es zu einem Widerwort langte, war sie zu ihm niedergekniet und schien auf einmal aus einer Herrin eine Magd geworden. Sie nahm seine Hände und hernach seine Füße und küßte sie da und da und da, so daß ihm war, als setzten sich süße Honigschmetterlinge allenthalben auf seine Glieder. Und dann, als schöpfte das Mädchen aus goldenen Wellen, griff es in das üppige, kühle Haar und schlug ganze Wogen um seinen harten Fuß und um seine herrische Hand und reinigte sie und trocknete sie gleichsam damit. Staub und Erde und Bosheit und was sonst daran klebte, schien wie weggebadet.

„So, und jetzt steh auf, sei gut und geh, du schöner, schöner Bösewicht!“ bat sie.

Carletto Fanciu war überwunden. Er erhob sich, sog das Bild der Jungfer, wie sie vor ihm auf den Knien blieb, gleich Balsam ein, sann etwas nach, lächelte und sagte mit einer fast ehrfürchtigen Knabenstimme: „Gut, ich gehe. Aber den Eid brech' ich nicht. So höret denn, ihr Leute: Meinen Vater müßt ihr suchen und zu mir bringen. Und bis ich den Alten habe, nehm' ich die Jungfer da als Geisel mit. Es soll dir nichts geschehen, niemand rührt dich an. Aber wir brauchen dich. Hand und Fuß hast du mir geputzt, aber das Herz? Da gibt es noch viel zu waschen. Kommst du?“

„Gerne!“

„Und dann,“ kommandierte das Fanciu weiter . . .

Ein garstiger, heiserer Schrei unterbrach ihn. Der dicke, gichtische Sindaco Marzo heulte an der Kapelle: „Sie sind entwischt . . . die Fenster erbrochen . . . hinten hinaus zum Wald. Eilt, eilt, packt sie! Sie dürfen es nicht besser bekommen als ich.“

Sofort sprengten die sechs flinksten Banditen die Weiden hinauf. Man sah die drei Flüchtlinge sehr gut dem dünnen Wäldchen zurennen. Es wird ihnen nichts nützen.

„Hurtig, hurtiger!“ rief auch Sandra.

„Willst du sie denn nicht retten?“ fragte Carletto.

„Was retten? Du hast doch allen die Strafe geschenkt. Übrigens eine Tracht Prügel dem Matteo . . .“

„Wie, was schenkte ich?“ fragte das Fanciu mit köstlicher Hinterlist. „Ich werde sie doch mitsamt der Hütte meines Vaters verbrennen. Ehrenwort! Aber,“ flüsterte er zu Sandra, „weh soll es ihnen nicht tun. Sie sollen sich nur rot und schwarz schämen.“

„Dann also vorwärts, macht Beine,“ rief Sandra, die den Spaß merkte, „zum Hügel hinauf! Es gehört ihnen. Du Lieber hast zehnmal recht, es gehört ihnen.“

Man zog nun zum bereits halb zertrümmerten Hüttlein, und nachdem Carletto sich mit einigen Burschen und Mädchen besprochen hatte, ward Stroh herbeigeschafft und im Nu daraus eine männliche Figur gemacht, dann noch einer, ein dritter, ein vierter Strohmann. „Das ist der Gendarm!“ Carletto deutete auf die lange, hagere Puppe. Alles lachte und klatschte in die Hände. „Und diese dicke, geschwollene, das ist Marzo, der Vorsteher! . . . Bravo, bravo! . . . Die kleine da bedeutet deinen lieben Matteo, die schiefe hier den würdigen Pietro . . . O, bravissimo, wie lustig, welch Theater! . . . Verzeih, Sandra, aber es geht nicht anders. Ich muß den Eid halten. Brennen müssen deine holden Brüder!“

„Nur zu! Heiz' ihnen ordentlich ein!“

Bald brachten Carlettos Mannen das entflohene Kleeblatt zurück. Sogleich führte man sie mit dem winselnden Marzo ins Hüttlein, zog sie bis aufs schmutzige Sünderhemd aus, so daß sie nichts anderes vermeinten, als es gälte den Scheiterhaufen. Dann aber band man die Zitternden nur an die nächsten Bäume und zog ihre Kleider und Mützen den Strohmännern an. Es war bei-

Digitized by Google

nahe grauenhaft, wie ähnlich den Elenden diese steifen Puppen sahen, als sie kläglich an die Hauswand gelehnt, den Kopf geknickt, gegen das Volk standen, charakterlose Jammerbilder und doch immer noch nicht so jämmerlich wie die Originale an den Bäumen. Die Brüder Giullini meinten, wenn nicht ihre Hinrichtung zu erleben, sie doch mit ansehen zu müssen.

Und so war es auch. Das Feuer fiel ins Sparrenwerk, und gleich brannte alles lichterloh. In den Flammen standen die vier, knackten zusammen, zuckten, verrenkten die Glieder, es rauchte aus Hut und Hosen, die Ärmel fielen hinunter, sie standen in roter Glut, zerplatzten und sanken zu einem nichtigen Stinkhäufchen zusammen. Und die wirklichen vier wollten es nicht sehen und mußten doch hinschauen, schlotterten und schwitzten bei der nahen Feuersbrunst und hörten das schadenfrohe Lachen, nicht der Banditen, sondern des eigenen Dorfes. Sie waren für immer entehrt, in Piagghia einfach unmöglich geworden. Das fühlten sie auch und faßten in diesem gemeinsten Augenblick ihres gemeinen Lebens den Vorsatz: sobald sie eine Sohle unter der Ferse und einen Lappen um den Leib hätten, für immer aus diesem Ort zu entweichen.

Hernach zog man zum Kirchlein und weckte den Pfarrer. Der machte große Augen, als er von der gelösten Geschichte erfuhr, und segnete sein gescheitestes Pfarrkind drei- und viermal.

Dieses jedoch führte das Fanciu vor die Altartafel mit dem heiligen Franz von Assisi.

„Hier habe ich gebetet, bevor ich zu dir hinausgetreten bin. Und ich sagte zum Santo: ‚Lieber, mächtiger Franz, gib mir einige von deinen geschickten und gescheiten Wörtlein. Aber nicht von den zärtlichen . . .'"

„O, du Allerschlimmste!" drohte Carletto lachend.

„Nein, heiliger Franz, nicht von den artigen und zarten! Die nützen nichts bei diesem hübschen braunen Teufel. Gib mir von deinen starken, spitzigen, witzigen Sätzlein, wie du sie auch etwa brauchtest vor dem Mohren da von Marokko."

„Paß auf, Kleine!" warnte der über und über verliebte Räuberhäuptling.

„Oder vor einem Bären oder einem Luchs! Solche Worte gib mir ein, daß das Fanciu Respekt bekommt und ‚Ja' sagen muß! — So betete ich und dann bin ich vor dich hingestanden und habe geredet."

Und sie wandte sich voll Zutraulichkeit zum Bilde und rief: „O, heiliger Franz, ich hab's gewonnen. Ich danke dir. Er steht auch da, der Böse, vor deinem Altar, und ich bete nochmals, daß . . ."

„Hör' auf," schrie jetzt Carletto zwischen Spaß und Ernst, „sonst betest du mich noch nach Spoleto hinunter zum Gericht und Galgen. Laß es gut sein! Einstweilen ist der Santo mit dir und mit mir zufrieden."

Merkwürdig, gerade da fiel die Nachmittagsonne schräg von den Valloner-höhen durchs Fenster auf die Gestalt des Heiligen und es nahm sich jetzt aus, als ob der angerufene Mann Gottes nicke und lächle.

„Er hat genickt, ich habe es selber gesehen," behauptete Don Severo bis zum letzten Atemzug.

„Aber könntest du es beschwören, Freund," fragte der Bischof, als er hier firmte. „Du schläfst doch so viel."

„O, damals war ich so wach wie einst am Jüngsten Tag. Er hat genickt!"

„Er hat mir zugelächelt," beschwor auch Carletto, so oft ihm Sandra später seine Sünden vorhielt.

Dann ging sie mit ihm. Und da sein Vater verschollen blieb, verharrte sie bei ihm und wurde seine Frau. Don Severo gab sie zusammen.

Und sie soll es durch ihre unerhörte Klugheit erreicht haben, daß Carletto seine Truppe nach und nach auflöste und mit der hilflosen Regierung einen profitabeln Frieden abschloß. Im Vertrag wurde ihm und jenen Genossen, die es ernst mit der Umkehr meinten, das weite Waldgebiet am Renaro und die anstoßenden verwilderten Sömmerungen oberhalb Castellano zur Bewirtschaftung für einen niedrigen Pachtschilling überlassen. So verwandelten sich binnen kurzem die ärgsten Staatsunholde zu den besten Staatsbeamten. Carletto Fanciu trug nicht immer das sauberste Hemd, aber darunter ein blankes Herz und an der Hand nur noch einen, aber einen unabstreifbaren, unlöslichen Ring. — — —

— — — Ich erwachte. Die Sonne stand schon recht schräg. Hatte ich geträumt? Nein, nein, das war die Geschichte, die man mir gestern abend im Hause des Conzi erzählt hatte, im Anblick eines alten, rohen und doch so schönen Holztafelporträts eben jener Alessandra Giullini.

Und ebensowenig war es ein Traum, was ich jetzt selber um die Bergkapelle erleben sollte.

Digitized by Google

Der Wilderer Augusto Sarti

Hie und da braucht es Wochen und Monate, bis aus der Gewöhnlichkeit unseres Lebens ein ungewöhnliches Ereignis mit großer Miene und starker Wirkung emportaucht. Oft aber gehen dann wieder in die Spanne eines halben Sonnenlaufs die eindrücklichsten Erlebnisse.

An jenem sömmerlichen Abend im Weiler Piagghia las ich das Gras vom Kleid und trat noch schnell ins verfallene Santuario, denn eine Kapelle konnte man es kaum mehr nennen. Die Sonne, unter einer tiefen Wolkenbank hervorkugelnd, bestrahlte die verblichenen Farben und zwei rostig angelaufene Kerzenständer mit einem schmerzlich schönen, grüngelben Glanz. Ich mußte noch immer an jene Sage von der pfiffigen Sandra und dem braunen Fanciu denken. Da hörte ich Schritte von eisenbeschlagenen Schuhen und das Aufstoßen von Reisestöcken mit der Spitze. Geredet wurde nicht. Ich stand hinten in der linken Ecke, als einige Arme zur Pforte hereinlangten und einen schlampen Menschen vorstießen. „Warte hier," sagte jemand nicht unfreundlich. Dann fiel die Türe zu, und der Außenriegel ward vorgeschoben. Gleich wandte sich der Mann um und versuchte mit dem Ellbogen den großen innern Riegel auch in die Zwingen zu stoßen. Es gelang. Dann sagte er laut: „Diesmal nicht! Hundertmal . . . aber diesmal nicht. 's soll mich keiner anrühren."

Nun erst sah ich, daß er die Hände im Rücken zusammengeschlossen hatte, ziemlich verlottert gekleidet war und ein heißes, mageres, dreißigjähriges Gesicht trug, dessen Mundwinkel immerfort zuckten. Er tat einen Schritt vorwärts, ließ sich müd' auf einen Schemel fallen, und ich meinte etwas wie leises Schluchzen zu hören. Meiner war er noch nicht gewahr geworden.

An der Wand vorne, wohin die Sonne jetzt fiel, war ein kleines Franziskusbild aufgehängt. Es war nicht mehr der Kettenbrecher, sondern der verzückte Einsiedler. Er streckte die Arme aus und zeigte die Wundmale. Fünf Blitze durch die Luft zuckten daher und durchschossen ihn wie glühende Pfeile. Der Heilige blickte dorthin, woher diese süße Gottesqual kam, und nichts als Dank sprach aus seiner Miene.

Der Eingesperrte schien das Bild ein Weilchen zu betrachten, dann ließ er den Kopf hängen, vornüber, fast bis in die Knie.

Mir war sehr unbequem zumute. Eingeriegelt, das gefiel mir nicht, und eingeriegelt mit einem fremden Vagabunden, das war mir erst recht unbehaglich. Aber am meisten fürchtete ich mich vor dem Lautwerden. Wenn ich jetzt huste oder einen Schritt tue, Gott, wie wird er erschrecken. Am besten, ich rede ihn schnell an, dann ist's vorbei. Aber ich schluckte und würgte lange, bis mir endlich der Satz heiserig genug gelang: „Da sind wir zwei also eingeschlossen! Das ist lustig . . . nicht?"

Blitzschnell schoß der Mann in die Höhe und wandte sich nach mir um. Ganz zitronengelb war sein Gesicht von der Sonne, ein müdes, bekümmertes Gesicht mit den steten nervösen Zuckungen der Mundwinkel. Er hob unwillkürlich die in Handschellen gelegten Arme im Rücken ein bißchen und lächelte matt. ‚Seht, so einer bin ich,' sollte das heißen oder vielmehr: ‚als so einen vermutet man mich.'

Ich dachte sofort, daß er beim Wildern überrascht worden sei. Denn vom Wildern hatte ich in diesen Gegenden viel gesehen und erlebt, und jeden Abend war das Geplauder der Bergler am Feuer auf dieses Thema gekommen. Gesetze gab es strenge genug, aber so gemächliche Gesetzesorgane. Jetzt hatte ein Ministerwechsel stattgefunden und ein Scharfmacher bekam das landwirtschaftliche Departement. Von Spoleto und Norcia her fühlte man eine eifrigere Hand. Es kamen amtliche Besuche, halbamtliche Spione, Weisungen, Reglemente. Forstbeamte erschienen, die weniger den Wald als die Jäger beobachteten, und an das Patent wurden lästige Bedingungen geknüpft.

„Augusto Sarti!" stellte sich der Mann indessen mit ungewohntem Anstand vor.

Ich entgegnete, daß ich gemütlich den sibillinischen Bergen zuwandere und schon zwei Tage in diesem stillen Nest weile. Den Namen Augusto Sarti hatte ich mehrfach als den eines abgefeimten, gar nicht zu erwischenden Wilderers aus dem nahen Chiusita erwähnen hören.

„Müssen wir wohl lange hier im Arrest sitzen?" fügte ich meiner Erklärung scherzhaft bei.

Augusto blickte zu den hohen Fenstern empor. Wenn einer auf des andern Schultern stand, konnte er hinaussehen und rufen.

„Es tut mir leid," begann der Wilderer wieder mit unvergleichlicher Grazie trotz seiner übeln Verfassung, „daß Sie meinetwegen hier eingesperrt sind. Man könnte da hinauf und jemand herbeirufen."

Digitized by Google

„O, so lange halte ich es schon aus, besonders zu zweit. Aber warum haben Sie denn auch noch den innern Riegel vorgeschoben? So kommen wir erst recht nicht hinaus."

Jetzt wurde er brennend rot.

„Ich weiß selber nicht," stotterte er. „Vielleicht war es dumm. Ich dachte, sie sollen mich einstweilen nicht herausbekommen. Ich verschanze mich da bis zur Nacht. Dann helfen mir gute Freunde schon weg, und morgen können sie mich oben bei den Murmeltieren suchen."

Er saß wieder ab, wurde fahl über Stirne und Wangen und schnaufte sonderbar. „Bitte, mir wird übel von all dem Gehetz. Seit Vormittag hab' ich nichts mehr in den Mund bekommen. Da hängt meine Feldflasche und die Patronentasche am Gurt. Seien Sie bitte so gut und reichen Sie mir zu trinken."

Ich schnallte die Flasche ab und setzte sie ihm an den Mund. Er schluckte gewaltig. Dem Geruche nach war es Grappa mit Zucker und Wasser.

„Ah, das tut wohl," stieß er erleichtert heraus, indessen ihm große Schweißtropfen über die Schläfen rannen. Er schöpfte Atem und bat dann höflich: „Jetzt essen, bitte!"

Also sperrte ich das Säcklein an der Ringelschnur auf.

„Das Schießzeug haben mir die Kerle herausgenommen. Oh, ich will ihnen! Gebt Brot, Herr, bitte, gebt! "

Es war hartes Brot. Ich brach es zu Brocken und reichte ihm Stück um Stück, sobald er eines fertig gekaut hatte und den Mund wieder aufsperrte. „Wie einem Kind," sagte er mit einer Stimme, die jetzt ruhiger und ausnehmend melodisch wurde. „Babbo," (Vater) lächelte er mir zu.

Welch ein gutes, innerliches Lächeln! Und dieser gemütvolle, singende Klang der Stimme! Nein, der konnte kein Verbrechen begehen. Sein Wildern . . . na, es schien mir auf einmal etwas Natürliches, das lediglich durch Menschenschwachheit oder Menschenpedanterie zu einer Sünde gestempelt worden war.

„Ich danke, genug, gentilissimo Signore, packt gütigst wieder alles zu. Ich brauche es noch sehr." — Er schielte wieder eigentümlich zu den Fenstern empor.

„Hat man Sie mitten im Wildern ertappt?" fragte ich mitleidig.

„Ich habe nicht gewildert," versetzte er heftig. Ungläubig glotzte ich ihn an. „Zwölf Patronen hatt' ich. Eine verschoß ich an einen Habicht. Das darf man. Ich traf. Aber wo ist er? Hätte man nur gesucht! Aber sie ließen mir nicht Zeit."

„Lieber Freund," bat ich, „von Ihnen und von Ihrer unfehlbaren Flinte hab' ich viel gehört. Großartige Streiche! Die Polizei kommt immer zu spät. Sie verspritzt vor Wut. Aber diesmal . . ."

Augusto durchspähte mein Gesicht. Gleich erkannte er den Fremden, den Friedlichen, den, der zum Volke und nicht zu den Herren Regenten gehört. Seine Augensterne waren klein, scharf, blitzendgrau wie frisch gegossene Schrotkügelchen.

„Vielleicht hab' ich gewildert, vielleicht hundertmal. Warum waren sie nicht da und nahmen mich am Schopf? Aber diesmal, wo sie mich bekamen, hatte ich gerade nicht gewildert."

„Das ist ein böser Zufall," bedauerte ich.

„Seht," sagte er und fiel ins bequemere Voi, Ihr, zurück . . . „aber könntet Ihr mir nicht die dumme Sache dahinten etwas lösen . . . die Manette? Es ist verteufelt lästig, so zu hocken und zu plaudern."

„Aber die Guardia, die Polizisten?"

„O, Ihr könntet sie mir wieder schließen, wie Ihr sie mir geöffnet habt. Bitte, lieber Herr, ich verdufte Euch ja nicht durch die Mauer."

Einen Augenblick zauderte ich. Darf man dem berühmten Arm der Gerechtigkeit auch nur einen kleinen gutmütigen Gegenfinger strecken? Ach wohl, ich tu's. Das ist kein Kapitalverbrechen.

„Wenn sie uns überraschen, sagt Ihr, es sei mir übel geworden. Das ist nicht gelogen. Und wenn sie grob werden, werdet Ihr noch gröber und beschwert Euch, daß sie Euch hier unbesehen einschlossen, statt erst nachzusehen, wohin sie mich schaffen."

Seine Schrotkugeläuglein blinzelten überaus listig aus dem verwetterten Gesicht. Aber er hatte recht. Das konnte ich triftig den Polizisten zurückgeben, wenn sie gar zu wichtig tun wollten.

Es waren die ersten Handschellen, die ich sah. Da gab es gottlob keinen Schlüssel zum Öffnen, ich brauchte nur zwei kreuzweis eingeschnappte Stahlreifen aus den sogenannten Gebissen auszuspannen, und sogleich fiel das Zwangsinstrument nichtig auseinander.

„Tausendmal Dank," sagte Sarti und rieb sich die Handgelenke. „Das sind verdammt solide Handschuhe."

Dann griff er in den Hemdschlitz, zog einen Lederumschlag hervor, entnahm ihm ein von Fingertupfen beschmutztes Briefböglein und sagte andächtig: „Lest das!" — Dabei wurde er rot und verlegen wie ein ungeschicktes Kind.

Eine schmale Feder vom Eichelhäher mit den blau-grünen Bändern fiel aus dem Brief, wo in wenigen Worten mit Knaben-

Digitized by Google

schrift gebeten war, der Vater möge ihm doch auf den 10. September den versprochenen Vogel nach Vissо bringen, einen Raben oder Häher, aber am liebsten einen Habicht . . . ‚Ferruccio Sarti' war hübsch wild unterschrieben. Der 10. September war sein Geburtstag.

„Mein Bub geht in Vissо zur Schule," erklärte der Sarti. „Ich habe eine ledige gute Schwester dort. Als meine Frau starb, hat Monica den Kerl zu sich genommen. Was tät' ich mit einem Dreijährigen? Aber jetzt ist er zehnjährig, groß, schön, wild wie ich. Ich hab' Heimweh, möcht' ihn zu mir nehmen. Meine Hütte ist so gar ungemütlich. Keine Frau putzt ein wenig und stellt die Sachen in Ordnung. Und doch, eigentlich nur so zum Holzen und Jägern und im Rauch liegen . . . ach, ich besuch' Ferruccio alle vier Wochen. Zuletzt nehm' ich ihn doch."

„Käme er gerne?"

„Und wie gerne! Buch und Tinte sind ihm Mist. Entschuldigt, fremder Herr, aber es ist so. Den Vogel, den Wald, das Jägern mit mir möcht' er haben. Und ein Zeichen soll ich ihm dafür bringen, einen ausgestopften Habicht! Glaubt Ihr jetzt, daß ich auf ein Reh schoß, wie die Poliziotti behaupten, und nicht den Habicht! Was ist mir das schwerste Reh, wenn Ferruccio den Falken will? Aber mit meinem Schuß ging fast in einem Knall ein zweiter los, und wahrhaft, so toll es klingt, ein Reh sprang mir beinahe an die Beine, rannte dann seitlings ins Gestrüpp und fiel hin, aber war noch nicht tot. Ich lief herzu und schlug ihm die Schläfe mit dem Gewehrkolben ein. Absichtlich gab ich ihm keine Kugel, damit man sehe, daß ich nur den Habicht schoß . . ."

Er zeigte die elf Patronen im Gurt. Nur der zwölfte Stecker war leer.

„Kein Jäger nimmt eine Patrone mehr, als im Gurt vorgesehen ist. Dreizehn, wohin damit? Wer nimmt noch eine dreizehnte? — Dann band ich das Reh an den Beinen zusammen. Denn der Wilderer — ich kenn' ihn gut — hat sich nach meinem Schuß und Gelärm nicht hinzugewagt. Ihm schlich die Patrouille ja nach. Das hatte er längst gemerkt. Nun verschloff er sich irgendwo, und ich in meinem Eifer für Ferruccio dachte nicht, daß es jetzt über mich komme. Lange zögerte ich, das Reh anzurühren. Aber soll' ich so ein flottes Wild da faulen oder andern Leuten lassen? Das wär' zu blöd'. So trag' ich's in einen Erdschlupf, den ich nahe weiß, und hol' es dann nachts. Aber wie ich so meinen Habicht vergesse und den Vierbeiner aufgable, überlaufen mich diese blauen Strolche. Jetzt sagt' ich alles. Aber sie lachen mir ins Gesicht und meinen, daß ich Habichte schieße, aber nicht hole, und Rehe packe, die andere schossen. ‚Wir wollten den Gherardo Plegni fangen, wir hatten seine Spur. Nun fiel uns statt des Fuchses der Wolf in die Fänge,' brüllten sie. O, wie sie lachten! Ja, der Gherardo Plegni hatte geschossen, aber ich sagte kein Wort mehr. Wir sind gute Kameraden. Wir verraten einander nicht."

„Und der Brief von Ferruccio?"

„Ist das ein Beweis?"

„Vielleicht! Vielleicht suchen sie dann noch den Habicht."

Sarti ließ eine Pause vergehen. Dann meinte er: „Das Papier da zeig' ich nicht. Nein, diese Affen, die nur auslachen und Handschellen anlegen können, müssen mir so einen Brief nicht beschmutzen. Nein, und wenn es mir an den Kragen geht, ich kann nicht. Mir war schon lange wind und weh deswegen, falls einer mir unter den Kittel griffe. Nehmt den Brief zu Euch, bitte! Die Feder auch! Tut es mir zulieb'! Ich meld' mich dann schon. Oder kommt Ihr mal nach Vissо . . . dann . . ."

Man hörte von außen Geräusch. Kinder, die etwas gerochen hatten, umlauerten das Kirchlein. Ich steckte den Zettel widerstrebend ein. Wir flüsterten nur noch. Sarti wurde sehr unruhig.

„Was würde wohl der Mann da uns raten?" fragte ich und deutete auf den heiligen Franz.

„O, der hätte keine Handschellen gebraucht."

„Aber er würde vielleicht doch sagen: ‚Wildere nicht mehr, treib' ein ehrlich' Geschäft!'"

„Das könnte er leicht sagen. Ihm sind alle Tiere eben wie Hündlein entgegengesprungen. Aber uns riechen sie von weitem und laufen davon."

„Franz wollte eben nicht töten, sondern Leben, Leben."

„Und wir, und ich? Ich will auch nur leben, leben, leben. Und da helf' ich mir, wie ich kann. Oder soll ich verderben, damit ein Reh lebe? Dummes Zeug! Aber entschuldigt, guter Herr, ich bin so aufgeregt, ich rede wüst, entschuldigt!"

Ach, wie lieb war mir dieser offene, herzliche Schlaumeier schon geworden! Was litt er beim Gedanken an Gericht, Zuchthaus, Zelle, Fußketten, Unfreiheit, kein Wald und keine Berge und keine Büchse mehr und das geliebte Bübchen fern und fremd. Und dazu schuldlos! Er dachte nicht, daß er hundertmal diese Strafe riskiert hatte, ihr hundertmal verfallen wäre. Er dachte nur, daß er

Digitized by Google

sie dieses eine einzige Mal nicht verdiene. Und ich dachte genau so und überlegte, ob ich denn gar nichts für den Häftling tun könne.

Wir schwiegen. Oft schien mir, er bete auf seine Weise. Als wir endlich die genagelten Schuhe der Gendarmen herzuklappern hörten, riß Augusto plötzlich einen schwarzen Tuchfetzen, der unter dem Hemd an einer Halsschnur gehangen, aus dem Latz und zeigte ihn mir. Es war das Skapulier, wie die Verehrer des heiligen Franz es tragen, die sich geistigerweise als Laien mit seinem Orden verbinden und Drittordensbrüder nennen und deren es in allen Ländern Millionen gibt.

„Ich lieb' ihn auch, wisset," flüsterte er. „Meine Frau hat es mir beim Sterben gegeben, dies da. San Francesco," rief er leise gegen die Wölbung, „o, San Francesco . . . Ferruccio mio!"

Eben riegelte man von außen auf.

Viele werden beim Lesen dieser Stelle lächeln oder gar spötteln. Ich hindere sie nicht. Wer nichts von den Geheimnissen des Heilig-Unheiligen weiß, wer vor dem Unbekannten, gerade weil es ihm unbekannt ist, Witze reißt, gut, der lache eben! Er lacht ja im Grunde sich selber aus.

Drei Stimmen riefen: „Zum Teufel, was geht da vor? Willst du nicht hinaus, Sarti? . . ." und lachten heillos gemütlich.

‚Das sind keine Schlimmen,' sagte ich mir, ließ rasch die Handschellen wieder einschnappen und öffnete.

„Hab' ich's nicht gesagt, er ist da drinnen, unser Fremde," rief der fette Sindaco Paolo Conzi. „So macht ihr's, Unschuldige riegelt ihr ein, hahaha!"

„Ja, Unschuldige," schrie Sarti den verblüfften zwei Poliziotti ins Gesicht.

„Sei nicht vorlaut, du da!" gebot der Ältere von den beiden. „Tut mir leid," wandte er sich an mich. „Warum haben Sie uns nicht gerufen?"

„Ihr ließet mir ja keine Zeit," versetzte ich. „Nun bin ich froh, daß es so kam. Ich weiß jetzt, ihr habt einen Unschuldigen gepackt. Ich werde helfen, das zu beweisen."

Die beiden Grenzwächter, wie man damals diese Gendarmen eigentlich hieß, sahen sich belustigt an und zuckten die Achseln. Der Sindaco blinzelte unsicher durch die fetten Lider. Es war unklar, auf welche Seite er neigte.

Wir gingen nun in seine Stube, wo eine Art Wirtschaft geführt wurde. Die zwei Männer der Guardia, der Wirt, seine viel jüngere Stiefschwester und ich saßen an den Tisch. „Du kannst jetzt auch mit uns halten," meinte der ältere Polizist zu Augusto Sarti und löste ihm die Zwingen. Ich winkte den Frevler zu mir. Es kam Wein und gutes Brot und Käse. „Der Braten ist noch nicht fertig," sagte die Jungfer streng.

„Welcher Braten? Doch wohl nicht . . ."

„Doch, doch, Sartis Reh. Was sollen wir es durch die vermaledeite Hitze talab schleppen? Es riecht ja schon an den Läufen. Du darfst auch davon essen, Augusto, du erst recht. Mußt ihn ja teuer zahlen, den Braten, und bekommst lange keinen solchen mehr. — He da, so mach' doch kein so böses Gesicht! Wir tun ja bei Gott so was ungern. Aber du treibst es auch gar zu toll."

„Keine Gabelvoll rühr' ich an," trotzte Sarti. „Dieser Braten gehört zu einer andern Flinte. Habt ihr die Hülse gefunden? Paßt sie etwa auf mein Rohr? He, ihr Gescheitleute, was sagt ihr?"

„Du bist ein elender Fuchs," machte der Sindaco und tätschelte dem Wilderer gütig auf die Achsel. „Du hast viele Flinten. Freilich," wandte er sich an die Guardia, „habt ihr ihn mit dieser und keiner andern betroffen." — Und wieder blinzelte er zwischen den Fettpolstern der Augen schlau hervor.

„Sollen wir etwa in allen hohlen Bäumen herumkriechen, wo du dein Arsenal versteckst?" scherzte der Jüngere der Guardia, ‚Beppo' genannt.

„Ja, das müßt ihr, wenn ihr mich anschuldigen wollt!"

„Und auch den Habicht müßt ihr suchen, unbedingt," fügte ich bei. „Ihr seht doch, was für kleine Patronen er trägt. Noch elf! Wer tötet damit Hirsche und Rehböcke? Aber wenn der Falke gefunden wird und gar noch die Kugel dazu, dann ist die Sache klar. Dann hat ein anderer das Reh geschossen."

„Sie sind hier fremd," versetzte der ältere Polizist Ugo, sehr höflich, aber sehr bestimmt.

„Aber wo habt ihr denn die Ohren gehabt?" fragte Augusto zornig. „Ihr müßt doch zwei Schüsse gehört haben, piff paff, so schnell nacheinander."

„Piff paff, jawohl!"

„Und da soll einer mit zwei Flinten so flink gefeuert haben? Bedenket!"

„Ja, einmal in die Luft."

„Nein, Freunde," bat ich, „den Habicht muß man um jeden Preis suchen. Ja, Herr Ugo, ich bin ein Fremder. Aber auf der ganzen Welt gibt es kein Gericht und keine ehrliche Polizei, die eine solche Unterlassung begehen darf. Mag meinetwegen Augusto tausendmal gewildert haben, ihr müßt beweisen, daß er gerade dieses Mal gewildert hat. Alles andere geht euch nichts an. — Aber, Signora Marta, bringet noch Wein,

Digitized by Google

gelben Orvieter. Ich zahle diesen Abend allen lieben Freunden das Trinken."

Das durfte ich wohl. Das Getränk war so gut wie billig, ich lebte hier wohlfeil, man hatte mir schon manche Gefälligkeit erwiesen, und das goldene Weinstündchen freute mich selber tüchtig.

„Wir essen, wir trinken, wir schlafen zusammen," betonte Ugo zum Sarti. „Aber morgen wird nicht gemarktet. Du mußt mit uns nach Spoleto. Wenn sie dich dann laufen lassen, um so besser."

„Niemals werd' ich mit euch gehen."

„Seht unsere Leute," munkelte mir der Sindaco zu, „sie stehen alle zu Augusto, besonders die Kinder. Da ist keines, dem er nicht schon was geschenkt hat."

In der Tat, draußen standen Buben, Mädchen, etliche Männer und Weiber. Sogar durch den Gang und die Küche drückten sie sich vor und guckten zur Stube herein.

„Man sollte ein Dutzend ins Gehölze hinaufschicken, um den Habicht zu suchen."

„O, das liegt zu weit hinten, am Monte Valiano, und jetzt wird es schnell dunkel. Morgen!"

„Aber morgen ist es zu spät. Die Füchse, die Marder . . ."

Der Sindaco zwinkerte mit den fetten Äuglein. Er hatte wohl etwas anderes vor. Vielleicht in der Nacht läßt er den Wilderer entschlüpfen. Das ganze Dörflein wird mit helfen. Diese Leute schauen die Guardia ordentlich gehässig an.

„Trinkt Wein, unser Gast zahlt, ein Svizzero," schreit der Sindaco und füllt vom Gelben den Polizisten die hohen Standgläser wieder voll. „Evviva la Svizzera!"

„Gibt es dort auch Jagd?" fragte Beppo.

„Sicher."

„Und Wilderer?"

„Warum denn nicht!"

„Und Polizei?"

„Jetzt tupft ihr am rechten Fleck. O ja, auch wir haben Polizei, aber ein bißchen andere als die hiesige. Die dürfen einen nicht so mir nichts dir nichts wie einen Mörder fassen und in Eisen legen und elend und verdurstet in eine Kapelle werfen. Sterbensübel ist dem Sarti geworden. Gottlob war ich da und konnt' ihn tränken und füttern, sonst . . . Er fiel ohnedies hin fast wie eine Leiche. Was geschähe mit euch, wenn er im Kirchlein gestorben wäre?"

„Man stirbt nicht so schnell," sagte Ugo. Aber er schien doch ein wenig eingeschüchtert.

„Bei uns," fuhr ich fort, „würde nicht der Jäger, sondern der Polizist ins Gefängnis geworfen, der ohne Beweise und Gegenbeweise kommt wie ihr. Nicht einmal den Habicht suchen! Und die Kugel im Reh paßt gar nicht in Sartis Gewehr. Und ein anderes findet ihr nicht. Und trotzdem schleppt ihr ihn in Handschellen ins Land hinunter. Herrgott, das sollte uns einer bieten . . .!"

„Aber er trug doch das Reh weg. Er wollte es behalten."

„Und ihr, Männer der Gerechtigkeit, ihr bratet und esset es!"

Alles lachte. Niemand war böse als der Sarti. Man aß voll Appetit und wünschte gewiß den Wilderer in alle Wälder und Freiheiten fort. Aber nun hatte man ihn eben zwischen die Finger bekommen, war so weit gegangen mit dem bittern Amt . . . wie konnte man da zurück?

Dennoch war weder dem Sarti, wie er auch immer grollte, noch mir das Herz auf weiteres schwer. Wir schmeckten es sozusagen mit der Zunge, daß die Nacht Rettung bringe. Mir wäre freilich lieber gewesen, man hätte den Vogel gesucht und daraus einen gültigen Beweis für Sartis Unschuld in diesem einen Falle gezogen. Denn wenn er entfloh, blieb er doch immer ein Angeklagter und Verfolgter, trug den Schein der Schuld auf sich und konnte nicht mehr in der frühern Sicherheit über Weg und Steg gehen.

Die Polizisten soffen wie Kühe, lachten, nestelten den Revolver los, knöpften schließlich Rock und Hemd auf und begannen zu singen. Der Jüngere fing an, dem stillen, nüchternen Sarti Freund und Bruder zu sagen.

Kerzen wurden festlich angesteckt, als es dunkelte, vom Kapellchen läutete es das Angelus die Hügel hinauf. Die Holzschuhe der Kinder klapperten heim. Es ward Nacht. Aber nicht das starke Wald- und Wassergeräusch, das so herrlich unsere schweizerische Taleinsamkeit durchschauert, klang von den Bergen her, sondern eine tiefe, unermeßliche Stille von Himmel und Erde regierte hier. Ich sah, wenn ich mich übers Gesimse lehnte, ein paar Sterne hoch oben. Mir war, ich müsse ihr fernes Feuer knistern hören, so lautlos lag die Nacht da draußen.

Aber plötzlich wurde es laut. Leutegemurmel, ruhige, feste Schritte, ein großer, ernster Mann mit einem schweren Sack auf der Rückengabel poltert in die Stube, rückt sich einen Stuhl zu uns an den Tisch, mitten zwischen die Guardia, schaut alle kühl an und sagt langsam, als könnte etwas verloren gehen: „Guten Abend! Habt ihr mir auch einen Bissen?"

„Guten Abend, Marzo Plegni," grüßt der Sindaco mit tiefer, zufriedener Stimme.

Digitized by Google

Aber die Polizisten, der Sarti, die Jungfer Marta machten Gesichter voll Verwunderung. Dem war man doch auch auf den Fersen.

„Jungfer Marta, wollt Ihr ein paar Pilze? Schöne, fette Steinpilze, bevor ich den Sack nach Preci trage und verkaufe. Den ganzen Tag sucht' ich Pilze."

Die herbe Stiefschwester des Sindaco lief sogleich zum Sack.

„Lest Euch ein Dutzend aus, aber dann lasset mich hier über Nacht!"

„Schon recht!"

„Und erschreckt nicht. Zu oberst liegt ein Vogel, bringt ihn her!"

Wir saßen wie an die Bank geleimt. Ein währschafter Habicht wurde auf den Tisch geworfen. ‚Was der Teufelskerl waat,' dachte der Sindaco. ‚Er ist halt ein echter Kamerad,' frohlockte Augusto Sarti mit dem ganzen Gesicht. ‚Jetzt bin ich frei.'

Dann unter andauerndem Schweigen langte Marzo, derselbe Marzo, dem man unzweifelhaft den Rehschmaus verdankte, langte eine Patrone aus dem Sack. Sie war noch schmutzig von Blut und Fett. „Die steckte in der Brust," brummte Marzo Pogni. „Seht nur an der Wunde nach! Deine Flinte, Augusto, ich wette. Zeig' mal!"

Sarti schnallte heftig die Patronentasche ab. Marzo zählte eins, zwei, drei, fünf, zehn, elf . . . und schob die Hülse in den zwölften Lederschlitz. Ringsum zeigte er die Patronentasche. Ja, das war dieses zwölfte Geschoß gewesen.

Jetzt ernüchterte die Polizei. Sie griff in die Wunde, holte Sartis Flinte, legte die Patrone ein, wirklich, es klappte. Augusto hatte nicht gelogen. Diesen Raubvogel hatte er mit dieser kleinen Kugel getötet. Fraglos! „Der zweite Schuß . . . na . . . Marzo, der ging nicht weit von Euch los," hieß es heiter; „sehr nahe muß es geknallt, Euch fast die Backe versengt haben." Alle lachten, nur nicht Marzo Pogni.

„Ich weiß von keinem zweiten, nicht mal von diesem ersten Schuß da," betonte er frostig. „Jetzt schießen ja viele, Jagdzeit oder nicht. Ich habe Pilze gesammelt, das seht ihr. Aber jetzt hab' ich Hunger und Durst, und der Rücken schmerzt, als hätt' ich nicht Schwämme, sondern die beiden Polizeihunde da zwölf Stunden lang auf dem Buckel gehabt. Bücken, immer bücken und bücken und dazu zwei Gendarmen am Hals . . ."

Man lachte wieder. Nicht einmal die Guardia nahm das ‚Polizeihund' übel. Die saftigsten Bratenstücke lud man ihm auf den Teller. Er aß und ward redselig. „Das ist ein Reh! Mein Lebtag aß ich kein solches. Welcher Spitzbube hat das erlegt? Ihr etwa, Blauhösler?" wandte er sich an die Uniformen rechts und links. „Schießt ihr wirklich so gut?"

Da war nichts zu machen. Die ganze Bande hier steckte unter einer Decke. Das merkten die zwei gut genug. Jetzt nur nicht noch die Gefoppten spielen! Lieber lachen und mitschmausen.

„Und jetzt, was sagt ihr Hunde?" schnauzte Sarti sie an. „Gebt mir schleunigst Flinte und Rucksack und seid froh, wenn ich euch nicht verklage."

Sie holten das Abgenommene und mußten sich bescheidentlich darein ergeben. Geglaubt haben sie nichts. Sie fühlten, daß der richtige Kerl zwischen ihnen sitze, ja, zwei Kerle. Aber sie hatten an der ersten Probe genug. Also Hände weg und dafür essen und trinken bis zum Umfallen!

Jetzt endlich aß auch Augusto Sarti vom Wildbret. Nachdem alle andern genug hatten und müde, übersättigte Köpfe hängen ließen, schmatzten und nagten er und Marzo noch gewaltig am Braten herum. Sie hatten ja das beste Recht darauf. Ihr Appetit wurde jedesmal frisch, wenn sie überlegten, wie lustig es eigentlich sei, vor den langen Nasen des Staates gewildertes Fleisch behaglich zu verzehren. „Wir dürfen doppelte Portionen nehmen," höhnten sie, „sind wir doch arme, geplagte, unschuldige Waldleute und hier zu Tische geladen. Aber eine ganz andere Frage ist, ob ihr Herren Blauröcke von diesem Fleisch, das jedenfalls gewildert worden und für euern Magen und euer Gewissen ganz sündhaft ist, ob ihr auch nur eine Gabel voll essen durftet."

Nun mußten auch die Polizisten erschütternd lachen. „Nein, so etwas!"

Marta kochte zwei, drei Kannen voll Kaffee. Den tranken wir in der Küche am großen Herdfeuer, und hier hockte es sich so vergnüglich, daß es unter Geschichtenerzählen und Späßen fast Mitternacht wurde, bis man das Lager aufsuchte. Man hatte zuletzt noch alte, schwermütige, eintönige Lieder gesungen und sich dabei Arm in Arm gehalten, auch die Polizisten!

Ernst, feierlich, ehrlich war man geworden. Da konnt' ich's nicht verhalten, zog den Knabenbrief hervor, las ihn laut, Stempel, Unterschrift, Feder und fragte: „Wer zweifelt jetzt noch, daß unser Freund Augusto Sarti heute nichts anderes, gar nichts anderes hätte schießen können als einen Habicht?"

Der Sarti schoß mir böse Blicke zu. Aber als alles ‚Bravo' schrie und Beppo und Ugo ihm die Hände schüttelten und nun wirklich

Digitized by Google

herzliche Abbitte leisteten und sogar versprachen, sie wollten ihm nie anders als so am guten Eßtisch begegnen, und sie würden ihm in Zukunft Signale geben, etwa durch die Finger pfeifen, wenn er im Walde zu tun hätte, damit so ein Habichtschütze nur ruhig bleibe . . .

„Oder noch ruhiger davonlaufe," ergänzte Marzo Pogni.

„Um nicht den Braten mit einem Dutzend Mäuler teilen zu müssen; denn," spaßte Sarti, „mich reut, was ihr mir da alles weggefressen habt . . ."

Jetzt wollte das tiefe, rauschende italienische Lachen gar kein Ende mehr nehmen. —

Am Morgen gab ich dem Sarti den Brief Ferruccios zurück. Er schob ihn unters Hemd, neben das Skapulier. „Die zwei sollen beisammen bleiben, mein Sohn und San Francesco. Es ist genug, daß ich nicht dabei sein kann."

„Ihr könnt es doch."

Der hagere Mann zuckte die Schulter, hing den schönen, großen Vogel an den Rucksack, schlug ein Kreuz vor der Kapelle und wanderte in großem Schritt mit Kamerad Marzo die Höhen von Renaro hinauf. Die Freiheit, der Bergwind und die unwiderstehliche Jagdlust wirbelten ihm das schwarze Haar auf. Er blickte kein einziges Mal nach uns zurück.

Was ist wohl aus ihm und seinem Büblein geworden? Ich trieb mich noch zwei Tage in der Gegend herum. Dann nahm ich die mir so unvergeßliche Bergstraße nach Visso, den sibillinischen Häuptern entgegen.

Einer, der Steine sucht und Menschen findet

Spoleto!

Dreimal bin ich die alte Stadt der Abruzzen bergauf gewandert. Es riecht nach Rom und Goten, nach Hannibal, der die Rocca nicht erobern konnte, nach Totila, der fluchend vor ihren Felsen stand, nach Barbarossa, der das „päpstliche Nest" endlich ausräumte, und nach seinem Sohne, dem mildesten Hohenstaufen, dem herrlichen Jüngling Philipp, wie er hier als Herzog doch recht umgriffig hauste und den alten Papst neckte.

Heimweh faßt mich, denk' ich an dich, du alttrautes Städtchen am Monte Luco im Atem der schönsten Eichen. Wie viele Fürsten und Bischöfe haben hier ihr Wort gesprochen und meinten, es verhalle nicht. Wie viele Künstler malten und meißelten hier in der Hoffnung, sich den Weg nach Rom zu ebnen. Und wenn ich die Gäßchen hinaufzog, wie viele stille Chronisten glaubte ich aus kleinen Fenstern ins Halbdunkel hinausträumen zu sehen. Denn was ward da in Türmen, Stüblein und Sälen geseufzt, stolziert, gequält, gelacht und wütend geküßt. Es ließen sich Folianten aus jeder alten Straße schreiben. Ich schlage ein Blatt auf und lese folgende rührende Geschichte:

Eines Vormittags um die neun, als nach einem heillosen Gewitter durch alle Nacht bis tief in den Morgen der Wind vom Monte Maggiore das Gewölke zerblies und aus der zornigen Himmelsfratze ein lachendes Unschuldsgesicht schuf, so daß auch Spoleto sogleich aus der Angst in den vergeßlichsten Leichtsinn sprang und die Einwohner auf die Straße hinaustraten und einander sagten, sie hätten sich gar nicht gefürchtet, obwohl der Blitz mehrmals ihr Haar gestreift habe, während sie gemütlich an den Gesimsen gesessen und ins Gekrach und Geleuchte der Lüfte geguckt hätten — um diese aufatmende, redselige Stunde marschierte gerade ein Fremder mit hagerem Gesicht und zerschütteltem, magerem Langbart über den Tessino und freute sich ein wenig, wie dieser Bach katzengrau und geschwollen aus der Schlucht herunterbrach, trat dann durch die Porta Leonina in die Unterstadt und rückte langsam gegen den Dom herauf, wobei er die durchnäßte Kapuze hintenüberschlug, um besser die alten Häuserfronten zu betrachten. Er zeigte ein sehr altes Gesicht mit überhoher, zerfurchter, grämlicher Stirne, aber von einer solchen Neugier, ja Sehnsucht der Augen überglänzt, daß es geradezu kindlich wirkte.

Die Leute grüßten ihn mit einem wortlosen Kopfnicken. „Der muß die ganze wüste Nacht unterwegs gewesen sein," sagten sie hinter ihm, „seht nur seine Stiefel an!" Und ein Taugenichts auf der Schwelle des Schusters Troni schwang eine Bürste und rief: „Gnädiger Herr, Stiefelputzen, Stiefelputzen? . . ." Aber der Greis beachtete es nicht.

Es war unrichtig, er hatte nicht die ganze Nacht marschiert. Aber freilich war er um zwei Uhr nachts mit seinem Neffen Nino Buonarotti vom Quartier in Campello auf-

Digitized by Google

gebrochen, da es eine Weile aufhörte zu regnen und nur ein Zucken und Schießen der himmlischen Artillerie noch glorreich über den Bergen feuerwerkte, was dem Alten wohltat. Ungern hatte er es gehabt, daß auch Felicita Franzoni mit ihrem Gemahl Carletto ihn begleiten wollte. Das war ein junges, adliges Paar, bei dessen Eltern er Gast gewesen und das eine Wallfahrt zum Kloster auf den Monte Luco gelobt hatte, wenn die Hindernisse, die man ihrer Heirat auf beiden Seiten bereitete, in drei Monaten besiegt würden. „In drei Monaten," erzählte Carletto, das Schnurrbärtchen streichend und die langen, schmalen Augen bis auf eine Spalte schließend. „Und in drei Monaten hatten wir es ertrotzt."

Diese Hindernisse bestanden in der Politik der Väter Franzoni, in der blutarmen, zarten Ungereiftheit der siebzehnjährigen Felicita und in der Unruhe und Seßlosigkeit des zwanzigjährigen Carletto. Er jagte unmäßig, reiste gerne weit und allein herum, stieg sogar, was ein Greuel schien, auf die kahlen Berggipfel hinauf und, munkelte man, unterschied nicht zwischen Gold und Kupfer und zwischen Liebe und Liebelei. Er wollte immer heiß haben, sei es von der Sonne, von den Abenteuern, vom Reiten, vom Tanz mit den Mädchen und vom dunkelroten Spoletanerwein, den er jedem andern vorzog.

Jetzt bei der hohen Gelegenheit eines solchen Gastes wollte das Paar sein Gelübde erfüllen. Aber beide mißfielen trotz ihrer hübschen, flinken Jugend dem greisen Michelangelo, besonders die unglaublich kindliche Frau, die noch auf dem Schemel ritt, Carlettos Reithosenknie mit ihren weißen Schneeglöckleinwangen rieb und so zu ihm aufsah, als sei er der Herrgott um und um. Er nahm sie aufs Knie wie eine Puppe und küßte sie, bis das Schneeglöcklein eine Rose ward, spaßte mit ihr, neckte sie, und so gar nichts von Ernst und Lebensreife atmete gestern abend aus dem Paar, gerade als säße man in einem Puppenzimmer.

Den alten Eltern, die zu Rom schöne Häuser besessen und dort ihre Jugend verbracht hatten, aber nun seit zwanzig Jahren nie mehr von ihrem geliebten umbrischen Bergsitz weggekommen waren, hatte Michelangelo nur immer von Rom erzählen müssen. „Als Ihr das Jüngste Gericht fertig gemalt hattet, sind wir zum letztenmal im Vatikan gewesen. Da nahmen wir uns an der Hand, meine Frau und ich, und liefen, den kalten Schrecken im Rücken, aus dem Palast und bald aus Rom ins Grüne hier oben. So ein Grausen, Meister!"

„Und glaubt Ihr dem Gerichte entronnen zu sein? Gibt es das nur in Rom?" fragte der Künstler ernst.

„Dort mehr als anderswo!" erklärte der Graf fest.

„Das mag wohl sein," gab der Greis zu und hoffte, nun schweigen und sich zu Bette legen zu dürfen. Nebenan liebelten die Jungen trotz Charon, Posaune und allen Totenschädeln der Friedhöfe.

Aber man ließ dem Einundachtziger noch keine Ruhe. Er saß auch gar zu vielwissend und rüstig da. „Als die Franzoni Rom verließen, war Sankt Peter halb eine Ruine, halb ein unsägliches Baugerüste gewesen, ohne Gesicht und Gehirn," scherzte der Graf. Wie es nun dort wohl aussehe und ob die unglaubliche Kuppel wirklich ausgeführt werde? Da vergaß sich der alte Mann, schwamm mächtig in seinem Element, erzählte, schimpfte, er habe es mit Verschnittenen zu tun, es gebe dort keine echten Menschen mehr, schlug mit der klapperigen Hand auf den Schiefertisch und zeichnete seinen Plan, das griechische Kreuz, auf die Platte. Kein Finger zitterte. Und dann riß er die Laterne hin und den himmlischen Schwung der Kuppel. Welche Bogen! Welcher Atem in jedem Strich und welche Wut, daß immer wieder die „Praktischen" kamen — o Gott, diese verfluchten Praktischen! — und das Kreuz in die Länge ziehen und die Krone des Weltdoms, die auch seines langen Lebens Krone wäre, töten oder sie ihm doch zu einer Dornenkrone machen wollten. — Nein, da saßen nicht mehr einundachtzig Jahre auf der Eichenstabelle, ein Jüngling war das, ein brausender März, ein gottgejagter, mächtiger Schaffer.

Aber Kuppel hin, Kuppel her, in der Nische hörte man das Schmeicheln und Streicheln der Jungen. Sie sahen den Bart des Alten lodern und wehen, seine unsterbliche Hand mit einem ungeheuren Schatten an der Wand hin- und herregieren und von Ewigkeitsglorie reden, und schüttelten nur das warme, junge Haar und lachten einander in die Augen und umfingen und verwirrten sich wieder in ihren kleinen, elenden Seligkeiten. Den Greis ekelte es förmlich an.

Und so war er denn unsagbar froh gewesen, als der Wind nach kurzem Nachtritt wieder anhob und schwere Regentropfen in die Gesichter schmiß und das bleichsüchtige Frauchen, von all dem Getöse erschreckt und angefröstelt, durchaus umkehren und den Morgen abwarten wollte. Nur Nino war dann weiter mitgeritten, der Sohn seines Brudersohnes, der gar nichts von Kunst und seiner Art verstand. Er hatte ihn in der

Digitized by Google

Herrschaft der Franzoni, wo die Familie bauerte, besucht, dem Großenkel einen Beutel Silber als Patengabe an den Gurt gehängt und, erfreut über seine backenrote, gesunde Unwissenheit, nach Spoleto mitgenommen.

So waren der Greis und der Bub durch die Finsternis geritten. Ein hübsches Reiten trotz Regen und Lüftegebrause. Der Alte redete mit sich oder dem Himmel und der Junge mit seinem Pferde und jeder ließ den andern in Ruhe.

Ein einziges Mal schien es Michelangelo, es wimmere etwas vom Wegrand und seufze Misericordia! Beinahe wollte er anhalten. Aber der Jüngling lachte, der Ohm träume wohl. Die Winde pfeifen so, und die Bäume jammern, und das Wasser klagt, die ganze Erde schreit. Da kann man alles hören, was man will. — Und Michelangelo hatte wirklich gerade an ein merkwürdiges Bild gedacht, an die alte, abgerackerte Mutter Erde, die müde war und nicht mehr leben wollte und aus Schweiß und Verdruß und Sünde ihre Hände zum Schöpfer hebt und bittet: ‚Misericordia, nimm mich hinweg! Ich verderbe ja nur dein himmlisches Spiel. Ich bin ein Greuel für Sonne und Mond mit meinen Häßlichkeiten. Nimm mich weg! Einst war ich ja auch nicht und du, o Gott, bist ohne mich genau so groß und so glücklich. Erlöse mich, Misericordia!'

Dieses Misericordia hatte er von innen heraus gehört. „Aber dann," beharrte er, „hat auch da draußen im Sturm jemand das Wort leise geschrien."

„Ach Ohm, du bist alt. Vertrau' meinem Ohr. Ich hör' zehnmal schärfer."

Sie schwiegen und ritten weiter, und erst der aufheiternde Morgen machte sie redseliger. Aber kurz vor Spoleto war das eine Pferd ausgeglitten, blutete am linken Knie und wollte keinen Schritt mehr weiter. Indessen Nino es in einen Bauernstall zur Verpflegung abgab und das andere müde Tier füttern ließ, um dann dem Großohm mit frischer Kraft nachzureiten, hatte der Greis das Städtlein zu Fuß erreicht und sog die gute, vom Gewitter herrlich durchsäuerte Bergluft munter ein, indem er gemach, aber elastischen Schrittes zur Domhöhe aufstieg und sich um den koligen Zustand seiner Kleider nicht im geringsten kümmerte.

‚Das werden ein paar schöne Tage sein,' dachte er, ‚dort oben auf dem Luco, in Wald und Gestein, so unbehelligt und ungeärgert, auf der Suche nach dem gerühmten Stein, der dort oben gebrochen werde, und bei seiner leichten, zähen Art so trefflich für seine Kuppel passen würde. Dann soll es auch Adern eines andern, feinen, mattweißen Marmors da oben geben, nicht der kalte, glänzende, sondern ein Marmor weich und leisrötlich wie Fleisch.'

Fort von den Menschen zu den Steinen!

Ja, Ruhe und Steine suchen und ganze Dichtungen darin sehen, und abends bei den Mönchen im Refektorium sitzen und der Lesung zuhören und um Mitternacht, wenn das Glöcklein weckt, auch Buch und Laterne nehmen und in den Chorstuhl sitzen und psalmodieren: Ah, das ist schön. Das sind Ferien der Stadt- und Werktagsseele.

Wenn nur jenes zwitschernde, küssende Spatzenpaar ihm nicht nachflattert und die einsame Sonntäglichkeit dort oben nicht stört!

*

Michelangelo hätte leicht den Bischof oder den Governatore besuchen können; sie hätten ihm Komplimente, eine Sänfte, Diener und jedwede Erleichterung geboten. Aber es wäre ein Geschwätz dabei gewesen. Diese hohen Herren hätten von Gott und Kunst und frommem Beruf gesprochen, aber dann schon beim zweiten Becher über ihre irdischen Habseligkeiten und beim dritten über Feinde, Intrigen und andern Menschenstaub ihm Aug' und Herz versudelt. Er kennt das auswendig. Nein, fort, wenigstens ein paar Tage fort von den Menschen, die Staub sind und nur Staub machen!

‚Wie anders der Stein!' dachte Michelangelo, trat in den Dom und musterte rasch die Skulpturen. Da sah er noch Frühchristliches, ungefüg, schwerhändig, von stumpfer Zunge; aber es lebte ein strammer, männlicher Sinn im Geschnörkel.

Jemand spielte die Orgel irgendwo. Uralte Choräle! Der Greis lehnte sich an eine Säule und horchte und sah nicht, wie ein kleines Mädchen mit einem Strohsessel kam und sagte: „Nur zwei Quattrini!" — Er nahm etwas — Gold, Silber, Kupfer? — er sah es nicht, aus dem Gurt, reichte es, setzte sich nicht, horchte weiter. Das, was er hörte, kam nicht von Menschen. Es war übermenschlich. Es tönte, als sängen die Berge und die Ströme, die Sonnen und Monde, nein, als sänge die Ewigkeit aus ihrem schweren Munde. Dem Greise war, so müßte auch der Stein und der Hammer singen in des Bildhauers Hand, aus dem kleinen Tag ins Ewige hinausschlagend.

Michelangelo ging hinaus. Da sprang ihm das Kind nach, den tropfenden Zeigefinger ihm zustreckend und rief mit süßem Schelten: „Du bist so alt und weißt noch nicht, daß man sich in der Kirche mit Weihwasser besegnet. Auch beim Hereinkommen

Digitized by Google

hast du den Finger nicht ins Weihwasser getunkt. Da, Alter, tupf' an meinen Finger! So! Und jetzt schlag das Kreuz, wie ich's dir vormache und sag': ‚Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen . . .' Bravo, jetzt geschieht dir heut kein Unglück."

Es half ihm den ledernen Türvorhang beiseiteschieben und sagte „Addio!"

‚Ja, die Kinder,' dachte Michelangelo, ‚das sind noch keine vollen Adame und Even. Das sind halbe Engel und halbe Teufel, so ursprünglich, so naiv, so jenseitig. Aber dann werden sie größer und versinken im gemeinen, lauen Menschentum, das ich schon oft ausgespien hätte, wenn ich Gottes Mund wäre. Sie wollen Ja, sie wollen Nein, nicken zu und winken ab zur gleichen Minute, sie liebeln wie die Maikäfer in ihrer heißesten Dummheit und vergessen und verfressen sich in Trödel wie nicht einmal die Motten. Und ist ihnen einmal ein großer Gedanke vom Himmel in den Schoß gefallen, so können sie ihn doch nicht lange groß behalten. Da verzerren sie hier und stutzen dort und verkleinern und versetzen, bis aus dem Riesen glücklich ein Zwerg, aus dem Himmelsbild eine Grimasse wird. Ach, mein Petersdom!'

Er ging jetzt tief unter der klotzigen Burg vorbei. Sie ist fast so alt und grau wie ein Berg. Nun schritt er über den Ponte delle Torri, mit seinen zehn über die Schlucht gehobenen schweren Bogen. Am Fensterchen in der Brückenmitte, das damals ein gutes Stück mit dem Gesimse in die Luft hinaushing, kletterte er, um alles reiner zu übersehen, ohne Schwindel hinaus und betrachtete den gewaltigen Quaderbau hinauf und hinunter und an den steilen Seiten von Ufer zu Ufer und atmete schwer auf. Von vergessenen Riesen der Völkerwanderung ist das geschaffen. Die hatten tausend starke Knechtehände und sagten kurz: „So hoch, so weit, so dick muß es sein, basta!" Da krochen keine Würmer des Zweifels, keine Tausendfüßler der Bedenklichkeiten dem Herrn ins Ohr. Er sprach und es ward! Gott, welche Brücke! Nein, damals gab es noch keine Höflinge und Kammerherren.

Jenseits der Schlucht wanderte er langsam die Ränfte empor. Seine Lunge arbeitete noch wacker. ‚Himmel, wenn ich nur noch meine Kuppel erlebe,' dachte er. ‚Mit meinem Schnauf wäre es schon möglich. Aber der ewige Ärger. Der veraiftet.' — Und bitter trat ihm die letzte Woche ins Gedächtnis, wo die Kommission von Sankt Peter geratschlagt und ihm die Kasse geradezu gesperrt hatte.

Da war ein alter Papst, der Rom befestigen, nicht schmücken wollte. Da war ein junger Architekt. Der wollte durchaus auf seinen Posten, so kleinlich sein Talent knospete. Da war die ganze vielköpfige Fabbrica und jammerte, daß Michelangelo ihnen nicht einmal seine Pläne zeige und seine Absichten erkläre. Was hieß das? Den frischen Saft der Eingebung mit tausend Wenn und Aber verwässern.

Er verbrauche so viel Geld! Wieso? ‚Esse und trinke ich etwa das Gold selber? Ich, der ich auf einer Strohmatte schlafe, in einer Wohnung, wo Stube und Küche zusammen ein einziges Fenster haben und das Schlafzimmer mir nur drei Schritte erlaubt.

‚O, sie kritteln und ziehen ins Kleine und Niedrige jeden Schwung. Sogar der gute Kardinal Cervini sagt, es gebe zu wenig Licht ins Chor und ich sei ein alter, versteinerter Despot und wolle noch über den Herrgott hinaus regieren. O, du Großer da oben, du weißt, warum du den Menschen keine Minute voraus deine Gedanken verrätst. Das Göttliche würde vermenschlicht. Das ist der Fluch der Menschen. Sie wollen alles zu Fleisch machen, zu Fleisch, das reizt und welkt und stirbt und stinkt! Nur der Stein trotzt ihnen noch auf Erden . . . der Stein und ich. Darum sagen sie mir heimlich Unmensch.'

Nicht der steile Marsch, sondern der schwarze Krähenflug solcher Gedanken machte ihn müde. Er setzte sich auf einen Baumstrunk und sah über das graue Städtchen hinunter und nickte im Rauschen und Strudeln des Tessino unten halbwegs ein. Und wie gewöhnlich sah er in solcher Dämmerung der Sinne etwas Hohes, wunderbar Geschwungenes, ein Gebilde ohne Erdenschwere, wie eine Melodie der Überwelt, rein vom Himmelsodem lebend und schwebend, die Peterskuppel, sah sie fertig über der Trommel geschweift und mit der Laterne diademartig gekrönt, sah das über Rom wie einen Schutzgeist der Stadt wehen, und in diesem Traume fing der Alte an wie gewöhnlich mit der Linken — denn die Rechte glaubte immer den Meißel zu halten — prachtvolle Schweife und Rundungen durch die Luft zu ziehen, bis ein lautes, klares Lachen ihn mitten in der Zeichnung abbrechen und völlig ernüchtert mit einem Satz vom Sitz aufspringen ließ.

„Ach, du Bauer," fuhr es zornig aus seinem Barte. Doch wie er dann den Burschen Nino recht betrachtete, wie er ein Pferd rechts, ein Pferd links am Halfterriemen fassend mit seinen Beinen das Sträßchen verspreizte und aus seinen runden Backen das

Digitized by Google

Lachen schüttete, daß er davon in einem Sonnenschein von Spott stand, ganz wie ein derber Engel etwa über einen Schnitzer des Gevatters Teufel lacht, nein, da zerrann augenblicklich der Grimm. Das Bild war zu plastisch schön. Er zog flink das Skizzenheft hervor mit dem Rötel und befahl weicher als ein Mädchen: „Nino, lieber Nino, steh still, ganz so wie du eben noch standest, und lache, das Gesicht aufwärts, als wolltest du allen Spaß der Himmlischen zu dem deinigen hinunterlocken . . . nicht so! . . . nur einen Augenblick, das gibt ein famoses Bild, sag' ich . . ." und er blitzte und zückte und riß aufs Papier hin wie mit einem Schwert. Aber sieh, jetzt konnte Nino nicht mehr lachen, wurde trotzig und erklärte: „Ich mag nicht."

„So geh zum Teufel," schnob ihn der Meister an.

Aber der Jüngling blieb steif und wiederholte: „Ich mag nicht. Das ist dummes Zeug. Steig jetzt lieber aufs Roß, Ohm, es ist schon kuriert. Schau', wie ich es noch gestriegelt hab', das deine besonders. Der Papst mit dem Sakrament dürfte jetzt darauf reiten."

„Red' mir nicht vom Papst," grollte der Greis, aber bekreuzte sich zugleich andächtig vor dem Sakrament. — Dann skizzierte er weiter. Was brauchte er diesen Schlingel? Er hatte in einem Augenblick genug gesehen und zeichnete jetzt herrisch weiter. Das war kein Roßbub mehr, sondern ein junger Genius, der aus der komisch kleinen, krämersüchtigen Menschheit voll Ekel entflohen war und nun mit seinen zwei treuen, beflügelten Hengsten, dem Genie und der Sehnsucht, auf einer unersteiglichen Höhe rastete und die verfolgenden Ameisenmenschen mit blendendem Hohn übergoß und jedesmal, wenn wieder so eine kribbelnde, krabbelnde Schar unverrichteter Dinge an den steilen Hängen zurückkollerte, in ein tödliches Lachen ausbrach.

„Da," sagte der Meister und zeigte dem Enkel die Skizze. Blöde starrte Nino die Zeichnung an und sagte zuletzt: „Das ist ja gelogen, das gibt es nicht."

„Du hast recht, das gibt es bei uns Affen nicht. Und was es hier nicht gibt, weil die meisten zu schwächlich oder zu dumm und bange dazu sind, das will ich machen. Was es bei uns nicht gibt, das allein ist das Echte. Das andere verdient keinen einzigen Kreidestrich."

„Ach, Ohm, reden wir etwas anderes," bat der Jüngling gelangweilt. „Gib acht . . . hop, hop, Bianca! Hast du gesehen, der Schimmel hinkt nicht mehr. Wir haben ihm das Bein mit Schnaps eingesalbt, mit Schnaps und Öl. Die Kerle fraßen aber auch wie toll." — Er tätschelte sie am Hals, als wären es seine zwei Schwestern.

Man ritt nun bedächtig den krummen Weg empor, und im Anblick des Nino, dessen Backen vor Appetit am Leben geschwollen und blaurot waren, und mit seinen schweren Lippen, die sich beim Geplauder vor Frische netzten, und mit dem Heu und Schweiß im Haar, aber vor allem in seinem Schwatz, der von Erde und Tier und gesunder Urmenschlichkeit roch, da übernahm es den greisen Städter und Künstler wieder. Er mußte ihm zuhorchen, er konnte nicht anders, und sich freuen, obwohl er nicht alles verstand. Ja, hie und da juckte ihn wie Flohstich die kleine Besinnung, ob so etwas Gesundes und Echtes, in Sonne, Luft und Gras Hausendes und den Himmel kindlich Ahnendes, ob es nicht noch sogar über den Stein, den vielverehrten, heiligen Stein ginge und auch über alle Steinverehrer? Es gab nichts von der Erhabenheit seines Moses in diesem Apfelmenschen da, nichts von der Grübelei seines Pensieroso, nichts von der Schwermut seiner Nacht, noch von dem idealen Schwunge seines David. Der große Atem und tiefe Gedanke seiner Marmorbilder fehlte ganz. Und doch, und doch, war nicht mehr Leben hier? Wahreres, menschenhaftes? Und plötzlich bei diesem Vergleich fühlte Michelangelo Appetit nach Essen und Trinken und sagte, dort an der Wegschleife wollten sie halten, den Sack öffnen und das Frühstück nehmen.

Indem sie vergnüglich das Becherlein Weines leerten und Brot dazu aßen und gedörrtes Fleisch, das der Junge zu dünnen Blättchen schnitt, damit der fast zahnlose Großohm es leichtlich genieße, während dieser artigen Kurzweil im Grün und Duft des Waldes wurde der Tag schon ordentlich warm, und ihre verregneten Kleider trockneten und dufteten von Sonne. Aus der Stadt herauf läutete das Konventglöcklein von St. Agatha, und schon öffnete sich von dieser Höhe aus die Talung gegen Perugia und begannen die über Nacht beschneiten Köpfe der Sibillen hinter den Vorbergen hervorzuwinken. Es summte von Mücken und leuchtete von gelben und weißen Schmetterlingen an der Lichtung, und ein Lüftchen fuhr so entzückend rein und gesund den beiden ins Haar, als bliese es geradeswegs aus der ersten Schöpfung. Leben, Leben und die große Sonne umschwoll und umdrängte den Meister, und der Wein, den die Franzoni mitgegeben hatten, durchrieselte ihn wie ein zweiter fröhlicher Sonnenschein.

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Prof. Willy Jaeckel
(Akademie-Ausstellung 1925, Berlin)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Wie schön ist es hier," sagte der Greis und streckte und dehnte sich wie ein Jüngling im Frühherbstgras. „Daß ich doch der Natur so vergessen konnte in meinem Atelier!"

„Aber Ohm, so rede doch etwas Vernünftiges," riet Nino lachend. „Von all dem Gefasel versteh' ich reinweg nichts."

Der Bildhauer hörte das nicht mehr. Unverbesserlich eilte seine schwerblütige Neugier zum Stein zurück.

Denn dort im Osten dräuten trotz allen Lichtes die sibillinischen Gipfel unheimlich ins Blau empor. Waren das Berge? Waren es nicht eher Statuen Gottes, aus dunklem Stein mit dunklem Hammer geschlagen? Ein Kopf sah aus, als trüge er eine Krone, aber eine Krone, die drückte. Schmerzlich duckte er sich ob der Last in die Schultern. Ein anderer tieferer Kegel schielte mit halb verdrehtem Hals wie ein Spion zu den höhern Kameraden; etwas Hündisches klebte seiner feilen, elenden Haltung an. Ein dritter Riese schlummerte halbwegs, das Haupt leicht vornüber. Die vielen Jahrtausende hatten ihn müde gemacht. Jetzt träumte er vom Überstandenen. Durch ein paar genial hingehämmerte Züge war das halbwache Hindämmern des Giganten ergreifend gedeutet. Nur die Stirne sollte breiter sein und minder glatt. Ein tiefer Riß sollte zwischen den Brauen in die Nasengrube gehen und gleich unter dem Scheitel sollten drei, vier Runzeln gleich ebensovielen Zeilen eines melancholischen Gedichts das Stirnblatt beschreiben. Und unwillkürlich griff Michelangelo an seinen zerfurchten Kopf und begann von da in die Luft hinaus zu zeichnen und an jenem fernen Gebilde herumzukorrigieren. Gott in seiner runzellosen, leuchtenden Stete habe da vergessen, daß wir sterblich sind und verbröckeln müssen . . . und weiter korrigierte seine Hand durch die Luft.

Aber zum zweitenmal störte ihn mitten im besten Spiel der Schlingel. Mit beiden Händen fiel er dem Meister geradezu in den Arm, tropfte Tränen vor Lachen und schrie: „Ohm, Ohm, du wirst alt. Du murmelst allein für dich hin, kein Mensch weiß was und zu wem, und du fuchtelst in der Luft herum, gerade wie der Valentino Stossi im Dorf, der Irre, wenn er etwa den Veitstanz kriegt."

„Schweig!" herrschte der Greis ihn furchtbar an. „Ich habe gemeißelt. Ich habe den Berg dort fertig gehauen."

Jetzt dachte Nino wirklich, der Meister sei verrückt geworden. Seine Augen wurden groß, das Lachen verging. „Welchen Berg?" fragte er. „Das ist doch alles fertig, Michel, jeder Berg . . ."

„Nichts ist fertig!"

‚Er ist ganz aus dem Häuschen,' dachte der Bursche und erhob sich. „Nichts ist da," rief er fast zornig, „was ich anders haben möchte, als dieser holperige Weg. Korrigier' den lieber!"

Und als der Ohm schwieg, stellte er sich wieder in seinen geringen Kleidern zwischen die Rosse vor ihn hin, schlank, geradbeinig, bauernfest und frisch wie der Himmel, ein dreckiger, grober Engel, aber doch ein Engel, und sagte nicht sehr mild: „Den Berg hast du fertiggehauen? Haha! Bist du also mehr als Gott? Er hat doch das gemacht und am siebenten Tag gesagt, es sei gut. Kannst du's noch besser?"

Mechanisch packten sie die Bündel zusammen. Michelangelos Hände wurden unsicher. Er konnte die Sackschnur nicht zuknüpfen, Nino mußte es tun. Das einfache Wort des Jungen hatte ihn wie mit einem Hammer getroffen. Er wurde finster, still und brummte: „Du verstehst mich nicht."

„Was, ich dich nicht verstehen? Das ist doch nicht schwer," fuhr Nino unbarmherzig fort. „Du pfuschtest dem Herrgott ins Zeug, einfach so! Das sagen alle. Ich hab' das nie verstanden. Jetzt weiß ich's auch . . . ha, seine Berge fertig bauen!"

Sie stiegen zu Pferde. Nino mußte wieder helfen. Der Greis sah, daß sein Enkel noch viel auf der sprühenden Lippe hatte. „Red' nur," gebot er. „Red' nur," bat er ein zweites Mal.

„Wir haben in Foligno, wohin ich jede Woche mit Futter fahre, einen alten Schneider, Andrea Folli. Jetzt ist er so kurzsichtig, daß er nicht mehr gut nähen kann. Nichts ist ihm recht. Er ist so ein Narr, daß er einmal sagte, Gott hätte den Mond für den Tag brauchen sollen, wo es sowieso hell und heiß genug sei, und die Sonne für die Nacht, wo es sowieso zu dunkel sei. Er habe sich da vergriffen. Denke, so was! — Seitdem heißt er überall der Schulmeister Gottes, und die Kinder packen ihn am Ärmel und fragen, wann er endlich da oben einmal die Lampen wechsle. Da muß man lachen. Und jetzt fängst du an die Berge zu verbessern!"

„Reite du voraus!" bat Michelangelo als einzige Antwort. Er wollte bisher hartnäckig die Spitze halten, da man nicht nebeneinander reiten konnte. „Führe du," sagte er jetzt milde. Er war nicht mehr zornig. „Ich merke," fügte er bei, „daß du besser siehst, lieber Nino."

„Ja, ich bin noch jung und stark!" bestätigte der Jüngling unbarmherzig. Und er ließ sein Pferd an einer steilen Rampe in solchem Schwung nach vorne setzen, daß es einen Augenblick schien, als schwebten Roß

Digitized by Google

und Reiter über den Abgrund in lauterer Luft. So eng war der Pfad hier. Da sollte man doch sehen, wie er jung und stark und sicher sei!

*

Es wurde immer steiler und stiller. Die Ruhe des Himmels kam einem fühlbar entgegen. An der Cabanna Mesi, wie der Platz damals hieß, stieg Nino ab und führte den Schimmel des Ohms. Dieser protestierte, aber sah bald ein, daß der Weg für ihn zu jäh und wild wurde, um zu marschieren oder sicher zu reiten. Er ergab sich drein.

„Tyrann," scherzte er selbstverspottend, „du bevogtest mich ja wie ein Kind. Nichts darf ich träumen, noch phantasieren, noch schelten, muß dir gehorchen wie ein Hündlein. Bevormundest du alles so, auch daheim?"

„Eh, eh, hör' mal, hast du denn keinen Vormund, daß er zu dir und deiner Sach' schaue?" fragte der Kerl voll ungeschminkter Neugier. „Der Conte Carletto sagte mir doch ins Ohr, du habest keine Frau und keine Magd, kochest dir sogar die Minestra und seiest zuletzt so ins Elend gekommen, daß der Papst selber dein Vormund geworden sei und dir die Steine auslese und den rechten Hammer und dich auf Schritt und Tritt überwachen lasse."

„Das könnte schon so sein," meinte der Ohm lächelnd. „Aber bevogten läßt sich das da doch nicht." — Und er strich mit der Hand übers Herz. — „Kennst du meine Sklaven?"

„Sklaven? Hast du solche?" staunte Nino.

„Ich meine von Stein, Statuen."

„Ach, immer Stein, Stein, Stein!" seufzte der Junge.

„Der eine ergibt sich, er kann nicht mehr anders. Er will sich ins Schicksal fügen. Den hass' ich, ob ihn auch alle bewundern. Aber der andere bäumt sich auf, zerrt am Strick, wird ihn zerreißen und frei. Den lieb' ich. Der gleicht mir. Das bin ich."

„Du?" machte Nino ungläubig.

Man umritt eine Flanke gen Nordwest und sah weit unten im Tal den Maroggiabach und die Straße von San Giacamo her. Wie ein Falke äugte Nino in die Tiefe. Dann jubelte er auf: „Sie kommen, gottlob, dort unten kommen sie."

„Wer?"

„Gott, wie sie sprengen. Das muß Carletto sein, der vorderste. Es sind noch zwei Diener mit, bravo!"

„Die verdammte Sippe! Wie kannst du froh sein? Alles verderben sie mir."

„Aber Ohm Michel, was sagst du da wieder! Carletto ist ein feiner Herr, gar nicht stolz, tut mit mir wie mit seinesgleichen und weiß immer zu spaßen. Alle mögen ihn gern. Du bist mit Verlaub ein bißchen langweilig, daß du es nur weißt."

„Ist es dir schon zu viel, mit einem alten Manne einen halben Tag zu gehen? Dann reit' in Gottes Namen diesen da unten entgegen, ich bin lieber allein."

„Ohm," schrie jetzt der Bub schier böse, „was ist eigentlich heut mit dir? Ich von dir weggehen! Durch alle Berge da will ich mit dir. Wie man dich nur anschaut! Das tut wohl und dann schaut man auch mich an, und etwas bin auch ich, ha, jawohl, und nicht wenig!"

Und er lachte mit dem ganzen Gesicht zum verdüsterten Reiter auf, wie etwa der lockere Mai zum Himmel aufspaßt, wo eine greuliche Wolke wuchtet und ihr sagt: ‚Pst, du da, verdirb uns doch nicht die kurze, lustige Zeit, du Alte, Vergraute!' — „Aber," zürnte der Junge nun drollig weiter, „soll ich etwa deinetwegen den andern Leuten ein so böses Gesicht machen wie du? Ach, Ohm Michel, sag', warum hast du gerade heut eine so schlechte Laune? Wo wir doch wallfahrten! Das gefällt Gott und dem heiligen Isaak dort oben einmal sicher nicht. So finden wir keine Gnade."

Da der Greis immer noch schwieg, nur hie und da unruhig nach rechts und links in den Waldschatten sah, weil er von Zeit zu Zeit etwas glucksen oder gurgeln hörte, ähnlich einem kleinen Quell, sprudelte Nino weiter: „Schaut, Ohm, Ihr hättet eine Frau nehmen sollen. Das ist nichts, so mutterseelenallein leben. Hab' ja doch ich selber schon so halb und halb ein Weiblein."

„Wie?" entfuhr es dem Greis. „Fängt das auch bei dir schon an?" Und er wunderte sich im stillen wieder, wo es denn so eigen glucke.

„Das heißt, wir sehen uns viel und nicken uns dann so zu, wißt Ihr, so . . . so wie sonst zu niemand."

Nino wurde jetzt begeistert. — „Wir können nicht gut allein sein, die Eltern sind zu streng. Aber die Hände haben wir uns schon oft im Dunkel gegeben und so stark, daß sie aufschrie. Und . . . und . . . kann man zu dir eigentlich so viel sagen? . . ."

„Schwärme nur," spottete der Greis.

„Auch einigemal haben wir uns geküßt, oh, zum Verbrennen." — Der Jüngling erzählte es, und seine großen, gesunden Lippen dürsteten nach Neuem. — „Und du, ist es denn möglich, bist achtzig geworden und hast nie geküßt, kein einziges Mal, und gibt es doch so viele rote Münder zum Küssen, mehr als Bäche und Brunnen zum Trinken!"

Michelangelo fuhr abwehrend mit der

Digitized by Google

Hand durch die Luft. Es ging ein müdes, schläfriges Weh, fast wie ein bißchen Reue, durch seine Sinne. Und nochmals wehrte er ab.

„Soll ich aufhören?"

„Ja . . . nein! Rede nur, du Maikäfer."

„Aber so lache auch ein wenig dazu."

„O, du hörst selber noch früh genug mit Lachen auf. Die Maikäfer surren nur einen Monat herum."

„Ohm, jetzt paß auf: Ich werde immer lachen, immer mehr."

Michelangelo schüttelte energisch den Kopf.

„Schau', vorher war ich ein Bub, so ein Tolpatsch, immer mit Buben, immer Raufen und Bocciaspielen. O, es war auch schön. Ich hab' gut geschlafen, und der Tag war mir nie zu lang. Dazu die Rosse, den Wagen nach Foligno oder gar Perugia fahren und auf den Sommerweiden, den Aye- und Porellealpen, ei, das ist auch gut gewesen. Aber zuletzt . . . man kann doch nicht immer mit Buben sein. Groß wird man, alt . . ."

„Alt!" spottete der Uralte.

„So alt, meine ich, daß man die Mädchen sieht, hübsche Teresen, Carlotten, Agnesen, Marien . . . man . . ."

„Und man und man und man?" nörgelte der Greis, obwohl ihm gar nicht recht geheuer war.

„Man will sie nicht bloß anschauen. He! oder?"

Eine Pause entstand. Es gurgelte wieder kräftig. Hopla, jetzt hatte der Ohm den Gluckser erwischt. Nichts Geringeres geschah, als daß Nino ab und zu bei so dursterregender Beichte zur Lederflasche seines Ohms verstohlen griff und flink ein paar Schlücke herausholte. Sie baumelte gar zu bequem vom Sattel. Und dieser Durst und dieser Wein machten dem Burschen die Lippe so beweglich.

„Trink mich nicht arm!" bat der Ohm und fuhr dem Schelm in den Haarstrudel.

„‚Wenn man nicht küssen kann, muß man trinken,' sagt Graf Carletto di Franzoni."

„Aha, dieses weiche Kerlchen imponiert dir auch noch?"

„Weich, wie redest du?"

„Weich und supersüß wie Honig."

Nino mußte lachen. „Woher hast du das? Carletto ist stark und rauh, wenn er will. Er hilft mir zur Heirat, sobald ich achtzehnjährig bin. Er weiß, wie das ist, einen Schatz haben und darum sorgen müssen. Und wenn mein Vater trotzdem nicht ‚Ja' sagt, so nimmt der junge Graf mich auf eines seiner Güter. Aber der Vater wird schon nicken."

Sie schwiegen, bis Nino von selbst weiterfuhr: „Ich gehe viel mit Carletto auf die Jagd. Er trifft immer und ist nie müd'. Wir schlafen oft im Gras, bis wir am Morgen ganz naß sind. Er hat mir die größte Ohrfeige gegeben im Leben, weil ich eine . . . eine Rehgeiß schoß. Er ist gut mit den Tieren."

„Vielleicht," sagte Michelangelo boshaft, da ihm dieses Lob zuwider klang, „vielleicht ist er dann auch gut mit deiner Ninetta."

Bockstill stand der Bursche, sah zum Greis empor und lachte heillos. „O, du Alter, willst mich noch necken! Der hat an der seinigen genug. Und dann, meine Nina gefällt ihm gar nicht. ‚Du so stattlich und sie so gering!' sagt er mir. Nein, sie ist nur klein, Ohm, versteh, sehr klein, und hat ein Mäulchen wie eine Erbse. Aber ihre Küsse sind mir groß genug. Und ich, o, ich könnte sie verschlucken."

Nino klatschte aufs Knie und riß vor Erregung am Zügel, daß Michelangelos Pferd fragend zu ihm schaute. Der Alte aber glaubte eine verschollene Musik zu hören.

„Und das hab' ich Carletto gesagt, und so will er jetzt helfen und zum Lohn doch auch einen Kuß von ihr, aber erst an der Hochzeit, vor mir, nur um zu merken, ob eine Erbse Platz hat, sagt er. O, er ist ein Spaßiger!"

„Das hätt' ich nie erlaubt," tönte es streng vom Pferde herab.

„Du bist halt argwöhnisch und furchtsam wie alle Alten. Ich aber freu' mich, wenn er schmeckt, wie gut ich's bekomme . . . ich bin stolz . . ."

„Aber der Vater!" bremste Michelangelo.

„Ja, der Vater . . ." Nino senkte die Stimme. „Das wäre schlimm. Er mag den Carletto nicht. Seit er das Pachtgut abgekauft hat, ist er ganz frei. Ich hingegen wäre bei Carletto ein Unfreier. Ja, es wäre böse, wenn ich nicht Vaters Segen und Gut bekäme."

„Da siehst du also!"

„Kannst du nicht helfen, Ohm? Wenn du reden wolltest mit ihm. Sag', du wolltest mein Brautvater sein. O dann! Und du hast doch meinem Vater Geld vorgeschossen, fast die Summe für das Gut, er muß auf dich hören. Und wenn du meinen Schatz siehst, Michel, Lieber, dann könntest du nicht anders, und sie würde dir den häßlichen Bart da streicheln, und vielleicht bekämst du gar einen Kuß. Ich erlaube ihr hundert."

Der Greis blieb stille, aber Merkwürdiges rührte ihn im Innersten. Die Jugend schwoll warm an sein hohes, kaltes Alter, Jugend, nie genossene, nie verbrauchte, in Frühreife von Kunst und Ehrgeiz verlorene. Diese Jugend grüßte, wie ein Kind an eine alte, harte Pforte pocht, die doch für niemand

Digitized by Google

mehr aufgeht. Aber das Kind klopft dennoch, lächelt, blinzelt wenigstens zu einer Spalte hinein.

‚Leben darstellen, ja, das konnte ich, aber ungewöhnliches, übermenschliches, nie gelebtes! Und erst Leben leben, versucht' ich's je? Konnt' ich's? Und das wäre doch das Frühere, Wichtigere, Wahrere gewesen. O Raffael, der geschmeidige, und Lionardo, der üppige, waren viel gescheiter. Hat es etwa ihrem Pinsel geschadet?

‚Wenn unser Herrgott am Tor des Himmels fragt: Wo hast du dein gelebtes Leben, zeig' einmal! Was zeig' ich dann? Die abgeschundene Haut etwa wie mein Bartolomeo im Jüngsten Gericht? Oder wälze ich Steine vor ihn? Da, lieber Gott, da hast du mein Leben. Und er: Das sind ja nur Steine, du Armer.

‚Der Stein, der Stein! Nein, er ist nicht das Erste und Letzte auf Erden. Da kommt viel anderes vor- und nachher . . .'

„O Michel Ohm," unterbrach der Junge schier befehlend, „du willst doch! Du sagst ja nichts, du überlegst. Da gibt es nichts zu denken, du mußt."

Und so herrschend stand diese zauberische Kraft der Jugend vor ihm, so fest packte der Bursche sein Handgelenke, so tapfer schürzte er seine schwere Lippe, und so unwiderstehlich drangen seine schwarzen Augensterne auf ihn ein, daß Michelangelo nicht Nein sagen konnte.

„Ohm, Guter, Frommer, du mußt! Dann brauch' ich Carletto nicht. Aber du mußt. Du bist jetzt in meiner Gewalt. Der Schimmel gehorcht nur mir." — Er riß leicht am Zügel, und das Pferd bäumte sich hochauf.

„Mach' keine Dummheiten!"

„Ich gehe keinen Schritt weiter, ich kehre hier um, wenn du nicht augenblicklich Ja sagst," fuhr Nino fort und in seine natürliche Artigkeit kam etwas bäuerlich Grobes, Unerbittliches. — „Was sollen wir da oben beten?" rief er. „Ich würde nur fluchen. Und du hättest auch keinen Segen. Da wär' es besser, gar nicht zu wallfahrten. Nein, Michel, du mußt wahrhaftig!"

Er hielt mit dem Pferd steif an. Verständig blickten des Schimmels große, nachdenkliche Augen auf den jungen Herrn: ‚Ich halt' es mit dir.' Auch das hintere Pferd stand sofort geduldig still und nickte: ‚Ich auch.' In der linken Faust hielt Nino die Gerte, nicht wie eine Rute, sondern wie ein Zepter so gebietend und drohend. Gewaltig blies er die Backen auf und blitzte mit den dicht verwachsenen weißen Zähnen. Michelangelo konnte sich nicht satt sehen an diesem bäurischen Erzengel. Wieder griff er inständig nach dem Skizzenheft unter dem Brustlatz, aber wagte es dann doch nicht hervorzuziehen.

„Warum sollst du denn nicht heiraten?" sagte er ruhig. „Und warum soll ich nicht ein Wort einlegen beim Neffen Cecco? Wer hat denn gesagt, daß ich so ein Unmensch sei?"

„Bravo! Bravo!"

„Du bist ein ganzer Kerl; du weißt, was du willst. Einem solchen kann ich nichts abschlagen. Ich tue alles, was du willst, junger Meister, nur treib jetzt vorwärts. Ich bin müd'. Ich möchte fast schlafen."

Sie kamen weiter Wald und Höhe empor. Nino war wie verzückt. Er streichelte dem Ohm die lange, behaarte Hand und liebelte mit der Wange über sein Knie hin oder erwies in seiner Freude dem Pferde die gleiche Zärtlichkeit, scheuchte von beiden die Mücken, hätte beide, wenn es nicht zu kindisch gewesen wäre, mit Küssen bedeckt. Er fing an zu pfeifen, mit der Gerte durch die Luft zu sausen, und seine Augen lachten tief und dunkel in sich hinein. „Ninetta, Vögelchen, klingelt es dir nicht im Ohr?"

Hinter ihnen erscholl Hufschlag. Michelangelo drängte vorwärts und wurde doch immer lahmer auf seinem Schimmel. Die schlaflose Nacht, die Nässe, der Frost, keine warme Zehrung und jetzt an offenen Stellen die mittägliche Sonnenhitze, heja, wohl auch die strenge, dünne Luft und — was weiß ich? — vielleicht auch diese ganze Reihe von Niederlagen gegen einen Knaben wie Nino, das zusammen wirkte so mächtig, daß der Achtziger plötzlich mit vernebelten Blicken vornüber sank, in Schlaf oder Ohnmacht. Er hörte noch Stimmen, die verschwammen, fühlte noch zwei Hände, an denen ein dicker Ring stecken mußte. Dann hob es ihn in die Luft, und er wußte nichts mehr.

*

Als er die Augen öffnete, roch er zuerst stickigen Rauch und sah dann ein Feuer, das in der Baumlichtung kraftlos leuchtete, in der Sonne geradezu verglaste. Er selbst lag im Schatten einer Steineiche, neben einer der vielen zerfallenen Eremitenbaracken aus Holz, Stein und Erde. Pferde grasten hinter den Stämmen an der Kühle. Ums Feuer lagerten sechs, sieben Menschen, plauderten gedämpft, aber deutlich, um den Schläfer nicht zu stören, und der Greis merkte sogleich, daß Carletto und Felicita di Franzoni dabei waren. Er fühlte sich behaglich. Es war nicht kalt, nicht heiß und wehte ein kostbares Waldlüftchen. Wohl viele Stunden mochte er geruht haben, aber gerne wollte er noch ein Weilchen so in

Digitized by Google

halber Wachseligkeit liegen bleiben und die Augen wieder schließen. Man sollte nichts merken.

Da hörte er Carletto mit einer rauhen Stimme, die er noch gar nicht kannte, zu Nino sagen, er sei ein harter, gottloser Kerl und denke nur an sich und an seine Rosmarie.

„Ninetta," verbesserte der Beschuldigte lustig.

‚Nein, Erbsenmarie,' als ob es keine andern Menschen gäbe, und ließe eine alte, arme, fromme Pilgersfrau am Straßenbord verder . . .

Eine greisenhaft hohe, dünne Stimme suchte zu widersprechen. Die Diener lachten. Aber noch rauher herrschte die Stimme, die gestern nur Zuckerzeug leckte, sie an: „Maulaffen, daß ihr da lachen könnt!"

Jetzt wurde Michelangelo aufmerksam, blinzelte zur Gruppe hinaus und sah wahrhaft ein kleines, buckliges Weib in schwarzem Anzug, mit einem gelben, steinalten Wachsgesicht aus dem gespitzelten Kopftuch gucken. Wahrhaft, es saß beinahe auf Carlettos Schoß, ein feines Fell unter den Füßen, und das Gräflein hielt es im Arm wie gestern sein Frauchen. Aus allem Reden erhellte, daß diese alte, zähe Wallfahrerin einen Fuß verstaucht hatte. Sie war es gewesen, deren Misericordia aus dem nächtlichen Getöse an sein Ohr gebettelt hatte. Michelangelo erkannte diese Stimme deutlich wieder. Carletto hatte dann das leichte Geschöpf wie ein Huhn zu sich aufs Pferd genommen, und wie ein Huhn sträubte es sich auch, aber mußte sich fügen. Kaum glaublich, da war die junge Frau eifersüchtig geworden und forderte, er könne das Weib wohl einem Diener abgeben. Es folgten Bitten, Widerspruch, Tränen, Trotz, bis Carletto schließlich wild vorausritt und schrie: „Auf Wiedersehen bei den Beichtstühlen!" Er meinte, oben im Klösterlein sollten sie beide dann ihre Sünden bekennen und ihnen absagen, vor allem Felicita ihre blöde Eifersucht, dann wäre alles berichtigt. Denn bei Carletto gab es keine langen Geschichten, weder im Bösen, noch im Guten.

Das also war die Kehrseite der Puppenspiele!

Nun aber sah die Frau mordselend aus und wollte, je weiter er ritt, um so heftiger vom Pferde und es wieder zu Fuß probieren. Aber es ging erst recht nicht. Da drängte er in seiner jungen Ritterlichkeit doppelt hitzig weiter, um sie möglichst bald der Sorge des Klosters abzuladen, bis er hier unerwartet auf einen zweiten Fall von Schwäche stieß und nun absaß, dem Greise half, dann auch dem Weib, so gut er es verstand, den Fuß massierte, mit Schnaps und Öl einsalbte und verband, gerade wie Nino mit dem Pferde hantiert hatte. Inzwischen waren die andern nachgeritten, man zündete ein Feuer an, kochte Milch und Polenta, und da die Pilgerin nun schläfrig wurde, hob Carletto sie hoch, wie er vor drei Stunden den alten Buonarotti gefaßt hatte, und trug sie neben den Scheinschläfer. „Da schlafe," hörte er den Junker gütig lustig befehlen, „schlaf sofort! Hast da einen Kollegen. Stör' ihn nicht. Er ist noch älter als du, aber auch so ein Habenichts."

Merkwürdig, wie wohl dem Greis dieser Spaß tat.

„Wie alt ist er denn?" fragte die Pilgerin, streckte sich hart neben ihn und zupfte ihr Kleid säuberlich zurecht.

„Einundachtzig."

„Aber ich dreiundachtzig," antwortete sie bescheiden.

„Herrgott, und da macht man sich nach Mitternacht auf und will allein auf den Monte Luco."

„O schöner junger Herr, man ist nie allein."

Es rispelte und rauschte ein bißchen neben Michelangelo vom Kleide der Alten. Dann ward sie still. ‚Man ist nie allein!' tönte es durch seinen Sinn, nicht wie Trauer, noch Mißmut und Unlust, nein, wie Liebe, Geschwisterwärme, väterlicher Gottesatem.

Die Leute am Feuer erhoben sich. Im Junker erwachte das Jagdfieber. Er besaß hier Herrenrechte.

„Und ich?" schmollte Felicita.

„Nino soll dich unterhalten. Oder wart', eine Viertelstunde höher liegt die Klause Oliveto. Interessant! Besuch' sie und bete Glück auf meine Flinte!"

Wieder Zank, wieder Tränen, wieder Flüche.

„Das ist eine Wallfahrt, zum Teufel," tobte Carletto.

„Gar wenn man mit der Flinte betet," stach sie zurück.

Und je mehr sie so stritten, um so besser gefielen sie dem alten, verschmitzten Horcher. Das war doch immer noch besser als karessieren.

‚Nino, der Schuft, hat mich ganz vergessen,' dachte er, als schließlich Carletto mit dem Burschen und den Dienern im Gehölze verschwand. ‚Er hat nun seine Sache, also!' — Und er ward gar nicht verstimmt. Man ist nie allein.

Digitized by Google

Felicita ging ärgerlich ums Feuer herum und saß dann weitab an den Rand hinaus, wo man die weiten Fernen vor sich sah. Es schien Michelangelo zuerst, sie weine vor sich hin. Doch nein, da fing sie ja an leise zu summen und zu trällern wie ein launenhaftes Kind. Zuletzt zog sie ein Büchlein heraus, um daraus Verse nicht zu lesen, nein, fast wie Vesperpsalmen langsam auf und ab zu singen. Sie war doch nicht so übel. Aus dem Trällern wurde sozusagen eine Andacht.

„Mein Meister," sprach ich, „welchen Weg nun weiter?"
Und er zu mir: „Laß keinen deiner Schritte
Bergabgehn; folge mir nur gipfelwärts,
Bis daß ein Wegeskundiger wird erscheinen."

‚Dante, Purgatorio!' staunte der aufhorchende Greis. ‚Aus dem vierten Gesang. Die Gute, die Kluge! Nein, nein, ich tat ihr unrecht. In diesem schmalen weißen Köpflein steckt Tieferes.' — Und leise flüsterte er weiter:

„Hoch war der Berg, von unerschöpftem Ausblick."

„Schläfst du nicht, Bruder?" lispelte sogleich die Gespanin zur Seite. „Was betest du? . . . Vater unser, der du bist im Himmel . . ."

Was war denn das? Ist er so schwach oder so geläutert, daß die Rührung ihn nicht mehr losläßt?

‚Bruder! Diese Arme, Unbekannte! . . . Und Bruder sagt sie' . . . „Geheiligt werde dein Name, zukomme uns dein Reich!" betete er weiter, leise, denn die Singende dort soll sie nicht stören. Hier gibt es mehr als Dante . . . Und er sieht durchs Laub der Eiche den Himmel so hoch und doch so greifbar nahe wie noch nie. Eine ganz weiße Wolke läßt sich nieder wie eine Kirchenfahne. Ihm ist, man könnte sie fassen und sich daran zum Schemel Gottes aufschwingen.

„Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden," fuhr die Alte fort und bekreuzte sich dabei. „Gib uns heute unser tägliches Brot! . . . Ach, wie gut sind doch die Menschen. Milch kochte er mir und ein goldgelbes Ei . . . das freundliche Herrchen!"

Vom Wegrand her scholl es aus Dante weiter. Vers um Vers aus jenem Finale des Paradiso, wo aus Fragen, Zweifeln und Vertrauen die Gottheit immer lichter hervorschauert.

‚Ja, ja, alles, alles zum Ewigen,' überschwemmte es den Greis. ‚Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigen . . .' Und unglaublich weit weg in allen Fernen und Tiefen lag, was ihm weh getan, und war vergeben und vergessen, vom alten Papst Paul bis zum kleinen Schreiber der Domgesellschaft, bis zum letzten Krämer und Bemäkler. ‚Alles, alles ist recht so. Auch ihr hattet wohl recht. Verzeiht auch mir. Ich bin ein hochmütiger Narr gewesen. Ich knurrte und bockte, statt mild zu fragen: Kann es, darf es so sein? Es wäre gut so! — Und ich hätte mein Zeug fein auseinandernehmen und jeden Faden zeigen sollen, statt so wirr und dumpf den Geheimnisvollen zu spielen. Jawohl, der Unmensch war ich. Die andern waren Menschen und bückten sich vor mir und fürchteten mich gar, und der Cervini hat seinen Purpur um meine Knie gelegt, als mich im großen Saal fröstelte . . .'

„Und führe uns nicht in Versuchung!" flüsterte die Frau unendlich schlicht.

„Der Stein, der Stein! Nein, nichts vom Stein will ich hier oben suchen," schwor Michelangelo, „keinen neuen Hochmut. Das ist mein Teufel. Freude mit Gott und den Menschen! Bete fertig, gute, liebe Frau!"

„'s ist an dir, Bruder."

„Sondern erlöse uns von dem Übel," flehte er.

„Amen."

O welch ein sicheres, prachtvolles Amen sagte die alte Frau. Wie das saß! So sicher hatte er noch nie einen letzten Hammerschlag an seinen Statuen getan. So sicher klänge vielleicht der letzte Stein auf der Peterskuppel nicht einmal. „Amen, Amen!" wiederholte er.

„Ist dir nun wieder wohl?" fragte die Frau.

„Vogelwohl! Und dir?"

„Mir auch. Nur der Fuß will noch nicht recht tun, Bruder."

„Das kommt auch noch, gute Frau."

„Warum Frau? Sag' doch Schwester!"

„Wie sollte . . . warum . . . freilich, du sagst mir ja auch Bruder! . . ."

Das ist doch Christenbrauch, wenn man sich auf der Wallfahrt begegnet. Fratello . . . Sorella!

„So erzähle mir, liebe Schwester, wie du daher kommst."

„Du hörtest mich nicht beim Vorbeireiten," sagte sie lächelnd.

„Gewiß, ich hörte dich," gestand Michelangelo schwer. „Misericordia riefst du. Aber mein Begleiter, so ein Schlingel, der nur an sein Mädchen denkt, sagte bestimmt, es sei Schwindel. Ach, und ich schwärmte so für mich hin von toten Steinen und über-

Digitized by Google

hörte es doch halb, dein Misericordia, und glaubte, es komme aus einem Traum, und ritt weiter. Das war schlecht von mir . . ."

„Von Steinen?" Sie mußte lachen mit dem ganzen zahnlosen Mund. O wie glich sie jetzt einem unschuldigen Kinde!

„Ja, von Steinen," wiederholte er voll Schwermut. „Und darob vergaß ich, daß ein Mensch schreie. So schlimm steht es."

„Der Wind ging ja, Alterchen, und die Bäume lärmten so stark. Und man sah seine eigene Hand nicht. Nein, das ist nicht schlimm. Und außerdem bin ich doch nie allein."

Er fühlte ihre vertrocknete, lederne Hand auf der seinigen liebkosend tasten.

„Man ist nie allein, Bruder. Und sieh, da kam er ja auch bald und hob mich auf, ich weiß selbst nicht wie, und trug mich bis hierher. Aber ich frage, ist das noch Wallfahrt? Er lachte und sagte: ‚Und die Engel fliegen, ist das noch Dienst?' Was wollen wir? Alt und dumm sind wir gegen ein solches Herrchen. Er ist nobel . . . und gut, wie gut! Denk doch, so eine gemeine, bittere Alte . . ." sie kicherte leise . . . „auf die Arme nehmen, wo er so einen hübschen Schatz bei sich hat, denk' mal das!" — Sie bekreuzte sich wieder.

Michelangelo zog vor zu schweigen.

„Und das schöne Hexlein wurde bös' und macht' ihm Geschichten, ah. Mir ward entsetzlich dabei. Sie hat recht. Soll ich denn reiten, so ist jeder Diener genug. Die Kleine weinte sogar und riß sich im Haar. Aber erst recht packt er mich fest und saust davon wie eine Schwalbe. Mir ward ganz übel und doch so sicher, als läge ich in Herrgotts Arm."

Michelangelo schwieg.

„Und am Feuer haben sie erzählt, als der Herr ein bißchen schlief, daß er einfach niemand könne leiden sehen, daß er noch dem Teufel — fast kann man's nicht sagen — aus dem Schwefelbrand hülfe. Ein wenig plagen, ja, das tue er gern und ziemlich fest. Aber nur er, andere dürfen nicht! Du liebe Zeit und Ewigkeit, was man nicht erlebt! Was sagst du dazu?"

Dem Michelangelo schwindelte es von allen Erkenntnissen, wie sie in dieser gesegneten Stunde über ihn herfielen. Er bekam es schwer genug, sich darin notdürftig zu erhalten. Da er schwieg, bekreuzte sie sich im Glauben, er wolle lieber beten. „Noch ein Paternoster zusammen, Alterchen!"

Das geschah. Wieder ein Amen, als würde das letzte Wort zur Seligkeit gesprochen.

„Wer bist du eigentlich, liebe Schwester?"

„Wollenspinnerin, nichts sonst, überflüssig, eine Last daheim. Schon lange seh' ich den Faden nicht mehr. Trag' nur noch schwarze Wolle herum für Strümpf' und Röck', bettle ein wenig, übernachte in den Ställen und Gaden und sitz' am Tag bei der Hitze viele Stunden in den Kapellen. Hab's gut. Niemand tut mir Leides. Sie lachen alle, wenn ich komme, und schreien: ‚Peppino, hol' einen Batzen, die alte Hexe Marta ist da.' Hexe sagen sie zum Spaß und streicheln mich. Und die Kinder, o die süßen Kinder sagen: ‚Liebe Hexe Großmutter,' und überküssen mich. Denkt! O ich hab's schön. Und du? Du bist wohl so ein Heimatloser. Komm mit mir. Ich teil' gern mit dir. Immer hab' ich zuviel . . ."

„Könnt' ich nur! . . . Kinder küssen . . ."

„Warum kannst du nicht? Wüßtest du, wie schön es ist, bei den Schafen zu schlafen. Kein Bett gibt so warm. Beim Erwachen hast du gleich frische Milch. Und dann wandert man eben und betet und grüßt die Leut' und verkauft und bettelt, wenn's nicht reicht. Aber dann, am Mittag, wenn die Sonne dir geradezu in den Kopf sticht, da säßest du wahrlich gut neben mir im Kirchlein. Kein Mensch ist da, es gehört alles uns. Und was würdest du erst Augen machen in der Kapelle von San Lorenzo! Da schaut dich das Bild an, o, wie es schaut. Der Heiland, große, große Augen . . . und den Finger streckt er gegen dich. Komm du bald! So etwa. Da kann man hundert Vaterunser nacheinander beten und wird nicht müd' . . . Aber wir klatschen wie Spatzen, statt zu beten wie Pilgersleut'. Ein Vaterunser, Bruder!"

Und wieder begann sie leise, singend, glücklich. Es war, als entsende sie mit jedem Wort eine Lerche gen Himmel.

Diesmal betete der Greis minder andächtig. Er mußte an das Christusbild in San Lorenzo denken. Gut kannte er den Grobian, der in der hiesigen Gegend alle Wände übermalt hatte, ohne einen ganzen Knochen und Muskel zu kennen. Das waren Hälse und Hände und Beine von Holz; darinnen floß kein Leben.

„Große Augen?" fragte er. „Wie das?"

„Der Christus dort? So komm doch mit, ich zeig' dir alles. Und der Finger so . . . schau', so: Komm bald zu mir! Auch der Graf hat das Bild gerühmt. Ich sagt' ihm davon. O, er kenne es gut. In Rom habe ein Michel, ein gescheiter, großer Michel, auch einen Christus gemalt oder zwei oder drei . . . ich weiß schon nicht mehr. Davor könne niemand beten. Aber hier könnte sogar er einen ganzen Rosenkranz lang ruhig knien, obwohl ihm sonst schon bei fünf Ave Maria so unwohl sei, als kröchen ihm

Digitized by Google

Ameisen die Beine herauf ... Ach, da spaßte er nur, denn ..."

Der Greis hörte nicht weiter. Wieder ward er nicht zornig, sondern eine wohlige Ergebenheit leuchtete vom Gesicht den Bart hinunter. ‚Es wird auch das wahr sein. Jener rohe Pinsler hat eben doch das Rechte gefunden, das einfältige Reden zwischen Himmel und Erde. Ich will zu diesen Augen und zu diesem Finger pilgern. Da gibt es zu lernen. Das Gräflein ist boshaft, aber es hat wahr gesprochen. Vor meinem Weltrichter in der Sistina, vor meiner Madonna zu Florenz und vor dem Marmorchristus mit dem Kreuz kann ich selbst nicht einmal beten. Wie kommt nun das? Da müssen wohl Meißel und Pinsel sich verirrt haben.'

Und er studiert und grübelt und wähnt, am Ende habe er wohl nicht den Erlöser, sondern die Unerlöstheit gesucht. ‚Ja, darin sind meine Künste groß, da gefallen sie, da geben sie gewaltige Seufzer und drücken ... wie, wie Stein. Den Stein hab' ich angebetet und der Stein hat mich besiegt.'

Solches war ihm schon oft halb wie Frage, halb wie Reue in den Sinn gekommen. Aber dann, wenn die einen so stürmisch lobten und die andern, oft die besten, so schwierig bekrittelten, wischte er diese Reue aus und verbiß sich noch tiefer in den Stein.

Nun erst merkte er, daß die Alte immer noch von Carletto sprach. Sobald er auf ihr singendes Erzählen hörte, ward er wieder ruhig und ergeben. Es wirkte wie Musik. Dazu das leise Laubgeflüster im Baum und die große Einsamkeit.

Sie kramte genau aus, wie der Graf sie gut verband, ans Feuer trug, Milch einlöffelte. Aber freilich habe er das Pferd wild gespornt und sogar einem Knecht mit der Peitsche übers Gesicht gehauen, als er weiß Gott warum lachte, und seinem bleichen Frauchen habe er kein mildes Wort gegönnt. „O er ist noch jung, noch heftig wie neuer Wein ... noch ..."

Wie brach die Greisin plötzlich ab, wie schossen die beiden auf! Über ihnen klang es fein, aber fest: „Nein er hat nicht gespornt und nicht gepeitscht, gute Frau. Er schlägt nie, wenn es nicht nötig ist. Das weiß ich am besten. Und er war gut mit mir und geduldig ... Erzählet nicht solches Zeug dem Manne da!"

Wie auf den Mund geschlagen, verstummte die Frau. Aber ihr gutes Lächeln redete gütig weiter.

Felicita war aufmerksam geworden, herzugeschlichen, hatte alles vernommen, das Beten und Plaudern, war dann neben ihnen ins Knie gesunken, hatte wahr und unwahr protestiert, aber selig protestiert, und jetzt umarmte sie diese verrunzelte, lederne Marta, küßte ihre blaue Lippe, ihre Hände, streichelte sie und bat beide: „Verzeiht mir, ich bin noch so unreif, so dumm."

„Wer ist denn reif?" erwiderte der Meister verlegen.

„Nein, Freund, Ihr hattet recht, mich gestern abzuschütteln, so eine blöde ... Aber jetzt, wie anders lieb' ich Carletto, viel besser, glaubt mir! Aber ach, es war schon vielmal so. Nachher fall' ich ins alte Übel zurück, ich Tropf ..."

„Und erlöse uns von dem Übel, Amen," flehte, nein frohlockte die alte Frau und wurde immer lachlustiger.

„Lacht mich nicht aus, bitte, tut es nicht," rief die junge Frau, und alles ward Licht in ihrem verschämten, aber so reinen Gesichtlein. „Oder ja, lacht nur, straft mich, daß ich gescheiter werde! Da, Meister Michelangelo, haben wir einen echten Menschen gefunden," fügte sie leiser hinzu und grüßte immerfort mit feuchten Blicken zum alten Weib hinunter.

„Und schier gar eine Heilige," antwortete er.

„O, o," protestierte die Alte und drohte mit dem Finger. „Geklatscht hab' ich wie am Waschtrog statt zu beten." Und wieder begann sie leis, innig, mit lerchenentschwebenden Lippen ihr Vaterunser. Ein Schneeglöcklein oder ein wöchiges Kind sah nicht unschuldiger aus als diese braune, auf der Erde kauernde und fast in die Erde verbröckelnde Frau mit dem Himmelsatem.

‚Was für feine Menschen gibt es noch,' dachte Michelangelo, als er und Felicita die hinkende Greisin zum Feuer führten. „Sind nicht alle eher gut als schlecht? Eher lieb als bös'? Und nicht erst hier oben in der reinern Luft, auch unten auf der Straße, auch zu Rom. Man muß nur auch selbst gut sein, nicht ein Gesicht wie Stein machen, sonst verstecken sie ihr Gutes. Was taten sie mir nur diesen heutigen Tag Gutes! Der Nino trug mich vom Pferde ..."

„Nein, Meister, Carletto hat Euch dahergebettet. Er sagte, ich mach's feiner als du ..."

„Ah, darum, ich spürte den Ring. Dennoch, auch Nino ist gut. Er soll seine Nina haben, der brave Bursche. Und erst Ihr, ich tat Euch gestern unrecht, Frau Felicita, ich grollte Euch, weil ich so kurzsichtig und kurzherzig war und ich das Gekose nicht aushielt. Nun seh' ich klarer. Ihr seid herrlich, Ihr liebt recht, Ihr sucht nicht Steine,

Digitized by Google

Der Kampf. Gemälde von Rudolf Hesse

(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Ihr sucht das Warme, das Herzliche ... Aber seht, ich Alter bin in meinem Handwerk fast versteinert und bin häßlich dazu und kann nicht gesellig schwatzen, und das Lachen kostet mich fast eine Lüge ... Und so werd' ich hart, und es braucht Schläge wie heute, bis ich ein bißchen menschlich auftaue."

„Sagt was Ihr wollt, aber gestern, ich weiß, ich weiß, das war zu arg," klagte sie sich an. „Ihr aber macht Euch immer schlimmer, als Ihr seid. Ihr tut nur so grimmig, aber alle sagen, insgeheim seid Ihr der zarteste Mensch."

‚Insgeheim!' verspottete sich der alte Buonarotti. „Was heißt das? Null! Was hülf' uns die Sonne, wenn sie uns nur insgeheim leuchten und wärmen wollte, so daß niemand etwas merkt? An den Tag hinaus muß das Gute, das Böse tut es ohnehin laut genug ..." Er knurrte schon wieder ein bißchen.

„Nein," flüsterte die Alte und stupfte den Gespanen, „nein, nicht laut, nicht zum Zeigen, nicht, nicht! Wenn's der Herrgott weiß, wer braucht's dann noch zu wissen, sag', Bruder?"

Aber Michelangelo schüttelte den Bart und hätte noch stärker gemurrt, wenn nicht Stimmen hinter den Bäumen und das Rascheln des dürren Laubes unter vielen Stiefeln laut geworden wäre.

„O er kommt," sagte Felicita und fuhr zusammen. Aber dann biß sie den Mund fest zusammen, schüttelte den Greis am Ellbogen und befahl: „Jetzt also zeig' offen, daß du gut bist, Meister. Hilf mir! Carletto ist seit gestern sehr böse, er verachtet mich, er ..."

„Aber er küßt dich doch sieben mal sieben mal, Kind Gottes. Du träumst."

„Eben das, gerade das! Er schimpft, ich spiele Puppe mit ihm, ich mach' ihn zum Weib. Gestern war er müd', und da nutzt' ich's und ward wieder so ein schwaches Ding und machte auch ihn schwach. Aber nachher schämt er sich jedesmal und flieht mich und gibt mir Blicke, o, Blicke ... Und nun tat ich heut noch so dumm, so häßlich dumm, Meister ... Nein, er mag mich nicht mehr. Er kann so ein Geschöpf nicht lieben, er ..." sie begann zu weinen, „er, so stark, so lustig, so ein ... er sagt es selbst, so ein Hengst ... ach, und ich so eine Schoßkatze ..." Und wieder rieselte es über ihr blasses Mädchengesicht, das so gar keine Frau verriet.

„Was soll ich dann tun, ich linkischer Kauz?" fragte Michelangelo ernstlich verwirrt, und ungeschickt setzte er hinzu: „Euer Gemahl ist doch auch nicht so ein Engel ..."

„Halt!" wehrte das Frauchen, und jetzt kam wirklich etwas Frauenhaftes voll thronender Würde über sie. Ihre Augen blitzten.

„Könnt Ihr behaupten," fuhr Michelangelo mit junggesellenhafter Taktlosigkeit fort, „daß Carletto treu ist ... heißt das ... ich meine ..." suchte er, ob dem harten Wort selbst erschreckt, zu mildern ... „nicht untreu, aber doch ein wenig flatterhaft ... Maikäfer, nicht?" ... Er verwickelte sich immer übler ins Zeug, je bleicher und strenger er die eben noch als Mädchen dasitzende Donna erblickte, wollte einige Nein hinzuschmeicheln und verstärkte nur das Ja. „Ja, ja, das ist er doch, ein bißchen Schürzenjäger, eine honigschleckende Hummel von Lippe hier und Lippe dort. Das ist ja vielleicht so harmlos wie Euer Fehler, daß er vor jedem hübschen Rock galant wird," stotterte der Greis verzweifelt weiter ... „daß er zum Beispiel Ninos Nina am Hochzeitstag noch küssen will, ... daß die Bauernmädchen seiner Gegend von der Mutter in die Küchenecke gejagt werden, wenn er in der Nähe reitet ... daß ..."

Jetzt blühte das ergebene Schneeglöcklein zu einer zornigen Blutrose auf, und sie wollte mit bittern Dornen stechen. Aber Frau Marta legte ihre grabeskühle Hand auf das niedliche Fäustchen und lispelte heiter: „Bleib gut, lieber Engel, bleib gut!" — Und sofort unerklärlich wohlig abgekühlt sank die Purpurblume wieder ins reine, schlichte Schneeglöcklein zurück. Und dieses weiße Geschöpflein läutete mild: „Michelangelo Buonarotti, ja das ist ein Fehler; aber nicht Carlettos, das ist mein Fehler ganz allein."

„Bravissimo!" flüsterte die Alte glücklich, und ihre Lippen beteten unbewußt weiter.

„Jawohl, du alter Mann, der du Himmel und Hölle, Gottvater und Adam und Eva geschaut und gemalt hast ..."

„Was, er kann malen?" fragte mit biederer Ungläubigkeit die Pilgerin. „Der da, ein Maler!" Sie schüttelte den Kopf barmherzig. „Ich glaub's ja ... wenn schon ..."

Aber Felicita fuhr unbeirrt fort: „Der du Adam und Eva am Apfelbaum so herrlich gemalt hast, weißt du so wenig, wer zuerst gesündigt hat?"

Der Meister beugte das Haupt.

„Damals wußtest du's. Tu jetzt nicht so unwissend! Und schau', noch eines: Wenn Eva dem Adam nicht genug gibt, so geht er im Hunger und Durst zu andern Even, er muß genug haben. Verstanden?"

Digitized by Google

Die alte Pilgerin Marta rümpfte ihr verrunzeltes Gesicht noch mehr, aber sagte dann heiter: „Das versteh' ich nicht."

„Aber du, Meister, verstehst mich. Ich bin eine Gaukelkatze, will streicheln und an der Wange kleben und gebe nur Zuckerzeug . . . still, nur still, das brummtest du gestern abend, ich hört' es wohl . . . und dann schmoll' und groll' ich, wenn der Adam sagt: ‚Gib mir Besseres, gib mir Brot, Milch, Suppe, gib mir Ruh' und Frieden und Schwung.' Und ich gab wieder nur Zucker. Da lief er eben weg und holt' es, wo es wuchs. Er sollte nicht, . . . schon, schon recht! Aber wenn du wüßtest, wie ich ihn geplagt habe und wie es ihm verleiden mußte! Nein, das soll nun eine Wallfahrt zum Guten sein. Nun will ich anders, ganz, ganz anders werden . . . Und Ihr sollt mir nun gar nicht helfen. Schlecht geriete es Euch. Ich allein mach' es fertig. Eine rechte Frau soll für hundert Fräulein gut sein . . ."

„O seht, da ist er, jetzt schaut, wie er groß ist und schön!" überrannten sich ihre Lippen. „Und er hat etwas Großes geschossen. Wie kann er anders? . . . Ei, seht doch, gelb, so gelb . . . meiner Seel', einen Luchs, so eine böse Bestie!"

„Gott segne dich, Herr," grüßte die Pilgerin schon von weitem.

Aber Felicita huschte dem Gemahl gebückt entgegen, und es schien geradezu, als wollte sie vor seinen Füßen demütig in die Erde verhuschen.

Er aber groß, schlank, mit dem langen Gesicht, der langen Nase, den langen dunkeln Schlitzen der Augen und das Haar wie ein schwarzes Gewölk emporgeballt, Carletto di Franzoni sah sie trocken an, hielt sie dann mit der Hand eine Armspanne von sich ab und schritt vornehm seinem Trüppchen voraus, um Michelangelo zu grüßen. Da verlor Felicita allen Mut, schlich hinter ihm und saß, als alles im Umkreis niederkauerte, wie ein fahler Schatten neben ihm. Nino aber, von der Jagd erregt, legte sich neben den Ohm und schnaufte wie ein abgehetzter Hund, zerbiß ein Eichenblatt ums andere und wollte um jeden Preis, daß der Meister die herrliche Katze abzeichne.

„Danach kannst du auch Löwen hauen," meinte er.

Doch der Greis war in einer andern Welt. Wie noch nie hatte er heute ins Fühlen und Begehren der lieben gewöhnlichen Menschheit hineingesehen. Diese Wünsche und Hoffnungen, dieses Zanken, Schmollen, Suchen, Trotzen, diese Eifersucht, dieses Schwärmen und Puppenspiel und gleich wieder Sich-Sehnen und -Recken nach Besserem, so schmerzlich süßes Plagen, so Stolz- und Demütigsein, wie eben jetzt die Felicita dem Verehrten ans Knie sinken wollte, ah, wie das rieselte und rauschte, brannte und kühlte, vor allem, wie das wahr war, wie ungekünstelt, wie schwillt einem das Blut im Leibe von diesem echten Dürsten und Trinkenwollen des Lebens! Das lebt wie Gras, glitzert wie Sterne, braust wie das Meer, das ist Leben, nicht Stein.

Diese Pferde, die so mutwillig stampften, die Knechte mit Hopp und He, dieser Nino, der die Zukunft im Hosensack trägt, dieser prächtige Franzoni, der so hart und so weich sein kann, dieser bleiche Schmetterling, der nur von seinem Atem lebt, o, und diese Nachbarin, so eine köstliche Bettlerin, Franzens, des heiligen Habenichts Schwester, was war die für ein Mensch! So was hatte er noch nicht gekannt. In keiner seiner Figuren lebte etwas so Großes, Weises, Heiliges. Seine Madonnen sind dagegen Barbarinnen.

Wie das quillt von Leben, sogar auf diesem abgelegenen Einsiedlerberg. Und er sah nichts und wurde achtzig. Und hätt' es in jedem Nebengäßlein zu Rom oder Florenz ebenso frisch vom Ast haben können. Dafür hat er Stein gewollt!

Aber jetzt wird ihm warm. Er bekommt Aufgaben wie sein Lebtag noch nie. O wie gerne will er mit der letzten Kraft noch an diese neue lebendige Bildhauerei gehen, den Vater Ninos geduldig meißeln, bis er sagt: Ja, Knab', nimm die Nina, so arm sie ist, und sei glücklich! — und den Carletto hier mit soliden Schlägen in ein ruhigeres, genügsameres Gehaben hämmern, enger an sein Weib gelehnt, den Rücken gegen fremde Lockungen gekehrt. So, ja so muß man meißeln. Das erst gibt Unsterblichkeit.

Mit greisenhaftem Eifer wandte er sich an den einsilbigen Junker und sagte: „Graf, ich verfilzter, verholzter Junggeselle muß Euch eine Predigt über die schöne, warme Ehe halten. Denn unrecht tut Ihr . . ."

Erschreckt sah Felicita zu ihm, Carletto aber streckte sich steif in die Höhe. Eiskälte überzog sein Gesicht. Er wies mit der Hand ab. Er wollte solches nicht hören.

„Seid nicht ein Trotzkopf, wie ich leider einer wurde, seid . . ."

„Nicht so, nicht so!" beschwor mit bittender Stimme die Pilgerin und fuhr laut fort: „Ach, liebe Leute, 's wird schon alles recht. Pfusche nicht hinein, Bruder Michel! Der junge Herr dort ist der allerbeste Mensch!"

„Das ist er!" rief noch lauter Felicita.

Digitized by Google

Das lange Gesicht des Junkers rötete sich. Auf solchen Krieg war er nicht gerüstet.

„'s braucht alles Zeit, sogar unser Herrgott," fuhr die Alte fort. „Er wird mit der Felicita schon noch glücklich. Warum hätte sie sonst diesen Namen?"

Wieder Stille. Michelangelo horchte wie ein Schüler auf, der sehr schlecht aufgesagt hat und nun das gleiche von einem Meisterschüler tausendmal besser aufsagen hört.

„Darüber gibt es nichts mehr zu reden, das ist so! Nicht wahr?" — Sie lächelte ringsum alle an und nickte tausend Ja, und alle nickten mehr oder weniger mit. Man konnte nicht anders. Diese Alte war wirklich eine Hexe und verhexte alle.

Sie richtete sich höher und sprach: „Ich will euch, bis ihr aufbrecht, die Legende vom heiligen Isaak erzählen. Die weiß ich auswendig und inwendig wie das Paternoster. O, sie ist wärmer als die Sonne und nährt besser als Milch und Brot. Höret auch, wenn ihr's schon wißt. Mit diesem Geschichtlein dank' ich Euch, Herr, junger Graf" — sie verneigte sich vor Carletto, „und Euch, lustiger Rotbackenmann" — und sie nickte zu Nino — „und Euch, schöne, zarte, weiße Frau, und allen, allen. Dann Addio!" — Sie drückte Michelangelo verständnisvoll die Hand und bedeutete damit: ‚Nachher, nicht wahr, gehen wir zwei allein unseres Weges.'

Mit der Neugier und Grazie, die das hiesige Volk für altersgraue Berichte bezeigt, rückten die Leutchen rasch zusammen, blickten der Greisin erwartungsvoll auf die dürre Lippe und die große Zahnlucke, als ob dahinter Frühling wäre, und sahen auch mit den klaren, behenden Augen der Bergler-Rasse, sowie das Wort herausfloß, es als Ereignis mit Fleisch und Bein vor der Nase herumgehen.

Die Pilgerin Marta schloß die Augen und begann wie aus einem vertrauten Buche:

Isaak der Stotterer

Der Jüngling Isaak war ein Morgenländer und hatte als Advokat ein Haus voll Geld und eine Stadt voll Freunde gewonnen. Denn er konnte reden wie Feuer und Schnee, daß einem heiß und kalt wurde und man sich sogleich ergab.

„Da wurde er frech und dachte an nichts, das höher als sein Witz wäre. Und es wurde ihm langweilig, weil alle andern Menschen viel dümmer waren. ‚Wenn sie doch so große Spitzbuben wären wie ich, seufzte er. Ach, wie muß es der sogenannte Herrgott langweilig haben' — denkt, so arg redete er," sagte die Pilgerin und bekreuzte sich sogleich — „weil er keinen gleichen Herrgott zur Kurzweil hat."

Michelangelo klopfte sich leise an die Brust: „Mea culpa "

„Da begab es sich, daß gerade mitten in einer seiner schönsten Reden vor Gericht ein Erdbeben losbrach. Das war dort nichts Neues, noch weniger als bei uns. Aber diesmal krachte es besonders grausam. Das Gerichtshaus bewegte sich wie ein Baum im Wind, und es regnete Balken und Quadern wie Laub herunter. Alles floh wie Vögel davon. Isaak wurde auf der Schwelle in einen Spalt zwischen Getrümmer geklemmt Da steckte er lebendig wie in einem Sarg, und er sah, wie eine ungeheure Säule leise knirschte und sich langsam gegen ihn neigte, immer mehr und immer mehr, und ihn in Zeit eines Ave Maria verschütten würde.

„Er wollte schreien, beten, sich losmachen, nichts von alledem vermochte er, rein nichts. Er war steif und festgenagelt wie ein Brett.

„So mußte er zusehen, wie die Säule so groß wie ein Turm sich immer tiefer gegen ihn bog. Er konnte nicht mehr atmen, es wurde ihm schwarz vor den Sinnen, er schließt die Augen. Da kracht es, als zerbräche die Himmelsdecke, die Erde wirft sich hochauf, Isaak wird wie ein Federflaum aus dem Graben gewirbelt, aber die Säule liegt vier Schritte von ihm in hundert Scherben."

„Ah, eh, oha," tönt es erleichtert ringsum von den Zuhörern.

„So sagt die Legende. Jedes Wort ist so wahr wie ein Stern. Aber die ganze Geschichte ist viel schöner als der ganze Sternenhimmel. Höret nur: Das Volk jener Stadt wurde sogleich munter und schüttelte den Schrecken von sich. Und als Isaak daherſprang, gesund und voll Atem, da hob es ihn auf die Schultern und trug ihn wie einen Götzen auf ein Stück Marmor . . ."

„Diese verfluchten Steine!" brummte Michelangelo in den Bart.

„ . . . und sagte: ‚Ein Spaß, baff! und schon ist's vorbei. Nun rede fertig, Mächtiger! Vollende, du Herrlicher!'

„Dem Isaak schwindelte noch ein bißchen. Aber da lebte und lachte ja alles und war wie vorher. Dieser Übermut tat ihm wohl. Er fraß wie ein Wolf davon, lachte mit,

Digitized by Google

besann sich dann, wo er beim Erdbeben stecken geblieben war, winkte, öffnete die schwungvolle Lippe und . . . und . . . was meint ihr . . .“

„Stotterte! . . .“ überholten einige Zuhörer die Erzählerin.

„Stotterte wie ein Kindlein ohne Zähne. Kein Wort kam glatt heraus. Fetzen, Fetzen. Mä . . . mä . . . nnn . . . Männer, Da . . . da . . . da . . . men . . . Damen . . . und so weiter.“

‚Gestottert hab' auch ich,' dachte Michelangelo, ‚gestottert mein Leben lang im Stein. Brocken hier, Brocken dort, nur Silbenzeug, keinen lebendigen Satz . . .' Und er klopfte zum zweitenmal an die Brust: ‚Mea culpa!'

„O mach' doch nicht ein so bitteres Gesicht, Bruder,“ bat die Erzählerin, da sie das Brustklopfen gehört hatte. „Es kommt ja alles hübsch ins Glied und End', wartet nur!“ — Und sie schloß die Augen wieder und fuhr fort: „Alles stutzte, erschrak, glotzte den Stammler an und mußte zuletzt, da es ihn so wunderlich den Mund aufreißen, keuchen, husten und Mä . . . mä . . . mä oder Da . . . da . . . da herausbringen sah, ja wahrhaft, mußte ihm zuletzt hell ins Gesicht lachen.“

„Mä . . . mä . . . mä . . .“ hörte man den Nino lustig und fast wie ein blökendes Schaf nachahmen. Ein tiefes, brummelndes Lachen rollte leise wie eine silberne Kugel im Ring der Horcher herum. Nur Michelangelo lachte nicht. Aber Felicita, alles Frühere vergessend, kicherte am längsten und süßesten, bis Carletto sich zu ihr niederbog und ihr freundlich seine schmale Herrenhand auf den Mund legte. Und er hätte nicht gezürnt, o nein, er hätte es gerne gehabt, wenn das Frauchen wie schon oft einen Kuß auf diese Hand gedrückt hätte. Aber sogleich ward sie ernst und schob ebenso freundlich die Hand des Gatten auf sein Knie hinunter.

„Aber,“ fuhr die greise Marta fort, „dem schönen jungen Manne stand das Haar zu Berg. Wegen des Stotterns zuerst. Das war doch fürchterlich. Das traf ihn ins Mark. Mit dem Redner war es aus.

„Doch zum zweiten und dies viel heftiger: Wegen des Volkes, wegen dieser tausend Gesichter, die lachen, spotten, schier übergehen vor Spaß. Und eben trugen sie ihn noch auf den Achseln und riefen ihm: ‚Herrlicher!' — Er wird zornig, seine Augen regnen Feuer, seine Hände zeichnen Wunderliches in die Luft. Aber er stottert immer gräßlicher . . . ‚Verrückt geworden! . . . kindisch! . . . ins Narrenhaus!' . . . hört man schreien. ‚Am Ende steckt er uns noch an! . . .' Man läßt ihn stehen, kehrt ihm den Rücken, rennt davon.

„Und so steht er noch lange wie ein Stein auf dem Stein. Er steht, bis es dunkel wird. In der Nacht flieht er. Zwölf Kamele tragen sein Gold und seine Kränze hinter ihm.

„Vielleicht macht ihn Gott wieder gesund. Ja, endlich denkt er an Gott. Dann wird er zurückkehren und diese falschen Menschen mit einer Blitz- und Donnerrede stottern machen, ha!

„Er pilgert nach Jerusalem, teilt Gold nach allen Seiten aus. Aber da sieht er nichts als Streit. Bis ans Grab unseres Herrn zanken die Christen und sudeln Blut und Geifer zu Gottes Füßen hin, wie schrecklich! . . .“

Man hört jetzt mitten im Lauschen der sechs Personen einen Hieb. „Sieh nur, Nino hat dem Luchs eins über die Lefzen gehauen. Der Tolpatsch!“

Aber die alte Marta fährt auswendig aus ihrem Buche fort:

„Da erfaßt ihn eine Sehnsucht wie noch nie. Wo denn der Herrgott und Herrgottsfriede sei? Er merkt jetzt, daß das nicht der gröbere Fehler an ihm ist, das Stottern. O nein, daß auch seine Seele schon lange gestottert hat, ja, nicht einmal gestottert, sondern stumm lag wie ein Stein . . .“

„Stein, Stein!“ seufzte jemand leise.

„Und er dachte, alle Menschen sind schlecht. Ich muß von den Menschen weg. So find' ich Gott und seine Ruhe.

„Doch versucht' er's noch im stillern Bethlehem. Aber auch da bis zur Krippe des santissimo Bambino Schmutz und Zwist. Abendländer, Griechen, Araber, alle verdrecken das Heilige mit Zank und Dünkel. Aber in der Grotte, wo San Geronimo gelebt hat, erzählt ihm ein Klausner, wie jener Heilige der gescheiteste Kopf der Welt gewesen, ein Redner wie ein Schwert, ein Schreiber wie ein Held, aber ohne Frieden, bis er sich da in derselben Höhle wie ein Wurm verkrochen habe.

„‚Das ist's,' sagte sich Isaak. Und er verteilte alles, entließ die Diener und zog in die Ferne, wo ihn, den Weltbekannten, niemand kenne. So fuhr er übers Meer und hörte nicht auf zu wandern und zu klettern, bis das verschneite Gebirge dort hinten ihm alle Aussicht gen Morgen versperrte. Hier war der Berg noch wild und dornig. Das gefiel ihm. Er baute sich eine Klause zu unterst. Still war es ringsum. In Wind und Wasser redete der Herrgott

Digitized by Google

mit ihm. Und Isaak lernte beten, fasten und Himmlisches denken. Keine Lippe öffnete er, tat wie stumm. Er war fromm, aber noch lange nicht heilig. Er hätte ruhig stottern sollen. Was Gott an uns tut, ist keine Schande.

„Aber die Bewohner wurden aufmerksam und begannen den strengen Büßer zu verehren. Mit Zeichen und Mienen bat er, sie möchten in allen Dingen hinauf-, nicht hinabschauen. Bald gab es welche aus Spoleto, — das war noch ein kleines Dorf mit Ringmauern —, die auch zu klausnern anfingen. Da und dort entstand eine Eremitenhütte und ein braves Leben blühte am Fuße des Berges." —

Hier hielt die Legendensagerin inne. Ihre Zunge ward trocken. Felicita reichte ihr im eigenen Silberbecherchen Wein. Marta schluckte, nickte dankbar, lächelte, als sie merkte, wie Carletto seinem Weib näher rückte und dieses um ebensoviel ferner rutschte und dachte: ‚O du liebe Unruhe!' Dann schloß sie heiter die alten Lider und fabelte auswendig und selig fort: „So ward es nun aber dem Isaak zu unruhig. Auch kitzelte ihn die Eitelkeit, daß er sein Stottern verrate. Den stummen Heiligen pries ihn ja das Tal. Den Stummen, das ließ er sich nicht ungern nachsagen; den Heiligen, das bedrückte ihn doch. Und so zog er nachts aus und klomm höher in die Wildnis hinauf. Und er fühlte sich von Stund' an glücklicher, und die Paternoster flogen ihm wie leichte Goldwölklein vom Munde."

„Was aß und trank er dann?" unterbrach Nino voll grober Weltlichkeit den Fluß der Legende.

Grimmig blickte Michelangelo auf den Schnöden. Aber Frau Marta lächelte: „Wasser hat er getrunken und Brombeeren gegessen für den Durst. Aber für den Hunger aß er Süßwurz und Pilze und Sauerklee, und sicher hat er auch Mais und etwas Milch zum Almosen bekommen."

„Und davon ist er so alt geworden? Hatte der einen Magen!"

Wieder brummelte ein gar nicht spöttisches, nur seelenlustiges Lachen leise wie eine Silberkugel durch den Ring. Aber Michelangelo blitzte seinen Knecht an und wetterte: „Zum Teufel mit deinem Geplapper!"

„Bruder, Bruder," beschwichtigte die Greisin, „was kann denn so ein hübscher apfelbackiger Junge von Büßerdingen verstehen . . . Ja, Freundchen," gab sie Nino hinüber, „man kann damit leben und hundertjährig werden, ich weiß es."

O sie wußte es. Wie oft hatte sie wochenlang von exakt der gleichen Naturkost gelebt und war dabei am behendesten geblieben.

„Weiter, Marta, weiter," befahl Graf Carletto, die dunkeln Schlitze der Wimpern vor Spannung noch schmäler ziehend. Und wieder rutschte er verstohlen der Felicita zu. Aber wieder hatte sie aufgepaßt und rückte um so viel weiter ab, und der ganze Ring mußte sich ein wenig mitbewegen. Und wieder verzog die Alte ihre verschrumpften Züge munter und dachte: ‚O du liebe Unruhe nach Ruhe!', schloß die Augen und spann wie einen Sonnenfaden ihre Buchgeschichte weiter: „Doch die Jünger ließen ihm keine Ruhe. Sie rückten ihm jedesmal ein gleiches Stück nach" — hier schoß sie einen kleinen fröhlichen Blick unter dem Lid direkt auf den Junker ab — ‚Er ist sicher nicht stumm,' munkelte man. ‚Er könnte gewiß dichten und lobsingen und predigen wie Elias. Aber er macht sich aus Buße stumm.' —

„Da floh Isaak ganz zur steilen Höhe hinauf. Es war ein schwieriges Stück damals in der wilden alten Zeit, wo es noch keine Wege und Brücken gab.

„Weit sah er nun übers tiefe Land und jubelte, so ferne von aller Unruhe zu sein. Er wähnte, jetzt fehle nur noch ein Schritt in den Himmel, und die Paternoster schossen wie Blitze aus seinem Munde und leuchteten hoch hinauf. Aber, aber . . . er war noch nicht heilig genug."

‚Herrgott noch einmal! Noch nicht heilig genug!' wollte Nino losbrechen. Aber der Meister drohte mit dem Finger und so hieb er, als hülfe das, der Bestie im Rücken ein Zweites über den Katzenschädel.

„Bis dahin," erklärte Marta, „hatte er nicht mit Worten gebetet wie wir, sondern nur in Gedanken. Denn er konnte sich nicht stottern hören. Und er meinte — aber das kam erst langsam hinterher — es sei auch Gottes unwürdig, so gen Himmel zu stammeln. Aber doch wurde er dabei nicht so froh, wie er gedacht hatte. Auf dem Gipfel sei der höchste Friede, glaubte Isaak. Statt dessen murrte etwas in ihm und nagte und plagte. Oft, wenn er im Abendrot selig einschlief, erwachte er im Morgenrot unzufrieden. Und wenn er noch so viel gebetet und noch so tief an die Ewigkeit gedacht hatte, war ihm oft, als ob der Tag nicht fertig beschrieben sei, als gebe es auf dem Blatt eine wüste, träge Lücke. Jämmerlich quälte er sich, was das wohl sei. ‚Ich bin doch zu oberst und einsamer als einsam. Was fehlt jetzt noch?'

Digitized by Google

„Und in einer besonders sauren Stunde wollte er laut klagen und das Miserere zu Gott aufschreien . . . und siehe, da war er stumm! . . ."

„Ah, oh, ehi!" flüsterte es leise ringsum, von einem knorrigen Sakra überlärmt.

Michelangelo ward nicht mehr zornig. Er schloß wie die alte Schwester das Auge und sah so besser, was er sehen mußte.

„Da blieb Isaak auf einem Stein hocken wie einst nach dem Erdbeben."

„Gestanden, gute Alte, gestanden ist er dort, habt Ihr gesagt!" wandte Nino hitzig ein.

Sie lächelte und sagte: „Nun, jetzt saß er stundenlang und sann nach, was wohl dieses Zeichen wolle. Ist das Strafe oder Lohn? Und sogleich wußte er, daß es nicht Lohn sein konnte. Denn das Sprechen ist eine himmlische Gabe und so fein, daß alle Tiere es bis zum letzten Schnauf unermüdlich probieren zu erlernen. Das Stottern war dem Isaak zur Strafe überkommen und jetzt das Stummsein noch viel mehr."

„Strafe, wofür?" schrie Nino.

„Ach, wie einfach! Weil er besser sein wollte als die andern, einsamer, höher oben und stumm dazu wie das Grab des Herrn, statt sein Stottern zu zeigen und dafür Spott zu tragen. Darum doch!

„Stundenlang saß er und sann. Es finsterte, die Sterne gingen auf, die Wölfe und Luchse heulten, der Wind keuchte durchs Dickicht. Er aber saß und sann bis zum Hellwerden, und da ward es auch morgenhell in ihm. Nicht die Menschen gierig suchen soll man, wie er früher getan, und nicht die Menschen gierig meiden, wie er jetzt tat, sondern gerade so zwischen Suchen und Fliehen freundlich in der Mitte verharren, es nehmen, wie Gott es gibt, einmal Trubel, einmal Stille, jetzt drei, vier in der Stube, jetzt schweigsam in einer Ecke, nun verlassen auf weiter Straße, nun im Stadtgeschrei. Nur nicht daran schulmeistern! Oder wie, will man denn im Himmel auch allein sein? Da ist doch der Herrgott überall. Und da ist noch die Madonna und San Giuseppe und Peter und Paul und der heilige Franz und Sant' Antonio und ein ungeheures Gezwitscher von fliegenden Engeln. Aber doch ist kein böser Lärm.

„Und wer ist denn überhaupt allein? Der Uhu im Wald und der Teufel. Mit ihnen will niemand gehen. Ja, sogar die unvernünftigen Bäume stehen zusammen, und die Brombeeren küssen sich an den Dolden, und die Steine, sogar die Steine kleben zusammen und wärmen sich aneinander . . . ‚Und wir haben doch Vater und Mutter und Geschwister, und es soll Kinder und Kindeskinder geben und die Welt von Menschen musizieren . . . o ich Tor!'

„So dachte Isaak. ‚Und nun geschieht mir recht, daß ich stumm bin. Ich wollte ja keine Menschen. Dann brauch' ich auch keine Sprache. Nein, hier oben werd' ich nicht besser. Je höher, je unheiliger. Zurück in die Tiefe!'

„Und da stieg er demütig wieder in seine vorherige nächstuntere Einsiedelei. Aber da saß schon ein Eremit. Und da bat Isaak, ihn bei sich zu lassen, und schon ward ihm leichter und lichter. Er schrieb in die Erde: Ich bin wirklich stumm, Strafe des Herrn! Früher stotterte ich nur und schämte mich dessen . . . Aber der andere konnte nicht lesen und wollte den Stummen nur noch inniger bedienen. Einer neigte sich tiefer vor dem andern, und es entstand eine süße Brüderlichkeit.

‚Das ist zu schön, das verdien' ich nicht,' sagte sich Isaak und zog tiefer hinab, in seine zweitnächste Hütte. Sieh, da hausten ihrer schon vier Einsiedler. Sie erkannten ihn und wollten ihn gleich zum Vater. Aber einer konnte seine Schrift lesen: Von Gott mit Stummheit geschlagen! Da wurden sie minder ehrerbietig, ließen ihn gern das Niedrigste schaffen und zuletzt aus der Schüssel schöpfen. Doch er tat es so lustig und schaffte so frohmütig, daß sie nicht anders konnten als ihn heimlich hochachten, ja, beinahe fürchten. Da stieg er noch tiefer bergab.

„Und je tiefer er kam, desto gehobener fühlte er sich. Je mehr Brüder und Arbeit, Not und Verkennung, harte Ellbogen und kühle Blicke, um so ruhiger ward sein Herz, und um so schneller gewann er die Menschen. Sein Atem wurde so friedlich, als bliese er aus einem Lamm . . ."

„Oha!" widersprach Nino.

„Aus dem Lamm Gottes selber . . . wisse du!"

Nino senkte den Strubelkopf.

„Und je tiefer er ins Dunkel hinunterstieg und in den Staub, um so reiner glänzte sein Antlitz, als stände er im Morgenrot zuoberst auf dem Gipfel. Er kannte jetzt die Menschen, die stolzen und furchtsamen, die argen und harmlosen, die Brummer und Schmeichler, die Trotzköpfe, die Verliebten, die Zweifler, Mutlosen, Frechen, Quäler. Ganz Spoleto lief ja zu ihm. Und in jedem Menschen sah er neben einer Nessel einen Kornhalm wachsen. Niemand hatte nur Korn, niemand nur Nesseln. Und allein konnte sich nicht jeder

Digitized by Google

helfen. Da hatte nun Isaak die geschicktesten Finger. O wie leise bog er das Unkraut nieder, zupfte es Blatt für Blatt und Stengel für Stengel ab und grub das letzte Würzelchen aus und strich dafür geduldig den Halm in die Sonne empor. O seine Finger redeten jetzt, da seine Lippen schwiegen. Daß er doch auch noch reden könnte, wünschte das Volk. Er risse die Erde zum Himmel." —

Alles hing tiefversunken an der welken Alten. Eine Art Heiligkeit wehte auch hier wohlig durch jedes Herz, als säße Isaak unter ihnen. Carletto rückte zum letztenmal sehr ernst und ehrfurchtsvoll zu Felicita, und nun wich diese nicht mehr, sondern schlug den Arm um seinen Nacken.

„Ich bin zu Ende," sagte die Greisin. „Nur noch etwas Schönes! Der Monte Luco wurde lebendig von unten bis oben wie ein frommer Bienenstand, und die Mönche hatten dann auf der Höhe ein Kirchlein gebaut und viele Zellen und zwangen Isaak brüderlich wieder hinauf, um ihr Abt zu sein.

„Aber da brachen eines Tages die Barbaren ins Land, Mord und Rauch um sich. Sie ritten gen Spoleto. Aber Isaak hatte sich vor das Tor gestellt, bleich wie Schnee, steinalt, einen Bart wie Silber, die Augen voll Himmel und mit der Rechten gewaltig in die Luft schreibend.

„Die schwarzen Massen des Feindes stauten sich vor ihm, stutzten, aber sahen dann auf die Stadt. In den fünfzig Jahren, seit Isaak hier wirkte, war sie fünfzigmal schöner und größer geworden. Diese Hunnen oder wie sie hießen, erblickten gierig die vielen Paläste, die hohen Türme, die herrlichen Menschen auf allen Mauern, die reichen Jünglinge und noch mehr, ach, die schönen Spoletaner Mädchen, und trotz ihrem innern Schauder legten sie die Pfeile auf, zückten die Spieße, und der Mord blitzte aus ihren schwarzen wilden Gesichtern.

„Und seht, da würgte und erstickte es beinahe den heiligen Isaak im Hals, das Blut schwoll ihm empor, der Krampf packte seine Kehle, es zerbrach etwas in ihm wie ein Eiszapfen im März, er öffnete den Mund und — — konnte reden, ungeheuer reden. Nicht glatt wie Narren, nicht ohne Stocken, nein, stotternd, aber Stück für Stück wie Felsblöcke vom Monte Luco über den Feind schleudernd. Etwa so wie der Donner dort drüben im Süden rollt, dann über Spoleto rumpelt, wieder aufhört und einen letzten Krach gegen Foligno hinab tut. So war sein Satz. Da lachte niemand mehr Mä ... Mä ... und Da ... Da ... Da ...! Da blieb kein Nino zum Spaßen übrig ..."

Alles blickte auf den Burschen, der in die Backen pustete und den Kopf fast in die Knie hing.

„Den Heiden," erklärte Marta, „kam dieses gewaltige, herrische Stottern schrecklicher vor, als wenn der Merkwürdige im schönsten Fluß sie mit Schelten überschüttet hätte. Und sie staunten noch mehr, als ganz Spoleto, vom jähen Wunder überrascht, ohne Waffen und ohne Vorsicht, Kinder, Weiber, Männer, alles zu ihm herausgesprang, vor ihn hinkniete, seine Füße küßte und dem Feind zuwinkte und zulächelte, ein gleiches zu tun. Ein Wunder stehe ja da vor ihren Augen.

„Grauen übernahm die Heiden ob diesem Unerfaßlichen. Das mußte der Zauberer aller Zauberer sein. Sie duckten die langhaarigen Köpfe in die Achseln, rissen die Rosse um und galoppierten davon, als säße ihnen kein Heiliger, sondern der Satan im Nacken.

„Isaak aber stotterte noch einige Jahre und starb als Heiliger und wirkt heute noch fort und hilft, daß die Prahlhänse verstummen und die Demütigen großartig reden. Das ist die Legende. Und im Buch steht zuletzt: Zum Groß- und Heiligwerden eines Menschen gehören viele Mitmenschen, gute und böse, sonst hätte Gott Adam und Eva kinderlos und die schöne Welt den Tieren gelassen. Amen." —

Alles drang auf die Alte ein, schüttelte ihr die Hand, dankte, Nino ein bißchen eilig, Felicita mit reichlichen Küssen, Carletto vornehm und ernst. „Gehet, gehet jetzt, lasset mich, seid so gut, ich kann sehr gut weiter gehen. Der Alte da kommt mit! Nicht wahr, Bruder?"

Michelangelo nickte herzhaft und es gab nichts anderes bei zwei so alten Steckköpfen, als daß die übrige Karawane vorausreiten mußte, die Bettlerin aber mit ihrem berühmten Brudergespan langsam, still, glücklich zu Fuß auf den Luco stieg. Wer sie so uralt und knochig sah, mit blutlosem Gesicht und steifem Rücken, der hätte an zwei mühsam bewegte Steine, zwei wandelnde herbe, kalte Statuen denken mögen. Aber er hätte sich himmelhoch geirrt. Diese zwei herrlichen Greise, die so gemach schritten und sich gegenseitig stützten, dann stillestanden, Berg und Tiefe bewunderten und den Waldatem tief einsogen, die sich dann wie Bruder und Schwester liebkosten, beteten und wieder wundervoll schwiegen, sie beide waren die wahrhaftesten und lebendigsten und wärmsten Menschen, die je diesen Pfad

Digitized by Google

emporpilgerten. Michelangelo meißelte nicht mehr. Er hatte den Stein auf andere Art überwunden.

*

Einige Wochen später bog sich der schwerhörige und dem Bildhauer unliebe Pontifex Paul IV. vom hohen Throne zum Schemel des Künstlers nieder und fragte mit einer kleinen Bosheit in der Stimme: „Nun, Meister, wie war die Aussicht vom Monte Luco?“

Und Michelangelo, wieder der vornehme römische Greis in Handschuhen und schwarzem Samtwams, reckte das Gesicht zum Papst empor und antwortete sinnvoll: „Die Aussicht, Heiligkeit, die Aussicht! Sie dünkte mich groß auf dem Gipfel, aber wurde mir Unwürdigem, exakt wie dem Diener Gottes, dem heiligen Isaak, um so weiter und wahrer, je tiefer ich den Berg hinunter, von den Steinen zu den Menschen schritt.“

Der hohe Achtziger im weißen Habit des Weltenpriesters glaubte wohl, der Sonderling spaße auf seine rätselreiche Art. Er verbiß aber die weiteren Fragen, denn dieser strenge, herbe Hohepriester wußte viel von Himmel und Erde, aber just nichts als Name und Ort vom heiligen Isaak und wollte dem Laien diese verzeihliche Blöße nicht zeigen. Erst später, als er im großen Elend aus seiner unnahbaren Höhe niedersteigen und in den Wirrwarr naher Menschen energisch greifen mußte, sah auch er menschlich weiter und tiefer und dachte an den Monte Luco.

Jetzt aber sagte er mit seinem neapolitanischen Witz: „Dann sollten wir eigentlich hier die Sessel tauschen, denn ich bedarf einer größern Aussicht als Ihr.“

„O spaßet nicht,“ bat Michelangelo, „Gott sorgt schon selbst, daß Eure Heiligkeit den Monte Luco nicht nur hinauf, sondern auch hinunter kommt.“ —

„Zu unsern Geschäften,“ befahl Paul mit kühlem Lächeln und rollte die vielen Pläne des Kuppelbaues auf. Ehrerbietig trat der ganze Domrat hinzu.

Ach, wie war dem Meister sogar diese Kuppel jetzt gleichgültig geworden! Er erklärte, zeichnete, antwortete und korrigierte schier mechanisch auf die Fragen des Papstes, aber seine Seele weilte voll Heimweh unter den lebendigen Eichenkuppeln des Monte Luco.

Der rote Zauber des Mastro Giorgio von Gubbio

Hundert und hundert Histörchen kleben an allen Mauern Umbriens. Keine noch so geringe Stadt, wo nicht eine besondere Sage aus alten Toren singt. Da mischt sich die gewissenlose Phantasie hübsch mit der redlichen Geschichte, ein Erdbeben kracht hinein, ein Künstler zaubert, der schwarze oder schwefelgelbe Satan bockfüßelt herum, und ein Heiliger, gerne der sonnige Franz von Assisi, hilft der schiefen Geschichte zuletzt noch ins Blei.

Gubbio ist so ein Plätzchen. Es kriecht am Monte Ingino hinauf mit uralten Häusern, Bögen, Türmchen und Berggäßlein. Es ist mir mit Spello und Narni und Norcia eines der unvergeßlichen Städtchen Italiens geworden. Einen Nachmittag hoch über dem Städtchen im Schatten des Klosters Ubaldo zu verbringen und dort unter einer wilden Kastanie sitzend die hinreißend schöne, eigenartige, weite Aussicht über Täler und Berge zu genießen, das gehört zu den köstlichsten Stunden des — ach, alles in allem gar nicht so köstlichen Lebens.

Aber nicht hier oben, sondern weit hinten in der Schlucht des Camignano oder Metaurus, die sich links hinter den Stadthäusern öffnet, habe ich von einem Polizisten das Abenteuer des Meisters Jürg klar und bündig vernommen.

Wir setzten uns auf einen Bock neben dem trägen, damals geringen Schluchtwasser. Der Polizist schwitzte und kühlte sich die Stirne mit ein paar Güssen. Er schöpfte das Wasser mit einem zierlich gebauchten Majolikakrüglein. Der Dieb, den er so weit in den Berg verfolgt hatte, war ihm schließlich doch entwischt, aber hatte diesen kleinen, zerbrechlichen Raub mitten auf die Straße oben gestellt, als ob er sich damit aller Schuld entledige. Er trug sicher noch anderes bei sich, verschwor sich mein Nachbar, aber lachte doch erleichtert auf, weil er mit dem eroberten Gefäß seiner Amtspflicht genug getan hatte. Dieses Beutestück mußte jeder Obrigkeit beweisen, wie ihr Diener kam, sah, siegte.

Ich wußte, daß Gubbio in den Majoliken eine berühmte Hand besaß, einst die beste im ganzen Land. Denn damals verstand es eine karminrote Farbe so wunderbar in den glasigen Ton zu brennen, daß von dem

Digitized by Google

Skiläuferin. Gemälde von Albert Bitterlich

(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Geschirr ein geheimnisvoll tiefer, brünstig leuchtender Metallglanz ausging. Niemand kannte das Rätsel dieses Farbenfeuers außer Don Giorgio Andreoli, dem Erfinder.

„Ist es wahr," fragte ich, „daß der Mastro mit dem Blute lebendiger Menschen dieses Rot zubereitete?"

„Man sagt so. Wenn gefoltert oder enthauptet wurde, habe er dabeistehen und den Saft noch ganz menschenwarm aufschöpfen dürfen, gerade wie ich hier jetzt Wasser aufnehme." — Damit schüttete sich der erhitzte Ordnungsmann ein weiteres Krüglein klassisches Metaurusnaß über den Kopf.

Aber dieser Saft sei zu dick und zu heiß gewesen. Er habe nicht rot genug gefärbt. Denn Mastro Giorgio habe eine tiefe, dunkelglühende Röte im Sinne gehabt, Tag und Nacht davon geträumt und sei schier im Wahnsinn herumgegangen, weil die Majoliken von Urbino und Pesaro immer noch ein besseres Rot vermocht hätten.

Endlich, als er umsonst alle möglichen Erden und Säfte versucht, vor vielen Altären mehr getobt als gebetet und freilich zuletzt ein Rot wie die Urbiner, aber doch nicht ein besseres erreicht habe, da sei ihm in den Sinn gekommen, daß man von den Glasfärbern Urbinos erzählte, sie hätten sich mit dem Teufel verbündet.

‚Was die machen, kann ich auch,' dachte Giorgio und rief in einer schweren, gewitterhaften Mitternacht den Satan zu sich.

Der stand schnell und gefügig da wie ein dressierter Hund und erklärte sehr höflich, er bewahre freilich noch ein glüheres Rot für sich, den sogenannten Höllenpurpur. Aber dieses Rot sei eigentlich nur für die Teufel reserviert, nur für unterirdische Vergnügen. Billig könne er dieses beste Rot, das je erfunden worden, nicht für irdische Egoisten hergeben.

Was er denn vom Meister der Urbiner Gilde, von Don Pier Monti, damals bekommen habe?

„O diese Urbiner," versetzte der Schwarze verdrießlich, „viel zu wenig haben sie bezahlt. Hinterhältige Krämerseelen sind sie."

„Haben sie denn weniger geleistet als die von Pesaro?"

„Wie eine Wildkatze peitschte der Teufel beim Wort Pesaro den Schwanz hin und her. Die mußten ihm doch innert dreißig Tagen hunderttausend Goldstücke entrichten oder, wenn die Summe nicht voll würde, ihm die Seele ihres jüngsten talentvollsten Glasfärbers verschreiben. Und die Summe ist ungeheuerlich, wird nicht voll. So viel Gold in so wenig Zeit brächte nicht einmal Florenz oder Mailand auf.

„Aber schau, schau, am gesetzten Tag wurden ihm die hunderttausend Goldbatzen in allen möglichen Größen und Prägungen Stück für Stück vorgezählt. Durch ganz Italien und Frankreich schienen sie Gold entlehnt zu haben. Fünferlei Päpste, die Herren von Montefeltro, Ferrara, Gonzaga, Este, die Signorien von Florenz und Genua, die Münze von Perugia, Cremona und Mailand und noch viel anderes erkannte man da im Schnitt der Gelder und zählte sie dem Leibhaftigen vor die Schnauze.

„So nahmen nun die von Pesaro das Rezept, er, der Teufel, das Geld und fluchte sich von dannen. Zwar schien ihm, wie er seewärts hinkte, man rufe etwas von der Zitadelle hinunter wie Rame (Kupfer)! Aber er achtete es in seiner Wut nicht, bis er, je tiefer der Flug in die Hitzen ging, immer deutlicher fühlte, daß in den Goldsäcken etwas Ungehöriges vorging. Er sieht nach. O je, alles ist minderwertiges Gemisch von Kupfer, Silber, Nickel und schmilzt zur lügnerischen Vergoldung hinaus. Gold hätte bis zur Schatzkammer standgehalten.

„An das dachte jetzt der Gehörnte und fauchte und sagte zu Don Giorgio: ‚Noch ärger haben mich diese Urbiner betrogen. Sie gingen mit mir zur Kirche San Giuseppe und hoben die Finger und schworen, dieses Haus zu schließen, so daß nie mehr darin mein großer Feind gelobt und bedient werden könne. Das behagte mir. Eine Tür zu Gott zu, eine Tür zum Teufel auf. Und ich glaubte ihnen. Denn sie standen weit und breit im Rufe kalter Christen. So gab ich ihnen mein zweitbestes Rot. Und bald hör' ich auch, daß die Kirche geschlossen wird, aber . . . wegen Baufälligkeit. Ein Jahr darauf wird sie abgerissen und am gleichen Platze eine neue, viel größere Kirche gebaut! Denn mit diesem Rot verdienen sie ein Heidengeld.'

„‚Nun,' fährt der Schwefelpeter fort, ‚hüt' ich mein letztes teuerstes Rot gut. Um das soll mich niemand narren.'

„‚Ich denke nicht daran,' versetzte Giorgio in seiner düstern Leidenschaft. ‚Ohne Umschweife, da hast du meine Seele.' Und er langte mit beiden Händen an die Brust, als wollte er die Seele aus dem Leibe reißen und dem Teufel in die Krallen schmeißen.

„Es wurde ein Pergament aufgesetzt. Aber im Augenblick, wo Mastro Giorgio mit seinem wilden, verhetzten Blute unterschreiben wollte, stutzte er und bemerkte, das gelte nur unter der Bedingung, daß es nicht

Digitized by Google

noch ein röteres Rot gebe. Er opfere seine arme Seele nur, wenn er zeitlebens das schönste Rot besitze. Sobald etwas Besseres irgendwo erfunden werde, halte er sich nicht mehr an den Kontrakt gebunden, da dieser ja dann sein Ziel nicht erreicht hätte.

„Der Teufel schmunzelte und nickte. Selbstverständlich gelte der Vertrag dann nicht mehr. Aber es sei ganz ausgeschlossen, daß Menschengenie noch ein besseres Rot finde. Teufelswitz gehe doch über jeden andern Witz. Kurz und gut, er sei zufrieden, wenn er Mastro Giorgios Seele so sicher habe, wie dieser sein bestes Rot.

„Die Klausel ward immerhin eingefügt und dann das Dokument beidseitig unterzeichnet. Und bald tauchten in Gubbio jene wunderbaren Geschirre und Vasen auf, die mit ihrer nie gesehenen, heißen, gefährlich leuchtenden Karminröte allen bisherigen Majolikaglanz in Schatten stellten. Es war beinahe nicht mehr ein irdischer Glutzauber. Die Künstler von Pesaro und Urbino wurden fahl vor Neid. Diese Gubbierfarbe schlug alle Konkurrenz nieder. Mastro Giorgios Schüsseln, Krüglein, Blumentöpfe und Zierteller eroberten Italien, und Ruhm und Zuspruch strömte massenhaft die steilen Gäßchen des Städtchens herauf.

„Aber nachdem das so eine Weile gedauert und der Meister sich daran gehörig übergessen hatte, fing der Mann an sich zu langweilen und zu ekeln und mehr und mehr in Schwermut zu verfallen. Er besaß überdies einen einzigen Knaben, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte und der nicht die geringste Neigung für das väterliche Gewerbe empfand. Eher mochte Odoardo ein Pfaff werden. Auf des Vaters Ausruf bei einer ausnehmend glänzenden Vase: ‚Leuchtet das nicht überirdisch?' schrie dieser Jüngling einmal mit bebender, aber überzeugter Stimme: ‚Nein, Vater, unterirdisch!' — So eine feine Witterung besaß dieser Bursche. Aber wie sollte es anders sein, da Odoardo so oft zum heiligen Bruder Franz nach Assisi lief und dann viele Tage jeweilen fortblieb.

„So oft er seit jenem Unterirdisch dem Vater begegnete, ward dieser einsilbig und ließ den Kopf immer tiefer hängen. Das unheimliche Wort begann in Mastro Giorgios Seele immer stärker zu rumoren. Er hatte jetzt den Ruhm und den Reichtum erlebt und nichts Besonderes dabei gefühlt. Früher hatte ihn jede kleinste Erfindung oder Verbesserung in seiner Kunst auf Jahre hinaus froh gemacht. Wie ging es nun zu, daß er dieses Erstaunlichste schon so bald satt bekam? Etwa weil es nicht sein Werk war, sondern etwas Erkauftes, Erlistetes, Fremdes? War der Reiz so rasch verflogen? Was kam jetzt? Nichts als immer diese entlehnte, erschmuggelte Farbe und immer nur diese rote Langeweile, und dann der Tod und die Hölle.

„Er begann dieses Rot zu hassen und die alte selige Zeit mit dem geringeren Ruhm, aber köstlicheren Leben zurückzuwünschen.

„Tag und Nacht grübelte er nach einem noch tiefer und wilder glühenden Rot, um sich vom höllischen Kontrakt loszumachen. Er überwand sich sogar und schrieb einen Preis für denjenigen aus, der sein Rot übertreffe, wobei er besonders innig die Pesarer und Urbiner zum Wettbewerb aufreizte. Aber nichts verfing. Er hatte das beste Rot, und der Teufel hatte die beste Hypothek auf seine Seele. Oft wenn dem Meister beim Abenddämmern sonderbar graute, wenn er sein plötzlich ergrauendes Haar betrachtete, wenn ein Gleichalteriger mit dem Ablaßkreuz in den Fingern starb und er entsetzt an den eigenen unseligen Tod denken mußte, oft schien es ihm dann, es kichere und höhne ganz nahe und spotte seiner Ohnmacht.

„Wie oft wollte er seinem Sohne das Geheimnis mitteilen, bevor es ihm das Herz abdrückte. Aber Giorgio war mit seinem Sohne nie vertraut gewesen. Jahrelang hatte er ‚den Balg' kaum anrühren mögen, der ihm das Beste im Leben, seine milde, verständige, tröstliche Frau genommen und dafür nichts als seine so unschöne, scheue, zurückgezogene Winzigkeit gegeben hatte. Dann, als Odoardo sich ein bißchen umzuschauen begann und sich nun gern vom Vater dies und das hätte mögen erklären lassen, da hatte den Mastro schon jene wüste Hast nach den leuchtendsten Farben und wie man sie in Glas und Metall brenne und erglühen lasse, völlig übernommen, ja, geradezu besessen gemacht. Jetzt war die Frau tot und der erwachsene Sohn entfremdet, jetzt wo Giorgio vom toten Metall zum lebendigen Menschen fliehen wollte.

„Dann aber schämte er sich auch ganz heillos, zu bekennen, sein Ruhm sei gar nicht eigenes Verdienst, sondern erkauft, erschwindelt. Vom Teufel! Und das war das Schlimmste an der Sache. Er wäre der Gottlosigkeit und Zauberei angeklagt, in den Turm geworfen, unsäglich gefoltert und zuletzt wohl erdrosselt oder verbrannt worden. ‚Meine Seele, meine arme Seele!' schrie er nun oft, wenn er sich allein glaubte. Als Odoardo ihn einst so jammern hörte, drang er zum Vater ein und bat ihn dringlich, ihm doch das Herz auszuschütten. Da ent-

Digitized by Google

schlüpfte dem gequälten Giorgio wenigstens das Wort: ‚Gibt es kein stärkeres Rot als das meinige, Knabe, dann hab' ich Ehr' und Seligkeit verloren.'

„‚Das gibt es nicht, das gibt es nicht!' rief eine gar wüste, übermütige, stinkende Stimme aus dem Stubenwinkel.

„Da wußte der Jüngling genug. ‚Und das gibt es und muß es geben,' schleuderte Odoardo verwegen in die Finsternis und rannte dann zum allhelfenden Franz nach Assisi hinüber um Beistand.

„Aber der Heilige wollte nicht selbst ins Zeug greifen. Er behauptete, das könne auch Odoardo vollbringen, und es sei sogar gut, wenn das Kind den Vater erlöse. Da käme dann Wärme ins Haus und der Teufel hätte so das Spiel gründlicher verloren als je einmal. Überdies, fügte Franz bescheiden hinzu, hinderten ihn die Wunden. Er meinte jene wunderbaren Male, die er bei der Versenkung ins Leiden Christi vor bald einem Jahre bekommen hatte, genau, als wäre er mitgekreuzigt worden, und die oft noch durch die Lumpen des Verbandes leuchteten. — Ein Maultier! — Ach, er ritt nicht gerne wie ein Herr.

„So wies Franz den Jüngling genau an, was und wie er mit dem Vater vornehmen solle, und schärfte ihm daneben noch besonders ein, den Teufel jeweilen, wenn er sich bemerklich mache, recht höflich zu behandeln. Sogar Beelzebub könne man mit Höflichkeiten kirren.

Fröhlich kehrte Odoardo heim, obwohl er vom Regen unterwegs bis auf die Haut durchnäßt war. Doch wie er so mit leeren Händen in die Werkstatt trat, kehrte der Vater sich enttäuscht von ihm ab. Er hatte gehofft, Franz oder sonst ein Wunder käme mit dem Buben. Nun wurde sein trübes Gesicht noch verhärmter. ‚Ich werde dir helfen,' versprach Odoardo.

„‚Du?' antwortete der Meister höhnisch. ‚Du? wo es scheint's Franz nicht einmal kann!'

„‚Ja, ich.'

„‚Wann denn?'

„‚Nur Geduld, 's ist noch alle Zeit.'

„‚So reden die falschen Propheten.'

„Odoardo widersprach nicht mehr. Aber morgens und abends sah er sehnsüchtig gegen den Monte Urbino, den Böswetterberg, ob denn dieses heillose Sudelwetter nicht bald aufhöre. Es schien, er brauche heitern Himmel zu seinem Unternehmen. In den Hauswinkeln kicherte und spöttelte es indessen immer garstiger. Doch Odoardo hatte genug vom Meister in Assisi gelernt und lächelte und tat, als höre er nichts.

„In jener düstern Zeit hielt der Mönch Egidio Salvari in Gubbio Volksmission. Seine Bußpredigten donnerten furchtbar in die Kirchenstühle hinunter. Er trug einen Totenkopf in der Hand und malte so viel Hölle, daß man keinen Himmel mehr sah. Maestro Giorgio ging sozusagen selbstmörderisch in jede Predigt und saß hernach jedesmal noch mutloser an seiner Tischecke beim Stubenfenster. Ach, welch ein Leben ohne Freude! Der Säufer hat wenigstens seinen Wein bis zum letzten Schluck und der Liebhaber seinen Schatz bis zum letzten Kuß. Aber er, Giorgio, hat nichts als dieses vergiftete und verfluchte Höllenrot und hernach die Hölle selbst. Eine ungeheure Furcht vor der Ewigkeit machte ihn schlottern. Er wagte in keinen Winkel zu schauen, in keine Nische zu sitzen, sondern hockte sich zuvorderst ans offene Fenster, als müßte er immer zur Flucht bereit sein.

„Da, eines Abends hellte sich der Regenhimmel auf, eine weite, goldene Bläue überspannte die Stadt, und die Höhen vor Costaciarro und Sigillo begannen sich langsam im Widerschein der verblutenden Sonne in ein tiefes Purpurrot zu kleiden.

„‚Schau', sagte Odoardo und atmete schwer, denn nun galt es, ‚schau wie rot!'

„Maestro Giorgio stierte blöde hinüber und verstand den Sinn nicht.

„‚Komm hierher, an dieses Fenster,' bat der Sohn. ‚Da sehen wir noch Besseres.' — Irgendwo in der Stubendämmerung begann es unruhig zu knistern.

„Westlich, gegen Sant' Angelo war die Sonne untergegangen. Nun sind die Sonnenuntergänge von Gubbio aus ein prachtvolles Schauen, besonders nach Regenschauern, wenn die Luft noch feucht ist und leichte Dunstschleier über den abendlichen Ausgängen der Talung wehen. Alle Luft ringsum, nicht bloß der Himmel, scheint dann glührot zu flammen und in einen immer tiefern Purpur hinunterzubrennen. Die ganze Welt gleicht dann einer einzigen dunkelroten Feuerrose. Wer hineinblickt wird selber Rose.

„Dieses Wunder des Abendrots geschah jetzt, und wie Giorgio hineinstaunte und Odoardo ihn stupfte und reizte: ‚Vater, nun urteile selber, ist das nicht noch ein viel kräftigeres und innigeres Rot als das deinige? . . .' da begann etwas im Trübsinnigen zu zerreißen, ein schwarzes Tuch oder eine finstere Hoffnungslosigkeit oder etwas Ähnliches. Dieses Abendrot dort, so eine gewohnte selbstverständliche Erscheinung, bekam plötzlich ein außerordentliches, ungeheuer wichtiges Gesicht. ‚Rot, rot,' stot-

Digitized by Google

terte er, ‚sehr, sehr rot!' Aber er wagte noch nichts zu folgern.

„Odoardo drückte ihm ermunternd die Hand, wandte sich mit der andern einladend gegen die hinterste Stubenecke und rief mit ausgesuchter Höflichkeit: ‚Darf ich Sie bitten, geehrter Herr Dunkel, vormals Exzellenz Luzifer, dieses mächtigste Rot auf Erden in gnädigen Augenschein zu nehmen? Ihr fachmännisches Auge wird mir beistimmen, daß nie ein stärkeres Rot erfunden ward. Ich gebe viel auf Ihre Zustimmung.'

„Unwillig, hinderlich, knurrend kam etwas gegen das Fenster. Man hörte es nur und roch etwas, aber sah nichts. Eine kleine Pause entstand. Dann rief Giorgio, immer mutiger und berauschter vom Anblick dieser zwingenden Himmelsröte: ‚Der Teufel ist übertrumpft, alleluja, es gibt noch ein röteres Rot als das seinige.'

„Da keuchte es häßlich und heiser in der Nähe: ‚Mag sein, dummer Tropf, ja, förmlich zugegeben! Aber was hat das mit deinen Majoliken zu tun? Mein Rot bringst du ins Glas. He, so versuch' denn, fang auf, so viel du kannst von diesem roten Nichts da draußen und misch' es im Tiegel. Wir wollen sehen, was da herauskommt.'

„Ach wie kindisch und doch wie rührend ward nun Mastro Giorgio! Verstörten Geistes lief er in die Werkstatt, trug den Arm voll ungefärbten Geschirres herein und stellte es aufs Gesimse. Sogleich flammten die Gläser auf, das ganze Abendrot fing sich in ihnen, sie schienen mit überirdischem Blut, dem Blut der Himmlischen, wenn man so sagen darf, überfüllt.

„‚Da sieh, da sieh,' jauchzte der Meister.

„Ein dürres, krähendes Lachen antwortete zur Seite. ‚Armer Narr, schau' jetzt!' Und der Unhold rückte mit unsichtbaren Fingern das Geschirr in den Schatten, daß es sogleich wieder farblos und tot aussah.

„‚Da sieh, da sieh,' äffte er den Mastro Giorgio.

„‚Es genügt, geehrter Herr Dunkel, daß Sie, daß wir alle hier noch ein röteres Rot als das Ihrige — gewiß ganz ausgezeichnete — soeben erlebt haben. Nach dem Wortlaut des Vertrages würde das meinen Vater bereits von jeder Verbindlichkeit befreien. Denn es steht da ausdrücklich: ‚Sofern nicht ein noch besseres Rot erfunden ist.'

„‚Wollt ihr Toren sagen, ihr hättet das Abendrot erfunden?'

„‚Es sollte heißen: gefunden; so ist es natürlich gemeint.'

„‚Es steht aber: erfunden. Zur Zeit unseres Vertrages war das Abendrot schon erfunden oder auch gefunden, ganz wie ihr wollt. Aber wir meinten außerdem ein Rot, das in eurem Gewerbe praktisch verwendbar ist. Also steht der Vertrag in Kraft.'

„‚Aber der Herr Doktor hatte doch schon ein bißchen Angst,' scherzte Odoardo, ‚so viel ich merke.'

„‚Ach, woher!'

„‚Und doch war das erst ein kleiner Versuch, so ein Spaß vor dem Ernst. Aber jetzt kommt der Ernst. Paßt gut auf,' bat der Jüngling.

„Indessen Odoardo so redete, lächelnd, voll heiliger Überlegenheit, das bleiche, franziskanische Gesicht noch ganz überflutet vom glühenden Himmel und besonders in den tapfern Augen das Abendrot zweimal widerspiegelnd, aber so tief, so warm, als komme das Leuchten nicht von außen, sondern aus dem Herzen und als wäre darinnen noch ein viel größeres und süßeres Glühen: da konnte Vater Giorgio kein Auge mehr von ihm abwenden. So einen schönen, beinahe feuerspeienden Menschen hatte er noch nie gesehen und nie hatte er gewußt, daß sein eigener Sohn ein solcher Mensch sein, so reden, so glänzen, so lächeln und siegen und vor allem ihn aus dem seelengrauen Elend so heiter retten könne. Denn daß er nun gerettet würde, daran zweifelte er keinen Augenblick mehr, obwohl er keine Ahnung hatte, wie es dabei zugehen müsse. Ihn dünkte, er sollte sich vor Odoardo niederwerfen und ihm die Füße küssen. Denn was hatte er ihm je Väterliches erwiesen? Vater war er an seinen Majolika, aber nie an seinem Odoardo gewesen.

„So innig wie ein Sehendgewordener zum Himmel aufblickt, so umflatterten und küßten Giorgios Blicke gleichsam das Antlitz seines lautern Kindes. Alles, was früher war, dünkte ihn wie Staub und Tod. Jetzt kam das Leben, denn jetzt kam das wahre, warme Lieben.

„Und nun hob Odoardo an gerade von der Liebe zu Gott dem Vater und zum Menschen, dem Vaterskind, unserem lieben Bruder, zu reden. Zu reden? Nein, das war Musik. Das kam vom seligen Franz her, das waren Strahlen aus seinem Sonnengesang.

„Es gebe noch etwas, viel röter und blühender als das Morgen- und Abendrot, greifbar und fühlbar nicht bloß alle Seelen, sondern auch das elendeste irdene Geschirr durchleuchtend, nie veraltend, nie Farbe verlierend, im Gegenteil immer tiefer leuchtend: Die Liebe. In solcher Liebe sei der Himmel zum heiligen Franz niedergestiegen und habe ihm die fünf Wundmale

Digitized by Google

des Herrn eingeprägt. Die blühten wie keine irdische Rose. Dagegen sei das Rot des Herrn Dunkel eher katzengrau. Exzellenz solle verzeihen, Odoardo verneigte sich gegen die Stelle, wo das Fauchen und Schwanzpeitschen wieder anfing, — aber es sei einmal so. Er, Odoardo, mache den gefälligen Vorschlag, daß sie drei zusammen nach Assisi zögen und sich davon überzeugten.

„Es möge sein, es möge ganz wohl sein, keifte der Hinkebein. Er widerrede gar nicht. Aber er mache auch keine nutzlosen Wallfahrten. Denn er müsse wiederholen, hier handle es sich einzig um ein Rot für Mastro Giorgios Gewerbe. Wenn der Meister jene Fünfwundenglut ins Glas zaubere, gut, dann wolle er abdanken. Aber das sei so unmöglich wie mit dem Blitz schreiben.

„Doch wieder entgegnete Odoardo, im Vertrage stehe einfach, falls ein besseres Rot erfunden d. h. gefunden werde. Dies sei nun der Fall. Der Bettelkönig Franz habe es mit des Himmels Gnade vor just einem Jahre am 14. September erfunden und damit basta.

„‚Nein, nicht basta,' fauchte es.

„Entzückt schaute Giorgio seinen kühnen Sohn an. Er fühlte, wie ein Strom von heißer, noch nie empfundener Zärtlichkeit ihn durchwogte, wie sein Welt- und Lebensbild, nachdem es sich so schmählich lange Zeit in ein paar Majoliken und in ein sattes rotes Färblein verkrüppelt hatte, sich ihm in dieser Gnadenstunde unendlich erweiterte und erhöhte, wie er am liebsten Odoardo am Arm genommen, sein glühes Geschirr zu Scherben getreten und sich mit dem Sohne als liebedürstender, liebeschmeckender Jünger dem heiligen Franz angeschlossen hätte. So furchtbar lange war er kalt wie ein nie geheizter Ofen gewesen. Jetzt kam das Feuer so stürmisch, daß es ihn fast zersprengte. Seine Seele war unter Glas und Ton erwacht. Es hatte mit der Angst vor dem Teufel begonnen und ging jetzt in die Freude und in den Mut zu Gott über.

„‚Komm, du mein Trost,' rief er Odoardo zu. ‚Wir gehen zum Santo und küssen seine heiligen Male. Und das übrige ist bei Gott, dem Wunderwirker. Und wenn du anständig tust, nicht knurrst, noch bellst, darfst du mitkommen, du da!' lachte Giorgio gemütlich zur Seite, wo er den Gottseibeiuns vermutete.

„Und wie der Zottige sich auch sperrte, tobte und zähnefletschte, vor Mitternacht, bei schwachem Mond und lauer Luft ritten Vater und Sohn gegen Assisi hinunter. Sie nahmen den Weg über Urbino und erreichten bei Bosco den muntern Tiber, fast vor den Toren Perugias. Da übernachteten sie. Hinter ihnen trottete sterbensunfroh der Höllenhund und dachte, das sollte ihm jetzt noch widerfahren, nach den Urbinern und Pesarern auch noch den Kuckucksdank von diesem Gubbier Kerl!

„Als sie frühmorgens das Tal durchqueren wollten, hielt sie ein vermummter Pestbruder an und sagte, die Seuche verheere das linke Tibergelände, und Assisi und die hinteren Ortschaften seien gesperrt. — ‚Aber vor einer Woche war noch kein krankes Bein da herum,' widersprach Odoardo. — ‚O, die Pest reitet schnell,' kam es zurück. ‚Hört ihr denn nicht die Totenglocken läuten?' — In der Tat, talauf, talab brummte es von den Kirchtürmen. Da schlug der hartgesottene Jüngling ein Kreuz. ‚Au,' schrie es hinter ihm, als hätte der Hund sich in den Schwanz gebissen. Das ganze Truggebilde war verschwunden.

„Indessen stolperten die Pferde jeden Augenblick über ein Hindernis, die Hufeisen lotterten, man verlor viel Zeit in den Wiesen von Pentimento, so nannte man die Flur vor dem Chiggiafluß. Sie war durch die Regengüsse überschwemmt. Bei der damaligen San Vittore-Brücke arbeiteten die Maurer, um die geborstenen Bögen vorläufig mit Pfählen und Latten zu ersetzen. Der Vorarbeiter lüpfte die Mütze und rief: ‚Durchgang unmöglich!' — Wütend schossen die grauen Bergwasser zwischen dem Getrümmer talab. Aber zum zweitenmal schlug Odoardo ein Kreuz, und siehe, da stand nur noch der Brückenwart, erhob den Zoll und führte mit sorglicher Hand Reiter um Reiter über den geflickten Steg. Der Teufel aber, dem all sein Genie nichts frommte, stürzte sich, statt über die Bretter zu laufen, vor heller Wut ins schmutzige Wasser. Denn es zischte und rauchte, als fiele eine ganze Feuersbrunst in den Fluß. ‚Wohl bekomm's!' lachten die zwei Andreoli.

„Sie gelangten nun an den Abhang des Städtchens Assisi, der unten gegen den Talboden bewaldet war und die einfachen Hütten des heiligen Franz auf jener Lichtung barg, die man bald die Portiunkulawiese nannte. Aber wie sie zum Kirchlein strebten, kam ein Bettelmönch, der Bruder Wachholder, den Pilgern eilig entgegen, verwehrte mit freundlicher Geste den Weg und erzählte, Vater Franz liege schwerkrank danieder und wolle und dürfe mit niemand sprechen. Sie sollten in einer Woche wiederkommen.

Digitized by Google

„‚Aber Bruder Juniperus,' fragte Odoardo mißtrauisch, ‚wo hast du das Kreuzlein, das doch immer in deinem Gürtel steckt?'

„Der Frate verzog unschön das Gesicht.

„‚Und warum sagst du nicht wie üblich: Gelobt sei Jesus Christus!'

„Jetzt verzerrte sich das Mönchsbild zu einer Grimasse.

„‚So nimm denn mein Kreuzlein,' forderte der Jüngling immer sicherer.

„Da barst der Spuk auseinander, und sie konnten ruhig zur begrasten Kirchenschwelle treten, wo der heilige Franz in der Sonne ruhte und der echte Bruder Wacholder ihm gerade die Verbände an den Händen und Füßen löste. Denn es war der vierzehnte des Herbstmonats, der Jahrestag des schmerzlich-süßen Wunders, das Gott und Gottesliebe ihm angetan hatten.

„Als die zwei Gubbier ganz hinzutreten wollten, bedünkte sie nicht nur, es zerre sie etwas von hinten an den Mänteln mit sieben Mäulern und Krallen verzweifelt rückwärts, sondern auch Bruder Wacholder gab ihnen mit einer deutlichen Miene zu verstehen, sie sollten den verzückten Franz jetzt nicht stören, sondern in seinem stillen Himmelsgespräch mit Gott allein lassen. Und wirklich, der selige Mann sah nicht wie ein Mensch aus, so blaß, schwach und mit schwitzend schwarzem Haar er auch da lag, vielmehr wie etwas Erd-Enteiltes, Wolkendurchflogenes, Himmeldurchschauertes. So mochte Stephanus, der berühmte Diakon, im Sterbstündlein ausgesehen haben, als sich vor seinem begeisterten Blick die ganze Pracht des Himmels öffnete.

„Verlegen guckte Mastro Giorgio hin und her und bemerkte sogleich, daß sie nicht allein seien. Hinter Weiden und Buchenbüschen sahen Gruppen von Pilgern, Verehrer Franzens und auch ein sehr großer, schmutziger Rest von Neugier hervor. Da waren Zweifler und Spötter neben den innigst Knienden, rohe Bauern und schmale, steinharte Aristokratenherren, Geistliche, die Tränen vergossen, andere, die von Zauberei und Sensationsmacherei munkelten, und im unansehnlichen Reisemantel stand an einer Steineiche der Kardinal Ugolino und hätte am liebsten Franzens derbe Kutte angezogen und dafür den Bettler da mit seinem Purpur umwickelt. —

„Aus den offenen Fenstern des Klosters blickten verstohlen die Brüder heraus, um wenigstens von ferne beim geliebten Vater zu sein. Da sah man den feinen, aber sonngebräunten Bernhard von Quintavalle, den massigen Bruder Masseo, das Lämmchengesicht des Bruders Leone und andere in tiefster Beschauung, als müßte nochmals ein Wunder geschehen. Ja, die Erwartung eines Wunders zitterte über den ganzen Platz, machte das Gras leise beben, die Tannen, Pappeln, Oliven erschauern und selbst das kecke Gevögel still auf den äußersten Zweigen verharren.

„Der Meister wußte nicht, wollte er hier gleich ins Gras knien oder sich zu den Leuten im Busch verstecken. Da zerrte der Teufel wieder erbärmlich von hinten, ganz wie ein Hund, der seinen Herrn in die größte Gefahr rennen sieht. Zornig schlug Don Giorgio mit seinen Reitstiefeln hintenaus, zweimal, dreimal, zehnmal, und hieb mit dem Peitschenstiel rückwärts. Besonders die Schwünge des gespornten Stiefels schienen ein Weilchen zu fruchten. Aber dann begann das Winseln und Reißen und Dreinhauen wieder, so daß auch die Pilger schließlich aufmerkten.

„Indessen zog Odoardo eine durchsichtig helle Kristallschale unter dem Gewand hervor. Da merkte Bruder Juniperus, daß es sich um etwas Ungewöhnliches handle und halb mit, halb gegen seinen Willen entfuhr ihm: ‚Frate Odoardo ist mit seinem Vater da.' Frate nannten die Brüder den jungen Gubbier schon lange, da ihm dazu ja nur noch das Habit fehlte.

„Bei diesen Worten senkte Franz das himmelerhobene Auge, erblickte das Gubbierpaar und lächelte es einladend an. Da traten sie tapfer herzu.

„Der Bruder hatte bereits die Verbände von den Händen gelöst, die Franz nun sehnsüchtig ausstreckte, als wolle er alles an die Brust drücken und dann gleich damit in die Höhen schweben. Auch den linken Fuß hatte Juniperus entblößt und wickelte jetzt den rechten los. Über die Seitenwunde hatte er eine weiße Binde gezogen. Denn Franzens keusche Demut duldete nicht einmal so viel Entblößung. Aber die Wunde glühte in unbegreiflichem Purpur durch das Linnen.

„Bei jeder Entblößung rieselte ein Blutbächlein ins Gras, und jedesmal dachten die Jünger und Ottavio mit ihnen: ‚Wie schade um diesen kostbaren Saft! Mögen die schönsten Blumen entspringen, viel besser wäre es doch, diesen Tau zur Heilung der armen Menschheit aufzufangen.' Jeder Tropfen, der sich da in die Erde verlor, tat ihnen mehr weh, als dem schlimmsten Geizhals ein entschlüpftes Goldstück.

„Aber auch Mastro Giorgio riß die übernächtigen Augen immer weiter auf. Das rieselte ja wie geschmolzenes Gold, was sage ich, wie flüssiges Morgenrot, nein, noch

Digitized by Google

köstlicher, tiefer, feuriger aus den blassen Gliedern. So ein Rot hatte noch niemand erblickt. Das schlug alle erdenkbare Farbenglut tot.

„Es sott in ihm das Blut. Künstlerbegeisterung, Farbenrausch erfaßte ihn. Er dachte nicht mehr an den Teufel, noch an den Heiligen, sondern nur an dieses unbegreifliche Rot, riß dem Sohn die Schale aus der Hand, kniete vor Franz nieder und ließ das Blutbächlein in sein Geschirr träufeln. Das geschah schnell wie der Blitz, niemand konnte es hindern. Und hastig schwang er die Schale in die Höhe und zeigte sie allum. Sie zuckte in Millionen Strahlen und brannte wie die heißeste Abendsonne.

„‚Das roteste Rot,' schrie er wild, ‚über Pesaro und Urbino, über mich und allen Teufel hinaus rot!'

„Sowie er den Namen seines schwarzen Tyrannen ausgerufen hatte, kam ihm sogleich wieder seine Lage und die Absicht der Wallfahrt in den Sinn. Aber die Verzauberung wäre wohl zu mächtig gewesen, wenn den Verirrten nicht eben jetzt der durchdringend klare, gütige Blick Franzens getroffen hätte, ein Blick, der so liebreich sagte: ‚Armer Schwärmer! Und deine Seele? Deine Seele über alle roten Sonnen köstlich! Gib doch acht auf sie!'

„Die Mönche in den Fenstern, das Volk im Wäldchen, die Vögel im Geäst, alles reckte die Hälse, würgte an einem Schrei und fand den Atem vor Schauensnot nicht mehr. Jetzt hörte man durch die Totenstille jene ruhige, tröstliche, zarte Stimme, wie sie nur Franz gleich einer Orgel spielte. Deutlich hörte man sie sagen: ‚Gemeines, sündiges Blut! Schütt' es aus, schütt' es sogleich aus, mein Sohn.'

„Das traf den Meister wie ein Herzschlag. Wie, dieses Gold, dieses Himmelsrot, diese über Welt und Unterwelt siegende Farbe? Wie, diese Rettung seiner Seele vor dem Satan? Um deswillen war er ja dahergereist. Wenn er diesen Saft nicht behielt, war er verloren. Verstört, an allen Gliedern bebend, mit todtraurigem Auge stand er da und krampfte die Schale fest.

„‚Schütt' es aus!' gebot Franz noch milder und bezwingender. ‚Vertrau' und wirf alle Eitelkeit weg! Nur Gott, nur Liebe, nichts anderes!'

„Das wirkte überwältigend. Noch einen Moment zauderte Giorgio. Dann blickte er auf diesen Heiligen, der nur Freude und Liebe war und der im Himmel vielmehr als auf Erden daheim schien. Er ertrank sozusagen in den himmlischen Blicken Franzens und fühlte dabei, wie seine Seele sich losmachte vom schönsten Rot und von Hölle und Höllenangst, wie er nur noch eines empfand, lieben zu können, lieben zu dürfen wie dieser Santo, und dann stürze alles zusammen und komme, was wolle, einerlei. Und jetzt, in diesem unendlichen Schwung seines ganzen Menschen schleuderte er das Blut übers Gras und wollte auch das Geschirr zu Boden schmettern und kindlich stottern: ‚So, Heiliger, und was soll ich jetzt?'

„Aber er kam nicht zu Worte. Die Schale in seiner Rechten leuchtete weiter wie eine Sonne, obwohl kein Tropfen Blutes mehr darin klebte. Ja, immer noch ein tieferes Gefunkel sammelte sich im Kristall, von einem unglaublichen Purpur in einen noch unglaublichern hinab, so wie man beim Untergang der Sonne meint, jetzt, jetzt ist sie am rötesten und sie doch noch röter wird. Doch hier war kein Sonnenuntergang. Diese Schale verkündete Sonnenaufgang ringsum in allen Zuschauern und vornehmlich in Mastro Giorgio. So wie er das Glas in die Höhe hob, ward es auf einmal allen klar, das sei keine gewöhnliche Trinkschale, das sei das Menschenherz voll Opferliebe und Ewigkeitsdurst, es sei das Bild der von Gottesliebe und Gottesheimweh durchsonnten Menschheit.

„Das spürten alle wie in einer Pfingstoffenbarung. Alle fühlten eine kleine Feuerzunge in ihre Seele schweben, alle merkten, daß sie bisher wenig an dieses Rot geleistet hatten. Jene argwöhnischen Priester fielen aufs Knie, jene Grafen lehnten sich brüderlich an die Bauern, und diese dachten nicht mehr an falsche Unterwürfigkeit, sondern Du und Ihr mit der gleichen Herzlichkeit. Die Vögel pfiffen wie trunken aus den Dolden herab, und vom bretternen Klostergang erscholl ein Choral der Mönche. Sie sangen das Sonnenlied ihres Meisters. Und das Volk summte mit und klopfte an die Brust, und in diesem frommen Lärm merkte niemand als der Mastro Giorgio, wie es noch einmal verzweifelt am Mantelsaum riß, den Schuh ins Gefräß bekam und verröchelnd endete. Und in diesem Augenblick war Don Giorgio buchstäblich drei Zoll größer geworden, so lebensfroh reckte er sich aus seiner langen, elenden Gepreßtheit in die Höhe. Seine Seele aber war nicht nur um drei Zoll, sondern um ein Unendliches, um die franziskanische Liebe größer geworden.

„Odoardo nahm die Kutte. Der Meister hingegen verkaufte seine Werkstatt, siedelte sich im Assisistädtchen an und half gar oft den hungernden und frierenden Armutssöhnen mit seinen Almosen aus. Er gab sich

Digitized by Google

nicht mehr mit Glasfärberei ab, sondern goß Kelche für das Blut Christi und Schalen für die Hostien, und eine wackere Goldschmiedgilde stammt von ihm ab und füllte eine ganze Gasse mit ihrer Kunst, bis die ewigen Kriege und Zerstörungen und die daherige Verarmung auch dieses Gewerbe nach und nach im Moder begrub.

„Aber dieses Kneten und Klauben und Pochen in Gold oder Silber füllte lediglich Giorgios Vormittag aus. Nach dem Minestrone und dem Krüglein Chianti legte der Meister sich aufs rechte Ohr, bis die zwei heißen, schläfrigen Stunden des Nachmittags vorbei waren.

„Um die vier griff er dann zu einem geringern Stoff. Aus billigem Lehm drillte und brannte er dann weite Tassen und tiefe Teller, Schüsseln und Henkeltöpfe und glasierte sie weiß und blau und rot und schnörkelte ein großes Wort darauf wie Amore oder Carità oder Fratellanza. Und abends, wenn die Gassen im ersten Dunkel lagen, ließ er sich vom Bauern Giuseppe Corni die Gefäße mit Milch, Wein, Eiern oder süßer Butter füllen und trug sie mit seinem bekutteten Sohn oder sonst einem gutherzigen Kameraden leisen Fußes und milden Blickes in die Kammern der Armut, Gebrechen und Sünde.

„Und wenn jene Menschen das Geschirr geleert und sauber geputzt und bewundert hatten und es errötend zurückgaben, dann sagte er: ‚Behaltet es nur und leset das Wort darauf und laßt mich wiederkommen und mit euch davon plaudern.'

„Und so hausierte er unentgeltlich mit seiner Liebe und machte viele Traurige froh. Und dieses irdene Geschirr freute ihn mehr als die einstigen roten Herrlichkeiten, ja, mehr als der feinste Altarkelch. Aber auch diese irdene Ware ist verscherbelt und vom Staub und Dunkel der Jahrhunderte verschüttet worden.

„Aber kein Staub ist so dicht und kein Dunkel so schwarz, daß nicht jene franziskanische Purpurschale La Rivincita — die Vergeltung genannt — mächtig durch alle Zeit leuchtete. Dieses Leuchten sagte: ‚Die Sonne ist stärker als die Nacht, die Liebe ist stärker als die Sünde, der Himmel ist stärker als die Hölle, das Gute ist näher als das Böse. Immer heißt es wieder: Es werde Licht, und es ward Licht!' Das ist der Trost der Weltgeschichte."

*

So klang die Erzählung vom Mastro Giorgio zwischen Busch und Stein im magern Bett des Metaurus.

Der Polizist hat die Geschichte kürzer erzählt, schöner, markiger. Ich habe sie beim Niederschreiben verwässert, indem ich bewußt und unbewußt meine Gedanken in die Legende schmuggelte. Das ist ja das Heil wie Unheil des Geschichtenschreibers. Aber ein leises Funkeln, hoff' ich doch, blinzle von jenem purpurnen Kristall noch in diesen armen Abklatsch eines unvergeßlichen umbrischen Stündleins.

„Wo ist denn jetzt diese Schale?" fragte ich im Hinausschreiten zum Hügelstädtchen. „Kann man sie sehen?"

„Das ist das Traurige, niemand will wissen, wo sie sich befindet," erwiderte der Carabiniere. „Im Stadthaus zeigt man eine Schale. Viele glauben, es sei die echte. Aber die Farbe kommt mir verblüht vor, und dann ist es nicht Kristall."

„Kristall oder Ton oder was, das wäre doch Nebensache," meinte ich. „Das Licht ist die Hauptsache."

„Man meint, in den Wirren habe ein Kloster oder ein Bischof oder gar ein schlauer Sammler das Geschirr versteckt. Weiß ich warum? Sei es, wer es wolle, mich dünkt das Diebstahl. Was denken Sie dazu?"

‚Ach,' dachte ich, ‚schließlich ist es doch auch nur ein irdisches Geschirr, eine Scherbe mit einem Schein von Ewigkeit daran, nicht mehr. Es hatte eine augenblickliche Aufgabe und hat sie damals tüchtig erfüllt. Wenn so was verloren geht oder selbstsüchtig von einem geizigen Frömmling versteckt wird, nun, was macht das? Jenes ewige Rot soll doch eigentlich weniger im Geschirr, woraus wir trinken, als in uns Trinkenden brennen. Und auf solche Menschengeschirre hatte es Franz abgesehen.' — Und ich fing an mein Geschirr der Seele zu prüfen. O wie viel farbloses Glas, o wie wenig Glut!

„Was denken Sie dazu?" wiederholte der Polizist und knöpfte zu und glättete die schöne Uniform, denn wir kamen in die Via Gabrielli, wo viele Frauen und Mädchen an den Gesimsen oder Söllern lehnten und er eifrig grüßte.

„Ich denke, dieses Rot, von dem Sie mir ein so hübsches Histörchen erzählt haben, dürfe auf allen Majoliken erlöschen, wenn es nur in uns brenne."

„Sind Sie Priester?" fragte die Uniform erstaunt.

„Ich möchte, ich sollte, ich hoffe . . ."

„Ah," lächelte er, „ich verstehe."

Hatte er wirklich verstanden? Habe ich selber recht verstanden? O Gott, wie ist die wahre Liebe, von der es doch heißt, sie komme von selbst wie Wind und Sonnenschein, wie ist sie sogar nach einem solchen Wunder noch so schwer zu verstehen . . .

Digitized by Google

Junger engliſcher Bluthund. Bronzebildwerk von Emil Manz

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

. . . Am folgenden Vormittag zwischen elf und zwölf saß ich mit Freund Arnaldo, dem spitzigen Advokaten, an einem Morgenschöpplein oben an der Piazza della Signoria. Der Carabiniere von gestern setzte sich bald herzu. Er habe hier, spaßte er, wo sich weitaus am meisten Volk ansammle, den richtigsten Platz gewählt, um das Verbrechen zu belauern und gleich am Schopf zu fassen.

Da erzählte ich Arnaldo die Legende von der roten Schale. Er kannte sie schon. Dennoch hörte er mit italienischer Höflichkeit zu, lächelte geduldig und sagte zuletzt mit einer jener geheimnisvollen Runzeln, die Anwälte so wichtig über der Nase rümpfen: „Aber ich muß dennoch bei allem Respekt vor dem Wunder feststellen, daß der Kontrakt mit dem Teufel rechtlich nicht gelöst und Euer guter Mastro Giorgio, juristisch genommen, eigentlich noch immer mit seiner Seele haftbar war."

„Wieso das?" fuhren wir schier beleidigt auf. — „Das sind so Eure Juristenkniffe."

„Gar nicht! Reine Wahrheit. Überlegt selber: Nach dem Vertrag handelt es sich nicht um das schönste Rot am Himmel oder an einem verzückten Heiligen, sondern lediglich um die beste rote Farbe für Giorgios Majoliken. Da nützte diese eine einzige Blutschale gar nichts. Er konnte wohl auch nicht dem heiligen Franz gewerbsmäßig Blut abzapfen. Außerdem, das Wunder ist etwas Rares. Es wiederholt sich nicht Tag für Tag wie ein Geschäft. Darum hat ja der Meister Andreoli auch später gar nicht mehr gewagt, rotes Geschirr zu modeln, der Fuchs, er wurde Goldschmied."

„Wer weiß, die Liebe, die ihn nun durchflutete, hätte . . ."

„Die Liebe ist kein Färbemittel, Freund. Nein, nach dem Kontrakt wäre Giorgio noch immer haftbar gewesen. Juristisch behielt der Teufel recht. Er war ein Narr, das Spiel so früh aufzugeben . . ."

„Aber im Zivilrecht steht doch, wenn die eine Partei ihre Klage und Rechte aufgebe, so werde die andere von selbst frei."

„Schon, schon! Ich behaupte nur, wenn Euer Herr Dunkel auf dem Buchstaben beharrt hätte, wäre Giorgio trotz dem heiligen Franz verdammt."

„Und die Liebe?"

„Kommt im Zivilrecht nicht vor."

„Oho!"

„Gewiß nicht."

„Und ich sage, die Liebe schlägt Eure ganze Juristerei und Kasuistik tot. Sogar Euer feinstes Vorbild, der Teufel, sah das ein. Er gäbe doch die Partie nicht auf, solange er noch den kleinsten Stein auf dem Brett hat."

„Dann verstehe ich nicht," sagte Arnaldo liebenswürdig ausweichend, „nein, dann . . ."

„Ja, du verstehst nicht, und der Polizist hier versteht nicht, und ich verstehe ebensowenig, was die große, ewige Liebe vermag. Aber wir wollen uns wenigstens nicht mit diesem Nichtverstehen brüsten, sondern bescheiden warten, bis wir verstehen. So ein Geschichtlein hilft uns vielleicht ein bißchen vorwärts. Und nun stoßen wir an, Polizei, Jurisprudenz und ich Papierkleckser, auf den famosen Mastro und . . . auf seine prachtvollen Stiefelabsätze."

Wir tranken den köstlichen gelben Chianti, von dem so wenige nordische Menschen etwas wissen und der so gut und fröhlich macht.

Vor uns lief das rüstige Gubbiervölklein, das schon einen Tropfen Berglerblut in den Adern hat, aus dem Häusergewirr zu uns herauf und strömte wieder bergab und sang, indem es sprach und lachte. Neben uns klafterte ein ungeheures Palazzo des Mittelalters, im Rücken schlug die Domuhr schnarrend, unter uns die Dächer der steilen Stadt, noch tiefer das milde Tal mit dem bronzegrünen Urbinergebirge jenseits.

Ich schaute, trank, philosophierte, schwärmte und weiß heute noch kein so seliges italienisches Wanderstündlein wie dieses da zwischen Teufel und Santo, Advokat und Carabiniere, Mastro Giorgios Geschirr und meinem goldgelben Wein, irdisch froh und doch durchflutet von einer Ahnung jener Liebe, die über allen Menschennöten und Menschenfreuden so unveränderlich und hoch steht wie der Himmel über der Erde.

(Schluß der Novellenreihe folgt)

Digitized by Google

Der Maurer von Medina

Bang beratend saßen sie beisammen,
Hüter rätselreicher Glaubensgüter,
Hüter ungelöschter Sehnsuchtsflammen,
Des Prophetengrabes strenge Hüter.
„Groß ist Allah, groß ist Mohammed,"
Sprach der erste, sprach es wie Gebet.
„War es ein Traum nur? Der Gottesgesandte
Geisterte nachts um sein steinernes Grab.
Als ich beschwörend den Ruhlosen bannte,
Wies er mit warnendem Finger hinab."

„Lang schon ist es drunten nicht geheuer,"
Ließ der zweite wichtig sich vernehmen;
„Seltsam Rieseln regt sich im Gemäuer,
Wie wenn Zeiten schwerer Stürme kämen.
Groß ist Allah, Mohammed ist groß;
Heil und Unheil ruht in ihrem Schoß.
Nimmer ertrug ich's. In frommem Erschauern
Stieg ich die Stufen hinunter zum Sarg,
Prüfte die Säulen, durchforschte die Mauern,
Bis sich kein Riß mehr im Dunkel verbarg."

„Wehe! Weh' dem Glauben," rief der dritte,
„Wenn der Heiligtümer größtes stürzte!
Fragt Medinas Maurer, wer es litte,
Daß man ihn um einen Kopf verkürzte.
Denn so war's und ist's und wird es sein:
Das Geheimnis taugt für uns allein.
Meidet des Pilgers ehrfürchtiges Grauen,
Was der grünseidene Vorhang verschleißt,
Soll auch und darf es der Maurer nur schauen,
Wenn er mit ewigem Schweigen es büßt."

So beschlossen, ward's der Zunft verkündet:
„Wer will nieder zum Propheten steigen?
Gilt's doch nur den Kopf!" — Vom Geist entzündet,
Brach der Maurer Abdallah das Schweigen:
„Oft schon schlich ich, wunschgequält und stumm
Um das gelbe Gitterwerk herum.
Heut will ich's wagen, will's tragen und sagen.
Furchtlos erfass' ich mein Schicksal beim Schopf.
Würde nur Antwort den brennenden Fragen,
Gäb' ich mit Freuden dafür meinen Kopf."

Priester führen ihn bei Fackelhelle
Feiernächtlich zur geheimen Pforte.
Mauersteine, Mörtel, Lot und Kelle,
Licht und Labung warten sein am Orte.
Schon verhallen Schritte und Gebet. —
Ganz allein mit Gott und Mohammed,
Füh't er die schaurige Süße der Stunde:
Abdallah, bist du's? Der Maurer? Der Knecht?
Bist du nicht hier mit dem Höchsten im Bunde?
Bist du nicht selbst aus erhabnem Geschlecht?

„Nimm dein Werkzeug!" Sind's die schwarzen Wände?
Tönt es aus dem Sarge selbst, dem weißen?
„Nimm dein Werkzeug! Rühre deine Hände!
Tu in Demut, was wir dir geheißen!"
„Ja, ich will's. Doch sagt mir eines bloß —

Digitized by Google

Groß ist Allah, Mohammed ist groß —
Sagt mir, es quält mich seit Monden und Jahren,
Was euer Reden und Schweigen verbirgt;
Sagt mir, wann soll ich das letzte erfahren —
Hab' ich dafür meinen Kopf doch verwirkt."

„Nimm dein Werkzeug!" dröhnt es vom Gewölbe.
Geisterhände lenken Sinn und Glieder.
„Nimm dein Werkzeug!" Mächtig tönt dasselbe
Geistermahnwort in der Seele wider.
Willenlos und sicher wie im Traum
Fühlt er sich zurecht im fremden Raum.
Sorgsam verklebt und verstopft er die Spalten,
Ritze und Klüfte, die Male der Zeit.
Nie hat der Mörtel noch besser gehalten,
Besser der Stein sich an Steine gereiht.

Wächst in Fieberglut der Arbeit Stärke?
Treibt die Neugier rastlos nach Enthüllung?
Helfen Unsichtbare mit am Werke?
Locken Paradiese der Erfüllung?
Unaufhaltsam drängt der Stunden Lauf.
Truggesichte steigen wechselnd auf:
Fata Morgana saftgrüner Gefilde;
Samum, aufwirbelnd gebroten Sand;
Dienender Huris holdselige Milde;
Blitzendes Beil in vollstreckender Hand.

„Abdallah!" — „Wer ruft mich?" — „Bist du fertig?"
„Fertig." — „Und auf alles vorbereitet?" —
„Der du fragst, sei sichtbar gegenwärtig,
Ob auch Blitz und Donner dich begleitet!" —
Dreimal Blitz und Donner. Sturmgebraus
Bläst des Lichtes Flackerflämmlein aus.
Und aus dem Dunkel des mystischen Ortes
Hebt sich, von neblichtem Mantel umweht,
Sieghaft der Hüter des heiligen Ortes,
Eisenumpanzert. Er selbst, der Prophet.

„Maurer von Medina! Durstgequälter!
Trinke Wahrheit! Höll' und Himmel frug ich.
Zwanzig Jahre war ich ein Erwählter.
Götzen schlug ich. Übermenschlich trug ich:
Fasten, Beten, Krämpfe, innern Krieg,
Gott und Spott und Flucht und Schlacht und Sieg.
Abdallah! Stiegst du herunter die Stufen,
Mutigen Herzens, halb zweifelnd halb fromm:
Wisse, du bist nicht erwählt, doch berufen.
Gib mir die Hand denn, Abdallah. Komm!" —

Als das Morgenrot zum dritten Male
Erst die Kuppel, dann die Minarette
Der Moschee geküßt mit goldnem Strahle,
Trieb's die Priester nach der Grabesstätte.
„Groß ist Allah, groß ist Mohammed,"
Sprach der erste, sprach es wie Gebet. —
„Tot," rief der zweite; „gereinigt von Sünden.
Prüfet die Mauern und preiset sein Los!" —
„Laßt uns das Wunder den Gläubigen künden,"
Mahnte der dritte; „denn Allah ist groß."

Karl Schneller

Digitized by Google

Die deutsche Studentenschaft nach dem Weltkriege

Von Prof. Dr. Paul Ssymank / Göttingen

Der 9. November 1918 bedeutet für das deutsche Studententum das Ende seiner alten Geschichte und den Beginn einer neuen Zeit.

Von etwa 1750 an war die akademische Jugend mit dem deutschen Bürgertum groß geworden und hatte in seiner Aufwärtsbewegung seit dem Wartburgfest 1817 oft eine wichtige Rolle gespielt. Seit 1871 erlebte sie als bevorrechtete Schicht, welche dem neuen Reich im wesentlichen die Führer und Beamten stellte, eine besonders glanzvolle Blütezeit, aber die Staatsumwälzung von 1918 zeigte dann auch deutlich, daß sie auf Gedeih und Verderb mit dem Bürgertum unlöslich verbunden sei, zu dem sie auch ihrer Herkunft nach gehörte. Mit ihm wurde sie jetzt völlig aus der alten Bahn geschleudert und gehörte zu den zunächst unterlegenen und wurzellos gewordenen Mächten. Daher konnte sie der politischen Wandlung im Herzen nicht zustimmen, sondern stand im schärfsten Gegensatze zu den aufkommenden Gewalten. Das Werben der neuen Regierung um sie war ergebnislos, und der besonders von Konrad Haenisch vertretene Lassallesche Gedanke eines Zweibundes von Wissenschaft und Arbeiterschaft kam nicht zur Durchführung. Gleichwohl half die Studentenschaft bei den kommunistischen Unruhen den gegenwärtigen Staat mit Einsetzung ihres Lebens retten, aber nicht aus „staatstreuem Opfermut" für die bestehende Regierung, sondern im Dienst für die geliebte deutsche Heimat. Auf eine innerliche Wandlung in dieser Beziehung und auf eine Annäherung an den Staat deutete erst der als geschichtliche Tatsache wichtige Besuch hin, den die Vertreter der Deutschen Studentenschaft am 16. Juni 1925 dem neuen Reichspräsidenten von Hindenburg abstatteten.

Von den Richtungen, die vor dem Weltkrieg im akademischen Leben gewirkt hatten, erhielten sich mit Ausnahme des zerfallenden Deutschen Wissenschafter-Verbands die alten, großen Korporationsbünde, deren Zahl sogar noch zunahm. Dagegen verschwand die frühere neutrale Freistudentenschaft seit 1921 spurlos als selbständige Bewegung. Auch die Akademischen Freischaren, welche die hauptsächlichsten Kristallisationspunkte für die studierende freideutsche Jugend gebildet, erholten sich nicht von dem Zersetzungsvorgang, dem ihre Bewegung nach dem Jugendtag auf dem Hohen Meißner (1913) fast dauernd ausgesetzt war, und verschwanden ebenfalls völlig klanglos. Eine kurze, vorübergehende Blüte erlebte der K. C. (Kartell-Convent) der farbentragenden Verbindungen deutscher Studenten jüdischen Glaubens unmittelbar nach der Staatsumwälzung, dann aber ward das gesamte jüdische Studententum in eine bloße, allerdings zäh gehaltene Verteidigungsstellung gedrängt.

Das, was den drei zuletzt genannten Gruppen zum Verhängnis wurde, war das Aufkommen der völkischen Bewegung, die seit 1919 mit besonderer Stärke in der akademischen Jugend einsetzte. Sie bildete die natürliche Fortsetzung der großen, elementaren Bewegung, die nach 1880 mit der Gründung der Vereine Deutscher Studenten begonnen hatte, nur wurde sie nicht wie damals vom politisch gefärbten Antisemitismus getragen, sondern von dem völkischen Gedanken. Dieser war nach 1890 unmerkbar und allmählich in die studentische Jugend Reichsdeutschlands eingedrungen, hatte dort besonders bei den Vereinen Deutscher Studenten und bei der Deutschen Burschenschaft gewirkt und den rein politischen Antisemitismus innerlich umgewandelt. Jetzt ergriff er siegreich die ganze akademische Jugend und schied sie in zwei schroff voneinander getrennte Lager: in die völkisch Denkenden und die nicht völkisch Eingestellten, zu denen als Anhängsel die nationaljüdisch gerichtete, vom Zionismus beeinflußte jüdische Studentenschaft hinzukam. Unter dem Eindruck der neuen Bewegung bildete sich 1919 auch der letzte große Korporationsverband, der jüdische Mitglieder aufgenommen hatte, der Allgemeine Deutsche Burschenbund (A. D. B.), zu einer rein völkischen Gruppe aus. Das gleiche taten auch die neu entstehenden Bünde der Deutsch-akademischen Gildenschaft, die aus der freideutschen Jugend hervorging, und die 1919 gestiftete Deutsche Wehrschaft, die das Völkische wohl am schärfsten vertrat. Die allgemeine Betonung dieses Standpunktes, der auch von den christlichen Verbindungen des Wingolfs und des katholischen Cartell-Verbands (C. V.) gebilligt ward, ermöglichte es den alten Gruppen der Korps, Landsmannschaften, Burschenschaften und Turnerschaften, auf die Hochschulen des ehemaligen Österreichs überzugreifen und dort die ihnen wesensverwandten, stramm völkischen Verbindungen aufzusaugen. Die machtvollste und zukunftswichtigste Gründung aber, welche der völkische Gedanke auf akademischem Gebiete zustandebrachte, war der Deutsche Hochschulring. Die in ihm verkörperte Bewegung bildete einen Teil der nach völkischer Erneuerung strebenden jungdeutschen, die sich als ursprünglich rechter, national gesinnter Flügel von der freideutschen losgelöst hatte. Im Juni 1919 ent-

Digitized by Google

stand in Berlin der erste Hochschulring deutscher Art, und am 22. Juli 1920 schlossen sich bereits 18 gleiche oder ähnliche Vereinigungen, die Verbindungen, Vereine und Freistudenten umfaßten, in Göttingen zum Deutschen Hochschulring zusammen, der für seine Arbeit folgenden Zielspruch wählte: „Wir bekennen uns zum deutschen Volkstum und erstreben die deutsche Volksgemeinschaft. Wir erachten deshalb den Zusammenschluß aller Kräfte für erforderlich, die aus gemeinsamer Abstammung, Geschichte und Kultur heraus die Volksgemeinschaft aller Deutschen und damit die Wiedererstarkung unseres Volkes und Vaterlandes erstreben. Als deutsche Studenten schließen wir uns zusammen, um aus der Verantwortung vor unserm Volk an des Deutschen Reiches Zukunft mitzuschaffen und in Erfüllung unserer studentischen Pflicht allen Deutschen ein Vorbild völkischer Einheit zu werden."

Der Hochschulring, der für seine Bestrebungen sehr bald alle Hochschulen Reichsdeutschlands, Sudetendeutschlands (Tschecho-Slowakei) und Deutsch-Österreichs eroberte und nur im besetzten Gebiet durch das Verbot seiner örtlichen Zusammenschlüsse gehemmt ward, wollte das „völkische Gewissen" der Studentenschaft bilden und eine Erziehungsgemeinschaft in unverfälscht deutsch-arischem Sinne herstellen. Diese Aufgabe erwies sich als ungemein schwer für ihn, denn er war zunächst ein Sammelbecken, in dem sich Waffenstudenten, Wingolfiten, Mitglieder katholischer Verbände und völkische Freistudenten zusammenfanden. Im Laufe seiner nicht krisenfreien Entwicklung, bei welcher er besonders einzelne Gruppen der streng katholischen Studentenschaft verlor, wurde er zu einer im Wesen rechts gerichteten studentischen Partei. Er stellt bis in die Gegenwart eine mächtige Gruppe im akademischen Leben dar, und in ihm pulste eine Zeitlang fast ausschließlich das geistige Leben der Hochschuljugend, ja seine Leistungen auf dem Gebiete des Grenzlands- und Auslandsdeutschtums dürfen als glänzend und verdienstvoll bezeichnet werden.

Als Gegengewicht gegen den Hochschulring entstand im März 1922 der Deutsche Studentenbund, der die völkische Einstellung schroff ablehnte, jedes Übergreifen der Politik auf das akademische Leben verwarf und eine Beschränkung auf die der Hochschule eigentümlichen Fragen und Arbeitsgebiete verlangte. Eine ähnliche, aber rein politische Gründung war das am 8. August 1922 gestiftete Kartell republikanischer Studenten Deutschlands und Österreichs, welches den Schutz und den sozialen Aufbau der demokratischen Republik zu seinem Zweck erwählte und „den Kampf gegen die Reaktion, den Geist der Volksverhetzung und der militaristischen Gewaltpolitik auf den Hochschulen" predigte. Eine tiefere Einwirkung auf das studentische Leben blieb beiden Verbänden versagt, ebenso auch den sozialistischen und kommunistischen Gruppen.

Dagegen begann innerhalb der katholischen Studentenschaft, welche seit 1917 in den lebensreformerischen Bünden des Hochlands-Verbands eine neuartige Richtung entwickelt hatte, eine vorwärtsstrebende Bewegung, die auch geistig wertvolle Leistungen hervorbrachte. Auf protestantischer Seite kam ihr kurze Zeit eine „gewisse Abkehr von Wittenberg und Hinneigung zu Rom" entgegen, wie Börries von Münchhausen auf Grund zahlreicher studentischer Selbstzeugnisse feststellen konnte, aber die im katholischen Verbindungsleben herrschende Zerklüftung verhinderte bisher eine wirklich machtvolle Zusammenfassung aller Kräfte.

Es ist eine entwicklungsgeschichtlich wichtige Tatsache, daß die großen Korporationsbünde, welche den Weltkrieg glücklich überdauert hatten, nach der Staatsumwälzung zuerst sehr zurücktraten, obwohl ihre Einzelverbindungen fast sämtlich starken Zulauf erhielten. Im Innern durch den Krieg schwer erschüttert, bedurften sie zunächst eines Wiederaufbaus, und ihre Zurückdrängung bei Hochschulangelegenheiten offenbarte besonders die Gründung der Studentenausschüsse oder Studentenkammern, die nicht auf ständischer Grundlage beruhten wie der seit 1885 bestehende, von den Verbindungen getragene Heidelberger Ausschuß, sondern aus allgemeinen Wahlen nach dem Verhältniswahlsystem hervorgingen und so auch andern Kräften die Bahn freimachten. Die gesamte Entwicklung brachte den einzelnen Verbänden deutlich zum Bewußtsein, daß die Stellung der akademischen Jugend im öffentlichen Leben eine andere als früher sei und man keine Vorrechte wie einst genieße. Nur starke Gruppen galten jetzt etwas, und so drängte die Notwendigkeit zum engeren Zusammenschluß der Gleichgesinnten. War das Übergreifen der Korporationsbünde auf die altösterreichischen Hochschulen mehr aus dem großdeutschen Drange der akademischen Jugend zu erklären, so geht ihr Streben, die Zahl ihrer Verbindungen sonst durch Neuaufnahmen zu vermehren, auf ihren Selbsterhaltungstrieb und ihren Willen zur Macht hervor. So verschmolz 1919 der kleine, nicht lebensfähige Marksburger L.C. der technischen Landsmannschaften mit der Deutschen Landsmannschaft, und die Deutsche Burschenschaft gewann 1919 außer der Burschenschaft der Ostmark auch den Rüdesheimer Verband der technischen Burschenschaften. Auch regte sich bei den großen Korporationsbünden mehr und mehr der Wunsch nach Arbeitsgemeinschaft, um so die ihnen eigentümlichen Belange besser schützen zu können. Besonders machten sich solche Bestrebungen beim Waffenstudententum geltend, wo sie, von Marburg ausgehend, schon seit 1912 gewirkt hatten; aber erst im August 1919 schlossen die Turnerschaften (V.C.), die Landsmannschaften und die Korps des Kösener, Weinheimer und Rudolstädter S.C. einen Allgemeinen Deutschen Waffenring (A.D.W.).

Digitized by Google

Aber das Waffenstudententum stellt nur eine bestimmte, allerdings scharf ausgeprägte Richtung innerhalb der akademischen Jugend dar, von welcher sie nur einen kleinen Teil umfaßt. Es hat gewisse Sonderbelange zu vertreten und waffentechnische Fragen zu lösen, die andersartige studentische Kreise kaum berühren und auf denen sich keine hochschulpolitisch tief wirkende studentische Partei aufbauen läßt. Dies erkannte scharf der vierte waffenstudentische Verband, die Deutsche Burschenschaft, die deshalb auch den Beitritt ablehnte. Sie brachte am 30. Juni 1921 das sogenannte Verbände- und Ehrenabkommen zustande, das auf breitester Grundlage unterschiedslos alle studentischen Verbände außer den nichtvölkischen zu einigen suchte. Das Nebeneinander beider Zusammenschlüsse lähmte ihre Stoßkraft, bis sich endlich bei der bemerkenswerten Tagung der Verbände in Rudolstadt am 11. und 12. November 1922 eine Einheitsfront des gesamten Verbindungs- und Vereinsstudententums bildete. Der Waffenring erweiterte sich durch Aufnahme anderer Verbände, besonders der Deutschen Burschenschaft, und die ihm angehörenden Gruppen traten dem Verbände-Abkommen bei.

Während sich Hochschulring, Verbände-Abkommen und Waffenring nur auf größere oder kleinere Teile der akademischen Jugend bezogen, wandte sich der vierte und für die Zukunft bedeutungsvollste Zusammenschluß, die Deutsche Studentenschaft, an alle Studierenden der reichsdeutschen Hochschulen. Sie war kein Kind der Revolution, aber in der Form, wie sie entstand, doch nur möglich nach dem 9. November. Allerdings hatten die Bewegung der Freistudentenschaft, der studentische Verband Deutscher Hochschulen (1905) und der waffenstudentische Vierbund (seit 1912) diese Einigung schon vor dem Kriege vorbereitet. Durch die erste war der Gedanke der akademischen Bürgerschaft, die alle Studierenden zu einem einheitlichen, in sich geschlossenen Lernkörper neben dem Lehrkörper zusammenfaßt, wieder lebendig geworden, der zweite Zusammenschluß hatte vorübergehend eine Arbeitsgemeinschaft der Verbindungen gegenüber der konfessionellen Gruppe geschaffen und der dritte durch Beseitigung des Berufswesens die Zerklüftung innerhalb des Waffenstudententums überbrückt. Während des Weltkriegs war dann die studentische Einheitsbewegung in Fluß gekommen. Der Frankfurter Studententag 1917 ließ an alle deutschen Hochschulen den Ruf zur Sammlung ergehen, der Jenaer 1918 bildete die erste Tagung allgemeiner Studentenausschüsse, die schöpferische und entwicklungsgeschichtliche Tat aber gelang erst dem Würzburger Studententag (17.—19. Juli 1919), welcher den Gesamtverband sämtlicher deutscher Studentenausschüsse begründete, die nach dem alle Studenten umfassenden parlamentarischen System zustande gekommen. Diese Tatsache bedeutete außerdem, daß für die Hochschulen die Zeit des alten Patriarchalismus vorüber sei, daß sich der Student als freier Staatsbürger fühle und für sein Lebensgebiet das Recht der Selbstverwaltung beanspruche, das ihm seit 1920, und zwar zuerst durch das neue preußische Studentenrecht zugebilligt wurde.

Die Gründung der Deutschen Studentenschaft war ein unvergängliches Verdienst der durch das Kriegserlebnis gereiften Kriegsstudenten. Sie erkannten scharf die gefährdete Lage des gesamten Hochschulwesens und suchten dem von Staatsumwälzung und allgemeiner Not begünstigten Zusammenbruch unseres geistigen Lebens durch entschiedene Selbsthilfe und eine damit verbundene klare und zielsichere Hochschulpolitik entgegenzuarbeiten. Die akademische Jugend bewies damit, daß sie nicht etwa bloß in fruchtlosem Gegensatze zu dem vom Umsturz Geschaffenen stehen wolle, sondern entschlossen sei, an den Hochzielen der neuen werdenden Zeit emsig und führend mitzuarbeiten. Es galt vor allem, die in Würzburg gefundene Form mit einem zeitgemäßen Inhalt zu füllen, und nach einer Zeit des Tastens, Suchens und Kämpfens fand man endlich bei dem Göttinger Studententag 1920, der bisher den geistigen Höhepunkt der ganzen Bewegung darstellt, eine das gesamte Arbeitsfeld umschreibende Zielformel: „Die Deutsche Studentenschaft setzt sich das Ziel, an den Aufgaben der Hochschule mitzuarbeiten. Aus der Grundeinstellung einer immer engeren Verknüpfung der Hochschule und ihrer Bürger mit der Volksgemeinschaft behandelt sie alle die Studentenschaft bewegenden vaterländischen, sozialen und Kulturfragen. Sie arbeitet für das wirtschaftliche Wohl der Studierenden. Fragen des Glaubensbekenntnisses und der Parteipolitik sind von der Behandlung ausgeschlossen."

Die vorsichtig gefaßte Zielformel zeigte, wie schwer ein neutraler, allgemeingültiger Inhalt für die Deutsche Studentenschaft zu finden sei. Und zum Streit um diesen Satz gesellte sich noch etwas schwerer zu Lösendes, die mit völkischen Dingen verquickte Österreicherfrage. Beeindruckt durch die starke großdeutsche Strömung, die 1919 Reichsdeutschland ergriffen, hatte man die sudetendeutschen und deutsch-österreichischen Studentenausschüsse aufgenommen, obwohl sie keine neutralen, alle umfassenden Vertretungen, sondern ausgesprochen deutsch-arische Teilausschüsse waren. Gegen sie wandte sich die linksgerichtete studentische Minderheit mit Leidenschaft, sprengte beim Erlanger Studententag 1921 die großdeutsche Einheitsform und half an ihre Stelle das bundesstaatliche Nebeneinander der reichsdeutschen, deutsch-österreichischen und sudetendeutschen Studentenschaft setzen. Dieselbe Gruppe erreichte dann 1922, daß die Göttinger Notverfassung nicht nur alle weltanschaulich beeinflußten Arbeitsgebiete ausschied, sondern auch ihre gesamte Tätigkeit auf die reichs-

Digitized by Google

deutsche und Danziger Studentenschaft einschränkte. Erst nach langen Kämpfen gegen diese Bestrebungen, welche die akademische Jugend fast allgemein ablehnte, erreichte man auf dem Würzburger Studententag 1922 eine Neugründung der großdeutschen Einheitsform, die neben den neutralen Studentenschaften Reichsdeutschlands und Danzigs nur die völkischen Ausschüsse des alten Österreichs enthält. Dieser neue Zusammenschluß setzte sich allmählich durch und beendete nach und nach durch Aufnahme der abseitsstehenden Studentenschaften den alle Entwicklung hemmenden „Verfassungsstreit" (1924).

Gemäß ihrer Zielformel nahm die Deutsche Studentenschaft bei ihrer Arbeit die verschiedensten, umfangreichen Gebiete in Angriff. Durch das Amt für Leibesübungen sorgte sie für die körperliche Ertüchtigung der akademischen Jugend und erzielte hinsichtlich der zwangsmäßigen Einführung und allgemeinen Verbreitung von Turnen und Sport recht gute Erfolge, die sich der Öffentlichkeit bei dem schön gelungenen studentischen Olympia zu Hannover 1920 und Marburg 1924 zeigten. Die staatsbürgerliche Erziehung förderte sie durch das 1924 entstandene Amt für politische Bildung, und die praktische Hochschulreform behielt sie von Anfang an unermüdlich im Auge. Den Kampf um die Ausgestaltung des Studentenrechts führte sie selbst, dagegen überließ sie die Erörterung und Klärung der Einzelfragen der Hochschulreform in erster Linie den Fachschaften der verschiedenen Hochschulen und ihren großen Zusammenschlüssen, den Fachgruppen, deren Tätigkeit bisher in den Studientagen von Witzenhausen (1921), Innsbruck (1924) und Berlin (1925) gipfelten. Wenig Glück hatte sie dagegen mit dem Gedanken einer humanistischen Fakultät, welcher studentischen Kreisen entstammte und eine tiefere Allgemeinbildung der akademischen Jugend als Ziel verfolgte.

Die lebenswichtigste Schöpfung der Deutschen Studentenschaft aber lag auf sozialem Gebiet. Es war die am 19. Februar 1921 zu Tübingen gegründete Wirtschaftshilfe, welche auf den großen örtlichen Wirtschaftskörpern der Hochschulen beruht und jetzt ihren Sitz in Dresden hat. Sie wurde die Vermittlungs- und Austauschstelle für Erfahrungen, sowie Mittelpunkt für Sammlungen großen Stils und für die Zusammenarbeit mit all den starken Verbänden, die im In- und Ausland sich mit der Linderung der studentischen Notlage befassen. Sie sorgte für die Aufrechterhaltung der akademischen Speiseanstalten, belieferte die Studenten mit Kleidung und Gegenständen des Studienbedarfs, verschaffte Kranken und Genesenden bessere Kost und Erholungsaufenthalt, vermittelte im großen Nebenarbeit für die Ferien, schuf 1922 eine stark in Anspruch genommene Darlehnskasse und 1925 in der Studienstiftung des deutschen Volks eine Stipendienkasse für mehr als 200 hervorragend begabte Abiturienten. Gemäß ihrem Grundsatz, kein Bettelstudententum zu züchten, sondern durch Selbsthilfe kritische Zeiten zu überwinden, organisierte sie seit 1921 das Werkstudententum, das durch Eingliederung in den lebendigen Erzeugungs- und Wirtschaftsprozeß der Zeit mit der Steigerung der Kosten für alle Lebensbedürfnisse Schritt zu halten versuchte. Die Arbeit, die sich hauptsächlich auf den Gebieten von Bergbau, Industrie und Landwirtschaft vollzog und 1921 von 20 000, 1922 von 45 000, 1923 von 64 000 Studenten geleistet ward, machte vielen das Studium überhaupt möglich, doch ist das Werkstudententum, da es die wissenschaftliche Ausbildung stark hemmt, trotz seiner segensreichen sozialen Wirkungen doch mehr ein Ergebnis dringendster Not als ein neues leuchtendes Hochziel.

Läßt nun schon die für die Zukunft bedeutungsvolle Wirtschaftshilfe eine engere Schicksalsverbundenheit mit zwischenvölkischen Mächten wie der Europäischen Studentenhilfe des Christlichen Studenten-Weltbunds erkennen, so offenbart sich eine weit größere noch beim Auslandsamt der Deutschen Studentenschaft, das seit 1921 alle Beziehungen zu den Hochschulen und Studentenschaften des Auslands in sich zusammenfaßt und regelt. Besonders vermittelt es die Anknüpfung von wissenschaftlichem und persönlichem Verkehr durch Veranstaltung von Besuchen, Ferienaufenthalten und Studienfahrten, durch welche deutsche Studenten ins Ausland, fremde nach Deutschland gebracht werden. Das größte Verdienst des Auslandsamtes aber bestand darin, daß es mit Hilfe von nichtdeutschen, besonders neutralen Studentenschaften eine umfangreiche und wichtige zwischenvölkische Arbeit leistete. Es führte dabei einen hartnäckigen Kampf um die Weltgeltung der Deutschen Studentenschaft und gewann 1925 endlich einen glänzenden Sieg. Es zwang die Confédération internationale des Etudiants, welche Frankreich 1919 zu Straßburg gegen die Mittelmächte ins Leben gerufen hatte, durch den Abschluß einer Arbeitsgemeinschaft mit ihr anzuerkennen, daß sie Deutschlands bedürfe, um zwischenvölkisch etwas Wertvolles und Erfolgreiches zu leisten. —

Überblickt man zum Schlusse zusammenfassend die Entwicklung der deutschen Studentenschaft in neuester Zeit, so erkennt man, daß sie in fast einheitlichem Geiste, stark beeinflußt durch den völkischen Gedanken, vor sich geht und reich an innerer, kraftvoller Bewegung und neuartigen Erscheinungen ist. Eine mächtige, scharf ausgeprägte Gegenströmung, wie sie vor dem Weltkrieg durch die Freistudentenschaft verkörpert wurde, fehlt heute gänzlich, und so bestimmen denn die großen Korporationsbünde zusammen mit den nachrevolutionären Spitzenorganisationen wie Hochschulring, Waffenring und Deutsche Studentenschaft die Geschicke der akademischen Jugend in der Gegenwart und voraussichtlich auch in der Zukunft.

Digitized by Google

Eine altchinesische Holzskulptur der Kuan-yin P'u-sa

Von Frank E. Washburn Freund

Nur wenige größere altchinesische Holzskulpturen des buddhistischen Kultuskreises haben sich bis auf unsere Zeit gerettet. Das kommt zum guten Teil daher, daß der antibuddhistische Kaiser Wu Tsung in seinem Zerstörungsfeldzug im Jahre 845 n. Chr. nur zu gründlich zu Werke gegangen ist. Sein Ziel war ja die völlige Ausrottung des ihm und seiner neoconfuzianischen Gefolgschaft so verhaßten Buddhismus gewesen, und fast fünftausend Haupt- und vierzigtausend Nebentempel des Erleuchteten fielen den Fanatikern zum Opfer, die den Geist ihres eignen Schutzpatrones so falsch verstanden hatten. Doch neben vielen kleineren Statuetten, die der Oberaufseher der mit der Vernichtung beauftragten Beamten, Su, selbst ein Buddhist, mitfühlenden Herzens ihren Eigentümern wieder zurückerstattete, müssen wenigstens einige größere Statuen aus der Tangzeit erhalten geblieben sein.

Von den außerhalb Chinas bekannt gewordenen größeren alten Holzskulpturen scheinen aber die meisten, wenn nicht alle, der Periode n a c h dem Zerstörungsjahre anzugehören, und zwar fast durchweg der S u n g zeit, dem, was Kunst und Literatur anbelangt, „goldenen Zeitalter" Chinas. In ihm begann die Strenge der Grazie, der religiöse Geist dem weltlichen zu weichen. Und das gilt vor allem vom s ü d l i c h e n Sungreiche mit seiner Kaiserstadt Hang-Chow. Von ihr gibt uns ja Marco Polo aus den letzten Jahren dieser Epoche ein farbenfröhliches Gemälde, das fast wie aus „Tausendundeiner Nacht" klingt.

Die drei bisher im Abendlande bekanntest gewesenen Holzstatuen der Sungzeit sind die in der Sammlung Eumorfopoulos-London, im Bostoner Museum und in der Sammlung Sauphar-Paris sich befindenden, alle drei Kuan-yin darstellend (sämtlich in Leigh Ashtons „Chinese Sculpture", Tafeln 58, 59, 60 abgebildet).

Ihnen gesellt sich nun neuerdings die hier zur Abbildung gebrachte Kuan-yin-Statue von geradezu überragender äußerer wie innerer Schönheit und Grazie hinzu, die vor kurzem von dem Chicagoer Institute of Art erworben wurde und aus der Shensiprovinz stammt. Ein Sammler chinesischer Kunst, der jahrelang in China lebte, hatte den Ehrgeiz gehabt, eine buddhistische Holzfigur erster Qualität sein eigen zu nennen, und hatte deswegen Agenten durch das ganze Land geschickt, um eine solche für ihn ausfindig zu machen. Hunderte von Tempeln waren von ihnen vergeblich besucht worden, bis sie endlich diese Statue entdeckten. Ihr Erwerb aber war keine leichte Sache und war schließlich nur dem Umstand zu verdanken, daß das Tempelgebäude einer dringenden Reparatur bedurfte und sich nur durch den Verkauf der Statue das dazu nötige Geld beschaffen ließ.

Die Statue ist 45 Zoll hoch, 24 Zoll lang und, an der Basis, 16 Zoll breit. Es scheint, daß sie jahrelang an einer versteckten Stelle ihres Tempels verborgen geblieben war, was ihre im ganzen vortreffliche Erhaltung, selbst die ihrer ursprünglichen Fassung, erklärt. Der einzige Schaden, den sie an gewissen Stellen erlitten hat, ist durch das stete Tropfen von Wasser, offenbar durch ein undichtes Dach, verursacht worden. Die Statue weist keine Restaurierung von irgendwie wesentlichem Umfange auf. Nur die Stiele der Blumen sind ergänzt, die Blumen selber dagegen antik. Die Polychromie hat mit der Zeit eine weiche, schimmrige Silbrigkeit angenommen, etwa der Silberiris so mancher alter Gläser vergleichbar.

Man darf wohl ohne Bedenken dieses Wunderwerk der südlichen Sungzeit, eben jenem goldenen Zeitalter der chinesischen Kunst, zuschreiben. Bei aller zarten, weiblichen Grazie aber, die ihr eigen, besitzt sie doch in der Behandlung der Augenbrauen, die in geradem Schwunge in die Nase überführen, ein dem N o r d sung angehöriges Charakteristikum (man vergleiche z. B. die Statue in der Pariser Saupharsammlung im Gegensatz zu denen in Boston und London). Hier, und ich möchte glauben, auch in dem Phänomen, daß diese Figur im Momente des tiefsten Einatmens und daher höchster Seinsenergie (trotz ihres Schlafes) erfaßt ist, spürt man gleichsam noch ein letztes Echo griechischen Geistes und Hauches, wie er auf weiten Wegen bis hierher gedrungen. Dieses „spätgeborene Kind der Sonne Homers" aber macht den Urvätern wahrlich keine Unehre.

Es scheint sich also bei unserer Statue um das Werk eines südlichen Sungmeisters allerersten Ranges zu handeln, der aber einem gewissen Einfluß vom Norden her ausgesetzt war. Und das hat ihn vor allzu großer „Süße", vor dem bewußten Ausgehen auf bloß körperliche Reize bewahrt, dem die südliche Schule in der allmählich entnervenden Atmosphäre der reichen Kaiserstadt und ihrer Vergnügungen in steigendem Maße unterworfen war. Freilich durch und durch w e i b -

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

lich ist diese Figur der Kuan-yin, während z. B. die aus der Saupharsammlung in Paris noch deutlich männliche Züge trägt. Mit der allgemeinen Verweichlichung der Zeit und Sitte ging natürlicherweise auch die der Religion Hand in Hand, und so wurde gerade damals aus dem „Gotte der Gnade" eine „Göttin", eine Fürsprecherin, eine Mittlerin, eine Madonna, das Ewig-Weibliche.

Die Statue, die, als ganz seltene Ausnahme, auch für die Rückenansicht mit feinster Berechnung der Linien und Flächen gearbeitet ist, stellt im Rhythmus ihrer Linien, namentlich der energischen Diagonale, die allein schon eine allzu große Weichheit und Aufgelöstheit hintanhält, in der Aufteilung und der wunderbaren, eine himmlische Ruhe erzeugenden Ausbalanzierung ihrer Massen, den die Lieblichkeit und Zartheit der Leibeslinien akzentuierenden Durchblicken ein kaum zu überbietendes Werk eines großen Könners und wahrhaft inspirierten Künstlers zugleich dar. Ihm, der als echter Chinese weder nur im Diesseits noch auch nur im Jenseits, sondern in der Einheit und Ewigkeit des Alls die Schönheit der Welt sah, war diese wie eine Vision aufgegangen, und er hat sie in seiner Statue festzuhalten gesucht, darin den Künstlern des Abendlandes viel näher kommend als etwa die chinesischen Maler, die ein derartiges Thema in eine ihrer das ganze All und die ganze Ewigkeit umspannenden Landschaften zu gießen pflegten.

Dies ist keine bloß irdische Ruhe, kein Schlaf nur der Sinne. Die Gottheit selber atmet. Und ihr Atem, das Atma, steigt empor zum Throne des Erleuchteten, um dort Fürsprache zu halten für die noch in den Fesseln des Körpers Seufzenden, die mit Inbrunst flehen, in die Seligkeit, ins Nirwana eingehen zu dürfen. Und während der Atem der Göttin aufsteigt, wartet ihre äußere Form und Hülle in vollkommenster und sicherster Ruhe der Rückkehr des Geistes, dessen leise Beseelung sie noch trägt.

All die buddhistischen Symbole mit ihrer tiefen Bedeutung und ihren heiligen Ideenassoziationen sind der Statue beigegeben: die Juwelen, die Krone, der Kissensitz, der Löwe, der treue Wächter des Tempels und Heiligtums, ein gewaltig und doch gebändigt Tier, das Goethe gefallen hätte, denn es ist durch die fast kindlich-zarte Göttlichkeit der Kuan-yin und ihr Vertrauen gezähmt wie der Löwe, den das Kind der „Novelle" so furchtlos leitet, und somit ein doppelt Symbol. Erinnert in seiner Art dieses chinesische Werk doch überhaupt in seiner reinen, alle Begrenzungen von Ort und Zeit hinter sich lassenden Menschlichkeit und seinem weisen Meisterkönnen an Goethes Wunderwerk. Die Blätter des Lotus, der heiligen Blume des Buddhismus, sind wunderbar in die Kompositionen der Gesamtstatue mit eingeflochten, ähnlich wie in einigen früheren chinesischen Steinskulpturen. Die drei Blätter zu beiden Seiten der Statue, die drei Juwelen, die Trinität des buddhistischen Glaubens benannt, personifizieren Buddha selber, sein Gesetz und seine Weltenordnung. In ihnen ruht, wie im heiligen Mutterschoß, sicher geborgen die Göttin.

Chinesische Landschaft

Ein weites Meer, das in die Himmel greift,
Ein ewigkeiterfülltes reiches Blau –!
Ein Traumgesicht, wie aus der Vogelschau,
Ein Meer, das mit dem Saum die Sonne streift,
Die wie ein weißer Apfel golden reift
Am Rande in geranienrot und grau,
Derweil die See mit Händen einer Frau
Im Sande diamantne Kiesel schleift.

Johanna Zacske

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Im Reiche der fünf Linien

Musikalische Erinnerungen aus vier Jahrzehnten

Von Gustav Manz

Wie oft ist man zu Beginn der letzten Juliwochen ins Frankenland gefahren, während links und rechts von der Bahn die erntereichen Felder wogten! Wie viel Sommerseligkeit und Ferienfreude ist untrennbar verknüpft mit den Kunsterlebnissen, die sich da Jahr um Jahr folgten und in ihrer Gesamtheit eine seelische Bereicherung von unschätzbarem Wert bedeuteten. Wie oft hat man den Augenblick fiebernder Spannung durchlebt, wenn sich über das riesenhafte Amphitheater des Zuschauerraums die Schatten senkten, wenn das Sprachengewirr zum Flüstern herabsank und allmählich lautlos verebbte, bis dann dem mystischen Abgrund des versenkten Orchesters das tiefe „Es“ des Rheingold-Vorspiels heraufsummte oder die schmetternde Fanfare der „Meistersinger“ emporjauchzte! Wie oft saß man in den Zwischenakten droben am Waldrand in der bescheidenen Wirtschaft auf der Bürgereuth! Wie viel Nächte vertobte man in jener winkligen Seitengasse, in der die Künstlerkneipe „Eule“ zu einem ebenso seßhaften wie geräuschvollen Dasein verlockte! Und neben den künstlerischen Taten selbst mit ihren fröhlichen Arabesken eines sommerlich freien Bummeldaseins, wie tiefe Eindrücke gewann man im Hause Wahnfried selbst, in welchem man auf Schritt und Tritt an den Schöpfer all dieser Herrlichkeiten erinnert wurde.

Aus der Fülle von Einzeleindrücken, die sich mir namentlich in den Jahren bis zur beginnenden Zurückgezogenheit von Frau Cosima Wagner einprägten, heben sich einzelne in besonderer Belichtung heraus. Ich denke zum Beispiel an den Sommer des Jahres 1901, als man sich der Tatsache erinnerte, daß ein Vierteljahrhundert seit der Begründung der Festspiele verstrichen sei. Es war ein hübscher Einfall, der damals die Künstler zu einem Erinnerungsmahl zusammenberief, die sich einst 25 Jahre früher unvergängliche Lorbeeren erworben hatten. Freilich war die Schar derer, die sich an dieser Tafel zusammenfanden, schon damals stark gelichtet, und heute, nachdem abermals fast wieder ein Vierteljahrhundert ins Land gegangen ist, sind sie fast alle in die ewigen Gefilde heimgekehrt. In jenem Jahre 1901 waren zum Beispiel dem Rufe der Erinnerung gefolgt: Frau Amalie Materna, einst die erste Brünhilde, damals in ihrer auffallenden Körperfülle mit kurzgeschnittenem grauem Haar und bronzegelbem Teint eine der eigenartigsten Erscheinungen, die aber mit frohem Humor der unerbittlichen Zeit ihren Tribut zu entrichten wußte; Albert Niemann, der erste Siegmund, dem ein freundliches Geschick bis in die greisen Jahre die Reckengestalt bewahrt hatte, und aus dessen graubärtigem Gesicht das scharfe Jägerauge ungetrübt in die Welt blickte; Eugen Gura, der erste Gewittergott Donner und Gibichungenkönig Gunther, den man mit dem Kneifer auf der Nase für einen Gelehrten halten konnte, was er, Gott sei Dank, niemals war; Schlosser aus München, der erste Mime, der damals im Jahre 1901 im grauen Schnurrbart und mit der Brille vor den Augen so ganz und gar nicht mehr an Mime und Mimen erinnerte; Rosa Sucher, die unvergeßliche Sieglinde und Isolde. Die fünf genannten Künstler bildeten die Veteranengruppe, die damals zuschauten, wie unter dem jungen Nachwuchs „kühn Kräfte sich regen“; hingegen waren 1901 noch von den alten Sechsundsiebzigern Hans Richter, Felix Mottl und Obermaschinendirektor Kranich in ungebrochener Kraft vor, auf und unter der Bühne tätig, mit ihnen sieben Orchestermitglieder, die seit dem Jahre 1876 ununterbrochen ihre Kraft und ihre Ferien dem Bayreuther Werk gewidmet hatten. Damals war Frau Cosima Wagner noch im Vollbesitz ihrer körperlichen Kraft, dankte ihren Getreuen in einer gedankenvollen Ansprache und öffnete in den Abendstunden ihr gastliches Haus etwa 200 Personen zu einem Empfangs- und Musikabend, der, als unter dem Sterne der Erinnerung stehend, seinen ganz besonderen Charakter trug. Es war da von eigentümlichem Reiz, neben den Alten die Jungen zu sehen, neben einer Materna und Sucher Frau Ellen Gullbranson und Frau Marie Wittich, neben Niemann, der alle um Haupteslänge überragte, das halbe Dutzend junger Tenoristen, die nach dem Ruhm des „herrlichsten Helden“ geizten. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß an einem solchen Abend sich Größen heterogenster Art zusammenfanden, wie etwa Adelina Patti und die Niemann-Raabe, hohe Diplomaten und Offiziere neben würdigen katholischen Geistlichen und graziösen amerikanischen Milliardärstöchtern, Maler wie Hans Thoma, Musiker wie Colonne aus Paris, Forschungs-

Digitized by Google

reisende, Gelehrte, Universitätsprofessoren, so mag man die schillernde Buntheit des Gesamteindrucks ermessen und die Wirkungen nachempfinden, wenn beim ersten Tastenschlag oder dem ersten Saitenstrich das Geschwirr der Stimmen verstummte und alle Anwesenden der einen allverständlichen Sprache der Töne lauschten. Fast immer erhielt Beethoven mit einem seiner Quartette das erste Wort, an jenem Abend war es zur Ehrung des alten Freundes ein Streichquartett von Felix Mottl, welches der Feuerprobe unterzogen wurde. Und dann sangen damals Eugen Gura und Frau Ernestine Schumann-Heink: ich werde den ehernen Glockenklang dieser herrlichsten Altstimme nie vergessen, diese gesunde Wucht und Fülle, mit der sie Schuberts Lied von der „Allmacht" in den Saal schmetterte.

Noch eines anderen Abends aus dem Tannhäuser-Jahr 1904 muß ich gedenken. Auch er ist mir durch ein besonders erlesenes Hauskonzert in unauslöschlicher Erinnerung geblieben. Zunächst badete sich das Ohr in dem Wohllaut von Mozarts wundervollem C-Dur-Quartett, mit Konzertmeister Wendling aus Stuttgart als Primgeiger. Dann sang Frau Fleischer-Edel, die Elisabeth jenes Sommers, die Pamina-Arie. Sie wurde abgelöst durch Paul Knüpfers, des Unvergeßlichen, machtvolles Organ, der Schubertsche Lieder, u. a. die „Gruppe aus dem Tartarus", so wundervoll vortrug, wie ich sie nie wieder, auch von ihm selbst nicht (dem nun gleichfalls Dahingegangenen!), gehört habe. Blickte man sich während dieser Kunstgenüsse unter der Hörerschaft um, so traf das Auge auf eine Fülle charaktervoller Männer- und schöner Frauenköpfe. Vor allem war in jenen Jahren der deutsche und ausländische, besonders österreichische Hochadel stark vertreten, und mitten unter all den Herren und Damen im Gesellschaftsanzug saß Isadora Duncan, wie immer im griechischen Gewande, die nackten Füße mit Sandalen bekleidet. Ich weiß noch, wie drollig es auf uns wirkte, als der alte Friedrich Dernburg, der bekannte Publizist, und Emanuel Reicher, der große Schauspieler, die zufällig neben mir standen, gleichzeitig mit mir feststellten, daß unsere während des Instrumentalvortrags nach einem Ruhepunkt suchenden Blicke sich treulich vereint auf der großen Zehe des einen übergeschlagenen Beins der amerikanischen Tänzerin zusammenfanden . . .

*

Ich blättere im Buch meines Lebens noch einmal zurück und erinnere mich jener glückseligen Zeit, da ich als frischgebackener „Mulus" dem neunjährigen Pennälerdasein entronnen, fröhlichen Gemüts, leicht beschwert mit irdischen Gütern, meine erste Reise tun durfte, hinaus über die Grenzen der badischen Heimat. Noch heute schwebt mir die Tatsache wie ein Traum vor, daß ich auf jenem ersten Flug in die Welt einen Menschen und Künstler kennenlernen durfte, der mir zum erstenmal leibhaftig das Wesen eines schöpferischen Genius verkörperte. Hatte im Jahre 1883 der begeisterungsfähige Tertianer ganz aus der Ferne etwas wie ein tragisches Gewitter verspürt, als Richard Wagner im fernen Venedig seine Augen schloß, so durchzuckte es den jungen Menschen auf der Brücke zwischen Zwang und Freiheit, Vorschrift und Selbstbestimmung, geradezu wie ein elektrischer Funke, als ihm sein ebenso gütiger wie kluger Schuldirektor Geh. Rat Gustav Wendt auf der Schweizer Reise, zu der er den Lieblingsschüler als Gast entboten hatte, so ganz einfach und nebenhin sagte: „Also heute abend werden Sie Johannes Brahms kennenlernen." Das geschah an einem sommersonnigen Augusttag im baumbeschatteten Wirtsgarten des alten Hotels Freienhof in dem lieblichen Schweizer Städtchen Thun. Dort hatte Brahms seinen Sommeraufenthalt genommen und arbeitete, wie ich später erfuhr, an seinem Doppelkonzert für Geige und Violoncell. Wohl hatte mich schon auf der Hinreise eine Ahnung erfüllt, daß das Ereignis eintreten werde, und der hoffnungsvolle Gedanke daran war so stark, daß er mit den damals zuerst gewonnenen Hochgebirgseindrücken in lebhaften Wettbewerb trat. Ich kannte den Künstler bis dahin nur lückenhaft aus einigen seiner großen ernsten Orchester- und Klavierwerke. Ich dachte mir den Schöpfer des „Deutschen Requiems" und des „Schicksalsliedes" äußerlich als einen hochragenden Mann, eine Annahme, die mancher teilte, der nur sein bartumrahmtes Gesicht mit der wuchtigen Musikerstirne aus Photographien kannte. War er doch sogar in einem damals verbreiteten Geographiebuch zu der Ehre gekommen, seinen Kopf zwischen dem eines Indianers und eines Negers als Typus der germanischen Rasse abgebildet zu sehen, eine Liebenswürdigkeit, die ihm lebhaftesten Spaß bereitete . . .

Wie ganz anders war dann der Eindruck, den ich von Brahms in Wirklichkeit erhielt! Mein freundlicher Mentor und ich saßen bereits in der Wirtschaft „Zum Falken", als Brahms kam: ein untersetzter, wohlbeleibter Herr mit gesunder Gesichtsfarbe und klugen blauen Augen, in sommerlicher Ferienstimmung jedenfalls mehr einem behaglich genießenden Rentner ähnlich als einem Künstler, dem seine scharfen Beurteiler Grübelei als Hauptschwäche vorwarfen. Und so habe ich ihn während der ganzen Thuner Zeit in diesen unnennbar schönen Tagen nur als einen aller Humore vollen Genußmenschen, einen prächtigen Gesellschafter kennengelernt, der die Essensstunden, in denen er uns seine Anwesenheit gönnte, zu geistbelebten Symposien zu gestalten wußte. Der schaffende Künstler lebte sich und seiner Kunst allein und anderen unzugänglich in den Vormittagsstunden. — Brahms, der wienerisch gewordene Norddeutsche, der Brahms der „Ungarischen Tänze", der Liebeslieder in Walzer-

Digitized by Google

form, der „Akademischen Festouvertüre“, der Freund der Frauen und der Jugend, der gute Esser und Trinker, der gab sich uns in den Mittag- und Abendstunden oft mit einer nur halbbewußten Derbheit, die den innersten Kern seines gesunden und kräftigen Wesens bloßlegte.

Ich habe im Sommer 1887 unter dem frischen Eindruck der für mich so bedeutsamen Erlebnisse Tagebuchaufzeichnungen gemacht und späterhin auch kurz nach dem Tode von Brahms im Jahre 1897 einige Erinnerungen an jene Sommertage veröffentlicht, die zum Teil Eingang in Kalbecks große Brahmsbiographie gefunden haben. Ich wüßte heute manche der damaligen Begebenheiten nicht anders darzustellen, und es sei mir darum gestattet, mich auch hier, streckenweise wenigstens, auf jene älteren Niederschriften zu stützen.

Wechselnd war die Tafelrunde, die sich damals in Thun fast täglich um ihn scharte. Er gab die Parole aus. „Table d'hote“, diese greulichste Widersacherin zwanglosen Frohsinns, war verpönt. Schon wegen der neugierigen Engländerinnen, die diesem Luft- und Lichtmenschen durch ihre zudringliche Horcherei auch die Freude verdorben hatten, bei offenem Fenster Klavier zu spielen. Heute wurde da, morgen dort gegessen. Brahms meinte scherzend, die Marie oder Emilie, oder wie sie alle hießen, müßten mit gleichem Recht behandelt werden: und wo er dann hinkam, zeigten die Schweizer Saaltöchter freundliche Gesichter und flinke Füße, denn der herzensgute „Doktor Brahms“, wie er überall genannt wurde, spendete kräftige Trinkgelder.

In den Wochen, in denen ich in Thun blieb, kamen und gingen manche bekannte Leute. Da tauchten Max Kalbeck, später Hanslick auf, die Schildknappen aus Wien, da kam Professor Kugler, der Historiker, mit seiner liebenswürdigen Frau und andere mehr.

Man würde irren, wenn man glaubte, daß sich das Gespräch hauptsächlich um Musik drehte. Brahms war nicht nur in seinem eigensten Fach ein großer Wisser, sondern sein reger Geist umfaßte weite Gebiete der Literatur, der Philosophie, der Geschichte und enthüllte namentlich in den ernsten Gesprächen mit dem geistvollen, ihm befreundeten Karlsruher Schulmann ganz ungeahnte Kenntnisse und ein treffendes Urteil, das selbst in die Tiefe ging und jede dilettantische Oberflächlichkeit mit beißendem Spott bedachte. An jenem ersten Abend im „Falken“ berührte denn meinen damaligen Notizen zufolge das Gespräch die verschiedenartigsten Dinge. Brahms pries mit begeisterten Worten Schumanns Faustmusik, um sich gleichzeitig gegen den Zöllnerschen Versuch einer Faust-Oper mit ziemlicher Schärfe auszulassen. Auch Schumanns Persönlichkeit wurde gestreift und seiner Clara gedacht, mit der Brahms die rührendste Freundschaft verknüpfte, eine Art geistiges Familienband. Dann kam er auf Hans von Bülow zu sprechen und erzählte mit prächtigem Behagen einige Schnurren von dem spät zu ihm Bekehrten.

Brahms las eifrig geschichtliche Werke. Damals gerade hatten die Wiedertäufer und Thomas Münzer sein stärkstes Interesse erregt, und die neuesten Veröffentlichungen darüber waren ihm so geläufig wie einem Geschichtsforscher. Es lag nahe, diese stoffliche Teilnahme auch mit etwaigen künftigen Opernplänen in Zusammenhang zu bringen. Da nun, zumal in jenem Jahre 1887, ein lautes Gerücht durch die musikliebenden Kreise schwirrte, Brahms komponiere heimlich an einem von J. V. Widmann gedichteten Opernstoff, so wagte ich eine Frage. Lächelnd winkte er ab. Das falle ihm nicht ein. Ja, in der Jugend, da habe er den ganzen Äschylus durchkomponiert, meinte er scherzend, aber jetzt überlasse er das anderen Leuten. Operntexte kämen ihm genug ins Haus geflogen, und es bereite ihm heitere Stunden, sie zu lesen. Namentlich die begeisterten Damen seien stark darin. So habe man ihm eine „Sappho“ zurechtgemacht und eine „Lady Macbeth“. Ich entsinne mich genau, daß er in diesem Zusammenhang auch Wagners Instrumentationskunst erwähnte und eine unverkennbare Sympathie für die „Meistersinger“ äußerte.

Von der Oper wandte sich das Gespräch dem Liede zu. Brahms hatte natürlich ganze Stapel von Lyrik zu Hause, die sich nach „Vertonung“ sehnten. Er war gerade hierin, im Finden seiner textlichen Unterlagen, ein ungemein feinsinniger Spürer und hat wie seine großen Vorgänger den Namen manches unbekannten Poeten, der einmal zufällig einen guten Wurf getan, in die Unsterblichkeit hinübergerettet. Man macht sich keinen Begriff, wie sorgsam er sich seine Texte schon auf ihre Sprechmelodie hin ansah. Einmal waren wir alle, die zur Tafelrunde gehörten, mobil gemacht, um die letzte Strophe eines Gedichtes (ich glaube, von Leuthold) umzuformen, dessen Klangbild zum Schluß durch das in den Reim gestellte Wort „Quark“ bös entstellt wurde. Schließlich fand Brahms selbst eine Form, die sich besser ausnahm, ohne den Sinn und das Temperament der Stelle im mindesten anzutasten. Was für kitzlige Fragen wurden da oft erörtert! So die vielumstrittene, charakteristische Färbung der einzelnen Tonarten, ein Problem, über das man bekanntlich in verschiedenen Zeiten zu ganz verschiedenen Ergebnissen kam. Geradezu köstlich war es zum Beispiel, Brahms zwischen Kalbeck und Kugler als ausgleichenden Mittler zu sehen, der das vorwärtsgaloppierende Streitgespräch wieder durch ein Scherzwort zu zügeln verstand.

Neben der Kunst standen die Frauen im Vordergrunde des Gesprächs. Brahms, der Junggeselle, vereinigte alle Eigenschaften in sich, aus denen man einen guten Familien-

Digitized by Google

vater hätte machen können. Er liebte die Frauen, so hinreißend grob er auch gegen einzelne Vertreterinnen dieses Geschlechts werden konnte. Und er liebte die Kinder! So oft er ausging, hatte er die Taschen mit Zuckerwerk vollgesteckt, und wenn ein pausbackiger Bengel oder ein kleines „Maideli" ihm besonders gefiel, stellte er es zur Rede, scherzte mit ihm, spielte oft ein bißchen Knecht Ruprecht, der die bösen Kinder in die Aare wirft, um seine kleinen Freunde schließlich durch den süßen Inhalt seiner Taschen wieder zu versöhnen. Aber dieser „gute alte Onkel" war von den Rosenketten der Ehe nicht gefesselt worden. Er gab sich meist als Junggesellen, dem die Gewohnheit der Selbstbestimmung über alles geht. Und doch, bei allem liebenswürdigen Schwerenötertum, im innersten Kern seines Wesens, mag er sich nach der Frau gesehnt haben, die mehr als Wirtschafterin und Haushälterin sei: die neuere Forschung weiß ja auch genau Bescheid um verschiedene Neigungen, die freilich nicht zu bürgerlich-glücklichem Ende geführt haben. In jenen Sommertagen sagte er einmal: „Ja, als ich jung war, da hätte ich gern geheiratet, aber da war ich noch nichts und hatte ich noch nichts, da wollte mich keine; jetzt ist die Sache umgekehrt." In der Tat, der berühmte Tondichter, der zugleich ein wohlhabender Mann geworden war, machte recht merkwürdige Erfahrungen in dieser Hinsicht. Auch die guten Freunde waren eifrig tätig, und von einer Romanschriftstellerin wurde die Anekdote erzählt, daß sie sich in unverkennbarer Absicht zur Führung seines Haushalts angeboten habe. Solche „ehrbaren Annäherungen" mögen ihn in ihrer Zudringlichkeit verstimmt haben, und man kann es dem Vielumschwärmten nachfühlen, daß er sich dann wieder im Kreise anmutiger Frauen und Mädchen als liebenswürdiger Schalk zeigte. (Die Obhut über sein Wiener Junggesellenheim hatte bekanntlich eine gebildete Dame, Frau Dr. Truxa, die Witwe eines Journalisten, übernommen, die ihm auch bis in die Todesstunde eine treue und aufopfernde Pflegerin war.)

Was haben wir damals, wenn unser kleiner Kreis vorübergehend durch weiblichen Zuwachs vergrößert wurde, im schattigen Garten des Freienhofs für ungetrübt heitere Stunden verlebt! Richtige Lustspielszenen wußte er zu veranstalten. Eine süddeutsche Tragödin und ihre bildschöne jüngere Schwester, die uns auf der Durchreise besuchten und noch eine ebenso hübsche Freundin mitbrachten, haben sich später wohl oft noch des Tages erinnert, an welchem Brahms die junge Freundin für die kurzen Stunden unseres Zusammenseins als seine „Frau" bezeichnete, an dem er ihr eine seiner Lieblingsspeisen, Omelette mit Erdbeerfüllung, bergehoch auf den Teller häufte, um über den Einfall der bedienenden Saaltochter, die ihm zu guter Letzt eine Rechnung für „Doktor Brahms und Frau" überreichte, in nicht mehr zu stillende Heiterkeit auszubrechen. Man kann sich denken, welch dankbare Zuhörerschaft wir an den Nachbartischen fanden! Einmal wurde Brahms sogar zur Ordnung gerufen. Die kleine Kurkapelle spielte abends schlecht und recht Neßlers Trompeterlied „Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen", und Brahms begleitete das Waldhornsolo mit dem hinter einem Gebüsch geblasenen Echo mit satirischen, in den Bart gemurmelten Glossen, deren trockener Humor so stark auf unsere Lachmuskeln wirkte, daß ringsum die lauschende Neßler-Gemeinde in heilige Entrüstung geriet. Nichts lag ihm dabei ferner, als etwa den armen Musikanten zu beleidigen! Ich weiß bestimmt, daß er für brave, um ihren Lebensunterhalt ringende Kunsthandwerker seines Berufs ein warmes Herz hatte, und ihnen manchmal in zartsinnigster Weise eine ansehnliche Unterstützung zukommen ließ, ohne daß die Beglückten ihren Spender ahnten. Denn den — oft ungeschickt dargebrachten — Dank, der etwa einer Schmeichelei oder Lobhudelei ähnlich sah, haßte er, einerlei, ob er seinen menschlichen oder künstlerischen Eigenschaften galt. Freilich lag in dem schroffen Verzicht auf solche Gefühlsäußerungen auch ein Stück Bequemlichkeit. Er verabscheute den Zwang jeder Art bis in die Kleinigkeiten des Alltagslebens. Ich sehe ihn noch vor mir in seinem einfachen dunkelgrauen Sommeranzug, ohne Manschetten, manchmal ohne Krawatte, die ihm der herabwallende Bart ersetzte, und höre ihn noch, wie er diese Zwanglosigkeit des äußeren Menschen zur Bedingung machte, als ihm einmal eine befreundete Dame das Versprechen abrang, einem kleinen Freundeskreis den seltenen Genuß seines Klavierspiels zu gönnen . . .

Doch auch die Thuner Sonnentage nahmen ein Ende, wenigstens für mich. Ich verließ den anregenden Kreis, um im Schweizer Hochgebirge zu wandern, nicht ohne durch Brahms' Schilderungen, der ein begeisterter Naturfreund und -Kenner, vor allem ein Bewunderer des Matterhorns war, einen Vorgenuß gehabt zu haben.

Einige Wochen später traf ich wieder mit ihm zusammen, in Baden-Baden. Da legte er den Freunden den Ertrag seines Sommers vor, die Arbeit seiner stillen Vormittage, und ich hatte aufs neue das Glück, Teilnehmer eines Erlebnisses zu sein, das sich mir stark eingeprägt hat. Brahms hatte einen kleinen Kreis von Bekannten eingeladen, der ersten privaten Versuchsaufführung seines soeben in Handschrift vollendeten Konzerts für Violine und Violoncell beizuwohnen. Es war an einem herrlichen Septembermorgen, als sich die Geladenen in dem Saal „Louis quinze" des Badener Kurhauses zusammenfanden. Das Badeorchester hatte sich dem Meister mit Freude zur Verfügung gestellt, und als Brahms eintrat, gab der wackere Kapellmeister Könnemann diesen Gefühlen Ausdruck. Die

Digitized by Google

Musiker, zum Teil hervorragende Künstler, empfanden es als Erquickung im gleichmäßigen Tagesdienst, einmal unter Brahms' Leitung zu spielen. Joachim und Hausmann waren als Solisten herbeigeeilt, und in der ersten Reihe der zwanglos sitzenden Hörer bemerkte man die ehrwürdige Gestalt einer Greisin. Es war Frau Clara Schumann. Vor ihr auf einem Notenpult lag die Handschrift des neuen Werkes, und als kleine Nebensonnen strahlten ihr zur Rechten und Linken der biedere, gutmütige Vinzenz Lachner und der nervös bewegliche Komponist Jacques Rosenhain. Um diese Mittelgruppe scharten sich noch ein oder zwei Dutzend Herren und Damen, meist musikalischen Berufs. Da sah man eine Tochter der Frau Schumann, ferner die bildschöne Enkelin Felix Mendelssohns, den Cellisten Hugo Becker, Geheimrat Wendt, Professoren des Konservatoriums zu Stuttgart, Hofmusiker aus Karlsruhe. Dazwischen trippelte ein graues Männchen hin und her, bald da, bald dort in seinem geliebten Sächsisch witzige Bemerkungen hineinwerfend, Richard Pohl, unter dem Decknamen „Hoplit" einst der älteste Parteigänger Wagners, damals das musikalische Orakel der Bäderstadt. Wie er sich wohl bei den „Brahminen" gefühlt haben mag? Ich erinnere mich leider nicht mehr an sein Urteil über das Konzert. Dieses wurde zweimal hintereinander unter Brahms' energischer Leitung gespielt, und trug dem Schöpfer nebst dem rauschenden Freundesbeifall einen Orchestertusch ein. Meine eigenen Aufzeichnungen aus jener Zeit verraten, daß mir beim ersten Hören das Werk ziemlich fremd blieb und nur der Mittelsatz mit seinem innigen Melos mir gleich das Herz bewegte. Zünftige Kritiker rechnen es ja zum Teil in die sogenannte trübselige Periode des Meisters, in der die Zeichnung die Farbe überwiegt . . . Sei dem wie ihm wolle — der Morgen bleibt mir unvergeßlich.

Neun Jahre später, im Januar 1896, sollte ich Brahms, wie ich früher einmal an dieser Stelle erzählt habe (in meinem Aufsatz über „Brahms und Berlin"), noch einmal als Leiter eigener Werke sehen. Es war in seinem letzten Konzert in der Reichshauptstadt. Er stand damals auf dem Podium der Singakademie anscheinend noch in der Vollkraft, in blühender Gesundheit vor uns, und ahnte nicht, wie hart ihn bald das Schicksal anpacken sollte. Die teure Lebensfreundin, Frau Schumann, starb nach wenigen Monaten und ihrem Schatten folgte er nach . . .

Doch nicht mit so elegischem Ausklang möchte ich meine Brahms-Erinnerungen schließen. Mir selbst haftet zu lebhaft auch heute, nach über dreißig Jahren, mein letztes persönliches Beisammensein mit ihm im Gedächtnis!

Das war im heißen Sommer des Jahres 1892 in Wien, als draußen im Prater der Himmel wahrhaftig voller Geigen hing und rings um den gewaltigen Ausstellungsrundbau, die sogenannte „Rotunde", ein unendliches Klingen, Singen und Jubilieren sich erhob. Die Musik- und Theaterausstellung hatte mich auf Monate an „die schöne blaue Donau" geführt, deren klassischen Walzer Meister Brahms „so gern selbst komponiert haben möchte". Ich erneuerte die Thuner Bekanntschaft, war manchen Vormittag bei ihm in der Karlsgasse Nr. 4, rauchte seine guten Zigaretten und betrachtete seine kostbare Bibliothek. Und dann wurde er mein Berater in den kulinarischen Genüssen, die er selbst zeitlebens nicht verschmäht hatte. Er wies mir durch die winkligen Gassen der inneren Stadt den Weg zum Wildbretmarkt, einem versteckten Platz, an dem seine Stammkneipe, der „Rote Igel", ein solid bürgerliches Wirtshaus, lag. Und er weihte mich ein in die Vorzüge des kalt oder warm garnierten Rindfleisches und der Paprika-Hähndl und lehrte mich unerfahrenen Reichsdeutschen, was ein „Pfiff G'spritzter" sei. Allzu lebhaft war das Gespräch während des Essens nicht; ich hielt es für richtig, ihn nicht während einer Beschäftigung zu stören, die ihm so sichtliche Freude bereitete. Nach beendeter Mahlzeit ging er regelmäßig in das Kaffeehaus im Stadtpark am Ring, um hier seinen Lesehunger zu stillen. Ich trennte mich immer vorher von ihm, in der Annahme, es sei ihm lieb, seine gewohnte Lektüre allein zu genießen.

Er hat mir in jenen Maitagen — später fuhr er in sein geliebtes Ischl — manches aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen erzählt. So entsinne ich mich eines fesselnden Gesprächs, in welchem er mir seine Meinung über den Komponisten Peter Cornelius sagte, den er als liebenswürdigen Schwärmer und wahrhaftigen Poeten schilderte. Mit großem Behagen gedachte er noch eines Zusammenseins, bei dem Cornelius auf dem Klavier in heiligem Eifer Partiturbruchstücke aus seinem „Cid" spielte, indes Brahms und Karl Tausig als willige Zuhörer den ganz in sein Werk vertieften Tondichter in immer undurchdringlicheren Tabakqualm einhüllten.

Indes, unser Gesprächsstoff nahm bald eine durch die Verhältnisse bestimmte Wendung. Ich war nicht nur als jugendlicher Verehrer, sondern auch ratsuchend zu dem immer hilfsbereiten Mann gekommen. Die Absicht, mir eine literarische oder dramaturgische Stellung zu erringen, hatte ich ihm geäußert, aber die Aussichten dazu waren gering. Mit welcher Selbstverständlichkeit der Vielbeschäftigte sich da meinen kleinen Sorgen widmete, wie er bis zu seinem fürstlichen Freund, dem Herzog Georg von Meiningen, mit seiner Fürsprache vordrang, dessen habe ich noch schriftliche Beweise in Händen, die ich als kostbare Belegstücke jener ereignisreichen Beziehung zu dem großen Menschen und Künstler Johannes Brahms aufbewahre.

*

Digitized by Google

Es hieße wohl die Geduld des Lesers, der mir bisher freundlich gefolgt ist, allzusehr in Anspruch nehmen, wollte ich auch von den mancherlei anderen musikalischen Begegnungen, die mir das Leben gebracht hat, ebenso ausführlich weitererzählen. Es schiene mir dies auch aus einem anderen Grunde nicht angemessen: denn neben den Eindrücken, die ich von Brahms gewann, und der Bereicherung, die ich den Bayreuther Festspielen und ihrem Künstlerkreis verdanke, tritt das übrige vergleichsweise zurück.

Wohl könnte ich noch erzählen von einem eigenartigen Zusammentreffen mit Anton Rubinstein, den ich im Sommer 1890 als Beauftragter der Freiburger Studentenschaft jählings überfiel, um ihn zu einer Akademieraufführung des Körnerschen „Zrinn" einzuladen. Seine Überraschung über meinen damaligen Besuch war vielleicht nicht so groß als sein Erstaunen am Theaterabend selbst, wo wir ihm zu Ehren als Zwischenaktmusik durch das städtische Orchester eine seiner Romanzen spielen ließen . . .

Wohl könnte ich ferner erzählen von mancher Berührung mit dem stillversonnenen Meister Engelbert Humperdinck, der so schwerhörig und dann doch auch wieder so feinhörig war, könnte erzählen von mancherlei gar drolligen Zwischenfällen, wie z. B. unserm Zusammentreffen hoch oben in Norwegen, wo ich der ratlos nach einer Herberge suchenden Familie des Meisters für eine Nacht freundlichen Unterschlupf auf unserem prächtigen Lloyddampfer, dem „Großen Kurfürst", besorgen konnte . . . Wohl könnte ich endlich erzählen, und hiervon am meisten, von den vielen anregenden Stunden, die ich bei Karl Klindworth und seiner liebenswürdigen Gattin verleben durfte. Ich habe ihn, der uns die Goldbarren der Wagnerschen Nibelungenpartitur in die gangbare Klaviermünze umgegossen, der uns die musterhaften Ausgaben Beethovens und Chopins geschenkt hat, einmal den großen „musikalischen Münzmeister" genannt. Er war keiner der großen Schaffenden, aber sicher einer der größten Anreger und Umwerter, und es gehörte zu den Glücksfällen, die einem Jüngeren zuteil werden konnten, wenn er, der Patriarch der neuen Tonkunst, einmal aus eigener Vergangenheit erzählte oder gar die kostbaren Schätze seiner musikalischen Handschriftensammlung ausbreitete. Mit Rührung gedenke ich eines jener stillen Nachmittage in der Obstbaukolonie Eden bei Oranienburg (in die er, der spät zur Pflanzenkost Bekehrte, sich zurückgezogen hatte), an welchem er mir die ihm geschenkten Bleistiftskizzen zu Wagners „Rheingold" oder gar ein Blatt von Beethovens Hand zeigte, auf welches wiederum eine Widmung Richard Wagners geschrieben war. Nur noch einmal habe ich ähnliche Augenblicke wortlosen Staunens durchlebt, als mir Professor Golther in Rostock kurz vor der Herausgabe des Wagner-Wesendonck-Buches den Inhalt der berühmten „grünen Mappe" mit den Tristan-Skizzen zeigte . . .

Doch genug von alledem. Je älter ich werde, um so mehr kommt es mir zum Bewußtsein, welche Rolle in meinem Lebensaufbau die Musik gespielt hat und wie dankbar ich dem Schicksal sein muß, daß ich zu denen zählen durfte, die „Musik in sich selbst" haben. Denn zum mindesten gibt man so der Mitwelt eine gewisse Gewähr, daß man nicht taugt „zu Verrat und Tücken allerhand"!

Taub. Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Gestern, als ich jung war, –
Heute, wo ich alt bin, –
Morgen bin ich tot . . .

Tunkt so süß der Unke Ruf,
Klirrt so stolz der Rosse Huf,
Dröhnt so schön des Donners Schlag,
Lauten Glocken Feiertag,
Weht ein Wind im Weidenbaum,
Braust im Sand der Welle Schaum,
Ach, und über all dem Weltgesang
Deiner lieben Stimme dunkler Klang . . .!

Gestern, als ich jung war,
Noch nicht,
Heute, wo ich alt bin,
Nicht mehr,
Morgen bin ich tot, –
Dann will ich Ewigkeiten lang dir lauschen!

Digitized by Google

Künstlerische Neujahrskarten

von Richard Braungart

Man wird nicht behaupten wollen, daß die Menschen im allgemeinen geneigt wären, sich gegenseitig viel Gutes zu wünschen. Weit eher könnte das Gegenteil zutreffen. Aber man darf ihnen deswegen nicht gram sein. Denn „hart im Raume stoßen sich die Sachen", also auch die Menschen. Und es ist deshalb für den einzelnen nicht leicht, sich im Lebenskampf zu behaupten. Wie sollte er da für seinen lieben Nächsten viele freundliche Gefühle übrig haben? Zu besonderen Anlässen allerdings und bei bestimmten Gelegenheiten pflegt der Mensch seinem Herzen einen kräftigen Stoß zu versetzen. Er tut dann, was er in „normalen" Zeiten sich dreimal überlegen würde: er wünscht seinen Nebenmenschen Glück. Und er tut es sogar in ganz besonders herzlichen Formen. Warum? Weil es von alters her so üblich ist, weil man nicht gerne für unhöflich gelten möchte und wohl auch, weil man weiß, daß der Beglückwünschte nicht anders kann, als den liebenswürdigen Wunsch ebenso liebenswürdig zu erwidern, was unter allen Umständen erfreulich ist. Auf diese Weise entsteht eine Atmosphäre der Freundlichkeit und Menschlichkeit, die zwar nicht von Bestand ist, aber immerhin, als eine Art Kampfpause, ihre schätzenswerten Annehmlichkeiten hat.

Der wichtigste Anlaß zu solchen allgemeinen gegenseitigen Höflichkeiten ist der Jahreswechsel. Das war schon im Altertum so und ist, wenn sich auch die Form des Glückwunsches seitdem wesentlich geändert hat, bis zum heutigen Tage Sitte geblieben. Schon die Ägypter beglückwünschten sich zu Neujahr, wie Walter von zur Westen in seinem aufschlußreichen, zu wenig gekannten Werk „Vom Kunstgewand der Höflichkeit" erzählt. Und die Römer pflegten sich beim Jahreswechsel mit Gegenständen (Münzen z. B.) zu beschenken, auf denen meist ein Glückwunsch zu lesen war. Die heute noch

Radierung von Karl Ritter, München

Digitized by Google

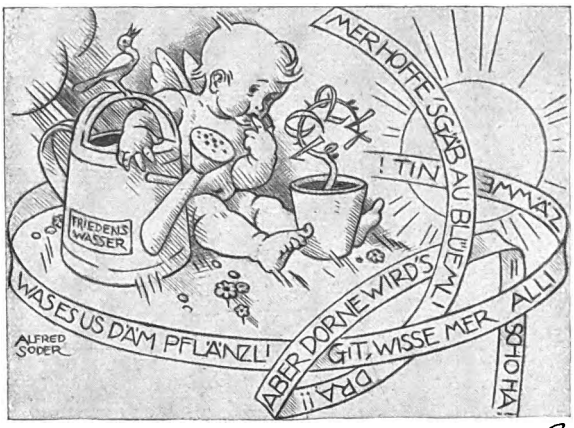
Handkolorierter Holzschnitt von Hans Hirt, München

übliche Gratulationsform, nämlich die Neujahrskarte, stammt aus dem 15. Jahrhundert, d. h. aus den ersten Zeiten des Kupferstichs und des Holzschnittes. Zu den frühesten Neujahrsblättern gehört ein Kupferstich des vielgenannten Meisters E. S. von 1466. Die meisten Blätter dieser Art aber sind in Holzschnitt ausgeführt und in der Regel koloriert gewesen. Aus den kleinen Karten sind im Laufe der Zeit, vor allem in der Barockzeit, ungemein reich verzierte und mit langatmigen, schwulstigen Texten versehene, umfangreiche Blätter geworden, die in kultur- und sittengeschichtlicher Beziehung oft außerordentlich interessant sind. Sehr häufig sind solche Blätter von Leuten verschickt, beziehungsweise verteilt worden, die mit dem Glückwunsch die Bitte um eine Gabe (ein Trinkgeld) verbanden. Allmählich wurden die Glückwünsche dann wieder kleiner, und gegen Ende des 18. Jahrhunderts nahmen sie die Form handlicher, zumeist in Kupferstich ausgeführter Karten an, die textlich und künstlerisch von größter Mannigfaltigkeit waren. Wie denn überhaupt in der Glanzzeit der Neujahrskarten um die Wende des Jahres 1800 ihre Herstellung ein blühender Industriezweig gewesen ist. Man erfand immer neue aparte Formen, deren beliebteste die Klapp-, Durchsteck- und Zugkarten gewesen sind und bei denen nicht nur die originelle Aufmachung, sondern auch die gefühlvollen und empfindsamen Wunschverse ihre Wirkung getan haben. In den 1830er Jahren begann dann die Neujahrskartenindustrie vor allem auch qualitativ zurückzugehen, und um die Mitte des 19. Jahrhunderts war sie bereits auf einem Niveau angelangt, daß eine Würdigung vom künstlerischen Standpunkt aus im allgemeinen nicht mehr möglich ist. Ausnahmen machten nur persönliche Künstlerglückwünsche, die, wenn sie nicht eigenhändige Zeichnungen und Aquarelle waren, meist in Lithographie ausgeführt waren. Auch der Name Menzels findet sich, neben manchen andern von gutem Klang, auf solchen Neujahrskarten. Trotzdem kann man sagen, daß gegen Ende des 19. Jahrhunderts die künstlerische Neujahrskarte meist nur mehr im persönlichen Verkehr von Künstlern untereinander oder mit Freunden bekannt war. Sonst war sie um diese Zeit so gut wie ausgestorben.

Ihre Wiedererweckung fällt ungefähr mit dem Wiederaufleben des Interesses für das Exlibris zusammen, das in seiner freien, von der Heraldik erlösten Form um das Jahr 1890 herum sich zu entwickeln und mehr und mehr zu blühen begann. Ungefähr um jene Zeit nimmt auch der Siegeszug der Originalradierung seinen Anfang. So sind verschiedene Faktoren dem erneuten Aufleben der künstlerischen Neujahrskarte, und zwar in der Form der persönlichen, auf den Namen des versendenden Künstlers oder

Handkolorierter Holzschnitt. Von Franz Ringer

Digitized by Google



Radierung von Alfred Soder, Basel

eines Bestellers lautenden Karte, günstig gewesen. Die Künstler, die dieses Wiederbelebungswerk mit so schönem Erfolg begonnen und fortgeführt haben, sind größtenteils die gleichen gewesen, denen man auch die Renaissance des Bücherzeichens (Exlibris) dankt. Die Neujahrskarten gehören, wie die Exlibris, zur Kategorie der Gebrauchsgraphik, und da ihre künstlerischen und geistigen Grundlagen sehr ähnlich sind, so liegt es nahe, daß ein Künstler, der bereits verschiedene „Exlibrisprobleme" gut und auch eigenartig gelöst hat, seine beim Exlibriszeichnen erworbene Fähigkeit der dekorativen Konzentration auch einmal bei einem Gelegenheitsblatt, z. B. einer Neujahrskarte, erproben möchte; oder daß jemand, vorzugsweise aus den Kreisen der Exlibrisfreunde und -sammler, einem solchen Künstler den Auftrag gibt, eine Neujahrskarte für seinen persönlichen Gebrauch zu zeichnen oder zu radieren, in Holz zu schneiden oder zu lithographieren. Sehr ermunternd hat in dieser Richtung das Beispiel einiger Künstler von Rang wie Welti, R. Schiestl, O. Graf usw. gewirkt, die unter den ersten gewesen sind, aus deren Hand alljährlich um die Jahreswende witzige, tiefsinnige oder gemütvolle, auch graphisch meist reizvolle Wunschkarten in alle Winde geflogen sind. Und wer auch nur ein bißchen empfänglich war für solche gedanklich anregende und künstlerisch wertvolle Graphik, mußte den Wunsch empfinden, sie zu sammeln und bei nächster Gelegenheit selbst etwas Ähnliches zu veranlassen. Überhaupt möchte man annehmen, daß die künstlerische Neujahrskarte infolge ihrer geringeren Belastung mit Bezüglichkeiten, die nur der Besitzer des Blattes kennt, und infolge

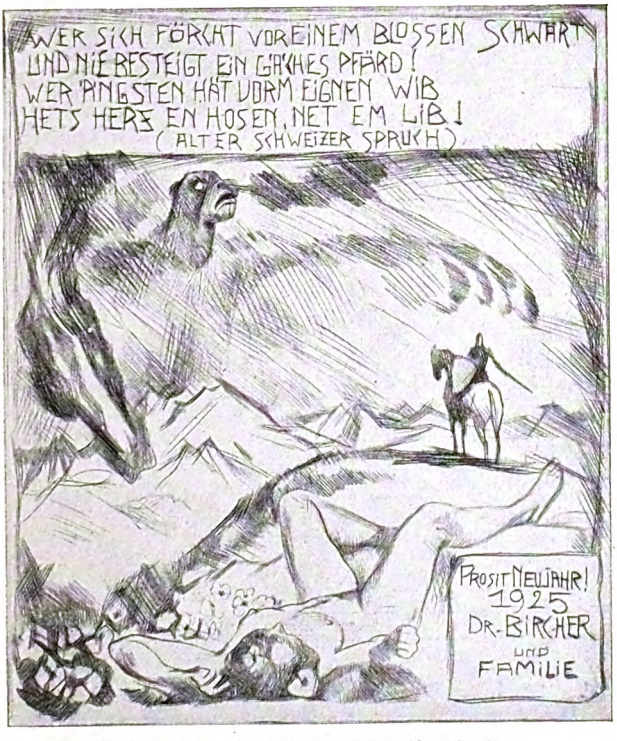
Radierung von Max Schenke, Dresden

Radierung von Gustav Traub, München

Digitized by Google

ihres nach Form und Inhalt durchaus volkstümlichen Charakters eigentlich ein noch beliebteres Sammelobjekt sein müßte, als das Exlibris, dessen Erforschung und Deutung immerhin eine Wissenschaft ist. Das ist nun allerdings bis jetzt nicht der Fall gewesen, möglicherweise wegen des leichteren (oder wenigstens leichter scheinenden) Gewichts dieser Karten, im Vergleich mit denen die Exlibris „seriöser" wirken. Und vielleicht auch deshalb, weil sie, soweit sie nicht im Sammlerverkehr getauscht werden, fast noch schwerer zu beschaffen sind als ein großer Teil der Exlibris. Aber es ist nicht ausgeschlossen, ja, man kann es sogar als ziemlich gewiß voraussagen, daß die Zeit bald kommen wird, in der die künstlerischen Neujahrskarten der letzten 35—40 Jahre mindestens ebenso geschätzt und deshalb auch mit dem gleichen Eifer gesammelt werden, wie schon seit langer Zeit die Exlibris. Hat doch in diesen köstlichen Blättern eine solche Überfülle der besten ernsten und humoristischen künstlerischen Einfälle der letzten Jahrzehnte eine präzise graphische Formulierung gefunden, daß es vollkommen unverständlich und auch unverzeihlich wäre, wenn man sie dauernd unbeachtet ließe. Nun: das wird gewiß nicht geschehen. Nur muß, wie es scheint, erst ein Platz gefunden werden, an dem sie in das große Gesamtgebiet der Kunst eingereiht werden können. Und das dauert manchmal etwas lange bei der offiziellen Wissenschaft.

Farbige Lithographie. Von Ottohans Beier, München

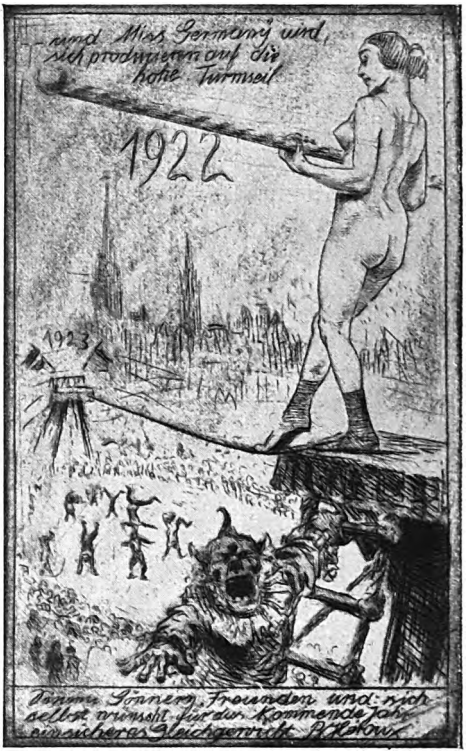


Radierung. Von F. Dornbusch, Nordhausen

Die Zahl der Künstler, die Neujahrskarten für sich selbst oder auf Bestellung anfertigen, ist heute ziemlich groß; denn der Brauch ist allmählich ins Breite gegangen. Doch finden sich, von einigen Ausnahmen abgesehen, nur wenige von jenen Künstlern darunter, deren Namen überall genannt werden. Das ist ganz ähnlich wie beim Exlibris und hat seinen Grund wohl darin, daß die Führer und Pfadfinder in den Revieren der Kunst meist keine Zeit haben, sich mit kleinen Dingen zu beschäftigen, die, wenn sie richtig gemacht werden sollen, kaum weniger Mühe und Sorgfalt beanspruchen als die großen. Wirklich Gutes und Mustergültiges leisten auf dem Gebiete des Exlibris

Digitized by Google

und der Gelegenheitsgraphik, also auch der Neujahrskarte, nur Künstler, die sich ganz darauf einstellen oder wenigstens regelmäßig solche Aufgaben lösen. Und im allgemeinen sind es, wie wir schon gehört haben, fast stets die gleichen Künstler, denen wir die besten Exlibris und die originellsten Neujahrskarten danken. Doch gibt es da einige Ausnahmen. Max Klinger z. B. hat etwa 50 Exlibris gestochen oder radiert, die in ihrer Gesamtheit das Bedeutendste darstellen, was jemals in Deutschland auf diesem Gebiete entstanden ist. Auch die Exlibris Otto Greiners gehören, trotz ihrer geringen Zahl, zu den künstlerisch wertvollsten, klassischen Repräsentanten der Gattung. Dagegen ist von diesen beiden Großmeistern der Graphik keine einzige Neujahrskarte bekanntgeworden. Auch von Orlik und Vogeler, die lange Reihen glänzender Exlibris geschaffen haben, gibt es nur zwei oder drei Neujahrskarten, die obendrein nicht einmal zu den besten Blättern ihres graphischen Werkes gehören. Ganz anders liegt der Fall bei Welti und Schiestl. Von Welti gibt es nur vier Exlibris, wohl aber eine Reihe radierter Neujahrskarten, die so recht eigentlich die Schrittmacher der modernen künstlerischen Neujahrskarte geworden



Radierung
Von Prof. Bruno Héroux, Leipzig

Radierung von Ernst Heigenmooser, München

sind. Freilich haben bis jetzt nur ganz wenige die leichte, geist-, gemüt- und humorvolle Art der graphischen Niederschrift solcher Gelegenheitseinfälle wieder erreicht, in der Welti Meister gewesen ist. Auch Schiestl hat nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl Exlibris gezeichnet und radiert, dafür sind seine zahlreichen radierten Neujahrskarten wahrhafte graphische Kostbarkeiten, und sie sind, zusammen mit den verwandten Arbeiten Weltis, für das kleine Sondergebiet der künstlerischen Neujahrskarte dasselbe, was die Blätter Klingers und Greiners für das Exlibris sind: die klassischen Musterbeispiele der Gattung.

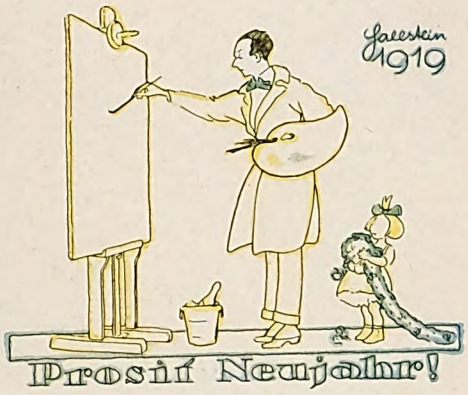
Zu jenen modernen Graphikern, die auf beiden Gebieten ein stattliches Werk vorweisen können, gehört, in vorderster Reihe, der Leipziger Graphiker Bruno Héroux. Seit etwa zwanzig Jahren versendet er zu jedem Jahreswechsel an seine „Gönner und

Digitized by Google

Freunde", wie die stets gleichlautende Widmung heißt, eine radierte Wunschkarte. Früher haben Vater Chronos oder ein Kind als Symbol des neuen Jahres, manchmal auch beide vereint, eine wichtige Rolle auf

Handkolorierter Holzschnitt
von F. Georg Tobler, München

diesen Blättern gespielt. Später, vor allem im Krieg, sind seine Neujahrskarten zu furchtbaren Anklagen oder zu Dokumenten stummen Schmerzes geworden. Und auch heute noch zittert die Erregung der Zeit in ihnen nach, oder es wird zu aktuellen politischen Fragen kritisch Stellung genommen. Für letzteres ist die witzige Karte von 1922, eine der originellsten, die Héroux geschaffen, ein hübsches Beispiel. Jedenfalls läßt sich die heikle Lage, in der sich Deutschland damals befand (und wohl auch heute noch befindet), kaum drastischer illustrieren als durch diese nackte Turmseilkünstlerin, die uns als „Miß Germany" vorgestellt wird. Und beachtenswert ist auch, wie diese Darstellung, die ja eigentlich an sich keinen Wunsch oder ein darauf bezügliches Symbol enthält, zu einer Wunschkarte gemacht wird: durch die Dedikation nämlich, in der Héroux den



Farbendruck. Von Willy Hallstein

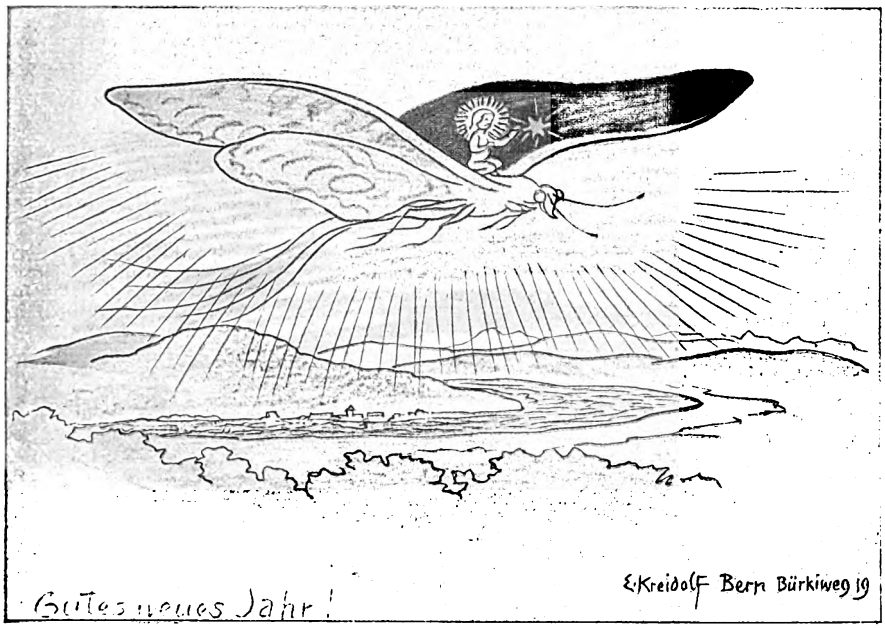
Empfängern ein sicheres Gleichgewicht wünscht.

Ein beträchtlicher Teil der Künstler, die Neujahrskarten schaffen, sieht, gleich Welti, Schiestl und Héroux, mit Recht seine Aufgabe darin, in möglichst origineller und graphisch fesselnder Form irgend etwas zu sagen, was sich sinnvoll auf das kommende Jahr bezieht. Das kann mit der Miene des Tragikers oder des Spaßmachers geschehen. Die Hauptsache ist immer die Eigenart des Einfalls. Da ist z. B. der Münchner Graphiker Karl Ritter,

Handkolorierter Holzschnitt von Ludwig Enders, Offenbach a. M.

Digitized by Google

Digitized by Google



Handkolorierte Lithographie. Von Ernst Kreidolf, Bern

und dem Neujahrskind über die Lande fliegen und überallhin, wo empfängliche Herzen sind, Glück bringen. Alfred Soder in Basel aber, der seit vielen Jahren reizende, radierte Neujahrskärtchen verschickt, macht meistens, wie auch in einem Teil seiner zahlreichen Exlibris, ein nacktes Kind zum Träger der Idee. Auf der Karte für 1924 gilt die bange Sorge des Puttos einem noch sehr kümmerlich aussehenden Pflänzchen (dem neuen Jahr), das bestimmt Dornen, aber hoffentlich auch Blüten tragen wird, wenn es nur fleißig mit Friedenswasser begossen wird. Also auch hier, aus der Werkstatt des Idyllikers und Romantikers, der Blick ins Weite, Zukünftige und, wenn auch etwas zaghaft, ins Politische! Zeichen der Zeit!

Daß sich auch der moderne Stil gut für Neujahrskarten eignet — woran wohl kaum jemand, der die hohe dekorative Eignung dieses Stiles erkannt hat, gezweifelt haben wird —, beweisen u. a. die Blätter von Karl Michel (Berlin), der eine expressionistische

Holzschnitt. Von Hans Pape, München

Digitized by Google

Farbige Lithographie
Von Viktor Eichler, Wien

Variante des uralten Neujahrskindmotivs gibt, und Ludwig Enders in Aschaffenburg, der ein leicht verständliches Glückssymbol wie ein Tapetenmuster ganz dekorativ behandelt. Hier zeigt es sich auch, welcher Wirkungen der Holzschnitt fähig ist, der sich seit einiger Zeit steigender Beliebtheit bei Lösung gebrauchsgraphischer Aufgaben erfreut, wie er ja auch schon im 15. Jahrhundert, damals neben dem Kupferstich, für solche Zwecke in erster Linie in Frage kam. Und man liebt es, wie damals, wenigstens eine Anzahl Drucke für die besten Freunde mit der Hand zu kolorieren. Rein dekorativ ist der Schnitt von Georg Tobler in München, der, wie Enders, die frühen Schnitte sich zum Muster nahm, aber etwas Neues und relativ Selbständiges daraus machte.

Hans Hirt (München) schneidet mit drolligem, derbem Realismus ein Dachauer Trio ins Holz (die Szene weckt die Erinnerung an den alten Münchner Brauch des Neujahrsanblasens). Hans Pape, ebenfalls Münchner, ein starkes, graphisches Talent, das nur leider ganz dem extremen Expressionismus zu verfallen scheint, bringt ein Motiv mit leisen politischen Anklängen. Im Altmünchner Stil aus der Seidlzeit ist das lustig-bunte, an Bauernkunst erinnernde Blatt von Franz Ringer (München) gehalten. Das amüsanteste, originellste und inhaltlich reichste der hier abgebildeten Holzschnittblätter aber ist die Karte von Eduard Ege (München), auf der die Mitternachtsstunde der Neujahrsnacht mit allen ihren an Komik reichen Situationen und Möglichkeiten zu einem köstlichen graphischen Symbol ausgestaltet ist. Blätter von solcher Fülle, Ursprünglichkeit und Schlagkraft sind freilich nicht die Regel, aber doch auch nicht so selten, daß wir in ihnen nicht den Typus der echten und passendsten Künstler-Neujahrswunschkarte zu sehen berechtigt wären. Und man hofft deshalb gerne, daß der Brauch, solche Karten zu verschicken, noch recht lange in Übung bleibe und daß jedes kommende Neujahr den Schatz an solchen Karten, den unsere Sammler (und öffentlichen Sammlungen) bewahren, um zahlreiche neue Stücke von bleibendem Werte mehren möge!

Kolorierter Holzschnitt
Von Eduard Ege, München

Digitized by Google

Der gefangene Kranich

Wär' nicht das strohgestopfte Loch
hoch an des Dachgestänges Saum,
Der Kranich dächte immer noch,
Es narrte ihn ein böser Traum.

Vom Turm die schwere Quader traf
Urplötzlich nieder auf das Haus.
Weckt' ihn die Gans nicht aus dem Schlaf,
So war es aus.

Und drum — so sahn sie's alle an
Im Vogelhaus und schwankten nicht —
Denn dankbar, sprach der Goldfasan
Zum Perlhuhn, dankbarsein ist Pflicht. —

Und drum — wenn diese Nacht verstrich,
Ein Mondschein noch, ein Morgengrau,
Dann war die Brave sicherlich
Des Kranichs Frau.

Sie hatten alle einen Ton
So liebevoll und so vertraut,
Sogar die Enten strahlten schon
Ihn als Verwandte an der Braut.

Er dachte: wie das schmatzend frißt,
Daß aus dem Schnabel hängt der Stiel!
Und dann die Beine! Hell'ger Christ!
Die Beine, nein, das ist zuviel!

II.

Es hebt sich in der Luft Opal,
Im mattbewegten Windeshauch
Von überall, wie Opfermahl
Auf der Kartoffelfeuer Rauch.

In Gold und Rot verhüllen sich
Die sonst in grünem Kleide stehn,
Das ist die Zeit, da füllen sich
Die Straßen, die am Himmel gehn.

In solcher Nacht fuhr ganz verstört
Der Kranich aus dem Schlaf empor,
Er hatte einen Klang gehört,
Sein Blut gefror.

Ein Stimmgewirr hoch überm Dach,
Ein Rufen, lockend, tief und schwer,
Ein Flügelrauschen hundertfach,
Ein Kranichheer! Ein Kranichheer!

Sie kamen durch die laue Nacht,
Ein Schrei, ein Sprung, ein Flügelstoß
Zur Decke, mit Verzweiflungsmacht
Am Dach den Strohpfropf stieß er los.

Er schrie empor, sie hörten gut,
Sie kamen an, sie hielten ein,
Wie Rausch erwachte ihm im Blut
Die Seligkeit: mit ihnen sein.

Durch jede Faser in ihm lief
Ein Glücksgefühl wie toll und blind,
Er tauchte seine Schwingen tief
Aufatmend in den Morgenwind.

Er dachte, wie sein Vater stand
Im Weidenbruch für sich allein
Und endlos übers Wiesenland
Hinging des Abends goldner Schein.

Es lag vor ihm als seinem Herrn,
In Schweigen da, wie's Gott erschuf,
Ein Sensendengeln kam von fern,
Ein Kinderschrei, ein Krähenruf.

Er dacht', wie vor dem großen Heer
Der andern stets sein Vater zog
Und keiner noch so stolz wie er
Die Pyramiden überflog.

Und morgen, Kunde dumpf und irr —
Er stand am Gitter, reglos, stumm,
Vor ihm ein blechern Trinkgeschirr,
Mit seinem Schnabel stieß er's um.

*

Nun gibt es durch des Himmels Huld
Im Jahre eine Feierzeit,
Der Dreschmaschine Ungeduld
Durchbrummt das Land da weit und breit.

Levin Ludwig Schücking

Digitized by Google

Alles oder nichts

Novelle von Martin Richard Möbius

In Constanza war er ihr das erstemal begegnet, als er zu Direktor Adrian in den Viktoriasalon ging, um sich vorzustellen. Er kam am Übungsraum der Artisten vorbei, die Türe stand weit offen, da sah er sie im Spiegel. Ihr kurzes Haar war so blond, daß er unwillkürlich zweifelte. Er blieb stehen und betrachtete ihre Gestalt so rücksichtslos, daß sie es bemerkte. Ihr Blick traf ihn im Spiegel, sekundenlang hielt er ihn aus, dann pfiff er leise durch die Zähne, trat ein. Die drei jungen Leute am Trapez arbeiteten ruhig weiter, warfen sich Kommandos zu, der Clown ließ ohne Unterbrechung den Teller auf der Stockspitze rotieren. Die Blonde stand am Spiegel, ihr Blick hob sich, suchte den seinigen, fand ihn und ließ ihn nicht los. Er fühlte sich getroffen; voll beinahe schmerzhafter Spannung trat er auf sie zu und sagte schnell seinen Namen. Tacke Titanescu. Ob er der neue Parterreakrobat sei, fragte sie mit einer aufreizenden hellen Stimme, die Dunkelstes in ihm erregte. Ja, der wäre er, und sie? Dansy, die Tänzerin. Er wollte den Direktor sprechen. Sie ging mit ihm den Gang hinunter. Beklommen fragte er nach dem und jenem, nur um sie zu hören. So oft es ging, sah er ihr ins Gesicht. Er mußte sich jedesmal herunterneigen, denn er war um die Hälfte länger als sie. In dieser Bewegung erriet sie Unterwürfigkeit, sie witterte den Mann, der bereit war, ihr besinnungslos zu dienen. Sie reizte ihn mit einem Zug um den Mund, mit einer Bewegung ihrer Schulter, ihrer Hüfte. Als sie in das Zimmer des Direktors kamen, fühlte er sich bereits ausgeliefert, preisgegeben und verpflichtet.

Am selben Tage fand die erste Probe statt. Es dunkelte schon, im Übungsraum brannten die Lampen, nackte Glühbirnen an langen Drahtseilen. Drückende Stille steigerte die Erregung Tacke Titanescus, er ging fiebernd quer durch den Raum, strich immer wieder den Trikot glatt, trat in das große Lederkissen am Boden, trommelte auf den Rand der Blechwanne. Die Zeit verging verzweifelnd langsam. Endlich kam Dansy. Der lange, graue Garderobemantel flatterte wie eine Fahne um ihre schmalen Beine. Sie warf ihn in die Ecke, stand da im silbergrauen Trikot. Sekundenlang betrachtete sie sich im tiefen, schwarzen Glanz des Spiegels, warf das blonde Haar zurück und lachte. Er riß alles an sich, was er sah, ihre langen, graden Schenkel, ihren schlanken Körper, ihre Arme, ihre Schultern. Sein Auge enthüllte; sie sah es, fühlte seinen Blick im Nacken, auf der Brust. Sie lachte und sprang in die Blechwanne. Es kam darauf an, daß der Athlet eine Glaskugel auf den Rücken nahm, worin sie tanzte. Das sollte die große Nummer des Programms werden. Dansy machte einige Sprünge in der Halbkugel aus Blech, die den Proben dienen sollte. Das Metall dröhnte beim Anprall ihrer Füße wie ein Gong. Die Halbkugel schwankte, begann zu rotieren. Er hielt sie an, sah hingerissen auf ihre Beine, die wie Trommelschlegel durcheinanderwirbelten. Atemlos sprang sie dann heraus, sank auf das Kissen. Er war sprachlos vor Erregung, starrte sie an.

Der Kapellmeister trat ein, drei Diener folgten. Wie auf Verabredung kniete der Athlet in das Lederkissen, zog das linke Bein wieder hoch, stemmte den Fuß eine Handbreit vor das rechte Knie. Die Arme hoben sich gebeugt. Wie zwei Baumwurzeln sprangen die Nackenmuskeln hervor, die Schenkel strammten sich, die Arme. Der Anblick dieser mächtigen, geschmeidigen Muskulatur machte Dansy schweigsam, ihr Blick verdunkelte sich. Die Diener hoben die Halbkugel auf den Rücken des Knienden. Er faßte die eisernen Griffe, zog die Rundung in die Gruben der Rückenmuskulatur. Dansy wurde hineingehoben. Er spürte sie kaum, es war, als ob ein Vögelchen sich niederließe. Sein Blut mäßigte sich, er dachte nur an seine Aufgabe, stierte ohne Blick vor sich hin und fing die Schwankungen der Kugel mit zusammengebissenen Zähnen in den Händen auf. Der Kapellmeister intonierte einen Marsch. Im Vierviertelteltakt fielen die Füße der Tänzerin auf das Blech. Die Arme drohten ihm zu reißen. Die Halbkugel schwankte. Er hielt sie mit der Entschlossenheit eines Verzweifelten. Die Schwankungen wurden heftiger. Plötzlich war ihm, sie bohre sich spitz in seinen Rücken. Nochmals, da schrie er auf. Die Diener stürzten heran, einer hob Dansy heraus, setzte sie vorsichtig auf die Erde. Die Halbkugel wurde weggetragen. Der Athlet kroch wie ein wundes Tier in sich zusammen, stöhnte. Dansy trat vor ihn hin, sah ihn an mit weitoffenen Pupillen. Er holte keuchend Atem, wagte sie nicht anzusehen, fühlte aber ihren drängenden Blick, richtete sich auf, nahm wieder

Digitized by Google

Stellung. Sie spürte ihre Macht, zog ihn an allen Fasern, gab ihm den Mut der Erregung. Entflammt griff er wieder nach der Blechkugel, ließ sie sich auf den Rücken setzen. Der Deutschmeistermarsch rauschte heran. Dansy tanzte. Sechs Minuten hielt er die Kugel, während sie ihm das Äußerste zumutete. Sie wollte wissen, wie lange er es ertragen könnte. Wenn kein Verlaß auf seine Kräfte war, hätte sie sich geweigert, auf der Bühne in der Glaskugel zu tanzen. Er wußte, daß sie ihn erprobte, das waren die Minuten, die über alles entschieden. Er schonte sich nicht, besinnungslos krampfte er die Hände um die Eisengriffe und gab nicht nach, bis Dansy selbst das Zeichen gab. Dann fiel er wie gefällt in das Lederkissen und schloß die Augen. Erst als er massiert wurde, besann er sich. Dansy war schon weggegangen. Er blieb im Zweifel, ob er die Probe bestanden hatte.

Zweimal am Tage wurde geprobt. Über der Anstrengung wuchsen seine Kräfte. Die Aufgabe entflammte ihn. Von Dansys Reizen getroffen fühlte er sich jedem Anspruch an seine Körperkräfte gewachsen. Bis der Tanz in der Glaskugel auf das Programm kam, arbeitete er jeden Abend als Parterreakrobat, zeigte sich behängt mit ungeheueren Gewichten. Er spielte mit dem größten eisernen Jongliergerät. Es gehörten Kräfte dazu, weiter nichts. Die eigne Kraft imponierte ihm, sonst gab es nichts, weswegen er sich hätte bewundern können. Er war nicht gerade dumm zu nennen, aber er begriff schwer und unvollständig. Wenn er dachte, wiederholte er immer dieselben Gedanken. Er weitete sich dabei nicht aus, sein Gehirn blieb eng und ohne Horizont. Bruchstücke von Gedachtem lagen ordnungslos herum. Seine Energie zielte nicht auf Ordnung oder Zusammenhang des Denkens, er lebte nur seiner Körperkraft zuliebe, sorgte für deren Erhaltung und Steigerung. Dansy stellte fest, er wäre ebenso stark wie phantasielos. Die Dürftigkeit seines Lebens erschreckte sie. Sie hatte mehr erwartet, ihre Phantasie kannte Ausschweifungen. Eines Abends, als sie ihm eine Stunde lang im Café gegenübergesessen war, brachte sein Stumpfsinn sie auf. Sie ließ ihn merken, sie war enttäuscht. Das peitschte ihn auf. Sein Auge wurde heißer, warf brennende Blicke in die Helligkeit ihres Gesichts. Ihre Pupille senkte sich. Er verschwendete den ganzen Vorrat möglicher Redewendungen, versuchte krampfhaft lachend und gestikulierend eine Unterhaltung. Schweigend saß sie ihm gegenüber, ohne mit dem Mund zu zucken. Sie maß ihn kalt, durchdrang ihn bis aufs letzte. Sah zuunterst die wilde Grimasse der Begierde, sonst nichts. Er vermochte nichts über sie, obgleich er sich wie berauscht an sie schmiegte. Sie blieb kalt, unbewegt, mischte sich unter die anderen Artisten, lebte auf, lachte, ließ ihn allein. Er ertrug es nicht, ging schweigend weg.

Kam sie am nächsten Tag, von der Nacht verwandelt, vergaß er den Abend. Es würde ihm noch gelingen, sie zu sich zu zwingen, dachte er. Man mußte Geduld haben. Indessen spielte sie mit ihm, reizte ihn aus seiner Schwerfälligkeit zu Kühnheiten, um seine Art zu erkennen. Die Nähe ihres Körpers, kaum verhüllt vom knappsitzenden Trikot, erregte ihn bis zur Besinnungslosigkeit. Er ließ sie an seinem ausgestreckten Arm turnen, um ihre Hände, ihren Leib zu spüren. Der Geruch ihrer Wärme betäubte ihn beinahe, er atmete ihn dennoch gierig, ließ sich nichts von der angebotenen Schönheit entgehen. Ihr Instinkt verkettete sich mit dieser mächtigen, unverbrauchten Männlichkeit, die ihr Ziel erkannt hatte. Sie riskierte mehr, als ihre Klugheit zugestanden hätte, aber immer spielerisch, unbestimmt in der Absicht und daher ohne Verlaß. Er aber sah nur, was sie in die Wagschale warf, und ergriff es. Nicht eine Sekunde ließ er sie los, behielt sie ununterbrochen im Auge, beobachtete ihre Bewegungen, ihre Griffe und Äußerungen. Wenn er dann ermattet auf dem Lederkissen lag, blinzelte er noch durch die halbgeschlossenen Lider zum Spiegel hinüber, wo sie stand und die Arme puderte, das Haar ordnete. Erst als sie gegangen war, schloß er die Augen und überließ sich der Erschöpfung. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte er nicht gezögert, ihr bis zur Garderobe zu folgen. Vielleicht wäre es ihm einmal gelungen, auf diese Weise einzudringen. Er meinte, es könnte nicht sehr schwierig sein. Immer hörte er Stimmen, wenn er dort vorbeiging. Abends war Dansys Partnerin Joana regelmäßig in der Garderobe. Er kannte ihre sanfte, dunkle Stimme, die demütig bestimmend klang. Kannte die Stimme des Direktors, des Kapellmeisters. Aber es waren noch andre Stimmen da, flüsternde, schmeichelnde, verlogene und aufrichtige, die er nicht kannte. Es beunruhigte ihn. Er witterte Bewerber, die Dansy zu gefährlichen Vergleichen herausfordern mußten. Heimlich lauschte er, beobachtete und forschte. Er war von vornherein jedem feindlich gesinnt, der Dansy nähertrat. Geriet er zufällig in eine Gruppe, die sich beneidenswert erheitert mit ihr unterhielt, ging er wütend weiter. Er wußte, für derlei war er nicht geschaffen, da fehlte

Digitized by Google

ihm die Leichtigkeit, die Beschwingtheit der Gedanken. Ließ er sich auf ein Gespräch ein, wie sie abends hinter der Bühne regelmäßig in Gang kamen, war er schon nach fünf Minuten am Rande seiner Beredsamkeit. Ihm fiel nichts mehr ein, er lächelte ratlos und betreten vor sich hin, ärgerte sich, daß andere es verstanden, mit Dansy mühelos zu plaudern, und verkroch sich in einen Winkel. Wenn dann Dansy und Joana auftraten, tanzten und sangen, sah er die ganze Zeit durch ein Kulissenloch auf die Bühne. Rücksichtslos genoß er jede Entblößung, jeden Blick und reizte sich bis zum Äußersten. In Wirbeln seines Blutes stand er da und vergaß den Augenblick. Was störte es ihn, daß die andern auf ihn deuteten und sich belustigten, die andern gingen ihn nichts an und waren heimlich gegen ihn. Wie gern hätten sie ihm einmal mitgespielt, weil er so einfältig und täppisch war, aber seine Stärke hielt sie zurück. Sie kannten seinen Griff. Dieses Handgelenk würde nicht nur spielen.

Eines Tages traf die Glaskugel ein. Sie maß zwei und einen halben Meter im Durchmesser; oben war ein rundes Stück herausgeschnitten und als Deckel aufgesetzt. An den Seiten ragten zwei breite Glaswülste hervor, die das Festhalten ermöglichen sollten. Die Kugel wurde auf der Bühne in Gurte gehängt, die in den Kran im Schnürboden liefen. Der Direktor und ein Teil der Artisten waren vormittags versammelt, um der ersten Probe beizuwohnen. Tacke Titanescu richtete sich auf dem Lederkissen ein. Immer wieder korrigierte er die Stellung, bis er sich sicher fühlte. Ein Zeichen des Direktors, Motoren schnurrten, Ketten rasselten, die Glaskugel senkte sich vorsichtig herab. Die Gurte wurden schlaff, zwei Diener streiften sie herunter. Die Kugel lag fest auf dem Rücken des Athleten, sie rührte sich nicht. Wie Zangen umschlossen die Hände die Glasgriffe. Vom hohen Schnürboden herab, ganz in farbiges Licht getaucht, wurde Dansy an einem Drahtseil in die Glaskugel gesenkt. Der versilberte Trikot fing die Farben von drei Seiten, sie stand wie im Feuer eines Ofens und fühlte, wie schön sie war, sie lächelte und machte winkende Gebärden zu den Draußenstehenden. Man hätte denken können, sie wäre nackt, aber sie wirkte nicht wie entkleidet, so vollkommen war ihre Schönheit. Unter den vielen prüfenden Blicken spannte sich ihr Körper, der Blick senkte sich, suchte den weißen Taktstock des Kapellmeisters. Der Glasdeckel der Kugel setzte sich auf mit dem leisen, zagen Klang eines angestoßenen Weinglases. Der Taktstock hob sich, beschrieb eine weite Schleife. Dansy hob den rechten Fuß, betastete die Wandung, prüfte, hob den linken Fuß, der erste Schritt gelang. Der zweite folgte. Die Rundung der Kugel fiel nicht weg von ihr, sie glitt nicht ab. Das gab ihr Sicherheit. Den Taktstock im Auge behaltend begann sie sich zu drehen und zu wenden, ließ die Arme gerundet kreisen, schleuderte die Füße, bog die Beine, tanzte. Wie eine Flamme füllte sie die Kugel. Das Orchester spielte leise einen Marsch. Es war entsetzlich still, die Zuschauer standen geduckt, als müsse im nächsten Augenblick etwas auf sie herunterfausen. Der Athlet kauerte unbeweglich, wie eine Figur aus Bronze unter der erleuchteten Kugel. Sein Atem ging röchelnd; keuchend ertrug er die ungeheure Last. Nach drei Minuten schrie er plötzlich auf, sogleich sprangen Diener herzu, hielten die Kugel, bis die Gurte um die Griffe lagen. Pfeifend schwebte der Deckel hoch, ihm folgte Dansy, schlaff in den Schultergurten hängend, die Augen starr auf den Boden gerichtet. Da unten lag regungslos der Athlet. Zwei Gehilfen massierten ihm Rücken und Beine, das klatschende Geräusch der Hände erfüllte den Raum. Neugierig gespannt sahen alle auf den schlaffen Haufen Muskeln, der Direktor beugte sich geängstigt immer tiefer. Endlich bewegte der Athlet die Arme, griff sich wie in großem Schmerz nach den Schultern, stöhnte, zog die Beine an, richtete sich mühsam auf. Sein Blick war ganz erloschen. Der Direktor bestürmte ihn mit Fragen, er sah die große Nummer in Gefahr. Tacke Titanescu lächelte mit einem einfältigen Zug um den Mund, machte eine abwehrende Handbewegung: keine Sorge, es wird schon gehen. Er saß da und lächelte über seine Hilflosigkeit. Wie merkwürdig, daß es ihn schon nach zwei Minuten umgeworfen hatte! Fünf Minuten, das war das mindeste. Er würde es sechs, sieben Minuten aushalten, ja, das würde er bestimmt. Die Figur von Dansy schnitt sich aus dem Dunkel der Bühne. Sie kam im Mantel, forschend den Blick auf ihn gerichtet. Er lächelte: das nächste Mal! Sie zuckte die Achseln, mißtrauisch und enttäuscht. Er wiederholte: das nächste Mal! und spannte sich in diesem Glauben mächtig zu einer neuen Anstrengung.

Das nächste Mal trug er die Kugel fünf Minuten. Das Musikstück ging gerade zu Ende, als er am Rande seiner Kräfte war. Er ließ sich nichts merken, bis die Kugel in den Gurten hing. Der Direktor beglückwünschte ihn, die Artisten applaudierten. Dansy wurde umringt und gefeiert, er lag

Digitized by Google

auf dem Kissen, wurde massiert. Er blinzelte zu ihr hinüber, sah, wie die Ermattung sie erregte. Ihr Auge schien wie aufgebrochen, die Pupillen glichen Löchern. Ihr seidiges, blondes Haar hing in Strähnen in das Gesicht. Er hätte sie jetzt gern auf die Arme genommen und weit weggetragen. Vielleicht, daß sie sich gewehrt hätte. Er traute sich nicht zu, durch raschen Zugriff etwas zu erreichen. Befangenheit, Unbeholfenheit versagten ihm Erfolge des Augenblicks. Er verstand es nicht, sich anzubringen. Man kümmerte sich infolgedessen nicht um ihn. Das Publikum würde applaudieren, aber: wem galt der Applaus? Man würde ihn übersehen, jeder Blick würde Dansy suchen. Er war mit aller seiner Anstrengung, seinen Leistungen und Erfolgen wie eine ewige Niete, er kam nicht in Betracht. Und Dansy war das große Los, das jeden Abend gezogen wurde. Er sah sich um ihretwillen ausgebeutet, mißbraucht; er mußte stillhalten, damit sie triumphierte. Es war zuviel für seinen Stolz. Er wollte den Triumph mit ihr, Seite an Seite, Hand in Hand. Wie hätte er den angesehen, der ihm gesagt hätte, er solle sich vor Frauen hüten, vor blonden Mädchen, vor Dansy beispielsweise! Was hätte ihm geschehen können?! Die herrlichste von allen würde zuletzt doch nicht von ihm enttäuscht sein. Er war nur von abweichender Art, und was an Güte in ihm lag, würde schon noch den Weg nach außen finden. Unter den Kollegen war keiner, dem er nicht mißtraut hätte. Er witterte bereits Verrat, wenn jemand Dansy behilflich war. Das Verdächtigste war die Haltung des Direktors. Er zweifelte nicht, daß sich dieser zu allem entschließen könnte. Zwar, man war in keinem Kloster, aber er wollte nicht, daß andere sich die Freiheit nahmen, die ihm selber versagt war.

Nachher trafen sie sich im Restaurant des Theaters, um zu essen. Tacke Titanescu kam zu spät, man bemerkte ihn kaum. Dansy saß am Tischende zwischen dem Direktor und dem Kapellmeister, die sie unterhielten. Sie schien ermüdet, ihr Blick war matt und seltsam unbewegt. Die anderen hingen schläfrig am Tisch, bewegten kaum den Kopf, nickten nur und sahen gedankenlos vor sich hin. Tacke Titanescu grüßte ohne aufzusehen. Schweigend überließ er sich allen seinen trostlosen Gedanken. Zähes, Abgestandenes sackte sich in seinem Gehirn, er fühlte sich entsetzlich nüchtern. Es zuckte ihm im Handgelenk, er hätte die Faust auf den Tisch hauen, hätte auf die Schädel der Nächstsitzenden trommeln mögen, bis sie aufwachten und schrien. Schreien, das wäre das Richtige gewesen. Der Direktor ließ Sekt einschenken. Auf einmal zeigten die Augen schärferen Glanz. Die Lider hoben sich, die Lippen spannten sich. Dansy lachte plötzlich. Ihre Laune warf sich gegen die Öde und Leere des Augenblicks, durchsprang sie wie ein beherzter Soldat. Heiterkeit schlug sich um sie auf wie ein Sommergarten. Draußen wollte es eben Frühling werden. Tacke Titanescu hob ihr das Glas entgegen, sie nahm es kühl, mit dem Ausdruck der Überraschung auf, sah ihn aber an, bis das Glas wieder auf dem Tische stand. Er lächelte, fühlte, es gab verschwiegene Verbindlichkeiten, die hier nicht gezeigt wurden. Daß sie da waren, genügte. Er lauschte in die Gespräche, suchte nach einer Gelegenheit, etwas zu sagen, lachte, so oft sich der geringste Anlaß bot, kam aber zu keinem Wort. Eine Stunde verging so. Joana brach plötzlich auf, der Kapellmeister ging mit ihr. Andere folgten. Es blieben Dansy, der Direktor und Tacke Titanescu. Um keinen Preis wäre der Athlet jetzt schon gegangen. Er setzte sich neben Dansy und folgte achtsam den Worten des Direktors, der Dansy das Geheimnis ihrer Herkunft zu entreißen suchte. Er mutmaßte, sie wäre aus Lodz. Dansy lachte, und der Athlet schloß sich ihr an. Aus Lodz wären sehr viele Artisten, behauptete der Direktor. Tacke Titanescu riet, sie wäre aus Schweden oder Dänemark. Beide lachten, Dansy strich ihm begütigend mit der Hand über den Ärmel; es reizte ihn, ihre Hand zu fassen. Ehe er es sich versah, war sie wieder auf dem Tisch und ergriff das Glas. Sie trank es aus und sagte, ihre Heimat wäre die Bathorygasse in Gyulafehervar. Keiner von beiden wußte, wo der Ort lag. In Siebenbürgen, an der Maros. Also Ungarin? Ja, dem Vater nach, die Mutter war aus der Dobrudscha. Tacke Titanescu bezweifelte das nicht. Es gab seltsamere Dinge, zum Beispiel, daß er Unteroffizier in einem pommerschen Infanterieregiment gewesen war. Wegen Mißhandlung entlassen, hatte er sich einem Wanderzirkus angeschlossen. Das ging so eine Weile, bis ihm der erste Parterreakt gelang. Von da ab hatte er seine Spezialitäten gehabt. Der Direktor kannte erstaunlichere Fälle, er hatte Phantasie und sparte nicht, wenn er erzählte. Solche Verschwendung lag in den Berichten, womit er seine Karriere darlegte. Dansy war davon begeistert, der Athlet zog verächtlich die Mundwinkel herunter. Dansy gab nicht nach, wollte immer mehr wissen, und der Direktor verstrickte sich in unwahrscheinlichen Erfindungen, die den Athleten empörten. Je mehr sich Dansy begeisterte, um so entschie-

Digitized by Google

dener protestierte er gegen Einzelheiten. Mit schiefgezogenem Mund schrie er schließlich den Direktor an: Schwindel! Der bat ihn, das Wort zu wiederholen. Tacke Titanescu haute die Faust auf den Tisch, brüllte: Schwindel! Da lächelte Dansy, verschenkte ihr schönstes, lieblichstes Lächeln an den Direktor, der sich erheben wollte. Er blieb sitzen, knitterte verlegen eine Zigarette in der Hand und sah den Athleten nicht mehr an. Wut sank dem anderen ins Blut. Er stand auf, ging ohne Gruß hinaus. Krachend fiel die Tür ins Schloß.

Am nächsten Abend stand die neue Nummer, der Tanz in der Glaskugel, zum erstenmal auf dem Programm. Mit unheimlicher Ruhe kam der Athlet auf die Bühne, als stünde nichts auf dem Spiel. Der Direktor rannte in nutzloser Erregung hin und her, kommandierte überflüssig, kümmerte sich um Selbstverständliches, bis ihn Tacke Titanescu anbrüllte: Hinaus! Er ging, bleich bis in die Fingerspitzen. Wortlos kniete der Athlet in das Lederkissen, nahm die Kugel auf den Rücken und hielt sie bis zum Schluß des Tanzes. Das Haus dröhnte von Beifall. Dansy zeigte sich lächelnd an der Rampe, der Athlet lag hinter den Kulissen und wurde massiert. Der Beifall wollte kein Ende nehmen. Es war ein ungewöhnlicher Erfolg; der Direktor überschlug die Einnahmen, fand den Athleten trotz allem unentbehrlich, unterdrückte seinen Zorn. Er konnte ihn nicht wegschicken, mußte ein paar Grobheiten in Kauf nehmen, es rentierte sich. Das Geschäft war die Hauptsache. Für nächste Woche hatte er mit Ploesti abgeschlossen, für übernächste mit Bukarest. Er nahm sich vor, dem Athleten aus dem Weg zu gehen, ihn möglichst zu meiden. Mit geschickt gespielter Harmlosigkeit beglückwünschte er ihn vor aller Augen an der Bühnentüre, nannte ihn Meister und lächelte versöhnlich. Der Athlet zog den großen Wollmantel enger zusammen, nickte, ging wortlos weiter. Die Garderobe war leer. Es roch nach warmer Schminke und altem Lanolin. Er zog den Trikot aus, atmete tief, sah auf seine Beinmuskeln, fand ihre Bewegungen albern und sich selbst unsäglich ekelhaft. Die Ergebnislosigkeit seiner Anstrengungen wurde ihm einen Augenblick lang quälend deutlich. Es war umsonst, jede Tat versagte. Daß er die Aufgabe bestanden hatte, jeden folgenden Tag bestehen würde, dünkte ihn nutzlos. Am Ende seiner Gedanken stand immer wieder Dansy. Automatisch wusch er sich, zog die Kleider an. Auf dem Gang entstand Bewegung. Das Programm schien beendet zu sein. Ehe jemand die Garderobe erreichte, stand er draußen. In Dansys Garderobe war es still. Mit einem Ruck hielt er sich an, klopfte leise. Nach einer Weile: Herein! Sie saß im Frisiermantel vor dem dreiteiligen Spiegel, den Kohlestift in der Hand. Er sah, das eine Auge hatte schon den dunklen Strich am untern Lid. Gleich darauf entdeckte er einen Herrn, der lächelnd hinten in der Ecke saß, Er mißfiel ihm. Seine Kleidung war verdächtig elegant. Herr Alexander Titu. Aus Focsani. Schweigen entstand. Der Athlet verzichtete mit einer unbeschreiblich ablehnenden Gebärde auf den angebotenen Stuhl. Dansy musterte ihn mißtrauisch. Er umriß mit einem gierigen Blick ihre Gestalt, er hätte hinknien mögen. Aber er tat nichts dergleichen. Er sah zu, wie sie das andere Lid sorgfältig schattierte. Der Herr aus Focsani lächelte. Tacke Titanescu stand wie ein Denkmal hinter ihrem Sessel und sah auf ihr Bild im Spiegel. Sekundenlang tauchte sein Blick in den ihren; das genügte, ihm klarzumachen, daß er gehen müßte. Er hätte nicht sagen können, warum, aber er fühlte deutlich: sie will, daß ich gehe. Er verabschiedete sich ganz verwirrt. Draußen wäre er beinahe umgekehrt. Es reizte ihn, die beiden nochmals zu überraschen. Er verzichtete, ging planlos in die Stadt.

Fieberhaft bewegt vergingen die nächsten Tage. Die Truppe arbeitete in Ploesti. Jeden Abend gelang der Tanz in der Kugel. Tacke Titanescu gewöhnte die anderen daran, daß er für sich blieb. Er war hilfsbereit, wenn es darauf ankam, aber seine Schweigsamkeit verhinderte Beziehungen außerhalb der Arbeit. Niemand wußte, was er tagsüber trieb, wohin er sich nach der Vorstellung begab. Man hätte vergeblich versucht, sich in sein Geheimnis zu bohren. Daß er Dansy mit übertriebener Aufmerksamkeit und unverhüllten Blicken nachsah, kam nicht weiter in Betracht. Das verstand sich von selbst und war nichts Besonderes. Jeder kannte von sich aus diesen Blick und die traurige Bereitschaft, sich Dansy besinnungslos zu unterwerfen. Es schien undenkbar, daß einer auf den Wunsch verzichtete, sie zu besitzen. Ebenso unwahrscheinlich war, daß Dansy sich grundsätzlich versagte. Es gab Anhaltspunkte, die niemand bezweifelte. In Constanza war es jener Ölgrubenbesitzer aus Campina gewesen, der um ihretwillen ein Vermögen verschwendet hatte. Man wußte Bescheid. Nur Tacke Titanescu wußte nichts. Als er zum erstenmal bemerkte, daß sie in Ploesti nach der Vorstellung im Auto wegfuhr, warf es ihn beinahe um. Den nächsten Abend wartete er ebenfalls im Auto, raste

Digitized by Google

ihr nach. Es kam ein Landhaus vor der Stadt, mit großem, dunklem Park. Sie schloß das Gitter auf, tauchte in die Finsternis, verschwand. Der Kies knirschte. Es roch nach nassen Bäumen. Er blieb eine Ewigkeit im Dunkeln stehen, starrte auf ein helles Fenster. Dann fror ihn so, daß er umkehrte, zu Fuß zurückging. Er versprach sich, sie nicht zu fragen. Ihm schien, jetzt erst fühlte er, um was es ging. Niemals kam sie ihm so schön vor, wie am nächsten Tag. Wenn er sie berührte, überflammte ihn die Lust, daß er hätte schreien mögen. Er biß die Zähne aufeinander, bis es vorübergegangen war. Sie blieb kalt vor seinen eindringlichen Blicken, unterließ aber nicht, ihn gelegentlich herauszufordern, ihn spielerisch zu reizen. Wenn er sie dann bedrängte, wich sie lachend aus. Er war außer sich über ihre Kälte. Die Eifersucht riß ihn abends hin, ihr heimlich zu folgen. Er lernte ihre geheimen Wege kennen, entdeckte die Männer, die sie bestimmten. Es waren windige Figuren in seinen Augen, weich und verwöhnt, widerlich vor lauter Gepflegtheit und Liebenswürdigkeit. Er nährte einen tiefen, gefährlichen Haß gegen diese Klasse, die im Vorteil war. Aber noch verschonte er aus einem Rest von Hoffnung die unnachgiebige Geliebte.

Sie schenkte ihm nichts über das Unvermeidliche hinaus, das die Zusammenarbeit forderte. Aus vieler Erfahrung hütete sie sich vor der Entfesselung dieser unverbrauchten Kräfte, die herrschen wollten, unbedingt und ungeteilt. Sie wollte nicht beherrscht sein, vor allem nicht von einem Mann, hinter dessen Männlichkeit sich nichts weiter gezeigt hätte als Einstellung auf ungestörten Besitz. Es gab besseres als diese Abhängigkeit. Schnellerregte Männer machten sie mißtrauisch. Nicht, daß sie diese fernhielt, sie erprobte deren großartige Gefühle und während sie sich noch darin genoß, schraubte sie sie lächelnd schon zurück. Sie spielte, ihre Hingabe war ohne Verlaß. Aus ihrem Leben wurde ein aufreizendes, gefährliches Spiel. Der Einsatz war ihre Schönheit; sie wußte, wie hoch sie spielte, und nur, daß sie hoch spielte, gab dem Wagnis Reiz. Was ging sie dieser unbeholfene, engstirnige, phantasielose Athlet an?! Er würde sie erniedrigt, durch nichts als Begierde gedemütigt haben. Was wußte der ungelenke Riese von der spielerischen Lust, von der Schwärmerei der Sinne und der prickelnden Spannung der Nerven? Sie suchte den abenteuerlichen Schwung des Lebens, die Geste der Berauschtheit, der Hingerissenheit einer alles erfüllenden Stunde. Wer sich anbot und mehr versprach als die einfache Bewegung des Besitzergreifens, den erprobte sie, bis er abfiel und sich schaudernd in seinem Blute suchte. Lachend tanzte sie weiter und fragte nicht nach den Verdorbenen der letzten Stunde, nach den Verdammten mit der nutzlosen Sucht der aufgebrachten Sinne. Als der Mann im Parke vor der Stadt sie noch erwartete, triumphierte sie schon über das hohe Pathos eines verzweifelten Studenten, der sich aus allen Kräften seiner Jugend losgelassen hatte und weinend über ihr zusammengebrochen war. Niemals erreichte sie die Grenze, niemals erlag sie. Lächelnd ging sie weg, bereit zu Neuem.

In Bukarest traten sie im Theatrul Lyric auf. Jeden Abend warteten Begeisterte nach der Vorstellung im Restaurant auf Dansy. Sie kam und nahm mit hinreißender Anmut die Huldigungen entgegen. Ihr Tisch stand voller Blumen. Wie im Taumel verging die erste Stunde. Gegen Mitternacht verschwand sie regelmäßig. Man hätte nicht sagen können, wer sie entführte. Nur Tacke Titanescu wußte es. Er saß jedesmal gegenüber dem Portal in einem geschlossenen Wagen und wartete, bis sie kam. Blitzschnell faßte er die Gestalt des Mannes ins Auge. Er stellte fest, es war nicht immer derselbe. Er krampfte die Hände in den Taschen, befahl dem Kutscher, nachzufahren. Einmal war es ein Hotel in der Calea Vitoriei, ein andermal ein Haus neben dem Ministerium. Er stand auf der Straße, wartete, bis oben ein Zimmer hell wurde. Dann ging er in eine Bar ganz in der Nähe, setzte sich in eine Ecke, trank einen Shortdrink nach dem anderen, rauchte, sah düster vor sich hin. Betrachtete seine mächtigen, breiten Hände, ließ die Finger spielen, ballte sie zur Faust, daß die Knöchel sich verfärbten. Wie eine Zange ließ er die rechte Hand auf- und zugehen. Die Knochen knackten, er hörte es mit Genugtuung. Was um ihn vorging, beachtete er nicht. Er war ganz mit sich beschäftigt, mit dem einen wollüstigen Gedanken, den er immer wiederholte und mit dem Zugreifen der rechten Hand begleitete: alles oder nichts! Um zwei Uhr ging er wieder vor das Haus, sah, das Zimmer war noch hell. Auf der gegenüberliegenden Seite setzte er sich auf die Stufen eines Hauseingangs und wartete. Wartete und sah nach dem Fenster hinauf. Es war kalt, er bemerkte es nicht. In tiefer Erregung starrte er auf das Fenster, endlich erlosch das Licht. Sein Herz drohte sich zu überschlagen. Nach einer Weile kreischte ein Schlüssel. Dansy trat aus dem Haus, gefolgt von einem Herrn, der den Arm auf ihre Schulter legte. Sie gingen schnell die Straße hinunter. Tacke Titanescu folgte

Digitized by Google

in einiger Entfernung. An der Ecke sprangen sie in einen Wagen. Der Athlet rannte ein Stück, hielt sich dann an. Es war vergeblich, der Vorsprung war zu groß. Bis er einen Wagen gehabt hätte, wären sie seinem Blick entschwunden gewesen. Er ging so schnell als möglich in der Richtung auf Dansys Wohnung, ohne bestimmt die Absicht zu haben, dorthin zu kommen. Es überraschte ihn, vom Garten aus ein Fenster ihres Hauses noch erhellt zu sehen. Er überlegte nicht, stieg einfach über den Zaun, drängte sich durch das Gebüsch, erreichte die Stelle unter dem Fenster. Beide Hände auf das Gesims gelegt zog er sich hinauf. Sekundenlang sah er durch den Spalt der Vorhänge. Was er sah, genügte. Wie ein Sack fiel er auf die Erde. Einen Augenblick zuckte die Hand. Einen Augenblick versagte wie gelähmt sein Fuß, dann ging er weg. Diese Nacht entschied er sich.

Am nächsten Abend ging er vor Beginn der Vorstellung in ihre Garderobe. Ein atemraubender Dunst von Blumen und Parfüms machte ihn beinahe schwindlig. Ekel würgte ihn, während er ruckweise sprach. Sie sah ihn von der Seite an, ihr Blick zerlegte, prüfte. Innerlich voll ungeheurer Spannung, äußerlich glatt und unbekümmert, stellte er seit Tagen ausgedachte Fragen. Sie antwortete nicht, sah schweigend auf ihren wippenden Fuß in schwarzem Lackleder, rückte die Schnalle zurecht, glättete den Strumpf. Heißer und unbarmherziger sprach er auf sie ein. Er bedrängte sie lange, suchte sie unaufhörlich zu reizen. Sie blieb gleichgültig und unbewegt. Ihre Kälte brachte ihn auf. Es gelang ihr, ihm das Vergebliche seiner Bemühungen klarzumachen. Sie urteilte grausam, schätzte ihn peinlich ab, zeigte ihm den Mittelpunkt seiner Wünsche, die sie nicht teilte. Ingrimmig und versessen warb er weiter, verschwendete sich hemmungslos und weinte, weil sie trotzte. Sie sah, er war schon allzusehr verstrickt, sie gab ihn völlig auf. Unbeteiligt blickte sie sich im Spiegel an und richtete sich nicht nach seinen Worten, bis er wütend auf sie zutrat, ihre Schultern ergriff und sich in ihr Gesicht neigte. Da hoben sich ihre Lider, die Pupillen wurden weit und ein Blick von durchdringender Strenge traf ihn so, daß er sie losließ und verlegen beiseitetrat. Kein Wort kam mehr aus seinem Mund. Kein Blick wagte sich zu ihr. Eine Weile blieb er noch an der Türe stehen, dann ging er schnell hinaus. Es war genug.

Er stand am Rande seiner Kraft. Alles schrie nach einem Ende. Es sollte ein Ende haben, heute noch. Kein verwirrender Gedanke störte den Entschluß. Ohne Zögern ging er an die Arbeit. Ruhig wie sonst entkleidete er sich, zog den schwarzen Trikot an, puderte die Hände mit Kolophoniumstaub und prüfte den Bizeps. Vor dem Spiegel ordnete er sorgfältig den Scheitel, verbrauchte eine Unmenge Pomade, bürstete und glättete das Haar, bis es runden Glanz hatte. Sein Gesicht zeigte keine Veränderung. Er sah sich in die Augen, nur um den Mund spannte sich ein neuer Zug. Dann nahm er eine Zigarette, entzündete sie aufmerksam, rauchte langsam Zug um Zug. In der Pause ging er auf die Bühne, legte den Mantel ab, maß unauffällig den Abstand vom Kissen bis zur Rampe. Er schätzte ihn auf drei Schritt. Nachdenklich strich er sich nochmals mit den Händen über die Hüften, probte die Spannung von Armen und Beinen. Dansy kam herauf, nickte ihm zu und stieg in den Schnürboden. Der Athlet kniete in das Kissen, machte sich fertig. Die Laufketten rasselten in den eisernen Gehäusen. Die Kugel sank herab, er nahm sie achtsam in Empfang, ergriff die Handhaben und wartete. Dansy schlüpfte in die Kugel, klirrend setzte sich der Deckel auf. Das dreifarbige Licht der Scheinwerfer stürmte gegeneinander. Das Klingelzeichen kam, der Vorhang rauschte hoch. Tacke Titanescu hielt die Augen geöffnet, sah in das Orchester. Der Taktstock begann zu kreisen. Eine Minute, zwei Minuten. Ein Zittern ging durch den Leib des Athleten. Es schien, die Muskeln traten jetzt erst heraus. Der Nacken senkte sich. Die Kugel hob sich langsam, schwankte sekundenlang in gestreckten Armen und sauste dann in flachem Bogen über die Rampe ins Orchester. Ein Schrei von aber hundert Menschen spaltete die Stille. Dann kam ein Krachen, Klirren und Splittern, ein ungeheueres Getöse. Unten im Orchester, zwischen umgefallenen Pauken, lag Dansy hingestreckt in lauter Glassplittern. Eine Blutlache weitete sich schnell, die Aorta war zerrissen. Im Zuschauerraum erhob sich ein lärmender Tumult, auf der Bühne entstand eine Panik. Der Athlet stand stumpfsinnig oben an der Rampe, sah in das Orchester, während er sich ruhig fesseln ließ. Ohne Widerstand ging er mit den Polizeibeamten von der Bühne. Plötzlich, als stürze nun die Zeit nach, fiel mit verzweifelter Schnelligkeit der Vorhang.

Digitized by Google

Sepp Frank

Von Prof. Dr. E. W. Bredt

So bunt die künstlerische Welt von heute ist, so verschieden sind die Künstler, so ganz anders die Formen, die einer dicht neben dem andern heute schafft: der zeichnet rund und eckig, der andere melodisch und amelodisch, der liebt die Fläche, der andere Raum, Kubus, „Konstruktion“. Aber ist diese Buntheit nur Verwirrung und nicht auch Freude und Sicherheit? Muß alles erst dann Freude und Recht haben, wenn (wie wir heute so geschmacklos auch im Kunstleben sagen) alles auf einen gemeinsamen Nenner gebracht ist?

Wollen wir auch unsern Sepp Frank erst einmal richtig zu klassifizieren suchen, ehe wir uns in seiner ganz eigenartig fest umschlossenen Bilderwelt umsehen?

Wer möchte das nicht sehen, daß der wirklich nicht nach anderer Rezepten malt, mit anderer Maler Augen sieht, wer kann sich

Trutz. Gemälde. 1925

Digitized by Google

dem Eindruck entziehen, daß da wirklich hinter all den Gemälden und Radierungen und Glasmalereien einer steht, so fest, im Willen so klar, von Auge, so sicher im Handwerk, daß es der Mühe lohnen dürfte, sich näher mit ihm abzugeben, ihn mal zu fragen, woher er des Weges kam und wie er sein Werkzeug wählen müsse, um alles so herauszubringen, wie ihm das vorgeschwebt?

Elegie. Glasfenster. 1922

Wir wissen wohl alle, daß Sepp Frank der Graphiker Deutschlands ist, dessen Erfolge auf dem Kunstmarkt schier beispiellos genannt werden dürfen.

Und dieser ungeheure Erfolg knüpfte an eines seiner allerersten Blätter an. Das war vor elf Jahren — 1915. Da machte das Blatt „Der vom Kriege singt" Aufsehen. Aus mehr als einem Grunde: durch die Erfindung, die einfache zeichnerische Linienführung, das große Format, das für radierte Blätter ungewöhnlich war.

Vor allem aber schreckte schier die Gestalt des hünenhaften, hageren Kriegers, mit seiner Leier, deren dürftig zusammengehaltene Saiten aus blutigen Degen und Schwerterklingen improvisiert zu sein schienen. Die wenigsten wußten, daß der Erfinder dieses frösteln machenden Blattes kaum fünfundzwanzig Jahre alt und noch kaum in die Gilde der Künstler eingetreten war. — Was hatte er bis dahin erlebt und getan?

Joseph Frank wurde 1889 in Miesbach in Oberbayern als Sohn eines Arztes geboren, hat dann das Gymnasium durchgemacht, wie die meisten andern ohne besondere Freude. Es mußte eben absolviert werden. Und nach der Absolvierung war die Wahl der technischen Hochschule wiederum nicht inneres Verlangen. Eine Hochschule mußte besucht werden, und die besondere Begabung des jungen Mannes für Mathematik ließ ihn die technische Hochschule der Universität vorziehen. — Aber die Vorlesungen dort machten ihm wenig Vergnügen. Als er indes nach drei Semestern versuchen wollte, in der Akademie der bildenden Künste aufgenommen zu werden, hatte er bei der Prüfung, die Raupp, der alte Chiemseemaler vornahm, kein Glück. Er fiel durch.

Solche Durchfälle haben ja erwiesenermaßen nichts

Digitized by Google

Allegorie. Glasfenster. 1924

zu sagen, aber für unsern Künstler war er nicht gar so leicht zu nehmen. Die Familie wollte ihn doch auf einem sicheren Schulwege wissen, und das Geld war für ein freies künstlerisches Bummelleben nicht da.

Aber weshalb ging denn Sepp Frank überhaupt zur Malerei über? War er irgendwie berechtigt zu glauben, künstlerische Gaben zu besitzen?

Er hatte, wie ungezählte andere, schon als kleiner Bub mit Vorliebe gemalt und gezeichnet, hatte sehr vieles sauber und genau abgezeichnet, was er in illustrierten Blättern sah, so daß er sogar mit fünfzehn oder sechzehn Jahren den sehr kühnen Versuch wagen durfte, ein lebensgroßes Porträt irgendeines Verwandten wie ein ganz großes, wirkliches Wandbild zu malen. Und das Werk wurde angenommen und gelobt.

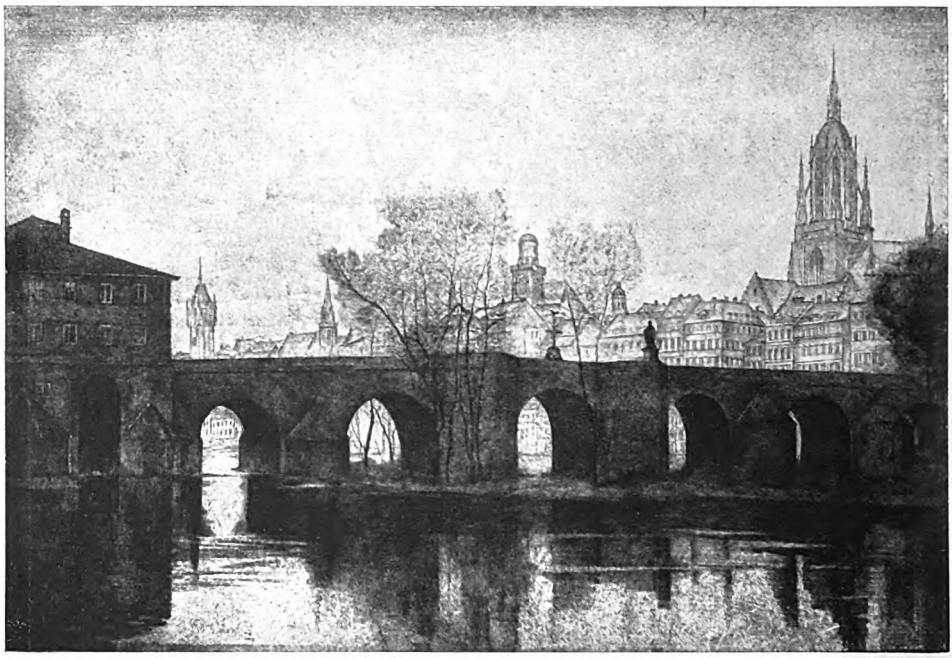
Ich habe es nicht gesehen und darf mit dem Künstler annehmen, daß es gewiß kein Kunstwerk war oder noch ist; aber es gab ihm Mut, weiter zu malen und zu zeichnen, wozu er Lust hatte, zumal er für diese sehr peinlich durchgeführte Handarbeit eine Summe bekam, die für eine schöne Rheinreise genügte. —

Doch wenn das Bild auch nichts weiter besagt, als daß Lust da war — jeder Fleiß, der uns Erfolg gebracht, trägt Früchte.

Und nach dem Fehlschlag auf der Akademie mag Frank an jene Fleißerrungenschaft gedacht haben. Er riß nach der unverhofften Negation seines Willens aus und wanderte nach Italien. Mit acht Mark in der Tasche kam er in Venedig an.

Fragt man den nicht gerade gesprächigen Bayern — der übrigens ein kreuzlustiger Gesellschafter sein kann — was er in Venedig besonders gern gesehen und genossen, weiß er nicht viel zu sagen. Er mußte ja sehen, durch allerlei Malereien sich das nötige Geld zu verschaffen — und doch, glaube ich, hat er von gewissen Künstlern und Gemälden Venedigs,

Digitized by Google



Alte Brücke in Frankfurt a. M. Radierung

mehr unbewußt vielleicht als bewußt, so starke Eindrücke empfangen, daß der mehrjährige Aufenthalt in der leuchtenden Lagunenstadt für ihn nicht umsonst gewesen ist.

Ein Jahr etwa vorm Krieg kam er nach Deutschland zurück und auch hier in München mußte er nun eifrig hinterhersein, durch irgendwelche Aufträge geringfügiger Art, für Verleger u. a. sich das nötige Geld zu verdienen. So entstanden allerlei Zierstücke und Illustrationen für Bücher, Prospekte usw. Aber Frank hat es nicht gemacht wie so viele andere im gleichen Falle, die in den Kupferstichkabinetten häufig zu Gaste sind, um von anderen Künstlern Einfälle und Vorlagen mehr oder weniger frei zu entlehnen. Er gehört überhaupt zu den Künstlern, die sich sehr wenig um das kümmern, was andere getan oder tun. Nur einen Meister hat er sich gründlich und gern angeschaut: Dürer. Die Klarheit der Linienführung zumal auf den Kupferstichen unseres größten Graphikers hat ihm am meisten imponiert; der ist er nachgegangen. Das ist unschwer auf den ersten Blättern Franks zu erkennen, z. B. auch auf einer seiner ersten Radierungen: „Die hohen Bäume". Diese macht auf mich den glücklichsten Eindruck. Die Bäume sind mit sicherer Hand und zeichnerisch klar durchgeführt, durch das freie und feine Naturgefühl aber hat der Künstler eine Studie zu persönlichem Naturbild gewandelt.

In den ersten Kriegsjahren entwickelte Frank eine erstaunliche Produktivität als Radierer, als Meister der kalten Nadel. Neben den Hauptblättern entstehen nach und nach ganze Mappen voll Exlibris. Diese, nicht immer vollgewichtig im Werke, geben doch schon Gelegenheit, etwas sehr Wesentliches von Franks Art und Geschmack kennen zu lernen.

Ich erwähne davon nur einige Blätter: Das für Theodor Mayr, mit dem riesenhaften Gerüst um ein Pferdegerippe, — das für Sigmund Feuchtwanger, mit einem Felsen, aus dessen Schluchten, Kaminen, Nadeln allmählich phantastische Hände tastend emporgreifen. Das für den Bauherrn Bernhard Borst, dessen Gestalt mit vorgestreckten willensstarken Fäusten. Verwandt unter sich sind die Exlibris für Dr. Fahrenhorst — in zwei Fassungen, das für Richard F. Ullner, sowie das für Izsó-Diamant. Sie bringen ein Lieblingsmotiv des Künstlers: Eine Welt riesenhafter Konstruktionen moderner Ingenieure, über die eine noch gewaltigere — fast wie Geist und Kraft wirkende — menschliche Gestalt herausragt.

Wer diese Blätter sieht, meint, sie müsse einer geschaffen haben, der selbst so etwas wie Ingenieur oder Architekt großen Maßstabes ist oder doch gern geworden wäre. Und doch ist es sicherlich nicht Franks schwache Herkunft von der technischen Hochschule, ist ganz offenbar unmittelbare Freude an der linear packenden Erscheinung gewaltiger Gerüstkonstruktionen, was den Künstler zu solchen Bildern des Lebens und der Phantasie gedrängt. —

Ich nenne noch aus dem großen Exlibriswerke unseres Künstlers das für Doris Alex-

Digitized by Google

andra Rebel — von dessen graphisch fein erwogener Gestaltung unsere Abbildung (S. 562) gute Vorstellung gibt, dann das für Olga de Greiff, dessen Motiv — ein steigendes Pferd — der Künstler später noch einmal

Kölner Dom mit Prozession. Radierung

in seinem hier gezeigten Gemälde (S. 558) aufgegriffen hat, endlich in bunter Reihe die Exlibris für W. Seidel, Architekt W. Funke, Ernst Eppner, August Freiherrn von Schorlemer-Lieser, Dr. Oskar Freiherrn von Lochner-Hüttenbach. Sie überragen nicht nur weit das freilich unerfreulich tief liegende Niveau der Exlibrisgraphik unserer und anderer Länder, sie sind vielmehr alle aus einem bestimmten künstlerischen Geiste geboren, haben alle das unverkennbare Kunstsignum von Sepp Franks eigenem Lineament, eigener Raumvorstellung, eigener Weltanschauung, mystischer Verschlossenheit. Gerade in diesen frühen Blättern herrscht die Lust am Linearen vor. Zum Bestreben so vieler anderer seiner Zeit ein wohl bewußter Gegensatz. Die wollten bildhaft wirken, tonflächig, er zeichnet stark, fest, sehnig.

Die Welt ist auch in diesen kleinen Blättern Franks denkbar groß. Der Boden,

Digitized by Google

auf dem seine Recken stehen, ist am liebsten unbegrenzt. Gar manche seiner Gestalten scheinen im All zu stehen und auszuschreiten ins Grenzenlose. Gibt er ihnen aber begrenzten Raum, so ist er größer, als wir im Alltag zu sehen gewohnt. In die Einzelheiten seiner gewaltigen Hallen und Terrassen verliert er sich zunächst nur selten. Große Bogenhallen, Böden, von glatten, kalten, bunten Fliesen belegt, dehnen sich weit in Tiefe und Breite. Dem Raumgroßen entsprechen seine Gestalten, die von Anfang an aus demselben Geschlechte von Hünen und Recken zu stammen scheinen.

Ich habe, nebenbei gesagt, die Beobachtung sehr häufig gemacht, daß der Künstler unbewußt gern seinen Gestalten etwas von der eigenen körperlichen Erscheinung gibt. Der Große liebt große Gestalten, der Zarte zarte, der Breite und Stämmige breitschulterige. Ich kenne sehr wohl Ausnahmen — man denke nur an den zarten, kleinen Cornelius und seine gewaltigen Götter und Helden — aber von Franks Äußerm kann man sich z. B. recht gut aus seinen Reckengestalten das richtige Bild entwerfen. Nur hat sein Gesicht mehr Weichheit und Fülle als das seiner Gestalten.

Noch ein Wesentliches im Bildschaffen Franks machen die ersten Blätter und Exlibris deutlich: Grade, stolz sind alle seine Gestalten, in denen das Weib nur eine sehr gelegentliche Rolle spielt. Und diese Gestalten hüllt er wenigstens anfänglich, aber auch heute noch am liebsten und mit großem Glück, in so weite und schwere Mäntel oder lose umschlungene, prächtige Stoffe ein, daß kaum mehr als Kopf, Hand und Fuß sichtbar bleiben. Der Körper ist nur gewichtige Masse. Sein Bewegungsspiel bleibt zunächst Nebensache. Aber die Haltung als Ganzes ist immer stark, schroff, alles andere als weich. Aller Ausdruck liegt in Gesicht und Hand. Tiefdurchfurcht sind die kantigen, nervigen Gesichter, deren Erregungen mehr verhärtet, als momentan und flüchtig sind.

Gespannt sind alle Nerven der Hände.

Wie kommt Sepp Frank zu dieser eigenen Physiognomie? Ganz gewiß ist sie nicht von irgendwelchen Zeitgenossen entlehnt, die sich doch lieber in den gemütlichen Erregungen des Lebens und der Gesellschaft ergingen. — Fällt uns nun doch vielleicht wieder ein, daß der Künstler in sehr empfänglichen Jahren der Jugend lange Zeit in den Galerien und Kirchen und edlen Staatsräumen der Dogen Venedigs umherschlen-

Steigendes Pferd. Gemälde. 1925

Digitized by Google

Begegnung. Gemälde. 1925

derte? Das war also wohl nicht umsonst. Und unbewußt schwärmt wohl zeitlebens der Künstler unserer Tage von den würdevollen Prozessionen der Staatsmänner, der Geistlichen und Gesandten Venedigs, wie sie an uns für alle Zeiten in den Gemälden Bellinis und Carpaccios oder Antonellos da Messina oder Tizians vorüberziehen.

Und wenn ich heute in Franks Atelier trete, ist mir's, als sähe ich wirklich die fabelhaft große „Klosterzelle" des heiligen Hieronymus oder das architektonisch so klare Schlafgemach der heiligen Ursula des Carpaccio in Venedig — obwohl gerade Frank durchaus nicht historisch eingerichtet, nur weil sein Raumgefühl so groß ist. Nachahmer, Nachmacher oder Nachempfinder ist nach meiner Überzeugung Sepp Frank in keinem seiner Werke. Das sehen wir jetzt am deutlichsten in seinen großen Illustrationswerken, die ihn etwa von 1919 bis 1924 beschäftigten und in denen der Künstler als Darsteller wie als Graphiker sich wiederum merkwürdig rasch weiterentwickelt hat.

Der Münchner Verleger Dr. J. Schröder machte meines Wissens 1919 den Anfang als Auftraggeber Franks für einen großen Zyklus von Radierungen für Goethes Balladen. Dann trat Dr. von Kaufmann, Berlin, an den Künstler heran, um ihn den „Ödipus" des Sophokles für einen Privatdruck mit Radierungen schmücken zu lassen.

Ganz eigen geht Frank in den doch schon so oft illustrierten Goetheschen Balladen vor! Sein einsamer „König von Thule" auf dem Thron, seine phantastischen Einfälle zum „Zauberlehrling", die zur „Braut von Korinth", in der er uns mit einer wundervoll innig-sinnlichen Zeichnung des Brautpaares überrascht, haben auf mich bleibenden Eindruck gemacht. Wer nur Franks Exlibris oder Wandblätter kennt, wird ihn hier von anderer, ich möchte sagen intimerer Seite kennenlernen. Im „Ödipus" sind wieder meist einzelne große Gestalten, deren Physiognomie er nur viel vertiefter gibt als sonst. — Frank hatte bisher vor den meisten anderen Illustratoren unserer Zeit das Glück voraus, sich seine Stoffe selbst wählen zu können, nicht einfach den Auftrag eines Verlegers ausführen zu müssen. —

Eine Dichtung, zu deren Illustration er sich am allermeisten berufen fühlen durfte, war Gobineaus „Savonarola" (1920). Hier ist der Künstler ganz in seinem Element, hier gibt er Räume, Wände, Gerüste um Statuen des Michelangelo, Staffeleien, Volksgruppen, Einzelgestalten immer von einer Größe

Digitized by Google

Rast auf der Flucht. Radierung. 1923

und Wucht und distanzierten Wirklichkeit, die ihm so leicht kein anderer nachmacht. (Eine Abbildung daraus am Schlusse dieses Aufsatzes.) Wie schade, daß solch glückliche Werke wegen ihrer kleinen und kostspieligen Auflage nur in ganz wenige Hände gelangen konnten. Das bedeutet für die allermeisten Armut, für den Künstler Verlust an sehr verdienter Popularität, und mit Freude höre ich, daß wenigstens der Verlag Dr. J. Schröder darangeht, von seinen kostbaren Illustrationswerken billigere Ausgaben herauszugeben.

Wieder im Verlag Schröder erschien 1921 eine große Faustausgabe von Sepp Frank. Unsere Abbildung daraus: das im tiefsten Schmerz zusammengesunkene Gretchen gibt Begriff von Franks kompositioneller Originalität und der einfachen Größe seiner technischen Gabe und Art. Im folgenden Jahre gab der Avalunverlag Byrons „Marino Faliero“ heraus, 1924 erschien von Frank Jacobsens „Pest in Bergamo“ bei Gurlitt in Berlin und im selben Jahre des Cervantes „Spanische Engländerin“. Leider kann auf die Illustrationen dieser Werke nur hingewiesen werden. Das geschieht aber nachdrücklich, denn alle werden vom Reichtum der Bilder, die in diesen Werken verborgen sind, überrascht sein. — Im Jahre 1922 machte

Digitized by Google

Pilgernde. Radierung. 1920

Frank seine erste Reise nach Spanien und gab dann bei Bruckmann in München acht große Radierungen als „Spanische Reise“ heraus. Der große Anklang dieser Folge führte bald zur Veröffentlichung von zwei anderen Zyklen größter Ansichtsblätter: Zwölf Blätter einer italienischen Reise und zehn Blätter aus Venedig. Franks Art ist es nicht, lang nach einer ganz ungewöhnlichen Stelle zu suchen, von der aus eine höchst überraschende, und ganz neue Ansicht zu gewinnen oder künstlich zu konstruieren wäre. Er verläßt sich auf die Kultur seiner Augen, seines ungeheuren Raumgefühls, seiner sicheren und sauberen Mache; er verzichtet aus dieser Sicherheit heraus auch auf etwa naheliegende Mittelchen des Interessantmachens durch Beigaben und Einfälle, und so entstehen dann Bilder von der großartigen Wirkung unserer gemalten „Ansicht von Segovia“.

Doch muß sehr dringend geraten werden, seine Blätter der „Italienischen Reise“, wo es nur möglich ist, in farbigen Drucken anzuschauen. Mit nur zwei Tonplatten hat Frank diesen schon an sich so klar und reif aufgefaßten Landschaften eine so geheimnisvoll schöne Farbigkeit gegeben, wie sie wohl dem Maler einmal gelingen mag, aber noch kaum einem anderen Graphiker mit so einfachen Mitteln gelungen ist. Leider war es damals nicht möglich, die ganze Auflage dieser „Italienischen Reise“ farbig erscheinen zu lassen.

Je mehr wir uns in Franks künstlerisches Schaffen vertiefen, um so mehr fesseln uns die diesem Künstler ganz besonders eigentümlichen Gaben. Er hat in sich eine erstaun-

Digitized by Google

Exlibris Rebel. Radierung

lich sichere Kultur für Form, Klarheit und Technik. Aber was schon mehr als einem begabten Maler verhängnisvoll geworden, ist für Franks Schaffen unzweifelhaftes Glück. Er gehört nicht zu denen, die sich von den immer neuen Problemen irgendwelcher künstlerischen Technik so beherrschen, so ablenken lassen, daß sie schließlich darüber die Hauptsache vergessen: das freie Schaffen und Gestalten. Höchst intelligent scheint er das Technische, das für dieses oder jenes Material in Frage kommt, in aller Ruhe sich klarzumachen, das Wesentliche daraus zu erfassen, um dann gleich beim ersten Versuch den richtigen Weg zu finden. Und er weiß offenbar immer ganz genau, wie weit er zu gehen hat, wie weit seine Kräfte für den ersten Weg taugen.

Das zeigt uns der Zeichner Frank, der zunächst nur das darstellt, was er beherrscht, das zeigt uns seine Entwicklung als Graphiker, die ohne viel Umwege und völlige Verfehlungen vom rein Linearen über Mischtechniken endlich zur höchsten Sparsamkeit, zur geistreichen Verwendung der jeweils ausdrucksfähigsten Reproduktionsart führt: Man vergleiche nur die Illustrationen zu „Faust" mit der Ansicht der Kölner Dom-Prozession, der alten Brücke in Frankfurt a. M., die Ruhe auf der Flucht auf technische Mittel. Das rein Lineare, das Tonige, Lichtwirkungen verschiedenster Art — alles wird von ihm immer einfacher, klarer, stärker erreicht, weil er, der äußerst Geschickte, doch der Virtuosität aus dem Wege geht.

Auf zwei anderen Gebieten sind seine Sicherheit und sein Glück zu verfolgen: dem der Glasmalerei und dem des Tafelbildes.

Vor zehn Jahren bekam Frank den ersten Auftrag für Glasfenster einer Gruft. Die Gestalten sollten lebensgroß werden. Eine ebenso neue wie schwierige Aufgabe für ihn. Nein, schwierig wäre für andere wohl die Aufgabe gar nicht gewesen. Denn das, was das Schwierige: die Malerei auf und aus Glas, das lassen ja auch heute noch die meisten Maler, die mit solchen Aufgaben ausnahmsweise betraut werden, einfach von einer der vielen und geschäftlich sehr tüchtigen Glasmalereianstalten ausführen. Sie glauben genug getan zu haben, wenn sie nur durch die Originalität ihrer Zeichnung oder Malerei etwas Gutes liefern. Anders geht Frank zuwege, der nicht mit der Lieferung des sogenannten Kartons, d. h. der groß ausgeführten Zeichnung, seine Aufgabe für erledigt ansieht. — Er geht zum Glasmaler selbst und schaut sich gründlich um, wie der zuwege geht. Und weil er Auge und Einsicht gründlich am Besten der Vorzeit für das Wesentliche geschult, macht er auch hier nicht nach, malt nicht wie das jahrhundertelang falsche Übung war, irgendein Gemälde dreidimensionaler Wirkung auf Glas, sondern sucht mit anderen Mitteln, aber auf seine Weise den Weg zur

Gretchen im Dom. Radierung aus dem Faust-Zyklus. 1921

Digitized by Google

großen ältesten Monumentalmalerei. Er will mit Glasgemälden nur flächenhaft wirken, will nur Linien und Flächen, will durch die Schönheit der Transparenz glühender Farben

Sucht der Künstler auch hier durch möglichste Leuchtkraft und Tiefe der Gläser zu wirken, so kommen ihm der angeborene dekorative Sinn, seine Vorliebe für mächtige Ge-

Werbung. Gemälde. 1925

den Raum nicht etwa perspektivisch erweitern, sondern farbig abschließen. Er stellt die Figuren also nicht eigentlich hintereinander, sondern nebeneinander. Die Bleifassungen, die die einzelnen Glasteile halten und umschließen, dienen der Flächenwirkung.

stalten in reihenartigen Gruppen sehr zugute. Wäre er ein bequemer Herr, so könnte er sehr leicht manche seiner in großen Formaten radierten Blätter in Glas übertragen. Tatsächlich sehe ich in ihm den gebornen Glasmaler. Aber da es ganz unmöglich ist, das

Digitized by Google

Johannes und Markus. Radierung. 1921

Digitized by Google

Spanischer Priester in Landschaft. Gemälde. 1918

Licht im durchschienenen farbigen Glas auf Papier zu übertragen, da auch die allerbeste farbige Reproduktion nicht das „Licht" mitgeben kann, gebe ich hier eine kleine Liste von ausgeführten Glasgemälden Sepp Franks, damit man sich da oder dort selbst ein zuverlässiges Urteil über die magische Schönheit seiner Farbenwirkungen machen kann.

Nicht weniger als sieben Glasgemälde des Künstlers sind in Röthenbach bei Nürnberg, drei davon in der Gruft der Kirche, die andern im Hause Conradtys, offenbar des Mannes, der als erster Franks besondere Eignung auch als eines Reformators der Glasmalerei erkannt hat. In Dahlem bei Berlin ließ Dr. W. von Kaufmann ein vierteiliges Bibliothekfenster herstellen, der Fabrikant Blankertz in Berlin besitzt von unserm Maler zwei Scheiben in seiner Bibliothek. In Frankfurt a. M. schmücken zwei Glasfenster Franks die Kunsthandlung Trittler. Fabrikant Müller in Lößnitz im Erz-

Digitized by Google

Segovia. Gemälde. 1924

gebirge ließ sich zwei Fenster von Frank herstellen, und die Kirche in Wallersdorf bei Landshut in Bayern ist durch ein Glasgemälde unseres Künstlers ausgezeichnet. — Wer aber nach München kommt, versäume nicht in der Glasmalerei Bockhorni in der Theresienstraße sich verschiedene Scheiben Franks anzusehen, und wer unsere farbige Wiedergabe des Glasfensters „Eine Allegorie" mit dem (übrigens wieder höchst erfinderisch aufgestellten) Original kennen lernen will, muß sich in des Künstlers Atelier in der Elisabethstraße bemühen: Eine freudige Überraschung, die der Mühe lohnt. Denn mehr als sonst gilt bei Frank: „Wer den Künstler will verstehn, muß — in seine Werkstatt gehn."

Habe ich noch kaum etwas gesagt über den geheimnisvoll mystischen Reiz und Klang so vieler Schöpfungen unseres Künstlers, so ist hier der Ort das nachzuholen. Nur einer, der das, was uns allen ein großes Geheimnis bleibt, wie ein Ziel sucht und liebt, ist recht begabt, aus dem wunderbaren Spiel des Lichtes durch bunte Scheiben etwas anderes noch zu machen als ein Farbenspiel. Denn wenn ich so manchen kenne, der von Bildern, die an der Wand hängen, nur selten gefesselt wird —, so ist mir noch keiner begegnet, der stumpf geblieben wäre beim Eintritt in einen feierlichen Raum, der sein Licht fast nur durch farbige Scheiben empfängt.

So wurde auch Frank nicht Glasmaler, weil ihm einmal eine solche Aufgabe zufiel, sondern weil der Besteller wohl gefühlt hat, wie sehr gerade dieser Künstler nach Sinnesart und Gabe dafür bestimmt ist.

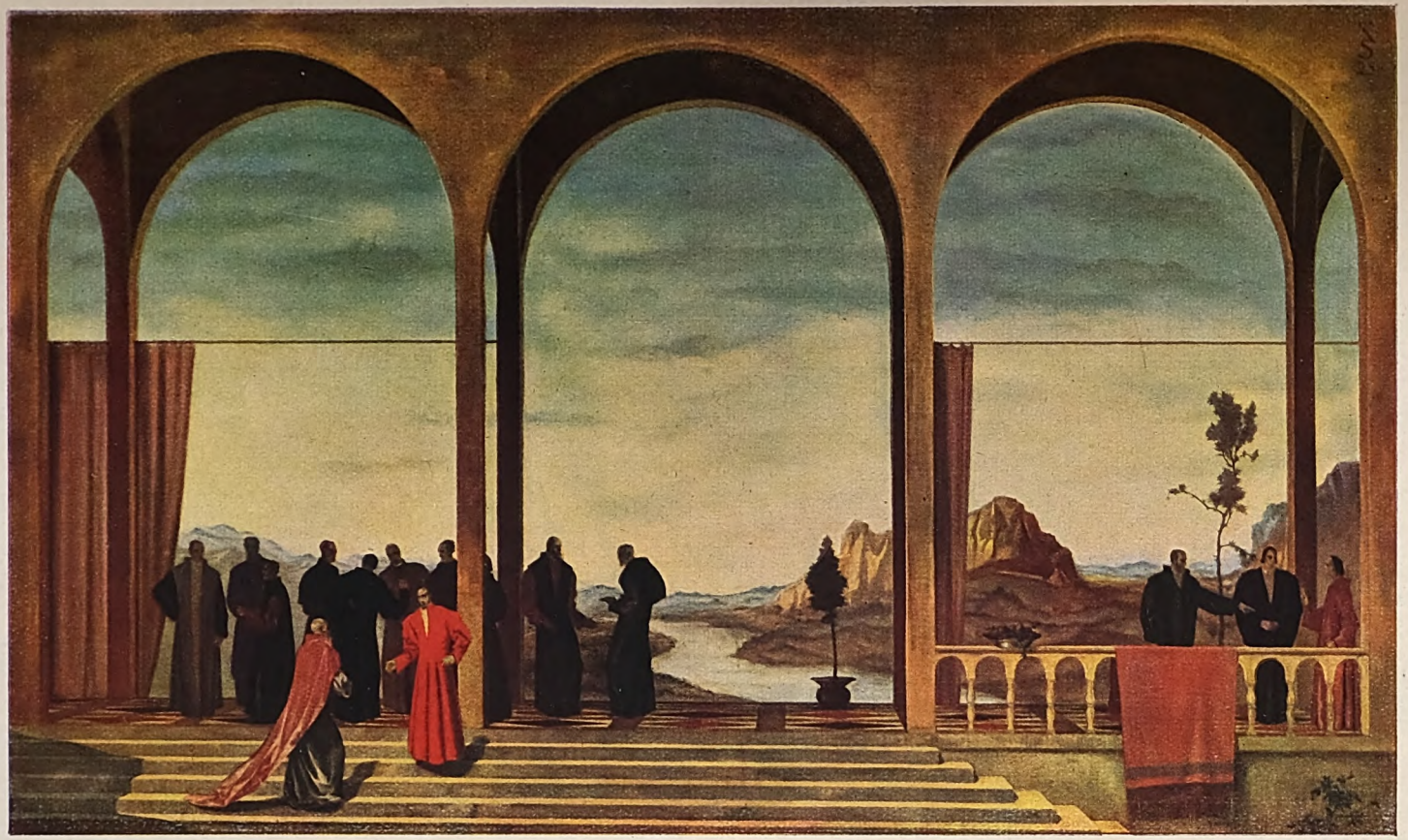
Zum ersten Male bringen wir einige gelungene Abbildungen von Gemälden Sepp Franks — denn recht eigentlich ist unser bayrischer Künstler seit kaum einem Jahre unter die Maler zu zählen, wenn auch sein erstes Bild „Spanischer Priester in Landschaft" schon 1918 gemalt wurde.

Und das ist für seine Freunde eine neue Überraschung, für ihn selbst eine neue Genugtuung. Auch hier ist Franks Entwicklung außergewöhnlich. Die meisten Maler, die lange Jahre nichts weiter als schwarz-weiße Zeichnungen, Radierungen, Illustrationen produziert, haben sich unendlich mühen, sich oft ganze Jahrzehnte abquälen müssen, um endlich einmal sich mit Glück farbig auszusprechen.

Auch hier hat Frank sein eigenes Glück, auch hier begabte ihn die angeborne technische Leichtigkeit, die nichts mit Leichtsinn zu tun hat, viel rascher als andere mit dem Resultat, das ihm vorgeschwebt.

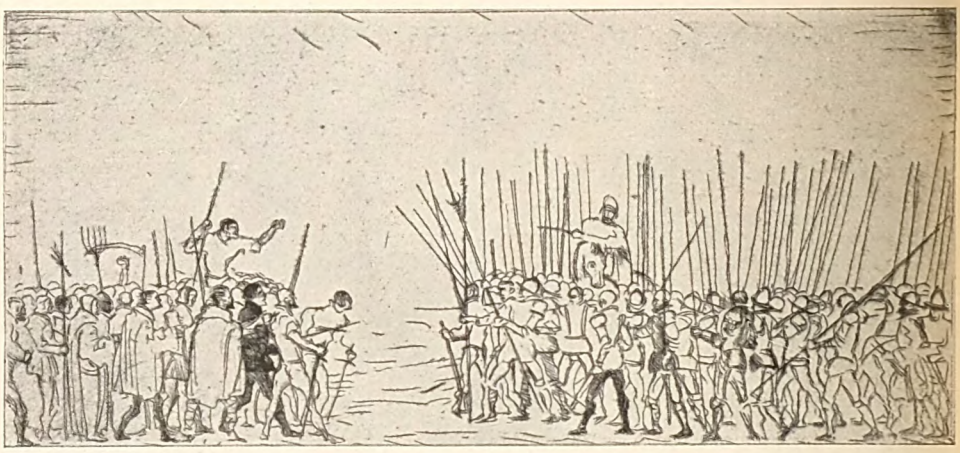
Zu seinem Glück haßt er pastose Malerei, die so lange eine Schicht von Farben über

Digitized by Google



Consulta. Gemälde. 1925

Digitized by Google



Radierung aus der Bilderreihe „Savonarola". 1920

die andere legt, bis die gewünschte malerische Wirkung erscheint. Man sieht ja unseren Wiedergaben den dünnen Farbenauftrag der Gemälde an, die Transparenz seiner Luft, die Klarheit, die das ganze Bild beherrscht.

Man könnte Sepp Frank sehr wohl einen Sieger auf der ganzen Linie seiner künstlerischen Bemühungen nennen, und bald wird er gewiß auch noch das Gebiet der Malerei mit Erfolg betreten haben, das er mit gutem Grunde und gutem Rechte auf Erfolg im Auge hat: das der Freskomalerei.

Die entscheidende Frage in der Wertung aller Künstler ist und bleibt, ob er festen, eignen Willens war, ob er sich treu geblieben, nur seinem künstlerischen Willen gefolgt ist und diesem auch Form zu geben versuchte. Diese Fragen aber bejaht das ganze bisherige Werk des Sepp Frank klar — wie seine Form.

Kraniche. Gemälde. 1925

Digitized by Google

Gifte / Von Dr. O. Lange, München

Der Begriff Gift läßt sich nicht fassen, denn er hat keine Grenzen, und Grenzenloses ist unbestimmbar. Gift ist allgegenwärtig wie das Leben. Es ist zeitlos wie das All, Gift wird es geben, solange Welten entstehen und vergehen, denn die Materie, aus der die Nebel sich ballen, die feurigen Schwaden, in denen Gestirne verglühen, bergen Gift. Es steht zwischen den beiden Polen: Leben und Tod, beider Herr und Diener, Vernichtung bringend, Leben erhaltend — ein gewaltiges Symbol der Erscheinungswelt. Luft, Wasser und Erde sind erfüllt mit giftigen Keimen, und auch der Flamme entwirkt sich giftiger Hauch, wenn man sie am Atmen verhindert. Gift umgibt uns, es durchsetzt unsere Organe, es blüht in den Blumen, es liegt in ihren gestorbenen Leibern wie in jenen der Tiere und entfaltet sich in ihnen zu um so stärkerem Leben, je weiter sich der Übergang vom Leben über die Episode Tod hinaus zu dem Haufwerk zerfallener Moleküle vollzogen hat, das in seiner Auflösung zu den einfacheren Stoffen im letzten Aufflackern seines eigenen Lebens noch einmal seine Kraft zeigen will, gleich dem fliehenden Winter. Jene einfachen Stoffe aber, Kohlensäure und Ammoniak, treten wieder in den ewigen Kreislauf des Lebenden, das wieder neue Giftstoffe erzeugt und speichert. Darum finden wir sie bei der wissenschaftlichen Untersuchung so nahe beieinander: das Muskarin des lebenden Fliegenpilzes, den Giftstoff zersetzter Tierkadaver und das Gift der Cobra.

Gift und Leben müssen im Gleichgewichte sein wie die Schalen der Wage, denn der Überschuß des einen wie des anderen ist entwicklungsfeindlich. Im engen Raum angehäuftes und ungehemmt weiter sich anhäufendes Leben, ungestörtes Zellenwachstum, fortschreitende Vermehrung der Keime führen so sicher zum Tode des Einzelwesens wie seine Vergiftung, und darum ist das Gift Freund und Feind des Lebenden zugleich.

Die Geschichte der Gifte reicht weit hinter das historische Zeitalter zurück. Damals standen die Naturvölker unter dem Einflusse des Geheimnisvollen, das durch die furchtbare Wirkung der Gifte geweckt und durch die Tatsache der Heilwirkung geringer Dosen derselben Stoffe noch verstärkt wurde. Damit war die Verbindung zum Religiösen geschaffen, und das wäre wohl ein aus der Art geschlagener Medizinmann gewesen, der sich die Furcht seiner an ihn und seinen Gott Glaubenden nicht zunutze gemacht hätte! So sehen wir, daß sich vor allem die Priester und Zauberer eines Stammes der Bereitung von Gifttränken widmen: die Giftkunde ward zur Geheimlehre, und so blieb es über Jahrhunderte und Jahrtausende lang.

Damals war das goldene Zeitalter des Giftreiches. Es lag gleich einer großen gebirgigen Insel im tropischen Meere, bevölkert von Eingeborenen, die kein Forscherschiff landen ließen, und die Sage begann das Giftreich mit Zauber zu umweben. Seine Gebiete schienen dicht umschlossen von hohen Stachelhecken, umspannt von Gräben, in denen opaleszierende Wasser schillerten, dunkle Urwälder bedeckten das Land bis zu den fernen Gebirgshöhen. Dämonen in Fledermausgestalt hingen in den verschlungenen Zweigen, Kröten krochen wie Klumpen geballten Blutes und blinzelten zwischen den Dolden betäubend riechender Pflanzen hervor, Schlangenleiber entglitten dem nach ihnen greifenden Dämmerlicht, so daß nur vorüberschwirrender Schein blieb wie das Aufleuchten von Smaragden, die man der Sonne entgegen ins Meer schleudert. Das war das Zauberland Hekates, an dessen kolchischen Gestaden Medea aufwuchs, jene größte Giftmischerin der Sage, die Weberin der Nessusgewänder und kunstreiche Verfertigerin vergifteten Schmuckes, das Weib als Typus der Giftmischerin. Dort im alten Giftreiche war auch die Heimat des Schlaftrunkes, vor allem aber des Philtrums, des Liebestrankes, der unter Beschwörungen gebraut, mit dem festen Willen, er möge wirken, gereicht wurde. So lautet ein Liebeszauber aus den indischen Veden: „Diese Pflanze grabe ich aus, das kräftige Kraut, durch das man die Nebenbuhlerin verdrängt, durch das man einen Gatten erlangt. Du mit den ausgebreiteten Blättern, Heilbringende, Kraftreiche, von den Göttern Gespendete, blase weit weg meine Nebenbuhlerin, ich bin überwältigend, du bist siegreich, wir beide siegreich wollen die Nebenbuhlerin bewältigen. Dir köstliches Kraut überantworte ich meine Nebenbuhlerin. Du Pflanze mit den ausgebreiteten Blättern, todbringende, kraftreiche, laufe meiner Nebenbuhlerin nach wie die Kuh dem Kalb, wie Wasser den Weg entlang eile du."

Wer könnte alle die Menschen zählen, die für den Wunsch, Liebe zu erwecken oder geben

Digitized by Google

zu können, ihr Leben lassen mußten! Die thessalischen Weiber verstanden es, aus dem ätzenden Milchsaft des Magnoliabaumes, aus der Zunge des Vogels Iynx, aus dem Fleische des Schiffshalters, aus Krautern, Kröten, Salamandern, Taubenblut und anderen Zutaten Tränke zu brauen, die wohl geeignet waren, den an ihre Kraft Glaubenden die ewige Seligkeit rascher als die irdische zu vermitteln.

Das Weib scheint überhaupt die geborene Giftmischerin. Psychologisch ist das erklärlich, weil die Heimlichkeit und Planmäßigkeit bei der Beschaffung von Gift, die Zubereitung des Gifttrankes, das Abwarten des Erfolges große innere Beschäftigung und damit auch seelische Befriedigung zu gewähren vermögen, welche der tätige und im Schaffen befriedigte Mann nicht braucht. Vor allem weil er heimlich und ohne Blutvergießen verübt werden kann, ist der Giftmord eine weibliche Spezialität, und in diesem Sinne sagt auch der österreichische Kriminalist Groß, „daß das Weib, wenn es morden will, stets das Gift als Mittel wählt. Das ist weder etwas Absonderliches noch etwas Auffallendes. Es ergibt sich von selbst aus den jedermann bekannten Eigenschaften der Frau. Deshalb wird man im Zweifel bei einem vorliegenden Giftmord vorerst nach einer Frau und dann nach einem schwächlichen weibischen Mann fragen." Dieses wußte schon Aristophanes, der in einem seiner Lustspiele gegen die Frau den Vorwurf erhebt, daß sie ihre Männer durch „Pharmaka" wahnsinnig gemacht hat. Kein Wunder darum, daß bei dem Überhandnehmen dieser Art von Zauberei Athen schon im 5. Jahrhundert v. Chr. jeden Liebestrankverabreicher mit dem Tode bestrafte.

Jedenfalls war man, solange es eine Menschheitsgeschichte gibt, um Gifte nicht verlegen. Die Wirkung des Giftschlangenbisses, des Schierlings und anderer Giftpflanzen war den Alten ebensogut bekannt, wie die Technik der Brunnenvergiftung und die Übertragung giftiger Extrakte auf Waffen und Gebrauchsgegenstände. Namentlich König Attalus III. Philometer, König von Pergamon, war Meister darin, sich die Zuneigung seiner Freunde im wahren Sinne des Wortes „bis in den Tod" dadurch zu bewahren, daß er ihnen vergiftete Geschenke zusandte. Der Giftmord war überhaupt bis in das späteste Mittelalter hinein die beliebteste Art, sich von lästigen Zeugen, unliebsamen Mitbürgern, Verwandten und Nebenbuhlern zu befreien. Und von der Zeit Catos, der jedes ehebrecherische Weib zugleich für eine Giftmischerin hielt, bis weit hinein in die Zeit der Hochrenaissance, als man an den Mahlzeiten der Großen nicht teilnehmen konnte, ohne Gegengift bei sich zu haben, in Frankreich in den Kreisen um Thron und Altar, als das „Sukzessionspulver" erfunden wurde, das so bequem zu Nachfolge und Erbschaft verhalf, ist das Leben der Höfe und Familien mit Gift durchsetzt, teils gegeben, teils freiwillig genommen, meist das erstere.

Mit dem Schwinden des Glaubens an unsichtbare Böswesen als Hüter der Gifte, vielleicht sogar als mit diesen identische Geister, die sich über den Tod hinaus an den Abgeschiedenen klammern, versank auch das goldene Zeitalter der Gifte. Die wachsende Naturerkenntnis überbrückte die Wälle und Gräben, bahnte breite Wege in das unerforschte Land und vernichtete die Giftdämonen — es waren wirklich nur Fledermäuse! Vor den unfehlbaren Waffen der Chemie und Mikroskopie zogen sich die ureingesessenen Giftwesen immer mehr in das Innere ihres abgeschlossenen Inselreiches zurück, und dort in den Klüften der fernen Höhen, die den Gesichtskreis beschließen, leben sie heute noch ein verstecktes, dem geraden Angriff unzugängliches Dasein. Von dorther senden sie aus dem Hinterhalt Giftpfeile, die der Forschung zunächst nur der Wirkung nach bekannten Toxalbumine, die Leichen-, Fleisch-, Fäulnis- und Eiweißgifte, rätselhafte Produkte des Todes oder eines fremdartigen Eigenlebens.

Toxalbumine und Toxine könnten auf den Laien noch den gleichen dämonischen Eindruck ausüben, wie es einst die ihrer Zusammensetzung und Wirkung nach jetzt schon erkannten Giftstoffe taten, um so mehr, als sie sich in ihren Eigenschaften und Wirkungen manchen bekannten Giftstoffen nähern, ja zum Teil mit ihnen identisch zu sein scheinen wie z. B. das Schlangengift, dann das Muskarin des Fliegenpilzes, das Rhizin der Rhizinussamen. Daß zwischen den Produkten des lebenden Körpers oder der lebenden Pflanze und des Leichnames, z. B. den überaus giftig wirkenden Leichenalkaloiden Cholin (aus gefaultem Fleisch), Muskarin (aus zersetzten Tierkadavern), Sepsin (aus faulender Bierhefe) einerseits und den im lebenden Wesen, z. B. im Fliegenpilz entstehenden Giften anderseits Beziehungen herrschen, wird jedoch ohne weiteres klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Leben und Tod nichts anderes sind als chemische Prozesse in dem Laboratorium, das die Erscheinungswelt umschließt.

Was ist Gift? Im weitesten Sinne alles, was auf den Körper schädlich wirkt; im engeren Sinne jeder chemische Stoff, der dem

Digitized by Google

Organismus gesundheitlich schadet oder seinem Leben ein Ende bereitet, je nach den Mengen des Giftes, die man dem lebenden Körper einverleibt, nach dessen Widerstandsfähigkeit, nach zahlreichen anderen Nebenumständen, die fallweise in Wirkung treten. Eine Einteilung der Gifte nach ihrer Mengenwirkung, also z. B. in absolute und relative Gifte, von denen die ersteren auch in geringen Mengen zum mindesten schädlich wirken, die letzteren jedoch in diesen Mengen als Heilmittel nützen, eine solche Einteilung läßt sich ebensowenig festsetzen als jene nach der Wirkung auf ein bestimmtes Organ, denn alle Herz-, Muskel-, Gehirngifte ergreifen schließlich auch andere Organe, und als Todesursache erscheint dann mittelbar Lähmung des Zentralsystems. Immerhin lassen sich derartige Unterscheidungen treffen, wie man auch aus der Art, wie der Organismus auf das Gift reagiert, Rückschlüsse auf seine Zugehörigkeit zu bestimmten Klassen ziehen kann. Der Tod ist auch hier das Schlimmste nicht. Die akute, stürmisch verlaufene Vergiftung mit großen Dosen hochwirksamer Stoffe verliert für den Ahnungslosen, dem das Gift gereicht wird, auch für den Wissenden, der es als Selbsttöter nimmt, bald ihre Schrecken, denn schneller wohl, als er denken kann, reißt das Band, das Bewußtsein und Leben mit dem unbekannten Abgrund verknüpft.

Schlimmer ist die subakute und besonders die chronische Vergiftung, die erstere, die bei Verabreichung mittlerer Mengen nicht allzu heftig wirkender Gifte nach Wochen, Monaten oder Jahren schmerzhaften Siechtums zur endlichen Genesung oder zur ersehnten Befreiung durch den Tod führt, die chronische Vergiftung, die in ihren Symptomen als Giftwirkung meist überhaupt nicht erkennbar ist, dem Befallenen aber ein schweres, leidvolles Dasein schafft, erfüllt mit schleichender, oft nicht feststellbarer Krankheit. Die chronischen Vergiftungen, wie sie durch Alkohol und Fuselöle, Nikotin und Kohlenoxyd des Tabakrauches, Koffein des Kaffees hervorgebracht werden, lassen sich in wenig weit vorgeschrittenen Stadien zum Stillstand bringen; größere Schrecken bargen früher die Industrievergiftungen, denen man zunächst ohne Wissen, später leider oft ohne Gewissen die Arbeiter in Quecksilber-, Blei- und Phosphorzündholzbetrieben aussetzte. Heute sind diese Gefahren dank der hochentwickelten Gewerbehygiene und strengen gesetzlichen Maßnahmen zum größten Teil behoben, die Älteren unter uns erinnern sich aber gewiß noch des schrecklichen Aussehens der Inhaber von Phosphorzündholzgeschäften, die mit leichenhaften Gesichtern, schwer entzündeten Augen und zahnlosen, zerfressenen Kiefern der Phosphornekrose anheimgefallen waren. Das leider erst 1907 ergangene Phosphorverbot machte auch den zahllosen Selbsttötungen, also den akuten Phosphorvergiftungen ein Ende, denn vordem gab es kaum eine Zeitungsnummer, in der nicht zu lesen war, daß wieder ein Dienstmädchen, natürlich aus verschmähter Liebe, einen Milchabsud von Phosphorstreichholzköpfen getrunken und nach Stunden oder Tagen qualvoller Leiden den Tod gefunden hatte.

Es gibt so viele Gifte, als es Chemikalien gibt, denn jedes lösliche Metallsalz, jede Säure, die ätzenden Alkalilaugen, Pflanzenabkochungen verschiedenster Art können, in großen Mengen und starken Lösungen genommen oder in die Blutbahn gebracht, gesundheitsschädlich wirken. Wenn wir nun Scheidung und Auswahl treffen und nur die bekannten charakteristischen Giftstoffe in den Bereich unserer Besprechung ziehen wollen, so ergibt sich als erste Teilung zunächst die Zugehörigkeit eines Giftes zur anorganischen mineralischen und zur organischen pflanzlichen oder tierischen Welt. In diesen beiden Klassen, von denen die zweite bei weitem größer ist als die erste, können wir dann die Gifte bis zu einem gewissen Grade der Wirkung nach kennzeichnen.

Die wichtigsten anorganischen Gifte sind bald aufgezählt. Außer dem schon genannten Phosphor, der vor allem der notwendigerweise stetig vor sich gehenden Erneuerung und dem Aufbau der Gewebe entgegenwirkt und die Bildung von Zerfallprodukten begünstigt, gehören hierher die Salze der sog. Schwermetalle, des Quecksilbers, Bleis, Kupfers, deren Wirkung darauf beruht, daß sie sich mit dem Eiweiß der lebenden Zelle zu unlöslichen, weitgehend veränderten Produkten verbinden und den Lebensstrom, man möchte sagen, zum Gerinnen bringen. Das Sublimat ist hier zu nennen, Bleiessig, Bleizucker und auch die zunächst unlöslichen Bleifarben, besonders das Bleiweiß. Die gefürchtete Bleikrankheit, die ihre Anzeichen in Gesichtsblässe, blauumrandetem Zahnfleisch, später in der äußerst schmerzhaften Bleikolik hat, die aber auch schwere Gehirn- und Augenkrankheiten zur Folge haben kann, ist durch gesetzliche Schutzmaßnahmen stark eingeschränkt worden, völlig beheben wird sie sich nicht lassen, solange Bleifarben und -präparate, die hinsichtlich mancher ihrer Eigenschaften bis heute kaum ersetzbar sind, fabrikatorisch hergestellt werden. Das bekannteste und heftigste Gift der anorganischen Reihe, das beliebteste Mittel der Giftmischer

Digitized by Google

vom Mittelalter bis zur heutigen Zeit, das Gift, das jedoch zum großen Glück der Menschheit sogar in bereits längere Zeit begrabenen Leichen so scharf nachgewiesen werden kann, daß der Mörder dem Opfer von Henkers Gnaden oft schneller folgt, als er selbst vermutet, dieses Gift ist das Arsen. Kaum ein Gift hat in der Geschichte so viel von sich reden gemacht als der Arsenik. Anfang des 17. Jahrhunderts kam er in Italien als Modegift auf, besonders durch die Tofana, eine Frau, die Tieren Arsenik eingab, aus deren verfaultem Speichel sie dann später ein arsenhaltiges Ptomain von furchtbarer Wirkung erzeugte. Dieses Gift hieß dann Acquetta di Napoli oder Aqua toffana. Mehr als 600 Personen soll das Weib mit diesem Gift in kurzer Zeit umgebracht haben. Bis vor 30 Jahren war Arsen in allen Ländern das einzige, von Mördern häufig gereichte Gift; gegenwärtig bedienen sich noch Selbsttöter des Giftes, soweit sie seiner habhaft werden können, wegen der raschen Wirkung großer Dosen. Auch aus der Reihe der gewerblichen Gifte verschwindet das Arsen in dem Maße, als Schweinfurtergrün u. a. Arsenfarben nur noch zur Schädlingsvertilgung hergestellt werden.

Der weiße Arsenik ist ein schneeweißes, geruch- und nahezu geschmackloses Pulver, das in Gaben von $^5/_{100}$ Gramm in wenigen Stunden zum Tode führt, das aber anderseits von den in manchen Gegenden Steiermarks, auch in anderen Alpenländern lebenden seltsamen Arsenikern in Mengen bis zu 0,3 Gramm täglich genossen wird, ohne daß sie Schaden leiden. Durch allmähliche Gewöhnung an dieses dort Hidri genannte Gift erlangen diese Menschen sogar blühendes Aussehen, lebhaften Blick und bestes Wohlbefinden, sie können sehr alt werden, doch sind sie Sklaven des Verjüngungsmittels: für den Fall der Nichtbeschaffbarkeit des Giftes verfallen sie in kurzer Zeit ebenso wie die Pferde, denen Roßtäuscher Arsenik zu geben pflegen, um ihnen vorübergehend gutes Aussehen und dadurch höheren Verkaufswert zu verleihen.

An der Grenze zum Reiche der organischen Gifte, dem wir uns nun zuwenden wollen, stehen gleich zwei riesenhafte, alles überragende Gestalten, zwei Gifte, die man mit Fug und Recht Urfeinde alles Lebens nennen kann.

Es sind dies reines, unverdünntes Kohlenoxydgas und reine, unverdünnte Blausäure. Die beiden Stoffe gehören zu den einfachsten chemischen Verbindungen, Kohlenoxyd besteht aus Kohlenstoff und Sauerstoff, Blausäure aus Kohlenstoff, Stickstoff und Wasserstoff. Sie bilden sich in größeren oder geringen Mengen, wenn Kohle bei Luftabschluß erhitzt wird, finden sich daher z. B. im Leuchtgas. Kohlenoxydgas gelangt aus Öfen mit geschlossenen Schornsteinklappen in die Zimmerluft. Blausäure ist ein Bestandteil mancher Pflanzensamen, so der bitteren Mandeln oder der berüchtigten Rangoonbohnen, die der Sieger dem ausgehungerten Deutschland nach dessen Zusammenbruch in Schiffsladungen als Nahrung zur Verfügung stellte. In diesen Verdünnungen sogar — Atemluft mit 0,1 Prozent Kohlenoxyd wirkt stark giftig, mit 1 Prozent des Gases tödlich! — gehören die genannten Stoffe zu den gefährlichsten Chemikalien, die reinen Gase — auch Blausäure ist bei gewöhnlicher Temperatur ein Dampf — wirken blitzartig tödlich: ein tiefer Atemzug — und alles ist vorbei. Es ist ein besonderer Beweis für die hohe Stufe der neuzeitlichen chemischen Apparatetechnik und für die Sicherheit der heutigen Anlagen, daß diese beiden Gase großtechnisch in bedeutenden Mengen erzeugt und vielfach verwertet werden, denn es ist klar, daß chemische Körper von so bedeutender Verbindungsfähigkeit mit dem lebenden Eiweiß auch sonst sehr reaktionsfähig sein und eine Fülle von wichtigen chemischen Erzeugnissen geben müssen, so daß sie gebändigt zu wertvollen Hilfsstoffen der chemischen Technik geworden sind.

Zu den eigentlichen organischen Giften zählen außer vielen Stoffen, die der Chemiker in seinen Industrien als Anfangs-, Zwischen- und Endprodukte herstellt, so die Ameisen-, Essig-, Oxal-, Karbolsäure; Alkohol, Äther, Chloroform; Anilin, Pikrinsäure, Nitrobenzol (die letztgenannten als heftige Blutgifte), außer den zahlreichen Präparaten der Teerfarbstoffe- und Arzneimittelfabrikation, unter den letzteren vor allem die Schlafmittel Veronal, Sulfonal usw., die drei Gruppen der Pflanzen-, Tier- und Bakteriengifte. Mit der Besprechung dieser Produkte des Lebens nähern wir uns bereits den zerklüfteten Gebirgen in der Mitte der Giftinsel, einem Gebiet, aus dem immer noch von unsichtbarer Hand Wurfspieße in unsere Reihen geschleudert und manche Opfer gefordert werden, denn in dieses Innerste des Reiches und in seine bisher unbezwingbare Felsenburg sind wir noch nicht eingedrungen. Wir geben den Stoffen Namen und vermuten Zugehörigkeiten und Zusammenhänge, das ist aber auch alles.

Das vorgelagerte Pflanzengiftgebiet der Alkaloide ist zwar so weitgehend durchforscht, daß es gelingt, manche von ihnen künstlich im Laboratorium darzustellen, so einige

Digitized by Google

Opiumalkaloide, das Coffein der Kaffeebohnen, das Piperidin des Pfeffers, das Coniin des Schierlings, das Nikotin des Tabaks, in reinem Zustande an Giftigkeit sogar der Blausäure überlegen, das Cocain, eine der Opiumbasen des Mohnes, und Atropin, dieses als giftiges Prinzip des Bilsenkrautes und des Stechapfels, ausgezeichnet durch seine pupillenerweiternde Wirkung, das wertvolle Chinin der Chinarinde u. v. a. Andere als Heilmittel ebenso wertvolle wie als Gift schrecklich wirkende Pflanzenstoffe, so das Strychnin und Brucin, sind ihrem Aufbau nach erst zum Teil bekannt, weitaus ihre größere Zahl ist aber noch unerforscht, so die Curare-Pfeilgifte, die zum Teil dem Strychnin, zum Teil anderen Alkaloiden nahestehen. Die geheimnisvollen Pfeilgifte werden von den Eingeborenen tropischer Länder seit unvordenklichen Zeiten aus Pflanzensäften, oft unter Zusatz faulenden Blutes, des Sekretes der Schlangengiftdrüsen und anderer Stoffe bereitet und in Form dickflüssiger Massen auf die Spitzen der Speere und Pfeile aufgestrichen. Es gibt sehr zahlreiche Pfeilgiftarten, fast jeder große Stamm hat seine besonderen Zubereitungsarten, und dementsprechend wirken sie auch verschieden. Viele Präparate sind Herzgifte, die Strychnin enthalten, bewirken furchtbare Krämpfe und töten in kurzer Zeit durch Erstickung. Lähmung der Atemmuskeln ist überhaupt die häufigste Erscheinung.

Von diesen Pflanzengiften ist nun, wie gesagt, doch wenigstens die Zugehörigkeit einzelner Glieder zu gewissen Reihen chemischer Körper bekannt. Über die chemische Natur der Tiergifte sind wir hingegen noch völlig im dunkeln. Vom Gifte der Brillenschlange und anderen Schlangen-, Salamander- und Krötengiften, auch vom Gifte verschiedener Insekten, z. B. der Biene oder der Käferart Lytta, die im Blut das Cantharidin führt, erkennen wir bei wenigen ihre Verwandtschaft mit Alkaloiden. Cobra- und Viperngift stehen jedoch als Toxalbumine schon den Eiweißstoffen nahe, und in deren Bereich sind wir vollständig, wenn wir von den Bakteriengiften, den Toxinen sprechen. Vielleicht sind diese Produkte von Art des Diphtherie- oder des Starrkrampf- (Tetanus-) toxins nicht Eiweißkörper, sondern ebenso unerforschte Leimsubstanzen, Gemische mit Eiweißstoffen — wir wissen es nicht. Das aber wissen wir, daß diese Toxine, und allen voran das Tetanustoxin die stärksten, fast absoluten Gifte sind, von denen geringe Mengen unfehlbar tödlich wirken. Es ist z. B. zwei Forschern gelungen, Tetanustoxin so weit zu reinigen, daß ein Gramm dieses Präparates genügt, um 100 Millionen Mäuse von je 15 Gramm Gewicht zu töten, ein Gramm wäre demnach umgerechnet die tödliche Giftdosis für 20 000 Menschen. Wenn auch gewöhnliches Tetanusgift diese hohe Wirkung bei weitem nicht erreicht, so bleiben die Zahlen doch auch dann genügend groß, um eine Vorstellung von dem Wesen eines nahezu absoluten Giftes zu geben. Pferde sind übrigens wesentlich unempfindlicher, und Hühner, Igel und wohl auch andere Kleintiere vertragen das Tetanusgift in überraschend großen Mengen, jedenfalls weil sie dem den Starrkrampferreger allenthalben beherbergenden Erdboden ständig nahe und daher gegen das Gift durch Gewöhnung immun geworden sind. Damit haben wir einen der kennzeichnenden Unterschiede der Toxine als Produkte bakteriellen Lebens von den anderen Giften genannt; es ist ihre Fähigkeit, den vergifteten Organismus zur Erzeugung von Gegengiften, den sog. Antitoxinen anzuregen, eine Tatsache, die bekanntlich die Grundlage der zum Segen der Menschheit gewordenen Serumtherapie bildet. Weiter sind die Toxine als Stoffwechsel- oder Körperaufbauprodukte von Krankheitserregern dadurch ausgezeichnet, daß bei ihnen zum Unterschiede von den mineralischen und pflanzlichen Giften zwischen dem Moment der Gifteinführung und dem Ausbrechen der ersten Vergiftungserscheinungen lange Zeit verstreichen kann, und schließlich wirken sie nur auf spezielle Tierarten und Organe, während andere sich gegen dieses Toxin völlig indifferent verhalten können.

Allen Giften und den im engeren Sinne gefaßten Toxinen ist aber gemeinsam ihr heimtückisches Wirken gegen alles Lebende, das erst dann siegreich zugunsten des Menschen beendet sein wird, wenn das Innere des Giftreiches durchforscht vor uns liegen und keine Geheimnisse mehr bergen wird.

Abend und Morgen.

Von Herbert Hayser

Alles scheint nun eingeschlafen,
Meer und Stadt und Fluß und Hafen;
Wie ein blasser Tagestraum
Schwimmt ein Segel weiß im Raum.

Aus tausend Toren stürzt das Licht,
Der Tag zäumt frisch die Pferde
Und treibt das Dunkel vor sich her
Bis an den Rand der Erde.

Digitized by Google

Die Drucksache

Von Fritz Müller-Partenkirchen

Es war einmal eine Drucksache. — Ihr Vater, der sie zeugte, war ein Dichter. Ihre Mutter, die sie auf die Welt gebracht hat, war die Rotationsmaschine. Ihre Amme war die graphische Werkstätte, die das Neugeborene pflegte, in schützende Hüllen schlug, hübsch herausstaffierte und ordentlich ins Fach zum Schlafen legte. Und eines Tages nahm sie die graphische Werkstätte an der Hand und führte sie ins Freie. Ein wenig spazieren sollte sie gehen, die Drucksache. Aber wie nun Kinder einmal sind, — wuppdiwupp — sie war entwischt.

Zuerst kam sie zu einem Buchhändler. Mit vielen anderen Drucksachen traf sie in einer dicken Kiste ein. Der Buchhändler nahm sie in die Hand und sah sie aufmerksam an. „Hm," sagte er, „dies Blättchen will ich in das Fenster stellen."

Wie nun die Drucksache im Fenster lag, sah sie viele Menschen. Achtlos gingen sie vorbei. Der eine schnell, der andere langsam, lebhaft plaudernd, mit den Armen redend diese, in Gedanken versunken jene. Damen nickten und lächelten. Kinder trieben Reifen und machten einen Indianergesang. Aus Kinderwagen schauten runde Augen in das Fenster. Pferde trappten, Kutscher knallten, Autos zischten, hie und da ein Schmetterling und eine Schwalbe. Das alles sah die Drucksache und freute sich daran.

Aber auf einmal merkte sie, wie ein Mann mit einer Brille vor dem Fenster stehenblieb. Aufmerksam gingen seine Augen über Büchertiteln auf und ab, verweilten da ein wenig, glitten dort in blanker Leere weg, flackerten da, kniffen sich ein wenig weiter fort zusammen, sprühten ärgerliche Funken und lachten breit und sonnenscheinig dort.

‚Was er wohl für Augen machen wird, wenn er mich sieht,' dachte das Blättchen und wartete. Aber dicht neben dem Blättchen lag ein dickes gelbes Buch mit einer roten Feuerbinde und drei Ausrufungszeichen hinten und vorne. Auf diesem Buche blieben die Augen hängen und rückten nicht mehr weiter. Sondern auf einmal hatte der Mann die Klinke in der Hand, ging in den Laden und sagte zum Buchhändler: „Ich möchte das dicke gelbe Buch, das Sie da in der Auslage . . ."

„Gewiß, gewiß," sagte der Buchhändler eifrig und holte das Buch aus der Auslage. Dabei nahm er das Blättchen mit.

„Ich möchte Sie auch auf die Talentprobe eines neuen Dichters aufmerksam machen," sagte er und wies auf das Blättchen.

„Ach was, neuer Dichter," sagte der Mann mit der Brille mißtrauisch, „wir haben an den alten Büchern gerade genug."

„Entschuldigen Sie, auch der Verfasser des sensationellen gelben Buches, das Sie da gekauft haben —"

„Weiß schon — weiß schon — aber es ist nicht für mich — es ist für meinen Neffen."

Und dann ging der Mann, und das Blättchen wanderte in das Fenster zurück.

Dann kam ein Mädchen mit der Schulmappe vorüber und blieb stehen. Das Blättchen fühlte ihre Augen fest auf sich gerichtet, sah diese Augen heller werden, freudig leuchten, sah die Mädchenlippen sich bewegen nach dem, was auf dem Blättchen stand, und auf einmal war das Mädchen wie der Sturmwind fortgeschossen.

„Schade," sagte die Drucksache, „ich hätte sie gerne noch länger angeschaut."

Aber auf einmal kam das Mädchen wieder und mit ihr ein ganzer Schwarm Kameradinnen. Die füllten die ganze Schaufensterbreite aus. Und alle ihre Augen schauten nur auf die kleine Drucksache und lasen sie, bis sie sie auswendig gewußt haben mußten. Und dann sah die Drucksache, wie ein flinkes Gewitscher von Mund zu Mund ging. Aber hinter dem dicken Schaufenster konnte die Drucksache kein Wort verstehen. ‚Aha,' dachte die Drucksache, ‚jetzt werden sie in den Laden gehen und mich verlangen.'

Aber da kam plötzlich ein wundernettes Pony auf der Straße vorbei. Eins, das mit blauen und roten Schleifen behängt war und possierlich trabte. Im Nu hatten da die fröhlichen Mädchen die kleine Drucksache vergessen und hatten nur noch Augen für das Pony. Sie klatschten in die Hände und liefen ihm nach.

Dann kam ein Lateinschüler vorüber und schaute in das Fenster. Und weil er kurzsichtig war, kam er so nahe, daß er sich die Lateinnase ganz platt drückte am Fenster. Das sah so komisch aus, daß die Drucksache lachen mußte. Da genierte sich der Lateinschüler und ging weiter. Dann kam ein junger Mann, der schien sehr aufmerksam in die Auslage zu schauen. Aber die Drucksache bemerkte wohl, daß seine Augen immer wieder seitwärts auf die Straße gingen.

Digitized by Google

Denn der junge Mann hatte ein Stelldichein und wollte es nicht merken lassen. Und jetzt hatte er die Drucksache schon gewiß zum zehnten Male mit leeren Augen gelesen, ohne daß er eine Ahnung gehabt hätte, was darauf stand. Aber das machte ihm keinen Kummer. Denn wie er jetzt zum elften Male darüberstrich, lief auch noch ein Schatten darüberhin. Ei, wie hat sich da der junge Mann gefreut, denn da war sie schon. Nicht die Drucksache, sondern das kleine Fräulein vom Stelldichein. Und sie gaben sich geschwind und verstohlen die Hände, wanderten in den sonnengoldenen Tag hinein und kümmerten sich den Teufel um die kleine Drucksache.

Dann stellte sich ein schwarzer Mann ganz fest und breitspurig vor das Fenster und begann die Auslage gründlich zu studieren. Der Mann war von der Zensurkommission. Als er zu der kleinen Drucksache kam, zog er die Augenbrauen hoch und schnüffelte ein wenig in die Luft. Dann las er es noch einmal und ging in den Laden.

„Herr Buchhändler," sagte er, „ganz einwandfrei scheint mir das auch nicht zu sein, was da in Ihrer Auslage auf dem kleinen Blättchen steht."

„Ich kann nichts darin finden," sagte der Buchhändler höflich.

„Das ist ja das Unglück. Diese Dichter mit ihrem Freiheitsdusel!" sagten die hochgezogenen Augenbrauen. „Sie täten besser, ein — ein Gebetbuch hinauszustellen — ich selber —"

„Konrad," rief der Buchhändler seinem Gehilfen im Magazin hinten, „Konrad, eine Partie Gebetbücher — der Herr —"

Aber da war der Herr schon wieder draußen vor dem Laden. Bald darauf kam ein Bücherwurm. Der schnüffelte die ganze Auslage durch und blieb an dem leeren Platze neben der kleinen Drucksache hängen. Da, wo vorher das dicke gelbe Buch gestanden hatte. Dann überlegte er und ging in den Laden. „Ich möchte einmal das Buch sehen," sagte er, „das an dem leeren Platze in der Auslage gestanden hat . . ."

Dann kam der Geschäftsleiter der Druckerei vorüber. Der hatte mit geübtem Auge die kleine Drucksache entdeckt und zeigte sie einem Freunde: „Sieh," sagte er, „das ist unser Kind, das haben wir erst vor kurzem in die Welt geschickt."

„Es gefällt mir gut," sagte der Freund, „ihr habt ihm ein gutes Kleid gegeben." Da wollte die Drucksache auch was reden. Aber sie konnte sich hinter dem dicken Glase nicht verständlich machen. Und da hatten ihr die beiden Männer noch einen freundlichen Blick zugeworfen und waren weitergegangen. ‚Er hätte wenigstens in den Laden gehen und sich um mich kümmern können — bin ich doch sein Kind so gut wie das vom Dichter,' dachte die Drucksache.

„Jammere doch nicht so," sagte da ein philosophisches Buch über der kleinen Drucksache, „mehr können Drucksacheneltern nicht tun, als daß sie uns gesund und wohlgestalt in die Welt springen lassen. Wir sind doch nicht da, um gute Lehren zu empfangen, sondern um zu wirken."

Die kleine Drucksache schaute das Philosophiebuch respektvoll an und erwiderte: „Sie können schon recht haben, Herr Professor. Aber sagen Sie mir, wie ich es anfangen soll, um zu wirken?"

„Nur Geduld," sagte das gewichtige Buch, „für jeden kommt seine Zeit." Und dann schwieg es und philosophierte weiter.

Die kleine Drucksache aber dachte nach: ‚Wie ist das nur eigentlich, wenn man zu wirken anfängt. Marschiert man da oder flattert man in die Lüfte . . .?'

Und dann war es, daß ein Mann und eine Frau vor dem Schaufenster stehenblieben. Ein wenig ärmlich sahen sie aus. Aber sie schienen doch vergnügt zu sein. Als die kleine Drucksache diese Leute sah, wurde sie unruhig und wußte selbst nicht warum. Der Mann und die Frau kamen ihr bekannt vor. Doch sie hatten das Gesicht gesenkt. Auf einmal klopfte die Frau mit dem Fingerknöchel an die Scheibe: „Thomas," rief sie, „Thomas, schau nur, schau nur, da liegt ja dein Gedicht — dein Gedicht!" Da ging auch über des Mannes Gesicht ein Leuchten, und beide schauten sie ein wenig verliebt auf die kleine Drucksache im Laden.

„Hübsch sieht es aus, dein Kind," sagte die Frau leise.

„Mein Kind?" gab er ebenso leise zurück. „Nein, Frau, unser Kind mußt du sagen. Es ist zu mir gekommen, als deine Hand auf meiner fieberglühenden Stirne lag."

„O, du —"

Aber da zog er sie verstohlen auf die Seite. „Frau," sagte er, „wir sind wohl die einzigen, die das Lied lesen mögen." Und dann warf er seinem Lied noch einen langen Blick zu. Den verstand die kleine Drucksache trotz der Dicke der Fensterscheibe: „Gehe hin und wirke!" sagte dieser Blick.

„Ach," sagte die kleine Drucksache für sich, „ich brenne ja selbst darauf, zu wirken. Wüßte ich nur, wie ich es anfangen sollte."

Da ging ein Lehrer vorüber und las das Lied. Man sah es ihm an, wie es ihn begeisterte. Geschwind ging er in den Laden und kaufte es.

Digitized by Google

„Ja, ja," sagte der Buchhändler und wickelte es in eine Rolle, „es ist noch ein völlig unbekannter Dichter; aber ich glaube, er wird seinen Weg schon machen."

Und in der Klasse zog der Lehrer die kleine Drucksache aus der Tasche. „Paßt auf, Buben," sagte er, „jetzt lese ich euch was Schönes vor." Und las das Lied. Während des Lesens blickte die kleine Drucksache dem Lehrer in die funkelnden Augen, hörte seine schallende Stimme, sah seinen rechten Arm begeisterte Bewegungen machen und dachte: ‚Ist es das, das Wirken?' Doch immer war sie ihrer Sache noch nicht sicher. Wie aber der Lehrer die dritte Strophe las, bog sich die kleine Drucksache oben über und konnte in die Knabenklasse sehen. Und da sah sie etwas Sonderbares. Vierzig leuchtende Augenpaare waren auf sie, die kleine Drucksache gerichtet, und vierzig kleine Knabenköpfe wurden rot vor Freude und vor Mitempfinden.

Als der Lehrer das Lied gelesen hatte, blieb die Klasse mäuschenstill. „Kinder," sagte der Lehrer, „das ist das herrlichste Lied, was ich je gelesen habe — wir wollen es zum Maifest vortragen, wollt ihr?"

Und dann wurde es zum Maifest vorgetragen. Der erwählte Schüler hielt die kleine Drucksache in der zitternden Hand, als er das Lied vortrug. Aber er brauchte nicht hineinzusehen, er konnte es auswendig. Und die Klasse konnte es auswendig. Darum, als die flammende Schlußstrophe kam, da riß es die ganze Schule mit und die Lehrer dazu, und sie sprachen alle den letzten Vers mit. Da entstand unversehens ein mächtiger Rhythmus, und es ward ein Gesang. Ein Gesang, der um die kleine Drucksache brandete wie ein Meer.

‚Ist es das, das Wirken?' dachte die Drucksache.

Es begab sich aber, daß zur gleichen Zeit vor dem Maifestgarten draußen ein Mann und seine Frau vorübergingen. Ein wenig ärmlich sahen sie schon aus. Wie sie jetzt die Worte hörten und die Melodie, da war es ihnen, als ob sie selbst mit den Fittichen des Liedes schwebten. Und sie gingen in großer Bewegung an den Waldrand hinüber und umarmten sich und weinten vor Freude.

Und das Lied nahm seinen Weg ins Land. Und die Melodie, die aus ihm selber stieg, wich ihm nicht mehr von der Seite. Mit dem Schlüssel dieser Melodie schloß das Lied die Herzen auf. Die Herzen eines ganzen Volkes schloß es auf.

Zu derselben Zeit begab es sich, daß die wehrhaften Männer in das Feld marschierten. Ein fremdes Joch, das lang auf ihnen lag, wollten sie abschütteln in Kampf und Sieg. Das Lied zog mit ihnen hinaus. Aus dem Mund der Regimenter stieg es im Gesange. Auf den Bajonetten lag es blitzend.

Und als es zum entscheidenden Sturm ging, da wallte das Lied, das auf der kleinen Drucksache gestanden war, wie eine ungeheure Wolke vor ihnen her.

Und plötzlich war es keine Drucksache mehr, sondern ein riesiges Schwert, das mähend über das Schlachtfeld fuhr und die Knechtschaft eines Volkes an der Wurzel abschnitt. Und dann war es plötzlich wieder kein Schwert mehr, sondern ein unsichtbarer, gewaltiger Lorbeerregen, der aufs Schlachtfeld fiel und auf müde, bleiche Stirnen raschelte, bevor das Auge brach. Und das Rascheln hörte sich an, wie wenn man die Blätter einer Drucksache wendet. Und dann war es, daß das Lied das Heldenblut trank, das in den Boden sickern wollte.

Dann aber erhob es sich wie ein Nebel von der Erde, ballte sich, stieg hoch über das Land, und eine Krone schoß aus ihm, eine goldene Freiheitskrone. Und leise kam es aus der Höhe: „Ist es das, das Wirken ...?"

Die Könige auf der Wanderschaft. Von Peter Hamecher

Wir wissen nicht mehr, woher wir kamen.
Aus Urzeit wandernd steigen wir auf.
Wir vergaßen alles, selbst unsere Namen,
Die Länder und der Flüsse Lauf.

Unsre Kronen sind längst schon blind geworden,
Unsre Reiche wurden der Feinde Raub,
Wir ziehen in der Bettler Orden
Durch fremder Straßen Schmutz und Staub.

Wir folgten einmal einem Sterne. —
Fragt nicht, wo unser Ziel denn sei. —
Wir sind die Pilger der ewigen Ferne,
Der Sehnsucht heilige Kumpanei.

Digitized by Google

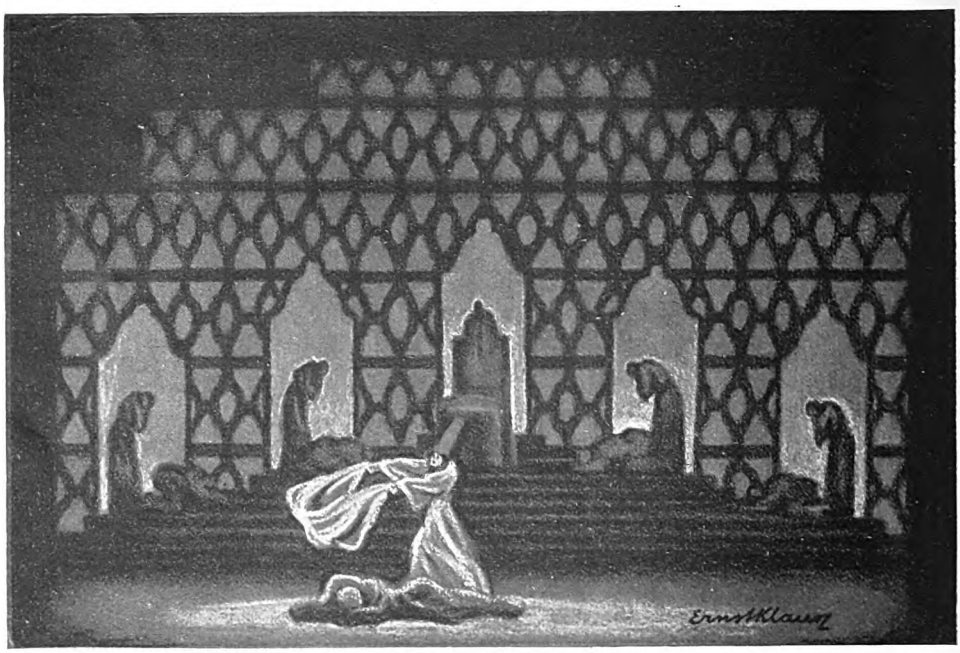
Berliner Bühnen

Unter unerhörten Anstrengungen und schweren Geldsorgen ringen die Leiter der Berliner Bühnen (sofern sich's nicht um die allzu zahlreichen Amüsierstätten des niederen Theaterbetriebes handelt) um die künstlerische Note ihres Spielplans. Dem Wagemut Barnowskys, der im Theater in der Königgrätzer Straße Grabbes „Don Juan und Faust" in einer, wie schon berichtet, überraschend eindringlichen und wirkungsvollen Aufführung herausbrachte, folgte Jeßners literarhistorische und theatergeschichtliche Tat im Staatlichen Schauspielhaus: die Erstaufführung von Grabbes „Hannibal". Ein noch viel gefährlicheres Unternehmen! Wer je das Buch in Händen hatte, der mußte das fast ein Jahrhundert lang geltende Urteil der Theaterfachleute aus ehrlicher Überzeugung mit unterschreiben: unaufführbar! Nun, der Weg der Stilent-

Delia Reinhardt als Iphigenie und E. M. Öhmann als Achill in Glucks „Iphigenie in Aulis"
Charlottenburg, Städtische Oper. Zeichnung von Arthur Grunenberg

Digitized by Google

wicklung von Grabbe bis Wedekind war ein heimlicher Seitenpfad, der so manches Täfelchen mit dem Verbotvermerk aufwies. Zu Wildenbruchs Zeiten hätte man einen Regisseur, der Grabbes phantastische Hannibaltragödie auf die Bretter bringen wollte, für unzurechnungsfähig erklärt. Die Regie der neuen Romantik, die mit neuen Ausdrucksmitteln arbeitet, hat aber viele dieser Verbottäfelchen von den Bäumen geschüttelt. Die Phantasie des Zuschauers hat wieder gelernt, wie in Shakespeares Theater, über kleine Holztreppen und rasch aufgestellte Versatzstücke in die weite Vorstellungswelt eines Dramatikers zu klettern, der sich weder an geschichtliche Treue noch an naturalistische Wirklichkeit kehrt. Übrigens hat Jeßner mit dem Blaustift nicht einmal starke Aufräumearbeit leisten müssen, um das heutige Publikum für das Werk empfänglich zu machen. Die Zeit hat es gereift. (Das Publikum oder das Werk?) Die moderne Bühnentechnik kommt zu Hilfe, die Drehbühne. Vor allem die Beleuchtungskunst. Jeßner gibt die Tragödie mit rasch wechselnden Verwandlungen; es tritt nur eine einzige Pause ein, nach dem neunten Bild. Ununterbrochen bleibt so die starke Spannung. Der szenische Aufbau ist gering, doch stets charakteristisch. Das Kapitol: der Senat ist auf den Stufen einer hochragenden Säulenhalle versammelt; der blaue Kuppelhorizont spannt sich dahinter. Die Ebene von Karthago zwischen beiden Heeren: glühender Himmel, der Blick aus der Unendlichkeit der sandigen Steppe durch den Lichtkreis auf die beiden Feldherren gebannt. Die riesige Bildsäule des Moloch in Karthago: Stufen, dahinter das roterglühende, dampfende Haupt, alles andere im Schatten. Der Thronsaal des Königs Prusias von Bithynien, wo der geschlagene Hannibal Gastfreundschaft erwartet: wiederum die Treppe, die nun zu einem prunkvollen Thronsitz emporführt. Meist spielt nur ein Drittel des Bühnenraums mit. Die so oft ins Krankhafte ausschweifende, ja ins Kindische sich verlierende Phantasie Grabbes ist in diesen Szenenbildern natürlich nicht ausgeschöpft. Zum Glück. Ein paar Zusammenziehungen in den in Capua spielenden Lagerszenen haben der dramatischen Schürzung sehr wohl getan. Die kluge dramaturgische Arbeit, die von Jeßner und seinen Getreuen geleistet worden ist, wird jeder Besucher des Staatstheaters dankbar anerkennen, sofern er sich der Mühe unterzieht, den (gewiß etwas verstaubten) Band Grabbe aus seiner Bibliothek herauszuholen und das krause Szenengewirr wieder einmal durchzublättern. Jeßner konnte sich auf ein erlesenes Personal stützen, das jeder Stimmung in diesem abenteuerlichen Stilgemisch gerecht zu werden vermag. Werner Krauß hat es verstanden, den großen Menschen Hannibal aus der teils mit Bombast überladenen, teils mit bitterscharfer Ironie durchsetzten dramatischen Skizze herauszuschälen. Im Sturz, in der Vereinsamung war er am größten. Die Gestalt wuchs besonders im zweiten Teil von Szene zu Szene. Im ersten Teil — Winter-



Bühnenbild aus Grabbes „Hannibal". Berlin, Staatliches Schauspielhaus
Zeichnung von Ernst Klausz

Digitized by Google

Agnes Straub
Zeichnung von E. F. M. Aders

in einem Bilde festhalten läßt ... Die Riesenarbeit dieser Inszenierung hat nicht nur literarhistorische Bedeutung, sondern sie hat auch ein großes, schaulustiges Publikum an jedem Spielabend ganz in den Bann dieses bizarren, uneinheitlichen, irgendwie aber doch packenden und zündenden Werks gezwungen.

Ins Städtische Opernhaus in Charlottenburg ist Bruno Walter, der Münchner Generalmusikdirektor, eingezogen, um den sich nun schon wieder die Wiener emsig bemühen. Hoffentlich bleibt er dem vielgeprüften Hause in der Bismarckstraße erhalten, das sonst wieder allzuleicht der Gefahr anheimfiele, Stadtverordneten-Interessen statt der Kunst zu dienen. Bruno Walter hat eine Neuinszenierung und Neubelebung von Glucks „Iphigenie in Aulis", ferner die reizende kleine Oper Donizettis „Don Pasquale" (die er vor Jahren bei einem Gastspiel im Metropoltheater schon einmal vorführte) mitgebracht,

lager in Capua — brachte er den größten dramatischen Augenblick der Tragödie, als ihm der als karthagischer Krieger verkleidete Römer mitten im Siegesfestjubel das Haupt seines Bruders Hasdrubal vor die Füße wirft, zu erschütternder Wirkung. In Karthago halfen Albert Florath als Melkir, einer der Dreimänner, Gad Schelaso als Hannibals hündisch-treuer Neger und Agnes Straub als die tapfere Alitta besonders zum Erfolge mit. (Die Frauen kommen bei Grabbe niemals gut weg, aber Agnes Straub hat ja erst kürzlich in Shaws geistreicher Skizze als „Große Katharina" einen glänzenden Rampenerfolg feiern dürfen.) Für Rom konnte Jeßner die klassischen Sprecher des Schauspielhauses aufbieten: Arthur Krauß neck, Carl Ebert. In Bithynien ragte die von Grabbe mit persönlichem Haß gezeichnete, von Erwin Faber mit köstlicher Schauspielerei (übrigens ohne billig-gehässige Nebenabsicht) gegebene Gestalt des eitlen Königs Prusias hervor, der den historischen Moment seiner Begegnung mit Hannibal sogleich vom Hofmaler

Werner Kraus als Hannibal. Berlin, Staatliches Schauspielhaus. Zeichnung von Ernst Klausz

Digitized by Google

Agnes Straub in Shaws „Großer Katharina"
Berlin, Staatliches Schauspielhaus. Zeichnung von Arthur Grunenberg

und dazu, als neuen Star dieser größten Volksoper Deutschlands, die vielumjubelte Maria Ivogün. Was ein Meister wie Bruno Walter aus dem in den Finanznöten und den Kabalen der Auflösungszeit rasch auseinandergefallenen Ensemble und dem heruntergewirtschafteten Orchester herauszuholen gewußt hat, das erwies die Neuaufführung von Richard Strauß' „Ariadne auf Naxos". Bekanntlich hat Strauß die erste Fassung, in der Molières „Bürger als Edelmann" den breiten Rahmen für das üppige Gastmahl und die als Dessert servierte Oper bildete, umgeworfen. Es ist nur ein Vorspiel geblieben, das uns hinter die Kulissen des Luxusschloßtheaters führt. Der Haushofmeister verkündigt der Komödiantengesellschaft, daß — eine Laune des gnädigen Herrn — die tragische Oper „Ariadne auf Naxos" nicht in einem Zug heruntergespielt, sondern von der Opera buffa durchsetzt gegeben werden soll. Darauf Entrüstung der Primadonna, Verzweiflung des jungen Komponisten, selbstironische Erheiterung der Zerbinetta, der lustigen Seele des lustigen Spielquintetts. Und der zweite Teil des Abends bringt dann die tragische Oper mit den köstlichen Zwischenspielen, die in ein paar der schwierigsten, aber glänzendsten Koloraturaufgaben gipfeln, die überhaupt je geschrieben worden sind. Die Stilmischung ist nicht ganz so willkürlich gewählt, wie's zuerst scheinen könnte; die komische Oper ist ja aus den Zwischenspielen der tragischen Oper entstanden (drum weist selbst noch der „Figaro" nur zwei Akte auf). Für die glänzende Technik von Strauß entwickelten sich da natürlich die lockendsten

Digitized by Google

Maria Schreker und Maria Ivogün in Richard Strauß' Oper „Ariadne auf Naxos"
Charlottenburg, Städtische Oper. Zeichnung von Arthur Grunenberg

Aufgaben. Daß das heitere Element in diesem Wettbewerb obsiegt, entspricht wohl doch auch der musikgeschichtlichen Mission, die Richard Strauß zu erfüllen hatte. Soll man's wagen, es heute schon zu prophezeien, ohne gesteinigt zu werden? Der „Rosenkavalier" wird noch immer bejubelt werden, wenn die „Elektra" erst wieder ausgegraben werden muß — wie's die „Meistersinger" gegenüber dem „Ring" einmal erfahren dürften. Wenn Richard Strauß in den Rokokostil hineintaucht, dann schöpft er eben mit beiden Händen, mit allen Sinnen — und mit einem naiven Herzen. Und aus seiner Partitur klingt und singt und glüht und sprüht und sprudelt es. Seine Orchestersprache beherrscht jede Stimmung; am köstlichsten, wenn sie sich des Wiener Dialekts bedienen darf. Mit kleinen, zunächst nicht grade überraschenden Motiven wirtschaftet er auch wieder in der „Ariadne". Aber die thematische Arbeit, durch eine raffinierte und dabei goldklare Instrumentation unterstützt, holt aus ihnen musikalisch das denkbar Stärkste heraus, in immer neuen Steigerungen und Abwandlungen. Und wenn er die Themen mischt, so ergeben sich Imitationen und Kombinationen mit allerlei klugen, oft ironisch

Digitized by Google

Elisabeth Bergner und Eugen Klöpfer in Klabunds „Kreidekreis". Berlin, Deutsches Theater
Zeichnung von Arthur Grunenberg

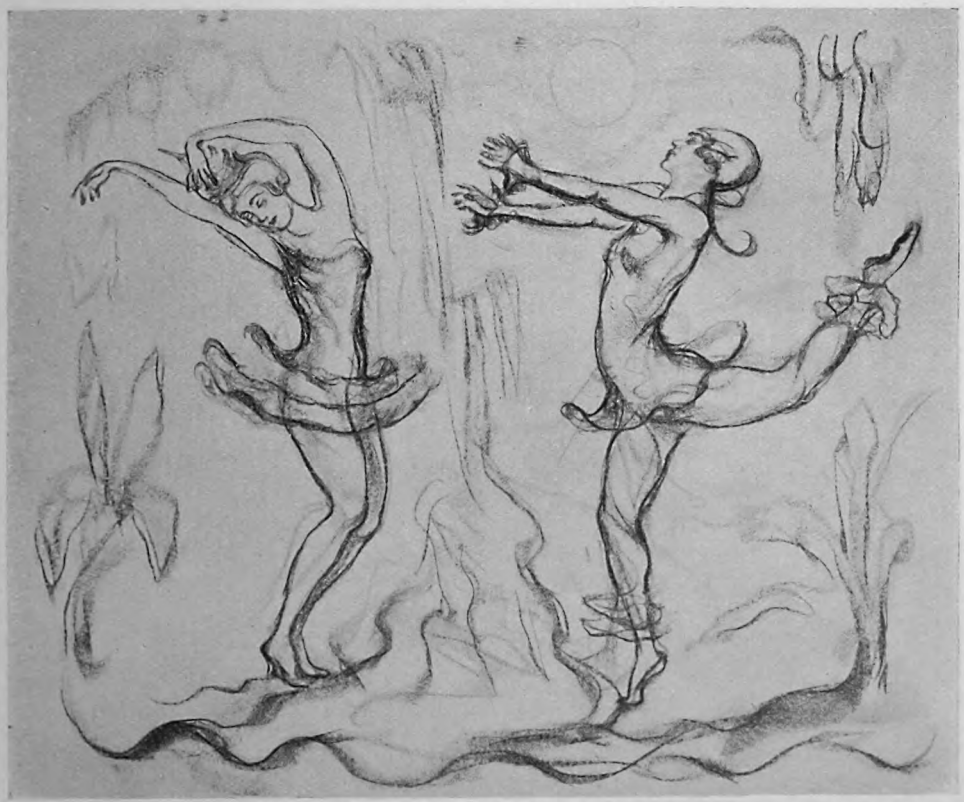
lächelnden Anspielungen, die aus dem Handgelenk geschüttelt scheinen und doch gewiß das Ergebnis ernstester Kontrapunktarbeit bilden. Auch in der „Ariadne" sind es drei Sängerinnen, denen die Hauptaufgabe zugeteilt ist. Wie im „Rosenkavalier". Die Städtische Oper hat dafür ihre prächtigsten Kräfte ins Feld geführt: Maria Schreker sang den jungen Komponisten, Emmi Bettendorf die Ariadne, Maria Jvogün die Zerbinetta. Die Koloratur der Jvogün ist noch immer glockenklar; aber sie ist nicht kalt wie ein Instrument oder unbeseelt wie eine Vogelstimme, sondern es liegt auch in den Wirbeln und Läufen und Trillern und Staccati selbst der schwindelnd hohen Lage der ganze warme Charme einer seelisch mitschwingenden Frau. Wer sich aus Jugendzeiten der glänzendsten Ziergesangskünstlerinnen entsinnt, einer Bianchi vielleicht, der weiß, daß jene nur Virtuosinnen des Kehlkopfs waren, Meisterinnen der italienischen Solfeggien. Die Aufführung ward für Richard Strauß und Bruno Walter ein neuer Triumph — vor allem aber für die unvergleichliche Zerbinetta.

Aus dieser Sphäre in die von Max Reinhardt zu finden, hält nicht schwer. Max Reinhardt ist der Richard Strauß der Schauspielkunst, an Glanz der Technik, an Ernst des Fleißes, an Leichtigkeit der Hand ihm innig verwandt. Der Regisseur steht dem Schauspieltext gegenüber wie der Komponist dem Libretto. Es fehlt noch jede Melodie und Harmonie, wenn er das Regiebuch in die Hand nimmt. In seinem Kopf erst gewinnt das Drama Gestalt, erhält Fluß und Tempo, Licht und Zäsur und Instrumentation. Als originellste Gabe vor dem Weihnachtsfest bescherte Reinhardt im Deutschen Theater eine Einübung von Klabunds nach chinesischen Vorwürfen gearbeitetem Spiel „Der Kreidekreis". Das Stück ist schon da und dort mit Erfolg gegeben worden. In Reinhardts Wiedergabe wurde es ein unvergeßlicher Eindruck. Sinologen werden uns dartun können, daß dieses China ebensowenig chinesisch ist wie das der Gozzi-Schillerschen „Turandot". Aber das Gewand ist ihm sehr hübsch angeähnelt; und das innere Drama darin geht im letzten Kern ja auf den weisen Richterspruch Salomonis zurück. Die kleine Tschang-Haitang wird nach der Beerdigung ihres Vaters, der durch die Herrschsucht des Mandarinen Ma zum Selbstmord getrieben ward, von der Mutter in ein Teehaus verkauft. Ihre erste Begegnung mit einem Mann ist die mit dem Prinzen Pao, der von dem Zauber ihrer Unschuld gefangen wird, aber weichen muß, als der reiche Ma sie als

Digitized by Google

Nebenfrau kauft. Sie dient nun Ma, von dessen erster Gattin sie mit Eifersucht verfolgt wird. Frau Ma erkennt die Wandlung ihres Gatten, seitdem ihm Tschang-Haitang einen Erben geboren, bringt ihm einen Gifttrunk bei und wälzt die Schuld, unterstützt durch ihren Liebhaber Tschao, auf die arme Tschang-Haitang. Sie wird zusammen mit ihrem Bruder, dem Revolutionär, durch die Schneewüste vor Gericht geschleppt. Ein Gericht der bestochenen, der beschränkten und haßerfüllten Richter, der meineidigen Zeugen. (So stelle ich mir etwa ein belgisches Kriegsgericht vor, das deutsche Offiziere in contumaciam verurteilt.) Aber inzwischen ist der Prinz Pao Kaiser geworden und will selbst Recht sprechen. Die beiden Frauen werden vor seinen Richterstuhl geführt. Das Kind wird in den Kreidekreis gelegt, die Mütter sollen darum ringen. Doch die arme Haitang hebt kaum die Hand — weil sie dem Kind nicht wehetun mag. Darauf der Salomonische Richterspruch: Haitang ist die Mutter. Frau Ma und ihre Helfershelfer werden verbannt, das Teehausmädchen von einst wird des Kaisers Gemahlin. Der sinnverwirrende Reiz der fremdländischen Ausstattung trägt gewiß viel zu dem starken Publikumserfolg bei, den das Werk nun auch in Berlin errungen hat. Aber es ist vor allem die schlichte Menschendarstellungskunst, die von Reinhardt in den Mittelpunkt gestellt wird: die rührende Tschang-Haitang der Elisabeth Bergner, der vom Bramarbas zum gütigen Wohltäter sich wandelnde Ma des großen Gestalters Eugen Klöpfer.

Auch die in Wien und München schon mit Erfolg gezeigte Ballettpantomime „Die grüne Flöte", die Max Reinhardt nicht zu stolz war zu inszenieren, bekamen die Berliner endlich zu sehen. Die Internationale Pantomimen-Gesellschaft gastierte damit im Lessing-Theater. Ernst Matray hat die Tänze erfunden, Einar Nilson hat dafür Mozartsche Themen geschickt zusammengestellt. Ein Märchenspiel aus China mit Zauberer, Hexe, Prinzen und Prinzessinnen. Maria Solveg, Katta Sterna und Rosemary Blackadder entzückten durch geschmeidige Körper, bestes technisches Können (auf dem Gebiet der alten Ballettkunst) und persönlichen Charme, der mit dem steifen Ballettlächeln überwundener Zeiten nichts gemein hat. Das Ganze ein kurzer, von phantastischen Farben und bizarren Kurven erfüllter Traum — auf der Fahrt nach China näher bei Gozzi als bei Klabund landend.



Maria Solveg und Katta Sterna in Reinhardt-Matrays Ballettpantomime „Die grüne Flöte"
Berlin, Lessingtheater. Zeichnung von Arthur Grunenberg

Digitized by Google

Vielleicht um wieder einmal zu zeigen, daß er den Theaterflitter gar nicht bedarf, um ein Publikum zu fesseln, hat Reinhardt in den Kammerspielen (die soeben in Jeromes Lustspielchen „Parable will nicht heiraten" Gülstorff und der reizenden Camilla Spira Gelegenheit zu einem flotten Spielerfolg gegeben haben) das „Apostelspiel" von Max Mell, einem jungen Österreicher, aufgeführt.

Eine Art Legendenspiel in Knittelversen, in Holzschnittmanier. Verlorenes Winterland, eine Armeleuthütte, darin der einfältige Großvater mit der frommen, bibelkundigen Enkelin haust. Zwei fremde Gäste, Mordgesellen, erfüllt von der neuen russischen Lehre, die kein Heim, keinen Gott, keine Familie mehr anerkennt, dringen ein. In einem roh einsetzenden Spaß stellen sie sich der kleinen Frommen als die Apostel Petrus und Johannes vor. Aber die arme Bibelgläubige übt in ihrer kindlichen Einfalt einen so mächtigen Eindruck auf den mordgierigen Verkommenen aus, daß der, in tiefster Seele gewandelt, mitsamt seinem plumpen Kumpan das Haus verläßt. Vier Darsteller, eine Stunde Spielzeit, nichts zu schauen. Aber doch ein tiefinneres Erleben. Helene Thimig innig, Hans Thimig packend, Oskar Homolka erschütternd drollig in seiner halbrussischen Vertiertheit, Carl Goetz als Alter ein Stückchen Oberammergau. Es ist vielleicht nur eine Geste, die das Spiel den Berlinern vermittelte; es mag wohl auch nur auf den — kleineren — Teil der Kammerspielbesucher gewirkt haben, deren Kindheit das Neue Testament schon in Herz und Phantasie erlebt hat. Aber diesen wenigen brachte es einen Gruß als Weihnachtsgabe.

Deutsche Kunst und deutsches Empfinden

Paul Wegener und Gerda Müller in O'Neills „Gier unter Ulmen". Berlin, Lessingtheater
Zeichnung von Arthur Grunenberg

Digitized by Google

Opernhausball. Gemälde von Prof. Max Schlichting

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

müssen wir hinter uns lassen, sobald wir uns den anderen Bühnen zuwenden.

Das Lessingtheater hat das amerikanische Kinostück von O'Neill „Gier unter Ulmen" in einer wuchtigen, szenisch sehr geschickten Darstellung importiert. Es spielt auf ödem Siedlungsland. Der alte Farmer, der das Gehöft Stein für Stein errichtet und ringsum den Boden urbar gemacht hat (eine Gestalt wie etwa Schönherrs starrer Großbauer in „Erde", der seinem Erben nicht Platz machen will), hat zum Ärger seiner Söhne aus erster und zweiter Ehe ein drittes Weib heimgeführt. Die junge Frau ersehnt zunächst nichts als den Besitz des Hauses unter den Ulmen. Ihr jüngster Stiefsohn, vom Haß zur Gier sich wandelnd, macht sie zur Mutter, so daß sie die Erbin des Anwesens wird. Der Hohn der Nachbarn öffnet dem Alten die Augen. Die junge Mutter, längst auch innerlich dem jetzt aus dem Hause verstoßenen Stiefsohn verbunden, will ihm den Beweis erbringen, daß ihr nichts mehr an dem Erbe gelegen ist, nur an seiner Liebe, und tötet das Kind. Aber der heimliche Vater läuft zur Polizei und verrät ihr Verbrechen. Eine rohe, scheußliche Angelegenheit, für Gemüter aus Wild-West mit Keilerei, Sentimentalität, Holzhackerphilosophie bunt gemischt. Für uns Hunnen von der Wirkung, als ob man zufällig in einem Wartesaal vierter Klasse ein Groschenheft mit blutrünstigem Titelumschlag in die Hand genommen hätte. „Ha, Elender —!" Aber das Stück ist glänzend inszeniert und bringt die Entschuldigung mit: ein überlebensgroßer Könner wie Paul Wegener spielt den alten Farmer. Man vergißt die Groschenheftdramatik und bewundert die elementare Wucht dieses Naturmenschen. Gerda Müller hilft mit, so daß wir an Menschen glauben. Die Regie tut ein übriges. Wir sehen das Haus sich öffnen in seinen einzelnen Räumen, sehen das Leben darin. Es liegt schon eine Lektion Völkerkunde in dieser Vorführung. Freilich: höher wird unsere Schätzung des amerikanischen Geistes dadurch nicht.

Camilla Spira in Jerome K. Jeromes „Parable will nicht heiraten"
Berlin, Kammerspiele. Zeichnung von Arthur Grunenberg

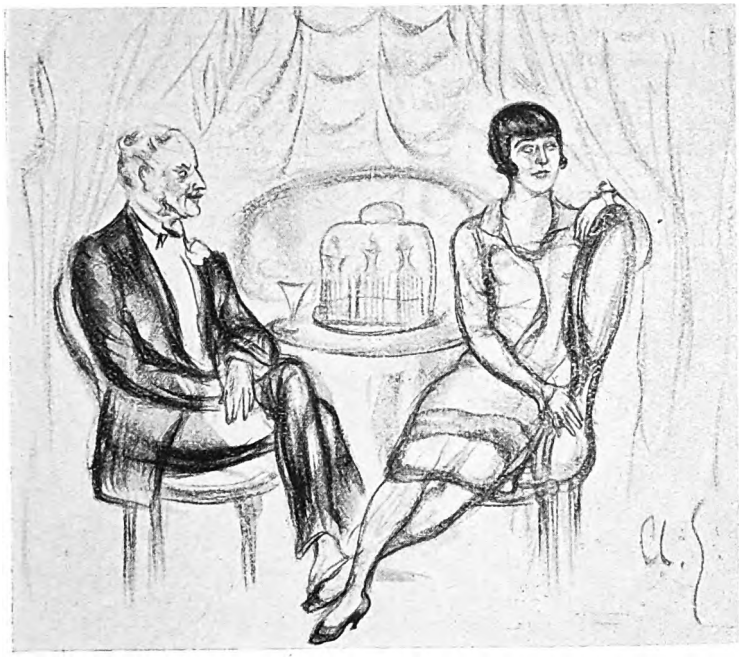
Barnowsky, der im Theater in der Königgrätzer Straße mit Grabbes „Don Juan und Faust" der Literatur ein Geschenk brachte, hat im Komödienhaus ein lukrativeres Geschäft aufgemacht: da gab es des unvermeidlichen Parisers Louis Verneuil neuestes Lustspiel „Kopf oder Schrift". Erika Gläßner spielt die Geliebte eines von seinem reichen Vater wegen seiner Kabarettätigkeit verstoßenen Sohnes. Sie radebrecht, denn sie ist eine rumänische Studentin. Jean soll, um sich mit seinem Vater zu versöhnen und rasch zu Geld zu kommen, eine Scheinverlobung ein-

Digitized by Google

gehn (natürlich mit der Tochter von Vaters Geschäftsfreund), und reist ab. Aber Maica, die untröstliche Rumänin, entschließt sich nach seiner Abreise, lieber „sich selbst zu opfern" und das erforderliche Geld von einem alten Herrn anzunehmen, der ihr schon lange nachstellt. Der alte Herr ist Jeans Papa, der Graf Varigny. Bei dem Souper in des Grafen Absteigequartier wird der alte Herr von der Liebe — und „Unschuld" — der rumänischen Studentin derart gerührt, daß er Liebe und Unschuld großmütig dem Sohne überläßt. Die verstorbensten Klingsberge steigen aus ihren Kotzebue-Gräbern auf. Ralph Arthur Roberts war als alter Graf auch fast der alte Friedrich Haase, dessen hundertster Geburtstag jetzt eben gefeiert wird. Das Stück hat einen zweiten Akt, der nur aus einem großen Bett besteht. Und dieses verbürgt einen Saisonerfolg. Die Gläßner und ihr eleganter Partner, Georg Alexander, kugeln sich darin in ihren Pyjamas, knutschen und verprügeln sich. Publikus schmilzt vor Wonne. Aber es soll nicht verschwiegen werden, daß die Gläßner noch viel mehr Wirkung in den sentimentalen Schlußakten erzielt als in diesem Bettakt mit seiner Kraft- und Schönheit-Gymnastik. Ihr Näseln und Nuscheln, ihre köstliche Portiermädeleleganz bilden ihren Typ; aber ihr Können ist größer; durch all den rührseligen Kitsch von Verneuil hindurch ist das greifbar. — Von den fünf Revuen, die uns dieser Bühnenwinter zumutet, brauchen wir nicht zu sprechen. Wir haben im vorigen Jahre deren vier erlebt. Die Operettenschlaaer, die durch ein bißchen Musikeinfälle erwähnenswert wären, sind dünn gesät. Das netteste Reißerchen dieser Gattung ist die „Teresina" von Oscar Straus. Ein stillos zwischen Sensationsdrama, Posse und komischer Oper hin und her wackelndes Gemisch, worin Napoleon und sein Hof bemüht werden, um einer armen korsischen Komödiantin, die eine große Sängerin wird, Gelegenheit zu geben, dem Gewaltigen ein Schäferstündchen abzuschlagen. Den Napoleon spielt, mit Takt die Klippen umschiffend, Johannes Riemann. Die Teresina ist Fritzi Massary. Man kann sich an solch einem Abend über hundert Dinge ärgern — aber eines wird man bewundernd anerkennen müssen: die ans Geniale streifende Spielsicherheit dieser gewiß nicht mehr allzu jungen Frau. Die Massary verdankt ihren Weltruhm (na, „Weltruhm", das ist doch wohl zu dick aufgetragen) nicht der Zigaretten-Reklame, sondern ihrem unerhörten Fleiß. Aus einer Winzigkeit von Singstimme hat sie durch unermüdliches Studium einen klanglich guten, festsitzenden Ton entwickelt. Sie ist die graziöseste und vornehmste Ope-

Hans Thimig, Oskar Homolka und Helene Thimig in Max Mells „Apostelspiel"
Berlin, Kammerspiele. Zeichnung von Arthur Grunenberg

Digitized by Google



R. A. Roberts und Erika Gläßner in Louis Verneuils „Kopf oder Schrift" Berlin, Komödienhaus. Zeichnung von Arthur Grunenberg

rettentänzerin geworden. Sie vermag jede Gestalt schauspielerisch bis in die letzte Wirkung durchzuführen. Sie weiß jede Pointe meisterlich zu geben. Und — sie ist nie undezent. Wir haben in ihr das klassische Muster ihres Fachs. Wenn nicht ihre großen Einnahmen, sondern ihr großes Können, ihr bewundernswerter Fleiß, ihr vornehmer Stil Schule machten, so wäre der Operettenbühne geholfen. Ihr Tanzcouplet „Besuch' mich mal in Korsika", in dem sich in dem hüpfenden Rhythmus ihr Ausdruck bis zur Glückseligkeit verklärt, ist köstliche Kunst.

Aus dem Haufen abgenagter Knochen, die mit dem Operettenplunder der verschiedenen G.m.b.H. ausstaffiert sind, sei zum Schluß „No no Nanette" herausgegriffen. Das Metropoltheater hat diese englisch-amerikanische Tanzburleske herübergebracht. Urheber belanglos. Sie soll „drüben" einen sensationellen Erfolg gehabt haben und noch haben. Schlimm genug. Aber für „drüben" bezeichnend. Eine einzige Shimmy-Melodie, die von Jazzband und Klavier, Solisten und Chor immer und immer wieder gekräht und getrampelt wird. Dazwischen eine unendlich langweilig sich hinziehende Auseinander-

Fritzi Massary und Harald Paulsen in Oscar Straus' „Teresina" Berlin, Deutsches Künstlertheater. Zeichnung von Arthur Grunenberg

Digitized by Google

setzung zwischen einem Ehemann, der drei Brautens hat (natürlich nur platonisch, denn das Stück stammt ja aus moralischem Lande), seinem Rechtsanwalt, der für ihn einspringen muß, und seiner Frau. Der moralische Schluß: man einigt sich über die Abfindung, die der entlarvte Schwerenöter den drei Brautens zahlen soll. Viel nackte Beine, viel kostbare Toiletten. Die eine einzige Melodie — „Ich möchte einmal glücklich sein" — ist männiglich schon durch Tanzkapelle oder Grammophon bis zum Überdruß bekannt geworden. Man würde sie sich zusammen mit der sehr behenden und graziösen, knabenhaft-schlanken Operettensoubrette Palasty und dem Massenaufgebot von Mädels für ein Viertelstündchen gefallen lassen, aber einen ganzen Abend lang, das ist zum Auswachsen. Was für dicke Nervenstricke, was für dicke Trommelfelle müssen doch die „da drüben" besitzen, daß sie sich solch einen musikalischen Dreschflegel stundenlang um die Ohren hauen lassen können! — Dem Berliner, der für dasselbe Eintrittsgeld die „Ariadne" hören kann, brauchte eigentlich die Wahl nicht schwer zu werden. — **P. O. H.**

Irene von Palasty als Nanette in der Tanzburleske „No no Nanette"
Berlin, Metropoltheater. Zeichnung von Arthur Grunenberg

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Hans Leip: Godekes Knecht (Leipzig 1925) — Georg Frhr. v. Ompteda: Ernst III. (Stuttgart 1925) — Robert Hohlbaum: Der Weg nach Emmaus (Leipzig 1925) — Arthur Schnitzler: Die Frau des Richters (Berlin 1925) — Fritz Philippi: Pfarrer Hirsekorns Zuchthausbrüder (Leipzig 1925) — Axel Lübbe: Der Flüchtling (Stuttgart 1925)

Eine Odyssee, eine kleine deutsche Odyssee hat Hans Leip (wieder ein neuer Name, aber einer, den man mit buntem Stift in sein Merkbuch schreiben mag) in dem Roman „Godekes Knecht" gedichtet. Den Stoff verrät der Name. Godeke Michels war neben Klaus Störtebecker der bekannteste und bedeutendste der Vitalienbrüder, auch Vitalianer oder Likendeeler, d. h. Gleichteiler genannt, — jene verwegenen Seeräuber, die gegen Ende des 14. Jahrhunderts den deutschen Norden unsicher machten. In meiner Heimat kennt man noch den Sang:

Störtebeker un Güdje Micheel
De beiden de roosten likendeel
To Water un to Lanne,
Hen dat et Gott in Himmel verdroot,
Da wurden se beide to Schanne.

Der Roman ist in Ichform geschrieben und erzählt das letzte Schicksal und Ende des Magisters Wikbold, der eine Art Generalstabschef Godekes war, zugleich Unterführer, wissenschaftlicher Beirat, Schiffsbaumeister und Schreiber. Vor allem aber war er, wenigstens so wie ihn Leip seherisch gestaltet, ein Mensch, dem nichts Menschliches fremd blieb, der sich und anderen keine Flausen vormacht, der in heftigstem Sturm noch das kleine Flämmchen seiner Liebe zu wahren weiß, der aber seine Sehnsucht und seinen Tatendrang über alle Meere und Länder auf Möwenschwingen hinausschickt. Und bald erkennt man, mit Wehmut und Schmerz, aber auch mit aufwachendem Stolz und leiser Zuversicht, daß dies der deutsche Mensch von heute ist, dieser Magister Wikbold, der seinem Wünschen und Wähnen kein genügendes Ziel findet („Ich hatte Heimweh und wußte nicht wohin"), der ihm aber treu bleibt, wie er den Seinen hier treu bleibt auf der kleinen Erde . . .

Mit weitsichtigem Auge hat Hans Leip den erhabenen Zug in der ungeschriebenen Verfassung der Vitalienbrüder herausgefunden. Den hochmütigen Pelzmützen, den Bürgermeistern der Hansa, ruft es Magister Wikbold zornig zu, es sei ihr Gesetz zu teilen nach gleichem Teil. Das könne ihnen weder Schwert noch Spott noch alle Räte der Welt nehmen. Sondern sie würden ihr Blut daransetzen, es zu vollbringen mit aller Kraft, und sie würden es mit der ganzen Welt so halten . . . „und es würde dann keine Rede mehr zu sein brauchen von Besitz oder Recht darauf; denn es gäbe dann weder Besitz noch Armut." Diesem Edelkommunismus, der im 14. Jahrhundert einzig dasteht (aber geschichtlich beglaubigt ist), gesellt sich das starke Gemeinschaftsgefühl, der strenge Gefolgschaftsgedanke, die Disziplin dieser verwegenen und kampffrohen Mannschaft.

Ist hier das Wesentliche der Vitalienbrüderschaft in großen Umrissen mit geschichtlichem wie künstlerischem Verständnis erfaßt, so zeigt sich die eigentliche dichterische Kraft Leips doch am eindruckvollsten in den seelischen Erlebnissen seines Helden und in der Kunst der epischen Schilderung. Wie lebenswahr die Stellung des Magisters zu den rohen Räubern und Säufern, aus denen im Grunde doch die Menge der tapferen Likedeeler besteht. So flink er auch die Wanten enterte, so wütend er auch im Kampf dreinschlug, so kräftig er mit ihnen fluchte und den Becher stürzte — er blieb für sie doch der „Tintenschleim", der instinktive Haß des Rohen, Ungebildeten gegen die feinere Natur ließ sich nicht unterdrücken. Und dieser innere Gegensatz wird noch verschärft durch die Liebe Wikbolds und treue Anhänglichkeit an ein feines Nönnlein Begine Hilgefill — diesen Wasserratten unverständlich, die das Weib nur bei den wüsten Orgien ihrer Land-„Erholung" kennenlernen.

Nicht minder eigenartig als seine Liebe ist das Verhältnis Wikbolds zu Godeke, von dessen Persönlichkeit er mächtig angezogen wird und dem er in treuer Herzgefolgschaft anhängt. Dieser Räuberhauptmann mit den roten Borsten und dem massiven Draufgängertum ist im Grunde eine feine Natur, die instinktiv fühlt, daß der Magister ein wertvoller Mensch ist, der ihm innerlich zugehört. Schön ist die Darstellung dieses wechselnden Verhältnisses zwischen den beiden Männern, die sich tief schätzen, von ihrer einander widersprechenden Natur mehr als einmal getrennt werden und doch am Schluß in letzter Not einsam nebeneinanderstehen. Ergreifend wie sie beide im Kerker aus einem Napf ihre Suppe löffeln, wie sie sich stöhnend auf ihrem letzten Lager nebeneinander wälzen und schließlich gemeinsam stolz und ruhig den Richtplatz betreten. Noch einmal sieht des Magisters trunkenes Auge die

Digitized by Google

ganze Herrlichkeit der Welt im Sonnenglanz, dann kommt die große Nacht. „Gering ist der Mensch, ein Spott sind die Jahre, doch unendlich ist die Süße des Lebens."

Es ist ein norddeutsches Buch, Sturm und Meereswelle singen, raunen, brausen darin, es ist erfüllt von Meeressehnsucht und entbehrt nicht die große Vision, welche weite Flächen braucht. Von einem Schwärmer geschrieben, der doch ein großer Realist bleibt, männlich stark und künstlerisch zart — deutsch im besten Sinne. „Godekes Knecht" wird dorthin zu stellen sein, wo die großen Herren der Erzählungskunst stehen, die Meister des Worts, des Schauens, des inneren Erlebens.

Dieser neu und jung aufschießenden Hoffnung, Hans Leip geheißen, sei ein Veteran seines Fachs gegenübergestellt: der genau dreißig Jahre ältere (1863—1893) Georg Freiherr von Ompteda, — an Art nicht weniger von ihm verschieden, als an Jahren. Zumal in seinem neuen Roman „Ernst III.", dieser behaglichen stachellosen Satire auf monarchische Herrlichkeit. Zu Anfang glaubt man, Ompteda habe bekannte geschichtliche Persönlichkeiten im Auge, aber er ist klug genug, sich nicht festzulegen und zu beschränken, er nimmt von allen Seiten, was er gebrauchen kann, und so gelingt ihm ein farbiges, an kleinen humoristischen Tupfern reiches Bild, zu dem er die Vorstudien wohl schon 1898 in seinem Roman „Der Zeremonienmeister", einem ergötzlichen Konterfei höfischer Gesellschaft, gemacht hat.

Im Königreich Tillen, das da irgendwo in Süddeutschland liegt, regieren seit über siebenhundert Jahren die Osterburger; zurzeit sitzt Ernst II. auf dem Thron, der Schrecken seiner Umgebung, denn er ist der strengste Arbeiter seines Landes. Sein einziger Sohn, der Kronprinz, ist ein Bluter und stirbt früh an den Scherben eines gewissen „nachts nicht unwichtigen" Geschirrs, um dessen Erneuerung — es war schon lange geborsten — sich der Adjutant vergebens beim Hausmarschall bemüht hatte. So wird Prinz Arbogast, ein armer Teufel, der bisher mit kümmerlicher Zulage als Rittmeister bei den zweiten Dragonern steht, Thronfolger. Sehr hübsch wird erzählt, wie der arme Prinz nach einer Schwadronsbesichtigung, bei der er vom Herrn General einen schmählichen Rüffel erhalten hat, sich im Kasino beim Regimentsessen unter die jungen Leutnants versteckt hat und dort seinen Ärger im Glase zu ertränken sucht — als plötzlich die Drahtnachricht kommt, der König sei am Herzschlag gestorben und Prinz Arbogast habe als „Ernst III." den Königsthron bestiegen. Wie diese ehrliche, gerade Soldatennatur nun, nicht allzu stark mit Intelligenz belastet, aber von gesundem Menschenverstand, in allem schlicht und natürlich bleibt, und auf dem glatten Parkett des Hofes, umschwirrt von den typischen Kreaturen, den Titel-, Amt- und Ordenjägern, ruhig seinen Weg geht, um schließlich nach mancherlei Wirrnissen seine Lebensgefährtin zu finden, die ihm allem Anschein nach das Glück bringen wird, macht nun den heiteren und lebendigen Inhalt der Erzählung aus.

Stachellos nannte ich die Satire, die in dem Roman steckt. Ompteda hat, das merkt man sehr bald, weder die Absicht zu verletzen, noch die Welt zu bessern und zu bekehren, er blickt mit gelassenem Lächeln auf das Menschentreiben, das gerade in solcher Umwelt Stoff genug zu heiterer Betrachtung gibt; er zeigt, daß schließlich überall die Natur den Sieg behält. Viel Güte und liebenswürdige Feinheit durchbricht die sorgsame Rechtlichkeit seiner Darstellung, so etwa in dem Verhältnis des Königs zu seinem ehemaligen Burschen, das sich in keiner Weise ändert, „Piephacke" bleibt sein Faktotum, mit dem er auch als gekröntes Haupt noch kameradschaftlich seine Meinung austauscht. Das Ganze macht, wie so oft bei diesem beliebten Erzähler, den Eindruck eines aus kleinen rechteckigen Ausschnitten zusammengesetzten Bildes, voll charakteristischen Einzelheiten, mitunter erstaunlich belichtet, manchmal aber auch blaß verdämmernd.

Wohl um die Unwirklichkeit seiner Erzählung (von 483 Seiten) zu betonen, hat Ompteda seinen Personen ulkige Namen gegeben, die auf ihre Tätigkeit oder ihren Charakter hinweisen, da heißt der Oberstallmeister von Zaum, der Schatullenverwalter von Böswetter, der Hofspediteur Packer, der Ratsarchivar Staub, der Zeichenlehrer Raffael Kreis, der Friseur Kahlschnitt, ein Dragoneroffizier gar Kotz von Gerben. Der Spaß ist etwas dünn und scheint mir mehr für ein Märchen oder für eine Burleske zu passen, als für einen sonst größtenteils recht realistischen Roman, aber das hat nicht viel zu bedeuten gegenüber den Vorzügen des unterhaltenden und belustigenden Werks, das viele Leser finden wird.

Streng geschichtlich und mit der ernsten Stirnfalte des Richters betrachtet, im Gegensatz zu dieser heiteren Königsgeschichte, der Wiener Robert Hohlbaum in seinem Roman „Der Weg nach Emmaus", die Welt der hohen Politik. Der Roman ist das zweite Stück eines groß angelegten Werkes „Die deutsche Passion", das Hohlbaum unter der Feder hat, und ich behalte mir vor, auf das Ganze, sobald es erschienen ist, zurückzukommen. Geschildert werden in diesem Bande — und oft sehr packend — die Zustände und Begebenheiten in Deutschland zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Ein düsteres Bild von Bedrückung und leichtsinniger Verschwendung in den oberen Schichten; wie vorbildlich ragt aus dem wüsten Treiben der Fürsten und des Adels die schlichte, bäuerische Gestalt des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. hervor — freilich als nichts weniger denn als Vorbild aufgefaßt von jener genießerischen Aristokratie, im Gegenteil . . . Hohlbaums Buch habe ich unter einer erschreckend großen Menge „historischer" Ro-

Digitized by Google

mane als den einzigen herausgefunden, der den Durchschnitt ein wenig überragt. Ist denn wirklich heute Nachfrage nach dieser Gattung? Der geschichtliche Roman wird immer gern gelesen werden und Bedeutung behalten, wenn ein ungewöhnliches Talent wie Kolbenheyer sich einer Gestalt oder einer Zeitstrecke der Vergangenheit bemächtigt, um sie mit eigenem Geist, Blut und Leben zu erfüllen. Aber was haben uns diese Kostüme zu sagen, mit denen sich der Dutzend-Erzähler behängt und spreizt, als wäre er nun etwas? „Setz dir Perrücken auf von Millionen Locken, setz deinen Fuß auf ellenhohe Sokken, du bleibst doch immer, der du bist."

Etwas anderes ist es, wenn Arthur Schnitzler seiner Erzählung „Die Frau des Richters" ein historisches Mäntelchen umhängt. Wie es Tänze gibt, die nur im Kostüm getanzt werden können, so gibt es auch Geschichten, die ohne die Umwelt eines Fürstenhofes, ohne den Selbstherrscher in eigner Person, ihren Sinn verlieren würden. Vor allem gehören dahin gewisse pikante Anekdötchen, zu deren Gattung man diese Erzählung — in erweitertem Sinn — rechnen könnte, wenn nicht ein ernster Grundgedanke, geschliffene Form und novellistische Mannigfaltigkeit sie weit darüber hinaushöben. Der Herzog von Sigmaringen, Karl Eberhard XVI., ist gestorben. Er hat ein sehr lockeres Leben geführt, freilich ganz im verborgenen, ein waldumrauschtes Jagdschlößchen, Karolslust, beherbergt eine Anzahl hübscher „Gartenmägdlein", die seiner Besuche harren. Im übrigen belästigt er seine Untertanen nicht sonderlich, und da er reich genug ist, vermag er ohne große Steuern und andere Abgaben zu regieren, zumal er weder politischen noch militärischen Ehrgeiz hat. Sein Nachfolger ist aus anderem Holz geschnitzt: ein feingebildeter Mann, der in Paris studiert, mit Köpfen wie Diderot und Melchior v. Grimm verkehrt hat. Er denkt nicht daran, das wüste Leben seines Vorgängers fortzusetzen, widmet sich seinen Regentenpflichten mit Ernst und Güte und würde sicherlich ein Musterfürst geworden sein, wenn ihn nicht seltsame Erlebnisse mit einigen üblen Untertanen auf eine andere Bahn brächten.

Tobias Klenk, ein Strolch und Aufrührer, hat den Richter Adalbert Wogelein zum Freund, der völlig unter seinem Einfluß steht. Als Adalbert aber in die Lage kommt, über Tobias zu richten, verurteilt er ihn, und nur die Gnade des jungen Herzogs bewahrt ihn vor schwerer Strafe. Adalbert aber, ein so ausgemachter Schurke, wie man sie denn doch nur selten im Leben findet (Ausnahmen bestätigen), lügt dem Klenk sowohl wie seiner eigenen Frau vor, der Herzog habe ihn verurteilt wissen wollen, er aber, Adalbert, sei sein Befreier. Diese und andere Erbärmlichkeiten haben, als sie herauskommen, zur Folge, daß die blonde Frau Agnes, des Richters Ehegattin, sich zum Herzog mehr als zu ihrem Lümpchen von Mann hingezogen fühlt, daß Klenk, des Herzogs Güte mit frecher Beschimpfung erwidernd, des Landes verwiesen wird, der Herzog aber — und das ist das nachdenklich Stimmende an der ganzen Geschichte — in kurzer Zeit ein Fürst von ganz ähnlicher Art wird, wie sein Vorgänger gewesen ist.

Die Novelle ist im Kleistschen Stil geschrieben. Mit absoluter Gegenständlichkeit wird eine Fülle von Vorgängen und Verwicklungen auf engem Raum dargestellt und es scheint des Dichters Bestreben nur, seine Geschöpfe keinen ruhigen Mittelzustand vertreten zu lassen, während der Erzähler selber unbewegt im gleichen Tonfall berichtet, sich stets auf das Wesentliche, das er zu sagen hat, versammelt, die Hauptpersonen nicht aus dem Auge läßt und nur hie und da durch eine bestimmte, charakteristische Nebenhandlung den schlichten Chronistenton, die scheinbar aktenmäßige Darstellung belebt. Wenn auch nicht die Kraft und dichterische Größe, so ist doch die Eigenart des Kleistschen Sprachstils in der Novelle gut getroffen.

Einen polaren Gegensatz (wie er auf dem Kunstgebiet der Prosaerzählung kaum fühlbarer zu denken ist), stellt zu dieser glattgeformten, feingeschliffenen Novelle Fritz Philippis Erzählung „Pfarrer Hirsekorns Zuchthausbrüder", dar. Ich mache es Philippi zum Vorwurf, daß er dem Buch einen durch seine schlichte Bescheidenheit irreführenden Titel gegeben hat — ohne abzustreiten, daß diese Selbstverleugnung wohltuender wirkt, als die schreienden Plakate vieler Buchdeckel, die über kleinen Hohlräumen liegen. Diese „menschliche Geschichte", wie der Dichter sein Buch nennt, ist meiner Meinung nach nicht nur das Beste, was Fritz Philippi geschrieben hat, es ist auch eine der empfehlenswertesten Erzählungen, die überhaupt während der letzten Jahre in deutscher Sprache erschienen sind. Ein unscheinbares Buch. „Von Pfarrer Mathias Hirsekorn und seinen Leuten" wissen wir schon aus der früheren Erzählung Philippis, daß er, als Stadtmensch ins Dörflein Wildendorn verschlagen, einen schweren Stand mit den störrischen und steifnackigen Bauern hat, schließlich aber, an der führenden und tröstenden Hand der Mutter Natur, alle Schwierigkeiten überwindet und als Sieger davongeht. Das war sehr hübsch erzählt, aber schließlich nicht mehr als das Einzelschicksal eines liebenswerten Mannes und selbständig denkenden Geistlichen. Hier aber, in einem Städtchen an der Lahn, kommt Hirsekorn — der natürlich Philippi selber ist — als Zuchthauspfarrer in die abgeschlossensten Welten und wird zugleich, mit der kategorischen Aufforderung seines Berufs: Stellung zu nehmen, vor die heikelsten Probleme der menschlichen Staatseinrichtung gestellt. Schuld und Sühne, Verbrechen und Strafe! Unzulänglich wie alle Wortbegriffe, aber noch schwieriger, noch unbestimmbarer,

Digitized by Google

unbegrenzbarer als viele andere, unendlich verästelt und widerspruchsvoll in sich, fließend und nebelgleich webend — sucht sie doch das herzlose Ungeheuer Staat gleichsam auf eingerammte Pflöcke festzunageln, als wären es die greifbarsten, sinnfälligsten Dinge von der Welt. Zagend, aber von heißem Drang nach Erkenntnis und Hilfe erfüllt, betritt Hirsekorn, Mensch und Dichter, in dritter Linie erst Pfarrer, diese altersgraue, dickwändige Verbrecherburg. „Folgerecht hauste das Unerlöste auf dem hohen Felsenriff, als wäre es dort ausgesetzt und gestrandet. Und ich, Mathias Hirsekorn, empfing den Auftrag — von wem? — sichtbar zwischen zwei Welten zu wandeln und die Brücke zu bilden . . .?" Er zweifelt an seiner Tauglichkeit dazu. Aber schon das erste Erschaudern, als er die Leiter und Beamten der Strafanstalt in behaglichem Plauderton über die Schicksale dieser Eingesperrten bestimmen hört, hat ihn, ohne daß er selber es weiß, dazu berufen. Als er nun gar in einer Konferenz an jene Herren die Frage stellt: „Werden die Gefangenen hier gebessert, oder noch mehr verdorben?" da halten sie ihn zuerst für einen Witzbold, aber bald müssen sie erkennen, daß es ihm bitterer Ernst ist mit dieser Frage. Sie hat nur leider nicht den Reiz der Neuheit. Der Kreisarzt selber gibt das zu. Er vergleicht das Zuchthaus mit einem Isolierbau, der als Heilanstalt mit Infektionskranken allerart gleichzeitig belegt ist: „Hier ist die hohe Schule für Kriminalität, die Kasernierung des Lasters. Wenn einer ein guter Lernkopf ist, lernt er allerhand dazu."

Hirsekorn beschließt, vom Pfarrer und Oberbeamten umzulernen zum Menschen. Er geht als einfacher Besucher ein und aus bei den Sträflingen. Um es gleich zu sagen: es ist nicht gerade viel, was Hirsekorn in den sieben Jahren seiner Tätigkeit hier an positiven Erfolgen aufweisen kann, aber immerhin ist eines Menschen Stimme in einer Einöde zu hören, und das Echo in diesem Buch wird allen, die Ohren haben, mehr sagen, als den Zuchthäuslern im Lahntal.

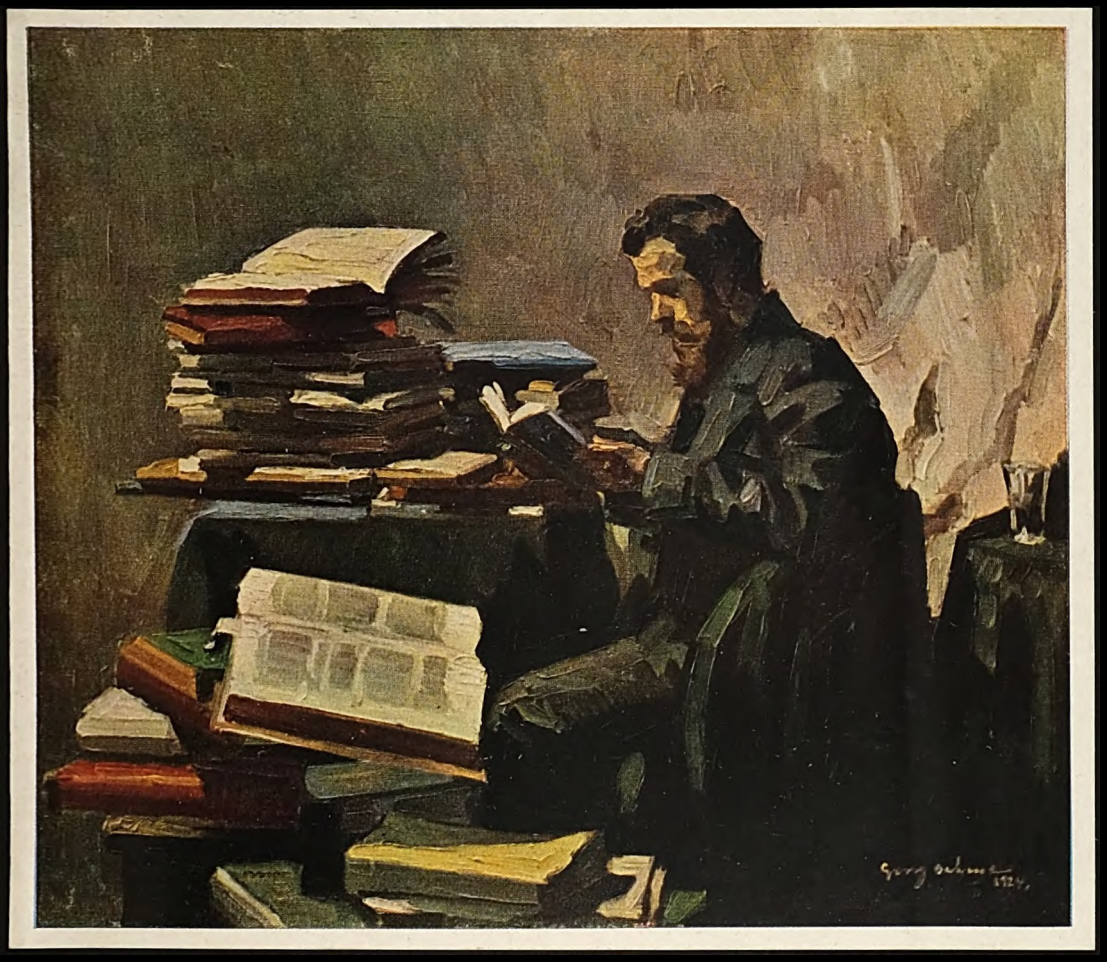
Um zu erfahren, wie einem Eingekerkerten zumut ist, schließt sich Hirsekorn eines Abends selber in eine Zelle ein, aus der man einen Sträfling entlassen hat. Die Suggestion in dieser freiwilligen Haft ist so groß, daß er in der Zelle bleibt, bis der Inspektor, durch Hirsekorns Frau veranlaßt, die Zellen absucht und ihn findet. Psychologisch sehr fein und merkwürdig sind nun die Erlebnisse Hirsekorns mit den einzelnen Verbrechern. Er wirkt durchaus nicht immer als erlösender Heiland. Ja, einmal, als er einen „Lebenslänglichen", der ruhig für sich dahinlebt, überredet, in das Scheidungsgesuch seiner Frau einzuwilligen, warnt ihn ein erfahrener Oberbeamter, den Sträfling „aufzuwecken". Und richtig, der bisher so Ruhige nimmt sich das Leben, weil seine Erinnerungen an Weib und Kind wieder aufgestört sind. Besonders hartnäckig ist der Seelenkampf mit einem verstockten und scheinbar ganz unzugänglichen Schwerverbrecher, Kellner von Beruf. Hirsekorn siegt in diesem Ringen, er erweicht die eiserne Rinde und findet den Menschen, aber es ist das Tragikomische solcher „Umwandlung", daß der Pfarrer schließlich den Entflohenen mit Geld versieht und ihm so „forthilft" — für ihn selber aber das Tragische: daß oft seine gute Tat sich in gärend Gift verwandelt . . .

Man sieht aus diesen Beispielen schon, daß Philippi weit davon entfernt ist, sich selber etwa als Nothelfer und Erlöser in bengalische Beleuchtung zu stellen. Das Goethesche Wortspiel: „Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, gehört gewiß nicht zu den Besten" trifft auf ihn in vollem Umfang zu. Er hat eben, was so vielen Erzählern nachgesagt wird und was so wenige besitzen, den großen wirklichen Humor, der nicht als Mittel und schriftstellerischer Zweck gesucht wird, sondern als menschliche Mitgift in sein Denken und Fühlen eingewachsen ist. Dieser Humor wirkt wie eine Sonne, in der man das Buch umblättert: jede Seite fast glänzt in ihrem Gold auf. Wie wunderhübsch sind diese Kindergeschichten, wie dichterisch schön diese Zwiegespräche mit der Natur und mit dem eigenen Ich, die einen ebenso gütigen wie gescheiten Menschen offenbaren. Und dabei sorgt die Umwelt für stete Spannung. Was Sensationsschreiber mit vieler Mühe suchen: das Kriminalerlebnis ist hier im Stoff selbst gefunden, nur daß es in mannigfachen Farben schillert und immer eine tiefe Bedeutung hat. Man liest, fortgerissen von den Begebenheiten, erheitert von dem Humor eines Schulmeisterlein Wuz (in höherem Sinne), nachdenklich gestimmt von der unanfechtbaren Grenzbestimmung menschlicher Karitas, aber in allem: überraschend bereichert, geistig, wie seelisch — und immer der Mutter Erde nah mit ihren Herrlichkeiten und ihren Gebrechen.

★

Wie aus der Herbariumpresse nimmt man aus einem dünnen Bändchen der Falkenbücherei, genannt „Der Flüchtling", ein Erlebnis, das selbst in diesem gepreßten Zustande noch erschütternd wirkt. Ein deutscher Edelmensch, von innerer und äußerer Kultur, ist zu Anfang des Krieges in russische Gefangenschaft geraten und fürchtet im Lauf der Jahre dort zu verkümmern. Er flieht. Und die Schrecken dieser Flucht, unterbrochen von kurzen Lichtblicken der Hoffnung, von erhabenen Visionen des krankhaft Fortstürmenden machen nun den Inhalt der kleinen Erzählung aus, in der Axel Lübbe sich als Dichter erweist. Der Fliehende erreicht die Heimat nicht. Und als er zuletzt in der Steppe umfällt und in seinem Inneren erklingen Melodien, die er längst vergessen hatte: Mozart . . . Beethoven . . . Sebastian Bach . . . da löst sich seine Seele von ihm und kommt nun viel schneller vorwärts und der Heimat näher . . .

Digitized by Google



Digitized by Google

Das Ehebuch. Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm

In der Gegenwart, die alles schwankend zeigt und deren sozialphilosophisches Erdbeben den ältesten und stolzesten Gebäuden zumindest Risse zugefügt hat, ist auch die bürgerliche Ehe aus ihrer gefesteten Sicherheit zum Problem geworden, dem aus allen Lagern großes Interesse entgegengebracht wird, wie zahlreiche Veröffentlichungen beweisen. Die Gesamtfrage in Einzeldarstellungen verschiedener Autoren zusammenzufassen sucht „in neuer Sinngebung" die Darmstädter Schule der Weisheit unter Führung des Grafen Hermann Keyserling (Graf Hermann Keyserling „Das Ehebuch", Nils Kampmann Verlag, Celle), mit dem ausgesprochenen Zweck, allen denen zu helfen, die in den Ehestand treten wollen.

Zuerst handelt es sich darum, das Problem richtig zu stellen, eine Aufgabe, die der Herausgeber im ersten Teil mit großem philosophischem Apparat unternimmt. In erster Linie wird nunmehr die Ehe nicht als jene Selbstverständlichkeit aufgefaßt, für die sie seit Jahrhunderten galt und bei der Mehrzahl noch heute gilt, sondern, naturwissenschaftlich genommen, Mann wie Weib als ursprünglich polygam gezeigt. Dies anerkannt, wären die Grundlagen der Kultur vernichtet, bauen sich doch gesunde Staaten und fruchtbare Zivilisationen seit Jahrtausenden auf der Familie und damit auf der Ehe auf, mag diese sakramental oder bürgerlich aufgefaßt werden.

„Daß die Ehe als Lösung des Glücksproblems begriffen, von Hause aus mißverstanden wird," sagt Keyserling und hält eine glückliche Ehe im selbstsüchtigen Sinne dessen, was Verliebte hoffen, für selten. Er wendet sich mit Recht gegen die alte Lustspieltheorie, die das Stück mit der Heirat enden läßt, und stellt diese an den Beginn der seelischen und äußerlichen Verwicklungen. So wird ihm die Ehe zur Symphonie des Lebens, deren Partitur das vorliegende Werk enthalten soll.

Da spielen unter dem Taktstock des Herausgebers verschiedene Autoren ihre Instrumente in diesem sozialphilosophischen Orchester und bringen Einzelstimmen zu Gehör, die sich trotz mancher Gegensätze zu geschlossenem Tonbild zusammenfügen. Aufmerksam horchend, glaube ich das Leitmotiv des Werkes in dem Satz vernommen zu haben: „Die Erfüllung der Ehe und damit ihr Glück schließt die Aufsichnahme des Lebensleides ein." Dies erinnert an den tiefen Sinn des Volkslieds: ich kann dich leiden. Denn Liebe im höchsten Grade nimmt das Leid auf sich.

So wächst aus den praktischen Ehefragen für den Denker das Problem einer Kunst der Ehe, die den Zwiespalt zwischen Opfersinn und Egoismus durch die Schönheit der Lebensempfindung zu lösen sucht. Diese Kunst, die jedem seelische, geistige und soziale Freiheit läßt, führt den Verfasser zur Ansicht, daß die Ehe der Zukunft „distanzierteren Charakter" tragen wird als alle früheren. „So erhob sich die Ehe von einer halben Naturform, die sie ursprünglich war, immer mehr auf die Ebene eines reinen Kunstwerks." Das geht in Kirkegaards Lehre über, nach der die Ehe der ethischen Sphäre wohl angehört, aber über diese hinausragt in die ästhetische.

Ethnographisch und historisch geformt ist der zweite Teil, der das Problem „in Raum und Zeit" zu stellen sucht. Wir hören, an Beispielen wilder Völker erläutert, von den Uranfängen, Leo Frobenius erzählt (in dem meiner Ansicht nach interessantesten Aufsatz des Buches) von Ehe und Mutterrecht, Rabindranath Tagore erläutert das indische Eheideal, und mit meisterhafter Sachlichkeit spricht Richard Wilhelm von den chinesischen Verhältnissen. Hier wird uns der klassische Aufbau des Buches, der erste Satz der Symphonie klar.

Mit dem Aufsatz Standesehe gerät man in den Bezirk der europäisch modernen Fragen, deren Kernpunkt Paul Ernst ohne Scheu und Voreingenommenheit in „Ehe und Proletarisierung" behandelt. Arbeitsteilung auf Grund der Verschiedenheit der Geschlechter wird gefordert, und dasselbe Problem, das Hutchinson im Roman „Das Kastenhaus" tiefergreifend schildert, kristallisiert sich hier zu dem erschütternden Satz: „Wenn die Frau außerhalb des Hauses tätig ist, dann ist überhaupt kein Raum da, in welchem die Kinder aufwachsen können, denn die Frau kann sie doch nicht mit in die Fabrik oder Schreibstube nehmen." Ernst schließt daraus, daß es schon viele Eheformen gegeben hat, auf die Möglichkeit neuer Formen, die christlich-bürgerliche Ehe abzulösen.

Als kluger Historiker plaudert Ricarda Huch über die romantische Ehe, und Jakob Wassermann schreibt der bürgerlichen eine Art Nekrolog, da die alten hohen Bindungen in der Revolution verloren gegangen und neue noch nicht gefunden seien. Ist hier nicht die Revolution, die des geistigen Inhalts bisher entbehrte, etwas zu hoch eingeschätzt? Das scheint mir in dem ganzen Buch der Fall, namentlich in dem, was die Damen über die Ehe in der Neuen Welt und in der Zukunft kundzutun belieben. Was Beatrice M. Hinkle über die amerikanische Ehe sagt, gipfelt in dem pompösen, aber doch allzu phrasenhaften Satz: „Der heutige Kampf der Frau bedeutet die mächtigen Geburtswehen eines neuen Selbst." Diese etwas zu schrillen Töne dämpft Thomas Manns Essay: Die Ehe im Übergang. Er greift klug und in gewählten Worten auf Hegels Philosophie zurück, um in bezug auf die Neuschöpfung des absterbenden Begriffs zu sagen: „Nicht um Verdrängen und Restauration kann es

Digitized by Google

sich handeln, sondern um Einverleibung und Einverseelung der Erkenntnis zur Bildung neuer Würde, Form und Kultur."

Im dritten Teil, der die Ehe als zeitloses Problem ansieht, beginnt der Herausgeber den letzten großen Satz der Symphonie mit einer Belehrung über die richtige Gattenwahl und bringt damit den philosophischen Übergang zu den medizinisch-analytischen Betrachtungen. Errichtet auf der Erkenntnis, „nur niveaugleiche Menschen können sich im Guten ergänzen", kommt der Aufsatz zu dem Schluß: „Es sollte nur mehr Edelrassen geben, gleichviel in welcher Lebensstellung." Damit ist Ernst Kretschmers Arbeit über die körperlich-seelische Zusammenstimmung vorbereitet, die ein eigentümlich genaues Gleichmaß ärztlich-biologischer Wertungen mit denen der Ästhetik zeigt, speziell der erotischen Ästhetik, soweit sie naiv, das heißt triebhaft, instinktgebunden sind. Der Verfasser des Buches „Körperbau und Charakter" weiß hier vorzügliche Winke zu geben.

Wenn ein Nervenarzt, wie Herr von Hattingberg, über die Ehe als analytische Situation spricht, so will er einen Weg seelischer Einwirkung angeben „gegen jene krankhafte Übersteigerung des Gegensatzes zwischen dem, was wir bewußt sind, und dem, was unsere Träume bewegt, die wir nicht verstehen". Ihm wird die Ehe zur Auseinandersetzung mit dem andern, vielleicht handelt es sich in diesem Sinne um jene moderne Scheu vor Verantwortung, die das Gesamtleben zu vergiften droht. Die Ehe als psychologische Beziehung genommen (von C. G. Jung) führt wieder in die höhere Philosophie. Es wird erklärt an Romanbeispielen, wie esoterische Einflüsse auf das Leben wirken und jedes Lebensalter seine eigene psychologische Wahrheit hat.

Den Erscheinungen des sozialen Lebens und der Persönlichkeit wird man erst gerecht, wenn man sie in ihrem Zusammenhang betrachtet — in dieser Richtlinie erscheint die Ehe als Aufgabe und wird dementsprechend von dem bekannten Wiener Sozialpolitiker Alfred Adler aufgefaßt. Bezeichnend ist sein bedeutungsvoller Hinweis: „Die Verknüpfung der Ehe mit den wichtigsten gesellschaftlichen Notwendigkeiten läßt uns verstehen, daß sie nicht, wie wohl die meisten meinen, eine Privatangelegenheit ist. Das ganze Volk, die ganze Menschheit ist daran beteiligt. Und jeder, der eine Ehe schließt, erfüllt dabei, auch wenn er nichts davon weiß, ein Mandat der Gesamtheit."

Daß Havelock Ellis die Liebe als Kunst und Mechtild Lichnowsky die Ehe als Kunstwerk schildern, gibt dem Buch die feine literarische Note, psychologisches Feuerwerk flammt auf, fesselt, spannt und reizt zum Widerspruch. Was nun folgt, fällt in das Belanglose bis zu Joseph Bernharts tiefgründiger Studie über die Ehe als Sakrament. Sie ist für ihn vom katholischen Standpunkt aus nichts anderes, als was aus dem ursprünglichen Sinn des Wortes hervorgeht, das den Fahneneid des römischen Soldaten bedeutete. Aus dem freien Willen der Schließenden ist sie heilig und deshalb unlösbar durch das gegebene Wort. „Als dieses erweist es sich noch tiefer — schreibt Bernhart — aus dem inneren Gesetz und Sinn des ehelichen Eros, aus seinem innewohnenden Geschick, von dem Walten überpersönlicher Mächte erfaßt zu werden, um dessentwillen auch Goethe die Ehe als Mysterium im Verstande des christlichen Sakramentes begriffen hat."

So klingt das großangelegte Werk, um das Gleichnis des Anfangs wieder aufzunehmen, in vollen Akkorden mystisch aus und hinterläßt eine nachdenkliche Stimmung . . . aber schließlich ist das praktische Leben stärker als jede Theorie, und nachdem sich unsere Ahnenreihen mit dem Problem beglückt oder duldend abgefunden haben, wird es im starken Banne der Gewohnheit auch die jetzige Generation tun.

Was ich in meinem Ehebuch als Schlußwort anfügte, behält, wie ich die Welt betrachte, auch für die Zukunft seine Geltung:

Mag noch so feindlich die Vernichtung drohen,
Im stillen wächst ein ewig junger Keim,
Er trotzt dem Ansturm jeder wilden, rohen,
Frechdreisten Schar und bindet, wie der Reim
Der Worte wild Gedräng' zu einem frohen,
Gesunden Klang: es war und ist das Heim.

In ein Buch. Von Peter Hamecher

Und Jedes führt sein eignes Leben,
Mit keines Andern Sein verwandt,
Und doch ist Jedes eingespannt
In großen Kreis und ew'ges Weben.

Und dieses ist das tiefe Sehnen,
Das, eine Wunde, in uns brennt:
Daß Ich und Du und was uns trennt
Vereint sich löst im Glück der Tränen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Sterngucker. Dekoratives Wandgemälde von Alexander Jakowlew

Bis in den verflossenen Herbst hinein war in Stuttgart eine Ausstellung schwäbischer Kunst zu sehen. Sie vereinigte die wesentlichen und bezeichnenden Werke aller Maler und Bildhauer, die zwischen 1800 und 1900 als geborene Schwaben tätig waren oder, auswärts geboren, in Württemberg fruchtbar gewirkt haben. Insbesondere suchte die Ausstellung auch weniger bekannte Künstler wieder zu allgemeiner Kenntnis und verdienter Würdigung zu bringen, und so war denn auch das Überraschende die Fülle an Begabungen zweiten Ranges vornehmlich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Eine ganze Reihe von Siegen errang der schwäbische Humor. Da tauchte z. B. Johann Baptist Pflug auf (1785—1866), in Biberach heimisch und tätig, der Abderitenstadt Wielandschen Andenkens. Durch seinen Lehrer Mannlich, der bei Boucher in die Lehre ging, stand er im Zusammenhang mit der großen Kunst des 18. Jahrhunderts, aber er hat mit feinem Kompositions- und Farbensinn gemalt, was ihm der Biberacher Alltag vor Augen brachte, Bildnisse und Jahrmärkte, Pfarrstuben und Landschaften, Russenlager und unsern „Schuster auf der Stör". (Mit Stör bezeichnet man die Ausübung eines Handwerks im Um-

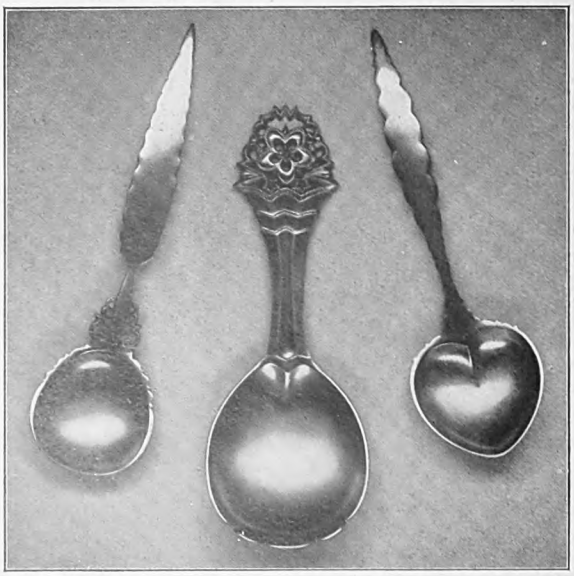
Der Tanz. Dekoratives Wandgemälde von Alexander Jakowlew

Digitized by Google

herziehen.) Ein humorgesegnetes Talent war Wilhelm Pilgram (1814—1889), dessen kernige „Vagabunden" an Nestroy erinnern — Pilgram hat in Wien studiert.

*

Das merkwürdigste Kunstblatt dieses Heftes (die chinesische Göttin) wird in einem eigenen Aufsatz behandelt. Werner Schön, dem wir unser Titelbild verdanken, stammt, wie er nicht ohne einige Verwunderung feststellen muß, aus Berlin, wo er 1893 geboren wurde. Er war ein mäßiger Schüler, aber auch ein rücksichtsvoller. Er wollte seine Lehrer mit dem Reifezeugnis nicht in Verlegenheit bringen und verließ deshalb rechtzeitig die Schule. Seine erste künstlerische Bildung vermittelten ihm die Papierläden, deren Ansichtskarten er mit Eifer betrachtete. Mit sechzehn Jahren kam er in die strenge Zucht des Kunstgewerbes. Vom Bildermalen, das er bald als seinen eigentlichen Beruf erkannte, konnte nur abends die Rede sein. Im Jahre 1915 schloß er sich an den Landschafter Türcke an, dessen ruhige, großflächige Bilder unsre Leser kennen werden. Aber auf die Dauer sagte ihm das Landschaftern nicht zu. Er war jung. Rings um ihn beschäftigte man sich mit Gedankenmalerei. Auch er geriet in dieses Fahrwasser. Mann und Weib, Mensch und Welt wurden seine Vorwürfe. Kunst hieß ihm: ein Gefühl zur Erkenntnis klären. Daß er den Boden der Wirklichkeit nicht unter den Füßen verlor, ist vielleicht seinen Landschaftsstudien zu danken, wie auch die Farbe in unsern „Wanderern im Raum" noch an Türcke erinnert. Der Mensch zwischen Schuld und Sühne, im einsamen Kampf um sein Seelenheil, hineingestellt in die strenge Erhabenheit der Schöpfung, ist in diesem Bilde ergreifend gestaltet. — Neben dem Lebensernst die Lebensfreude! Glücklich wird sie durch das harmonisch bewegte Bildwerk von Prof. Alexis Lux, einem Ungarn, dargestellt (zw. S. 488 u. 489). — Das Bildnis von Prof. Willy Jaek-



Oben: Leuchter und Schale aus Silber und Elfenbein
Unten: Silberlöffel der Firma P. Bruckmann & Söhne in Heilbronn
auf der Internationalen Kunstausstellung zu Monza

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Februarheftes:

	Seite
Das mißliebige Lob. Novelle von Jakob Schaffner . . .	601
Der brüllende Berg. Von A. Sacher-Woenckhaus. Mit 6 Abbildungen	627
Hugo Schimmel. Von Dr. Georg Jacob Wolf. Mit 11 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden des Künstlers . . .	637
Auslandskredite. Von Dr. Georg Tischert	649
Meisterwerke aus den Anfängen der Porzellankunst. Von Prof. Dr. Ludwig Schnorr v. Carolsfeld. Mit 4 farbigen Abbildungen	653
Der rote Geiger. Novelle von Mia Munier-Wroblewska	657
Ein Kostümfest am preußischen Königshofe. Von Prof. Dr. M. Jumpertz. Mit 14 ein- und mehrfarbigen Abbildungen . . .	663
Unter südlichen Sonnen und Menschen: Die Buchbinderin Mala Golzi. Novelle von Heinrich Federer	673
Die Attische Göttin. Von Hans Rosenhagen. Mit einer farbigen Kunstbeilage	699
Münchner Fasching. Von Kasimir Edschmid. Mit 8 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Zeichnungen Eduard Thönys	701
Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker	709
Illustrierte Rundschau: Vom Fasching und von der neuen	

Digitized by Google

Seite

Sachlichkeit. — Die Bildhauerin C. Orlowa. — Versteigerungen. — Neues Kunstgewerbe. — Schwarzschnittkunst von Ugo Mochi. — Künstlerische Photographien. — Eduard Thönys 60. Geburtstag. — Zu unsern Bildern 713

Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . . 7— 10

*

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Venezianische Fischerboote. Gemälde von Konstantin Gorbatoff . . . . . Titelbild

Versuchung. Gemälde von Carl Schwalbach . . . 608—609

„Ein herrlich Kraut ist der Toback". Gemälde von Erich M. Simon . . . 616—617

Attische Göttin. Bildwerk aus dem Berliner Alten Museum 698—699

Kostümfest im Berliner Künstlerhaus. Gemälde von Rob. Emil Stübner 712—713

*

Kunstbeilagen in Tondruck:

Tanz mit schwarzen Schleiern. Gemälde von Georg Gelbke . . . . 624—625

Sonnige Ufer. Gemälde von Robert Hoffmann . . 680—681

Bildnis. Gemälde von Savely Sorin . . . . . 688—689

*

Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—36

Hinterer Anzeigenteil . . . 1—10

Umschlag . . . . . 2— 4

Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:

Töchterpensionate . . . 12

Unterrichtsanstalten . . 12—13

Hotels und Pensionen . . 13

Heilanstalten . . . . . 13—14

Wintersport und Winterkur 15

Deutsche Bücher . . . . 18—19

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
40. Jahrg. / Februar 1926 / 6. Heft

Das mißliebige Lob

Novelle von Jakob Schaffner

Die beiden berühmtesten Führer im Gebiet des Piz Linard in Graubünden waren eine Zeitlang Ignaz Tscharner und Hans Cobald. Meistens arbeiteten sie miteinander, und man behauptete von ihnen, daß sie nicht bloß unzertrennlich seien, sondern daß sich der eine ohne den andern in schwierigen Lagen überhaupt nicht zu bewegen wisse. Die Leidenschaft für die Berge hatten sie im gleichen Maß, und dem Abenteuer war einer genau wie der andere verfallen. Im Verkehr mit nahestehenden Menschen unterlag der vorsichtige Cobald leicht dem Jähzorn, während Tscharner, ein beweglicher, aber auch voreiliger Geist, ritterlich und gegen Frauen galant war.

Den einzigen Vorsprung, den Cobald vor seinem Freund voraushatte, war die Ehe. Seit einem Jahr war er verheiratet, während Tscharner noch die Junggesellenlocke weithin sichtbar auf der Stirn trug. Von seiner Mandoline flatterten Bänder aus allen möglichen schönen Händen, und sie vermehrten sich beinahe jede Woche um ein neues. Hans war das durchaus recht, wie ihm alles recht war, was Ignaz tat oder ließ. Er war ein Freund des häuslichen Lebens und hatte auf den großen Wegen Tscharners nie viel Glück gemacht. Dazu war es ihm gelungen, ein sehr hübsches und schweigsames junges Weib an sich zu fesseln, über dessen tiefgründige Liebesfähigkeit weder sie noch er sich auszulassen sich bemüßigt fühlten. Daß sie dazu arbeitsam und tüchtig war, versteht sich von selber, denn sonst hätte ein Hans Cobald sie nicht geheiratet. Von dem Erfolg war er daher so rückhaltlos befriedigt, daß er seinem Freunde an einem schönen Abend einen Vortrag hielt, in dessen Verlauf er ihm riet, die gleiche Veränderung mit seinen Lebensumständen vorzunehmen. Tscharner hörte sich alles andächtig an und sagte schließlich: „Wenn ich deine Mire haben kann: sofort. Die ist geprüft und sicher. Mit jeder andern ist mir das Spiel zu ungewiß.“ Cobald zog die Brauen ein wenig zusammen und kniff flüchtig die Augen ein, ohne etwas dazu zu sagen. Mire saß wie immer schweigend dabei, während ein Lächeln durch ihre ernsten Augen zog. Dann sagte sie unerwartet: „Eine wie mich kann ich dir schon verschaffen. Nimm einfach meine Zwillingsschwester. Du kennst sie; sie ist wenigstens soviel wert wie ich.“ Aber Ignaz winkte lachend mit der Hand ab: „Laß mich zufrieden; sie ist ein stolzes Mädchen, aber sie ist nicht du. Ich bin mal zu spät gekommen, und damit basta.“ Von da an wiederholte Hans seine Aufforderung, deren Erfolg ihm aus irgendeinem Grund mißfiel, nicht wieder.

Aber Tscharner hatte ein neues Thema bekommen, das er in der nächsten Zeit noch viel hin und her wandte. Dabei schien ihn viel weniger seine etwaige künftige Frau zu interessieren als Hansens gegenwärtige. Er gewöhnte sich daran, sie zu besprechen und ihre Vorzüge zu loben, und schließlich tat er das auch, ohne daß von seiner eigenen Heirat die Rede war. Ebenso wiederholte er in beunruhigender und überflüssiger Weise zu verschiedenen Malen ohne besondern Anlaß, daß er Mire sofort heiraten würde. Und eines Abends sagte er lachend: „Wenn sie dir leid geworden ist, brauchst du's nur mir zu sagen; ich bin immer Abnehmer.“ Darauf erwiderte Hans etwas rauh: „Kannst jetzt

 Nachdruck verboten. Copyright 1926 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

solche Reden allmählich lassen. Man weiß es nachgerade." Tscharner sah nach Mire. Durch ihre ernsten Augen ging wieder das Lächeln, doch war er soviel Frauenkenner, um zu wissen, daß für ihn ganz und gar nichts dabei abfiel; sie freute sich über das Lob, und es belustigte sie, daß Hans eifersüchtig war. Im übrigen hob sie für ihren Teil diesen Abendsitz bald auf und zog sich zurück. Als Hans seinen immer noch plaudernden Freund hinausbegleitete, sah er stumm mit leicht zusammengekniffenen Augen die Dorfstraße hinauf, über der die Sterne brannten und auf die geisterhaft jene gewaltige Versammlung von Bergriesen und Gletscherfeldern herabblickte, die man unter dem Namen der Silvrettagruppe zusammenfaßt. Er tat noch einen kurzen Zug aus seiner Pfeife und sagte dann ruhig und fast beiläufig: „Und dann wäre es mir recht, Ignaz, wenn du damit aufhörtest, die Mire ins Gesicht zu loben. Das erträgt keine auf die Dauer gut. Du mußt dir immer sagen, daß der Mann für alles die Kosten zu zahlen hat, was mit einer Frau passiert." Tscharner sah seinen Freund ein wenig überrascht an, wollte irgend etwas Leichtes, Lachendes sagen, aber fand nicht die rechten Worte dazu und ging langsam nach Hause.

*

Zwei Tage mied er das Haus seines Freundes. Am dritten Abend saß er wieder im Kreis der kleinen Familie und rauchte seine kurze Pfeife. Cobald hatte sich in der letzten Zeit eine halblange Ehemannspfeife mit weißem Porzellankopf zugelegt, auf dem eine Gemsjagd abgebildet war. Alles war gut gegangen. Man hatte von einer besonders kurzweiligen Besteigung gesprochen, die sich mehr wegen ihrer Komik als wegen ihrer Schwierigkeit im Gedächtnis der Freunde erhielt; der Mittelpunkt der Komik waren ein kurzer, dicker Engländer und ein Gemsrudel gewesen, und man lachte wieder über alles, was zu belachen war. Auf einmal bemerkte Ignaz: „Nun, Gemsjagden werden jetzt für dich nur noch auf deiner neuen Pfeife vorkommen. Mit diesem Schatz an der Seite würde auch ich kein Verlangen mehr haben, mir wegen zwei krummen Hörnern den Hals zu brechen. Ich verstehe dich nicht, daß du überhaupt noch Führungen annimmst. Du wirst doch nicht so lieben, wie man muß, sonst bliebst du unten und nährtest dich und sie mit deiner sichern Arbeit."

Cobald war ein geschickter Wagenbauer, der längst mit Gesellen hätte arbeiten können und der auch das Alter dazu besaß. Einstweilen hatte er sich, um von jenen möglichst unabhängig zu sein, einen elektrischen Betrieb eingerichtet, und im Winter arbeitete er für drei, aber im Sommer hielten ihn keine zehn Pferde unten. Auf die Rede des Freundes schwieg er. Aber Mire sagte zu Ignaz: „Laß einmal ruhig die Gemsjagd auf Hansens Pfeife, da hab' ich sie sicher alle beisammen, die Gemsen und die Pfeife und den Hans. Aber sonst —" Jetzt wandte sie sich an ihren Mann: „Aber sonst hat er auch ein bißchen recht. Daß ihr die Linardspitze neulich gerade von hinten nehmen mußtet, war vielleicht nicht nötig. Dann hab' ich auch schon von wichtigen Männern klagen gehört, daß man mit Bestellungen zu lange warten müsse. Hast du erst eine eingesessene Konkurrenz, dann wird es dir auch nicht recht sein." Sie griff wieder nach der Schere, da sie kleine Knopflöcher machte.

Cobald sah ein, daß seine Frau recht hatte, und schwieg, während der Zorn in ihm aufstieg. Der Abend verlief ein wenig bedrückt. Tscharner ging früh und kleinlaut. Hans entließ ihn wortkarg und saß düster bohrend am Tisch. Aus seiner Pfeife stieß er schwere Rauchwolken in die Stube. Endlich faßte ihn sein Geist wieder.

„Ignaz ist dir wohl sehr angenehm, wenn er so in dein Horn stößt und dein Lob singt?" fragte er.

Sie strich sich eine Locke aus der Stirn, um sogleich weiter zu sticheln. „Angenehm ist er mir aus den gleichen Gründen, aus denen er dein Freund ist," versetzte sie, ein bißchen verwundert über die Frage.

„Ich habe meine Meinung über das Geschnäbel zwischen dir und Ignaz neuerlich," stieß er hervor.

Sie sah ihn groß an. Dann senkte sie die schönen grauen Augen langsam auf die Arbeit zurück. „Gut, dann hast du deine Meinung," sagte sie leise.

„Ich weiß gar nicht, warum du meine Frau geworden bist und nicht Ignazens Frau."

„Hoffen wir, daß ich es wenigstens weiß."

„Für den Ignaz ist es jedenfalls bequemer."

„Sage einmal, Hans, willst du eigentlich mit mir zanken?"

„Das wäre wohl ein Vergehen gegen deine Hoheit? Alle zanken. Alle Frauen, die ich kenne, reinigen auch ihren Männern die Pfeifen. Wir wollen es halten, wie es überall gehalten wird. Hier, meine Gemspfeife, auf die du soviel hältst, zieht nicht mehr. Sei so gut und mach' sie mir sauber." Er reichte ihr die Pfeife hin. Sie machte keine Miene, um sie entgegenzunehmen.

„Ich schätze es nicht, wie es überall ist," entgegnete sie, während auf jeder Wange ein

Digitized by Google

weißer Fleck erschien, aber ihr Ton war ruhig und überlegt wie immer. „Auch ist es nicht überall so. Bei uns zu Hause war weder das Zanken noch das Pfeifenputzen durch die Frauen der Brauch. — Bisher auch hier nicht, Hans."

„Dann ist dir wohl auch nicht so sehr viel an der Gemsenpfeife gelegen und daran, daß du uns hier beisammen hast. Wir können auch wieder auseinandergehen, die Gemsen, die Pfeife und ich, und uns sonstwo suchen."

Immer noch hielt er seiner Frau die Pfeife hin. Sie nähte noch drei Stiche, ergriff die Schere, um den Faden abzuschneiden und ein neues Knopfloch zu machen, nahm die Nadel und begann wieder zu nähen. Die Pfeife schien sie nicht zu bemerken. Sie erwiderte auch nicht mehr. Bloß traurig und beunruhigt sah sie aus, und die weißen Flecken auf ihren braunen Wangen wurden breiter.

Cobald wartete noch ein wenig. „Gut, du willst es nicht anders!" schloß er diesen Wortwechsel. „Du bist hochfahrend und zu gut, um deinem Mann untertan zu sein und ihm zu dienen." Als auch diese Worte ohne sichtbaren Erfolg blieben, holte er aus und schmetterte die Pfeife zu Boden, daß der Porzellankopf in hundert Stücke zersprang. „Nun warte ab, was folgen wird!" beschloß er heiß und schon abtreibend vor Zorn. „Und schreibe alles deinem Stolz und deinem schönen Ignaz zu, der dich so fleißig lobt." Aufgeregt hatte er sich erhoben.

„Ich werde es Ignaz zuschreiben," bemerkte sie kurz und nun wirklich ein wenig hochmütig.

„Es wird ihm wenig gut bekommen!" drohte er. „Und das Techtelmechtel ist vorbei, verstanden!"

„Ich weiß noch nicht sicher, was vorbei ist." Jetzt klang ihre Stimme ein wenig rauh; endlich hatte er doch ihre Leidenschaft geweckt.

Hans loderte sie noch einen Moment halb bestürzt an. Dann drehte er sich auf dem Absatz um, um aus der Stube zu gehen. An der Tür blieb er stehen. „Bei der ersten großen Sache, die dein Held allein macht," sagte er grimmig, „wird er zum Gelächter werden, wenn ihm nichts Schlimmeres passiert. Es ist gut, ich werde nicht mehr führen; mit einem neuen mag ich nicht anfangen. Fertig. Dafür werde ich mich um so mehr an die Gemsen halten. Deinem Freund sage einen Gruß, und es wird für ihn gut sein, wenn er mir droben nicht irgendwo allein begegnet."

Nach einem letzten leidvollen Vorsichhinstarren und einem verständnislosen Blick durch die Stube drückte er den Türgriff hinunter. Dann war er draußen. Mire hörte noch seine Schritte die Gasse hinauf verklingen. Sie räumte ihre Sachen zusammen und ging still und sehr ernst zu Bett, um seit ihrer Hochzeit die erste Nacht allein und dazu im Unfrieden zu schlafen.

Erschreckt und traurig stand sie am andern Morgen auf, um auch einen einsamen Tag zu beginnen. Sie brauchte gar nicht draußen nachzusehen, um zu wissen, daß seine doppelläufige Flinte und der Rucksack an ihrem Ort fehlten, und sie sah auch nicht nach: einerseits aus Selbstgefühl, anderseits um sich einen unnötigen Schmerz zu ersparen. Als ihre Schwiegermutter am Nachmittag zu ihr kam, um das junge Ehepaar zu visitieren, sagte sie ihr alles und bat um ihr Urteil, da es für den Rat vorderhand zu spät war. Die alte Frau sah etwas bedenklich drein, riet jedoch zum Abwarten.

„Wiederkommen wird er; da sei ohne Sorge!" sagte sie. „Die Nestwärme schätzen sie doch alle. Aber auch dann kann man nur reden, wie es der Augenblick gibt. Vornehmen soll man sich dergleichen nicht. Die Liebe und das gute Gewissen haben noch immer das rechte Wort gefunden. In Schuls ist Kirchweih; da wird er Gelegenheit haben sich auszutoben."

*

Auch diese Nacht lag Mire allein. Sie wachte weit über Mitternacht. Als die Uhr zweimal umständlich und tönend zwölf geschlagen hatte, erhob sie sich, um ins Bett zu gehen. Sie war mit dem Aufräumen noch nicht ganz zustande gekommen, als auf der Straße draußen das Geklimper einer Gitarre erklang. Sie hörte nur die flatternden, einleitenden Akkorde, da löschte sie schon das Licht. Ihr Herz tat ein paar schnelle, trotzige Schläge. Sie wartete noch, bis auch die Stimme ertönte. Es war eine vollwarme, quellende Männerstimme, die mit halber Stärke ein bekanntes Liebeslied sang. Alles zusammen klang bittend, bescheiden, werbend, aber sie erlaubte sich nicht, mehr als die Eingangsworte zu hören. Dann begab sie sich mit heimlich zitternden Knien und ebenso von Unmut wie von verbotener Freude beseelt nach dem Schlafzimmer. Die Tür zog sie dicht hinter sich zu, und sie verbot auch ihren Ohren, etwa heimlich hinzuhören. Geräuschvoll und sich häufig räuspernd entkleidete sie sich, und mit leicht klopfendem Herzen ging sie zu Bett. Trotzdem konnte sie nicht verhindern, daß doch noch einige Klänge und Worte sie erreichten. Erschreckt und beglückt stieg sie in ihr hohes Bett, in dessen Federn sie tief versank.

Digitized by Google

Als sie in der Nacht nach ängstlichen Träumen erwachte, lag neben ihr unberührt und weiß ihres Mannes Bett. Durch das kleine, vielfach versproßte Fenster herein blickten die mondbeschienenen Gletscherwiesen und Felstürme des Silvretta, auf dem Cobald jetzt irgendwo herumraste. ‚Mag er rasen!' fuhr es ihr durch den Kopf. Bange und in schweren Sorgen lag sie bis zum frühen Morgen wach.

Im Lauf des Vormittags kam Ignaz wie zufällig am Haus vorbei und sah über den Gartenzaun, hinter dem sie seit der Frühe arbeitete. Sie wandte den Kopf nicht nach ihm, obwohl ihr das Blut wie eine Flamme ins Gesicht schoß und das Herz ein paar schnelle Schläge tat. ‚Was streicht er hier herum?' dachte sie zornig. ‚Hat er nichts zu tun?' Plötzlich bemerkte sie, daß er stehen geblieben war. Eine Weile arbeitete sie auf die gleiche Weise weiter. Dann wurde aber ihre Ungeduld stärker als sie, und mit kurzem Griff nahm sie den Korb mit dem Unkraut, um damit nach dem Stall zu gehen, wo ihre Ziegen standen. Aber auch dessen fühlte sie sich nicht mehr Herrin. „Was hast du einen langen Hals zu machen?" sprach sie ihn an. „Dir sind wohl heute nacht die letzten Töne entfahren, und jetzt gehst du als Trappist durch die Weltgeschichte?"

Sie sah, wie er erschrak; trotzdem war sie immer noch nicht sicher, ob sie sich an den rechten Mann wendete. Jetzt setzte er sich in Bewegung und kam näher gegen sie her. „Ist Hans da?" fragte er zurück. „Ich hätte etwas mit ihm zu bereden."

Wieder errötete sie, um dann etwas herrisch zu entgegnen: „Hans! Was du nur immer mit Hans hast! Ist Hans deine Amme? Kannst wohl keinen Schritt ohne ihn tun? Hans hat jetzt eine Frau, wenn du das endlich begreifen wolltest!"

„Eben, und was für eine!" gab er ein wenig lachend zur Antwort. „Das ist's ja gerade."

„Was ist's gerade?" Ihr lag daran, ihn abzublitzen, aber sie vermochte ihn nicht so hochfahrend anzusehen, wie sie gewünscht hätte; der Blick irrte von seinem freundlich neckenden Gesicht unsicher über die Häuser und dann nach den Bergen ab, auf denen jetzt Cobald herumtobte. Geärgert zog sie die Brauen zusammen.

„Weil man jetzt keine große Sache mehr mit gutem Gewissen anfangen kann," sagte er im Bestreben, ihre Empfindlichkeit zu schonen. „Es hat nämlich jetzt nichts mehr seinen früheren Wert."

Diese einfachen Worte gingen ihr nun doch ziemlich nahe. Wie suchend tastete ihre Hand nach dem Stamm eines hochgezogenen Rotdorns, dessen Krone in voller Blüte über ihr hing, als ob sie an ihm Halt suchte, aber er erhöhte nur ihre lebendige Schönheit und vertiefte noch ihren eindrucksvollen Ernst. Ignaz tat einen Schritt näher auf sie zu. „Was soll ich denn tun?" fragte er leise.

Mit gefurchter Stirn dachte sie nach, während ihre verfinsterten Augen auf seiner Gestalt lagen.

„Was du tun sollst?" sagte sie langsam. „Etwas, das er nicht vermag. Den ersten besten hergelaufenen Menschen habe ich ja nicht geheiratet. Ist dir das deutlich?"

Mit diesen Worten raffte sie ihren Korb wieder auf und ging ab. Er sah ihr nach mit der versunkenen Haltung und mit Blick und Ausdruck eines Mannes, der mit sich einig ist, daß er zeit seines Lebens nichts Schöneres gesehen hat und auch nie sehen wird. ‚Sie will im Handstreich genommen sein,' dachte er traumhaft. ‚Und wie ist der Rechner dazu gekommen? Darüber werde ich noch viel nachdenken müssen.' Langsam, die Jacke lose auf einer Schulter, während am freien Arm der weiße Hemdärmel in der Sonne leuchtete, schlenderte er die Dorfstraße hinab. Seine rote Halsbinde brannte die Häuser entlang. Die blauen Augen blitzten. Unter dem runden schwarzen Hut mit dem Edelweiß wippte die Junggesellenlocke. Und so war er, dazu mit den modischen österreichischen Kotelettchen, die sich neuerlich an seinen Schläfen herab kräuselten, ein Mann, dem kein Frauenherz leicht zu widerstehen vermochte, der sich über alle Abgründe bisher hinweggespielt und gesungen hatte, und der, auch jetzt noch lachend, an dünnem Randgestrüpp über dem tiefsten und gefährlichsten hing, ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte. Außer ihr. Und sie hatte es in der Hand, ihn stürzen zu lassen oder ihn zu retten. Er ließ einen hellen, übermütigen Jauchzer die Dorfstraße hinauf erklingen, der sich über die schmalen, aufsteigenden Felder der Talschaft fortpflanzte, um sich droben an der vordersten Felswand des ernsten, schweigenden Linard zu brechen. Sie hörte ihn und biß zornig die Zähne zusammen. ‚Auch wenn du die Nordostwand bezwängst: ich bin noch etwas anderes als die Nordostwand,' grollte sie hinter ihm drein.

Fröstelnd ging sie an diesem Abend zu Bett. An Hans dachte sie mit Schmerz und einem Groll, der nicht frei von Furcht war. Auch in dieser Nacht träumte sie wieder, von sich, von ihrer Ehe und ihrem Ansehen, alles von einem zweifelhaften Licht umspielt, und je großartiger sie im Traum dastand, desto

Digitized by Google

gequälter und düsterer erschien ihr alles. Schließlich fing sie an, einen Grund zu suchen, um weinen zu können, fand ihn in der Person ihres Mannes, und fing sofort aus voller Seele hingegeben und leidenschaftlich an zu heulen. Darüber erwachte sie, richtete sich im Bett auf, besann sich, was geschehen war, fand den Grund glücklich noch einmal, und fuhr mit tief befriedigter Passion da zu weinen fort, wo das Aufwachen sie unterbrochen hatte. Schnurrend kam der Kater über die Bettdecke zu ihr gestiegen. Den bezog sie in ihre Traurigkeit mit ein, indem sie ihn in die leeren Arme nahm und ihn mit ihren Tränen naß machte. Der Kater legte sich unter ihrer Schulter an und begann mit zugedrückten Augen ihren Ärmel zu besaugen, wozu er sie mit beiden Pfoten begeistert beknetete und auch die Krällchen ein bißchen einhakte. Auch den Mondschein bezog sie ein, dazu den langsamen Pendelschlag der Väteruhr, die vertraute Stille dieses Hauses, die guten schweigsamen Wände, die Ziegen draußen in ihrem finstern Stall, alle Hühner auf den Stangen und die Bäume draußen im Garten. Aber über den Zaun hinaus kam sie nicht. Der Mondschein schwieg, und die frommen, hohen Sterne über dem Linard waren anderweitig in Anspruch genommen. ‚Vielleicht sehen sie auf ihn herab, auf den Esel!' schluchzte Mire sehnsuchtsvoll und wütend. ‚Dann sehen sie auch was Rechtes!' Aber nachzugeben hatte sie immer noch nicht im Sinn. ‚Mag er zurückkommen. Einen Ochsen brat' ich ihm nicht. Nicht einmal einen Kuchen back' ich. Eine neue Gemsenpfeife kann er haben, und damit Schluß!'

★

Dieser nicht ohne jeden stichhaltigen Grund von einem sehr beachtenswerten Weibsbild „Esel" titulierte junge Mann hatte in jener wunderlichen Liebesnacht — denn auch die Zänke und Zerwürfnisse von jungen Paaren sind nichts als Liebesnächte mit Mollvorzeichnung — tatsächlich draußen im kleinen Vorplatz seinen Rucksack und die Doppelflinte vom Haken gerissen, war die Dorfstraße hinaufgestürmt und hatte im funkelnden Mondschein noch in gleicher Stunde den Aufstieg nach der Lavineralp angetreten. Nach einer halben Stunde befand er sich schon im Lärchenwald. Finster tobend drang er durch das Bachtal vor. Er sah nichts, hörte nichts, roch nichts und fühlte nichts als seinen Zorn.

Von der Schutzhütte eröffnete sich ihm ein feenhaft schimmernder Blick über einen großen Teil des Engadinertales mit seinen schlafenden Dörfern und dem lebendig aufblitzenden Inn und auf die gegenüberliegenden Höhen des Vadret und der Zernezer Gruppe. Ein wenig ehrfürchtig wurde ihm jetzt doch zumut. Sein trübe lodernder Grimm mäßigte sich, und eine leise murrende Stille verbreitete sich durch seinen Seelengrund. Seufzend trat er in die Hütte. An Mire dachte er heute nicht mehr; dazu hatte er einen zu eigensinnigen Kopf. Aber ein scharfer und ziemlich wacher Schmerz bohrte ihm in der Brust und machte, daß er sich eine ganze Stunde lang unmutig hin und her warf, ehe seine Glieder, die ihn vor Müdigkeit schmerzten, zur Ruhe kamen.

Gestärkt und mit aufgefrischtem Trotz erwachte er am andern Morgen. Beinahe freute er sich auf einen Tag unbegrenzter Zornesauslassung. Zu den Denkern gehörte er so wenig wie zu den Träumern und Dichtern, aber ein kleiner Lügner war er so gut wie alle andern, nur daß er ganz unbewußt log. Er glaubte heilig an alles, was aus seinem Hirn und aus seinem Mund kam, und so war er auch ehrlich davon überzeugt, daß er aus Eifersucht auf seine schöne Frau diesen heidnischen Sprung in sein Junggesellenleben zurück getan habe. Aber in Wahrheit benötigte er schon lange Ferien von der Ehe. Seit Monaten war das Gelüste danach und nach unbotmäßiger freier negerhafter Streiferei in ihm gestiegen.

Jetzt erhob er sich aus der Streu, legte ordentlich die Decken zusammen, die der Alpenklub hier zur Verfügung hielt, musterte die Lebensmittelvorräte, suchte sich das Gewünschte aus, erlegte den Preis nach der ausgehängten Liste, und nachdem er sich durch einen heißen Kaffee vollends ermuntert hatte, trat er mit gerunzelter Stirn aus der Tür der Hütte, von wo aus er sofort mit höchstem Mißtrauen die Umgebung musterte. Aber Mire war ihm keineswegs hier herauf nachgestiegen, und frisch enttäuscht über ihre Unbußfertigkeit zog er blinzelnd die Lider zusammen, um nun den Linard in Augenschein zu nehmen. Weniger als diese pathetische Riesenpyramide hatte er für heute nicht im Sinn. Und er hatte es im Sinn mutterseelenallein und von der schwierigsten Seite; das war er seiner Selbstachtung schuldig. Nebenher wollte er sehen, wo es Gemsen gab, aber nur ganz nebenher. Auf seinen Charakter hielt er etwas, und mit ihm wollte er leben und sterben. So nahm er ihn nun wie einen Bergstock zur Hand und begann den weitern Aufstieg. Noch ein paar blaue Enzianen auf Vorposten, eine Arvengruppe, ein geborgenes Fleckchen mit Alpenprimeln, eine Schule Legföhren, der letzte dünne Grasstreifen — und er gelangte über

Digitized by Google

den vorgeschobenen Moränenstreifen auf das erste Schneefeld. Mit kundigem Auge verwehte Spalten umgehend und kühn offene überspringend passierte er sehr rasch diesen Abschnitt. Darauf kam er auf eine Hochebene voll hingeworfener Felstrümmer, deren drohende, wilde Eisenschwärze seinen Gemütsverhältnissen wieder sehr wohl tat. Besonnen wand er sich zwischen ihnen durch. Nachher empfing ihn mit kaltem Atem wieder ein Gletscher. Es ging jetzt jäh aufwärts. An einigen Stellen, denen er nicht traute, mußte er über die hingetürmten Eisblöcke klettern. Er schnaufte, schwitzte, pickelte, rutschte, kletterte in schweigender Emsigkeit, und auf sein beflissenes Tun sah der gewaltige Linard ewig und erhaben herab.

Endlich war er auch mit diesem ungeordneten Gletscher fertig, und verschnaufend saß er am Fuß des Felsgrats, den er nun steil angehen wollte. Blinzelnd prüfte er seine Seiten, Kamine, Runsen, Kanten und Abstürze. Nur gelegentlich und scheu streifend ging sein Blick nach dem Hochkegel, und dann zog sich sein kräftiges Herz leicht befremdet zusammen vor dem drohenden Bild, das er mit seinen grauen Bändern von Gneis, den schwarzen von Hornblende und den weißen von Schnee- und Eisfirnsen darbot. Zum erstenmal merkte er, daß er allein war. Inmitten dieser gigantischen Wüstenei aus Felsblöcken und Eiswiesen, dem Reich des Todes, in dem kein Pflänzchen mehr wuchs und kein Flügel mehr flatterte, und wo mit kaltem Atem der Schrecken der Vergänglichkeit wehte, durchrieselte ihn mit seltsamer Kühle zum erstenmal in seinem Leben die Empfindung von seiner eigenen Zerbrechlichkeit und von der Hinfälligkeit alles warmen, organischen Lebens überhaupt. An Mire dachte er auch jetzt nicht, aber in der absoluten Einsamkeit wurde jener Schmerz noch schärfer und bohrte schonungsloser, weil er weniger Widerstand fand. Flüchtig erinnerte er sich an Ignaz, mit dem er bis jetzt alle Mühen und Gefahren auf dem höhern Gebiet des Linard geteilt hatte. Wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch Gottes lag tief unter ihm die weite, fröhliche Welt, das Reich des Lebens, der Geborgenheit, des geselligen Treibens und Schaffens. Unwillkürlich suchte er mit dem Blick sein Dorf. Dort lag es am blitzenden Band des Inn, und der Vormittagsrauch stieg aus seinen Kaminen. Nun, mochte es liegen. Mochte dieser Ignaz seinem Weib schöne Augen machen, und mochte dies Weib dazu ernst oder lächelnd blicken: was lag daran? Hier oben herrschten Erhabenheit und Schicksallosigkeit.

Den letzten Aufstieg begann er ungläubig und ohne rechte Vorstellung. Es war kein Ignaz Tscharner da, der Pläne entwarf, die er ablehnen oder durch Einwände zur Klärung durchstreiten konnte, um nützlich verärgert dann das Wagnis zu unternehmen. Langsam, zweifelnd und mit zusammengebissenen Zähnen setzte er Fuß vor Fuß, packte sich oben an den Kanten des Felsen und tastete unten mit der benagelten Sohle nach Halt aus, maß mit zunehmender Besorgnis die immer halsbrecherischeren Abstände und ließ immer mehr Gelegenheiten zu einem rechtzeitigen und aussichtsreichen Rückzug vorbeigehen, weil er eigensinnig verbohrt nur geradeaus stieß, wild und erbost auf den nahen Gipfel der Pyramide los. Den brauchte er nun heute zum Beweis seiner Übergeordnetheit vor sich selber. Aber auf halber Höhe mußte er haltmachen, um zu veratmen und seinem Herzen Zeit zu lassen, das nun wie mit Hämmern gegen die Brustwand schlug. Ohne viel hinauf und hinunter zu spähen wartete er einfach, bis ihm der Atem wieder leichter wurde; dann setzte er den Weg fort. Zweihundert Meter unter der Riffkante hielt er ratlos ein. Der Schweiß rann ihm in Strömen von der Stirn. Seine Finger bluteten. Sein Atem pfiff. Das Herz jagte wie eine überheizte Lokomobile. Vor den Augen tanzten ihm flimmernde Punkte. Aber seine Knie waren straff; mit düsterer Befriedigung stellte er fest, daß er von jenem charakteristischen Zittern der Kniebänder, das immer großen Unglücken vorangeht, noch weit entfernt war.

Sonst jedoch gab er sich nüchtern und geradehin zu, daß er jetzt weder vorwärts noch rückwärts weiter wußte. Er hatte sich verstiegen. Über ihm ragte mit wilder und hohnvoller Wirklichkeit eine Gneiswand auf. Unter ihm stürzte fast senkrecht eine Schicht von Hornblende ab. Seine Füße hafteten schmal und unsicher auf einem verschneiten Gesims von etwa zwei Handbreiten. ‚Jetzt vor allen Dingen Ruhe!' sagte er sich. Ein Bedauern darüber, daß er nicht sitzen oder wenigstens hocken konnte, durchzog ihn flüchtig. ‚Es ist besser; sonst schläfst du ein.' Ein wütendes Schlafbedürfnis nach den übermenschlichen Anstrengungen erfaßte ihn und wehte ihm mit mächtigen, schwülen Flügeln eine halbe Bewußtlosigkeit nach der andern zu. Aber das Herz beruhigte sich, und auch der Atem wurde wieder steter. Das Pochen in den Schläfen ließ nach, und in dem kühlen Wind, der hier oben von den Gletschern durch die Felszinnen strich, begann ihn in seiner naßgeschwitzten Wäsche leise zu fröstеln. Ein Bad im Gletschersee hätte ihn kaum

Digitized by Google

mehr erfrischen können. Lebhafter begann er zu atmen. Klarer gingen seine Gedanken. Aber aus seiner Lage rettete es ihn nicht.

Da stand er klein und verlassen, hing entschlossen, aber ohne Gedanken an einer ungeheuren Mauer, und wenn kein Wunder geschah, so war er verloren. Unabsehbar, unbegreiflich dehnte sich der gewaltige Himmelsraum über ihm und um ihn her aus. Kein Wölkchen, kein Vogel, kein Staubflöckchen: nur klare, strahlende, flammende Bläue und feuerflutende Höhe vom Zenit zur Erde nieder und von der Erde zum Zenit auf. Und drunten dies kühne, weite, erstarrte Wellenmeer von Bergen, Hügeln und Tälern, Ebenen, Gletschern, Felsen und wieder Bergen und grünen Tälern. Ein Gefühl von hoher Traurigkeit erfüllte ihn, wie er etwas von gleicher oder auch nur ähnlich kostbarer und zugleich vernichtender Gewalt noch nicht erlebt hatte. Auch jetzt zitterten ihm die Knie nicht, aber das Herz wurde von einem leisen Beben durchschüttert, und die Seele erlag einer unendlich süßen und kummervollen Vibration von Furcht und einer ganz neuen Art von Sehnsucht. Als er etwas ängstlich erstaunt ihrer Richtung folgte, bemerkte er, daß sie ihn keineswegs aufwärts, sondern abwärts führte, talwärts, dorthin, wo er herkam, wo die andern wohnten, wo er noch gestern mit seinem jungen Weib gehaust hatte. Und jetzt war er nicht mehr weit vom Kniezittern entfernt. Aber damit zuckte auch sein Selbsterhaltungstrieb auf. Eine kräftige Schamröte durchpulste ihn mit einer Welle gesunden Zornes. ‚Soll ich hier hängen und warten, bis ich vor Entkräftung abrutsche wie ein Bergfex? Mag das Ignaz passieren, aber keinem Hans Cobald!'

Todbereit und mit dem Leben im reinen, wie er war, sah er gefaßten Blickes zum letztenmal an der starren Mauer hinauf, um noch einen Versuch zu machen und dann durchzudringen oder unterzugehen. Und da erschien seinem Blick voll übernüchterner Klarheit (wie ihn bloß Sterbende oder Menschen in höchster Gefahr haben) plötzlich nahe und einfach in Handhöhe ein Zacken, der ihm vorhin entgangen war, weil er mit bewölktem Sinn daran vorbeigesehen hatte. Seitwärts bot sich ein Einsatz dar, worin er mit der Stiefelspitze Platz fassen konnte. Was nachher kam, konnte er dann wieder nicht sehen. Noch ein Auge voll Welt und ein dunkel liebender Blick über das Tal! Dann ein entschlossener Griff und ein Ruck. Schon war alles wie im Traum oder Fieber. Glühend vor heißer Spannung hing er einen Moment zwischen Himmel und Erde. Wieder ein Griff, wieder ein Ruck. Er wußte selber nicht, wie er vorwärts kam, und hätte es nachher auch unmöglich beschreiben können. Halb bewußtlos merkte er nur, daß er stieg und nicht abstürzte, daß die schwarze scharfe Linie oben näher und näher rückte. Ein Stein bröckelte unter seiner Schuhspitze ab. Zum Teufel mit ihm, einen andern Halt her. Nun faßte er mit einer Hand und jetzt mit beiden Händen den Grat —! Und dann noch ein letzter gewaltiger Ruck, und er saß hoch atmend mit tödlich jagendem Herzen oben! Oben! ‚Mire, noch bist du mich nicht los! Die Witwentracht wäre dir sicher gut gestanden. Aber noch besser soll es dir stehen, am nächsten Sonntag mit mir zur Kirche zu gehen.'

Gerührt war er nicht. Müde und von einem hellen Trotz erfüllt saß er auf dem Grat. Die Linardspitze ragte jetzt vor ihm auf wie ein Weib, das den letzten Widerstand aufgegeben hat, oder ein Feind, der kapituliert. Noch eine halbe Stunde tüchtige, wenn auch ungefährliche Arbeit, und er konnte von der Höhe seines Triumphes herab auf das ganze Land blicken. Daran lag ihm jetzt nichts mehr. Ebenso wichtig kam es ihm nun vor, als hätte er den besondern Ehrgeiz gefaßt, droben eine Zigarette zu rauchen. Pah, das stand jedem frei. Was nicht jedem freistand und nicht jedem gegeben war, das hatte er eben erlebt. Es gab noch andere Gipfel als den des Linard, Gipfel des Lebens, Gipfel des Schicksals, auf denen Gott mit einem spielt. ‚Leb' wohl, du Grauschwarzer! Ich brauche dich nicht mehr.' Spottend und ganz tief und geheim innerlich lachend zog er seinen Rucksack aus, um etwas zu essen. Dazu nahm er in gemessenen Abständen einen Schluck Veltliner. Als das geschehen war, rutschte er rittlings auf dem Grat niederwärts, bis er breiteren Weg fand. Auf dem stieg er bis zur ersten schneefreien Stelle ab, wo auf einer kleinen Wiese neben einem Gletscherbach einige tiefrote Silenen standen. Zwischen diese warf er sich hinein, und nach wenigen Minuten lag er in einem tiefen Schlaf, aus dem ihn erst der Abendwind weckte. Da stand die Sonne tief und rot hinter den Davoser Bergen. Aber jetzt schreckte ihn nichts mehr. Erfrischt und wunderbar gestrafft, als ob er in einem Zauberquell gebadet hätte, trat er den Rückweg nach der Schutzhütte an, die er nach einer unterhaltsamen Schleife über den Gletscher und verschiedenes Geröll und dann durch Arven- und Lärchenwälder erreichte, als eben der Mond hinter dem Vorarlberg herauf stieg. Er kochte sich eine dicke Suppe aus Haferflocken und aß Büchsenfleisch dazu. Vor dem Schlafengehen setzte er sich mit

Digitized by Google

einer Flasche Veltliner noch vor die Hütte und trank sie im Angesicht des Mondes halb feierlich, halb spöttisch bis auf den Grund leer. Dann schlief er wieder tief und traumlos. Sein letzter Gedanke war: ‚Morgen noch einen Gemsbock, und dann heim.'

*

Indessen geschah ihm diese Nacht etwas Unerhörtes: er träumte. Ganz deutlich und mit großem Nachdruck hörte er im Schlaf die Worte: ‚Liebe alle und traue keinem!' Einen Moment lag er ganz starr vor Staunen und Überraschung. Dann fuhr er in die Höhe und sah drohend um sich: ‚Wenn da vielleicht einer sich unterstehen will, mit mir sein Spiel zu treiben —!' Eben graute der Morgen, und in der Hütte war knapp soviel Licht, als nötig war, um festzustellen, daß er vollkommen allein darin lag. Auch in den Sparren des Daches hing keiner. Ihm wurde ganz wunderlich zumute, und ein bißchen dumm glotzte er jetzt, während er erst richtig erwachte, in das Tagwerden. ‚Liebe alle und traue keinem!' — was das für Worte waren außerdem! Das heißt: so abwegig hörten sie sich genau genommen gar nicht an, und Ähnliches oder in der Richtung Liegendes hatte er selber wohl schon unklar gedacht. Schließlich war dies der einzige Schlüssel, mit dem man das Verhältnis zu andern Menschen regeln konnte, ob das nun Freunde oder Verwandte waren oder die eigene Frau. Das Wort müßte noch ergänzt werden durch den Zusatz: ‚Und hänge dich an keinen!' Dann kam man auch nicht dazu, sich über einen zu grämen oder mehr zu erzürnen, als einem gut tat. Trotzdem stand er schnell auf, warf die Decken von sich und trat mit ein paar langen Schritten vor die Hütte hinaus, um zu sehen, ob nicht dort jemand gesprochen hatte, so wunderbar kam ihm das immer noch vor.

Aber das kleine Hochplateau war ganz leer. Silbergrau rannen die nahen Felswände aus der Höhe herunter. Auf einem Felszacken über der silbergrauen Wand bemerkten seine scharfen Augen einen Adler, der dort die Wache gehalten hatte und jetzt sein Gefieder putzte. Eine feierernste Stille herrschte in dieser Welt der wilden Erhabenheiten, und aus seiner Spannung langsam und stoßweise aufatmend kehrte Hans in die Hütte zurück, um sein Frühstück zu kochen und seinen einsamen Gedanken nachzuhängen. ‚Die Mire, sieh mal, da stimmt es zum Beispiel haarscharf: ‚Lieben und nicht trauen!' Auch das andere: ‚Und hänge dich nicht an sie!' Eine Frau verliert man durch die Untreue oder durch den Tod — anders nicht. Basta.' Der Kaffee war fertig und getrunken. Er legte wieder die Decken zusammen, brachte die Hütte auch sonst in Ordnung, überrechnete seinen Verbrauch und ob seine Bezahlung stimme und nahm seine Geräte. Mit Rucksack, Doppelflinte und Bergstock trat er in die inzwischen breit eingebrochene Morgenfrühe hinaus und schlug sofort die Richtung nach dem Gemsrevier ein. Die Gedanken über Ignaz hatte er auch jetzt abgelehnt. ‚Der ist erst dritte Wichtigkeit und kommt dran, wenn ich den Bock habe!' Nur soviel schien ihm hier klar, daß Tscharner zu den Männern gehörte, die allen trauten und jedermann anhingen und doch niemand wirklich liebten. Wie dann das wieder möglich war, das zu ergründen verschob er mit Fug auf die weitere Zukunft.

Nahe der Hütte stieg ein Grat von mittlerer Höhe auf, den Hans zunächst anging, um von dort einen Ausblick zu nehmen. Hier lagen schon die höchsten Spitzen im Bereich der Sonne, aber in den Tälern war es dunstig und graute kaum das erste Frühlicht; in den Winkeln braute sogar noch die Nacht. ‚Ignaz würde jetzt einen Jauchzer ausstoßen und den Hut in die Luft werfen!' dachte er geringschätzig. Statt dessen zog er so viel Morgenluft in seine breiten Lungen, als darin Platz hatte, und griff dann mit gewaltigen Sprüngen den Grat an. Angeregt und ermuntert war auch er, aber es gehörte zu seinen Grundsätzen, daß alles einen Sinn und Zweck haben müsse. Nach einer kleinen halben Stunde stand er oben und blickte sich um. Genau westlich äste ein Gemsrudel. ‚Bleiben sie stehen, bin ich in einer guten Stunde bei ihnen, gehen sie weiter, so muß ich durch die Saglinschlucht, und die Sache wird langwierig.' Er schaute ostwärts. Da arbeitete sich aus dem Dunst der Lavinerschlucht eine Bergsteigertruppe herauf: eine Linardbesteigung ohne ihn! Ihm gab es einen Stich. Er schärfte seine Augen; dann riß er den Feldstecher hervor. Was er sich ohne Gläser schon denken konnte, das sah er mit hinreichender Klarheit: der Führer dieser Truppe war Ignaz Tscharner. Ein aufmerksames Zucken lief über sein Gesicht, das zur Hälfte aus zorniger Eifersucht und zur Hälfte aus überlegenem Hohn bestand. Lange sah er den Bewegungen der Kolonne kritisch zu, aber es ließ sich nichts dagegen sagen: sie war richtig geführt. ‚Nun, dort geht es noch. Aber sie haben die Nordostseite im Auge. Pah, ihre Sache. Mögen sie sehen, wie sie hinauf und wieder herunter kommen.' Grimmig setzte er hinzu: ‚Und was dann von ihm übrig bleibt, das nehme ich mir vor!' Entschlossen wandte er sich seinen Gemsen zu.

Aber der Stachel davon, daß er diese Tage

Digitized by Google

Versuchung. Gemälde von Carl Schwalbach

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

in Wirklichkeit von seinem Junggesellenstand Abschied nahm, während Ignaz weiter den freien Mann spielte und zum Teil sogar in seiner, Cobalds, Rolle, saß ihm doch sehr tief im Fleisch. ‚Er scharmiert meine Frau und führt meine Besteigungen,' immer wieder fuhr ihm dieser Gedanke wie ein brennender Pfeil durch den Kopf, und was er dort beleuchtete, das waren allerlei halbfertige Abrechnungs- oder Rachefabrikate, die er neben dem Gemsentrieb her förderte. Übrigens gingen die Tiere ganz gegen seine Erwartung nicht der Schlucht zu, sondern schickten sich an, noch höher zu steigen. Bequem war das nicht für ihn. Um die Tiere vielleicht von ihrer Absicht abzudrängen, leitete er eine großangelegte Umgehung ein, bei welcher er ganz offen und nach Gefallen zu Werk gehen konnte, denn sie sollten ihn ja merken. Sie fingen auch bald an unruhig zu werden. Zuerst versuchten sie gleich hier hoch zu gehen, standen indessen davon ab und hielten noch eine Weile, nur gelegentlich äsend und hauptsächlich sichernd, den Platz, bis er soweit war, daß sie nur noch ostwärts weichen konnten. In der Zeit hatte er aber einen Gewaltmarsch gemacht, zu dem jeder andere gute zwei Stunden gebraucht hätte. Der Schweiß lief ihm bereits in Strömen über das Gesicht. Er traversierte den Gletscher an einem Zipfel, arbeitete sich durch schwarzes Felsgetrümmer von haushohen, durcheinander gestürzten Felsblöcken hindurch, und erschien endlich, den Tieren ganz unerwartet, rechts hinten in der Höhe. Sie stutzten, führten einige unschlüssige Bewegungen aus und strichen scharf östlich ab. Hans nickte sachlich und ließ sie einstweilen laufen, um sich zunächst zu setzen und ein wenig zu verschnaufen. Alles Kommende sah er jetzt genau voraus.

Die Täler hatten sich inzwischen aufgeklärt. Dächer schimmerten herauf. Er sah auf die Uhr. ‚Die Mire hat die Ziegen und Hühner gefüttert, dann Kaffee getrunken, und jetzt geht sie wohl in den Garten, wenn sie nicht Wäsche hat,' dachte er. Wieder nahm er seinen Feldstecher vor die Augen, um unter den Hütten drunten sein Häuschen zu suchen. Er fand es, konnte aber seine Frau nicht entdecken; es war doch alles gar zu klein und zu fern. Eine erste Regung von Zärtlichkeit durchpulste ihn warm. Einfach und erfreut dachte er: ‚Es ist schon gut, daß man sie hat!' Und herzlich setzte er hinzu: ‚Denn ein ganzer Kerl ist sie so oder so!' Plötzlich zog er die Brauen zusammen. Im Morgenwind war irgendwo in der Ferne ein heller, übermütiger Jauchzer in die Höhe gestiegen, und der Luftzug trug ihn mit solcher Klarheit in die Weite, als ob der Jodler gleich hier hinter der Felsnase stünde. Hans kannte den Ton. Seine gute Stimmung war vorbei, und nachdem er finster grübelnd noch eine Weile auf seinem Felsbrocken gesessen hatte, erhob er sich, um seinen Weg fortzusetzen. ‚Und wie dann, wenn er der Mire und allen Leuten zeigt, daß er auch ohne mich etwas zu leisten imstande ist? — Herrgott, ich könnte nicht weiter existieren, wenn ich nicht etwas vor dem Faselnarren voraus hätte!' Erschrocken blieb er stehen, um dieser Erkenntnis weiter nachzudenken. ‚Das ist nicht mehr bloß die Sache Hans-Mire-Ignaz,' kopfschüttelte er sorgenvoll. ‚Da steckt ja noch viel mehr dahinter.' Ihm wurde erstmalig zumute wie einem Gebirgswanderer, dem die Gipfel nacheinander vor den Blicken aufgehen und dem sich die Täler und Abgründe auftun.

Gesammelter griff er die Flanke des Berges an. Nach einer weitern halben Stunde erblickte er — es hatte unterweilen noch ein paarmal zu seinem Mißvergnügen hell und übermütig gejauchzt — sein Gemsrudel von neuem. Diesmal ließ er sich nicht sehen. Da er vor dem Wind war, so konnte er sich nun in aller Vorsicht und jägergerechten Umständlichkeit anpirschen.

Da waren die Jauchzer schon eine ganze Weile verstummt. ‚Bei denen braucht's jetzt den ganzen Mann, und viel Luft zum Jodeln wird ihm nicht mehr bleiben!' Einmal überblickte er prüfend die Ostwand, soviel sich ihm schon davon bot, aber er sah nichts von der Kolonne. Zudem taten ihm Kopf und Kräfte not für seine eigene Unternehmung, die sich noch einmal zu einer halsbrecherischen Klippenkletterei komplizierte. Ruhig und methodisch setzte er Fuß vor Fuß, prüfte jeden Stein, schätzte jede Wendung ab, und während drüben nun ahnungslos und gelassen die Tiere weideten — kaum daß der Bock einmal flüchtig sichernd das Gehörn hob —, schwebte er auf halber Höhe über dem Abgrund der andern Seite der Schlucht zu, die ihn noch von ihnen trennte. Drunten tobte ein Gletscherbach. Kaltes blaues Wasser schoß zwischen nassen Felsstücken dahin. Weißer Schaum brauste auf, und der Gischt spritzte bis zu ihm. Ein unaufhörliches, klirrendes Donnern erfüllte die Tiefe und brach sich in den vielen Verklüftungen und an den Vorsprüngen. Jetzt noch einen Ruck, dann zwanzig Meter auf dem Bauch, einen letzten Schwung, beinahe hängend ausgeführt, und er war drüben. Langsam, vorsichtig streckte er den Kopf über den Rand. Sein Herz arbeitete wieder wie eine Maschine, aber sonst hatte ihn die Eiskellerkälte der Schlucht prächtig abgekühlt, und

Digitized by Google

zur Not hätte er schon schießen können. Im tiefsten Vertrauen auf ihre Sicherheit ästen die Tiere weiter.

Er suchte den Bock. Der stand auf der andern Seite durch das Rudel gedeckt; ohnehin mußte er also warten, bis das Feld schußfrei wurde oder der Bock näher herankam. Ein Blick über das Terrain sagte ihm, daß sie selbst beim Abziehen nur an seinem Büchsenlauf vorbei konnten, und beruhigt richtete er sich ein. ‚Liegt der Bock, so wirst du einmal jodeln!' dachte er zornig. Mit beinahe kosendem Blick überging er die schönen, starken Tiere. Er zählte jetzt einen alten Bock mit zwei jungen Kameraden, und herwärts drei Geißen mit fünf Kitzen. Seine Sinne waren jetzt so wach und hell, daß er das Rupfen ihrer Zähne am Gras hörte, und er zog erfreut den starken, gesunden Duft ein, den ihm der schwache Wind zutrug. Die Tiere erinnerten ihn an Mire — er wußte nicht: wegen ihrer selbstverständlichen Kraft, wegen ihrer Schönheit oder wegen des Duftes. Ein frischer Hunger nach ihrer Körperlichkeit überkam ihn, und die Augen wurden ihm kühn.

Plötzlich wurde er ungeduldig. Ihm war, als ob er alle schönen Aussichten zuletzt verpassen könnte, wenn er diese Naturandacht noch länger fortsetzte. Noch einmal überprüfte er das Gelände, dann pfiff er gellend durch die Finger. Alle Köpfe fuhren hoch, allein da es im Gebirge schwer ist, zu bestimmen, woher ein Schuß oder sonst ein vereinzelter Laut kommt, blieben sie gespannt stehen, um weiteres abzuwarten. Nun ließ er einige Steine unter seinen Füßen davonkollern. Aber fallende Steine waren sie gewöhnt; sie wandten sich nur nach seiner Richtung — alle witternd, die langen Ohren spielend hinter den Hörnern in der Höhe, und die gedrungenen kurzen Körper noch näher zur Flucht zusammengenommen. Da sagte er halblaut und zuredend: „He, und was wird jetzt? Wollt ihr denn noch nicht abziehen, daß ich endlich auch heimkomme?" Hochauf bäumten sie vor der menschlichen Stimme. Gleich darauf schoß in einem Strich das Rudel mit den Kitzen davon. Die Böcke, die nur undeutlich gehört hatten, warteten noch immer; offenbar verließen sie den Platz nicht gern. „Ihr werdet schon laufen," brummte Hans. „Aber nicht alle." Die Distanz war ein bißchen groß, doch er traute sich etwas zu, zielte, zog ab und sah im nächsten Moment mit einem gewaltigen Satz den alten Bock in die Luft steigen. Im Niederkommen war er schon tot; wie ein lebloser Sack mit dem Kopf voran schlug er zur Erde, streckte sich und zitterte nicht mehr mit einer Fiber. „Herzschuß!" brummte Cobald zufrieden, während er den jungen Böcken nachsah, die in hellem Entsetzen niederwärts davonstoben, daß es von Steinen und Kies nur so flog um sie. Rasch stieg er vollends aus der Kluft heraus, schwang sich auf die Ebene hinauf und ging vor allen Dingen seine Beute besehen. „Ein speckfetter Bursch und in den schönsten Jahren. Hast einen guten Tod gehabt, Kerl, und so sei zufrieden!" Dann richtete er sich stolz auf und ließ einen langhinrollenden, mächtigen Jodler erklingen, der sich tönend an den Wänden brach und in zwanzig Echos zu ihm zurückkam. Eine kleine Weile wartete er, ob er von drüben, wo die Kolonne arbeitete, Antwort bekäme. Als alles still blieb, machte er sich ans Ausweiden.

Er war fertig, machte seinen großen Rucksack frei, arbeitete den Bock hinein, und setzte sich bequem hin, um jetzt vor allen Dingen ausgiebig zu frühstücken, da er einen gerechten Hunger verspürte. Als das geschehen und auch mit einem Schluck Veltliner nachgespült war, nahm er seine Last auf und trat den Heimweg an. Von der Gemsenweide folgte er den Tieren eine Strecke. Dann hatte er die Wahl, ob er sich scharf rechts nach der Saglainschlucht wenden oder den Anstieg der Truppe über die Alpweide einschlagen wollte. Der erste Weg war näher, auf dem zweiten bekam er vielleicht etwas von den Bergsteigern zu sehen. Er entschied sich, da er nicht nur eifersüchtig, sondern auch neugierig war, für den zweiten. Im Bogen um die Wand herum kam er jetzt genau in den Rücken der Gesellschaft. Ein paarmal war ihm schon gewesen, als ob der Wind Rufe zu ihm trüge. Als er nach einer kleinen Stunde den Klotz umgangen hatte, blieb er unruhig stehen. „So tönt es nicht, wenn man sich gegenseitig zuruft!" brummte er, indem er suchend an der wilden Wand hochblickte. Nach längerer Zeit entdeckte er einige kleine Figuren, die weit oben an einer Klippe zu hängen schienen. Er riß seinen Feldstecher heraus. Nachdem er noch eine Weile sich die Sache besehen hatte, sagte er ziemlich laut und ein wenig erregt: „Da wird allerdings schon Grund zum Rufen sein, Himmeldonnerwetter!" Ohne weiteres Besinnen warf er seinen Sack ab, nahm die Flinte vom Rücken und feuerte den Schuß aus dem zweiten Lauf in die Luft, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dann legte er die Hände trichterförmig an den Mund und schrie: „Hallo!" Eine Weile war es still; nur das Echo antwortete. Endlich drangen verwirrt und kläglich einige Rufe gleichzeitig an sein Ohr. Sie kamen von der Wand herunter,

Digitized by Google

und Hans wußte jetzt Bescheid. Er legte das Gewehr über den Rucksack und nahm den Bergstock zur Hand.

*

Ignaz war einer der Menschen, die nie Streit haben, weil ihnen keine schroffe Wirklichkeits-Forderung im Kopf spukt, und da sie mit dem höflich und lustig beflaggten kleinen Schifflein ihres werten Ich sich listenreich durch alle Klippen schlängeln, kommen sie auf die Idee, daß ihnen alles dienstbar und botmäßig sei. Weitere Ideen haben sie gewöhnlich nicht. Anderseits sind sie aus derselben Ursache jedem holden Augenschein verfallen, und in welcher Tasche sie ein Stückchen Zucker wittern, der laufen sie nach, bis sie eines auf die Nase bekommen oder sich das Gebein brechen. Ignaz witterte jetzt bei Mire Zucker, und daß der Augenschein der jungen Frau nicht zur unholden Klasse zählte, konnte ihm jeder bestätigen, wenn er seinen Sinnen allein nicht genug traute. Aber er traute ihnen getreulich und freudenvoll. Er traute auch den Worten der schönen Strohwitwe, die ihn auf eine selbständige Großtat verwies. Er traute seinen Kräften und Fähigkeiten. Und irgendwie traute er sogar Hans Cobald, daß er selber auf diese oder jene Weise bei seinen jüngsten Hoffnungen Gevatter stehen werde. An Zerwürfnisse oder Kämpfe dachte das neutrale Heldenblut weiter nicht. Er stellte jenen muntern Jauchzer her mit dem Untertext: ‚Alles ist mir untertänig!', warf die Jacke über die Schulter und verfügte sich zu seinen beiden Amerikanern, die auf der Silvrettagruppe irgend etwas Außerordentliches leisten und erleben wollten und nun schon seit sechzehn Stunden auf seine, Ignazens, Erleuchtung und Entschließung in Ruhe warteten. Unterwegs trieb er den nach Hans Cobald zweitbesten Führer auf, der ebenfalls schon allerlei Erkleckliches geleistet hatte, und nach einer Viertelstunde war die Gesellschaft einig. Nachmittags wollte man nach der Schutzhütte aufbrechen, um am andern Tag bei guter Zeit in aller Gründlichkeit die wilde Ostwand anzugehen. Aber im Lauf des Tages schien es den Amerikanern nicht genug, die Sache über eine Nacht zu leisten, sondern sie wollten den Ruhm über den Ozean nach Hause nehmen, dazu noch alles zwischen zwei Mitternächten zustande gebracht zu haben. Der Ersatzführer sah bedenklich dazu, aber für Ignaz war das gerade Wasser auf die Mühle, und er entwarf eifrig das neue Programm. Es war eine Mondnacht zu erwarten. Man konnte um zwei Uhr abmarschieren, um fünf Uhr bereits unterhalb der Wand sein, ohne den Umweg zur Hütte zu nehmen, und nach einer ergiebigen Pause verfahren wie schon vorhin beabsichtigt. Einwände und Bedenken des Kameraden lehnte er lachend ab. Die Yankees hatten im Hinblick auf die gesteigerten Ansprüche noch die Prämie erhöht, und auch dies zählt in jedem Vaterland zu den holden Augenscheinen.

Männiglich ging früh schlafen. Um zwei Uhr stand alles marschbereit im Vestibül des Hotels. Als man an dem Häuschen vorbeitrappte, in dem er die schöne Mire schlafen wußte, jodelte er, so kunstvoll und so leise er konnte, wobei er einerseits sehr gern gehört worden wäre und anderseits nur ungerne stören wollte. Pünktlich um fünf Uhr stand man dann nach einer wundervollen Mondscheinwanderung unter der wilden Wand, und Ignaz, der sich dachte, daß Hans irgendwo in diesem Gebirge herumtobte, stieß den schon gemeldeten Frühjauchzer aus. Angeseilt in zehn Metern Abstand arbeitete sich die Kolonne über die Geröllhalde vollends an die Wand heran, und bald hingen die einzelnen Figuren wie Vögel übereinander an der wilden Fluh. In gespanntem Schweigen stieg Tscharner als Führer voran, ertastete Halte, schlug Stufen in den Fels, rechnete und zielte. Dazwischen erteilte er Anweisungen nach unten, bewachte die Bewegungen der Amerikaner, und tat dann mit spähendem Blick den nächsten Schritt. Bald gingen alle Herzen wie Schwermotoren. Die Pulse zuckten in den Schläfen. Langsam erweiterte sich der Abstand niederwärts, wuchs die senkrechte Wand unter ihren Füßen, während die über ihnen immer noch höher und wilder drohend aufzusteigen schien, und der blaue Abgrund des Himmels mit jedem Schritt um schreckende Unendlichkeiten zurückwich. Stumm und keuchend haspelten sich die anderen ihm nach. Ignaz dachte für sie, sah und prüfte für sie, aber streckenweise vergaß er auch sie — ganz verfangen in dem packenden, bewegenden und alle Seelenkräfte spannenden Abenteuer mit dem grenzenlosen Raum um ihn her.

Soviel sah Tscharner deutlich, daß vom ersten Drittel an die Aufgabe mit jedem Schritt schwerer wurde, und daß sich die Unmöglichkeiten zu häufen begannen. Aber er hatte Phantasie und Schwung, und wo Hans vorsichtig lieber einen Schritt zurücktat, da half er sich mit drei kühnen Sprüngen aus einer Klemme und war zugleich wieder ein ganzes Stück weiter. Jetzt stand er auf einem Punkt, der ihm zwei Wege eröffnete: er konnte durch einen Kamin etwas schräg hinaufklimmen, um dort auf Umwegen zum obern Absatz zu gelangen, oder er konnte

Digitized by Google

einen kaum fußbreiten Sims entlang nach einer Partie hinüber kommen, die ihm fast senkrecht eine ganze Kette von kühnen Klimmzügen und damit den letzten kurzen, wenn auch etwas ungeordneten und wilden Durchbruch eröffnete. Erwägend stand er und rechnete. Zweifellos war der erste Weg berggerechter und auch weniger gefährlich. Der andere versprach zwar einen raschen, ruhmreichen Austrag, einen glänzenden Beschluß, aber alles hing an Haaresbreite, und wenn die beiden Yankees auch gut arbeiteten, so war doch keiner von ihnen Ignaz Tscharner und auch nicht Hans Cobald. Dessen Stimme besonders hörte er jetzt ganz deutlich und bestimmt zum Weg links durch den Kamin hinauf raten, und fragend wandte er die Blicke wieder dorthin. Schon hatte er sich entschieden, dem Rat der Vernunft zu gehorchen, als aus der Tiefe herauf der Schuß hallte, mit dem Hans die Gemse erlegt hatte. Sein Kopf fuhr herum, und durch seine Gestalt ging eine unschlüssige Bewegung. War er's nicht sich selber schuldig, ein für allemal und in aller Deutlichkeit seine Unabhängigkeit von Hans zu beweisen? Wieder gingen seine Augen nach dem Sims hinüber. Ein wenig Schnee lag darauf, auch hing der Fels leicht oben über, und darunter stürzte die Wand beinahe senkrecht gute dreihundert Meter in die Tiefe; wer hier ausglitt, zerschellte nicht nur selber auf der Granitstufe drunten, sondern er riß auch rettungslos die ganze Gesellschaft mit hinab, wenn nicht ein Wunder geschah. Schon kehrte er sich dem Kamin zu, um die ersten Tritte und Griffe darin zu untersuchen, da klang so hell und spottend der Jodler über die Felsen herauf, daß es ihn mit einer heißen Welle der Ungeduld durchfuhr. Vor den Blicken flimmerte und zuckte es von einem überaus verführerischen und betörenden farbigen Flammenspiel, von einem Nordlicht der Leidenschaft, einer Fata Morgana des durch Liebe zur Entzündung gebrachten Ehrgeizes.

Nun war kein Halten mehr. Er drehte dem Kamin den Rücken, und mit der nächsten Bewegung hatte er das Gesims betreten. Mit dem Rücken an der Wand schob er sich seitlich Schritt um Schritt vorwärts. Vorsichtig tastete der Fuß. Ein Schneegestöber nach dem andern sank aufgerührt niederwärts. Dazwischen polterte gelöstes Geröll zur Tiefe. Wartend standen gestaffelt drunten die andern Teilnehmer. Langsam rückte der erste Amerikaner nach. Als das Seil sich straffte, folgte ihm vorsichtig der andere. Der zweite Führer hielt Stellung, so gut er konnte, um jedem Fehltritt sofort begegnen zu können. In der Mitte des Gesimses wurden Tscharners Bewegungen langsamer. Der zweite Führer sah ihn unruhig den Kopf wenden, einhalten, noch einen versuchenden Schritt tun — und stehen bleiben mit einem solchen nicht mißzudeutenden Ausdruck von Schreck, daß es ihn selber kalt durchlief. Die Yankees merkten noch nichts, aber der zweite Führer übersah bereits die ganze Lage. ‚Festgestiegen!' ging es ihm durch den Kopf. ‚Wenn er nicht zurück kann, so sind wir verloren!' Heftig errötend, aber ohne einen Laut von sich zu geben beobachtete er die nächsten Bewegungen Tscharners. Sie bestanden bloß noch in hilflosen Drehungen des Kopfes. Er hatte sich verrechnet, hatte geglaubt, daß der überhängende Fels ihm eben noch so viel Raum geben würde, um durchzukommen, und hing plötzlich mit dem ganzen Körpergewicht so weit nach vorn, daß der nächste Schritt ihn köpflings in den Abgrund stürzen mußte. Aber auch rückwärts war ihm der Weg abgeschnitten. Auf dem Rücken saß ihm ein Kobold, ein bauchiges, lächerliches Ungeheuer, das ihn hohnvoll auf seinem Platz festhielt, das ihn tückisch überwärts drängte, sobald er sich regte, das jede seiner Bewegungen belauerte und ihn, im Angesicht der weiten, leuchtenden, wunderbaren Welt hier droben, auf einem schmalen Gesims öffentlich zur Schau stellte: ‚Hier, Ignaz Tscharner, der mit einer Renommierbesteigung das schönste Weib des Unterengadins erobern und den bravsten Kerl zum Trottel machen will! Selber zum Trottel gemacht durch einen lumpigen, schäbigen, gemeinen Rucksack, den er nicht richtig zu berechnen wußte, weil ihm vor Verliebtheit und brennendem Ehrgeiz Rechnen und Überlegung vergangen war!' Noch versuchte er, durch Niederlassen in die Kniesehwebe vielleicht unter dem Vorsprung durchzukommen. Es ging auch, aber vor Überspannung tat er noch einen Schritt vorwärts anstatt rückwärts und saß jetzt endgültig fest, ja, nun hatte er nicht einmal mehr soviel Spielraum, um vorsichtig aus der Verstrickung seines Kobolds herauszuschlüpfen, die Riemen über die Schultern gleiten und ihn seitwärts mit Genuß und Dank gegen Gott zur Tiefe hinunterklatschen zu lassen. Verloren! Da stand er wie der berühmte Greis, der sich nicht zu helfen weiß. Drunten weidete Hans seine Gemse aus, nachdem er sich selbstherrlich zur Ruhe getobt hatte. Und noch tiefer glänzten die Dächer des Dorfes und blitzten spöttisch irgendwo unter den andern Mires Fenster herauf.

Ein weites, wehes Gefühl durchzog ihn. Verlassen, entsetzt und kummervoll ließ er die Blicke durch diese großartige Welt gehen, während ihm die beiden Amerikaner schwei-

Digitized by Google

gend und zuerst noch verwundert zusahen. „What's that?“ fragte endlich der Nächststehende leise nach seinem Kameraden und dann nach dem andern Führer gewendet. Der antwortete mit einem stummen Achselzucken. Einen Moment verharrten die Männer Auge in Auge, und auch die Yankees begannen zu begreifen. Die Gesichter richteten sich wieder nach Ignaz. Der starrte jetzt regungslos und todtraurig in den Abgrund vor seinen Füßen. Dann hob er die Augen zu seinen Genossen. „Ich kann nicht weiter,“ sagte er schweren Herzens und langsam erbleichend, als ob er erst jetzt den ganzen Umfang dieser Tatsache begriffe. „Ihr müßt mich vom Seil lösen. Dann müßt ihr entweder den Kamin hinauf und dann links zum Plateau, oder ihr müßt zurück und auf dem Umweg über die Hütte hinauf, bis ihr über mir seid. Laßt ihr mir dann von droben ein Seil herab, so kann ich daran zurück bis dahin, wo jetzt Mister Blondel steht, und durch den Kamin hinauf wieder zu euch stoßen.“ Das klang alles leidlich besonnen und geistesgegenwärtig; unterdessen wußte er bereits, daß er unmöglich solange diese Stellung einhalten konnte. Bis die andern oben waren, hatte ihn der Abgrund, über dem er nur auf den Zehen balanzierte, längst hinuntergezogen. Aber nach einigen Verhandlungen und einer Reihe von Versuchen stellte es sich heraus, daß weder der vorderste Amerikaner imstande war, den Aufstieg durch den Kamin allein zu führen, noch der andere Führer, aus dem steinernen Logarithmenrätsel den Rückweg zu finden. Auch eine Umgehung der Amerikaner zum Aufstiegspunkt in den Kamin gab es nicht. Als auch diese Tatsache klar und allerseits eingesehen war, erinnerte man sich an den Gemsjäger, und die drei Männer, die ihre Lunge brauchen konnten, begannen zu rufen; Tscharner hatte nicht einmal soviel Freiheit. Darauf fiel der zweite Schuß, und Ignaz sagte zu den Männern, daß weiteres Schreien unnötig sei. „Cobald schießt nie zweimal auf Wild,“ bemerkte er. „Wenn er zum zweitenmal schoß, so galt das uns.“ Bald darauf sahen alle Männer drunten auf dem Boden des Saales, den dort die Felswand mit der vordersten Baumreihe eines Arvenwaldes bildete, eine männliche Gestalt hervortreten und zunächst durch einen Feldstecher die Wand absuchen. Die verirrten Männer suchten sich nach Möglichkeit bemerkbar zu machen. Nach kurzen Vorbereitungen sahen sie endlich die Figur den Aufstieg beginnen. Der zweite Führer und die Yankees atmeten auf. Ignaz zweifelte sogar daran, daß ihm Cobald etwas nutzen konnte. „Macht in jedem Fall das Seil zu mir los!“ verlangte er noch einmal. „Es ist besser.“ Keine Hand rührte sich. Er schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ich halte diesen Platz vielleicht eine halbe Stunde, vielleicht eine ganze, dann kommt das Kniezittern. Stürze ich ab, so geht ihr mit. Sag' das ihnen auch, Joseph.“ Ein neues Schweigen folgte den Worten. Endlich sagte der zweite Führer: „Laß das Gerede. Du bleibst angeseilt, solange es einen Sinn hat. Merkst du, daß dich die Kraft verläßt, so ist es immer noch Zeit, darüber zu sprechen.“

Inzwischen hatte sich Hans über den Geröllgürtel hinauf an den Fuß der Wand gearbeitet. Auf den ersten Blick sah er, daß sie noch verzweifelter war als die Partie, in der er gestern beinahe den Untergang gefunden hätte. „Schon ein Stück, hier Amateure hinaufzuführen!“ murrte er. Flüchtig dachte er daran, sich lieber nicht auch noch zu dem Verein von Verstiegenen zu gesellen, und sie von der Hütte her zu umgehen, um ihnen von obenher zu helfen, aber er wußte nicht, ob alle dazu die Zeit haben würden, und nach einem letzten Wägen drang er vor. Zunächst war er jetzt den Blicken der hochschwebenden Gesellschaft entzogen. Eine kleine halbe Stunde dauerte es, bis er noch tief drunten zum erstenmal wieder aus dem Felsgewirr auftauchte. Dann verschwand er in neuen Schrunden und hinter überhängenden Nasen und Simsen. Als er zum zweitenmal sichtbar wurde, hörte man seinen Pickel im Gestein arbeiten. Auf einer Kanzel machte er halt und sah sich wieder um. Der zweite Führer rief ihn an, und es entspann sich eine Unterhaltung über die Lage. Hans tat ein paar knappe Fragen, die ihm der andere ebenso beantwortete, und setzte darauf mit einer Richtungsänderung den Anstieg fort. Jetzt kletterte er zunächst entschieden aus der unglücklichen Gegend hinaus, die er im weiten Ausschlag nach links unterlief, worauf er im spitzen Winkel von Süden her auf den Stand des obersten Amerikaners zu hielt. Nach einer letzten Viertelstunde traf er dort ein. Bewundernd hatten die andern seine Bewegungen beobachtet. „All right!“ sagte der Yankee ihn begrüßend. „Sie sind ein Mann und ein Held. Ich setze zweihundertfünfzig Dollars für unsre Rettung aus.“ Das alles sagte er in einem ernsthaften Pathos und in einer steifen Geschäftlichkeit, die die Anrede ein wenig komisch machten. Der Jüngere beeilte sich, dieselbe Summe von sich aus daraufzuschlagen, aber Cobald hielt sich jetzt nicht mit Abmachungen auf. Daß die drei untern nicht unmittelbar gefährdet waren, sah er auf einen Blick. Dann richtete er die Augen auf Ignaz.

Digitized by Google

„Du dort, wie steht's mit dir?“ fragte er ihn kurz und ein wenig beiläufig. „Wie lange kannst du noch aushalten?“ Mit kaum merklicher Verachtung im Blick und so nüchtern, daß Ignaz die Schamröte aufstieg, prüfte er seinen Stand und seine Umstände, den Rucksack auf seinem Rücken und die andern Tatsachen seiner Lage. Ignaz berechnete bei sich, daß er noch höchstens eine halbe Stunde so stehen konnte. Ebenso dachte Cobald. Aber ruhig und ein wenig stolz erwiderte Tscharner: „Bringe die andern in Sicherheit, und dann wollen wir sehen, was mit mir zu machen ist.“ Dazu sagte Hans nichts. Die Amerikaner, die sich die Antwort übersetzen ließen, widersprachen einstimmig. Auch der zweite Führer verlangte, daß zuerst Ignaz geholfen werde. „Warum hast du ihm denn nicht schon lange selber geholfen?“ fragte Hans spöttisch. „Standest doch nahe genug dabei, denke ich.“ Der Mann suchte sich damit zu erklären, daß die Yankees ihm den Zugang versperrten, aber Hans schnitt ihn kurz ab. „Mir haben sie ihn nicht versperrt. Aber wenn ihr noch lange stehen und schwatzen wollt, so braucht ihr mich nicht dazu, und ich will meine Gemse nach Hause bringen.“ Noch einmal bestürmten ihn die Amerikaner, zuerst ihrem Führer zu helfen. Er wendete sich zum Gehen. „Ich weiß nicht, ob ihr gerettet sein wollt. Aber daß ich nicht fliegen kann, das weiß ich.“ Da begriffen sie, daß er Gründe haben mußte. Der zweite Führer besonders sah ihn groß an, wenn er auch nichts mehr zu sagen wagte. Bei der bisherigen Freundschaft der beiden mußte wohl etwas vorliegen, das Cobald auf seine Weise ausmachte.

Hans kümmerte sich nicht um diese Blicke. Er sorgte dafür, daß der vordere Amerikaner sich von Ignaz abseilte, übernahm ihn selber und leitete die Umkehr ein, die er von obenher sicherte. Sein Hintermann gelangte glücklich unter seinen Anweisungen zum Kamin. Der Nächste hatte es nicht mehr so schwer. Der zweite Führer brauchte bloß zu folgen und zu wachen. Den Kamin selber benutzte Hans auch bloß als Übergang. Jenseits lag ein stark zerklüftetes Gelände, das er als Erster mit einem kühnen Sprung erreichte. Seinem Hintermann konnte er helfen. Den Dritten, der beinahe erschöpft war, bugsierte er mit dem andern Führer am Seil herüber. Der Schlußmann selber folgte nicht ohne Furcht, aber er riß sich zusammen, um sich vor Hans keine Blöße zu geben. Was noch kam, war zwar harte und oft sehr gefährliche, aber nicht mehr übermenschliche Arbeit. Bloß der zweite Amerikaner leistete über seine Kräfte und machte viel Nachhilfe nötig. Nach dreiviertel Stunden saß die Gesellschaft endlich geborgen droben auf der Terrasse, von der der eigentliche Gipfel sich erst abhob. Staunend standen die beiden jungen Leute und starrten in die Höhe. Ihrem Gefühl gab der zweite Führer Ausdruck.

„Das hätten wir nie und nimmer geleistet!“ sagte er aufrichtig. „Das geht über jede Kraft.“

Cobald schwieg einen Moment. „Was hast du's dann unternommen?“ gab er achselzuckend zurück. „Ignaz hätte es geschafft, wenn er sich nicht verstiegen hätte.“

Verblüfft starrte ihn der andere an. „Wenn! Was hilft hier das Wenn!“ murmelte er und verstummte; er kannte sich nicht mehr aus mit diesem Menschen, obwohl undurchdringliche Gesichter hierlandes nicht zu den seltenen Erscheinungen gehörten.

Als man eine Weile geruht und sich gestärkt hatte, baten die Amerikaner, daß Hans sich nun auch Tscharners annehmen möchte. Stumm erhob er sich, machte sich bereit und nahm den Rückweg in Angriff, nachdem er noch ein paar knappe Worte mit dem andern Führer gewechselt hatte: „Wenn es schief geht, so grüße meine Frau.“ Er wußte, daß er eine Todesfahrt antrat, und die andern wußten es auch. Kletternd, halb fallend, rutschend, springend, mit Berechnung stürzend, mehr als einmal an einer Hand in der Luft über dem Abgrund hängend, während die andere nach dem nächsten Zacken austastete und der Fuß zum Abschwung sich gegen die Mauer stemmte — so erreichte er wieder die Höhe, auf welcher Ignaz einsam und bleich und mit letzter Kraft auf seine Rückkehr wartete. Schwindelnd umgab den Unglücklichen der weite, wesenlose blaue Luftmantel wie ein Grab. Immer schwerer drückte die gigantische Höhe des Himmels auf ihn. Von Minute zu Minute zog ihn die ungeheure Last des Bergsockels gefährlicher nieder, und eine tiefe, dunkle Schwermut überschattete seine Seele mit den Vorahnungen der Vernichtung. Dazu durchdrang alle seine Nerven eine schweigende Bitterkeit, eine wehe Verwunderung, ein schmerzliches Nichtbegreifenkönnen. Wodurch hatte er ein solches Schicksal verdient? Was berechtigte Hans zu einer Behandlung, wie er sie ihm gegenüber beliebte? Hatte er sich denn an Mire vergriffen? Stand er nicht ohnehin im Licht des verunglückten Waghalses da und Hans im Glanz des Retters? Übrigens verlor er jetzt die Fähigkeit, Gedanken festzuhalten. Ein gefährlicher, träumerischer Zustand bemächtigte sich seines Geistes. Nur noch mechanisch und schon bald unbewußt

Digitized by Google

leistete er dem drohenden Absturz Widerstand und wartete er weiter auf Cobalds Zurückkunft. Noch einmal sah er drunten im Tal sein Dorf aufglänzen. ‚Was werden sie sagen, wenn sie hören, daß ich abgestürzt bin?' ging es ihm durch den Kopf. Flüchtig sah er Mires schwarzen Scheitel und darunter die eigensinnige, stolze weiße Stirn mit den dunklen befehlenden Augen, denen er in sein Verderben gefolgt war. ‚So wie Hans muß man sein, um sich von solchen Augen nicht unglücklich machen zu lassen!' dachte er. Dann versank ihm das ganze Bild, und auch die Gedanken verschwammen ihm. Langsamer ging sein Puls. Das Herz regte sich kaum mehr. Auch der Atem stand beinahe still.

Da war es ihm, als hörte er ziemlich nahe Steine niedergehen. Auch das Aufschlagen eines Pickels klang ihm ins Ohr, und selbst das Scharren eines benagelten Schuhes vernahm er. Doch war er bereits so hoch von Todesbereitschaft überschwemmt, daß ihn die Geräusche gar nicht zum Erwachen brachten. Er dachte auch nicht mehr an Hans oder sonst an einen Menschen auf der weiten Welt. Er träumte weiter dem Tod entgegen.

Jetzt führte der leichte Luftzug ihm den Duft eines stark arbeitenden und ausdünstenden Manneskörpers zu, und die Verwunderung verdichtete sich zum Erstaunen. Die Träume wurden farbiger und wesenhafter. Er begann zu erwachen. Fragend öffnete er die Augen und drehte den hübschen, scharfgeschnittenen Kopf nach der Seite, von welcher ihn dieser Geruchseindruck getroffen hatte. Auf der Leiste, die ihn trug, rückte mit den Schultern am Felsen Hans Cobald seitlich gegen ihn vor, das offene Messer in der Hand, mit finsterm Gesicht und einem Ausdruck von Entschlossenheit, der befremdete, aber, und das schien ihm merkwürdig, doch nicht widerwärtig oder beängstigend war. Tiefer erwachend blickte er dem Freund aufmerksam entgegen. Nun in seiner nächsten Nähe angekommen machte Hans halt und wandte ihm ebenfalls das Gesicht zu. Eine Weile standen die Männer einander stumm Auge in Auge gegenüber. Ignaz erwartend und verwundert, Hans mit leicht zusammengepreßten Lippen und mit einer scharfen Falte zwischen den kalt blickenden Augen. Endlich sprach Ignaz als der leichter Bewegliche und immer eher zur Versöhnung Geneigte das erste Wort.

„So, da bist du wieder," sagte er mit schwacher Stimme und einem Lächeln, das seinen Zustand verleugnen oder entschuldigen sollte. „Ich dachte nicht, daß du zurückkommen würdest." Erst jetzt ging die erste Unruhe durch seine Gestalt. „Und was hast du nun im Sinn mit mir?" fügte er halb scherzend und halb besorgt hinzu. „Viel kannst du mir nämlich nicht mehr zumuten —!"

Hans schwieg noch einen Moment, während seine Blicke nach dem Dorf drunten abirrten, suchend über die gegenüberliegende Bergkette hingingen und drohend zu Ignaz zurückkehrten.

„Was ich im Sinn habe? Das will ich dir sagen. Ich kann und werde dich nicht hindern, auf die Berge hinauf zu rennen und dich dort festzusteigen. Tu immer, was du willst, und wenn's an mich kommt, dich herauszureißen, so werde ich da sein. Aber im Haus will ich von jetzt an Ruhe haben. Du verstehst mich. Darauf verlange ich deinen heiligen Eid. Du bist ein Junggeselle und weißt nichts. Frauen müssen geliebt und übrigens kurz gehalten werden, genau wie Tiere oder Bäume. Das wollte ich dir sagen. Schwörst du, so ist es gut, und ich mache dich frei. Wenn nicht, so will ich Mire von dir grüßen und ihr sagen, daß du dich ihr zu Ehren wie ein Narr hier oben festgelaufen und mit einem letzten Jodler zu ihrem Preis dir drunten den Schädel zerschmettert hast."

„Nachdem ich vorher dein Messer zwischen die Rippen bekommen habe," bemerkte Ignaz erbleichend mit aufflackernden Augen. Eine neue heiße Wallung jener tödlichen Bitterkeit durchschoß ihn. Hans sah ihn groß an. Dann zuckte ein kurzes, spöttisches Lächeln über sein Gesicht, das er schon vorher immer verhalten zu haben schien.

„Mein Messer wird vielleicht dein Rucksack zu spüren kriegen, wenn du geschworen hast," versetzte er trocken. „Du kannst doch nicht mit dem vollen Sack von der Stelle."

Ignaz errötete.

„Es ist wahr," sagte er aufrichtig. „Ich brauche keinen Dolchstoß. Ich bin schon ein toter Mann durch diesen Rucksack. Das hätte mir nicht passieren dürfen. — Also gut, ich schwöre."

„Nie wieder die Mire zu loben?"

„Nie wieder die Mire zu loben!"

„Bei allem, was dir heilig ist?"

„Bei allem, was mir heilig ist!"

Eine halbe Minute lang, die Ignaz wie eine Ewigkeit vorkam, starrte ihm Hans noch in die Augen. Dann erinnerte er sich daran, daß er jetzt Erlösung erwartete, und er rückte ihm noch näher. Langsam, jeden Zentimeter Raum berechnend, hob er das Messer, stieß es in den Rucksack, führte einen vorsichtigen Schritt abwärts aus, und ließ es, als ihm der Riß groß genug erschien, zur Tiefe fallen. Darauf ging er daran, vorsichtig ein

Digitized by Google

Stück des Inhalts nach dem andern herauszuziehen, um es dem Messer folgen zu lassen. Es kam zum Vorschein eine Weinflasche, eine Büchse Cornedbeef, ein halber Laib Brot, ein Stück Käse, eine Tafel Schokolade, eine Schachtel mit Verbandzeug, ein Paket Watte, ein Bündel zusammengewickelte Wäsche und eine Decke; die letztere erforderte die größte Geduld und Vorsicht. Als sie den übrigen Sachen zur Tiefe gefolgt war, stand Ignaz wieder aufrecht. Langsam und tief atmete er auf, und nachdem er schon zum Sterben bereit gewesen war, durchdrang ihn blühend und mit unsäglicher Holdseligkeit wieder der erste freie Strom Leben.

„So," sagte Hans in dürrem Ton. „Das wäre geschehen. Bist du jetzt imstande, mir nach der Kante entlang zurückzufolgen, oder soll ich dir von oben das Seil reichen?"

„Ich will probieren," gab Ignaz leise zitternd vor Glück zur Antwort, indem er wieder den ersten Schritt seitwärts tat. „Es wird gehen," erklärte er darauf mit bebender Stimme. „Meine Knie jedenfalls sind noch fest. Geh nur voraus. — So, jetzt wird's schon besser. Sobald der Fels nicht mehr überhängt, hat's ja keine Gefahr mehr. — So! — So! — Jetzt noch bis zum Kamin, dann läßt du mich ein bißchen auf die Kanzel sitzen. — Es ist schon gut! — Wenn man so zwei Stunden überhängend — gestanden — hat —! Ja, ja, ich nehme mich schon zusammen —! Aber — hilf mir jetzt — ein bißchen —!"

Unsicher tastete er mit der Hand nach Cobald aus, der ihn am Ärmel faßte und hochhielt. So führte er ihn zu der kleinen Kanzel, die unterhalb des Kamins vorsprang, und dort ließ er ihn langsam unter sich sinken, bis er mit dem Rücken in der Gesteinsfalte und den Füßen gegen eine Runse sicher saß. Jetzt war das Kniezittern doch da, und Ignaz dauerte es still und geduldig aus, während Hans stumm daneben stand und mit finster zusammengezogenen Brauen in die lachende und leuchtende Unendlichkeit dieses Sommertages und der geisterhaft ragenden Bergwelt hinausblickte. Gesprochen wurde nichts mehr. Nach einer Viertelstunde erklang von droben ein fragender Jauchzer. Er mußte noch zweimal wiederholt werden, bevor Hans sich zur Antwort entschloß. Er war erzürnt und verstimmt. Es tat ihm nicht gut, Ignaz in dieser Verfassung zu sehen. Mit Grimm nur erinnerte er sich an die Erwartung, die Ignaz an das Messer geknüpft hatte. Die Unzulänglichkeit des Lebens und die Endlichkeit aller Kräfte und Fähigkeit fochten ihn an, und er tat einen Blick in Beziehungen, der ihn wenig erfreute, den er auch nicht verweilen ließ. Bevor Ignaz sich ganz erholt haben konnte, trieb er zum Aufbruch. Die andere Gesellschaft sollte den Weg oben herum nehmen. Er zielte mit Tscharner seiner Gemse zu, um dann durch die Schlucht geradeswegs ins Tal abzusteigen. Ignaz hielt sich jetzt brav und verlangte auch keine neue Ruhepause, so daß Hans ohne Aufenthalt in einem Zug, wie es ihn nun trieb, die zwei Stunden, die ihn noch vom Wiedersehen mit seiner Mire trennten, hinter sich bringen konnte.

*

Keck mit dem Strauß Alpenrosen auf dem Hut und dem Gemsbock im Sack, dessen zusammengebundene Läufe oben herussahen, schritt Hans das Dorf hinab, die Flinte mit dem Riemen an der Schulter, hoch aufgerichtet und ohne viel links und rechts zu sehen. Ignaz hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten, und es war ihm heute auch nicht diese trotzige und sieghafte Haltung gegeben. Abgesehen von dem Verlust von Pickel und Bergstock, und dem Umstand, daß er ohne seine Gesellschaft ankam, taten ihm auch alle Glieder weh. Er war so weit, daß ihm die Augen beinahe im Gehen zufielen, und daß er überhaupt nicht mehr daran dachte, ob er vielleicht einen solchen oder einen solchen Anblick bot. Plötzlich hörte er Hans neben ihm sagen: „Du wirst heut nacht gut schlafen. Ich brauche dir nichts zu wünschen. Reib deine Glieder mit Franzbranntwein ein; vergiß es nicht, dann tun sie morgen nicht so weh." Aufblickend erkannte er, daß man vor Cobalds Haus stand. Er murmelte irgend etwas, reichte Hans gewohnheitsmäßig die Hand und schlich mit eingebogenen Knien in vorgebeugter Haltung und mit zu Boden gehefteten Blicken weiter. Mire hatte er auch nicht hinter den Geranien an ihrem Fenster bemerkt. Hans sah ihm noch einen Moment nach, reckte sich im Kreuz gerade und wandte sich der Haustür zu.

Er hing wie immer draußen sein Gewehr an den Holznagel, lehnte den Bergstock in die Ecke und trat ein.

„Guten Abend, Mire."

„Guten Abend, Hans."

Es war gut, daß er sich Zeit genommen hatte mit seinem Eintritt, so war Mire noch schnell einigermaßen mit sich zustande gekommen. Sie hatte in der Minute wieder eine ganze Menge erlebt. Zuerst hatte sie draußen Hans in der selbstbewußten Haltung eines Mannes gesehen, der seinen Erfolg genießt, und zunächst einen kleinen Zornanfall charaktervoll verwunden; vielleicht war es auch eine leichte Regung von Weibeshaß gewesen. Dergleichen kommt in den besten

Digitized by Google

„Ein herrlich Kraut ist der Toback." Gemälde von Erich M. Simon

Digitized by Google

Digitized by Google

Häusern vor, und man muß es nicht zu genau damit nehmen. Darauf bemerkte sie Ignaz in seinem zusammengebrochenen Zustand, und es befiel sie ein heißer Schreck. Eine dunkle Röte übergoß sie, und sie hatte auf einen Moment Lust, diesen blonden Schafskopf noch dazu zu ohrfeigen. Allein auch dies war nur die unbewachte, heidnische Regung einer sonst braven und ganz christlichen Seele, und als sie zum zweitenmal die Gestalt ihres Mannes sah, ging ihr ganz einfach das Herz auf und war sie ohne Wenn und Aber froh, daß er nicht nur den Ignaz gerettet hatte, sondern auch selber heil und gesund und genau so unverschämt und dickköpfig zurückkam, wie ihn Gott in seinem Eifer geschaffen hatte. Ein kurzes, kühnliches Lachen ging ihr über das schöne Gesicht, und sie war schon mit allem im reinen. ‚Es kann jede Gans von Glück sagen, wenn sie einen ordentlichen Kerl zum Mann hat,' ging es ihr durch den Kopf. Dann aber brachte sie ihr Gesicht in eine alltägliche Verfassung, und als er eintrat, stand sie mit dem Rücken gegen die Tür. Auf seinen Gruß wandte sie sich langsam herum, und während sie antwortete, ging sie schräg durchs Zimmer, als wäre er nur eine Viertelstunde draußen gewesen und setzte sie eine Beschäftigung fort, in der es nicht lohnte, sich stören zu lassen. Er hinwieder hatte sowohl den Ton ihrer Stimme, worin Glocke und Leben klang, gehört, als auch den kühn gedämpften Glanz in ihren Augen bemerkt. Umsichtig setzte er seinen Rucksack auf den Tisch ab, und ebenso sagte er langsam und mit allem Bedacht, den er für geraten hielt: „Hast dich hoffentlich nicht gelangweilt. Dafür bringe ich auch nichts Schlechtes nach Hause. Ich bin nicht eher zu Schuß gekommen."

Sie hätte antworten können: ‚O, danke, gelangweilt habe ich mich ganz und gar nicht!' Aber sie sagte mit halbem Lachen: „Wirst dich wohl nicht besonders übereilt haben. Wo hast du ihn denn geschossen?"

Er wieder hätte auftrumpfen können: ‚Beeilt habe ich mich allerdings nicht!' Jedoch er erklärte mit friedfertigem Gesicht, während es ihm warm und wohl ums Herz wurde: „Droben unter der Ostwand des Linard. Habe ihnen vorher noch lange zugesehen, so wenig merkten sie mich."

„Du bist ja ein Mörder," bemerkte sie mit leisem Bedauern für das schöne Tier, aber mit noch mehr Stolz auf den Jäger und Befriedigung über den Braten, der in Aussicht stand, denn der Mensch ist ein sehr zusammengesetztes Geschöpf. Darauf standen sie einträchtig vor dem Bock in Betrachtung versunken. Sie lobte, was irgend zu loben war, und er hielt klug und diplomatisch zurück, um mit nächster Gelegenheit den Stiel umzudrehen und seinerseits sich eine Köchin zu loben, die aus einem solchen Stück auch etwas zu machen wußte. Dann legte er wie aus Versehen den Arm um ihre Schulter, und als er sah, daß er nicht nur geduldet, sondern gar nicht ungern ertragen wurde — er merkte es an dem halben Lachen, das ihr fortwährend um den gar hübschen Mund spielte —, zog er sie vollends an sich und küßte sie mitten darein.

„Frauen hat's nämlich dort droben nicht," bemerkte er dazu. „Dies Wild steht dann wieder auf einem andern Platz. Das Leben ist nämlich reich, und die Welt ist groß."

Damit war sie einverstanden und noch mit vielem andern, was er vorbrachte und anregte. Die Abendsonne spielte wie ein lautloser Bach aus Kraft, Jugend und Glück ins Zimmer herein. Der Kanarienvogel im Fenster schmetterte auf eigene Faust oder Kralle begeistert um sich her. Der Kater saß in hoher Besonnenheit unter ihm und putzte sich. Im Stall meckerten die Ziegen, da es schon eine Weile Melkzeit war, ohne daß sich eine Mire sehen ließ. Dazwischen sah diese, eng an Cobalds Seite geschmiegt, die beiden Amerikaner mit dem andern Führer die Straße herab kommen. Erst jetzt hatte sie den Standpunkt, nach Ignaz zu fragen, obwohl sie auch jetzt noch dabei errötete. Hans sagte ruhig und leichthin, daß Tscharner Pech gehabt habe und in einer Schrunde hängen geblieben sei; das könne jedem, auch ihm, Hans, passieren.

„Und du hast ihn gerettet?" fragte sie mit leicht fliegenden Nasenflügeln, ohne ihn anzusehen.

„Ich bin gerade dazugekommen."

Noch einen Moment schaute sie den Männern nach, die womöglich einen noch traurigeren Eindruck machten als Ignaz. Darauf wandte sie mit einem übermütigen Glitzern die Augen wieder nach ihm.

„Dafür habe ich dir auch etwas besorgt," sagte sie ehrsam. „Kannst du raten?"

Er war kein Freund vom Raten, aber aufs Geratewohl sagte er, um sie zufriedenzustellen: „Neue Hosenträger."

„Du bist selber ein neuer Hosenträger. Rate besser."

„Einen — neuen Hut."

„Warum nicht einen neuen Pantoffel, den du dir einrahmen kannst. Nein, auch kein Hut. Weißt du sonst nichts mehr? Dann komm und sieh."

An dem Platz, wo die alte gehangen hatte, hing eine neue Pfeife, die der alten aufs Haar glich, wenn Pfeifen Haare hätten,

Digitized by Google

mittelgroß, wie er sie liebte, mit einem tiefen weißen Porzellankopf, einer Gemsenjagd darauf und dem Zugstück aus einem Gemsenhorn, dazu Troddeln in den Farben des Kantons. Er machte kleine Augen wie immer, wenn ihm etwas zunächst nicht geheuer war, aber sie redete munter weiter: „Nimm sie nur; sie ist nicht heiß. Gestopft habe ich sie dir auch schon, damit du dich gleich zu Hause fühlst. Aber putzen mußt du dir auch die selber. Du hast gar nicht verdient, daß ich mir im Laden Redensarten dafür machen ließ. Ist sie recht?"

„Ja, ja, recht ist sie schon." Er nahm sie herunter — immer noch so behutsam, als ob sie mit Pulver geladen gewesen wäre, beguckte sie von außen, beguckte sie von unten und von oben, wog sie in der Hand, und wandte sich suchend nach Feuer um. Als der Tabak brannte, setzte er noch etwas hinzu, während es ihn so mächtig lächerte, daß er nur mit Mühe den Ernst bewahrte. „Und du bist soweit auch recht. Ein ganz appetitlicher, duckmäuseriger Strolch. Nein, duckmäuserig bist du eigentlich nicht; das kann keiner sagen. Aber du hast es hinter den Ohren; man sollte gar nicht sagen, daß da soviel Platz hat. — Sie zieht auch ganz ordentlich. — Und was den Ignaz angeht, da hab' ich noch nicht ganz fertig geantwortet. Du hast ja nach ihm gefragt. Ich wollte nämlich noch sagen, daß er sich wahrscheinlich auch ohne mich geholfen hätte. Er ist ja so geschickt und hat so viel Einfälle. — Aber ich glaube, du mußt jetzt in den Stall. Ich will mich in der Zeit an den Bock machen."

Mire sah mit großen Blicken wieder aus dem Fenster. Auf der Straße drunten verschwanden die drei Gestalten eben um die Biegung. Sehr lebhaft konnte sie sich denken, *wie* denen ohne ihren Hans geholfen worden wäre. Sie fühlte ein wasserziehendes Prickeln in den Augen und ein Jucken in der Nase, und das Herz ging ihr schneller. „Ja, ja," sagte sie leise. „Ich will jetzt melken gehen. Es ist Zeit." Langsam und voll umstrittenen Glücks ging sie, aber der Streit nahm schnell ab, und das Glück immer zu, und als sie im Stall ankam, nahm sie mit feuchten Augen vor Scham und Triumph in jeden Arm eine Ziege und drückte das schöne, heiße Gesicht zuerst der grauen und dann der weißen in den Pelz. Worüber sie Triumph empfand, das war ihr wieder nicht klar, aber sie empfand ihn, war darüber entzückt und liebte Hans um so mehr dafür. Aber bald darauf erfüllte das gleichmäßige Strömen der Milch in den Topf den kleinen Raum mit einem zufriedenen und sinnvoll klaren Geräusch, während die eine Ziege behaglich widerkäute, und die andere Mire das Ohr leckte. Die schöne Frau schimpfte lachend, ohne sie zu verscheuchen, und mit der Hummel am Stallfenster, die brummend einen Ausweg suchte, und dem Geschrei der Schwalben draußen, die tiefliegend der Abendjagd oblagen, sank die Symphonie des Friedens und der Vernunft aus dem verglühenden Tag über die kleine Wohnstätte herein.

*

Wie Hans vermutete, tat Ignaz in dieser Nacht einen tiefen und langen Schlaf. Den Rat mit dem Franzbranntwein hatte er trotz seiner Müdigkeit befolgt, und so taten ihm am andern Morgen die Glieder nicht einmal weh, wie er erwartet hatte. Um neun Uhr stand er endlich auf und kroch in die Kleider. Er humpelte ein wenig herum, machte Holz klein, vermied die Treppen, stärkte sich durch fleißiges Essen und Trinken, versaß halbe Stunden am kleinen Eckfenster spazieren guckend und sinnierend, sah, wie die beiden Amerikaner gravitätisch das Dorf hinaufgingen, um Hans die versprochene Belohnung zu bringen, und ging diesen Tag sogar schon vor den Hühnern zu Bett, um noch einmal ausgiebig zu schlafen. Am folgenden Morgen hatte er ziemlich allen Harm vergessen. Die Glieder waren wieder geschmeidig; nicht einmal der Rücken schmerzte mehr besonders, wenn auch die gerade Haltung noch einige Anstrengung kostete. Als er auf die Straße trat, bemerkte er mit Dankbarkeit den weiten, festen, ebenen Boden, auf dem man ausschreiten konnte, ohne in blaue Abgründe und in mörderische Klüfte voll Sonnenglast und Todesglanz zu blicken. Mit der Haue auf der Schulter schritt er bedachtsam nach seinem Feldchen hinaus, das er die letzte Zeit etwas vernachlässigt hatte, und bis Mittag arbeitete er genußreich und voll gesunder, einfacher Befriedigung. Er fühlte sich in Einklang mit einem weiten, mächtigen und doch geheimnisvollen Sinn des Lebens, dem vom nördlichen Polarkreis bis zum südlichen alle folgen, die in der Seligpreisung stehen, weil sie das Erdreich besitzen. Am Nachmittag ging er wieder hinaus. Vergnüglich plauderte er ein wenig mit Rechts und Links, schwang zwei Stunden die Haue, setzte sich zum Vespern unter seinen mächtigen Birnbaum, der in der ganzen Gegend berühmt war, sah gelassen die weißen Berggipfel und die in der Sonne flammenden Felsenhäupter auf ihn niederblicken, arbeitete bis zum Feierabendläuten und zog dann zufrieden summend mit der Hacke auf der Schulter die Straße hinunter seinem Haus zu; hinaus hatte er auch mit-

Digitized by Google

tags noch den Weg hinten herum genommen. Pah, Unglück konnte jeder haben! Nach wie vor war und blieb er mit Hans der berühmteste Führer der ganzen Gegend. „Aber ohne Hans macht es keinen Spaß!“ murmelte er lächelnd. „Hans ist ein Mann, wie es nicht viele gibt im Land.“

An der Haltung und den Blicken der Leute bemerkte er, daß keine lächerlichen oder verkleinernden Geschichten über ihn in Umlauf gekommen waren. Immer gefestigter wurde sein eigener Blick und getrosster seine Haltung. „Ein getreues Herz zu wissen!“ sang er leise vor sich hin. Das Lied war ihm, er wußte nicht wie, aus seinen Schulerinnerungen aufgestiegen; er wußte auch nicht sicher, wen er eigentlich damit meinte, Hans oder Mire, und was er überhaupt damit sagen wollte. So und so oft hatte er Hans auf der Schulbank herausgehauen, hatte ihm seine Hefte geführt und seine Rechnungen gemacht. Wieder lächelte er. „Und dann hat er die Mire bekommen, weil ich nun einmal gewöhnt war, ihm voranzuhelfen.“ Ganz entsprach es nicht der Wahrheit, das wußte er, aber doch war etwas daran, und darüber halb vergnügt und stolz und halb traurig trat er durch die Tür in seine einsame Hütte, um nach der Arbeit auch noch für das Abendessen zu sorgen. „Hans hat das besser!“ Einmal vergaß er seine Kocherei und blickte nachdenklich auf. „Möchte wissen, wie sie ihn empfangen hat!“ Aber dann erinnerte er sich an das berühmte Sprichwort vom Lieben und Zanken. „Nun, wie wird sie ihn empfangen haben? Mit offenen Armen eben. Nicht gleich, aber nachher um so bräver. Und was soll sie etwa sonst mit ihm machen?“ Wenig später saß er hinter seinem Kaffee und der Erdäpfelröste mit Käse und Brot, links die Junggesellenmenage, rechts ein Buch, in dem er eifrig und vertieft las, bis er fertig gegessen hatte und auch noch ein wenig länger. Es waren die Reisen Livingstones in Afrika, und das Buch stammte aus der Bibliothek des Lehrers, mit dem er gut Freund geblieben war.

Aber plötzlich schlug er es zu und stand auf. Er mußte heute noch Mire wiedersehen, mußte unbedingt erkunden, wie dort die Dinge standen, und mußte auch die erste Probe darauf machen, wie man miteinander auskam, ohne daß die junge Frau von ihm lobgepriesen wurde. „Schwer halten wird's!“ vermutete er zweifelnd. „Sie ist doch ein Tierchen, das seinen Zucker haben muß. Und dann ist sie noch solch ein Tierchen, das einem sicher sofort den Rücken kehrt, sobald es merkt, daß es keinen Zucker mehr gibt. Sieh mal an, wer hätte gedacht, daß Hans ein so scharfblickender Politiker ist! Einfach mattgesetzt hat er mich!“ Kopfschüttelnd wusch er sein Geschirr ab, zog die bessere Jacke an und trat wieder aus dem Haus auf die Straße, auf der er sich im Angesicht des nun im Abendschein mythisch verklärten Linard und der ganzen feenhaften Silvrettagruppe mit allen ihren Firsten und Abgründen, Himmeln und Toden eher bedenksam als rasch der Cobaldschen Heimstätte zuwandte.

Er fand das Paar vor dem Haus auf der Gartenbank. Mire arbeitete im vorletzten Abendschein noch an einer Näherei. Ihr zu Füßen lag ein weißes Zicklein und knabberte an ihrem Schuh. Um das Tierchen herum spielten huschend drei bunte Kätzchen; eins saß neben ihr auf der Bank und haschte nach ihrem Faden, und eins turnte hinter ihr auf der Lehne zu Hans hinüber, dessen Pfeifenquaste es interessierte. Die Alte dazu saß auf dem Holzstoß auf Wache. Hans rauchte aus der neuen Gemsenpfeife und tat sonst nichts; er hatte eben Feierabend, und das war bei ihm wie bei allen seinesgleichen ein Zustand, der einer weiteren Auslegung weder bedürftig noch fähig ist. Ignaz hatte diese Art Feierabend nie kennengelernt; entweder er schlief oder er trieb irgend etwas. Dafür kannte er auch nicht die tiefversunkene und innig verbissene Arbeit, die meist einem solchen Feierabend vorausgeht. Er grüßte nach seiner raschen Art, die nie gut warten konnte, schon über den Gartenzaun und trat dann ein. Zuerst gab er Mire die Hand, und darauf Hans. Mire hatte inzwischen Zeit gehabt, sich abzuwiegeln. Sie empfing ihn mit Maßen, ohne zuviel oder zuwenig an ihn zu wenden, nahm die Hand flüchtig von ihrer Stichelei und arbeitete dann gleich wieder weiter. Hans machte seinem Freund neben sich Platz. Man sprach zuerst von gleichgültigen Dingen. Das Wetter war zu dorrend; sobald ein Gewitter heraufkam, verging es oder zog trocken herüber. Die Alpenweiden waren schon ganz ausgeglüht; das Vieh fand nichts mehr zu fressen droben. Auch das Gestein bröckelte stärker als sonst, zumal nach dem letzten überstrengen Winter. Plötzlich wandte sich Ignaz an Mire.

„Na, du bist ja jetzt eine reiche Frau,“ redete er sie mit dem herzlichen Beiklang von Mitfreude an, der in diesem Tal nur ihm gegeben war. „Das heißt, wenn die Amerikaner richtig bezahlt haben. Und Hans kann sich zur Ruhe setzen.“ Neckend setzte er hinzu: „Was kriege nun ich dafür, Mire?“

Sie ließ ihn ein bißchen auf die Antwort warten.

„Was sollst du zu beanspruchen haben?“

Digitized by Google

erwiderte sie darauf lächelnd. „Bezahlt haben sie wirklich; Amerikaner bezahlen immer. Aber du hast doch wohl am wenigsten dazu getan."

„Oho! Ich soll am wenigsten dazu getan haben? Und wenn der Tunichtgut Ignaz Tscharner, der Phantast und Herumstreicher, das Abenteuer wohlweislich gelassen hätte, würde sich dann das ehemalige schönste Mädchen vom Unterengadin zur nächsten Kirchweih ein solches Mieder kaufen können, wie es Frau Cobald wahrscheinlich tun wird?"

Er lachte, aber aus seiner Stimme klang ein geheim leidender und etwas eifersüchtiger Ton, der machte, daß Mire leicht die Brauen zusammenzog. Sie antwortete diesmal sofort. „Erstens hast du mich wieder gelobt. Zweitens werde ich mir kein Mieder kaufen, sondern eine Kette. Und drittens, was hätte ich, wenn Hans bei der Rettung abgestürzt wäre?"

Ihr wurden die Augen feucht, aber sie hob sie nicht von der Arbeit, bloß daß sie ein wenig damit einhielt, weil sie vorübergehend nicht gut sehen konnte. Was Ignaz nicht sah, das hörte er, und ein wenig stiller vor Beschämung und auch vor Empfindlichkeit wandte er ihr über Hans vorausgebeugt das kluge, treuherzige Gesicht ganz zu.

„Die Wand ist nicht so absolut todbringend," bemerkte er traurig. „Aber mich wundert, daß er dir mein Versprechen verraten hat. Da du nun darum weißt, so nütze es nicht gegen mich aus."

„Von einem Versprechen höre ich durch dich zum erstenmal," erwiderte Mire in dem rauhen Ton, der ihr die Männer unterwarf wie kaum einer ihrer gelinden Züge. Dazu errötete sie jäh und unaufhaltsam, aber um so herrischer fuhr sie fort: „Und auch daß die Wand ‚nicht absolut tödlich' ist, erfahre ich erst jetzt. Von Hans hörte ich, daß gar nichts dabei gewesen sei. Er wird mir noch dafür stehen müssen. Von mir aber einen Dank zu erwarten, das ist nach allem wohl doch der höchste Gipfel, den du bis jetzt bestiegen hast."

Ignaz sah ein, daß in dieser Frau eine Wandlung vorgegangen war. Etwas hatte sich ereignet, wovon er als Schwärmer und Eigenbrödler keinen Begriff besaß, und ganz betroffen starrte er das schöne Geschöpf an, ehe er kleinlaut die Augen von ihr abzog und sie voll bekümmerter Frage zum hohen Linard hinauf richtete.

„Ja, ja, du bist immer eine wunderbare Frau gewesen!" seufzte er von seinen Empfindungen hingenommen. „Keiner hat dich noch ausgerechnet. Und du bist immer auf eine andere Weise großartig."

Hans stieß schweigend mächtige Rauchwolken vor sich hin. Hier wurde schon wieder gelobt wie in den besten Zeiten, und die Verteidigung im Angesicht des Todes war für die Katze gewesen. Er lobte, wie er atmete und lebte, und war vollkommen unverbesserlich. In Hans kochte es wieder auf. Mire hatte flüchtig den Kopf noch tiefer über die Arbeit gesenkt, um ein Lachen zu verbeißen. Ernst und würdevoll nahm sie darauf das Wort, indem sie ihre Näherei sinken ließ und diesmal dem großen, blonden, törichten Burschen ihre dunklen Augen voll zuwandte.

„Man hört nun wohl, daß du auch durch Todesgefahren und Schwüre nicht zu ändern bist. — Gut. Jetzt höre du, was ich sage. Zu schwören brauchst du diesmal nicht; es genügt vollkommen, wenn ich es tue. Du packst dich jetzt auf und gehst nach Hause, oder wohin du willst; jedenfalls räumst du hier den Platz. Und du erscheinst nicht mehr hier außer als der verlobte Bräutigam meiner Schwester. Basta. Das Spiel muß einmal ein Ende haben. Unruhe ist eine Weile ganz nett, aber dann geht sie an die Gesundheit. Sag' Gute Nacht und laß uns allein."

So wie sie gesagt hatte, geschah es. Langsam, noch wie ungläubig, aber in unwiderstehlichem Gehorsam erhob sich Ignaz und nahm seinen Hut, der neben ihm auf der Bank lag. Eine Weile stand er noch unschlüssig und traurig grübelnd. Dann gab er Mire seufzend die Hand.

„Gut. Wie du befiehlst. Ich habe immer tun müssen, wie du befahlst, und am Ende hab' ich dich doch nicht bekommen."

Auf eine Antwort wartete er umsonst. Sie hätte sagen können: ‚Eben deshalb!' aber sie wußte sich zu hüten. Darauf verabschiedete er sich auch von Hans.

„Nichts für ungut," bat er aufrichtig. „Es war nicht beabsichtigt. Und genommen habe ich dir ja auch nichts."

Hans stand schweigend auf und gab ihm das Geleit bis zur Pforte. Dort reichten sie sich noch einmal die Hand.

„Gute Nacht, Hans!"

„Gute Nacht, Ignaz!"

Langsam entschwand der hochstämmige Bursche hinter Zäunen und Büschen. Zu einem Jauchzer war es ihm diesmal nicht zumute. Nicht einmal zu einem leisen, selbstvergnügten Summen hatte er die Brust frei. Bedrückt und sehr langsam ging ihm das Herz unter der Berglast, die ihm Mires neuester Befehl darauf gewälzt hatte. ‚Das ist noch ein anderer Diplomat als ihr Mann!" dachte er kummervoll bewundernd. Aber weiter als zu einem abermaligen Lob der schönen Frau kam er heute nicht, ob-

Digitized by Google

wohl er eine ganze lange, schlaflose Nacht dazu Zeit gehabt hatte.

*

Als er aufstand, war ihm ganz so zumute, als hinge er wiederum auf der äußersten Fußspitze vornübergebeugt an der Felswand, ein schweigendes Geschick voll fremder Naturherrlichkeit vor sich. Die Felswand war Mire, die fremde Naturherrlichkeit ihre Zwillingsschwester, das drohende Geschick: Verlust einer alten Freundschaft oder die Ehe, der Ernst, das Ende von Spiel und Streiferei, die Ergebung in das Mannestum der Verantwortung und der Abhängigkeit, in das selbst ein Hans Cobald sich nicht so einfach und weich einlebte, obwohl er eine Mire zur Frau hatte. Als er sich aus seinem Haus durch die Gartenwege nach seinem Feld begab, schritt er wieder genau so vorsorglich und furchtsam aus wie vorgestern, als ihn jede Bewegung einen Seufzer kostete, und billiger hatte er sie heute auch nicht.

Drei Tage lang war Ignaz davon überzeugt, daß es für ihn unmöglich war, diesen Befehl zu befolgen. Erstens hielt er ihn für grausam, zweitens für „undankbar", und drittens schien er ihm für das andere Wesen, das damit in Betracht kam, alles andere als ein Glück zu sein. Darauf ging er eine Reihe von Tagen mit dem Gedanken um, folgerichtig nach Amerika auszuwandern, wie das alle taten, die in der Alten Welt irgendwie vor eine Mauer gelangt waren. Allein im Verlauf dieser Betrachtungen entdeckte er, daß dies Land in der Luftlinie gute 5000 Kilometer vom untern Engadin trennten, und das machte ihn dann doch wieder bedenklich, denn er war einer der getreuesten Engadiner, die es gegenwärtig gab. Mitten in der zweiten Woche, als er schon ziemlich abgemagert herumschlich, begann ihm langsam klar zu werden, daß er eigentlich gar keine Wahl hatte. Die Heimat mit oder ohne Mire. Jedenfalls war es unausdenklich, daß diese wunderbare Landschaft künftig ohne ihn und seine Talente fortbestehen sollte. Nach Ablauf der zweiten Woche endlich, als ihm weder Essen noch Trinken, weder Tabak noch Musik oder Bücher oder das Spazierengehen mehr schmeckten, begriff er endgültig den Ernst seiner Lage, und machte Mires Schwester den ersten Besuch.

Das Mädchen war unterrichtet und legte ihm keine Hindernisse in den Weg, wenn es ihn auch nicht besonders förderte. Er fand da in diesem ganzen Geschäft irgend etwas, das zurückhaltend wirkte und das gleich von Anfang eine gewisse Unklarheit und Halbheit darein brachte. Das Mädchen zeigte sich auffallend eifersüchtig und hielt Ignaz Mire vor, der er den Hof gemacht habe, obwohl sie eine verheiratete Frau sei. Sie schien entschlossen, das als schlechtes Vorzeichen für seine Treue und seinen sittlichen Wandel überhaupt zu betrachten, und er mußte mehr aufbringen, als ihm lieb war, um ihre Angriffe zu entkräften und ihren Zorn zu dämpfen. Dann hörte er aus halben Worten, daß das Ehepaar wegen dieser Partie neuerlich Meinungsverschiedenheiten habe und wieder in Unfrieden geraten sei oder zu geraten drohe. Auch das beunruhigte ihn, nachdem Mire seinen Schritt doch ausdrücklich verlangt hatte. Ferner geschah es, daß er plötzlich, nachdem er eben den jüngsten Sturm beschwichtigt hatte, von dem Mädchen kühl und kurz mit der Nachricht empfangen wurde, zwischen ihnen könne nichts werden, da Mire ihr eine Szene gemacht habe. Sie behandle ihn, Ignaz, schlecht, erziehe ihn falsch, verstehe ihn überhaupt nicht, und kurz und gut, Mire sei fuchsteufelswild. Ignaz erschrak bis ins Herz hinein, lief tagelang wie vor den Kopf geschlagen herum, und ließ es sich schließlich ein ziemlich großes Stück Geld kosten, um die ungebärdige Schöne sich doch wieder gewogen zu machen. Aber da war auch sonst wieder andere Stimmung im Land. Die Schwestern schienen sich versöhnt zu haben, und im Haus Cobald war wieder der Friede eingezogen. Schließlich kamen alle öffentlichen und geheimen Mächte und Mitspieler dahin überein, daß die Verlobung am 1. August, dem Bundesfeiertag, unwiderruflich vor sich gehen solle. Es schien Ignaz, daß Mire, die Lenkerin seines Schicksals, einige Redensarten darüber hatte fallen lassen, wie lange sich ihre Schwester wohl noch so billig mit einem Burschen herumtreiben wolle, und das war männiglich ins Gebein gefahren. Ganz restlos glücklich fühlte sich auch jetzt noch nicht jedermann, aber man hoffte begründete Aussicht zu haben, es auf diesem Weg endlich zu werden, und Hans begann es ganz fraglos zu leichtern, obwohl in seiner Ehe immer noch sehr wechselndes Wetter herrschte.

Am Vorabend des großen Tages, als man zu Bett ging, erklärte Mire in entschiedenem Ton, arg müde zu sein. Ins landläufige Schweizerdeutsch übersetzt hieß das: „Ich bin zu keiner weiteren Vergnüglichkeit aufgelegt und will in Ruhe gelassen werden." Hans befand sich aber genau in der entgegengesetzten Stimmung; er war geneigt, die bevorstehende große Umwälzung mit einer Vorfeier einzuleiten, und sein nunmehr ganz unangefochtenes Besitzrecht grundsätzlich zu genießen. Man beschloß den Tag mit einer kurzen charakterfesten Beißerei, und den

Digitized by Google

nächsten begann man etwas wortkarg und schmollend. Das heißt: Hans schmollte. Mire schien mit andern Gedanken beschäftigt zu sein, in denen er abkömmlich war. ‚Warte nur, du wirst mir auch wieder kommen!' dachte er trotziglich, und ging ebenfalls eigene Wege. So wohlunterhalten brachten sie den Vormittag hinter sich, übten sich beim Essen im Schweigen, obwohl es Birnenschnitze mit Speck gab, mit denen sonst den Mann die schönste Frau verführen konnte, aber er sah wohl, daß Mire sie bloß in Vergeßlichkeit, oder weil es ihr gerade eingefallen war, gemacht hatte, und anstatt sie ihr zu danken, nahm er sie ihr noch übel. Trotzdem räumte er zwei gehäufte Teller davon leer, und maulend stellte er sich mit qualmender Pfeife vors Haus, um nach andern Frauenbildern auszublicken, die netter zu ihm waren. Als aber welche erschienen, die ihn einladend über den Zaun herüber fragten, ob er heute abend tanzen komme, brachte er kaum die Zähne zu einer Antwort auseinander. Reine Freude an andern Weibern hatte er auch bloß, wenn er mit der seinen gut stand; es ging ihm also heute sehr schlecht. Schließlich verfügte er sich knurrend nach seiner Werkstätte, um ein Wagenrad zusammen zu schmeißen, daß es stöhnte; trotzdem konnte es sich sehen lassen, als es gespeicht und gefelgt dastand, und Hans stopfte sich eine neue Pfeife, denn nun ging es auf die Kaffeezeit. Zum Kaffee hatte das Brautpaar Besuch angekündigt.

Hans ging ins Haus, um sich zu waschen und den Rock anzuziehen. Mire beachtete ihn nicht, obwohl er breitspurig und wichtig tat, um sich bemerklich zu machen, zu einer reuevollen, bescheidentlichen Anrede Gelegenheit zu geben. Grollend würgte er sich auch noch den Kragen um den Hals und drehte die Krawatte an. Jetzt war er wieder zur vollen Bedeutung eines gesonntagten, bedrohlichen Wesens aufgewachsen, und auf den ersten Sprung lauernd ging er innerlich brummend wie ein Löwe herum; daß er wenigstens äußerlich schwieg, so weit hatte es die eheliche Dressur seiner schönen Bändigerin bereits mit ihm gebracht. Inzwischen machte sich diese so schön, wie es der Anlaß und die Tageszeit gestatteten, und als das Paar eintrat, war alles zu seinem Empfang aufs beste bereit, gab es Kuchen und Kaffee, Honig und Konfitüre, Brot, Butter und so erfreute Mienen, daß Ignaz gleich zu seiner Braut sagte: „Da können wir uns ein Beispiel nehmen, Anne, wie man gut und freundlich miteinander lebt." Wozu Hans auf den Backenzähnen lachte. Aber Mire entgegnete schnell: „Ich für meinen Teil bedanke mich dafür, euch auch noch als Beispiel zu dienen. Macht euch euer Beispiel gefälligst selber." Dazu hatte sie ein wenig rote Wangen bekommen, und sie wartete nur noch auf eine ironische Bemerkung Hansens, um auch ihm gehörig zu dienen. Aber er hütete sich; außerdem schien ihm das, was Ignaz gesagt hatte, gar nicht so unrecht, im großen genommen natürlich und von den verfluchten Weibertücken abgesehen, die immer das Bild störten.

Man setzte sich gleich zu Tisch. Ignaz war ein wenig mager und ein bißchen unruhig, aber alles stand ihm gut, und mit der himmelblauen Krawatte zu seinem blonden Schopf war er eine eindrucksvolle, männliche Erscheinung. Hans freute sich, daß er ihn auf neue Weise wieder hatte, und spielte auf einmal den vorsorglichen Hauswirt, legte ihm Kuchen vor, fragte ihn siebenmal, ob er Kaffee habe, hieß Mire, ihm Butter und von ihrer Konfitüre hinzureichen, kurz, er wendete ihm allen lieblichen Überfluß zu, den Mire seit gestern abend schnöde abwies. Dabei predigte er so laut, erlöst und beflissen an seiner schönen Frau vorbei, und verstrickte auch die arme Anne in den Kreis seines hinsichtlich des Zweckes sehr fragwürdigen Unternehmens — denn als einen besonders kurzweiligen Unterhalter hatte ihn bisher niemand kennen gelernt —, daß Mire zuerst eine Weile vor Verwunderung ganz still war. Endlich sagte sie lächelnd: „Jetzt rede nur nicht soviel, Hans. Es kommt doch nichts dabei heraus. Schneide lieber noch Kuchen, damit das Geschäft nicht stehen bleibt." Aber er war einmal im Zug, und begann, anstatt die Mahnung zu beachten, weit und breit von seiner letzten Gemsenjagd zu reden. Wenn er einen guten Eindruck machen und Gäste unterhalten wollte, geriet er unweigerlich auf die Gemsen. Dabei kam es ihm viel weniger auf die Taten an, als darauf, wie die Tiere gestanden hatten, in welcher Verfassung, wie schön und wie groß sie gewesen waren, wie sie gespielt hatten, und so weiter. Mire wurde es kalt und heiß, denn wem zur Strafe war schließlich diese Tour unternommen worden?

„Nun, ein großes Geschäft ist das gewesen!" spottete sie mit roten Wangen. „Zwei Arbeitstage hat er versäumt, einen ganzen Anzug ruiniert, und dafür eine einzige Gemse heimgebracht. Wenn er wenigstens noch alle vier Böcke geschossen hätte! Warum hast du denn die andern laufen lassen?"

Hans merkte, daß sie ihn ärgern wollte, und tat ihr auch sofort den Gefallen. „Als ob die Tiere stehen blieben, bis ich wieder

Digitized by Google

geladen habe," maulte er. „Eine Ahnung hast du."

„Ich denke, ihr habt jetzt eure berühmten Repetiergewehre!" warf sie trocken hin.

„Doch nicht auf der Jagd. Das ist eine Militärwaffe. Du weißt überhaupt genau, daß ich auf der Jagd die Doppelbüchse habe."

„Nun, und wo ist dann die zweite Gemse geblieben?"

„Die sitzt noch dort und wartet." Er hatte wieder einen roten Kopf.

„Bis er wieder den Rappel bekommt und auf die Berge rennt," bemerkte sie mit nicht unlieblichem Lachen gegen die andern. Die lachten mit, und auch Hans stimmte schließlich ein.

„O Hans, diesmal bist du ihr aber wieder tüchtig auf den Leim gegangen!" rief Ignaz begeistert. „Ja, das ist eine Frau, die steckt sieben Männer in die Tasche. Ein Glück, daß meine Anne nicht diesen scharfen Kopf hat."

„Fängst du schon wieder an?" sagte Mire. „Halt dich jetzt an deinen Schatz. Wozu haben wir dir den gegeben?"

„Ja, aber ich habe doch nichts gesagt, als was einfach wahr ist!"

„Ei was! Wir Weiber haben wohl viel mit der Wahrheit zu tun! Wir wollen hören, was uns Vergnügen macht; was an uns wirklich dran ist, wissen wir allein."

Ganz aufgeregt wandte sich Ignaz an die andern. „Habe ich nun recht, wenn ich sage, daß sie ein starker Charakter ist? — Hans, sie hat unsre Freundschaft gerettet. Wir können uns alle an ihr nur ein Beispiel nehmen, wie man gescheit und gutherzig und dazu noch energisch leben soll."

„Gib ihm einen Rippenstoß," forderte Mire mit zusammengezogenen Brauen ihre Schwester auf. „Für jedesmal, wenn er künftig eine andere lobt als dich, schiebst du ihm die Hochzeit um einen Monat hinaus. — Später läßt du ihn eine Woche lang nicht in dein Bett. Das wird ihn schon vernünftig machen."

„Und du stehst dabei und lachst," versetzte Anne mit spottendem Mund. „Du bist falsch wie immer. Erst soll ich ihn heiraten, weil es dir paßt. Dann soll ich ihn warten lassen, damit es nicht zu rasch geht. Und nachher soll ich ihn nicht ins Bett lassen. Ich will dir jetzt sagen, was geschehen wird; ich habe Zeit gehabt, mir darüber klar zu werden: entweder werde ich ihn sehr bald ins Bett lassen und heiraten oder gar nicht."

Sie betrachtete die Schwester lachend. Aber Mire antwortete sehr kühl: „Das ist eine merkwürdige Sprache für eine Braut. Mache nur, daß sich das bald entscheidet, sonst werden Dinge über dich Herr, an die du jetzt noch nicht denkst."

„Du weißt viel, an was ich denke. Alle verheirateten Weiber spielen die Ehrbaren."

„Du bist leichtsinnig, Anne."

„Du bist tiefsinnig, Mire. Ich sage nur eins: daß heute nacht jeder durch mein Fenster steigen kann, der den Mut dazu hat."

Mire zitterte heimlich vor Zorn, aber sie schwieg, um die Frivolität ihrer schönen Schwester nicht zum Skandal ausarten zu lassen. Zudem legten sich jetzt die Männer ins Mittel.

„Also das ist nun gerade so, als ob die Mire mit der Mire zankte," sagte Cobald, und ahnte nicht, wie recht er hatte. „Gebt Frieden heute, Mädchen. Man liebt euch beide. Ursprünglich hättet ihr ja freilich nur eine werden sollen. Aber damit man euch voneinander unterscheiden konnte, ist dann die eine ein wenig geschwinder und die andere ein wenig dunkler geworden. Du, Anne, tu nicht leichtfertiger als du bist; es glaubt's dir doch keiner. Und die Mire soll noch einmal Kaffee einschenken und sich nicht um anderer Weiber Betten kümmern."

Damit stand er geheimnisvoll lächelnd auf und verschwand aus der Stube, um nach einer Weile mit zwei Weinflaschen unter dem Arm zurückzukommen.

„Vielleicht will jemand lieber einen solchen Tropfen als das Weibergetränk," meinte er in hausväterlichem Ton. „Veltliner dreijährig."

„Ja, ich!" sagte Anne sofort. „Und ein großes Glas. Ich hab' das anständige Leben satt."

Sie lachte, und alle lachten mit. Sogar Mire erlag der liebenswürdigen Komik, mit der sie ihre Entschlossenheit vortrug, und verzog das sehr ernst gewordene Gesicht ein wenig. Der Wein löste vollends die kleine Spannung und dazu die Zungen und Geister. Man begann zu erzählen und zu diskutieren, fing an, sich gegenseitig ein bißchen aufzuziehen; endlich kam man ins Singen. Ignaz mußte seine Gitarre vornehmen, und eine Zeitlang erfüllte seine warme Stimme und der Ton seines Instrumentes allein den lichten Raum. Man fühlte sich wieder wohl, genoß seine Jugend und Liebesfähigkeit, spielte ein wenig mit seiner Kraft und seinen Werten, und in angeregter Stimmung trennte man sich gegen Abend. Die Männer wollten nach der Alp hinauf, wo der Holzstoß zum Bundesfeuer geschichtet wurde, um dabei noch mit Hand anzulegen. Die Schwestern blieben zurück, um jede an ihrem Ort die Abendgeschäfte zu versehen und sich darauf zum Tanz bereit zu machen.

Digitized by Google

„Nun, weißt du jetzt, wie das werden wird mit dir und Ignaz?“ fragte Mire ihre Schwester beim Auseinandergehen lächelnd.

Und ebenso lächelnd erwiderte Anne: „Das hängt, wie ich gesagt habe, diese Nacht von meinem Fenster ab.“

Sie nickte der verheirateten Schwester leicht zu und entschwebte.

*

Ignaz war eigentlich seit dem Zank merkwürdig still geworden. Er hatte gesungen und geklimpert, aber zum Gespräch wenig mehr beigetragen, und den Spöttereien war er nicht mit der sonstigen Schnelligkeit begegnet. Mires Hand beim Abschied hatte er ein wenig länger in der seinen gehalten, als eigentlich nötig war, und dabei den Eindruck gemacht, als wollte er noch etwas sagen, war aber wohl davon abgekommen, oder aber er hatte das Wort nicht finden können, und eigentümlich unschlüssig verließ er das Zimmer. Mire schickte ihm einen raschen prüfenden Blick nach und wandte sich ins Zimmer hinein.

Inzwischen stiegen die beiden Männer miteinander nach der Alp hinauf. Hans war dafür, daß es dies Jahr ein besonders großes Feuer werden sollte. Droben legte er dementsprechend mit Hand an. Ignaz dagegen schlenderte herum und lernte in der Gesellschaft eines Burschen aus dem Oberengadin dessen Schwester kennen, ein Mädchen, das in allem das Gegenteil von Anne oder besser gesagt, von Mire war, und bei dem er im Umsehen seine ganze allerneueste Verängstigung vergaß. Ihm wurde wohl und leicht. Das Mädchen gefiel ihm mit jedem Wort und Blick besser, und er wußte sich kaum zu helfen vor Verwunderung darüber, daß es Jungfern geben konnte, die schön und ansehnlich waren, ohne daß sie Mire waren oder ihr glichen. Nach einer halben Stunde dachte er, man kenne sich schon seit Monaten, und als das Feuer in die Höhe schlug, kam er sich vor, als ob er aus einer Verzauberung erwachte. Das Paar war im Hotel zu Besuch und hatte im Sinn, morgen über den Flüelapaß nach Davos hinüber zu gehen. Auch daß man Fremde und offenbar rüstige Reisende treffen konnte, die nicht der Wahn auf den Linard trieb, verwunderte ihn und machte ihn irgendwie lustig. Das Feuer war noch nicht heruntergebrannt, so wurde er mit dem ansehnlichen Paar einig, es auf der Wanderung zu begleiten, da er selber in Davos zu tun habe. Der Bursche lud ihn zu einem Glas Wein ins Hotel ein. „Oder habt Ihr anderes vor?“ fragte er ihn lächelnd.

„Nein, gar nicht,“ versetzte Ignaz schnell und unbedenklich. „Ich bin ein freier Mann.“

Nachher wunderte er sich zwar wieder, aber nicht zu stark. Als Hans nach langem Suchen auf ihn stieß, stellte er ihn arglos dem Paar vor und trat mit ihm und den neuen Bekannten den Abstieg an. Der Mond war aufgegangen. Auf einigen Bergen flammten noch die Feuer.

Aber beim Hotel angekommen, geschahen noch ganz andere Dinge. Da reichte nämlich Ignaz seinem Freund Cobald die Hand, und sagte so freimütig und herzlich: „Also gut Nacht. Wartet nicht auf mich!“ wie nur ein Mann spricht, der sich sehr gut untergebracht fühlt. „Ich trete hier ein bißchen ein,“ setzte er mit vielsagendem Lächeln noch hinzu, und ohne ihm Zeit zu einer Frage zu lassen, folgte er dem Mädchen in die Tür. Der Bursche beschloß den kleinen Zug. Nun war die Reihe, sich zu wundern, an Hans. Kopfschüttelnd stapfte er nach Hause, um Mire die Neuigkeit zu überbringen. Sie horchte zuerst ein wenig auf, tat dann ein paar Fragen, wie nur Frauen sie tun können, und sagte zerstreut: „Er wird schon kommen. Gehen wir.“ Hans wunderte sich zum zweitenmal. Nachher wurde sie so munter und zutunlich, wie er sie den ganzen Tag nicht gefunden hatte. Er hatte gedacht: ‚Jetzt wird das ganze Fest hin sein!‘ aber es fing erst an. Mire nahm nur ihre Schwester unter vier Augen, um ihr die Frisur fester zu stecken, und dabei mußten so vergnügliche Dinge gelaufen sein, daß Anne hochfrisiert lachend und mit funkelnden Augen vor Erbostheit und Absichten an Mires Seite zurückkam. Auch diese hatte blanke Augen und einen anzüglichen Ton. Zunächst brach die ganze weibliche Selbstherrlichkeit über Hans herein, den sie in die Kur nahmen, weil er so gut auf Ignaz aufgepaßt hatte.

„Wenn er nicht Gemsen oder Wagenräder vor sich hat, so glaubt keiner, daß er auf drei zählen kann,“ spottete Mire.

„Ja,“ half Anne, „wäre Ignaz ein Gemsbock gewesen, so würden wir haargenau zu erfahren bekommen, wie er stand, und wie er guckte, und wie er den Boden mit den Läufen schlug und den Kopf zurückwarf. — He, du,“ wandte sie sich an ihn selber, „du mußte mir dafür einstehen, daß ich heut nacht keinen Beischläfer habe. Wie willst du mir das vergüten?“

„Er wird schon kommen,“ suchte Hans zu beschwichtigen. Ihm war nachgerade nicht mehr ganz geheuer zumut.

„Ja, schön wird er!“ rief Mire. „Der ist durch die Büsche, und wir sind noch so froh darüber. Es ist doch am besten, wie es vorher war. Du bekommst deinen Freund zurück, und ich meinen Anbeter. Das hast du

Digitized by Google

Tanz mit ſchwarzen Schleiern. Gemälde von Georg Gelbke

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

damit auch nur bezweckt, daß du ihn mit der Oberengadinerin beisammen ließest."

Hans begann nun zu beteuern, aber es schien ihnen nun einmal vorteilhaft, ihn auf diesen Fleck festzunageln.

„Du bist ohnehin immer gegen die Verlobung gewesen," warf ihm Anne vor. „Es ließ dich nicht schlafen, daß Ignaz künftig mich und nicht mehr deine Frau loben sollte. Und deinen Freund hättest du auch nicht mehr allein beherrscht, sobald ein Weib wie ich dazwischen gekommen wäre. Du bist ein Diplomat; das muß man dir lassen. Aber warte nur; Rache ist süß. Auch wenn sie spät kommt — kommen wird sie bestimmt."

„Ha, wenn ich kein Weib dazwischen lassen wollte," fuhr Hans mit rotem Kopf auf, „so hätte ich ihn doch auch vor der Samaderin gehütet." Aber sie duckten ihn gleich wieder.

„Ich sagte: Ein Weib wie ich!" loderte ihn Anne an. „Gegen mich richtet sich die ganze Verschwörung. — Das wird wohl ein hübscher Zuckerstengel sein. Wie sieht sie überhaupt aus. Laß einmal hören."

Hans zuckte die Schultern und begann zu beschreiben. Die Weiber hörten mit blanken Augen und malitiösen Gesichtern zu.

„Hörst du!" brach darauf Mire aus. „Er ist noch selber verschossen in die Blonde! Sieh doch nur, wie ihm das Wasser im Maul zusammen läuft!"

Hans blickte ihr jetzt aufmerksam und mit verminderter Furcht ziemlich tief in die Augen und entdeckte darin die ganze fromme Heuchelei. „Ach so," sagte er. „Nun, warte mal, bis wir zu Hause sind. Solche Reden zu führen — ist das richtig? — Der sanftere Schlag hat ja manches für sich. Man lebt ruhiger, und man setzt mehr Fett an. Es ist jedem Mann anzusehen, ob er eine bequeme Frau hat oder eine unbequeme. Aber ich bin Kerl genug, um dich auch zu prestieren, wie du bist. Ich kann schon was aushalten. Und dann hab' ich noch die Gemsen, wie du weißt. Einstweilen, denke ich, wollen wir diesen Walzer probieren. Komm."

Lachend erhob er sich. Der Stolz blitzte ihm aus den Augen. Seine Wangen waren rot vor Gesundheit und Selbstvertrauen. Seine Bewegungen verrieten Kraft und jene stille, zähe Tüchtigkeit, die es meist weiter bringt als alle Geniestreiche der anschlagreichen Köpfe. Zudem mußte man bloß seine weiße, räumliche Stirn und den kühn rechnenden Blick betrachten, und in Verbindung damit die gutartige Freimütigkeit und junge Würde seiner Haltung, um zu wissen, daß man es da mit keinem Geringling zu tun hatte. Jeder Zoll an ihm war ein Mann und dazu ein Demokrat und Republikaner.

Das erwog auch Mire, indem sie nach kurzer Verblüffung und einem hastigen Erröten, das eigentlich der Vorbote einer grundsätzlich gewürzten Antwort war, still lächelnd aufstand und ihm wortlos zum Tanz folgte.

Aber auch Anne bekam heute noch ihr Abenteuer. Zuerst sah sie dem Paar nach, bis es ihren Blicken entschwunden war. Darauf saß sie in leichtem Unmut vor sich hin und wurmend an ihrem Platz, um endlich mit folgenden Worten ins reine zu kommen: „So geht's nicht weiter, Anne. Es ist Zeit, daß du selbständig wirst, andernfalls pflanzt sie dich als Schattenmorelle an die Nordwand ihres Hauses." Aus diesem Gemurmel aufblickend gewahrte sie einen Burschen, der sie zum Tanz begehrte. Er war ihr nicht unrecht, und sie erhob sich.

„Ich dachte schon, du schliefst," sagte er mit ein wenig spottenden Mundwinkeln. „Vielleicht hast du auch einen kleinen Nicker gemacht. Bist bei deiner Verlobung wohl etwas zu tief in den Wein geraten."

Ihr Kreuz straffte sich, und sie warf den Kopf zurück. „Meine Verlobung laß vorläufig noch aus dem Spiel," erwiderte sie rasch. „Wenn ich zu dir sage: ‚Guten Tag, alter Bekannter!' so darfst du dich erkundigen, wo ich wohne. Und bis ich dir die Hand gebe, kann noch viel passieren."

Man war beim Tanzplatz angekommen, und das Paar trat zum Walzer an.

„Siehst du, da hast du mir die Hand schon gegeben," lachte der Bursche, als sie in seinem Arm lag. „Und so rasch wird's auch mit allem übrigen gehen. Das heißt, wenn ich will."

Ihr fuhr diese Tonart in die Glieder.

„Sei nicht vorlaut," warnte sie leise. „Sonst mußt du dich heut mit vielen schlagen."

Er hörte die leichte Vibration in ihrer Stimme und lachte wieder.

„Bis jetzt habe ich mich bloß geschlagen, wenn es mir Spaß machte. Aber immer los. Zeig, was du zustande bringst."

Auch dieser Bursch stammte nicht aus dem Ort, war aber in der Nähe, in Schuls im Unterengadin, zu Hause. Hier befand er sich, um anderntags in der Frühe dem Linard zu Leibe zu rücken. Er war, wie es sich zeigte, nicht arm, gehörte aber zu den unruhigen Temperamenten, die die kühnen Züge lieben. Insofern hatten sich die Richtigen gefunden. Anne brachte planmäßig eine allgemeine Holzerei unter den Burschen zustande, machte sich rechtzeitig aus dem Staub, und wartete umsonst für den Rest der Nacht auf den Fensterbesuch. Der Bursch trank in der ausgeräumten Wirtschaft bis gegen den Morgen und machte sich dann auf den Weg nach dem

Digitized by Google

Linard. Droben richtete er ganz für sich ein sogenanntes Steinmannli auf, kehrte am Abend ins Dorf zurück, und nachdem er auf dem Linard gewesen war, machte ihm Annes Fenster nach Mitternacht keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr. Er richtete aber hier kein Steinmannli auf, sondern Anne hielt ihn mit Ermahnungen und Drohungen bis zum Morgen in Zucht, und auf diesem Linard war sie die Siegerin, denn immerhin stammte sie aus keinem schlechten Nest. Er schied nicht zufriedengestellt, aber mit neuen Ideen, aus denen er zu richtiger Zeit als Annes Bräutigam hervorging. Da bestieg er ihr Fenster zum zweitenmal und jetzt erfolgreich. Im weiteren siedelte er in Annes Dorf über und wurde dort ein so berühmter Führer, wie es Hans und Ignaz zusammen gewesen waren. Anne entfaltete infolgedessen noch einiges Gefieder, zumal sie Ignaz in Samaden sicher aufgehoben wußte, wo er als Sachverständiger für Ski- und Bobsleybahnen und für ähnliche Ernsthaftigkeiten sich zu einem gewissen Ansehen brachte. Raufereien haben sich seither nicht mehr oder bloß noch einmal bei ihrer Hochzeit zum Abschied entfaltet, wo sich die Burschen sozusagen um den leeren Platz schlugen, den sie hinterließ. Und das war auf besondere Weise zugegangen.

Kurz vor der Hochzeit lief zu ihrer großen Verwunderung ein Brief von Ignaz ein.

„Liebe Anne!“ schrieb er. „Du wirst Dich über manches von mir gewundert haben. Und jetzt wunderst Du Dich vielleicht wieder. Aber mir war damals nicht vieles klar, und ich wußte nicht immer genau, was ich tat. Ich war ja auch in allerlei fremden Händen. Nun, lassen wir das gut sein. Ich höre, daß Du nächstens Hochzeit hast, und dazu will ich Dir alles Gute von Herzen wünschen. Es tut mir leid, daß ich Dir damals Verumständungen gemacht habe. Aber ich hätte nicht den Mut gehabt, eines so hochfahrenden Mädchens mächtig zu werden, das dazu eine solche stolze Schwester hat. Du verstehst mich. Und es hat sich ja nun alles gut gefügt. Meinen Ring behalte als Geschenk. Deinen schicke ich Dir mit Zinsen zurück. Ich habe ihn für Dich einrichten und einen Stein hineinsetzen lassen. Hoffentlich ist es Deinem Mann nicht unrecht. Man weiß ja nie, aber er hat keinen Grund gegen mich. Nochmals alles Gute von Deinem Ignaz.“

Das war der Brief, mit welchem sie sich alles in allem gerecht behandelt fühlte. Auch daß kein Gruß an Mire darin stand, fand sie aufrichtig in der Ordnung. Zu rügen hätte sie gehabt, daß seine Abbitte noch etwas deutlicher und anhaltender gewesen wäre, wie es seinem Fehler gegen sie entsprach. Aber es war ein schön und schwunghaft geschriebener Brief, den man überall vorzeigen konnte. Sie tat es mit Genugtuung und war fleißig, Ehren einzuheimsen. Auch gegen ihren Bräutigam verfocht sie ihn und den Ring damit. Ignaz hatte richtig befürchtet: es war ihm gar nicht recht, und er wütete ziemlich unwirsch herum. In der Folge hetzte er auf der Hochzeit seinen Anhang auf Ignazens Freunde, und dies mit ausdrücklicher Billigung der schönen, vielsinnigen Anne; sie hatte ihm unvermerkt den Gedanken in den Kopf gesetzt, um ihn von sich abzulenken. Auch fand sie, daß sie trotz allem noch eine Abschiedsrache nehmen sollte.

*

Während Annes Mann allerlei Getier auf den Linard treibt, und Ignaz den Tanzboden der internationalen Springmäuse unter Bewachung hält, gedeiht Hans unter Mires stiller Anleitung langsam zu einem der unentbehrlichsten Männer der Talschaft und zum Anwärter auf das Präsidium seiner Heimatgemeinde, wozu ihn sowohl ein angeborener Sinn für politische Behandlung als auch die Lektionen befähigen, die er bei seiner Frau genossen hat und von ihrer Vorsorglichkeit noch weiter genießt. Aber nun teilt er sich mit zwei Buben und einem Mädchen in ihren Überfluß, und ebensoviel natürliche Bundesgenossen hat er, um ihre ungebrochene Unternehmungslust zu einem genau entsprechenden Teil von seiner Figur abzulenken. Dafür ist er nicht bloß der besterzogene, sondern auch der bestgehaltene Mann des Tales. Kommt einmal die Sprache auf Ignaz, so sagt sie: „Die Hauptsache ist, daß man sich steht!“ Wobei sie bisher vermieden hat, der allgemeinen Sentenz eine genauere Auslegung zu geben. Hans vermißt sie auch nicht, dagegen ist der Grundsatz im Verein mit andern ähnlich klingenden eine der Ursachen, warum er ihr fortdauernd nicht bloß seine schätzenswerte persönliche Neigung erhält, sondern auch die moralische und bürgerliche Achtung.

„Ein so klares und geradliniges Weib wird man nicht bald wieder finden,“ sagt er überzeugt zu seiner Mutter, wenn von Mire die Rede ist. Gegenüber andern hüllt er sich in charaktervolle Verschwiegenheit. Dazu holt er mit seiner Gemshornpfeife aus, und dann kommen unvermeidlich die Vergleiche aus dem Gebiet der Hochjagd. Auf Gemsen war er zwar seither nicht wieder aus, aber sie spielen noch eine Rolle bei ihm, und er hält viel auf sie. Übrigens ist er der Meinung, daß es keine richtigen Gemsjäger mehr gibt.

Digitized by Google

Der brüllende Berg

Von A. Bacher-Woenckhaus

er Vakkero hatte die Fragen des Bergnarren trocken, kurz, klar beantwortet. Jetzt schwieg er. Trotzdem er höfliche Haltung bewahrte, war ihm zwischen den Brauen seiner Augen leichte Ungeduld anzumerken. Er war nicht gewöhnt, sich von einer ganzen Gesellschaft von Menschen der über ihm lebenden Schicht mustern zu lassen. Für die letzte Frage: was er von Ereignissen der Nacht und dem Aschenregen von heute morgen halte, hatte er achselzuckend nur zwei Worte übrig.

„La Señora . . ." sagte er mit leichter Handbewegung. Man lächelte. Und damit war die Last des Gesprächs an den Ausgangspunkt zurückgeschoben, wo die Warnung der Frau des Hauses aufgerichtet stand. Sie, das „Bergorakel", hatte in dieser Nacht deutlich zwei starke Erdstöße gespürt, niemand sonst; weil sonst niemand in seinem Nervengeflecht einen so fein antwortenden Stoßmesser besaß wie diese zartnervige Frau, die die leisesten Schwankungen im Gefüge der Umwelt sofort wahrnahm. Sie war's gewesen, die den letzten Ausbruch des Berges vor sieben Jahren hell gefühlt und auf den Tag vorausgesagt hatte. Ihr Warnen gebot deshalb Achtung und runzelte Sorge auf alle Stirnen, die hohe, gedankenbetrommelte des Forschungsreisenden, der den Vakkero ausfragte, ausgenommen. Allein er, dieser Bergnarr, wie sie ihn hießen, der an diesem Tage auf der Hazienda als Gast weilte, war entzückt. Er sprach von seiner Absicht, unter diesen Umständen doch noch einige Tage zu bleiben, und hoffte im stillen auf seltene und reiche Ausbeute.

Der Vakkero ging. Er hatte vom Haziendero den Befehl erhalten, noch heute die Rinderherde, mit der er auf einem der Berghänge nahe der Waldgrenze hauste, herunterzuholen. Fünf Minuten später saß er im Sattel seines schwarzen Mustangs und sprengte zum Hoftor hinaus. Lange Blicke einer jungen, braunen Indianerin, die ihm bis ans Tor nachgerannt war, folgten ihm, bis er sich in Staub und Ferne verlor.

Es war gegen acht Uhr morgens. Die Sonne wuchs herrisch in den lautlos wolkenreinen Himmel hinein, dessen Tiefblau im weiten Strahlenumkreis bleich ward und vergilbte. Der Mexikaner verwünschte den gelehrten und langschläfrigen Ausfrager, dessen Neugier seinen Aufbruch um einige Stunden verzögert hatte. Er wäre sonst wie immer beim Morgengrauen aufgesessen und in die köstliche, stahlblanke Frische des erwachenden Morgens hinausgeritten; hätte seinen bequemen Schritt gehabt; wäre jetzt schon am Fuß der „hijos", der Söhne des Bergs, statt am Eingang der „Glutpfanne".

Er brauchte sein Pferd nicht anzuspornen. Er ritt Blitz, den jüngst eingebrachten schwarzen, halbwilden Hengst. Der Vakkero hatte dem Pferdemeister der Hazienda versprochen, das Tier lammfromm wieder heimzubringen, gezähmt auf dem Weg über die Wunder, wie er seine Art, ein Pferd zu brechen, nannte. Aber diesmal mußte er mit der Zeit, mit dem brennenden Mittag rechnen. Nahm er den Wunderweg, der ein Umweg war, so konnte er erst in einigen Stunden im Rancho Fresnal sein. Aber von da ab ging's durch dichten, schattigen Wald aufwärts. Und das ließ sich noch ertragen.

Das Tier holte aus. Es hatte die endlosen Mais-, Reis- und Zuckerrohrfelder, die rings um die Hazienda angelegt waren, bald hinter sich und trabte nun frisch durch die Heidelandschaft, die in langgezogenen Bodenwellen gegen den bewaldeten Bergfuß hin anhob. Es war Trockenzeit. Die Heide hatte ihre sommerliche Pracht abgeworfen und sich in ein eintöniges, sonnverbranntes Grün getaucht. Endloses Dornengestrüpp überkroch sie. Buschige Agaven mit Blättern gleich breiten Schwertern, knollige Kakteen in Gestalt von seltsam stachligen Büschen und Bäumen schmückten sie spärlich. Kleine, dichte Buschwälder, die Ranchos oder Dörfer in sich bargen, schienen wie hingeworfen in den weiten, öden Teppich und belebten den Blick. In der Ferne säumte ein dünner blauer Streifen von Savannenwald das Flachland ab, dahinter erhob sich, jäh aufsteigend und in seiner übermächtigen Größe der Fläche um sich weithin gebietend, der Bergriese selbst. Seine Umrisse zeichneten sich schwach von dem Himmel hinter ihm ab, der durch Höhendunst wie gebräunt schien. Vom breiten, zackigen Krater schlängelten, ungeheuren Runzeln gleich, die hohlen Lavabetten hernieder, den grauroten Rücken entlang, einmündend zuletzt in die sammetne Tiefe der Wälder, die im Laufe der Jahre dem Berge stellenweis bis zur schrägen Gürtellinie seiner Somma hinaufgekrochen waren.

Den Mexikaner kümmerten die Befürchtungen wenig, die in der Hazienda laut geworden. Von den Stößen in der Nacht hatte er in dem Rausch, den er in den Armen seines Mädchens ausgeschlafen, gar nichts gespürt. Und daß am Morgen vom Berg aus ringsum in Meilenweite das Land bis auf Blatt und Halm mit feinem, grauem Aschenstaub belegt war, hatte sich schon mehr als einmal

Digitized by Google

ereignet. — Er kam durch Tonilita, das letzte Dorf, das noch in der Heide lag. Auch hier waren die Leute sorglos, und er nahm sich nicht die Mühe, sie zu befragen. Er hielt auf dem Markt an, erstand einen prachtvollen Lasso, der mit roten Lederstreifen durchflochten war, konnte dem Anblick eines blitzblanken Revolvers mit Perlmuttergriff nicht widerstehen — langte tief in seine Tasche, es reichte knapp. Trat voller Pracht in eine Schenke, wo Klang, Tanz, Blicke und Zuruf ihn empfingen; ließ sich bewundern. Zwei Pesos hatte er noch in der Tasche, das war der Rest seiner gestrigen Auszahlung. Den einen verwürfelte er lachend, der andere rann ihm als Pulque die Kehle hinunter. Noch ein kurzer Kampf mit zwei Schönen, die ihm lockend den Weg versperrten — und hinaus war er.

Vorbei an der großen Kirchentür ritt er, die die Leute mit Reisig umwanden. Vorbei an einer hölzernen, farbigen Madonna mit dem Kinde, die sie mit frischem Seidenstoff überhimmelten und an einer goldenen Tragbahre befestigten. Vorbei an Scharen toll bemalter Jünglinge, die mit Tanzmasken vor den Gesichtern und Schellen in den Händen sich in kampfhaften Gruppentänzen streng gemessen gegeneinander bewegten. Quer durch eine festlich erregte Menge, die schaffend oder gaffend Straßen und Plätze bevölkerte. Das waren Vorbereitungen zum Fest der Jungfrau von Guadelupe, das am nächsten Tage gefeiert werden sollte. Geigenklänge, Gesang, Rufe, Schellenklingen, Lachen, Geschrei, Raketengeknatter mischten sich lärmend durcheinander. An dem Turm wurde eine neue Glocke hochgezogen. Von drüben her dröhnten Bretter und Balken: ah, die Arena, die sie für den Stierkampf zurechtzimmern!

Der Vakkero reckte sich. Er spürte, wie ihm die Stimmung in die Glieder ging, und er bedauerte schon, seine schönen Pesos den Weg aller Pesos geschickt zu haben. Aber er wußte: gelang es nur, den Auftrag des Haziendero auszuführen und seine Rinder noch heute einzubringen — das alles war Probe nur, das Fest war erst morgen. Und morgen . . . morgen . . .!

Er hörte Fandangoklänge, sah die schlanke Gestalt seines Mädchens sich wiegen, sah Männer, die im feurigen Tanzschritt um sie warben und ihre breiten Hüte ihr zu Füßen schleuderten, sah sich selbst als reichbetreßten Torreador, einen Wald von Blicken auf sich gerichtet. Ein wütender Stier rennt in die Arena, bleibt stehen, mißt seinen Gegner . . . ah . . .!

Des Hirten Schenkel erstrafften und umpreßten den Leib seines Mustangs. Er packte den Lasso, schwang ihn in schwirrenden Kreisen und warf ihn nach Pferden, die, in ihrer Weide aufgescheucht, vor ihm flohen. Eine Weile jagte er hinter den Tieren her, bis er das schnellste von ihnen in der Schlinge hatte und mit einem Ruck zu Boden warf. Der neue Lasso war erprobt. Er befreite das zitternde Tier und fegte weiter. Zog den Revolver mit eingelegtem Griff, bewunderte ihn mit nimmersattem Blick, feuerte übermütig in ein Rudel schwarzer Geier mit blutroten Hälsen, die seitab ein Aas umzankten. Kreischend stoben die Riesenvögel auseinander und in die Höhe, stießen aber sofort zu dem Fraß wieder gierig hernieder.

Der Reiter flog, das Dorf lag schon weit hinter ihm. Er ritt jetzt durch die Savanne, die dem eigentlichen Urwald voran und unmerklich in ihn überging. Ein Bach sprang vor ihm auf, dessen Gesprudel er durchritt und dem er flußaufwärts folgte, bis er zur Barranca kam, aus deren stürzenden Fällen das Wässerlein abgeleitet war. Der Vakkero zwang sein Pferd einen steilen Pfad in die klammartige Schlucht hinab, in betäubendes Donnern, in eine Wolke wirbelnden Wasserstaubs hinein, durch den drei Regenbögen leuchtend sprangen. Hier inmitten des ersten, des zauberischen Farbenwunders blieben sie stehen. — Der Vakkero schrie und heulte, das Gebrause zu überbrüllen, aber es gelang ihm nicht, und ihm war wie einem Tauben zumut. Der Mustang tänzelte ein wenig, aber hielt im ganzen still. Es schien, als tat der feine, kühle Regen ihm wohl. Der Vakkero lachte sein Tier von der Seite an, sie ritten weiter.

Hinter den Fällen wurde der Weg freier, die Schlucht öffnete sich breit, die steilen, berghohen Wände waren von zähem Buschwerk und knorrigen Zwergbäumen bewachsen. Am Grunde dieser Schlucht, die nichts als ein altes, ausgenagtes Lavabett war, schäumte der Fluß. Weil es aber schon Trockenzeit war, lahmte er und rannte machtlos gegen die Felsblöcke, die in seinem Laufe lagen und die er sonst in der Zeit seiner Vollkraft spielend wälzte.

Der Vakkero zwang den Mustang, sich einen Weg durch das Geröll zu suchen. Das Tier mit den stählernen Sehnen eines Bergponys kletterte leicht, wenn auch vorsichtig über einige Steinwälle, bis es auf einen der schmalen, gewundenen Wege kam, die in der Schlucht hausendes Vieh ausgetreten hatte. Froh stapfte es weiter. Plötzlich hieß der Vakkero es stillestehen. Er setzte seine nickelneue Pfeife an den Mund, tat einen gellenden Pfiff und blickte nach oben. Unendliches Gekrächze antwortete. Der hängende Wald wurde lebendig. Aus jedem Baum, aus

Digitized by Google

jedem Strauch, aus jedem Felsloch flatterten schlanke, buntgefiederte, langschwänzige Papageien, immer mehr und mehr. Sie flogen unter betäubendem Geschrei durcheinander und verdichteten sich zu einer lärmenden Wolke, die das Licht verdunkelte.

Der Vakkero saß kampfbereit. Nicht jedes Pferd hielt dem grünen Schrei — so nannte er dieses Wunder — stand. Der Hengst aber blieb ruhig, schüttelte nur lebhaft den Kopf. Die sonderbare Musik dieses schwirrenden Orchesters ging ihm etwas auf die Nerven, beunruhigte ihn aber nicht viel. Der Vakkero nickte befriedigt und ritt weiter.

Er wandte sich einem schmalen Seitenpfad zu, der in scharfen Windungen steil wandaufwärts führte. Hier bot sich Gelegenheit zu schwarzem Sporn, wie der Vakkero dieses nächste Wunder hieß. Kaum daß der Mustang die ersten stämmigen Schritte auf dem Schlängelpfad tat, brach sein Herr einen kleinen Ast und warf ihn gegen die Felswand, die hier von einer Art schwarzem Pelz breithin bedeckt war, gebildet aus dichtem, dunklem Moos. Der Wurf brachte diesen Pelz zu seltsamem Leben. Er geriet in Bewegung, zerfiel in große Fladen, die vornüber sanken und in Tausenden von schwarzen, langbeinigen Spinnen auseinanderliefen. Das Pferd stutzte und wollte vor dieser Lebeflut zurück. Der Vakkero aber hielt es eisern, daß es zitternd stand. Kaum spürte es die Tiere an seinen Beinen emporgramseln, tat es einen Satz, als wäre des Teufels Sporn an seine Weichen gefahren, und raste hinan wie noch nie ein Tier solchen Weg. Der Vakkero lachte aus vollem Halse, als sie auf der Höhe ankamen. Jetzt überließ er das Tier zügellos sich selbst. Durch ein Wäldchen voll weißer, wilder Kirschblüte jagten sie wieder in die Savanne hinein. Hier wuchsen schon mächtige Zedern, die lange, gestreckte Schatten warfen. Durch dichten Busch schlängelte sich der Weg und kroch oft schon mühsam aufwärts, den Berg immer vor sich. Noch war der Riese in voller, schwellender Breite und geierhaft kahler Höhe dem Blick faßbar. Weit und langsam stieg der breite Fuß des Berges gegen den noch fernen und doch schon gewaltig nahen Rumpf an.

Sie erklommen den Kamm der ersten Waldwelle und stiegen hinab in das Tal, wo der dem Vulkan nächste Rancho Fresnal eingebettet lag.

Geschrei drang aus dem Inneren des Gehöfts. Der Ranchero schlug sein Weib. Aber ein gellender Pfiff ließ ihn des Vakkero gewahr werden, der auf seinem Mustang draußen im Hofe stand und nach Wasser schrie. Sofort unterbrach er sein Erziehungsgeschäft und trat hinaus; denn auf den Vakkero, der beim Haziendero in Gunst stand, hielt er große Stücke. Der Reiter überbrachte die Befehle seines Herrn.

Der Ranchero kratzte sich hinter dem Ohr. Das gab Arbeit. Er besprach sich mit dem Vakkero. Die Erdstöße in der Nacht hatte er deutlich verspürt. Dem frischen Geäder von Rissen und Sprüngen nach zu schließen, die durch eine Lehmwand seines Hauses liefen, mußten die Berggeister in dieser Nacht kräftiger als je Stoßball gespielt haben.

Er führte seinen Gast auf eine Anhöhe, von wo aus der Vulkan, Söhne, Vater und der Alte, umfassend zu überblicken waren. In ungeheurer Friedlichkeit lag die Riesenfamilie beisammen. Die Kuppen der Vorberge trugen üppigen Zedern- und Eichenwuchs. Der Vulkan selber lag bloß. Sein zerrissener Krater starrte wie ein schartiges Fischmaul himmelzu. Ein verirrtes Silberwölkchen schwebte ahnungslos darüber. Die mächtigen Furchen, die vom Munde abwärts durch den Rücken gruben, hatten überhängende Seitenwände, welche Schatten warfen. Zahllose Regenrinnen, die dem Laufe der Fallinien folgend hinabrieselten, vervollständigten den Schein des Gefälts einer elefantisch gerunzelten Haut, die den Körper dieses Bergmammuts umspannte. Schräg hinter dem jungen Vulkan ragte der Alte, ein lang erloschener Gipfelriese, dessen ungeschlachter Rumpf in eine schlanke Felsnadel, den letzten Zahn seines zerbröckelten Grates, seltsam auslief.

Der Ranchero wies mit ausgestrecktem Arm nach der Bergruine. Ihr dichter Waldmantel war mit braungrauem Staub überschüttet. Das hieß: der Vulkan mußte in dieser Nacht eine gewaltige Aschenwolke ausgehaucht haben. Von einer Luftströmung erfaßt und gegen den Altberg gelenkt, war sie auf ihn und auf das Nordland zu seinen Füßen niedergegangen. Der Berg hatte gesprochen, und alle, die es anging, mußten dieses Wort verstehen.

Die Männer gingen schweigend zurück. Der Vakkero schwang sich in den Sattel, der Gärtner und sein Weib machten sich an die Arbeit. Der langgezogene Ton seines Kuhhorns, mit dem er die irgendwo lungernden Farmburschen rief, war lange zu hören.

Der Vakkero ritt durch den Wald. Die Sonne stand im Mittag, ihre Strahlenfackeln brannten heiß auf das Blätterdach nieder, das ihn nun schützend barg. Er beeilte sich nicht. Er fühlte, daß ein niegekanntes, unabwehrbares Bangen vor etwas Ungeheurem über ihn hereingefallen war, ein Bangen, das ihm in die Glieder kroch und seine Nerven anspannte. Aber ein dumpfer Trotz stieg gegenwirkend in ihm auf. Er beeilte sich nicht.

Den Berg fürchtete, ja verabscheute er. Nur einmal (und dieses einzige Mal aus fremdem Antrieb, nämlich als Führer eines jener gelehrten Narren) war er bis zur Kratermündung geklettert. Ein einziger Blick damals in den unheimlich klaffenden, vom Dröhnen abstürzender Steinlawinen erfüllten Schlund hatte genügt: dieser Berg war andersgeartet, als sonst Berge sind. Er war nur die Verkleidung eines riesigen Rachens irgendeines Ungetüms vielleicht,

Digitized by Google

das zwischen den Quadern der Tiefe eingeklemmt, gefesselt, gequält, von Zeit zu Zeit aus weiß die Hölle welchen Gründen aufbrüllt und Staub, Steine und Feuer erbricht.

Eben war der Hirt bei der Serpiente, dem Schlangenstrom, angelangt, dem mächtigsten Fluß Lava, die beim Ausbruch vor Menschengedenken herausgequollen und ihre alten Wege genommen hatte. Eine Regengasse hatte sie der Länge nach aufgenagt und hohlgefressen, sich aber gleichzeitig mit gestautem Felsbröckel selbst wieder gemästet und halb verstopft. Das steile Bett war trocken, das Pferd trippelte durch den Sand und wand sich durch Trümmer bis an das jenseitige Waldufer.

Wieder traten sie in den Urwald ein, aber diesmal ohne Aufatmen. Sonnenbrand war hier durch die schütteren Wipfel gesickert und wärmte die Luft durch, daß sie wie über freiem Felde zitterte und alle Schatten mürbe wurden. Gräser und Sträucher strömten durchdringende Düfte aus, die sich zu betäubendem Gewirr vermengten, so daß das Atmen schwer ward. Und Schweigen, tiefes Schweigen lastete. Nichts regte sich, kein Laut war zu hören, kein Blatt schwankte.

Fluch fuhr von des Vakkero Lippen. Er war nicht gewöhnt, um Mittagsglut durch kochenden Wald zu reiten und sich von dem großen allgemeinen „Lieg und ruhe“ auszuschließen. Er hielt an, sprang von seinem Tier, seilte es an einem Baum fest. Dann zog er sein Baumschwert, hieb sich durch dichtes Gestrüpp einen Pfad bis zum Lavastrom zurück. Von einem freien, überhängenden Uferfels aus lugte er längs des Strombettes zur Höhe und prüfte den Feind.

Der Vulkan war von hier aus scharf sichtbar. Er thronte in riesiger Ruhe. Nicht der leiseste Dunst zog um seine Kraterklippen. Auch er lag und schlief, schlief einen Mammutsschlaf.

Der Hirt taumelte in den Wald zurück. Dieser Blick auf den Vulkan hatte ihn beruhigt. Etwas wie „Riesen lassen sich Zeit“ ging ihm durch den Kopf und zerblies den Anflug von Sorge, die ihn seiner Herde wegen überfallen hatte. Er lockerte dem Mustang das Gebiß, schlang das Lassoende fest um den Sattelknopf. Ein paar Schritte weiter warf er sich nieder. Da erst fühlte er, wie müde er war. Aber nur auf eine Stunde . . . dämmerte er vor sich hin . . . nicht schlafen . . . nur ein klein wenig . . . ruhen . . . Die Welt versank, er glitt hinüber . . .

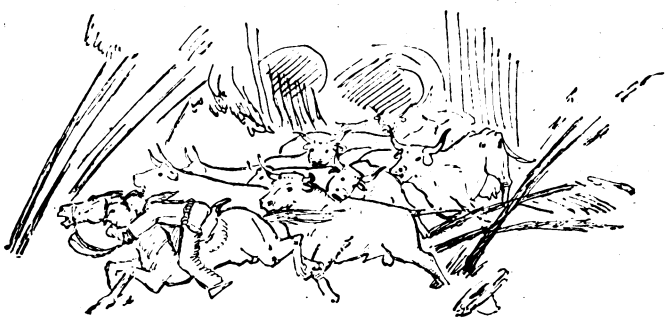
*

Er mußte fest geschlafen haben. Ein Donnerschlag weckte ihn. Er sah auf. Was er erblickte, schien ihm ein Bild von so traumhafter Verzerrtheit, daß er glaubte, den Augenaufschlag zu träumen. Mit allen vieren wuchtig gegen den Boden gestemmt, den Körper in mächtiger Anspannung gebogen, stand das Pferd, zerrte und riß an dem Lasso, der es an den Baum fesselte. Bei jedem Ruck ächzte der Sattelknopf, schon war ein Riemen geplatzt, der Knall hatte den Schläfer wachgekracht.

Der Vakkero sprang auf. In der Linken den Revolver, in der Rechten das Baumschwert, stürzte er nach dem Busch, vor dem ihm das Pferd zu scheuen schien. Er feuerte hinein, sprang zurück, und stand hiebbereit zum Empfang einer grünen, klapperschwänzigen Bestie. Aber nichts kam. Er bog entschlossen das Gebüsch auseinander — von der Schlange war nichts zu sehen. Hatte das Blättergewirr ihn genarrt? Aber das Pferd . . .! Wieder bäumte es sich auf und zerrte an der Fesselleine wütender als zuvor. Angst, unverkennbare Angst! Der Vakkero kannte den Ausdruck. Ein Ast knackte dicht hinter ihm. Er fuhr herum, wechselte die Waffen in den Händen und stand alle Muskeln angespannt. Seine Nase sog mit zitternden Flügeln die Luft ein. Die scharfe Ausdünstung eines schleichenden Puma kannte er gut. Aber nicht die leiseste Spur davon kitzelte ihn. Wieder nichts! Er sah nach dem Pferd, welches schäumte. In diesem Augenblick aber spürte er etwas Gewaltiges. Der Boden unter ihm hob sich leicht und senkte sich rasch. Zu gleicher Zeit schoß das Pferd kerzengrad in die Höhe und ließ sich mit aller Last hintenüber fallen. Der Lasso barst, das Tier schnellte ab und überschlug sich. Aber noch bevor es sich aus dem Dickicht herausgearbeitet hatte, bevor es noch auf den Beinen stand, saß ihm schon der Vakkero im Sattel, die Zügel fest in der Hand, die Beine klammernd an den Leib geschlagen. Er riß es auf, es stand halb betäubt, schnaubend, zitternd.

Ein Kampf begann. Das Tier strebte bergab mit der Macht toller Angst, der Vakkero im Gedanken an seine nahe Herde bergan. Wie mochten die Tiere dort droben gegen die Pfähle und Stacheldrahtgitter toben! Und sollte er mit ihnen verbraten . . . vorwärts! Zorn über den Widerstand des Hengstes, den er vollkommen gebändigt glaubte, mischte sich dazu. Wie willkommen als letztes dieses Wunder des zitternden Bergs! Er wollte Blitz auch an diesem schulen. Und so übersah er, was des Tieres Instinkt sofort beim Rieseln der ersten von ihm verschlafenen Stoßwelle übermächtig empfunden hatte: ungeheure Gefahr!

Digitized by Google



Das Tier tänzelte erregt, bockte, warf sich. Schaum flockte ihm von den Lefzen. Bei der leisesten Wendung nach rückwärts riß das schmerzhafte Eisen in seinem Maul, drangen ihm die Spitzen in die Weichen, daß es in wütendem Schmerz aufzuckte und hochstieg. Aber der Vakkero ließ nicht nach. Zähneknirschend zwang er das Tier vorwärts. Plötzlich, nach kaum einigen Schritten, blieb es regungslos stehen und stierte ... Der Vakkero hörte Gedröhne stampfender Hufe, Geprassel knackender Äste ganz in der Nähe. „Die Herde ..." schoß es ihm durch den Kopf. Das Toben kam näher, er sah durch die Bäume schon die weißen Leiber schimmern. Auch er stierte. Aber ein Gefühl von etwas Ungeheurem über ihm in der Höhe bezwang ihn. Er blickte auf und spähte durchs Blätterdach. Er sah eine braune Wolkenwand über den Himmel eilen, fahle Dämmerung sproß um ihn auf. Ein gewaltiger Windstoß riß klirrend durch die Baumkronen, Blätter und Äste wirbelten durch die Luft. Dumpfes Krachen in der Tiefe. Der Berg sprach.

Die fliehende Herde stürmte heran. Der Vakkero wußte, daß er sein Pferd jetzt nicht länger halten konnte, ihm war auch klar, daß er es gewähren lassen müsse, weil in solcher Lage der Instinkt der Tiere der beste Wegweiser ist. Ein tolles Rennen stand bevor. Er umklammerte sein Pferd mit allen Gliedern, biß sich an der Mähne fest. So mit ihm zu einem Körper verschmolzen, schloß er die Augen und überließ sich.

In rasenden Sätzen ging die Jagd bergunter. Der Vakkero spürte, wie sein Pferd sofort dem fliehenden Trupp sich anschloß. Er vernahm das Gepolter der Schritte, Schnaufen und Keuchen der Kehlen, manchmal stießen Leiber wuchtig gegen seine Beine. Bald näher, bald weiter hörte er die Schelle des Leitstiers klingen. Oft verschlang unendliches Gebraus den nahen Lärm ganz, und auch noch dieses Tosen verstummte gegen den bisweilen ins Unhörbare anschwellenden, tiefen Donner des brüllenden Bergs. Von dem Gezitter des Bodens, über den sie hinjagten, merkte er nichts. Aber die mit heißem Staub erfüllte Luft raubte ihm den Atem.

Mit dem Feingefühl einer Magnetnadel verfolgte er die Richtung des Weges, den der Trupp nahm. Gleich bei Beginn hatte er deutlich eine starke Schwenkung nach rechts gespürt. ‚Ah,' sagte er sich, ‚sie meiden den Rückweg über den Schlangenstrom. Warum aber? Überqueren müssen sie ihn doch, wenn nicht hier bei der Tümpelstelle, dann weiter unten bei den Geierlöchern ...'

Die Jagd ging durch wegloses Dickicht und dichtstämmigen Wald. Wenn das Geknister zerreißenden Busches, das Knattern brechender Äste abnahm, wenn die Hufe wieder auf hartem, klingendem Boden dröhnten, wußte er, daß ein weiter Wegbogen abgeschnitten war. Hier aber, wo eine freiere Stelle war, toste der Sturm mit der Gewalt tiefer Nebelhörner. Baumriesen ächzten und krachten. Der Vakkero schlug die Augen auf, gerade als eine entwurzelte, mächtige Zeder quer vor ihm hinschmetterte und einige Tiere unter sich begrub. Sein Pferd sprang zur Seite, stieß in die nachdrängende Herde. Ein Ast peitschte ihm ins Gesicht, das Pferd stieg; der Stoß eines Horns riß ihn halb aus dem Sattel. Kurzes, hastiges Gedränge. Der Leiberknäuel entwirrte sich. Die Jagd ging weiter.

Des Vakkero Stirn brannte. Er spürte Blut über seine Wangen rieseln, es rann ihm in den Mund. Aber das Auge war heil, er konnte sehen — zwar nicht viel, er durfte nicht wagen, den Kopf zu heben — nur Stämme sah er, torkelnde, rot überronnene Leiber, dampfende Mäuler, angstaufgerissene Augen, zerfetzte Wampen, Brüste, Euter. Ah, sie haben den Zaun gesprengt, die Stacheldrähte — er scheuchte das Bild fort. Mit weit offenen Augen strengte er sich an, die Gegend zu erkennen, durch die sie rasten. Ein fast nächtliches Dunkel lähmte ihm den Blick. Der Magnet in ihm zitterte unruhig. Jetzt schlug er wieder heftig aus. Wieder schwenkte der Trupp. Aber die Geierlöcher lagen links ... „Links, bei allen Teufeln, links!" brüllte er und duckte sich schnell; denn wie zur Antwort erscholl dicht hinter ihm ein gewaltiger Aufschlag. Und in der nächsten Sekunde flog ein riesiges, dunkles Etwas über ihn hinweg, schoß prasselnd durch die Baumkronen, weiter unten erdröhnte ein zweiter Aufschlag, und schwächer werdend ein dritter und vierter; jetzt erneut dröhnend in Scharen oder in regellosem Gekoller, daß der Boden zitterte. Der Vakkero atmete auf. Felsblöcke, die zu Tale sprangen, springende Riesen einer Steinlawine hatte er erkannt und damit diese gewaltige Erscheinung besiegt. Ein Ton mehr in dieser Musik besagte wenig.

Sie überquerten jetzt eine kleine Lichtung, und er konnte sich recken. Und sah in tiefer Ferne einen sonnigen Streifen Landes, über welchem die ungeheure, bergentsprossene

Digitized by Google

Wolke wie eine drohende Braue hing. Von dort her kam das Licht, das die Finsternis hier dämmernd erhellte. Links — aber ein heißer Aschen- und Steinregen zog einen Vorhang vor, und wieder war er durch furchtbare Nähe gebannt. Ein glühheißer Lapillibrocken streifte den Vakkero an der Stirn. Und jetzt geschah etwas, was er mehr hörte als sah und was ihn mit jähem Schreck erfüllte: wieder sauste eines der riesigen Felsgeschosse herab. Dröhnend fiel es inmitten der Lichtung nieder. Aber es schnellte nicht fort. Es blieb liegen und zerspratzte. Lava! Die Herde stob auseinander. Einige Tiere blieben liegen, andere, durch Tropfen des flüssigen Steins gebrandmalt, flüchteten in den knatternden Wald.

Der Berg warf Lava! Wie eine Leuchtrakete stieg dem Vakkero diese Erkenntnis auf. Dieser verfluchte Berg, der seit Menschengedenken immer nur Meere von Asche gespien, spie Lava! Lava quillt über des Berges Zackenrand, Lava füllt alle die leeren Strombetten! Lava im Bett des Serpiente . . . ah, deshalb das Schwenken und Wiederschwenken. Auch von den Geierlöchern hatte ja scharfer Brandgeruch hergeweht, und jetzt wollen sie — der Vakkero riß sein Tier jäh zurück — nach dem Nachbarbett des Copal — er riß es zur Seite — als ob der, der noch viel steiler abstürzt — er zerstieß ihm die Weichen — als ob der sich lavafrei hielte — Bestie, hier hinunter!

Dem Vakkero war blitzklar, daß es jetzt nur eine Rettung gab: die träg strömende Glut überholen, in gerader Richtung den Hang hinab zur Messa, dem Punkt des Bergfußes, wo die zwei Lavabetten sich vereinigten. Dort wo der Berg in das flache Land mündete, wo das flüssige Gestein zu fließen fast aufhört und nur durch den Druck nachdrängender Masse langsam vorwärtsgepreßt wird, dort oder nirgends war auf einen Über- und Ausgang zu hoffen.

Wieder rang er mit seinem herdengläubigen, herdenblinden, angstgepeitschten Tier, fluchend und zähneknirschend. Es sträubte sich mit aller Kraft, aber des Vakkero Wille war entflammt. Ein kurzer Kampf wogte. Steinschüsse, die das trockene Gehölz an dieser Stelle sofort in Flammen setzten, halfen; ein Messerstich in die Hinterflanke gab den Ausschlag. Wie unsinnig raste das gefolterte Tier den Berghang hinab.

Und wieder hinter dem Kopf seines Pferdes geduckt, verkrümmt flog der Vakkero durch den schon etwas schütteren Wald über Blöcke, gestürzte Stämme, durch Schlammbäche und über Löcher und Spalten. Sie nahmen die Lungen voll und brachen in einen Dunstwall, der ihnen entgegenwankte. Sie tasteten sich durch. Sonnenhelle, wunderbar windstille Ruhe empfing sie jenseits.

Die Ruhe hier war ungeheuer. Es war ein Stück wirbelnder Stille zwischen Winden, die in seltsamer Weise gelenkt schienen; denn das Branden der Kronen tobte unfern auf allen Seiten unvermindert fort. Nur der Berg hatte sich wirklich besänftigt. Sein Donnern grollte wie in verhallendem Zorn. Es schien, als wollte das Ungewitter in seinem Gekröse nach schweigender Tiefe sich verziehen. Aber der Vakkero blieb kalt. Ihn blendete weder Helle noch Stille. Wußte er, was von beiden zu halten war? Er fühlte sich so sehr als Geschoß seines Willens, so sehr als Beute einer einzigen, zielgerichteten Spannung, daß der überraschende Umschlag ihn kaum berührte.

Er dachte nur an die Messa. Dort, das wußte er, lag Tod oder Leben. Vor seinen Augen stand das schmale, zwischen zwei zusammenfließenden Lavabetten eingekeilte Stück Land, einstmals von dickstämmigen Eichen und Zedern bewachsen, jetzt abgeholzt und freistehend; von breiten Baumschlepperinnen durchschnitten, die schnurgerade bis zu den Bettufern schossen und ohne Besinnen die steilen Hänge hinabstürzten, von schmalen Reitpfaden umschlängelt. Immer wieder sah er die Rinnen, sah er die Stämme hinabgleiten, sah sich selbst die Pfade gemächlich hinabklettern, sah die ausgehöhlten Betten sandig kahl oder von starken Wassern erfüllt, die die Stämme wie Federn hoben und fortschleuderten. Und er klammerte sich zuflüchtig an dieses Bild, dessen Erscheinung sich ihm nur wohlig verstärkte durch sein Unvermögen, statt rauschenden Gewässers träg fließendes Gestein zu schauen, dergleichen er noch nie gesehen hatte, und das sich vorzustellen ihn gleichzeitig abstieß und reizte. So mengte sich geblähte Hoffnung, überschattendes Grauen und kitzelnde Neugier schmerzlich in ihm, während er mit dem Körper seines Tieres krampfhaft verschlungen, vorgebeugt und stieren Blicks dem Landtisch zuritt, dessen helle Böschung schon durch die Bäume heraufschimmerte. Noch einige Sätze — er fühlte seine Nerven wie Sehnen in sich, die die letzte Erwartung straff anzog —, und er stand in der Lichtung. Sein Blick flog, kreiste und las in einem Überschlag, was ihm hier geschrieben stand.

Mit weißen Lippen riß er sein Pferd an, das sofort in die Weite, in die winkende Fläche hineingestürzt war. Das Tier fügte sich dem Ruck in einer Art, die dem Vakkero unfehlbar sagte, daß es seinen Meister kenne. Und dieser Gewinn, so schattenhaft er auch angesichts des Furchtbaren vor ihm anzuschlagen war, gewährte ihm eine Art betäubender Befriedigung. Er hielt das aufgeregt zitternde, fluchtgierige Tier straff im Zügel und übersah nochmals das schmale Stück Land, das seine Rettung oder sein Sarg war.

Er sah die roten Baumstümpfe, die es besäten. Die Reste einer verfallenen Hütte standen noch. Er sah die Schlepprinnen nach beiden Seiten, dort den schwarzen Fleck, den alten Feuerplatz. Er sah nach den Schluchten, die seitlings liefen. Sie qualmten, und zuweilen fackelten Flammen durch den trägen Rauch; das waren brennende Büsche dicht

Digitized by Google

unterm Uferrand. Auch die jenseitigen Schluchtufer brannten. Er sah nach vorn, nach der bewachsenen Zungenspitze, wo der Rest des abgeholzten Waldes stand und den Ausblick auf das vereinigte Lavatal versperrte. Aber auch dort hinter den Bäumen stieg der braune Qualm hoch, und es sah aus, als brennte das Gehölz selber. Der Vakkero begriff: Lava in beiden Betten über die Messa hinaus, Lava vor ihm, der Berg hinter ihm . . . kein Zweifel, sie waren eingeschlossen, gefangen, in einer Lavaschlinge gefangen. Sarg also, Sarg . . .!

Ihm flimmerte es vor den Augen. Er sah keinen Weg, so sehr und so rasch er seinen Kopf auch zermarterte. Wie eine Maus in der Falle würden sie jetzt umherirren . . . Aber sein Pferd verlangte ungestüm, daß etwas geschehe. Er ließ es gewähren. Der Hengst rannte blindlings einen der Schleppwege gegen eine der rauchenden Schluchten. Doch sie kamen nicht weit. Heißer Hauch trieb sie zurück. Das Pferd rannte einen andern Weg der Zungenspitze zu, dort aber hatte die strahlende Glut beider Ströme den Wald ausgedörrt, die Bäume brannten wirklich. Der Vakkero hörte schon von weitem das Prasseln und sah, wie die Flammen aus den Kronen hervorbrachen, zusammenschlugen und in den Himmel wuchsen. Zurück . . .! Dahin . . . dorthin . . . sie irrten; wie eine Maus in der Falle, quälte es durch des Vakkero Hirn.

Der anderen Stromschlucht konnten sie durch günstigen Wind ganz nahe kommen, und der Vakkero erschaute durch dichten, wallenden Rauch die Glutschlange, die sich darin bettete. Er hatte erwartet, feurig glühenden, bewegten Schmelzfluß zu sehen, aber zu seinem Erstaunen merkte er, daß das Ungetüm regungslos lag, einen aus riesenhaften Blöcken gefügten Panzer trug, der mit matten Brandfarben bunt getönt war. Zwischen den Blöcken hervor fauchten und zischten wie aus Hunderten von Poren dieses Steinrückens weiße und gelbe Dampfstrahlen. Es war als ob der Leib dieses Leviathans in seiner eigenen Glut schwitzte und briete. Die aufspringenden Dämpfe packte der Wind, schmolz sie bald zu einer wogenden Decke ineinander, bald riß er sie wieder auf, den Schlangenleib jäh entblößend. Und plötzlich sah der Vakkero, daß noch ein stärkeres Leben in diesem Riesenleib wachte. Er sah, wie die Mitte des Rückens sich aufwölbte, die Blöcke sich verschoben. Ein dumpfer Knall ... eine Garbe weißflüssigen Gesteins, von zischenden Dämpfen begleitet, sprang hoch auf und spritzte nach allen Seiten. Das Pferd scheute heftig, wandte sich und rannte zurück in das rettende Land und in welch ein bunt lebendiges Land!

Die Herdenflüchtlinge waren inzwischen nachgerückt. Der Strom hatte sie alle unerbittlich abgewiesen, sie waren längs seines Laufes bis hierher in die Falle geflüchtet. Hier trieben sie nun unruhig und sinnlos durcheinander und versuchten sich gleich Blitz auf allen Wegen, aber gleich ihm erfolglos. Auch anderes Getier war da. Ein Hirsch, zwei Rehe, auch hastig nach Rettung irrend, und ein Silberlöwe, ein mähniges Tier, das gleichmütig auf einem Baumstumpf saß, und von Zeit zu Zeit an seiner blutigen Vorderpranke leckte. Niemand kümmerte sich um ihn, auch nicht das Pferd des Vakkero. Es hatte hell aufwiehernd sich sogleich unter die trauliche Schar der Wiedergekommenen gemischt und trieb mit ihnen in diesem feuervergitterten Käfig umher.

Aber aus diesem verworrenen Treiben der Tiere klang allmählich Sprache. Sie glitten aneinander vorbei, ihre Leiber berührten sich. Sie rotteten sich zusammen, stießen sich, die Gedränge zerflossen wieder. Immer wieder liefen einige an die Lavaufer, andere kehrten zurück. Dieses Hin und Wieder erlahmte endlich, als ein feiner, warmer Schlammregen sich wie ein trüber Vorhang vor das Licht vom strahlenden Land her legte und die Luft mit fahler, wachsender Dämmerung sättigte. Das Dunkel trieb sie einander zu. Und so drängten sich die Umzingelten nach und nach in der Mitte der Insel zusammen, wo sie kopfschüttelnd und schnaubend standen; inmitten der Leitstier, der unruhig um sich stieß und ab und zu zornig brüllte. So standen sie, schmiegten sich, je stärker die Finsternis um sie wuchs, um so enger aneinander, wichen nicht und warteten, der Vakkero auf seinem Pferd mit ihnen.

Eine Weile standen sie in wogendem Dunkel. Ein Blitz riß es plötzlich taghell auf, Donner stürzte nach. Die Wolken brachen, Sturzregen gingen klatschend nieder, durchsiebten die braunen Nebelschwaden und peitschten die Asche, die den Boden bedeckte, zu Schlamm, der träge abwärtskroch. Die gespannten Lüfte entluden sich in einem Kranz von gewaltigen Gewittern, die den Berg umtobten. Eins antwortete dem andern. Unaufhörlich zuckten mächtige, matte Scheine auf, und der Donner wurde zu ewiger Melodie, die bald in dumpfer Ferne rollend, bald in betäubender Nähe erkrachend, nie abbrach.

In dieses blitzende, hallende Gespräch mischte sich wieder erwachend die Stimme des Bergriesen fremd wie ein vergessener Ton. Sie erklang aus zitternder Tiefe, klang wie ein Pochen an die Bergwand, zuerst gewaltig leise, dann verebbend, dann wieder anschwellend und plötzlich zu stürmischen Schlägen gesteigert. Der Boden hob und senkte sich, atmend im Gerieſel der Stoßwellen, die den Hang hinabrannen. Von Schrecken und Taumel erfaßt lief die Herde auseinander.

Der Hirt ließ sich treiben. So stark die Unruhe auch war, in die das wieder anhebende Brüllen des Berges ihn versetzte, der Wolkenbruch hatte ihm frischen Mut gemacht. Diese himmlischen Sturzbäche, sagte er sich, reinigen nicht nur die Luft, daß sie

Digitized by Google

atembar wird, sie versprechen auch, die Glutschlangen zu kühlen, die diese Insel umklammert halten. So wird es vielleicht möglich, sie zu überschreiten.

Er ritt auf einen hellen Schein zu, der in dem gelockerten Halbdunkel einem sich hoch wölbenden Tore gleich aufdämmerte und rasch gewaltig wuchs. Er stürmte in diesen Schein hinein, heiße Nebelfetzen schlugen ihm entgegen. Das Pferd prallte zurück. Sie standen am Rand des einen Seitenstroms. Die träge, schwere, himmelhohe Wolkenwand, die der Bergwind mühsam aufwärtsschob, schob sich über sie hinweg, heller Tag drängte nach und umfloß sie feenhaft. Die unermeßliche Landschaft zu Füßen des Berges brach auf: funkelnde Seen, die Silberadern der Flüsse, das scharfe Gefurch der Barrancas und die sammetnen Wälder! Hier San Marco, dort La Queseria, Tonila, Tonilita, der Rio de Tuxpan! Ungehemmt sprang der Blick über blaue Bergketten nach dem verschwimmenden Horizont, hinter dem die reine Goldlinie des Ozeans schimmerte.

Dem Hirten hob sich die Brust. Er saugte Leben mit jedem Blick. Mit jedem Blick kettete er sich an diese farbige, strahlende Welt, er hob die Arme und schrie nach ihr. Hörte er Antwort? Antwort, die die Urmutter allen ihren Wesen zuruft? —

Frischer Mut, frische Kraft durchströmte ihn. Entschlossen riß er sich der wuchtenden Nähe zu.

Vor ihm gähnte ein Abgrund. Die Lava in diesem Bett schien abgeströmt zu sein, die Stromdecke war eingestürzt. Aus den Trümmern pfiffen braungrüne Dämpfe auf. Der Hirt starrte. Eine Hoffnung lag hier in Scherben, denn hier war nur Absturz, nicht Abstieg möglich. Aber der Berg pochte mit hellen Schlägen, der Boden zitterte. Das Pferd sprang und tanzte, als wäre der Boden, auf dem es stand, glühend. Der Vakkero warf es mit wütendem Ruck herum. Die Insel war jetzt von Nebel und Regen fast frei, von der Herde war nichts zu sehen. Tier wollte zu Tier. Er ließ seinem Pferd die Zügel schießen. Sie flogen nach der andern Seite.

Hier, auf dem abschüssigen Ufer des anderen noch hochgeschwollenen Lavastroms waren die Flüchtlinge versammelt. Ohne Scheu drängten sich die Tiere an den riesigen Glühwurm heran, schwangen in heftiger Unruhe die Köpfe und sogen mit geblähten Nüstern die Dämpfe ein, die aus dem Blockpanzer des Stromes stiegen und ihnen zuwehten. Der Leitstier hatte seine Stelle gewählt. Er stieß um sich und brüllte, es war als brüllte er sich Mut ein. Mehrmals setzte er zum Sprung an, scheute aber immer wieder zurück. Fast schien er zornig über sich selbst. Aber das Gepoche wurde immer gewaltiger, und die übrigen Tiere drängten sich todesängstlich immer dichter um ihn. Er kam in die Enge. Mit aller Gewalt stemmte er sich gegen die Menge. Eine Weile hielt er das Gleichgewicht, aber der Überdruck siegte endlich. Plötzlich setzte er an und sprang zu. Die ersten Schritte über das kleinbestückte Randfeld gelangen. Doch weiter zur Mitte hin waren es riesenhafte Blöcke, die die Rückendecke des Stromes zusammenfügten. Das Tier versuchte in krampfhafter Hast sie zu überklettern oder zu umgehen. Es rutschte ab, verschwand, tauchte wieder auf, torkelte weiter. Da kam ein tückischer Spalt, in dem es mit einem Hinterfuß tief einsank, und der es festhielt. Keuchend und mit gebogenem Körper, aus dem die Buckel der gespannten Muskeln mächtig hervortraten, mühte es sich ab, hochzukommen; bis es ermattend nachgab, zusammenbrach und auf dem glühenden Gestein zuckend und brüllend liegen blieb. Ein zweites Tier war nachgesprungen, ein drittes gefolgt. Auch sie sanken ein und blieben liegen. Aber die übrigen ließen sich nicht abschrecken. Ohne Zögern nahmen sie blindlings den Weg, der ihnen durch ihren Führer vorgezeichnet war.

Der Hirt folgte diesem Totentanz von seinem Standplatz aus. Tier auf Tier sprang zu, hastete voran und sank. Ein Weg, aus schmerzgekrümmten Leibern gebildet, wuchs sich in breiter Linie aus. Die Tiere erkannten ihn immer klarer und nahmen ihn immer sicherer. Der Hirt sah, wie die verzuckenden Körper bald eine Kette bildeten, über die die Überlebenden weiter und weiter bis über die Strommitte vordrangen. Ein grauenhaftes Staunen stieg in ihm auf, und er würgte an einem erstickendem Gemisch von Aufschrei und Lachen. Aus Leibern Brücken bauen, auch wenn sie kohlen — war das der Sinn solchen Spiels? Ja, das war der Sinn dieses Spiels, und es besiegte den Hirten mit urmächtiger Gewalt. Diese Kraft, die aus der Tiefe brodelte, aus dem Berge spie, aus der Glut strahlte, in Blitz und Donner sprach und in den tosenden Windwirbeln kreiste, dieselbe, die in diesen zuckenden, rasenden Leibern hastete — der Hirt sah plötzlich einen Nachthimmel mit zahllosem Gestirn vor sich aufspringen und wieder verschwinden — diese große, bauende und zerstörende, tiefstille Kraft bäumte sich jetzt auch in ihm auf. Während sich ihm das Haar auf dem Kopfe sträubte, spürte er, wie der heiße und harte Weltwille in ihm selber ja sagte zu diesem grausamen Spiel. Und er zog seinen perlmutterblanken Revolver; zielte und schoß wieder und wieder. Auf alle die zuckenden Leiber schoß er, auf alle die ungebärdigen, zappelnden Brückenglieder, und begleitete jeden Drücker mit Wort und Zuruf: „Bist du's, Sama? Stirb, quäl' dich nicht länger! Da, Ronno, du edler aus dem Blute der Jamaica, nimm! Da und da und da . . . Nenanita, Tecco, Rosita, Hermano . . . ich treffe euch alle gut! Ruht euch aus! Ich helfe euch! Und ihr helft mir . . .!"

So mit grimmem Humor den Schauer erwürgend, der ihn vor der kalten Größe, die hier am Werke war, packte, von Mitleid zerrissen, vom Urwillen gepeitscht, half er mit

Digitized by Google

die Brücke bauen. — Der Berg brüllte sein Lied dazu. Kaum war dem Vakkero das Krachen der Schüsse hörbar. So verschoß er, was er im Gürtel stecken hatte. Bis ins letzte Viertel hinein war die Brücke gediehen. Noch immer war keines der Tiere hinüber. Die letzten, die am Ufer standen, schickten sich an, den Weg zu gehen, als der Hirt noch einen Knall auf den Puma abgab, der, auf dem vordersten der Leiber kauernd, die Tiere anfletschte, die ihm entgegenstolperten. Der Schuß half. Der Löwe duckte sich und ließ die Brückengänger vorbei.

Krampfhafter Jubel schüttelte des Vakkero Brust. Die letzte Kugel im Lauf, schwang er seinen Freund, seine Waffe. Frei ließ er jetzt sein Pferd hinschießen. Das Tier rannte wie besessen ein Stück ins leere Land zurück und kreiste in der Runde — einmal — zweimal. Der Hirt schnallte inzwischen seine Manchetta ab, und warf sie fort, riß die Ärmel von seinem Rock und steckte sie in den Gürtel. Das Pferd, ein Pfeil seiner Angst, schoß der Leiberbrücke zu.

Kein Tier war mehr am Ufer. Zerstampfte Körper pflasterten den Weg. Der Hirt sah im Lauf die Leiber der verreckenden Tiere. Er sah gebrochene und noch lebendige, blutunterlaufene, glotzende Augen. Er sah bei einem Sprung den eingeklemmten Körper eines der Rehe wie schattenhaft an sich vorbeihuschen. Sie rannten die letzten zwei Nachzügler um, die unterwegs waren, und stürmten vor. Der Hirt spürte das Weiche der Leiber, über die sie schritten. Er spürte, wie vorsichtig bei aller Hast sein Pferd die Schritte setzte, wie es zuckte, wenn es über kahles, heißes Geblöck mußte. Er spürte die unerträgliche Glut des Gesteins und die höllischen Dünste, die ihn fast erstickten. Er vernahm ein Knistern und Knirschen — es war wie ein Fugenkrachen und war von einem Wanken begleitet, als ob der riesige Wurm, auf dem sie krochen, sich bewegte. Er geriet darüber außer sich und stieß mit Sporn und Messer auf sein Tier ein, daß es mächtige Sätze tat. In wenigen Sekunden waren sie am Ende der ächzenden Brücke angelangt, einen Lasso weit noch vom anderen Ufer entfernt. Hier zauderte das Pferd. Der Hirt beschwor es unter Streicheln, Schmeicheln, Stoßen, Schreien. Es tänzelte, tänzelte und wippte und scheute wieder zurück. Aber wieder prasselten die Fugen. Der Hirt wollte abspringen — es galt ja nur ein paar heiße Sprünge, aber er besann sich auf sein gutes Messer. Unter wütenden Stößen erstarb Angst und Zaudern. Der Leib des Tieres sank leicht zurück, spannte sich zum Zerreißen an — die Glieder zitterten — eine Sehne sprang es endlich zu und kletterte wie toll über die letzten Blöcke, die vor ihm lagen.

Der Hirt brach in Heulen aus. Aber er sah, wie durch das Schwanken der Decke die Blöcke in Bewegung gerieten. Sein Pferd glitt aus und blieb in einer Klemme stecken. Es schlug mit den Hufen auf die Steinflächen vor sich, daß die Funken flogen. Ein Block neigte sich und zermalmte ihm einen Schenkel. Der Hirt wich dem Unklotz aus, sprang, die Fäuste mit den Lederärmeln umwickelt ab, und turnte über das Randfeld dem steilen Uferhang zu. Aber der Boden unter ihm sank, schoß nach hinten ab. — Was war das? Er vernahm hinter sich klingendes Krachen, Kreischen des Steins! Das war der Einsturz! Drei Sprünge von Spitze zu Spitze, ein letzter unendlicher Ruck — und er schwang sich an die steile Uferwand, erfaßte den Wurzelstock eines halbverkohlten Baumes und verklammerte sich darein.

Unter brüllartigem Lärm brach die Stromdecke ein. Schmutzbraune, stinkende Wolken quollen aus der Tiefe und breiteten sich rasch aus. Atemlos hing der Vakkero in Baum und Rauch. Gleichzeitig mit dem Einsturz war eine dunkle Masse auf ihn niedergesaust. Halb lastete, halb hing sie an ihm mit Krallen, die in sein Fleisch schlugen. Sie bewegte sich, machte Anstrengungen, in die Höhe zu kommen. Der Hirt erkannte den Silberlöwen. Etwas wie Lachen, etwas wie Gefährtenfreude kam ihn bei diesem Erkennen an, aber er fühlte seine Kräfte erlahmen, er konnte nicht länger warten. Mit letzter Kraft zerrte er seinen Revolver aus dem Gürtel und jagte seine letzte Kugel diesem Gast durch den Leib. Die Last fiel ab, der Vakkero kletterte hoch. Auf einem Felszacken des Uferrands hockte er sich nieder und stierte in den Abgrund, den die langsam sich verziehenden Wolken entschleierten.

Tief und steil wie ehedem fielen die Wände der Schlucht ab. Sie waren stahlgrau gebrannt, mit grüngelben, rauchenden und sprühenden Schwefelnestern wie mit Geschwüren bedeckt. Aus der Tiefe glotzte ein Brei von rauchenden, brandfarbenen Trümmern und zerfetzten Leibern. Ein Bündel Sonne, das leuchtend durch eine Wolke stieß, glitt fahl über dieses schreckliche Gesicht und verging schnell wieder. Das glich dem verzerrten Lächeln eines großen Antlitzes, das sich zu eherner Ruhe glättet . . .

Der Hirt starrte noch immer in die Tiefe. In dem Brei hatte er endlich den Leib seines Pferdes erkannt, der noch Leben verriet. Im Nu war seine Hand nach seiner Waffe gefahren, aber die letzte Kugel war verschossen, dem gequälten Tiere war nicht mehr zu helfen. Flüche auf den

Digitized by Google

Lippen, heftig am ganzen Leibe zitternd und von Schluchzen geschüttelt, folgte er den ersterbenden Bewegungen seines Retters.

Das Berggebrüll war inzwischen zu einem ungeheuren Murmeln geworden, das wie aus ferner Tiefe kam. Ein Zeichen, daß der Krater die ihn erfüllenden hochgetriebenen Lavamassen wieder über Bord geworfen haben mußte. Frische Ströme stürzten demnach jetzt in allen Betten bergab. Der Hirt starrte nach der dichten Rauchwand, die die Schlucht des Todes nach obenhin abschloß. Aus dieser mußte der große Deckel für diesen großen Sarg kommen. Er vernahm schon das Knirschen und Knattern des Jungstroms, der unter unregelmäßigen Stößen und Sprüngen sich rasch näherte. Helle, feurige Glut brach aus. Sie ergoß sich gierig über den Grund, träge schob sich die dunkle Masse des Stromes nach. Unter dem Aufgurgeln tiefdumpfen Donners, der sich rasend zu nähern schien, rannte der Hirt davon.

*

Der Bergnarr war selig. Er hatte von Anfang des Ausbruchs an prachtvolle Aufnahmen gemacht: von Wolkenpinien, die schlank aus dem Krater riesig himmelan stiegen, am Ende herrlich wirbelnd in die Breite sproßten und Kronen voll dunkler Majestät entfalteten, während Feuerblitze und helle Scheine den Fuß umzuckten; von kochenden Flüssen, von wunderbaren Rissen und Schluchten, die der tobende Berg weit durch das Land warf, unbekümmert um zerreißende Dörfer, um stürzende Häuser, um rennendes Vieh, um fluchende oder betende Menschen; von dem Lavastrom endlich, der sich durch ein Flußbett zur Hazienda unaufhaltsam heranschob. Den Photo geschultert, die kostbaren Platten unterm Arm, war er durch das Gewimmel hastender, schreiender Menschen und Tiere, die den Hof erfüllten, ins Haus geeilt. Er stand jetzt als einziger auf der Terrasse, ein dickes Kissen auf dem Kopf, bediente seine Apparate, und machte, nach dem Berg starrend, seine Aufzeichnungen. Er hatte nur einen flüchtigen Blick für das Aufflammen der ersten Stallungen drüben, die der Glutstrom eben erreicht haben mußte, er jubelte aber auf, als ein wunderbarer Sturmstoß in der fernen Höhe den zerrissenen Kraterrand für einige Minuten frei blies. Er hörte auf keine der Stimmen, die den Lärm der hinausdrängenden, brüllenden Stalltiere durchriefen, vielleicht auch nach ihm riefen. Er heulte nur vor Entzücken, als er den Berghang wie von einem Riesenspeer getroffen aufbrechen sah, und pries das Glück, das ihn als ersten Sterblichen die Geburt eines Seitenkraters kurbeln ließ. Er sah aus den großen Bildern, die vor ihm lebendig wurden, helles Licht für eine neue Theorie der Vulkane strahlen. Er sah die Artikel, die er schreiben würde, das Buch, das daraus erschwoll. Er fühlte den Druck einer Ruhmeskrone auf seiner Stirn . . .

Aber feine, fallende Asche benahm ihm schon arg den Atem, glühheiße Steine schlugen drohend um ihn ein. Mit zitternden Händen zog er die letzte Kassette aus dem Apparat und barg sie zu den übrigen in dem Schutz einer Treppennische. Er wandte sich — wieder ein großes Gesicht! — griff zum Skizzenbuch und zeichnete noch hastig den prächtigen Riß des Wolkengebirgs, das in der Höhe prall gegen den Wind lag.

Die Hazienda war nun leer und schweigend geworden. Mensch und Tier waren vor dem einbrechenden Strom geflüchtet. Einige Schuppen brannten schon lichterloh, und der Feuerschein schlug so hellen Hof, daß der Berg verdunkelt ward. Sein dumpfes Toben erstarrte im Knistern und Prasseln der Nähe. Wie ein gespenstischer Schatten huschte die Gestalt des gelehrten Männchens auf der Terrasse hin und her. Mochte es gemerkt haben, daß man es im Trubel der Flucht vergessen hatte? Der leere Hof sah die Gestalt sich über den Mauerrand beugen und hörte Worte, mit dünner Stimme gerufen, sah sie plötzlich auffahren und verschwinden . . .

Pferdegetrappel, Worte, Rufe! An dem offenen Hoftor stießen von außen her zwei Menschen zusammen. Der eine, ein Reiter, ein gesatteltes Pferd mit sich führend, sprang ab, und eilte unter lautem Rufen ins Haus. Der andere, wirren Haars, Fetzen am Leibe, blut- und schlammbedeckt, kam schreiend in den Hof gerannt, blieb taumelnd stehen, blickte nach dem Berg, dann fäusteerhoben zum Himmel auf. Aus einem Winkel des Hofes sprang ein junges Weib, lief auf ihn zu, und fing den Zusammenbrechenden in ihren Armen auf; bettete seinen Kopf in ihrem Schoß.

Aus dem Hause tauchte der Reiter wieder auf, die leblose Gestalt des steingetroffenen Gelehrten mit sich schleppend.

„Vakkero," keuchte er, „heran, hilf mir diesen hombre vulcan auf das Pferd heben!"

Irrsinniges Lachen antwortete. — Fluchend hob der Reiter die Last auf das zweite Pferd und band sie fest. Dichte Aschenschauer senkten Nachtschleier über Hof und Tor und dämpften die Sonne des Brandes, der gierig um sich fraß.

Ein Tuch vor dem Mund, von des Vakkero Lachen und Heulen begleitet, tastete sich der Reiter zum Tor hinaus, und auf zitterndem Boden dem schon dünnen Lichtstreifen des frühgestorbenen Tages nach.

Digitized by Google

Hugo Schimmel

Von Dr. Georg Jacob Wolf

Man hört oft von der „sozialen Funktion der bildenden Kunst“ sprechen. Der Begriff geht dahin, daß es Sache der Kunst sei, nicht um ihrer selbst willen da zu sein, sondern die ganze Menschheit zu beglücken und kulturell zu fördern und durch die Schönheit als Mittlerin auf die Gesamtheit der menschlichen Gesellschaft zu wirken. Bei solcher Betrachtungsweise ist natürlich das Stoffliche der Kunst nicht nebensächlich. Dem Impressionismus war das „Was“ der Malerei ganz gleichgültig;

Spanische Tänzerin. Gemälde

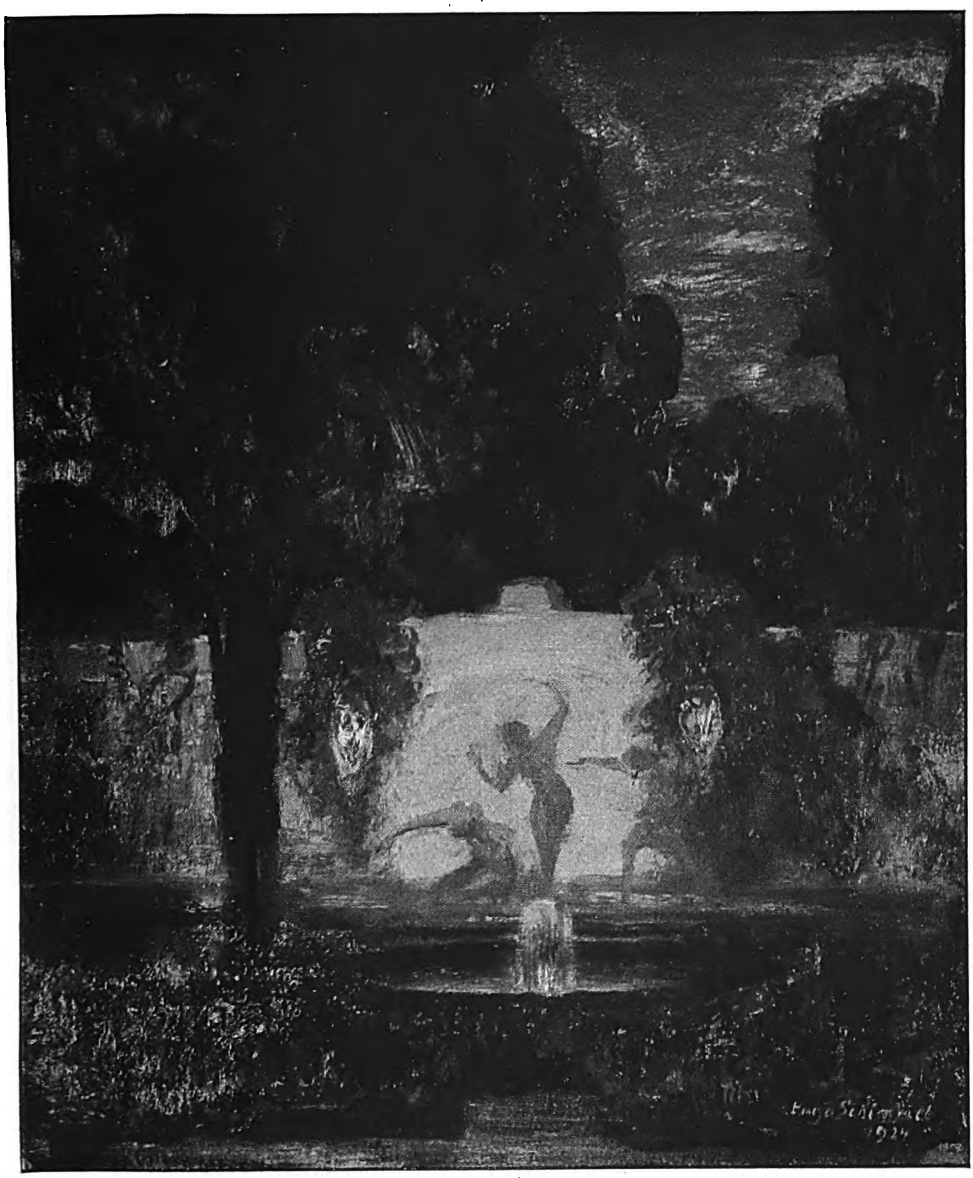
Digitized by Google

Die Brücke. Gemälde

er berief sich dabei auf ein Wort Goethes, der einmal sagte, es müsse dem Künstler gleich gelten, ob er das Antlitz der Geliebten oder seine Stiefel male; auch Stauffers, des Berner Malers und Meisterradierers, etwas saloppes Wort von dem Misthaufen, der für den echten Maler wahre Wunder an Farbenreichtum und künstlerischen Möglichkeiten berge und umfasse, wurde viel angeführt. Inzwischen wurde das Steuer herumgeworfen. Die Meinung und das künstlerische Urteil, die dem Lauf modischer Strömungen nicht minder unterliegen als die Kunst selbst, geht heute wieder dahin, den Bildinhalt nicht nur beiläufig zu bewerten, sondern als entscheidend für die Stimmung anzuerkennen. Gerade von ihm erwartet man sich neuerdings viel für die „soziale Aufgabe" der Kunst.

Vor den Gemälden, Studien und Skizzen des in München lebenden und schaffenden Malers Hugo Schimmel stellen sich die Gedanken von der sozialen Aufgabe und Wirkung der Kunst gleichsam ungerufen ein. Denn wenn einer, so gießt er in seine Bilder eine Überfülle von Stoff und Stimmung. Ohne daß er die Technik, das „Wie" der Kunst, beiläufig oder nebensächlich behandelte, geht er doch im Grunde vom Thematischen aus. Und als wollte er den Gedanken von der gesellschaftlichen Wirkung der Kunst gleichsam aufs Exempel proben, dreht er einmal das Ganze um und zeigt statt der gesellschaftlichen Wirkung der Kunst die Wirkung der Gesellschaft auf die Kunst und diese Gesellschaft selbst im Bilde. Es ist eine besondere Schicht, die er auf seine Gemälde setzt und auf die er umgekehrt mit seinen Gemälden hinzielt. Er malt nicht tendenziöse „Armeleut'-Bilder", um mit großer Gebärde mitleidwerbend aufzutreten, er streift nirgends das Genrehafte und die Historie, sondern er malt Prunk und Glanz und Licht und Schimmer großer Feste und opulenter Gelage und bevölkert diese Welt mit schönen Frauengestalten, die teils aus seinen Bildnissen aufsteigen, teils frei einer üppig waltenden, sinnenfrohen Phantasie

Digitized by Google



Tanz im Mondschein. Gemälde

entspringen. Stoff und Form, Thema und Technik stimmen bei ihm überein.

Wie Hugo Schimmel zu dieser Kunstauffassung und zu dieser Kunstform kam, wie sein Entwicklungsgang lief, kann uns eine kurze Übersicht über seinen Lebensweg und über den Gang seiner künstlerischen Studien veranschaulichen.

Hugo Schimmel stammt aus Sachsen; in Chemnitz, der gewerbereichen, industrietätigen Stadt, die nie ohne künstlerische Interessen war, ist er geboren. Sein Vater und schon sein Großvater waren hier ansässig gewesen und hatten sich als betriebsame Industrielle, als Begründer neuer Industrien und industrieller Methoden hervorgetan und sich einen angesehenen Namen gemacht. Floß von väterlicher Seite her das Element des Erfinderischen, verbunden mit zielbewußtem Pflichtgefühl, mit Energie und Festhalten am einmal gefaßten Vorsatz in Schimmels Wesen ein, so ergänzte es von Mutters Seite her eine in deren Familie überlieferte hohe Musikalität, die sich von Geschlecht zu Geschlecht ver-

Digitized by Google

erbte und treu gepflegt und gehütet wurde. Dem jungen Schimmel ward also die gute Blut- und Interessenmischung mit auf den Weg gegeben, von der Goethe in bezug auf sich selbst sagte: „Des Lebens ernstes Führen" vom Vater her, von der Mutter dagegen „die Frohnatur und Lust zum Fabulieren".

Beinahe möchte man sagen: „natürlich" sollte Schimmel in die väterliche Fabrik eintreten und wie seine Vorfahren ein Industrieller werden. Wahrscheinlich wäre auch in diesem Milieu sein künstlerisches Wesen nicht verdorrt, denn die Kunst hat man in sich oder man hat sie nicht, ob man nun ausübender Maler ist oder ein an Kunstdingen sich erfreuender Kaufherr. Dies ist im Grunde der gleiche Gedanke, der Lessings feinsinnigem Satz zugrunde liegt, Raffael wäre auch dann der größte Maler seiner Zeit geworden, „wenn er ohne Hände wäre geboren worden". Bei Schimmel gehören Kunst und künstlerisches Fühlen und Empfinden, gehört Leben in der Kunst und mit der Kunst zu den Unerläßlichkeiten des Daseins, sie sind der unverlierbare Schatz seines Herzens und wären es geblieben, auch wenn ihm nicht das Glück — im subjektiven Sinne, d. h. als hohe Beglückung und Krönung seines Lebens und Wesens zu verstehen — zuteil geworden wäre, sich als aktiver Künstler betätigen zu können. Der Vater hatte seine Einwilligung in den Künstlerberuf des Sohnes davon abhängig gemacht, daß Franz von Lenbach, damals, in der Mitte der neunziger Jahre des verflossenen Säkulums, noch Stern über allen Sternen am Kunsthimmel, die Arbeiten des begeisterten Adepten prüfe und den jungen Mann für „tauglich" befinde. Dies geschah, und nun lag vor dem unternehmungslustigen Kunstentflammten die freie, weite Bahn ins Reich der Kunst. Schon fühlt man sich veranlaßt, wieder zu sagen: „natürlich" begann er seine Laufbahn in Paris. Er besuchte ein Jahr lang die Akademie von Karl Rosa, zeichnete dort Akte und Köpfe, vertiefte sich gründlich in die Realitäten, in alle Einzelheiten der Form und lernte sie beherrschen in sicherer Gestaltung und Nachbildung. Auch schüchterne malerische Versuche wurden schon unternommen, und Jean Paul Laurens sagte vor der ersten Studie, die einen Charakterkopf darstellte, dem jungen Schimmel, er zweifle nicht an seinen hohen malerischen Anlagen und an der Fähigkeit, sie zu entwickeln und zu steigern. Auf ein Intermezzo im heimatlichen Chemnitz, wo Schimmel an den technischen Staatslehranstalten seine Allgemeinbildung erweiterte und vertiefte, folgten fünf arbeits- und ertragreiche Studienjahre in Berlin, wo er bei Friedrich Ernst Wolfrom arbeitete. Dies war eine harte Schule. Es ging da nicht spielerisch her, es wurde nicht einfach munter drauflosexperimentiert, sondern in strengster Zucht gearbeitet. Nicht weniger als vier von den fünf Jahren waren ausschließlich dem Zeichnen gewidmet, und zwar waren es fast nur Akte und Köpfe, an denen Schimmel seine junge Kunst üben mußte. Ich habe einmal die vielen dicken Studien- und Skizzenbücher aus jener Zeit durchgeblättert und war fast ergriffen von der sich darin dokumentierenden Besessenheit des jungen Künstlers, hinter das Problem der Form zu kommen, von diesem Ernst und von dieser Zähigkeit, jede Form in wechselnder Bewegung, Drehung, Beleuchtung kennen zu lernen und das Ausdrucksmittel völlig zu beherrschen. Da ist nichts genial hingehuschelt und „zusammengehauen", wie man im Atelierjargon zu sagen pflegt, sondern mit größter Sorgfalt und wahrer Andacht ist jede Form studiert und durchgebildet, sozusagen aus der Natur herausgerissen und in die Sprache der Graphik übersetzt: alles hat sich der junge Künstler so zu eigen gemacht durch seine unverdrossene Arbeit, daß man angesichts dieser in ihrem Äußeren fast nüchternen, aber in ihrer Nüchternheit desto ehrlicheren und ergreifenderen Leistung unwillkürlich Vergleiche anstellt mit dem, was heute junge Akademiker unter „zeichnerische Studien treiben" verstehen! Indessen darf man nicht glauben, daß Schimmel durch dieses Hindrängen zur Form, das in der Zeichnung liegt, in seiner malerischen Art bestimmt worden sei, daß er nun ein Künstler geworden wäre, der alles auf das Zeichnerische anlegt, einen der Phantasie entrissenen und in der Komposition fein durchgebildeten Vorwurf mit scharf konturierenden Strichen aufzeichnet und die Kontur sozusagen nur mit Farbe füllt, dann durch Lasuren, Schattenpartien usw. die Übergänge schafft und vermittelt. So ist es durchaus nicht geworden. Wolfrom hätte es gewiß nicht gewünscht, und überdies hätte er mit diesem Verfahren und Rezept sicherlich keinen Erfolg bei Schimmel gehabt. Wolfrom selbst war ein Schüler Makarts, des Schwelgers in Farben und Formen, des Meisters der gleichsam glühenden Palette, in dessen Kunstschaffen Rubens und seine saftvolle flämische Üppigkeit ihre Wiederauferstehung erlebten. Und über den Umweg des Lehrers kam etwas von Makarts üppiger Pracht, ja, auch von der Fülle der farbigen Gesichte des Rubens in die Kunst und auf die Bilder Schimmels. Heute wenigstens glaube ich es aus manchem

Digitized by Google

seiner Bacchanal- und Karnevalsbilder herauslesen zu können. Was aber daneben das straffe, in harter Schule gewonnene

Karneval. Gemälde

Akt- und Kopfzeichnen zu bedeuten hatte, ist leicht einzusehen und zu erkennen: Maler, die rein malerisch, nur aus ihrer Empfindung und Stimmung heraus ein Bild komponieren, Farbfleck neben Farbfleck setzen, nur auf die koloristische Wirkung bedacht, vernachlässigen allzu leicht die Form oder sind, selbst wenn sie dies nicht wollen, gar nicht in der Lage, eine Form richtig zu gestalten — versteht sich: aus dem Gedächtnis —, weil ihnen solche Voraussetzungen fehlen, wie sie sich Schimmel mit seinem grundlegenden Studium schuf.

Digitized by Google

Fräulein Anny Oesterreicher vom Gärtnertheater in München im Alt-Wiener Kostüm

Die Jahre bei Wolfrom waren also auf jeden Fall für Schimmels Werdegang sehr wertvoll, doch konnten sie noch keinen Abschluß für ihn bedeuten. Schimmel bezog jetzt die Dresdener Akademie, wo er in der Malklasse des Professors Bantzer, dessen freudiger Kolorismus aus vielen seiner bekannten Bilder spricht, ein Jahr lang arbeitete, um dann — es war etwa 1905 — nach Paris zu gehen und bei Henry Morisset seine Studien mit einem vollen, reichen Klang abzuschließen. Die zwei Jahre in Paris, erlebt im eindrucksfähigsten und aufnahmebereitesten Lebensalter, künstlerisch seines Zieles schon bewußt und trotzdem noch nicht „fertig", sondern noch bereit, jedes Entwicklungsmoment voll auf sich wirken zu lassen, gaben seiner Kunst auch in thematischer Hinsicht

Digitized by Google

Die Barke. Gemälde

jede wünschbare Förderung und Anregung. Man darf nicht vergessen, daß dieses Paris, das zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, nach der glänzenden Weltausstellung und nach der künstlerisch so ergiebigen Hundertjahrfeier auf der Höhe seines Glanzes stand, einen kunstbegeisterten, lebensfreudigen jungen Deutschen außerordentlich packen und entflammen mußte. Das war ein buntes, bewegtes, heißes Leben voll Freudigkeit und Rausch und Glanz, erfüllt von Festen, Sonne, Licht und Frauen, und die Meister des Impressionismus, damals fast alle noch am Werk, schon anerkannt und louvre-reif, setzten eben dieses Leben in ihre köstlichen, schimmernden Bilder. Vorbei war das Modellmalen, verpönt der Atelierschweiß und die Pose — das Leben selbst siegte wieder einmal in der Kunst, und diese große, frohe Welle nahm auch Schimmel mit und bestimmte seine Art, seine Auffassung wie seinen Ausdruck, das Thematische und Technische seiner Kunst. Ganz rasche, unpathetische Bewegungen, die Schritte einer Tänzerin, das Lichtgeflirr über einer festlichen Gruppe im Theater, die rasche Wendung einer badenden schönen Frau, der Sonnenstrahl im Park, nicht minder aber ein blitzhaft das Antlitz überhuschendes und den Blick ins Seelenleben eines Menschen aufreißendes Lächeln, die feinsten Seelenstimmungen und geistigen Reflexe — sie wurden ihm zu Bildern voll des eigenen, inneren Lebens.

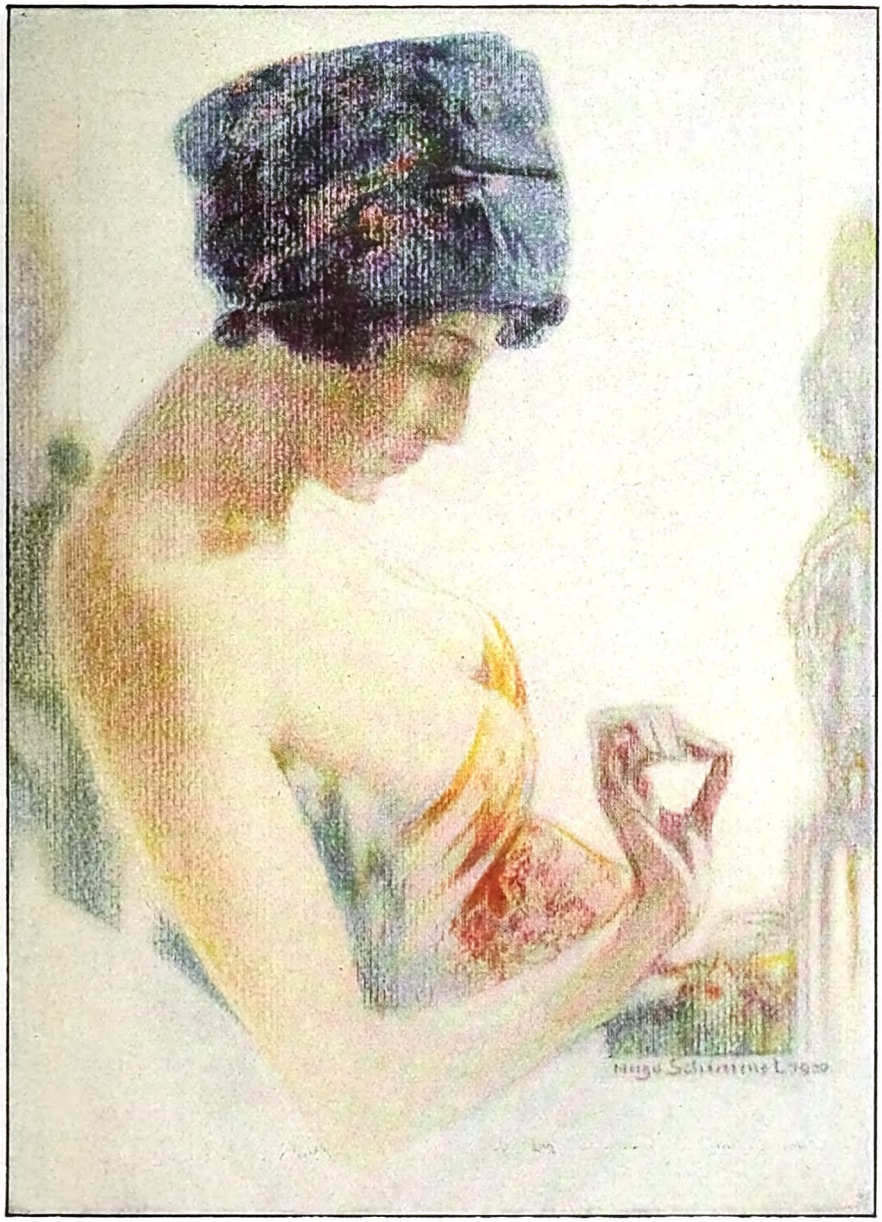
Der Abschied von Paris kam. Kam zu einer Zeit, da noch nichts das Gesicht der fröhlichen, ausgelassenen, klassischen Lutetia, des modernen Babylon, verdüsterte. Schimmel sah sich nach einer „Bleibe", nach einer ihm angemessenen deutschen Wirkungsstätte um und glaubte mit Recht, daß München die Stadt sein könnte und sein werde, wo seine aus den Tiefen der Lebensbejahung quellende Kunst die ihr zukommende, förderssame Umwelt finden werde. Er zog zunächst in die München benachbarte Villenkolonie Pasing, wo sich von jeher viele Künstler niederließen und heute noch wohnen, die die Annehmlichkeiten der großen, angeregten und anregenden Stadt, die künstlerisch so viele Berührungspunkte mit Paris hat, mit den Reizen des ländlichen Lebens, mit der Naturnähe verbinden wollen. Dies war 1908 und vier Jahre später übersiedelte Schimmel ganz nach München. Die meisten haben

Digitized by Google

Das Fest im Schloß. Gemälde

die Stadt, die damals in ihrer künstlerischen Sünden und Tugenden Maienblüte stand, die Stadt der „Jugend" und des „Simplizissimus" im weitesten Sinne, die Stadt Rezniceks und seiner Modelle, der siegreichen „Sezession", des neuen Kunsthandwerks, der schönsten kunstgewerblichen Ausstellungen, der Theaterreform und zugleich der edelsten Überlieferung, die in Gestalten wie Gabriel von Seidl, Thiersch, Adolf von Hildebrand, Paul Heyse und Isolde Kurz sich verkörperte, — die meisten haben sie noch erlebt und als etwas unerhört Köstliches, aber auch, nach unserem wirtschaftlichen Zusammenbruch und nach den politischen Umtrieben unwiederbringlich Verlornes in der Erinnerung. In dieses künstlerische Wesen von 1912 fand sich Hugo Schimmel versetzt. Er tauchte in dieser Welt unter, erkannte sie als die seine, ließ sich von ihr anregen und begeistern, trank die Stunde und den Augenblick und war wohl — wie wir alle damals — ganz und gar unfaustisch bereit, zum Augenblick zu sagen: „Verweile doch, du bist so schön!" Aber er verweilte nicht. Wie das Paris um 1905, so versank das München von 1912 mit seiner Festesfreude, mit seinem Lichterkarneval, mit seinem Leichtsinn, aus dem doch so viel Schönes und die Kunst Förderndes emporstieg, in dem trüben Grau, in dem herben Ernst des Weltkrieges. Von 1914 bis zum Anfang des Jahres 1919 stand auch Hugo Schimmel im Felde und bei seiner Truppe. Die schweren Erlebnisse haben ihn ernster gemacht und über seine lachende und leuchtende Kunst senkte es sich wie ein Flor. Er hat freilich auch draußen im Felde gezeichnet und gemalt, zunächst Dinge des Krieges und der neuen, ihn so seltsam und bedeutungsvoll ansprechenden Umgebung, geladen von Erlebniskraft und -tiefe, aber er wurde nie zum eigentlichen „Kriegsmaler", denn in ihm blieb das Schimmern, das Helle und Leuchtende, das Makartische, wenn ich so sagen darf, das freilich „draußen" keine Nahrung fand. Dafür spann er sich in Stunden der Rast und der Ruhe in Träume eines schöneren vergangenen, eines vielleicht wiederkehrenden Seins ein, schuf auf kleinstem Format feine Farbenskizzen und harrte des Tages, der ihn heimführte. Heim — dies bedeutete für ihn zunächst die sächsische Heimat, denn bis 1922 lebte er nun in Dresden, dann erst kehrte er nach München

Digitized by Google



Kokette. Gemälde

zurück, an dem sein Herz hing und hängt und das nun recht eigentlich die Heimat und Brutstätte seiner Kunst, seines Schaffens und Wirkens geworden ist.

In seinem schönen und reichen Atelier an der Kaulbachstraße habe ich Hugo Schimmel an einem Frühsommer-Nachmittag kennengelernt, als dort ein vortreffliches Künstlerpaar das rhapsodische Werk eines geschätzten Münchner Autors zum Vortrag brachte. Viele „prominente" Persönlichkeiten der bildenden Kunst, der Literatur und Bühne erfüllten festlich den festlichen Raum mit seinen erlesenen Möbeln und Stoffen und Lüstern: es war eine Umwelt, wie sie uns auf manchen der eleganten, mondänen und graziösen Bilder Schimmels selbst entgegentritt. Alte Meisterbilder grüßten von den Wänden, ein schönes Selbstporträt Lenbachs gemahnte an Schimmels

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde

Frühzeit, als dieser Meister ihn als einen „aussichtsreichen" Kunstjünger befand.

Ich weiß nicht, ob sich die Eindrücke dieser Stunde bei Schimmel zu einem Gemälde verdichteten: sie hätten es wohl vermocht, und als ich ein Jahr später in der Galerie Paulus in München in einer sehr fein ausgewählten, schmuckstückhaft erlesenen Kollektivausstellung eine stattliche Anzahl von Gemälden Schimmels vereinigt fand, begriff ich das Fluidum jener Nachmittagsstunde in der Kaulbachstraße.

Hier war ein Künstler, dessen Schaffen wirklich eine ‚soziale Aufgabe' erfüllte, und deshalb war auch seine Persönlichkeit, sein Wesen, sein Leben, seine Umwelt, in die man damals hineingeschaut hatte, so ungewöhnlich gesellschaftlich gewesen. Hier klaffte einmal zwischen Persönlichkeit und Werk kein Abgrund. Hier gab es keinen Zwiespalt. Sondern ein warmer, voller, harmonischer Ton schwingt von einem zum andern. Wer diese frohen, glanzüberstrahlten Feste malen kann, muß selbst ein festlicher Mensch sein. Der Bal paré, das Festdiner, die nächtliche Fahrt einer vornehmen Gesellschaft in der Barke (mag sich manches auch in barocker Verkleidung geben, mag es wie Mummenschanz anmuten), das Bad schöner Frauen, eine Fontäne von Licht und Glut, die Silhouetten nackter Tänzerinnen im Mondschein oder bei einem Lampionfest im Park — das alles sind Dokumente eines Künstlers und Menschen, der ordentlich mit Lebensfreude und Daseinslust geladen ist. Etwas von der großen Bejahung alles Festlichen, die die Renaissance kennzeichnet, ist in dieser Kunst, auch an das Rokoko mag man denken, das überquoll von Amüsements und Sinnenlust, nur daß sein freudiger Überschwang unverständiger, mehr dem Verfall geweiht war, als die Lebenslust auf den Bildern Schimmels schaubar wird.

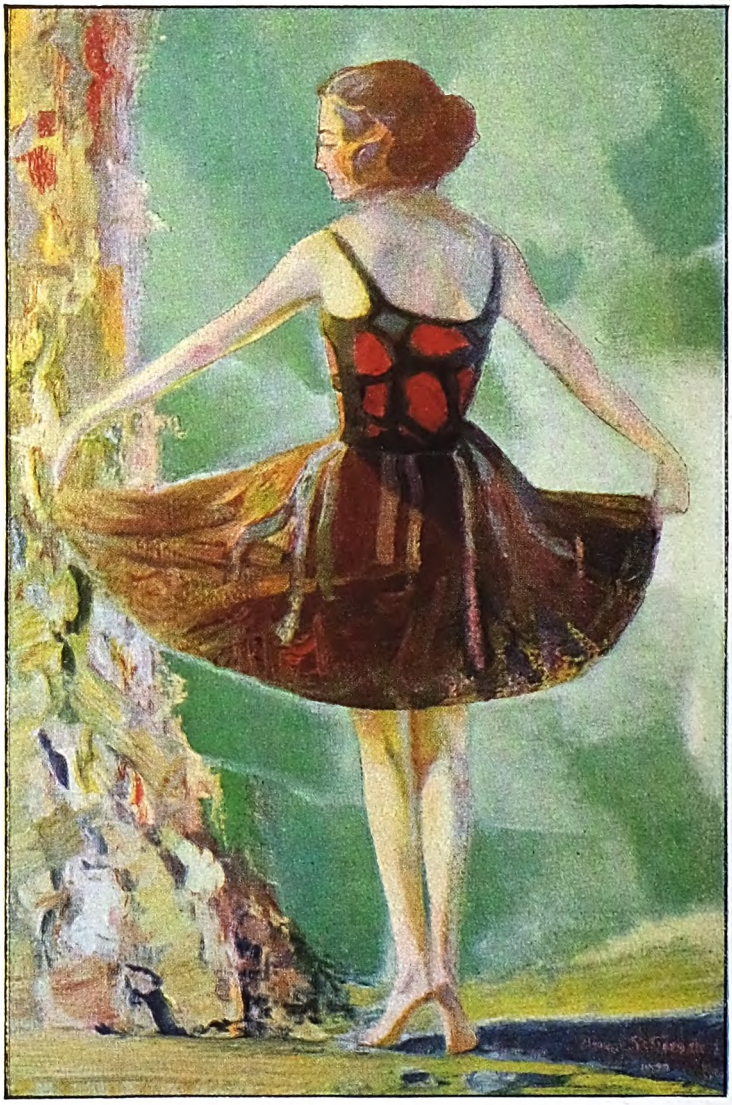
Für sich stehen einige Frauenbildnisse. „Natürlich" — das Wort muß im Rahmen einer Würdigung Schimmels so häufig

Digitized by Google

Die Festtafel. Gemälde

Digitized by Google

wiederkehren, daß einem die Zwangsläufigkeit von Schimmels Werden und Schaffen ohne weiteres eingeht — sind es schöne, nicht alltägliche Frauen, die er porträtiert oder, wenn ich so sagen darf, in Farben auf der Leinwand huldigend andichtet. Die schöne, hellblonde Bühnenkünstlerin im Alt-Wiener-Kleid, das feine, zarte Lächeln im süßen Gesichtchen, die rassige spanische Tänzerin, die glutvolle Editha d'Omella, die Kokette, die Insulanerin und wie die Bildnisse und Charakterstudien sonst noch getauft sein mögen, zeigen klar den Weg der Kunst Hugo Schimmels: sie gehen in gleicher Richtung mit den Kompositionen figürlichen Inhalts wie auch mit dem Aufblitzen der Natur und Landschaft, soweit diese, meist als Hintergrund, als stimmungförderndes Moment, in das Schaffen des Künstlers einbezogen sind: hier ist ein aus Lebensanschauung und Überzeugung quellender Optimismus am Werk, die Schönheit streckt ihr rosenumwundenes Zepter aus und triumphiert über den grauen Alltag, und wer diesem farbenstrahlenden und freudetrunkenen Werk und seinem Schöpfer folgt, der ist für Stunden Gast im Reiche der Schönheit, wo man anbetend vor der cytherischen Göttin kniet, wo die Sonne leuchtet und man nichts weiß von den Sorgen der bürgerlichen Welt.



Editha d'Omella. Gemälde

Digitized by Google

Auslandsanleihen

Von Dr. Georg Tischert

Vor dem Kriege war Deutschland ein Gläubigerland. Durch Fleiß und Tüchtigkeit wuchsen in jedem Jahre Milliarden zu; acht Milliarden sollen jährlich zu neuen Kapitalanlagen übrig gewesen sein. Ein Teil dieses Segens kam auch dem kapitalschwachen Auslande zugute. Man hat den deutschen Besitz an ausländischen Effekten auf Milliarden geschätzt.

Es hat nicht an Anfeindungen der Auslandspapiere gefehlt. In einem Falle, der seinerzeit viel Staub aufgewirbelt hat, wurde sogar die Zulassung einer großen amerikanischen Eisenbahn-Aktie durch Eingreifen der Regierung verhindert. Aber eines Tages standen die Leute, welche für Auslandswerte waren, groß da. Das war in dem Weltkriege. Nun konnte Deutschland mit dem Verkaufe von Auslandswerten nicht nur seine Valuta halten, sondern auch Einkäufe auf ausländischen Märkten bestreiten. Dieser Aderlaß ging freilich seitdem jahrelang weiter. Besonders nach dem Waffenstillstande mußten die ausländischen Wertpapiere zu Haufen verkauft werden, denn das Volk wollte leben. Je schlechter die deutsche Valuta wurde, um so mehr Wert gewannen als Zahlungsmittel die ausländischen Effekten.

Heute ist der Besitz Deutschlands an ausländischen Werten ohne Belang. Ein Teil hat seinen Wert wegen des Valutaverfalls verloren. Man denke an die österreichisch-ungarischen und die russischen Werte. Die Bolschewisten haben die Verpflichtungen gegenüber dem ausländischen Kapital glatt abgeschüttelt, auch gegenüber den französischen Gläubigern. Die Verhandlungen wegen Anerkennung der Vorkriegsanleihen durch das heutige Rußland schweben schon lange, aber diese Pille wollen die Bolschewisten doch nicht schlucken, obwohl sie sich in manchen Einzelheiten gemausert haben. Immerhin stehen die russischen Anleihen, welche im freien Verkehr der Berliner Börse gehandelt werden, höher als die alten deutschen Anleihen. Heute werden an der Berliner Börse, außer den Russen, noch Türken, Mexikaner, Ungarn und Österreicher gehandelt, aber der alte Glanz ist dahin.

Deutschland ist nämlich ein Schuldnerland geworden; es muß jetzt vom Auslande borgen.

Manche Leute meinen, es wäre nicht nötig gewesen, daß Deutschland im Auslande Schulden aufnimmt. Deutschland hätte nicht so zu verarmen brauchen, wie es geschehen ist. Hätte man die Valuta milder saniert, die Vorkriegsschulden voll anerkannt, auch die Kriegsanleihen nicht gänzlich fallen lassen, dann würde man auch im Inlande neues Geld bekommen haben, man hätte nicht nötig gehabt, Auslandsgeld hereinzuholen. Inflation und Aufwertung, zusammen mit anderen Faktoren des Unglücks, haben die Kapitalbildung in Deutschland auf Jahrzehnte hinaus untergraben.

Die Gegenwart zeigt uns in Deutschland das Bild einer Verarmung, über deren Ausdehnung auch jetzt noch nicht alle Kreise des Volkes unterrichtet sind. Die volkswirtschaftlichen Schriftgelehrten haben festgestellt, daß in den Jahren 1914 bis 1924 das deutsche Volksvermögen von 150 Milliarden auf 125 Milliarden, das Betriebskapital von 125 Milliarden auf 33 Milliarden, das jährliche Volkseinkommen von 40 Milliarden auf 20 Milliarden gesunken sei. Die Bildung neuen Kapitals geht sehr langsam vonstatten. Die Steuer nimmt viel zu große Beträge des Einkommens weg, bis zum 8½ fachen Betrage des Vorkriegsstandes. Außerdem wird die Kapitalbildung in Deutschland durch den Milliardentribut, welcher an die vielgliedrige Entente geleistet wird, gehemmt. Bei den privaten Kreditbanken in Deutschland betrug in der ersten Hälfte des Jahres 1925 die monatliche Zunahme der Kreditoren nur 150 Millionen. Bei den preußischen Sparkassen war der Einlagenbestand Ende Juli 1925 erst auf 845 Millionen gestiegen, während diese Einlagen im Jahre 1913 gut 13 Milliarden betrugen.

Die Welt kann nun aber nicht stillstehen. Der Kredit ist heutzutage die Seele und die Voraussetzung des Geschäftes. Im Inlande hat sich das Abzahlungswesen in wahrhaft verheerender Weise breitgemacht; selbst in ersten Geschäften kann man alles auf Abzahlung kaufen. Auf dem Weltmarkte aber entscheidet die Länge der Zahlungsfrist über die Erteilung von Aufträgen, und in der Kreditgewährung haben große Industrieländer einen gewaltigen Vorsprung vor Deutschland. Wer Kredit geben will, muß solchen in Anspruch nehmen. Aus allen diesen Gründen hat man in Deutschland auf Auslandskredite zurückgegriffen. Der Auslandskredit, die Auslandsanleihe hat seit Herbst 1924 bereits eine so große Bedeutung erlangt, daß man darüber ein gar umfangreiches Buch schreiben könnte. An dieser Stelle seien in gebotener Kürze einige entscheidende Punkte des Themas erörtert.

Wer hat bisher in Deutschland Anleihen beim Auslande aufgenommen?

In erster Linie das Reich selbst. Es ist das die berühmte Dawes-Anleihe. Freilich hat das Reich dabei nur das Vergnügen, Zinsen und Amortisation aufzubringen. Das Kapital selbst ist als Reparation der Entente zugeflossen. Deutschland hat also in diesem Falle Kriegskontribution mit Auslandskredit gezahlt.

Digitized by Google

Die einzelnen Länder des neuen Deutschen Reiches haben sich in der Aufnahme von Auslandsanleihen eine gewisse Zurückhaltung auferlegt. Um so eifriger sind die deutschen Städte auf den ausländischen Geldmarkt gestürzt. Die großen Städte haben einzeln ihre Anleihe oder auch ihre Anleihen aufgenommen. In einzelnen Ländern haben sich die mittleren und kleineren Städte zu einer Kollektivanleihe zusammengetan, so in Baden und Württemberg. Scharenweise sind auch die großen elektrischen Zentralen, welche meist als Aktiengesellschaften betrieben werden, aber unter kommunalem Einflusse stehen, zur Aufnahme von Auslandsanleihen geschritten. In dem privaten Geschäftsleben erscheinen erste deutsche Namen auf dem ausländischen Geldmarkte, so die Kali-Industrie, die Firmen Krupp und Thyssen, die Gutehoffnungs-Hütte, Hamburg-Amerika-Linie und Norddeutscher Lloyd, auch Firmen zweiten Ranges. Die Landwirtschaft war durch die Rentenbank-Kreditanstalt vertreten.

Es wäre freilich falsch, anzunehmen, daß nur Deutschland im Auslande Kredit suche. Sehr fleißig sind in dieser Beziehung auch österreichische Städte und Provinzen. Auch die päpstliche Verwaltung hat in Neuyork eine Anleihe aufgenommen und dabei ganz besondere Vorzugsbedingungen erhalten. Italien hat die gute Laune Amerikas, welche sich bei der Regelung der italienischen Kriegsschulden zeigte, benutzt, um sogleich 100 Millionen Dollars zu leihen. Japan borgt in London, eine große englische Schiffahrtsgesellschaft, zum Ärger der englischen Bankwelt, in Amerika. Dänemark und Belgien bleiben nicht zurück. Das arme Deutschland hat gar neuerdings den Russen etwas Kredit gegeben. So fließt das Kapital international herüber und hinüber. Eine wichtige Rolle haben Auslandsanleihen bei der Regelung der verfahrenen europäischen Währungen bzw. auch schon bei Stützung der Valuta gespielt, auch zum Ausgleiche einer passiven Handelsbilanz. Die weitaus größte internationale Anleihetransaktion betrifft die Milliardenanleihe, welche von der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft im Rahmen des Dawes-Planes auf den Weltmarkt gebracht werden wird, auch hier Zahlung von Kriegskontribution mit Anleihen.

Uns interessieren hier allerdings in erster Linie die deutschen Auslandsanleihen. Eine vollständige Statistik gibt es darin noch nicht. Auf diesem Gebiete ist freilich auch alles noch im Fluß, denn jede Woche hat bisher neue Auslandsanleihen gebracht. Man wird nicht danebenhauen, wenn man den Gesamtbetrag der Kredite, welche Deutschland im Auslande aufgenommen hat, auf einige Milliarden berechnet. In manchen Fällen haben die Herrschaften happig zugegriffen. Früher, in der guten alten Zeit, wären sie bei der Aufnahme einheimischer Schulden vorsichtiger zu Werke gegangen.

Wo sind denn nun aber diese Milliarden aufgenommen worden? Welche Länder haben uns so viel Vertrauen entgegengebracht?

An erster Stelle sind hier die Vereinigten Staaten von Amerika zu nennen. Die Amerikaner haben's dazu. Sie sind die eigentlichen Sieger im Weltkriege. Amerika hat die Herrschaft über wichtige Rohprodukte, Amerika ist zur Zeit der Finanzherrscher der Welt. Bekannt ist, daß die Vereinigten Staaten den größten Teil des Goldes kontrollieren. Eine Angabe besagte, daß Amerika 4400 Millionen Dollars Gold habe. Manchmal kamen wahrhaft märchenhafte Mitteilungen „von drüben". So erklärte der Leiter einer großen Bank, die Vereinigten Staaten wüßten nicht mehr, wohin mit dem Golde! Eine andere Meldung besagte, die amerikanische Finanzlage sei so günstig, daß enorme Steuerermäßigungen geplant seien; für verheiratete Leute solle das Einkommen bis 3500 Dollars freibleiben; die Erbschaftssteuer solle aufgehoben werden; die Tilgung der Staatsschuld geht in riesigem Tempo voran. Trotzdem krakeelen auch in Amerika manche Leute darüber, daß man dem Auslande Geld leihe. In Wirklichkeit hat sogar in der stürmischen Periode der ersten neun Monate des Jahres 1925 der Anteil des Auslandes, wo allerdings Deutschland an der Spitze marschiert, nur 16 Proz. der gesamten Emissionen Amerikas ausgemacht. Für die „Kindlein" ist also noch genug geblieben. Im übrigen muß Amerika von seinem Überflusse an das Ausland abgeben, denn es ist an der vollen Wiedergesundung Europas im hohen Grade interessiert.

In zweiter Linie kommen als Geldgeber England, die Schweiz, Holland und in manchen Fällen, so bei der Rentenbank-Anleihe, auch Schweden in Frage. Bei manchen Anleihen haben verschiedene ausländische Märkte zusammengewirkt. Dabei ist auf jedes beteiligte Land eine Tranche der Anleihe gekommen. Auf deutsch würde man sagen ein Teil, der Berliner würde von „Schnitte" sprechen, aber Tranche klingt vornehmer. Der Londoner Geldmarkt hat in erster Linie den Bedarf der Kolonien zu befriedigen, aber er ist im Spätherbst 1925 auch für andere ausländische Geldbedürfnisse wieder geöffnet worden. Der englische Geldmarkt ist sofort eingesprungen, als Amerika die große Kali-Anleihe ablehnte.

Zu welchem Zwecke werden die Auslandsanleihen aufgenommen? Das ist sehr verschieden. Ein namhafter Teil der Auslandsanleihen war zum Ausbau der Elektrizitäts-Werke bestimmt. Der Erlös der Anleihen wird aber auch für andere kommunale und für staatliche Werke verwendet. In der Industrie dienen die Auslandsanleihen auch zur Ablösung bzw. zur Konsolidierung kurzfristiger Kredite, welche von deutschen Banken gegeben worden sind. Der Haus- und Grundbesitz ist bisher zu kurz gekommen; hier

Digitized by Google

stehen juristisch-finanzielle Schwierigkeiten im Wege.

Es gibt verschiedene Arten von Auslandskrediten: kurzfällige und langfristige. In den kurzfristigen Krediten liegt eine gewisse Gefahr. Sie können rasch und auch zu unbequemen Terminen gekündigt werden. Neuerdings hat die langfristige Anleihe die Oberhand gewonnen.

Die Laufzeit ist eine der wichtigsten Bedingungen der Auslandsanleihe. Zahlreiche Auslandsanleihen laufen 15 bis 25 Jahre. In 15 Jahren aber schon kann sich viel ändern. Auf so lange Zeit kann sich keine Verwaltung binden, denn in den internationalen Geldmärkten liegt schon die Tendenz zur Ausgleichung der Zinssätze, wozu eben auch die Auslandsanleihen beitragen. In den meisten Anleiheverträgen ist denn auch eine Kündigung des Schuldners nach fünf Jahren vorgesehen. Da ist aber in manchen Fällen ein Prämienaufschlag vereinbart, der von dem Schuldner zu zahlen ist. Die Gläubiger sind also sehr scharf. Der Zinssatz für die Auslandsanleihen ist verschieden. Gewöhnlich stellt er sich auf 7 Proz. Dabei bleibt der Ausgabekurs allerdings unter pari, etwa bei 94 bis 95 Proz., aber vereinzelt auch noch merklich darunter, bis 89 Proz. Das hängt von der Qualität des Geldnehmers ab. Es sind auch Anleihen zu 6½ Proz. vorgekommen, aber da sank der Ausgabekurs meist noch weiter, bis 87 Proz. Ein Unternehmen von dem Range der A. E. G. konnte allerdings eine 6½ prozentige Dollar-Anleihe zu 94½ Proz. herausbringen. Selbst in einzelnen großen Fällen stellte sich der Erlös der Anleihe nur auf 88 Proz. Das Auslandsgeld ist also, wenn auch schon billiger geworden, so doch noch teuer; aber es ist doch billiger, als das Inlandsgeld, welch letzteres außerdem den Nachteil hat, daß es nicht zu bekommen ist. Für die ausländischen Geldgeber bedeutet der Abschluß solcher Anleihen ein gutes Geschäft, denn die Zinsunterschiede von Land zu Land sind, obwohl auf die Länge der Zeit im Sinken, noch sehr groß. Ende November 1925 hatte man in Berlin für Geld mit täglicher Kündigung einen Satz von 7½ bis 9½, in Neuyork von 4½ Proz.; in Neuyork aber hatte man 4 Proz. schon eine hohe Rate genannt. Zur selben Zeit war der Privatdiskont, also der Satz für erste Wechsel, in Berlin 6¾ Proz., in Amsterdam 3½ Proz., in der Schweiz 2¼ Proz. Zur selben Zeit betrug der offizielle Banksatz in Deutschland 9 Proz., in Neuyork 3½ Proz., in der Schweiz 3½ Proz., in Holland 3½ Proz. Eine volle Ausgleichung der internationalen Zinssätze hat es auch vor dem Kriege nicht gegeben, aber die heutigen Zinssätze sind auf die Dauer nicht haltbar. Mit aus solchen Unterschieden sind eben die ausländischen Anleihen entstanden. Der Reichsbanksatz von 9 Proz. war ein Magnet für Auslandsanleihen, aber auch zugleich eine Stütze für die hohen Zinssätze.

Die ausländischen Geldgeber sind also auch sehr scharf. Schon die „Schrift" besagte: „Der Borger ist des Lehners Knecht". Die ausländischen Geldgeber sind aber auch sehr vorsichtig. Man braucht nur einen Prospekt durchzulesen, mit welchem eine Auslandsanleihe vor das dortige Publikum gebracht wird. In einem solchen Prospekt müssen die Geldnehmer in die innersten Falten ihres Herzens blicken lassen. Ein Bankdirektor, welcher viel mit Auslandsanleihen zu tun hatte, hat einmal interessante Einzelheiten über einen amerikanischen Anleihevertrag mitgeteilt. Man staunt, was darin alles von dem Geldnehmer verlangt wird. Es werden ihm Vorschriften gemacht, damit der innere Wert seines Betriebes erhalten bleibt. Der Betrieb muß eine die Ansprüche des Gläubigers voll deckende Liquidität aufweisen. Der Anleihevertrag sieht dazu Revisionen der Betriebe vor; er fordert regelmäßige Berichterstattung. Ein deutscher Bankier hätte nicht den Mut, solche Forderungen zu stellen, wenn er einem Werke eine Anleihe gewährt, aber vae victis! Die Kommunen können solche Forderungen leichter erfüllen als die industriellen Werke; denn hinter den letzteren steht die Steuerbehörde, welche übrigens auch bei den Auslandsanleihen ihren Tribut erhebt.

Schon aus diesen Darlegungen ergibt sich, daß es eine schwierige Sache ist, eine Auslandsanleihe abzuschließen und in die richtige Form zu bringen. Mit Recht verlangt die deutsche Bankwelt also, daß die Vermittlung von Auslandsanleihen nur durch den Bankier erfolgen solle. Nur dann sei eine sachgemäße Behandlung des Geschäfts gesichert. Nicht nur viele Köche, sondern auch viele Vermittler verderben den Brei.

Ein Auslandskredit ist eine vielseitige und empfindliche Transaktion. Mit dem Unterschiede zwischen kurzfristigen und langfristigen Anleihen ist erst eine Seite des Problems gewürdigt. Es gibt, je nach dem Zwecke, verschiedene Arten des Auslandskredits. Zu erwähnen wäre hier zunächst der reine Rembourskredit, welcher die Ein- und Ausfuhr von Rohstoffen bzw. von Waren finanzieren hilft. Ferner sind zu nennen Betriebskredite, der Akzeptkredit, der Rediskontkredit u. a.

Wie kommen diese Kredite und Auslandsanleihen denn nun aber ins Land? Dollars, Gulden und Franken sind keine Zahlungsmittel in Deutschland. Nun, die Firma Müller oder die Stadt Dippoldiswalde können sich den Betrag der Auslandsanleihe drüben gutschreiben lassen, dann auf die Bank ziehen und dadurch über den Anleihebetrag verfügen. Die großen Elektrizitäts-Firmen werden ausländische Kredite zur Bezahlung von Kupfer oder Gummi verwenden. Andere Leute, welche Auslandsanleihen aufgenommen haben, gehen zur Reichsbank und übertragen ihr dieses Auslandsguthaben, wofür sie ein Guthaben bei

Digitized by Google

der Reichsbank erhalten; in solchen Fällen wird die Auslandsanleihe in deutsche Banknoten umgewandelt.

Damit kommen wir zu bedeutsamen Streitpunkten in dieser ganzen Bewegung. Man darf nämlich nicht glauben, daß die Auslandsanleihen so glatt gehen. Die Auslandsanleihe hat viele Gegner in Deutschland. Manche Einwendung ist berechtigt. Namentlich die Auslandsanleihen der Kommunen haben ein lebhaftes Für und Wider hervorgerufen; erstens wegen der Schuldenmacherei überhaupt; denn man verlangt von den Gemeindeverwaltungen, daß sie sich nach der Decke strecken. Weiter verweist man auf die Rückzahlung. Diese Einwendung gilt aber allgemein. Nach den Grundsätzen einer gesunden Finanzwirtschaft soll man Schulden nur aufnehmen, wenn man sie zurückzahlen kann, und Auslandsanleihen soll man nur abschließen, wenn man auch über die Dollars, Gulden oder Franken verfügt. Namentlich die Reichsbank hat in diesen Fragen sehr bestimmte Forderungen aufgestellt. Sie will nur produktive Auslandsanleihen; sie wendet sich insbesondere gegen die Schuldenmacherei der Länder und Kommunen. Auf Veranlassung der Reichsbank ist denn auch eine Kommission eingesetzt worden, welche jede kommunale Anleihe zu prüfen hat. Das Eingreifen der Reichsbank erklärt sich daraus, daß sie über die Währung zu wachen hat; die Rückzahlung der Auslandsanleihe aber ist eine Valuta-Angelegenheit. Überhaupt sind auch Finanzkreise, welche doch an der Vermittlung interessiert sind, der Ansicht, daß Auslandsanleihen ein notwendiges Übel sind; es wäre besser, wenn wir sie nicht brauchten. Mit Schuldenmachen kann man ein Land auf die Dauer nicht hochbringen. Der wahre wirtschaftliche Fortschritt kann nur aus der eigenen Kapitalbildung kommen.

Haben denn nun aber die Auslandsanleihen, welche wir bisher aufgenommen haben, genützt? Haben Auslandsanleihen überhaupt einen Nutzen? Ein sehr gescheiter Mann, der auch im praktischen Geschäftsleben eine allererste Stellung hatte, spricht den Auslandskrediten jeden Nutzen ab. Er hob hervor, daß, trotz all den Auslandsanleihen, die wirtschaftliche Lage in Deutschland immer schlechter geworden sei. Mit den Auslandskrediten würden die Löcher zugestopft, welche durch Steuern und die ganze Unrentabilität der Betriebe in das Wirtschaftsleben gerissen würden. Es werde vielleicht so kommen, daß an Auslandskrediten hereinkomme, was durch Reparation hinausgehe. In dieser Allgemeinheit ist das scharfe Urteil dieses großen industriellen Fachmannes zu scharf. Sicher ist, daß durch die Auslandsanleihen, welche dem Ausbau der Elektrizitäts-Werke dienen, Arbeitsgelegenheit geschaffen wird. Von den Elektrizitäts-Gesellschaften greift die Beschäftigung auf viele andere Erwerbszweige über. Sehr richtig bemerkt aber ein theoretisch geschulter Bankier, daß man in früheren Zeiten in dem Augenblicke, wo die Geldsätze zu hoch gingen, aufgehört habe, zu bauen. Jetzt aber baue man kaltblütig bei 14 Proz. Zinsen weiter. Können die teuren Auslandsanleihen aus dem Betriebe verzinst und getilgt werden? Das sei die Hauptfrage. Je nun, die elektrischen Zentralen haben ein Monopol und können die Tarife erhöhen, wenn der Gewinn nicht ausreicht. Hohe Stromtarife allerdings erschweren die Konkurrenz der deutschen Industrie auf dem Weltmarkte.

Noch manche andere Frage wird angesichts der Häufung von Auslandsanleihen aufgeworfen. Mit Besorgnis fragen auch Bankleute, ob es möglich sein werde, alle diese Auslandsanleihen in der Valuta des Landes, in welcher sie aufgenommen worden sind, zurückzuzahlen. Eine andere wichtige Frage betrifft die inflationistische Wirkung der Auslandsanleihen. Die Ansichten gehen darüber, auch in Bankkreisen, sehr auseinander. Manche Leute behaupten, daß Auslandsanleihen unter allen Umständen eine Inflation bedeuten; die Auslandsanleihen seien an der herrschenden Teuerung schuld. Nun haben wir zwar gesehen, daß seit Ende Januar bis 7. Oktober 1925 der Notenumlauf von 1,9 Milliarden auf 2,61 Milliarden gestiegen ist, aber in derselben Zeit ist bei der Reichsbank der Goldbestand von 834 Millionen auf 1174 Millionen und der Bestand an deckungsfähigen Devisen von 278 Millionen auf 321 Millionen gegangen. Ende November 1925 war ein Notenumlauf von 2771 Millionen neben einem Bestande an Gold und deckungsfähigen Devisen von 1610 Millionen. Die Notendeckung war also günstig, und von Inflation kann insofern nicht die Rede sein, obwohl die Vermehrung des Notenumlaufes teilweise von den Auslandsanleihen, nämlich von der Umwandlung der Auslandsanleihen in deutsche Noten, stammt. Eine gewisse preisinflationistische Tendenz ist den Auslandsanleihen aber nicht abzusprechen; denn sie bringen eine Kredit- und Geldvermehrung. Aber jede Erweiterung des Kredits wirkt preissteigernd. Das hat man schon vor dem Kriege gesehen.

Ein Gutes haben die Auslandsanleihen bisher gehabt: sie haben zur Ausgleichung der passiven Handelsbilanz, wo die Einfuhr um einige Milliarden über die Ausfuhr hinausging, beigetragen. Mit den Auslandsanleihen hat Deutschland den Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr beglichen. Auf die Dauer geht das natürlich nicht. Deutschland muß seinen Export steigern. Aber auch dazu verhelfen die Auslandsanleihen.

Digitized by Google

Meisterwerke aus den Anfängen der Porzellankunst

Von Prof. Dr. Ludwig Schnorr v. Carolsfeld

Die Verluste, die Deutschland im Verlauf der letzten Jahrzehnte an privatem Kunstbesitz erlitten hat, sind außerordentlich groß. Sie könnten verschmerzt werden, wenn die neubegründeten Sammlungen einen Ersatz dafür böten. Aber diese halten weder nach Umfang noch innerem Wert einen Vergleich mit den älteren Sammlungen aus. Man braucht dabei gar nicht an die „neuen Reichen" zu denken, die während des Weltkrieges, in höherem Maße aber während der Inflationszeit wahl- und ziellos Kunstwerke als „Sachwerte" aufkauften. Es scheint vielmehr, als ob der Typus des echten Kunstsammlers mit der älteren Generation allmählich ausstirbt. Der Sammler von heute läßt sich viel zu sehr von spekulativen Gesichtspunkten leiten. Ängstlich hört er auf die den Kunstmarkt beherrschende, ständig wechselnde Parole: gestern Primitive, heute China, morgen französische Frauenbildnisse und kostbare Möbel des 18. Jahrhunderts. Er bedenkt nicht, daß das, was heute noch heiß begehrt ist, morgen schon wieder an Wertschätzung verlieren kann. Der ständige Kurswechsel aber trägt eine Unruhe in das Sammelwesen, die jeden zielbewußten und organischen Aufbau einer Sammlung unmöglich macht.

Zu den Sammlern der älteren Generation,

Krinolinfigur von Kändler, Meißen. Um 1736—1740

Digitized by Google

denen die Spekulation recht fern lag, gehört Prof. Dr. Ludwig Darmstaedter, der vor einiger Zeit in einer Aufsehen erregenden Auktion einen Teil seiner immer noch erstaunlichen Sammlung veräußert hat. Fast jede bedeutende Manufaktur des In- und Auslandes war bei der Versteigerung mit so charakteristischen Proben vertreten, daß man einen besseren Begriff vom Verlauf ihrer Entwicklung, von ihren gegenseitigen Beziehungen gewinnen konnte, als in den meisten großen Museen. Das deutsche Porzellan nahm seiner Bedeutung entsprechend den breitesten Raum ein. Es umfaßte mehr als drei Viertel der Sammlung. Ein knappes Viertel, etwa 140 Stück, entfiel auf die ausländischen Manufakturen, eine stattliche Zahl im Vergleich zu dem, was die deutschen Museen bieten.

So universell die Sammlung Darmstaedter gewesen ist, sie wies doch einige Spezialitäten auf, die ihr Besitzer mit besonderer Liebe gepflegt hat: die farbenprächtigen Fondporzellane von Sèvres und die außerhalb der deutschen Manufakturen von sogenannten Hausmalern dekorierten Porzellangeschirre.

Bei der Auswahl der Figuren hat Professor Darmstaedter stets großen Wert auf die Qualität der Bemalung gelegt. Abgesehen von den Biskuitporzellanen von Sèvres und Capo di Monte enthielt seine Sammlung fast keine unbemalten Figuren. Die farbigen Abbildungen nach Originalen der Sammlung Darmstaedter sollen zeigen, wie mannigfaltig und harmonisch die Künstler des 18. Jahrhunderts die Staffierung gestalteten. Die spiegelblanke Glasur in Verbindung mit dem Schmelzfarbendekor führte zwangläufig zu einer Stilisierung der Polychromie. Diesen Zwang zur Stilisierung empfanden die Meißener Künstler am stärksten. Sie haben sich nie zu einer bequemen naturalistischen Bemalung verstehen können. Ein treffliches Beispiel für das sichere Stilgefühl der Meißener Modelleure, die offenbar in engem Einvernehmen mit den Figurenstaffierern arbeiteten, ist die Figur einer Dame im Reifrock. Das äußere Motiv zu dieser Figur und zu

Komödienfigur von Kändler, Meißen. Um 1740

Digitized by Google

ihrem Gegenstück, einem kußhandwerfenden Kavalier im Schlafrock, hat Kändler einem Stich von Filoel nach Pater entlehnt, die Bedeutung ist freilich eine ganz andere geworden. Wir kennen kein zweites Exemplar der um 1736 entstandenen Krinolinfigur mit so stark dekorativer Bemalung, die alle Künste der Höroldtschen Palette entfaltet. Das mehrfarbige Blumenmuster im tiefschwarzen Grund des Mantels und des Rocksaumes erinnert an die kostbare Gefäßgattung aus der Werkstatt des Adriaen Pynacker und des Louwys Fictoor in Delft sowie an die seltenen schwarzgrundigen chinesischen Vasen mit Blumenmuster, die gelegentlich auch den Meißener Vasenmalern als Vorbild dienten. Der Zeit um 1740, in der Kändler seine berühmtesten Krinolingruppen und -figuren schuf, gehört die Meißener Komödiantin an, deren vollendeter Schmelzfarbendekor völlig eins mit der Form geworden ist. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts hat Meißen den starkfarbigen, das Weiß der Glasur fast durchweg deckenden Schmelzfarbendekor der ausgehenden Barockzeit mehr und mehr zugunsten einer lichteren Bemalung mit vorherrschendem Weiß der Glasur aufgegeben. Die übrigen deutschen Manufakturen folgten seinem Beispiel, doch verstanden sie es, sich von dem unmittelbaren Einfluß Meißens freizumachen und einen individuellen Figurenstil auszubilden, der jeder Manufaktur ihr charakteristisches Gepräge verleiht. Die politische Dezentralisation Deutschlands hat die individuelle Eigenart der einzelnen Porzellanfabriken stark gefördert. Es kam hinzu, daß die führenden Modelleure der großen Manufakturen, Kändler in Meißen, Melchior in Höchst, Linck in Frankenthal, Beyer in Ludwigsburg, Niedermeyer in Wien, Bustelli in Nymphenburg dauernd oder doch wenigstens auf lange Zeit ihrer Arbeitsstätte treublieben und so eine gefestigte Tradition schufen. Wie jeder deutsche Stamm am Dialekt kenntlich ist, so unterscheiden sich die Erzeugnisse der Hauptmanufakturen auf den ersten Blick.

Die kecke Blumenverkäuferin im Krinolinkostüm aus der Zeit um 1750 könnte nirgends anderswo entstanden sein als in Wien. Sie

Blumenverkäuferin, Wien. Um 1750

Digitized by Google

verkörpert ganz das herzgewinnende, frischfröhliche Wesen des österreichischen Volksstammes, das hier ursprünglicher wirkt als bei den späteren Figuren der 1760er Jahre. Der Schöpfer dieser und einer Reihe anderer Einzelfiguren und Gesellschaftsgruppen ist vermutlich der Bossierer Leopold Dannhauser gewesen, der nach dem Ausweis der Wiener Fabrikakten auch selbständige Figurenmodelle geliefert hat. Diese Vermutung gründet sich auf das eingeritzte Monogramm LD an einer weiblichen Figur, die gleichfalls der Sammlung Darmstaedter angehörte.

Der bedeutendste Porzellanplastiker der Rokokozeit, Franz Anton Bustelli, der Modellmeister der Nymphenburger Manufaktur zwischen 1755 und 1763, hat es meisterlich verstanden, der unvergleichlich schönen Nymphenburger Porzellanmasse mit ihrem transparenten Scherben und ihrer wasserhellen Glasur das äußerste an Wirkung abzugewinnen. Seine Figuren sind im Modell bis ins letzte Detail durchgearbeitet und in der Ausformung so gewissenhaft durchbossiert, daß sie der Wirkung der Farbe wohl entraten können. Häufig genug sind sie daher weiß geblieben. Die Staffierung erscheint wie eine leise Begleitmusik, die freilich mitunter den beschwingten Rhythmus der Form, die spiegelnden Flächen der Glasur und den Zug der scharfkantigen Gewandfalten verschleiert. Auch bei der schlanken Komödiantin mit der Maske wirkt der blaßfarbige Dekor nicht als notwendige Unterstützung und Ergänzung der plastischen Form wie bei den Meißener Figuren der ersten Kändlerperiode.

Komödienfigur von Bustelli. Nymphenburg. Um 1760

Die Tatsache, daß solche und andere Kostbarkeiten der Sammlung Darmstaedter durch die Versteigerung bei Lepke in Berlin in alle Winde verstreut wurden, ist gewiß beklagenswert, aber das Andenken an die Sammlung wird weiter fortleben, und die Wissenschaft wird den Namen ihres zielbewußten und geschmackvollen Begründers, der stets bereitwillig seine Schätze auch der ernsten Forschung zugänglich machte, der Nachwelt überliefern.

Als er vor 45 Jahren zu sammeln begann, war alle Welt auf Renaissance eingestellt. Er ging abseit und ward bahnbrechend für Forscher und Sammler auf dem Gebiet der europäischen Porzellane des 18. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Der rote Geiger

Novelle von Mia Munier-Wroblewska

An einem fernen Sommertage schwankte durch Kiefernwald, Sand und Heidekraut ein großer Reisewagen. In dem saß zwischen andern Reisenden ein junges Mädchen, das hieß Renate, war siebzehn Jahre alt und fuhr zu einer alten Großtante in eine kleine Stadt zu Besuch. Zwei ältere Herren, die mit ihr fuhren, redeten lauter Unverständliches, das Renaten die Langeweile der meilenweiten Landfahrt nicht kürzte. Nun hatte sie die letzte rosenrote Morselle aus dem Frühstückskörbchen in den Mund gesteckt und zur Genüge die Spur mit den Blicken verfolgt, die von der herabhängenden Peitschenschnur des Postillions in den tiefen Sand gezeichnet wurde, konnte auch den summenden Bienen über dem lilaroten Erikateppich und dem Sonnenglast an den hohen, glatten Kiefernstämmen keinen Reiz mehr abgewinnen und beschloß, zur Abwechslung doch wieder auf das Gespräch der würdigen Herren hinzuhören.

Und da drangen Worte in ihre mittägliche, gelangweilte Verschlafenheit, deren Sinn sie nicht ganz verstand, die ihr aber seltsam bekannt und beziehungsvoll dünkten.

„Wertester Herr Oberinstanzrat, die kühnsten Hypothesen kommen doch dem Wesen dieser Geheimnisse nicht in die Nähe. Erst wenn wir einmal durch uns unbekannte Einflüsse aus unserem Ich herausschlüpfen, dann werden wir eins mit Personen, Geschicken und Orten, die unserm Ichbewußtsein ewig fremd bleiben!“

Die Räder mahlten im Sande, die Kiefernkronen knirschten leise, der Wassereimer unter dem Wagen klirrte gegen die Kette, und der Herr Oberinstanzrat zog seine Tabakdose mit den Streublümchen auf dem Deckel und schnupfte geräuschvoll. Die Luft lag in zitternden, heißen Wellen über dem blühenden Heidekraut und dem durchsonnten Sande. Renate schloß die Augen und versank in einem Nebel, der war lilarot wie die Erikablüten und flimmernd wie die Augustsonne.

Da war es, ein wenig außerhalb des Städtchens, das alte, etwas baufällige Haus, in dem Renate schon einmal besuchsweise mit ihren Eltern geweilt hatte und das sie seither in zärtlicher Erinnerung bewahrte. Es hieß Brigittenruh und hatte von seiner ursprünglichen Gestalt nur wenig nachbehalten, denn ein Brand und mehrfache Umbauten hatten das einstige Fürstenschlößchen in ein schlichtes Bürgerhaus verwandelt mit einem runden Seitentürmchen, einer langen, weinlaubumwucherten Veranda und einem stillen, schilfumwachsenen Teich, dessen wellenlose Fläche die rote Abendsonne spiegelte, als der Reisewagen durch das weiße Mauertor mit den Urnen voll goldgelber Kresse schwankte und vor der Veranda hielt.

Und da gestikulierte und plapperte Tante Aurora von den Stufen herab und war genau so klein, so häßlich, so lebhaft und so bunt angezogen wie früher. Und da stand schon Annette, Tante Auroras Jungfer, am Wagen, öffnete den bestaubten Schlag, der ein kreischendes Geräusch verursachte, und war genau so dürr, lang, schwarz und spitzig wie früher. Da kläffte Tante Auroras schneeweißer Spitz Jaloux mit der türkisblauen Schleife im schaumigen Haarkragen, da sangen in den Bauern an den geöffneten Fenstern die vielen Kanarienvögel, und da bewegte sich auf dem Türmchen über der gebuckelten, altersgrünen Kupferdeckung die wunderliche Wetterfahne, die noch aus herzoglichen Zeiten stammte und ein Herz mit einem schräg drin steckenden Pfeil darstellte.

Als Renate dieses sanft im Abendwinde sich bewegende Herz sah, wurde ihr gleichermaßen glücklich und weh zu Sinn. Sie sprang mit einem großen Satz aus dem Wagen, eilte die Stufen empor, umschlang Tante Auroras zwergenhaftes Körperchen in der langen, lila Samtjacke, drückte sie an ihren mit weißem Staub überpuderten Reisemantel und küßte das kleine, faltige Gesichtchen, derweil Annette dem Postillion half, den Reisekorb abzubinden, und der Herr Oberinstanzrat vor der Einfahrt ins Städtchen noch eine letzte Prise nahm und das glühende Rot des Teichspiegels zum goldflüssigen Rosa erblich.

Man hatte zu Abend gegessen: Blumenkohl mit gekochtem Schinken und eine Omelette mit Pflaumenmus, eine Omelette so zart und goldig, wie nur Tante Auroras dicke Köchin Trine zu backen verstand. Man hatte Tee getrunken aus den flachen Tassen mit dem Sternchenmuster, und nun öffnete Annette die Speisezimmerfenster, um den Speisegeruch zu vertreiben. Im entstehenden Zugwind bauschten sich die weißen Tüllgardinen. Tante Aurora schlüpfte wieselflink vor Renaten her in den kleinen Musiksalon, der des Hauses Heiligtum barg, den Flügel, auf dem Liszt gespielt hatte, als er einst im Städtchen ein Konzert gegeben. An diesen Flügel setzte sich jetzt Tante Aurora.

Digitized by Google

Sie hatte ein eigens für sie gebautes, hohes Klavierstühlchen, und alsbald strömten perlende Triller und Läufer gleich silbernen, blanken Schnüren durch die stille Abendluft, in der noch ein letzter, rosiger Sonnenuntergangsschimmer zitterte.

Renate saß auf dem niedrigen Sitz des geöffneten Fensters und atmete ganz tief. Sie kannte ihn gut, diesen Geruch, der Tante Auroras Haus füllte: Lavendel in feinen Mullsäckchen zwischen Wäsche und Kleidern in den großen Wandschränken, ein ganz feiner, trotz des vielen Lüftens nie auszurottender dumpfer Hauch, der von den gewaltigen, unterirdischen Kellern unter dem Hause herrühren mochte.

Tante Aurora schloß mit einer funkelnden Kadenz und blickte aus den etwas vorstehenden, kurzsichtigen Augen verklärt zu Liszts Bilde an der Wand empor. Der Glanz jenes größten Tages, an dem sie dem Meister hatte vorspielen dürfen und er der Demoiselle einige artige Wörtchen gesagt, ruhte nach einem ereignislosen Leben über ihrem einsamen Alter, schuf die kleinen, seelischen Verzückungen einer dämmerblassen Abendstunde nach ungelebten Tagen.

Es ward still in der Stube, und Renate hielt förmlich den Atem an, um diese Stille nicht zu stören. Da war es ihr, als zögen die Nebelfrauen unten vom Tisch her ihre weißen Schleier in die Stube hinein, als verhüllten sie Tante Aurora auf dem hohen Stühlchen, den Flügel, Liszts Bild, und Renate wußte: wenn die Schleier wieder fielen, dann würde sie das andere, das eigentliche Gesicht des alten Hauses sehen — — —

Da knarrte eine Tür sehr laut, und Annettens tiefe Stimme sagte: „Renatchen schläft ja schon im Sitzen ein, schnell ins Bett!“

Renate riß die Augen auf, die ihr wider Willen zugefallen waren. Eine seltsame Fremdheit war in allen Dingen. Annettens schwarze Gestalt stand groß in der Tür. Sie hielt eine brennende Kerze in der Hand. Die Flamme, vom Zugwind bewegt, warf unruhige Lichter an die Wand; in diesen zuckenden Lichtern stand unbeweglich der steile, dürre Schatten ihrer Figur.

„Paß auf, was du träumst, mein Süßchen,“ zwitscherte Tante Aurora und überhäufte Renaten mit Gutenachtküssen. „Iß noch von den Birnen, die Annette dir hingestellt hat, und graul' dich nicht, weil es das Zimmer der armen Brigitte ist, in dem du diesmal schläfst; es ist nur wegen der Feuchtigkeit vom Teich her, daß wir dich lieber auf der andern Seite im alten Turm schlafen lassen. Du hast ja eine Klingelschnur am Bett, brauchst sie nur zu ziehen, mein Engelchen, dann hört es Annette. Schlaf süß!“

Man ging durch mehrere Räume, Annette mit der Kerze voran, Renate folgte halb im Schlaf. Eine köstliche Müdigkeit machte ihre Glieder ganz weich. Nein, sie wollte keine Birne mehr essen. Annette half ihr die Kleider ablegen und kämmte ihr das Haar. Nun war sie im Bett, und Annette zog ihr die leichte Atlasdecke bis ans Kinn. Renate blinzelte nur noch aus schmalen Augenritzen wie ein verschlafenes Kätzchen. Annettens spitzes Kinn, der dunkle Flaum auf ihrer Oberlippe und ein Strahlenkranz um die Lichtflamme herum waren das letzte Sichtbare, das in Renatens Bewußtsein drang. Dann noch das Klappen der Tür hinter Annette.

An dieses Geräusch knüpfte sich ein ferner Geigenton. Nein, nicht fern, nur ganz gedämpft, wie mit der Sordine gespielt. Ganz nah, dicht an Renatens Ohr sang die Geige. Es war wie Hyazinthenduft, fremd, berauschend, einschläfernd, war eine veilchenblaue Tiefe voll Süße und Glut, aber irgendeine Furcht, irgendein fernes Grauen schwang mit in den gespensterdünnen, erloschenen Tönen. Jetzt wuchsen sie zum Mezzoforte, schütteten einen heißen, unverstandenen Schauer ins Blut des jungen Mädchens, sanken zurück in ein durchsichtiges Pianissimo und starben in einem Laut, der war wie das Zerspringen feinsten Kristalls.

Renate schlug die Augen auf. Morgensonne drang durch die Spalten der Holzläden, malte zitternde, goldene Ringel auf den Fußboden. Sie sprang aus dem Bett, stieß die Läden auf, sah sich in ihrer Schlafstube um: sie war sechseckig und hatte zwei Wandschränke mit rund gewölbten Türen in zwei Ecken. Das Bett stand in der fensterlosen äußeren Schmalwand, die zum Schutz gegen Feuchtigkeit und Kälte mit einem dicken alten Teppich benagelt war. An den Wänden hingen ergötzliche romantische Bilder, die sie betrachtete, bis Annette erschien.

„Ich bin keinmal aufgewacht,“ erzählte Renate vergnügt, „glatt durchgeschlafen! Und jetzt habe ich Hunger und freue mich auf eure knusprigen Brötchen und euren Lindenhonig. Und dann muß ich alles wiedersehn, den Garten und drüben die große Wiese mit dem alten Mausoleum, und Hieronymus!“

Renate saß vor dem Spiegel, Annette stand hinter ihr und steckte ihr das Haar auf.

Plötzlich rief Renate: „Ach, da fällt mir das schöne Geigenspiel ein, das ich gestern vor dem Einschlafen hörte. Wer spielt denn hier in der Nachbarschaft so schön?“

Digitized by Google

„Das haben Sie sich bloß eingebildet, Renatchen," sagte Annette abweisend, „hier wohnt kein Mensch in der Nähe, der Geige spielt, und wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, dann erzählen Sie Fräulein nichts davon, es könnte sie aufregen."

Renate saß etliche Sekunden still und stumm. Als die letzte Lockenpuffe befestigt war, sprang sie auf, ließ den rosa Frisiermantel von den Schultern fallen und sagte: „Dann habe ich es eben geträumt."

Damit war das geheimnisvolle Geigenspiel erledigt.

Hieronymus war Tante Auroras alter Gärtner und Ziegenhirt. Renate fand ihn mit seinen Ziegen auf der großen Wiese. Er saß auf den verfallenen Stufen des Eingangs zu einem alten Turm und flocht aus bunten Wollfäden eine Borte. Hieronymus äußerte keine Freude über Renatens Besuch. Er war grau und undurchdringlich vom wirren, langen Haar und Bart bis hinab zu den erdfarbenen, bloßen Füßen. Wenn er im Apfelgarten zwischen den krummen, alten Stämmen gebückt umherschlich, glich er einem grauen Moosgeflecht. Renate setzte sich dreist neben ihn auf die Stufen und begann eine Unterhaltung über die Ziegen, das Wetter, die Obsternte und den Rheumatismus des Alten, aber da er nur die knappsten Antworten gab und unbekümmert am lilaroten Muster seiner Borte weiterflocht, so versiegte der Unterhaltungsstoff bald.

Renate erhob sich und versuchte, die schwere Eichentür zu öffnen.

„Verschlossen," sagte Hieronymus.

„Was ist drin?" fragte Renate.

„Gartengeräte und alter Kram."

„Aber früher war es doch ein Totenhäuschen, nicht wahr?"

„So sagt man."

„Hat der Herzog, der Brigittenruh erbaute, auch das Mausoleum hier errichten lassen?"

„Ja."

„Bitte, bitte, Hieronymus, erzählen Sie mir, was Sie davon wissen."

„Was ist da zu erzählen? Man soll die Toten ruhen lassen," tönte es aus dem grauen Haargewirr zu Renaten empor.

„Ach bitte, Hieronymus, was wissen Sie davon? Tante Aurora, die doch sonst soviel spricht, hat mir einmal gesagt, sie wisse nichts über Brigittenruh, aber ich denke mir, da ist einmal etwas sehr Interessantes geschehen, und Tante Aurora will es mir nur nicht sagen, aber ich bin jetzt siebzehn Jahre alt und darf es wissen. Wer war Brigitte?"

„Ein leichtsinniges Frauenzimmer!" grollte es von Hieronymus her.

Renate sperrte Mund und Augen auf. „Was sagen Sie? Eine Prinzessin — ein leichtsinniges Frauenzimmer?"

„Nichts von Prinzessin! Ein Mädchen aus niederm Stande."

„Aber der Herzog hat doch für sie das Schlößchen erbaut?"

Ein dumpfer Laut, Bestätigung und Verachtung.

Renate blickte über die Wiese und die dichten Fliedersträucher am Gartenzaun zum Türmchen von Brigittenruh hinüber. Im Winde schwankte leise das durchbrochene Herz. ‚Ich habe unter der Wetterfahne geschlafen,' dachte Renate unvermittelt, ‚und Tante Aurora sagte gestern, es sei das Schlafzimmer der armen Brigitte gewesen. Warum: arme Brigitte, wenn ein Herzog sie liebte und ihr ein Schlößchen baute?' „Hat die Brigitte hier als Tote gelegen?" Sie deutete auf den gelben Turm.

„Fünfzig Jahre soll ihr Sarg da gestanden haben, dann hat der neue Herzog Brigittenruh verkauft, es ist auch sehr verfallen gewesen, denn kein Mensch hat nach ihrem Tode drin wohnen wollen. Und dann ist ihr Sarg auf den städtischen Friedhof gebracht und dort beerdigt worden. Das war gut. Was tot ist, soll unter die Erde, sonst bringt es den Lebenden Unruhe und Verwirrung."

„Wieso?" Renate wagte die Frage nur ganz leise zu stellen.

Hieronymus sah von seiner Flechterei zu ihr auf. Seine Augen unter den vorstehenden, buschigen Brauen waren klein und hell wie Raubvogelaugen. „Es ist genug, wenn ich sage: es bringt Verwirrung. Und nun ist genug unnützes Zeug geredet. Vom vielen Schwatzen kommt das meiste Unglück in der Welt."

Er senkte wieder den Blick und flocht weiter. Wie ein alter, grauer Stein hockte er zwischen den Kletten und Disteln, und von einem Stein hätte Renate genau so viel weitere Auskünfte über die arme Brigitte erwarten können wie von Hieronymus.

Sie stieg auf einen Mauervorsprung und versuchte, durch die blinden Scheiben ins Innere des Turmes zu gucken. Aber Spinnennetze und Staub bildeten eine Mauer so undurchdringlich wie des Alten verwittertes Gesicht unter dem Haargestrüpp. Und Renate blickte zum zweitenmal hinüber zu dem kupfergedeckten Türmchen, das rund und sonnenbeglänzt zwischen Fliederbüschen und Obstbäumen hervorlugte. Es fiel ihr ein, daß es der einzige Rest des ursprünglichen Schlößchens Brigittenruh sein sollte.

Digitized by Google

„Dort hat sie geschlafen, als sie noch lebte, und hier schlief sie nach dem Tode."

Die Geigenmelodie erwachte plötzlich in Renaten, aber das währte nur etliche Sekunden. Als sie den Bruchteil der Melodie summen wollte, war sie ihr schon wieder entglitten. Dies Auftauchen aus einer unterbewußten Tiefe und dies jähe Versinken hinterließen eine quälende Leere. Renate seufzte laut, strich über ihre Stirn, als wolle sie etwas wegschieben, und ging dann langsamer als sonst an Hieronymus und seinen Ziegen vorüber quer über die Wiese zurück nach Brigittenruh.

Am Nachmittag kam Besuch, und man trank Kaffee aus den bunten und goldenen Tassen. Trina hatte delikaten Mohnkuchen gebacken, und hernach gab es Apfelkompott mit Schlagsahne. Tante Aurora spielte die „Gazelle" von Wollenhaupt, und ein Fräulein sang ein rührendes Lied, bei dem Tante Aurora weinte. Renate war zerstreut, sie hörte wohl, daß von einem Grabe, einem gebrochenen Herzen, einem Engel und dem Säuseln einer Trauerweide in dem Liede die Rede war, aber sie dachte immer wieder an die arme und rätselhafte Brigitte.

Als die Gäste weg waren, machte sie einen kleinen Vorstoß und fragte Tante Aurora, ob man etwas Genaueres über jene Brigitte wisse, aber Tante Aurora fuchtelte abweisend mit den kurzen Ärmchen durch die Luft und rief: „Ich kann solche alte Skandalgeschichten nicht leiden, wahrscheinlich ist auch kein wahres Wort an dem ganzen Gerede."

Beim Schlafengehen faßte Renate sich ein Herz und sagte zu Annette: „Liebe Annette, Sie können es mir ganz gewiß erzählen, es wird mich gar nicht aufregen. Was ist mit Brigitte geschehen?"

„Nein, Renatchen, das kann ich Ihnen nicht sagen so am späten Abend . . ."

„Aber morgen früh bei Sonnenschein, dann werden Sie es mir erzählen?"

Annette sagte nicht ja und nicht nein, huschelte ihr Pflegekind behaglich unter die Decke, sagte Gutenacht und ging mit der Kerze davon. Renate lag in der Dunkelheit, sann und graulte sich ein bißchen. Aber als keine geheimnisvollen Geigentöne erklangen, schlief sie bald ein und verbrachte eine geruhsame Nacht.

Ihr erster Gedanke beim Erwachen war: ‚Heute wird mir Annette von der armen Brigitte erzählen,' aber es kam alles anders.

Vormittags mußte sie Tante Aurora ins Städtchen begleiten. Man kaufte Kongreßkanevas und bunte Seide für eine Schlummerrollenstickerei, man machte eine Visite und bezahlte einige Rechnungen. Nachmittags wurde die Handarbeit in Angriff genommen, und Renate hatte plötzlich ein bißchen Heimweh. Nach dem Kaffee ernteten alle gemeinsam einen Honigapfelbaum ab. Und da, als Renate gerade auf der Leiter stand, die höchsten Äpfel pflückte und in den Korb gleiten ließ, den Hieronymus ihr entgegenreichte, kam ein Estafettenbote durch das Mauertor mit der goldroten Kresse, und als Tante Aurora die Estafette gelesen, schrie sie laut auf und wurde ohnmächtig. Erst nachdem man sie mit Riechsalz wieder belebt, mit Zuckerwasser gestärkt und den kläffenden Jaloux beruhigt hatte, erfuhr Renate, daß sie am folgenden Morgen heimfahren müsse, da ihr Vater einen Schlaganfall erlitten hatte und sehr krank sei.

Der Rest des Abends verging ihr wie in einem schlimmen Traum. Der Papa! Was geschah nur jetzt mit ihm? Er litt, und sie konnte nicht bei ihm sein.

Und wieder kam Annette mit der Kerze und geleitete sie in die Schlafstube.

„Willst du jetzt von der armen Brigitte hören, Renatchen?" fragte sie, während sie Renatens Haar löste. Sie wollte das arme Kind von den quälenden Gedanken ablenken, aber es gelang nicht.

„Ach, wie soll ich mich jetzt für jene Brigitte interessieren? Das ist mir alles ganz gleichgültig," sagte Renate und sah mit blanken, überwachen Augen ins Spiegelglas.

Annette aber begann zu erzählen in einem gar geheimnisvoll aufreizenden Ton. „Man weiß natürlich nicht mehr genau, wie sich alles zugetragen hat, und es ist überhaupt nur eine Sage, denn es ist schon mehr als zweihundert Jahre her. Der Herzog ist sehr eifersüchtig gewesen und hat immer gemeint, die Brigitte halte es hinter seinem Rücken mit anderen. Ob das nun so gewesen ist oder nicht, das kann man jetzt nicht mehr sagen, aber wenn ich mir eine Meinung erlauben darf, so wird sie ihn wohl betrogen haben, denn der Herzog war ein älterer Mann, und wenn eine schon einmal vom rechten Wege abgewichen ist, dann bleibt sie auch einem Herzog nicht treu. Jedenfalls soll sie viel geweint haben und ist nicht glücklich gewesen. Eines Tages ist der Herzog unerwartet nach Brigittenruh gekommen, und soviel ist gewiß, daß er die Schlafkammer verriegelt fand. Da ist er in einen schrecklichen Zorn geraten, und als sie dann die Tür öffnete und er niemand bei ihr fand, da hat er wohl gemeint, daß sie ihren Buhlen versteckt habe, und hat sie erstochen in seiner Wut und Eifersucht. Hernach hat es ihn freilich gereut, und er hat ihr ein kostbares Sterbekleid anfertigen lassen von

Digitized by Google

himmelblauem Samt mit weißen Perlenschnüren und goldenen Borten und hat alle Seerosen aus dem Teich geholt und den großen Saal mit Girlanden von Seerosen geschmückt. Seither wachsen keine mehr im Teich, sagen die Leute. Fünf Tage und Nächte hat sie im Saal gelegen, und in dieser Zeit ist drüben der Tempel erbaut worden. Dann ist der Sarg mit großem Gepränge hinübergetragen worden, und ein Priester hat bei der Toten alle Freitag Messe lesen müssen ein Jahr lang. In Brigittenruh aber wollte kein Mensch mehr wohnen. Die Leute sagten, es sei nicht geheuer. In den fünf Nächten nach dem Unglücksfall hat man in der Schlafkammer immer rufen und stöhnen gehört, es hat sich keiner mehr hineingetraut —" Annette brach ab und beugte sich erschreckt zu Renaten. „Nun sind Sie ganz weiß im Gesicht, Renatchen, ich hätte es doch nicht erzählen sollen."

„Ich habe gar nicht recht hingehört," sagte Renate, „ich kann an nichts anderes als an Papa denken. Ach, Annette, wie ist das furchtbar, daß ich nicht bei ihm sein kann."

Annette war beruhigt. „Sagen Sie es morgen nicht Fräulein, daß ich Ihnen nun doch die Geschichte der armen Brigitte erzählt habe."

„Nein, gewiß nicht! Ich interessiere mich gar nicht mehr dafür."

Als die Tür sich hinter Annettens schwarzer Gestalt schloß, brach Renate in Schluchzen aus. Sie hatte das Weinen stundenlang zurückgedrängt, weil Tante Auroras zappelnde Aufgeregtheit sie zum Widerspruch reizte, aber nun überließ sie sich dem vollen Schmerz. Dann lag sie lange still, nur bisweilen flog noch ein Zucken über Schultern und Gesicht. Sie spürte alle Pulse in sich hämmern, ganz schnell und rhythmisch. In ihren Ohren war ein Klingen und Sausen. Sie wollte einschlafen und bemühte sich, an nichts zu denken, aber es ging nicht. Da steht eine Nebelfrau am Fenster weiß und durchsichtig und will den Laden aufschrauben. Von draußen ruft eine Stimme, es ist Mamas Stimme, sie ruft: „Komm doch, liebe Renate, Papa fragt nach dir, komm schneller!"

Renate springt aus dem Bett und eilt ans Fenster. Die Nebelfrau verschwindet. Wie schwer der Laden aufgeht! Renate ist ganz in Schweiß gebadet und doch friert sie im dünnen Nachthemde. Endlich! Ein Mondstrahl dringt in die Stube. „Mama, wo seid ihr?" ruft Renate. „Ich komme gleich, ich muß mich nur ankleiden." Niemand antwortet, der Nachtwind schauert in den Apfelbäumen. Sie beugt sich aus dem Fenster, da weicht die Fliederhecke auseinander, sie sieht das Mausoleum, und aus den kleinen, halbrunden Fenstern strömt Lichtschein. Renate kann ganz deutlich hineinsehen: da steht ein Sarg, der ist mit weißem Samt bezogen. Aus dem Sarge wachsen rote Tulpen hervor, die Tulpen haben kleine, goldene Krönlein, und in jedem Krönlein ist ein Rubin, der leuchtet in einem wunderbaren Licht. Nein, es ist kein Rubin, es ist ein Bluttropfen. Jetzt will Renate in den Sarg hineinsehen, aber da faßt ein kaltes Grauen an ihr Herz. Nein, nein, sie will nicht wissen, was in dem Sarge liegt seit zweihundert Jahren.

Plötzlich befindet sie sich wieder in ihrem Bett und weiß, daß sie nur geträumt hat. Aber sie war doch wohl aus dem Bett gestiegen, denn das Fenster zu Füßen des Bettes ist unverriegelt; der Mond scheint herein und beleuchtet ein Stück Teppich an der Wand. Das glüht seltsam feucht, es glüht wie die Tropfen in den Tulpenkrönlein. Renate faßt nach dem mondbeschienenen Fleck und fährt mit einem Aufschrei zurück. Klebrig, feucht, warm!

Sie steht jetzt aufrecht im Bett und tastet nach den Nägeln, die den Teppich halten. Mit kleinen Litzen hängt er an den Nägeln, sie knöpft ihn ab. Starr und massig fällt er ihr entgegen. Sie schreit auf und springt aus dem Bett. An der freigelegten Wand ist ein dunkler, feuchter Fleck. Renate tritt an die Wand und will den Fleck mit einem Handtuch ausreiben, da fühlt sie ein Nachgeben in der Wand, ihre Hand fährt in eine Vertiefung, und nun verschiebt sich die Wand, gleitet lautlos zur Seite. Eine kleine, dunkle Kammer ist vor Renaten. Sie tastet zum Nachttisch, zündet ein Licht an, leuchtet in die dunkle Öffnung und taumelt zurück. Vor ihr steht ein Jüngling, fast noch ein Knabe, in einem scharlachroten Wams mit Puffenärmeln. Er hat halblange, hellbraune Locken, sein Gesicht ist blaßgelb, zart und schmal. Er hält die Lider gesenkt. Auf den farblosen Wangen ruht der Schatten der dunklen Wimpern. In seiner schlaff herabhängenden Linken hält er eine goldig leuchtende Geige, in der Rechten einen Bogen.

Aus der Kammer strömt eine große Kälte auf Renaten zu, bewegt die bläuliche Kerzenflamme, schleicht in Renatens Blut, macht es kühl und schwer, nimmt ihr den Atem. Sie kann sich nicht vom Fleck bewegen, sie steht und starrt den roten Geiger an, der in seiner Regungslosigkeit verharrt. Nur der Lichtschein läuft am roten Samt auf und nieder; funkelt im Geigenholz und läßt die bläulichen Adern an den blutleeren, schöngeformten Händen schimmern.

Digitized by Google

„Ich will es wissen, ob ich träume oder wach bin, ob dies Wirklichkeit ist oder eine Vision . . ."

Renate macht eine ungeheure Anstrengung, sie streckt die Hand aus und will die Gestalt anfassen, aber sie kann die Finger nicht auseinanderbringen. Es hält sie wie in einem Krampf. Sie will schreien, rufen: „Tante Aurora, Annette, kommt, seht!" Die Kehle gibt keinen Laut. Sie ist außerhalb der gewohnten Begriffe, das weiß sie jetzt ganz unabweisbar. Sie sucht nach dem Spalt, durch den sie wieder zurückschlüpfen kann in ihr Ich. Sie weiß auch, daß sie nicht lange weilen kann in dieser fremden Kälte, die ihr am Mark saugt, ihre Knochen in Eisstücke verwandelt.

Der Geiger steht vor ihr unbeweglich. Sein Gesicht ist zugeschlossen, verrät nichts.

Die Kerze brennt merkwürdig schnell. Das Wachs tropft herab auf Renatens Finger, aber sie fühlt seine Hitze nicht. Nun versinkt der Docht im schmelzenden Rest, zuckt, lischt, ein Rauchwölkchen fließt in die Dunkelheit. Renate kreischt auf, etwas stürzt auf sie . . .

Zitternd lag sie im Bett. Was war über ihr? Sie stieß mit den Händen danach. Sie war besinnungslos vor Grauen, wußte nicht, wie sie aus dem Bett kam, wie durch die dunkle Stube, zur Tür, vorwärts . . .

„Hilfe, Hilfe!"

Annette hielt das zitternde Mädchen in den Armen, legte sie auf ihr Bett. Tante Aurora kam, gestikulierte und jammerte fürchterlich. Trine wurde geweckt und mußte Feuer machen, um heiße Umschläge zu schaffen. Es wurde eine wirre Nacht. Erst gegen Sonnenaufgang lag Renate in tiefem Schlaf. Um fünf Uhr mußte sie schon geweckt werden, und um sechs, als die Nebelfrauen in ihr Schilfbett schlichen und der Tau funkelnd auf dem weißen Phlox neben der armlosen Liebesgöttin hing, brachte der große Reisewagen Renaten fort. Im Morgenwinde knarrte das durchlöcherte Herz auf dem Türmchen. Tante Aurora stand auf der Veranda, winkte und weinte. Die Tränen liefen über ihr kleines Pergamentgesicht, und die Sonne leuchtete in der lila Samtjacke. An den offenen Fenstern sangen die Kanarienvögel, und Jaloux kläffte aufgeregt. Liszt schaute olympisch von der Wand, in den Vitrinen funkelten die vergoldeten Tassen.

Annette ging schattenhaft durch die morgenstillen Stuben und betrat Renatens verlassenes Zimmer. Da sah sie, daß der Teppich von der Wand gefallen war und über dem zerwühlten Bett lag. Es sah aus, als hätte jemand hier mit einem Feinde gekämpft.

Hieronymus trieb gerade seine Ziegen am Fenster vorüber. Annette beugte sich heraus und rief: „Hieronymus, wissen Sie es schon? Renatchen hat doch den Geiger gehört, von dem die alten Leute sprechen, und in der vorigen Nacht hat sie irgend etwas Schreckliches erlebt, aber sie sagt es uns nicht."

Hieronymus sah Annetten streng an. „Es kommt viel Übel von einer Weiberzunge," sagte er, „i ch habe ihr nichts erzählt von den alten Märchen."

„Märchen!" sagte Annette spitzig. „Glauben Sie wirklich, daß alles nur Märchen und Einbildungen sind?"

„Was ist das, Einbildungen?" gab Hieronymus zurück. „Unsere Augen sind Spiegel. Was vorüberzieht, fällt in den Spiegel, dann sagen wir, daß wir es sehen."

Er schnalzte mit der Zunge und trieb seine Ziegen weiter.

Annette machte das Zeichen des Kreuzes und hängte den roten Teppich zum Schutz gegen Feuchtigkeit und Kälte wieder an die Wand.

Ein halbes Jahrhundert später las eine alte Frau folgende Zeitungsnotiz: „In dem Städtchen X wurde ein unter dem Namen Brigittenruh bekanntes, baufälliges, altes Gebäude abgebrochen. Dabei entdeckte man im ältesten Teil des Hauses in der Außenmauer eines sechseckigen Turmzimmers eine vermauerte Nische, in der ein Skelett mit einer gut erhaltenen Geige aufrecht stand. Merkwürdigerweise hatte sich ein Stückchen roten Ärmels erhalten. Es wurden allerlei Sagen und Berichte aus alten Tagen durch diesen seltsamen Fund ans Licht gefördert. Der Bahnhof der neu projektierten Linie soll demnächst auf dem Grunde von Brigittenruh erbaut werden."

Da ließ die alte Frau das Zeitungsblatt sinken und faltete die Hände.

„Was tot ist, soll unter die Erde, sonst bringt es den Lebenden Unruhe und Verwirrung," sagte sie ganz leise. „War es so? Du kannst mir längst nicht mehr antworten, Hieronymus. Tante Aurora und Annette schlafen auch schon lange auf dem alten städtischen Friedhof mit den vielen Fliederbüschen. Und auch du wirst jetzt in Frieden schlafen, roter Geiger. Keiner wird deine Geigentöne mehr hören zwischen den rollenden Zügen und hastenden Menschen. Der Weg von der Postkutsche zur Eisenbahn ist nur kurz, aber wann werden wir den Weg finden von Gespensterfurcht und Aberglauben zu tieferer Erkenntnis? Ja, wertester Herr Oberinstanzrat, die kühnsten Hypothesen kommen auch heute dem Wesen dieser Geheimnisse nicht in die Nähe."

Digitized by Google

Ein Kostümfest am preußischen Königshofe vor 100 Jahren

Von Prof. Dr. M. Jumpertz

Unübertroffene Muster der sprichwörtlich gewordenen altpreußischen Einfachheit sind die Hohenzollern Friedrich Wilhelm I., Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Wilhelm I. Vieles von ihrer Art lag im Zeitgeist begründet, aber es war doch sehr wesentlich, daß sie mit ihrem königlichen Beispiel dem allgemeinen Zuge die behördliche Bestätigung und damit für viele Autoritätsgläubige den Stempel des Richtigen gaben. Hat nun diese Einfachheit bei Friedrich Wilhelm I. und auch bei Wilhelm I. vielleicht noch den Charakter des militärisch Gebotenen, so ist bei Friedrich Wilhelm III. die Einfachheit ganz aus seinem Wesen entsprungen. Er ist im Auftreten ganz der preußische Bürgerkönig, mehr den Bürger als den König betonend; und das Berlin seiner Zeit war ihm dankbar dafür. Wer die Briefe und Berichte der Zeitgenossen durchblättert, erfährt das immer wieder. Heinrich Heine z. B. schreibt in seinen Berliner Reisebriefen vom Jahre 1822: „Es ist einer der schönsten Züge im Charakter der Berliner, daß sie den König und das königliche Haus ganz unbeschreiblich lieben. Die Prinzen und Prinzessinnen sind hier ein Hauptgegenstand der Unterhaltung in den geringsten Bürgerhäusern. Ein echter Berliner wird auch nie anders sprechen, als ‚unsere' Charlotte, ‚unsere' Alexandrine, ‚unser' Prinz Karl usw. Der Berliner lebt gleichsam in die königliche Familie hinein, alle Glieder derselben kommen ihm wie gute Bekannte vor, er kennt den besonderen Charakter eines jeden und ist immer entzückt, neue schöne Seiten desselben zu bemerken."

Aber doch gab es Gelegenheiten, wo der König sich bewußt war, daß er eine der fünf Großmächte seiner Zeit repräsentiere und daß er deshalb einen Reichtum entfalten müsse, der das Können seines auf Arbeit gestellten Staates deutlich zeige. Geschmack und Geist, die man dem Preußenvolke und Berlin so gerne absprach, sollten dann ihre Triumphe feiern und der Welt zeigen, daß der Berliner Hof, wenn er wolle und es für angebracht halte, hinter keinem anderen zurückstehe. Eine solche Gelegenheit bot das Jahr 1821: mehreres traf hier zusammen, um die Feste dieses Jahres zu den bewundertsten und schönsten zu machen, die der preußische Hof in seiner 200jährigen Geschichte veranstaltet hat. Berlin hatte soeben zu den Prachtsälen Schlüters im Schloß und zu den Festräumen Knobelsdorffs im Opernhaus den wunderbaren Konzert- und Ballsaal Schinkels im neuerbauten Schauspielhaus erhalten und damit für glänzende Feste die würdigste Umrahmung.

Dazu kam die Harmonie zwischen König und Bürgerschaft, die im Gegensatz zu Frankreich und England in Preußen bestand. Gerade damals wurde Paris durch verbrecherische Pulver-Explosionen im Königspalaste der Tuilerien erschüttert, und in London herrschte eine merkliche Spannung zwischen Hof und Parlament über die Apanage der Königin und ihren Einschluß ins allgemeine Kirchengebet. Gewiß waren auch in Preußen die eigentlich politischen Kreise nicht einverstanden mit dem Geiste, der seit den Tagen der heiligen Allianz und den Karlsbader Beschlüssen die Regierung beherrschte; aber das Bürgertum im allgemeinen war unpolitisch und gab sich lediglich den Geschäften seines Berufes hin. Darin fand es sein Glück. Dies alles drängte nach Ausdruck, als die 1817 nach Rußland vermählte älteste Tochter des Königs, Charlotte, mit ihrem Gemahl, dem Großfürsten Nikolaus, dem späteren Kaiser, zum Besuche des väterlichen Hofes für einige Wintermonate nach Berlin zurückgekehrt war. Die Freude des Vaters wurde von der ganzen königlichen Familie geteilt: zu den Glücklichsten gehörte ihr Bruder Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, der in ihr seine mitfühlende Vertraute in seinen Herzensnöten um die Prinzessin Elise von Radziwill verehrte. Und ganz Berlin nahm an der Freude teil: war doch die Prinzessin — in ihrer klassischen Schönheit, ihrem liebenswürdigen Wesen, ihrer schlichten Einfachheit eine echte Tochter ihrer unvergessenen Mutter, der Königin Luise — so populär gewesen, daß man nach ihr das erste Dampfschiff, das seit 1816 die Spree befuhr, Charlotte benannt hatte. Kein Wunder also, daß man ihretwegen Außerordentliches ersann. Feste, wie man sie 1802, noch zu Lebzeiten der Königin Luise gefeiert hatte, als Dädalus und seine Statuen in einem pantomimischen Tanz auftraten, oder, erst vor vier Jahren, als man zu einer prinzlichen Hochzeit „Die Weihe des Eros Uranios" in einem festlichen Aufzug mit Tänzen beging, mußten bei dieser Gelegenheit noch übertroffen werden. Man durfte es hoffen, weil damals Berlin künstlerische Kräfte ersten Ranges besaß, die dem Geplanten auch Gestalt und Ausdruck zu geben vermochten. Die Hofgesellschaft zählte in ihren Reihen Männer von hohem künstlerischem Geschmack, so den Kronprinzen. Schinkel war da; in der Musik galt der Ritter Spontini, der Leiter der Oper, als ein Genie. Die Assembleen aus Anlaß der Anwesenheit der Großfürstin waren sich gefolgt und hatten nur das Gefühl eines ewigen Einerlei erzeugt, das der Ver-

Digitized by Google

ehrung nicht entsprach, die man für sie empfand. Man wollte mehr. „Ihre Anwesenheit, der geliebten wiedergekehrten Prinzessin Anwesenheit, die Freude des Königs, die bewegtere, erhöhte Liebe aller fürstlichen Geschwister — sie war es, die etwas sehnsüchtig Frohes und die zärtliche Unruhe, die Fülle des Besitzes an ein Bleibendes in der Gegenwart, an bestimmte Erinnerungen anzuknüpfen, überall verbreitete ... Das dumpfe Hineinfallen in den breit getretenen Gang konventioneller Festlichkeiten machte dem zarten Bedürfnis nach allgemein empfundener Belebung Platz. Wie die Seelen sich erweitern und jene durchsichtige, hohe, stille Seele in sich aufgenommen hatten, genügte es nicht mehr, die trägen Körper lässig in dem abgeleierten Takte des Herkömmlichen hin und her zu schieben. Etwas Anderes, etwas Neues mußte dem stärker wogenden Elemente arbeitender Phantasie entsteigen." Die Frau, die diese jugendlich schwärmerischen Worte schrieb, ist die Baronin Caroline de la Motte-Fouqué, die Gattin des Dichters der Undine, eine Frau im vorgerückten Alter von fast 50 Jahren, die sich schon bewußt war, „daß das Leben vor der Kritik reiferer Jahre erblaßt", und die nur mit gemischter Empfindung ihr märkisches Landgut in diesem Winter mit dem Leben am Berliner Hofe vertauscht hatte, die aber doch durch das, was dieser Winter an Geist, Schönheit und künstlerischem Geschmack ihr bot, sich zu so überschwenglichen Ausbrüchen ihrer dichterischen Phantasie angeregt sah. Der Herzog Carl von Mecklenburg, der Bruder der verewigten Königin Luise, ein vorzüglicher Literaturkenner und selbst in Gelegenheitsdichtungen bewährt, schlug, seine schöne Nichte zu feiern, die szenische Darstellung eines Gedichtes vor, das damals das ganze gebildete Europa bezauberte; die Gefeierte selbst sollte die Hauptfigur darstellen und alle Handlungen der Dichtung sich um sie als Huldigung der Teilnehmer gruppieren. Es war Lalla Rûkh, die Dichtung des englischen Dichters Thomas Moore, die wenige Jahre vorher erschienen war. Die Begeisterung für den Zauber des Orients hatte in diesen Tagen der Romantik das ganze Abendland ergriffen, der Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken hatte sie noch genährt. Auch in Berlin war die Dichtung bekannt geworden und hatte wegen ihrer romantischen Lieblichkeit besonders bei der Jugend Begeisterung erweckt.

Abdallah, der König der Bucharei, weilt zu Besuch bei Aurengzeb, dem Herrscher von Delhi. Beide Fürsten verabreden die Vermählung ihrer Kinder Aliris und Lalla Rûkh. Lalla Rûkh verläßt den väterlichen Hof in Delhi mit großem Gefolge, um ihrem Verlobten, den sie noch nicht gesehen, in Kaschmir zu begegnen, wohin er, ebenfalls mit Gefolge, ihr entgegenzieht; in ihrer Begleitung ist ein junger Sänger, Feramor, den Aliris ihr gesandt hat mit der Aufgabe, ihr die Reise durch seine Kunst zu verkürzen. Er singt ihr Romanzen, darunter die berühmte vom Paradies und der Peri, und rührt ihr Herz so sehr, daß sie mit Bangen der Begegnung mit ihrem Verlobten entgegensieht. Im Tale der Rosen empfängt Aliris die Braut, und diese erkennt mit freudigem Entzücken in ihm den Sänger, der in der Verkleidung ihr Herz bereits gewonnen hat.

Ein solcher Inhalt, in einem Festzuge dargestellt, die Romanzen Feramors in lebenden Bildern, gab Gelegenheit, indische Pracht und den Zauber des Orients in einem Maße zu entfalten wie kein zweiter. Herzog Carl formte die Dichtung entsprechend um und schuf im Verein mit Schinkel und Spontini ein Feengebilde, welches alle, die es sahen oder gar darin mitwirkten, mit märchenhaftem Entzücken erfüllte. Schon während der Vorbereitung war die ganze Hofgesellschaft in fieberhafter Erregung. „Ein jeder trug," sagt Caroline von Fouqué, „davon die Ahnung in sich, man sagte es einander, man sahe umher, als müsse die Erde sich verflüchtigen und der Himmel seine kristallenen Räume auftun. Geschahe das nun wirklich und lieh die Poesie einem ihrer begabtesten Lieblinge den diamantenen Zauberstab, die goldene Pforte des Feengartens zu eröffnen? Ich weiß es nicht; aber sehe ich zurück auf die Magie jener Feste, auf die schimmernden Bilderreihen am Purpursaum des glühenden Morgenhimmels, reißen die Nebel unserer Wälder und leuchtet über Kaschmirs Höhen und des Ganges grünlich-blaue Wellen Lalla Rûkh in ihren Rosenschleiern — vergib es mir, wenn ich an Zauberei und Wunder glaube."

186 Personen des königlichen Hofes und des Hochadels bildeten den Festzug und stellten die lebenden Bilder, in den Hauptrollen die königlichen Prinzen und Prinzessinnen selbst, außer der Prinzessin Charlotte als Lalla Rûkh der Kronprinz und Prinz Wilhelm als Schahs, der Großfürst als Aliris. Und alle die klangvollen Namen kehren wieder, die in der Geschichte der Hohenzollern eine Rolle gespielt haben, die Solms, Lottum, Knobelsdorff, Moltke, Blücher, Voß, die Lynar, Nostiz, Bülow, Fouqué und wie sie sonst alle heißen. Ritterliche Haltung und Kraft, jugendliche Anmut und Schönheit, Farbenpracht der Gewänder, Reichtum an Geschmeide und Edelsteinen, Geschmack der Anordnung und Vollendung der Ausführung wirkten zusammen, um hinter diesem Fest alle ähnlichen weit zurückzulassen. Wir geben nun der Baronin Fouqué das Wort, die ebenso wie ihr Gatte und ihre Tochter, im Zuge mitschritt und die, selbst Dichterin, die ganze Poesie desselben uns am lebhaftesten schildern kann; bei der Klangfülle ihrer Sätze vergegenwärtigen wir uns, daß ihre Schilderung noch der empfindsamen Epoche unserer romantischen Literatur angehört. Es ist der 27. Januar 1821. „Jetzt hat es

Digitized by Google

artigen Feste die möglichste Ausdehnung lieh: allgegenwärtig konnte er nicht machen, was durch Handlung und äußere Bedingnis an Ort und Zeit gebunden ist, und nur das, was der Hof zu seinem Zirkel rechnet, fand in dem bezeichneten Gemache Einlaß. Indes nun Hoffnung und Ungeduld alle Sinne spannen, die Schranken gezogen sind, der Gang, durch den der Zug hindurch muß, frei gelassen, der Raum in der Mitte mit Polstern eingefaßt, der verhangene Rahmen im Hintergrund (für die lebenden Bilder) um ein Drittel der Saalhöhe hinaufgeschoben ist, unzählige Kerzen brennen, die königliche Kapelle den Marsch zu beginnen wartet, die berühmtesten unserer Künstler gefällig ihre Einsicht den Anordnungen der Bilder leihen — bewegt sich der reiche Hof des Moguls und des schönen Aliris, Fürsten der Bucharei, mit allem, was morgenländische Pracht und Phantasie in sinnvoller Zusammenstellung vereinen konnte, aus den entlegenen Kammern,

sieben geschlagen. Im Schlosse ist alles in Bewegung. Der Weiße Saal faßt die eingeladenen Gäste nur eben; jenseits durch alle Kammern, den Rittersaal, die Bildergallerie steht Maske an Maske so engereiht, als es die gepreßte Brust nur irgend noch gestatten will. Den Zug. den wenigstens, hat jeder von den Tausenden (fast 3000 Geladene waren anwesend), in diesen Mauern das Recht zu sehen; auf alles andere, den Tanz und jene Magie der Bilder, werden sie Verzicht leisten müssen, denn so weit der Raum auch ist, so väterlich des Königs Huld, Neigung und Wunsch eines jeden berücksichtigend, dem groß-

Cephalus und Aurora aus dem pantomimischen Tanz: Dädalus und seine Statuen. (Karnevalsfeier im Palais des Prinzen Ferdinand von Preußen zu Berlin am 23. März 1802.) * Oben: Orpheus und Euridice

Digitized by Google

wo wir uns versammelt hatten, nach den angefüllten Sälen, welche alle durch wohlverteilte Musikchöre von den vollen tönenden Marschesklängen zugleich erschallten ... In einem anziehenden Gemisch von Rührung, Freude und Bewunderung ordnete sich das Geleit der schönsten und geliebtesten Herrscherfamilien. Den Zug eröffneten Indische und Bucharische Tänzer und Tänzerinnen: die Ersteren in weißem Mull und Silber gekleidet, die Männer mit Turbanen, die Frauen mit langen zurückgeschlagenen wallenden Schleiern, einen Purpurshawl in den leicht gehobenen Händen; die Bucharen bunt; die Frauen in gestreiftem wollenen Stoff, ein vielfarbiges Bandelier über Brust und Schulter, breite abstehende Schirmmützen mit Korallen und Juwelen verziert, lange herabhängende Haarflechten und Gold- und Perlschnüre; ihre Tänzer in knapp anliegenden, langen Röcken, über den Hüften breite farbige Schärpen gegürtet, weite bauschige Beinkleider, rote Stiefel, und hohe pelzverbrämte Mütze. Ihnen folgten Edle aus Kaschmir und der Bucharei, Süd und Nord in Tracht und Haltung wie die vorhergehenden Paare. Besonders zeichneten sich die Bucharen-Männer durch Reichtum und Schmuck der Verzierungen aus." In allzu großer Ausführlichkeit schildert sie nun einzelne aus der Reihe der im Zuge mitschreitenden Prinzen und Prinzessinnen. „Pelze von großer Kostbarkeit, schwerer Goldstoff und alle Schätze, die Samarkand und Tibet den ergiebigen Bergesklüften abgewonnen, prangen hier im buntesten Gemisch in seltener Auswahl. Aliris (der Großfürst) allein, tritt schmucklos unter ihnen allen auf. Ein Sohn der Poesie, von ihrem ewigen Reiz umhaucht, schön wie das Unvergängliche, in Jugend, Anmut und Liebesglück strahlend, den Glanz des Sieges auf der Stirn, des Kriegers Blick im Auge, hoch, kühn, voll stiller Glut, scheint er dem Sonnengotte gleich, der, irdische Pracht verschmähend, der Erde seinen Glanz gefällig leiht. Er ist des Festes König, und groß, wie Könige sind, genügt ihm, sich in sich selbst zu fassen und seiner inneren Flamme starkem Licht freien Raum zu schaffen. Die Perlen und Juwelen, die er der schöpferischen Brust entwand, sie flocht die Liebe in ihren Strahlenkranz. Die Märchen sind es, die uns in Bildern widerleuchten. Und Lalla Rûkh, wie des Himmels Huld, ein rosiges Gewölk, der Sonne erstes Funkeln verschämt verhüllend, schwebt sie, hoch auf einem Baldachin thronend, von Sklaven, die sich ihrer Fesseln rühmen, im Triumph getragen, über Fürst und Volk in sinniger Betrachtung hin. Der ernste Blick trägt die bunte Erde, die der schöne Mund kindlich anlächelt, dem Himmel näher und scheint sie nur in seinem Licht verstehen zu können. Die Krone, in deren Bogen sich Demant an Demant reihet, ist ein duftiger Reif, aus Sonnenstaub gebildet, dessen zarte Gestalt der Steine Glanz, nicht das Gewicht der Steine aufzulegen scheint, und wie aus Wolkenlicht gewoben, fließt der rötliche Schleier darunter hin. Es trifft dein Auge heller Schimmer, und das Bild, was einzig dir bleibt, ist das einer Himmelsrose, dem Garten der Erde wie der Liebe zu ewiger Obhut anvertraut."

Großfürstin Alexandra Feodorowna als Lalla Rûkh und Großfürst Nikolaus als Aliris, König der Bucharei im Festspiel „Lalla Rûkh"

„In gleicher Pracht und Herrlichkeit blendet Aurengzeb von seiner Höhe herunter Gefolge und Zuschauer. Ihn tragen seine Getreuen auf ihren Schultern an der staunenden Menge hin. Zweimal hält der Zug seinen Umgang; dann steigen Vater und Tochter zur Erde nieder. Sie nehmen ihren Sitz auf den ausgebreiteten Polstern, dem verhangenen Bilderrahmen gegenüber. Der verwandte Hof an ihrer

Digitized by Google

Hektor Andromache Thusnelda Arminius

Kostümbild aus der „Weihe des Eros Uranios". Festspiel vom 8. Januar 1818
Unten: Zweites Bild aus den lebenden Bildern beim Festspiel „Lalla Rükh": Das Paradies und die Peri.
Links: Prinzessin Radziwill als die Peri. 27. Januar 1821

Seite, die Kinder zu ihren Füßen. Im selben Augenblick gehen die Marschesklänge in gefällige Tanzmusik über. Indier und Bucharen entfalten in ihren Nationaltänzen alle Eigentümlichkeiten eingeborener Grazie. Leichte Verschlingungen und jene geschmeidige Biegsamkeit des Morgenlandes geben dem Ganzen Charakter und Reiz. Das Auge ruhet noch mit Wohlgefallen auf der letzten Gruppierung, als die rührendsten Töne die Seele plötzlich wie aus irdischem Verlieren zu tiefer

sehnsüchtiger Besinnung wecken. Der dunkle Vorhang rollt auf." Und nun folgt im gleichen Ton höchsten Entzükkens die Beschreibung der lebenden Bilder, von denen das Paradis und die Peri und die Geschichte der Nurmahal, der verstoßenen Gemahlin Dschehangirs, besonders poetisch wirkten. Ergreifender Gesang, von den ersten Künstlerinnen der Berliner königlichen Oper glockenrein vorgetragen, begleitete und erläuterte die einzelnen Vorgänge. „Verzweifelnd sieht Nurmahal,

Digitized by Google

Gruppe aus dem Festzug „Lalla Rûkh". Zeichnung von v. Klöber

das Licht des Harems, sich von ihrem Gatten verstoßen. Doch trostreich nahet ihr die Fee Nemuna. Es weissagen Blick und Miene nahe Hilfe, und wie die Sultanin ihr Leid geklagt, sieht man auch schon die Hand der Helferin aus Blumen, dem feuchten Mondestrahl entwachsen, eine Krone winden, sie kunstvoll der knienden Nurmahal in das Haar drücken und im Bewußtsein des Erfolges die Fee verschwinden. Ein Zauberschlaf senkt sich sofort auf der Zurückgebliebenen Auge. Sie widersteht nicht länger. Auf ihren Polstern hingestreckt entschlummert sie. Ein Genius schwebt an das Lager, ihr eine Laute in die Arme legend. Als Nurmahal erwacht, das Saitenspiel erblickt, steigt Erinnerung belehrend in ihr auf. Sie wird sich bewußt, was ihr der Traum gesagt, der Augenblick gibt ihr neues Leben. Verwandelt ist ihr Blick, die Welt der Töne ist ihr aufgegangen. Ein Fest soll abends den Sultan erfreuen. Lässig streift sein müdes Auge am Tanz und freudigen Ergehen der schönsten Jugend hin. Vergebens scheint der blühende Rosengarten seine Düfte und Farben hier verschüttet zu haben, die reizenden Tänzerinnen entfalten umsonst Anmut und zierliche Bewegung. Dschehangir sieht sie nicht. Nur die Töne einer Laute, eine Stimme, klagend, süß und zärtlich wie der Hauch der Mondesnacht, die ihn umfließt, trifft sein Herz. Er horcht den Klängen, er schwimmt auf ihren Wogen, die Seele taucht verjüngt aus ihnen auf; sein Blick sagt: Nurmahal! o wärst du es, die da singt! Die verschleierte Lautenspielerin wirft hier die Hülle ab,

Lebende Bilder zum Festspiel „Lalla Rûkh": Erstes Bild aus dem „Verschleierten Propheten von Khorasan". Vorn: Gräfin Haack als Zelika

Digitized by Google

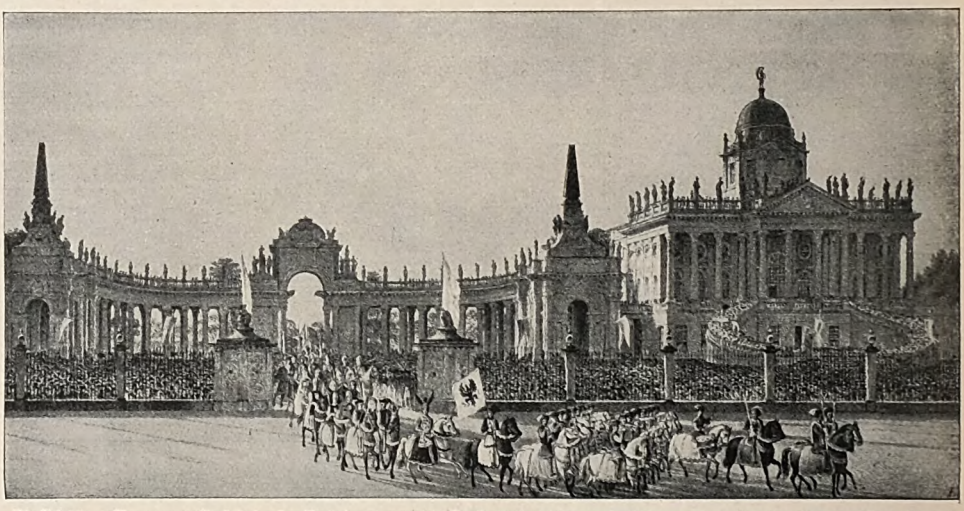
Gruppe aus dem Festzug „Lalla Rükh". Zeichnung von v. Klöber

das Licht des Harems strahlt dem Sultan entgegen, er sinkt überwunden zu ihren Füßen. Nach diesem Augenblick kennen die Wiedervereinten nur Glück und Seligkeit. Das Fest der Rosen wird gefeiert. Kaschmirs Jünglinge und Jungfrauen, in Rosenduft und Silberglanz gehüllt, schweben tanzend aus dem Rahmen des Bildes hervor. Mehr und mehr nahen alle Gestalten der Bilder. Im Vordergrunde des eingefaßten Raumes gruppieren sie sich, die beiden herablaufenden Stiegen zum Innern des Saales hinunter. Zu dem Tanze der Rosenmädchen gesellt, bilden Indier und Bucharen die reizendsten Verschlingungen, die letzten Töne der Musik sind lauter Freudenruf. Hiernach tritt der Marsch aufs neue in seine Rechte. Der Zug bewegt sich feierlich, und Lalla Rükh, der Mogul, Aliris und alle die herrlichen Gestalten des Feengedichtes begeben sich in ferne Kammern, zu reichem Mahl versammelt. Von diesem Abend nun nichts weiter."

Uns nüchterner Denkende mutet diese Schilderung einer bejahrten Frau von Geschmack seltsam verstiegen an. Wie sehr sie aber dem allgemeinen Empfinden und dem Zeitgeschmack entsprach, zeigt die Anerkennung, die Heinrich Heine ihr zollt, während

Allegorische Gestalten pflegen einen weißen Rosenstock
Aus den Lebenden Bildern zum Festspiel „Der Zauber der weißen Rose". (13. Juli 1829)

Digitized by Google

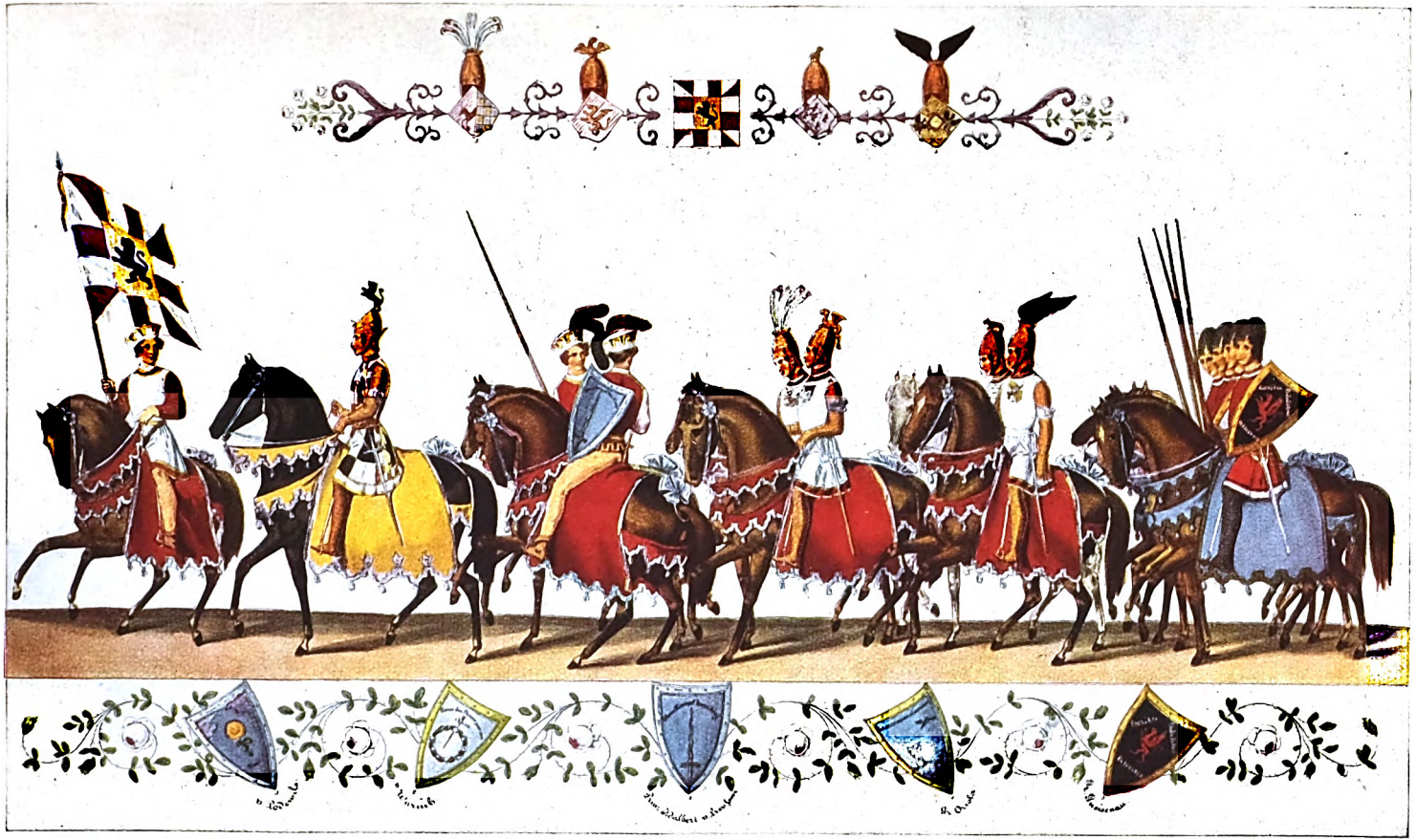


Ansicht der Commun-Gebäude in Potsdam am 13. Juli 1829 mit dem Festzuge „Der Zauber der weißen Rose“
Zeichnung von E. Gärtner

er sonst mit seinem Spott doch nicht zurückhält, und der Umstand, daß — als die Berliner Zeitung „Der Freimütige“ den Bericht abgedruckt hatte — sofort ein Sonderdruck in Broschürenform folgen mußte, um der regen Nachfrage zu genügen. Während sonst die Berliner Zeitungen von Veranstaltungen der Hofgesellschaft wenig berichteten, weil sie

Die Preisverteilung durch die Kaiserin von Rußland beim Fest „Der Zauber der weißen Rose“ in Potsdam

Digitized by Google



Gruppe aus dem Festzug „Der Zauber der weißen Rose". (13. Juli 1829)
Prinz Adalbert, vor ihm das Panier der Burggrafen von Nürnberg. Zeichnung von Joh. Heinrich Stürmer

Digitized by Google

Prinz Albrecht von Preußen. Vor ihm das Panier von Brandenburg. (Gruppe aus dem Festzuge „Der Zauber der weißen Rose")

strenger Zensur unterlagen, haben von diesem Hoffeste auch die sonstigen Berliner Zeitungen ausführliche Berichte gebracht, so die Vossische und die Spenersche Zeitung, beide nach dem offiziellen Programm, welches Herzog Carl von Mecklenburg entworfen hatte. Noch Monate später schwelgten die Berliner in Erinnerungen daran, und als die Weihnachtszeit kam, wußte der Hofkonditor Fuchs Unter den Linden nichts Zugkräftigeres zu finden als das prächtige indische Fest, das er in Zuckerfiguren und in den Hauptstücken porträtgetreu in seiner Weihnachtsausstellung den Beschauern darbot. Unbeschreiblich war auch der Eindruck des Ganzen auf die Hauptteilnehmer. Prinzessin Charlotte, die Großfürstin, war davon so ergriffen, daß sie den Dichter der Undine aufforderte, das englische Gedicht für sie ins Deutsche zu übertragen, und den jungen Maler Hensel, die lebenden Bilder in Kupfer zu stechen. Die königliche Porzellanmanufaktur fertigte eine Prunkvase mit dem Zuge an, und endlich wurde ein großes Festalbum in künstlerischer Form und reichster Ausstattung herausgegeben, worauf die Teilnehmer subskribieren konnten. So ist uns die Erinnerung an dieses Fest erhalten geblieben. Es verdiente es. Niemals hat der Preußische Hof ein Fest gesehen, das künstlerisch höher gestanden hätte und nur das 1829 veranstaltete ritterliche Fest „Der Zauber der weißen Rose" konnte sich ihm vergleichen. Es fand zu Ehren des Geburtstages der russischen Kaiserin (13. Juli) statt — Charlotte war es inzwischen geworden — und huldigte dem Symbol, das sie sich schon in früher Jugend erwählt und das ihr den Namen „Blancheflour" eingetragen hatte.

Digitized by Google

Unter südlichen Sonnen und Menschen

Novellen von Heinrich Federer

Die Buchbinderin Mala Golzi

Es ist noch alles unverwüstet — alt im Felsenstädtchen Todi. Aber an der Gassenecke, die zum Garibaldiplatz sieht und sich vor den drei trotzigen Palästen der Stadtherrschaft ringsum nicht fürchtet, gab es vor sechzig Jahren ein Buchbinderlädelchen im erdebenen Stock, das jetzt nicht mehr existiert. Im oberen Boden hielten die Serra eine Gaststube. Es war weder Hotel, noch Wirtschaft, sondern neben der großen, wandgefensterten Küche ein noch größerer düsterer Saal, in dem man durch den Schieber ein gutes hiesiges Mittag- und Nachtessen bekam. Im Notfall ward einem noch ein hartes, knisteriges Laubbett in der Mansarde eingeräumt. Doch davon wußten die Fremden nichts und von den Einheimischen außerhalb des Weichbildes nur wenige.

Im dritten Stock wohnte die Buchbinderfamilie Golzi und hatte die beste Kammer dem Oberst Pigrino eingerichtet. Der alte Soldat hatte aus den Achtundvierziger Kämpfen ein schwaches Auge heimgetragen und war nach und nach erblindet. Bei den Golzi und Serra verzehrte er seine kleine Pension, da er keine Verwandten, aber in einem entfernten Vetter der Serra, dem Canonico Massimo droben im Domherrenstift, seinen besten Freund besaß. Don Massimo holte ihn oft aus der Libreria, wie man sonderbarerweise damals das Haus der Buchbinderfamilie hieß, zu einem Spaziergang ab. Gewöhnlich schlenderten sie gemächlich über San Fortunato, wo der Priester jeweilen seufzte: „Ach, diese Fassade! Nie wird sie vollendet. Kasernen, ja! Kirchen nein! — Miserable Zeit!“ — Dann geriet man gleich über die Piazza Pignatara, wo der Oberst seinerseits sich jedesmal rächte: „Und das Kloster drüben, lieber Massimo, bleibt ausgefegt, ja, ausgefegt von Dunkelmännern. Helle, saubere Zeit!“ — Denn von hier schoß einem die Flanke des einstigen Konvents ins Auge. Das wußte der Blinde, sobald man auf eine bestimmte höckerige Stelle des Platzes trat.

„Soll ich davonlaufen,“ drohte der Domherr alsdann, „Sie dunkelster aller Dunkelmänner!“ — „O wenn alle wären wie Sie!“ beruhigte flink der kleine, breite Oberst und tastete sich fester an seinen Führer. „Sie dürfen sieben Klöster stiften und ich lasse mir auch noch die Locken scheren.“

Dann lachten beide, denn ihre Häupter waren kahl und geschliffen wie Mühlsteine. Und trotz ihrer Gegensätze im Kirchenpolitischen konnten sie ohneeinander nicht drei Tage auskommen. Das war um die Siebzig, und damals wimmelte das Haus Golzi-Serra von Jugend.

Vierzig Jahre später lagen die Freunde längst unter dem Grabstein. Aber auch im Hause ward es merkwürdig still. Oben fast keine Gäste und nur noch zwei alte Schwestern Serra, immer in schwarzen Röcken, da ihr einziger, vergötterter Bruder Piso so seltsam gestorben war. Unten im Laden die lichte Sechzigerin Mala Golzi, über und über von feinen Runzeln durchstrichelt, aber von gesunder apfelroter Farbe, den Hals gerade und mit den prachtvollen braunen, aber etwas harten Augen unter dem halben Lid zufrieden hervorzwinkernd wie einst in den Jüngferchentagen.

Sie arbeitete am offenen Fenster. Man konnte gut hereingucken. Oft saßen Kinder rittlings übers Gesimse und bettelten farbiges Papier oder Goldschnüre. Sonst gab es im Stübchen nur noch einen Schrank, zwei Sessel, einen Liegestuhl, und am Türhaken hing eine alte, grüne Feldjägeruniform. Doch die Alte am Fenstertisch voll Kleistertöpfen, Haftschächtelchen, Kartonscheiben, Drahtnetzen und Beigen von Papier pinselte und schnitt und nähte und besorgte das klebrige Geschäft noch bis ins letzte von Hand, aber von so rascher, geschickter, peinlich solider Hand, daß selbst von Perugia aus der Präfektur, ja, vom Kardinal-Erzbischof Aufträge kamen. Ein Einband von ihr überdauert Jahrhunderte.

Doch sie war vermöglich und nahm nur noch an, was ihr behagte, etwa Heiligenleben und vom Profanen, was sich recht kurzweilig las. Denn ehe sie einband, las sie alles Material. Das Werk über die Spezialpflanzen zwischen Tiber und Naia und die Baugeschichte von San Fortunato und alles Fremdsprachige wies sie bündig ab. Dagegen bat sie den Stadtschreiber und Bücherwurm Mossa um Abenteuer und Romanzen. Sie wolle das gratis binden.

Digitized by Google

Denn Frau Mala wollte all das Interessante mittags und abends dem Manne vorlesen, der ihr zunächst im Lehnstuhl saß, mit roten Pantoffeln und einem gefleckten herrlichen Jaguarfell auf den Knien. Sein feines Greisengesicht paßte nicht in diesen schlichten Raum. Er war mager und blank und kahl wie eine dürre Birke. In seinen Beinen und Armen marterte die Gicht mit Millionen Messerchen. Er konnte zeitweise nicht zwei Schritte tun. Doch hielt er standhaft aus. Das Schönste in seinem edelgeformten, aber verdorrten Gesicht waren die zwei silbergrauen Augen, die wie große Monde auf und nieder gingen. Aber meist hielt er die Lider geschlossen, der müde Elvezio dalla Rocca.

Als ich etliche Jahre später da hineintrat, war der alte Herr nicht mehr da. Sie trug noch immer keine Brille und blinzelte noch immer köstlich unter halben Lidern hervor und lächelte aus hundert apfelroten Rünzelchen; aber der Lehnstuhl blieb leer. Indessen lag noch die getigerte Decke darauf und das rote Pantoffelpaar darunter und ein Fußpolster, gerade, als müßte Elvezio dalla Rocca im Augenblick von einem kleinen Spaziergang zurückkommen und ins Tuch schlüpfen. Ich wußte jedoch, daß er jene Reise, die kein Retourbillett kennt, bereits angetreten hatte. An der Türe hing feierlich die grüne Soldatenkleidung.

Frau Mala band immer noch Bücher ein. Das war ihr eine Lebensnotwendigkeit wie das Atmen. Aber sie tat es jetzt gemächlich und nahm nur noch kleine Sachen an, am liebsten Legenden und Gedichte und solches, was vom großen Sohne dieser Stadt, dem Mönch und Dichter Giacopone veröffentlicht wurde. Die Gaststube zu Häupten war eingegangen, und die beiden schwarzgewandeten Schwestern Serra kamen meistens nach Vesper hinunter und strickten und plauderten leise und schlürften einen Kaffee. Diese drei Siebzigerinnen sahen aus wie drei heiterstille Oktobertage.

Die hellste von ihnen, Mala Golzi, erschien mir, wenn sie so kleisterte und zusammenheftete, selbst wie ein Geschichtenbuch, mit fröhlich bunten Deckeln, aber streng geschlossenen, geheimnisvollen Seiten. Was mochten wohl da drinnen für Kapitel stehen? Denn daß ein Haus voll schallenden Lebens, mit prächtigen Jünglingen und hübschen Fräulein zu diesem greisen Rest zusammenschrumpfte, dazu bedurfte es doch wohl absonderlicher Fügungen.

Ich besaß eine lose Sammlung von Dichtungen Giacopones in deutscher Übersetzung. Damit ging ich zur Buchbinderin.

Aber Frau Mala weigerte sich, diese Blätter einzubinden. „Tedesco, no!“ Sie binde ja nicht einmal mehr das schönste liebste Italienisch ein. Noch gestern habe sie Marco Visconti, man denke, so eine famose Geschichte, ohne Umschweife abgelehnt.

„Ich komme wieder und bettle wieder,“ sagte ich. „Es handelt sich doch um den größten Bürger von Todi, um sein Armutslied. Sollen das nur die Italiener haben? Sind wir Deutschen nicht auch Christen und möchten probieren wie Giacopone, die Lumpen des Reichtums von uns zu werfen und im stillen Glanz der Armut zum Himmel aufzuleuchten?“

Frau Mala schüttelte den Kopf. Sie verstand mich nicht. Das klang ihr zu großartig.

Öfter kam ich nun und grüßte und bettelte wieder. Und einmal warf ich die berühmten Verse hinein:

Udite nova pazzia
Che mi viene in fantasia!

Gleich zuckte es um Malas Mund und sie antwortete flüsternd:

Viemmi voglia d'esser morto
Per che io sono visso a torto.

Und ein mild klagender Blick traf den leeren Stuhl mit Decke und Pantoffeln.

Io lasso il mondan conforto
Per pigliar più dritta via

schloß ich die Strophe, mit der jener Mönch des Mittelalters seine Abkehr von der wilden Geschäftigkeit der Welt beginnt.

„Ja, wenn man nur könnte,“ seufzte Mala. Es tönte leicht wie ein Vogelseufzer. „Ich lese eben noch immer gar zu gern Abenteuer und Liebesgeschichten.“ — Ihr verschrumpftes Gesicht glänzte in rosiger Kindheit.

„So bindet mir jetzt die paar Blätter ein,“ bat ich. „Tut das zur Buße! Seht, da steht gerade das Gedicht ‚Udite‘.“

„Aber deutsch.“

„Aber kein Wort anders als wie Giacopone dachte.“ Ich las:

O hört der neuen Torheit Sang,
Die wundersam ins Herz mir drang.
Sehnsucht des Todes mich umschwebt.
Zu Unrecht, ach, hab' ich gelebt.
Ich lass' die Welt, die ich erstrebt,
Für einen bessern gradern Gang.

„O, o!“ machte die Alte und hielt sich die zarte Hand ans Ohr.

„Gefällt es Euch nicht?“

„O was für eine Musik!“ spaßte sie. „Wie ... wie ... das knarrt und ...

Digitized by Google

ja ... hustet ... dieses Deutsch. Wenn Giacopone das hörte ... o!"

„So würde er sagen: bindet ihm, dem fremden Manne, der nicht schöner reden kann, bindet ihm die Blätter. Froh bin ich, wenn man meine Lieder in allen Sprachen hört. Auch in dieser rauhen da. Gott versteht es schon. Es steckt ja überall das gleiche Gebet drin."

Langsam überprüfte Frau Mala die deutschen Buchstaben. Es wollte ihr nicht recht in den Kopf, daß in diesen Haken und Häklein der gleiche Franziskaner rede. Aber zuletzt sagte sie kurz: „Gebt her! Ich mach's!"

Und nun kam ich Tag für Tag her, sah zu, wartete, plauderte und brachte den drei Frauen etwa Blumen oder die neueste Zeitung und las ihnen daraus das Feuilleton vor: „Die Tochter des Kastellans", mit seinen blutroten Unwahrscheinlichkeiten. Diese Tochter liebte, ward geraubt, saß gefangen, schrieb Billettchen und knüpfte Strickleitern, floh, ward nochmals gefangen, ach, man kam nicht aus der Hetze heraus. Aber das greise Kleeblatt legte, sowie ich mit dem Provinzblatt hereinkam, Kaffeelöffel und Rosenkranz und Gummipinsel weg und rief einhellig: „È scappata? ... ist sie nun wieder entschlüpft?" Und ich mußte die Fortsetzung lesen von feuchten Mauern, Ketten, die klirren, Zeichen, die durchs Gitter flattern. O es war sehr romantisch.

Trotz diesen Opfern erlangte ich keine Silbe aus der Vergangenheit Malas. Im Städtchen freilich konnte ich Glaubliches und Unglaubliches zusammenlesen, soviel ich nur wollte. Wenn ich dann mit so einem Bündel Neuigkeiten in die Buchbinderei trat, prüfte ich alles an den drei Gesichtern, ob es stimmen könne, und wußte bald, was übertrieben, was Zutat war, strich aus und verbesserte in Einfalt und wagte dann und wann im Zweifel sogar eine Frage an Mala. Sie lächelte jedesmal wie zu einem Schläuling, aber nickte dann doch oder schüttelte den Kopf. Und zwischen diesen Ja und Nein bildete sich die folgende, kleine, schwere Geschichte.

*

Mala hatte schon als Kind den Eltern beim Buchbinden geholfen. Der Vater kramte ihr Wahres und Unwahres aus, was in den Bogen stand, und eine ungeheure Leidenschaft, eigentlich die einzige echte Leidenschaft ihres Lebens, wucherte von da in der Kleinen empor, Geschichten zu lesen, Altes, Neues, je wunderbarer je besser.

Im Hause ging es wie in einem Taubenschlag zu. Sie hatte zwei kecke, lärmende Brüder, und die Serra zählten vier Töchter und den Bruder Piso. Toll genug lärmte es unter so vielen Sohlen. Nur Mala ging sachte und wie auf Katzenpfoten so leis. Aber ihr Herz klopfte am neugierigsten von allen.

Da brach jene unvergessene Seuche ein, von den ewigen Kleinkriegen in Italien in die stillsten Orte geschleppt. Einige sagen, es sei eine versteckte Art von Blattern gewesen, andere nennen es gar die Pest. In den Jungwuchs von fünfzehn, sechzehn Jahren fiel sie mit der Wut eines Geiers und riß die Schreienden und Wehrenden in wenigen Stunden so weit weg, als die Ewigkeit mißt. Zwei Mädchen der Serra und beide Brüder Malas glühten am Morgen auf und erfroren vor Sonnenuntergang im Eis des Todes.

Kaum wuchs ein bißchen Gras auf den Gräbern, so legte sich auch der Buchbinder in den Sarg. Die Witwe Mira kränkelte seitdem, und die Einsamkeit ringsum fröstelte sie so eigentümlich an, daß sie meist das Bett hütete und man nach drei Jahren gar keine Änderung empfand, als die Mutter Golzi nicht mehr in der Kammerecke, sondern in der Friedhofecke schlief.

Längst hatte sich das Jüngferchen Mala als Hauptperson an den Kleistertopf gesetzt und versah den Beruf bald besser als Vater und Mutter ehedem zusammen.

Oft kam Piso, während seine zwei übriggebliebenen Schwestern dem alten Serra die Wirtschaft führten, in den Laden hinunter. Er war ein breiter, kurzgewachsener Bursche, mit kleinen unruhigen Augen, starken Backenknochen, einer schmutziggelben Haut, aber einem großen, langsamen Mund, der in purpurdunkler Begehrlichkeit leise fieberte, dürstete, glühte und von wunderbarem Schnitt der Lippen war. ‚Will er trinken, küssen, beißen?' mußte man sich bei diesem schwülen Anblick unwillkürlich fragen. Etwas Wildes und zugleich Scheues lag im Ausdruck des Jünglings.

Er saß zu Mala, um Geschichten zu hören oder zu lesen. Häufig brachte er eine Flasche Chianti mit und netzte damit unaufhörlich seine schwere Zunge. Stundenlang konnte er Mala zuhören, ohne den Blick von ihren saubern Lippen zu trennen. Auch Mala gewann ihn lieb. Am Sonntag zogen sie die Gardinen nieder, riegelten die Türen und lebten für nichts als ihre gemeinsame Neugier. Dann nötigte Piso das Mädchen, mit ihm aus der Flasche zu trinken. Sein großer voller Mund, der ihr gar wohl gefiel, wurde flinker, er spitzte die breiten Lippen zu einem melodischen Pfeifen. O wie er pfiff, wie Nachtigall und Lerche zusammen! Leise begleitete er ihr Vorlesen mit diesem flötensüßen Pfeifen, blies ihr dazu seinen starken

Digitized by Google

Knabenatem ins Gesicht und küßte sie zuletzt. So fing es an. Sie trug noch kurze Röcke und er noch keinen Flaum.

Sie redeten nun oft zwischen den fremden Ereignissen eines Romans in halb kindlicher Weise vom eigenen Heiraten. Sie solle dann die Buchbinderei aufgeben, meinte er, und hier unten eine Weinlaube eröffnen. Da widersetzte sie sich. Ohne Bücherbinden möge sie nicht leben. Dann wurde sein Mund schwer und roh. Dann zog er die große Hand von ihrer Schulter, schwieg, wurde unheimlich. Und dann kam er ihr häßlich vor.

Auch beim Lesen von herrlichen Prinzen, mit schwarzen Schnurrbärten und gespornten Stiefeln, mit Augen wie Adler, aber Händen wie Lilien und mit Schwüren, die wie rote Flammen von den Lippen flogen, ach, da dünkte ihr Piso ein häßlicher Gesell, der ganz in den Schatten fiel. Aber wenn Piso dann wieder, die Ellbogen auf den Knien, zu ihrem Buch emporlauschte, die Rosenknospe bildete, melodisch mitpfiff und sein graues zappeliges Auge still wie ein Nachtfalter auf ihrem Munde gleichsam absaß, dann war er ihr wieder der liebste und beste Knabe. Wenn er nur nicht schon Chianti wie ein Erwachsener tränke! Das macht ihn so aufsässig.

Einmal bat sie ihn, auch Buchbinder zu werden. Sie könnten dann miteinander ein tüchtiges Geschäft betreiben. Er bekäme die lustigen Sachen zum Einbinden, sie die ernsten, und wenn er zu sehr lachte, läse sie ihm ihr Trauriges vor, und wenn sie zu düster würde, müßte er ihr von seinen Späßen borgen. Und so würden sie belesen und reich und dazu noch Mann und Weib.

Er könne aber den Kleister nicht ertragen.

Sie wollte solchen beschaffen, der wie Ambra dufte.

Und er könne das Schmieren nicht ansehen.

Das sei viel reinlicher als die Sauereien der Gäste oben im Gastzimmer. Sogar der Oberst spucke ringsum den Boden voll.

Wer seine Frau werden wolle, dürfe kein gesondertes Gewerbe treiben; sie müsse neben ihm stehen und tun, was er tue.

Sie wolle niemals wirten. Nie habe jemand in ihrer Familie gewirtet.

„Nein," grollte Piso, „dann passen wir nicht zusammen, und ich suche eine andere."

„Ja, und ich bleibe hier am Buchbindertisch . . ."

Das waren noch Kindereien. Aber sie mehrten sich und wurden reifer. Als die zwei gegen die Achtzehn rückten, waren sie einander äußerlich gleichgültiger geworden, und vielleicht war es nur noch das kurzweilige Geschichtenbuch und eine warme Gewohnheit des Zusammenlebens, wenn sie noch oft abends bei einem Roman die Köpfe zusammensteckten.

Da kam die Erhebung um 1868 und weiter. Piso schlüpfte — kein Mensch hätte ihm das zugetraut — freiwillig in die grüne Feldjägeruniform. Zwei Jahre schlug er sich in allen Teilen Italiens herum, und von den zweien schien keines das andere zu entbehren.

Spät nachts vor dem Abmarsch zur Truppe suchte Piso seine Freundin noch im Laden. Er war sicher, daß sie wartete. Sie tat, als ob sie die halbe Nacht an einem pressanten Werk arbeiten müsse. Als er in der buntgrünen Uniform vor ihr stand, wurden beide verlegen, grübelten nach Worten und wußten nicht einmal, ob sie sich umarmen sollten. Daß sie einander so sonderbar fern ständen, fühlten beide gleich schmerzhaft.

„Bücher binden, immer Bücher binden?" fragte er nachlässig. Aber seine schöne Stimme war heiser.

Sie rang nach Atem und Luft.

„Sag' doch!" befahl er herrischer.

„Immer!" hauchte sie. „Ich kann nicht anders."

„Dann leb' wohl!"

Geringschätzig zuckte er die Achseln und ging mit flüchtigem Winken der Hand hinaus. Ihr schien, er sei voll von Ferne und Zukunft und vergesse sie leicht.

Aber nie war er ihr so sicher und stattlich vorgekommen wie in dieser blaugrünen Soldatenmontur mit dem flotten Käppi und dem Säbel. Alles Plumpe war verschwunden.

*

Um jene Zeit war Oberst Pigrino schon etliche Jahre im Golzihaus in Pension. Durch ihn gab es wertvolle Kunden in Malas Laden. Der Domherr Massimo ließ den ganzen Cesare Cantu und die Predigten von Segneri binden. Seinetwegen gab die bischöfliche Kanzlei einen Berg amtlicher Erlasse in schweinslederne Folianten. Aber die meisten Aufträge brachte Elvezio, der einzige Sohn des verarmten Aristokraten Paolo dalla Rocca, ein gescheites, elegantes, feingliedriges Herrchen von zweiundzwanzig Nichtstuerjahren. Er brachte alte große Ausgaben von Dante und Arioſt, deren dicke Blätter von Mäusen angefressen waren, aber die von wunderlich schönen Bildern im Text wimmelten. Es war eine entsetzliche Mühe, so eine zerrüttete Divina Commedia zurechtzuflicken und ordentlich einzuheften. Fast an jedem Blatt mußte herumgedoktert werden.

Der Vater Paolo dalla Rocca war in ganz Todi verschuldet. Er zahlte auch hier nichts, sondern ließ sich nur immer neue Rechnungen stellen und sagte: „Wartet, bitte, sobald mein

Digitized by Google

Prozeß . . .“ Aber niemand glaubte mehr, auch Elvezio nicht, daß dieser Prozeß wegen eines fernen amerikanischen dalla Rocca je eine Lösung fände oder auch nur einen roten Soldo ergäbe. Trotzdem sagte Paolo immer: „Geduld! Sobald der Prozeß . . .“

Elvezio genierte sich darob nicht im mindesten. Er hatte nichts anderes als Schulden erlebt und ihn bedünkte, solche Herren von Adel könnten gar nicht anders handeln. Und Mala, sonst eine so exakte Kassenführerin, dachte plötzlich auch so gewissenlos und bat sogar Elvezio, nur wacker neue Arbeit zu bringen. Sein Vater würde gewiß noch einmal jenen geheimnisvollen, in Perugia anhängigen Prozeß gewinnen. Aber das sagte sie nur so. Seine schöne, noble Gegenwart ging ihr über jede Zahlung.

Die Abenteuer im Orlando furioso kamen an die Reihe, dann Tassos Befreites Jerusalem und Alfieris Saul. Alles war ihr neu. Nun griff man zu den Promessi Sposi. Das züchtige Fräulein Mala hatte sich ganz und gar in die üppigen Szenen des Orlando vernarrt. Aber bei der Lucia Mondella atmete sie wieder erfrischt und reinlich auf. Elvezio freilich behauptete mit einem bübischen Hochmut, auch er wäre imstande, eine hübsche Geliebte zu entführen, aber ohne Helfershelfer täte er den Streich.

Als er das behauptete und sie lustig musterte, der schmale, feingesichtige Junker, mit der kühlen Nase, der scherzhaften, bleichen Lippe und den Augen wie blitzende Silbermonde, da erschauderte sie wie in einem Schüttelfrost, bückte sich tief zum Buche nieder und konnte ein Weilchen keinen Atem tun. Sie hatte zwar ähnliche, wenn auch nicht so mächtige Erschütterungen beim Lesen wilder, gefährlicher Rittergeschichten erlebt. Immerhin, von diesem Augenblick an war Piso ausgewischt, und Tag und Nacht stand der Jüngling mit der geschmeidigen Gestalt, dem kühnen Wort und den weißen Funken im Auge vor ihr.

Stundenlang blieb er in der Libreria. Nie gab er ihr die Hand, die zarte Faulenzerhand. Dazu stand er noch zu hoch. Aber je länger er erzählte und je mehr ihr Zuhorchen ihn labte, ihr Verstehen und Nicken ihn stolz machte, ihr Staunen ihn beglückte, und je heller er dieses hübsche, rotwangige, reine Gesicht unter seinem Aug' und Mund aufglänzen sah wie eine frische Flut unter der Sonne, um so heftiger zwang es ihn, wiederzukommen und sie wieder so willig und leuchtend unter ihm zu sehen. Denn er saß immer auf der Tischecke, die Füße wippend, und blickte wie ein junger Gott auf das arbeitende und lauschende Menschenkind hinunter.

O ja, da war nun einer wirklich gekommen, so glänzend wie nur je die, von denen die Romane singen. Er hauste in einem zerfallenden Herrschaftshaus, bei seinem verschuldeten Vater, freilich, freilich. Aber Schulden, Zerfall, Staub und graue Armut, einerlei, er schimmerte nur um so sonniger durch diese Verfinsterung des Lebens hindurch. Sie wußte nicht, was mit ihr geschah, blinzelte mit ihren verschleierten Augen über den Arbeitstisch zum Fenster, als versuchte sie zu fliehen, aber merkte gut, daß dieser Bursche nicht bloß ihre Stube, sondern ihre ganze kleine Welt füllte.

Und er? Wer kann herausbuchstabieren, wie das schrittweise vor sich geht, von der Neugier und Herablassung zur Aufmerksamkeit, von der Aufmerksamkeit zum wärmern Interesse, vom Interesse zur Zuneigung und von ihr, der noch so milden Lampe, zur Feuersbrunst der Liebe. Elvezio wußte nach wenigen Wochen, daß er ihr Herr, aber sie zugleich seine Herrin geworden sei.

Aber bald war Mala in diesen Gefühlen die besonnenere. Er dachte an gar nichts, als diese schöne gute Kleine einmal, wenn es sein konnte, bald zu besitzen. Um alles andere kümmerte er sich nicht. Sie jedoch gewann beim Buchbinden, wo man genau, vorsichtig und beinahe kleinlich, aber auch recht solid hantieren muß, immer wieder soviel Überlegung, um sich zu fragen, ob das etwas Haltbares sei, dieses so merkwürdig hereingeplumpste Ereignis, ob es Wurzeln habe, ob Elvezio brenne oder nur flackere . . .

Und wie es mit dem Buchbinden wäre? Ob sie das so weitertreiben dürfe? Denn in seinem verlotterten Hause nichtstuerisch sitzen, frieren, magere Kost essen und unbezahlte Rechnungen studieren, nein, das hielte ihr flinkes Wesen nicht aus. Ja, diese Schulden. Wer zahlt denn die einmal? Etwa sie mit ihrem Buchbindervermögen?

Bei solchen Fragen verflogen die romantischen Liebhabereien. Ihre angeborne Nüchternheit regte sich wieder. Lesen ist nicht Leben. Dort mag man schwärmen, hier heißt es rechnen. Sie liebte Elvezio, o kein Zweifel. Dennoch nahm sie sich oft am Ohr und fragte, ob das der richtige Mann für sie sei, nicht eher ihr Prinz aus einem Märchen, ihr Traum, ihr Biskuit?

‚Wir müssen uns einmal noch ganz gehörig aussprechen,‘ schloß sie.

*

Die beiden Schwestern Serra hätten Mala zu gern mit ihrem Bruder Piso verheiratet gesehen. Sie schienen kurzsichtige, beinahe einfältige Jungfern zu sein. Aber

Digitized by Google

sie hatten sehr gut erkannt, wie es um Piso stand. Vor dem dalla Rocca warnten sie sozusagen mit Händen und Füßen. Seine Besuche waren ihnen ein Greuel. Diese Familie sei am Aussterben, habe kein frisches Blut mehr, Cadaveri!

Das machte Malas Herz nicht schwer. Sie fühlte sich frisch und flink für hundert Matte. Die Aussprache mit Elvezio verschob sie von den Wochen in die Monate, obwohl ihr Rechnungssinn sehr danach dürstete. Er selbst drängte auch gar nicht zur Verlobung und tat auch nicht so stürmisch wie Piso einst, wenn er liebkoste. Es war eine gewisse wohltuende Vornehmheit in allem, was er tat. Er fühlte sich ihrer auch so sicher wie eines hübschen Vogels im Käfig.

Ringsum in den Provinzen knallte und stob es von Kampf. Gerne hätte auch Elvezio zum Degen gegriffen. Das Blut der alten Barone meldete sich leise. Doch er würde für die alten Herrschaften, nicht für die neue, protzige Einheitsregierung fechten. Sein Vater erklärte aber, das wäre nutzlos. Der Piemontese habe den Glücksstern an den Schnauzzipfeln hängen. Da wäre es schade, einen einzigen Tropfen Schweiß zu vergießen.

In der Tat folgten Vittorio Emmanueles Siege Schlag auf Schlag. Rom fiel, Neapel war sein, der letzte Widerstand zerstob im Winde.

Von Piso Serra wußte man nichts Gewisses. Es verlautete, er sei ein rühriger Offizier geworden, habe eine schwere Kopfwunde erlitten, ein paar Frechheiten von Rang verübt und sei rasch zum Hauptmann emporgestiegen, der Jüngste von allen! Aber selbst Oberst Pigrino konnte diese Berichte nicht bestätigen. Piso selbst hatte nie eine Zeile geschickt.

Dann ward es wieder lange totenstill. Die Serra verloren den Vater und ließen die Trauerbotschaft ans Regiment abgehen, in dem sie Piso wußten. Aber es kam keine Antwort. Nun forschten sie durch bekannte Militärpersonen nach dem Bruder und wurden immer ängstlicher, da niemand etwas vom Gesuchten erfahren hatte. „Es hat ihn gewiß eine Kugel getroffen," klagte Schwester Mira. „Nein," widersprach Mara, „ich glaube, ein Degenstoß hat ihn getötet." Und die von der Kugel und die vom Degenstoß weinten abendelang.

Interessant wurden die Dispute zwischen dem Oberst und dem Domherrn. Pigrino schenkte dem Freunde keine schwarze Botschaft.

„Bei Forli sind die Päpstlichen gewichen."

„Aber der Erzbischof von Bologna schleuderte den Bann."

„Jetzt geht es auf Rom."

„Der Papst exkommunizierte den König."

„Trotzdem gibt es ein einiges Italien."

„Aber eine uneinige italienische Seele!" —

Das Jüngferchen Mala mußte um diese Zeit viele militärische Flugblätter, Feldberichte und Soldatenzeitungen in Hefte binden. Zuerst hatte sie jede Zeile gelesen. Dann langweilte sie der Text, da es immer ums gleiche ging, und sie schnürte und leimte die Blätter unbesehen.

Einst, beim Zurechtlegen solcher losen Berichte vom Felde, klagte Elvezio ihr neuerdings, wie gerne er ein bißchen mitgekämpft hätte. Aber nun hätten die alten Parteien alles verspielt. Überdies meine der Vater, er, Elvezio, hielte die Strapazen nicht aus. Er verfiele der Gicht. Die dalla Rocca bekämen sie ohnehin alle schon früh. Der Vater könne oft keinen Finger bewegen.

Mala war heimlich zufrieden, daß Elvezio daheim blieb. Dennoch spürte sie etwas Abkühlendes bei seiner Erzählung von der Gicht über sich gehen. So ein sauberer, heller, feiner Jüngling, so gescheit und gelenk! Und rieselte dahinter doch jenes dünne, träge Blut, wovon die Schwestern Serra sprachen?

„Es ist wahr," fuhr Elvezio fort, während Mala die Bogen nach dem Datum ordnete, „ich habe keine Kraft in der Hand. Ein Gewehr könnte ich nicht lange hoch heben." — Er breitete seine schlanken, blaßgeäderten Hände vor ihr wie ein Spitzenwerk aus. Wirklich Nonnenhände! Mala hätte sie küssen mögen, und doch erschien ihr Elvezio im gleichen Augenblick unmännlich. Wieder ging etwas Erkältendes über sie. Wohl lag in seinen Augen eine große Macht. Aber alles andere war zu fein. Auch die langen, schmalen Füße, die er aus den Sandalenriemen lose heraushängen ließ, ach, das war doch nichts, um fest im Boden zu wurzeln. Das tanzte vielmehr. Wo war der Held?

Dennoch streichelte sie ihn von ihrer tiefen Stabelle aus über das Rist. Er saß auf der Tischecke, und seine Herrensohlen hingen fast in ihren Schoß hinunter. Dann aber kam zur Zartheit etwas Zänkisches über sie.

„Was willst du denn eigentlich tun, Elvezio, wenn wir verheiratet sind? Das möcht' ich einmal wissen."

Er sah sie verwundert an mit seinen Silbermonden.

„Du bist doch aus der Universität weggelaufen und wolltest nicht länger die Rechte studieren. Und seitdem tatest du nichts. Und ins Militär kannst du also auch nicht. Ja, was bleibt dann?" — Mala wurde im Sprechen immer sicherer.

Da lachte er ihr ganz köstlich ins Gesicht.

Digitized by Google

„Nein, ohne Spaß," drängte sie, „was willst du tun?"

„Nichts, gar nichts!"

„Aber . . ."

„Das heißt lesen werde ich, das Stammhaus hüten, meine Güter . . . die alten Urkunden vom Dachboden holen und sortieren. O es wird nie langweilig. Vielleicht schreib' ich an der Chronik der dalla Rocca im Winter."

„Aber," wagte Mala, „deine Güter sind doch alle überschuldet. Das rinnt dir durch die Finger weg wie Wasser, wenn du nichts verdienst."

„O so weit ist es noch lange nicht," erwiderte der Jüngling sorglos. „Mein Vater findet immer Auswege."

„Und ich? Was ist dann mit mir?"

„Du? Was denn? Du bist doch bei mir und machst mir das Leben schön." Er spielte in ihrem Haar . . . „Ich diktiere dir unsere Chronik."

„Und die Buchbinderei?" — Sie versuchte das Haar los zu bekommen, aber er erwischte eine andere Flechte und küßte sie.

„Verkaufen wir! Siehst du, da gibt es ja schon Geld. Nein, nein, Kleine, da ist keine Not." — Er begann mit den Beinen elegant hin und her zu wippen.

Jetzt riß sich Mala los. Ihr war, als hätte man sie mitten auf den Kopf geschlagen. Nein, auf diese Art dachte sie sich weder die Heirat, noch die Zukunft, noch überhaupt eine richtige Liebe.

„Und ich soll aufstecken? Kein Buch mehr binden?"

„Ha ha ha, du Plebejerin!" Er lachte, daß seine blassen Lippen safteten.

„Im Ernst, Elvezio!"

„Wo denkst du hin, Kind!" widersprach er nun vernünftiger. „Das würde mein Vater nicht zugeben. Ich muß froh sein . . ." Er zauderte.

„Was mußt du froh sein?" zwängte sie rasch."

„Daß . . . daß er mich nach meinem Herzen heiraten läßt. Er versteht das nicht. Auch ich verstand es früher nicht, daß . . ." Wieder zögerte er.

„Rede, rede!"

„Daß ein dalla Rocca eine Bürgerliche ehelicht!"

Sie wollte aufspringen. Er drückte sie nieder. „Seit ich dich kenne, bist du mir zehnmal mehr als die ganze Nobiltà von Perugia. Da! da! Liebe." Er wollte ihre Stirne küssen. Sein Gesicht glänzte von Zufriedenheit. Aber sie wich zurück und starrte ihn offenen Mundes an.

„Aber Elvezio!" flehte sie fassungslos.

„Ach, jetzt mach' dir doch keine Sorgen. Es kommt schon alles von selbst gut."

Nein, niemals wird sie diesen Laden aufgeben, so wenig als sie eine Weinlaube daraus machen würde. In diesem braun getäfelten Stübchen zu ebener Erde steckt das Glück der Golzi durch viele zufriedene Buchbindergeschlechter, steckt auch ihr eigenes Kindes- und Jugendglück. Nötig genug wird sie übrigens für so einen nobeln Tunichtgut kleistern und helfen müssen. Nein, immer wird sie Bücher binden, selbst wenn sie Königin würde und auf einem Thron sitzen müßte, würde sie Pappendeckel und Gummi mitnehmen.

Doch für heute will sie nicht weiterstreiten. Sie legt Bogen auf Bogen, notiert: fünf, sechs, sieben, lächelt wie um Verzeihung zum herrlichen Prinzen empor, der so einen Zauber über sie ausübt, und sagt beschwichtigend: „Ja, reden wir später dav . . ."

In diesem Augenblick will ihr der Puls stocken. „Piso Serra" sieht sie auf der ersten Seite eines Bogens dick gedruckt aus dem Text springen. Sie fuhr sich ins Haar, ob sie denn träume. Nein, da stand es noch immer schwarz auf weiß und erlosch nicht. Und sofort sah sie die blaugrüne Uniform der Feldjäger, den Säbel, das Käppi schief und hörte seinen stolzen Schritt zum Laden hinaus. Wieder sah sie schmerzlich zur Schwelle. Totes erwachte unglaublich frisch.

„Was hast du?" fragte Elvezio und hob mit zwei Fingern ihr Kinn empor. „Was steht da?"

„Etwas von Piso," stotterte sie scheu, „von Piso, dem Kameraden dieses Hauses . . ."

„Ah, der mit der Negerlefze, der?" scherzte Elvezio von oben herab.

„Gar nicht mit der Negerlippe, pfui, wie du redest! Er hat einen schönen Mund und pfiff . . . o wie er pfeifen konnte! Wie ein Engel."

„Pfeifen denn die Engel?" spottete Elvezio. „Ich glaubte, sie sängen bloß."

„Ach, du wenigstens kannst nicht so pfeifen."

„Nein," gestand Elvezio, „ich bekomme zu wenig Luft in die Kehle. Der Atem ist zu kurz."

„O Piso hatte Luft, daß einem vor Wind das Haar aufwirbelte."

Sie erschrak, sowie ihr das entschlüpft war. Aber Elvezio kannte keinen Argwohn. — „Das hätte ich hören mögen. Er muß uns zur Hochzeit pfeifen," scherzte er.

Sie schwieg. Ihre Lippen zitterten.

„Nun, so lies, was da von ihm steht!"

„Lies du!"

„Ich bin zu faul, ich höre lieber zu." —

Digitized by Google

Er reichte ihr das Blatt. „Da!“ Seine Stimme näselte, wenn er anfing zu befehlen. Auch das fiel ihr jetzt auf und dünkte sie unangenehm.

Die Buchstaben hüpften ihr wie Heuschrecken auf einer Wiese hin und her. Nicht Elvezios Befehl, die Neugier trieb sie zu lesen:

„Piso Serra, der Ulisse von Todi!

Im Geplänkel, das am 13. Mai auf der Straße nach Sulmona zwischen den Unsrigen und den Sizilischen stattfand und mehr einer Spielerei als einem Gefecht glich, ließen sich zehn Mann von der fünften etruskischen Jägerkompanie trotz der Warnung des jungen Leutnants Serra in einen Verhau locken, wurden umstellt und mußten, um nicht wie zusammengetriebenes Wild niedergeknallt zu werden, in den dortigen Steinbruch kriechen.“

Piso Serra schlich nun nachts voll Staub und Sand, in elenden Steinhauerhosen, mit Axt und Stemmeisen, als ob er aus dem Loch hervorkäme, zu den Feinden oben am Ranft und erzählte, er habe da drinnen geschlafen. Da hätten die Teufelskerle ihn überrumpelt, niedergehauen und seine Zehrung aufgefressen.

Mala mußte vor Aufregung innehalten.

„Weiter,“ gebot der feine Herr über ihr.

Als er erwacht sei, habe er die Burschen durch die Gänge stolpern hören. Er aber sei durch den richtigen Stollen, der beim Spiellobach münde, leise entflohen. Nach kurzem würden die Soldaten wohl auch diesen Weg finden.

Er zeigte eine grausige Wunde überm linken Ohr. Das Haar war da ein gutes Stück ausgerissen und die Kopfhaut in Fetzen.

Wieder mußte Mala absetzen.

„Gott, wie übel du liefest,“ schimpfte Elvezio. „Gib doch auf die Worte acht!“

„Er konnte nur noch sagen: ‚Wasser! . . . lauft rechts über den Pigonhügel . . . Spiellobach . . . aber zwei da . . . bleiben . . . still! . . .‘ und fiel in Ohnmacht.“

Immer trauriger las Mala. Jetzt ließ sie die Hand sinken. Tränen tropften aufs Papier.

„Wie wunderlich du tust! Schau' mich an!“ herrschte Elvezio zur Leserin und strahlte sein himmlisches Silber über sie aus und lachte voll gesunder Neugier ins Papier. „Acht wohl, Kleine, das ist eine Finte deines Piso. Der famose Kerl! Pfeifen muß er uns zur Hochzeit. Hip, hip!“

„Zuerst dachten die Sizilianer an einen Schwindler. Aber die Ohnmacht war echt. Alle bis auf drei Mann sprangen über den Hügel. Diese hier wuschen dem Elenden die Wunde und flößten ihm Schnaps ein. Da kam er zu sich und klapperte vor Fieberfrost mit den Zähnen, aber sagte: ‚Nicht so ein weißer Verband, da sähe man uns. Gebt mir eine schwarze Binde, so. Nun schnell zum Eingang. Blockieren wir ihn, daß die Blaugrünen nicht im Haufen herausfliehen können. Wir drei wären zu schwach.‘“

Jetzt las das Jüngferchen leichter und froher.

„Gesagt, getan. Sie lösten Gurt und Säbel, packten Steine und wälzten sie gegen das Loch. Aber in diesem Moment sahen sie vier Pistolen aus der Höhle auf sie gerichtet. Hände hoch! Aufs Knie! Die zehn springen heraus, binden die Gegner mit ihren eigenen Gürteln und reiten mit ihnen flugs zur Truppe. Aber Piso behandelt die zwei Gefangenen sehr nobel, füttert und tränkt sie unterwegs wie Säuglinge und verspricht ihnen rasche Auswechslung. Aber an die Steinwand hat er noch den Spruch geschmiert: E vivano le marmotte che ingannano le volpi*). Man mußte lachen durch die ganze Provinz. Denn der Führer der feindlichen Reitertruppe hieß Andrea Volpi.“

Eher gesungen als gelesen flossen diese Zeilen über Malas Lippen. Sie jubelte geradezu, während Elvezio sich vor Lachen schüttete und ein übers andere Mal rief: „Der Tausendsassa!“

Da hob Mala den Finger sorglich und endigte gedämpft:

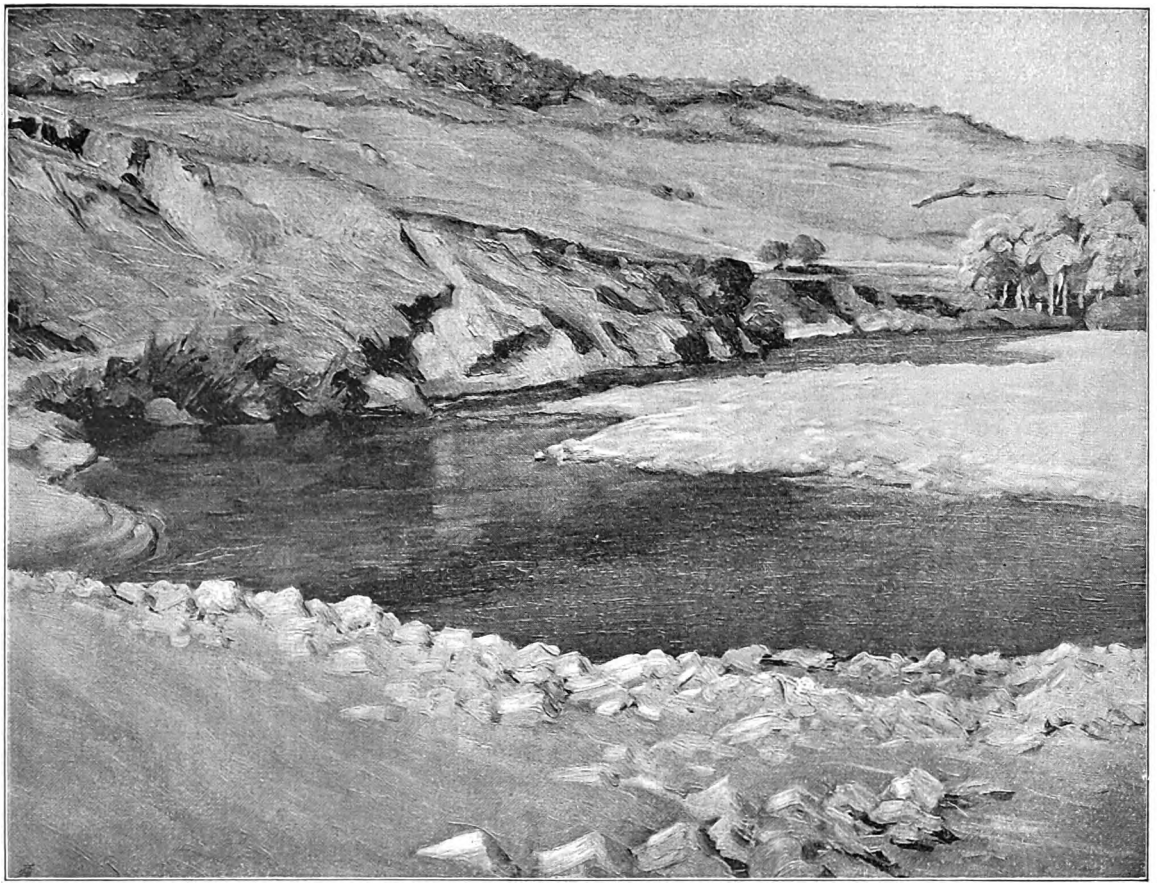
„Aber die Wunde, die sich der Held beigebracht hatte, um das Stück recht glaubhaft zu spielen, war ernster Natur. Piso Golzi schwebte wochenlang zwischen Loben und Tod. Jetzt ist er genesen, bekam den Hauptmannsstreifen und wird von der Kompanie vergöttert. Sie nennen ihn den Ulisse von Todi. Ja, Italien, du geeintes Vaterland, du hast deine Hektor, Achilles und Ulisse wie nur je das tapfere Hellas!“ . . .

Mala schwieg und versank im Lob des Kameraden wie in einem tiefen, wohligen Meer. Aber Elvezio musterte unwillig seine dünnen Handgelenke und zierlichen Füße. Ein leiser Verdruß umspülte ihn, daß er nicht wie ein Leu oder doch wie ein solches Murmeltier an derlei Abenteuern mitregieren konnte. Aber er dachte auch an den Schmutz und Staub jener Löcher und an das kahle Stück Schädel Pisos und gewann rasch das Gleichgewicht zurück.

„Das muß ich sogleich den Schwestern oben vorlesen,“ schrie Mala plötzlich und schnellte

*) Ein Lebehoch den Murmeltieren, welche die Füchse überlisten!

Digitized by Google



Sonnige Ufer. Gemälde von Robert Hoffmann

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

vom Sessel auf. „Komm mit!“ Und ohne zu warten hüpfte sie die Stiegen empor. Großmütig, als schenke er unverdient viel Ehre, folgte Elvezio langsam in die Wirtsstube und stieß mit den drei Jungfern sein Glas Spoletaner auf den neuen Ulisse an. Aber er fand die Geschichte zum zweitenmal schon etwas langweilig und begriff nicht, wie Mala sie nochmals so begeistert vorlesen konnte. Schließlich war es doch nur ein Gastwirtsbub mit dunkler Negerlefz . . . Negerlippe.

★

Von da an schwankte die Buchbinderstochter zwischen zwei peinlichsüßen Gefühlen. Sie liebte Elvezio mit der vollen Freude des Besitzes; und doch quälte sie ein wehmütiges Heimweh nach Piso Serra. Das ganze Städtchen hörte sie von ihm reden. Man wünschte ihn heim, um ihm ein Fest zu bereiten. Die Schwestern Serra schwebten in einem Gewölke von Rührung und Stolz, und wenn sie den Gästen das Glas einschenkten, überlief es jedesmal.

„O wir sind blind vor Freude,“ entschuldigten sie. „Unser Piso, so einer, denkt doch!“

Dann verkroch sich Mala vor aller Anfechtung wieder in ihre altgewohnte Buchbinderei, las vergilbte Blätter, die sie zusammenheften sollte, nistete stundenlang in den Turmgelassen, Palästen und Kohlmeilern jener biedern Erzählungen und vergaß dabei sogar ein Weilchen, daß es daneben einen Piso und Elvezio gab. ‚Liebst du denn eigentlich niemand?‘ warnte sie dann das Gewissen. ‚Liebst du wohl nur das Erdichtete?‘

Eines Tages brachte Elvezio eine prachtvoll illustrierte, aber leider gründlich verlumpte Ausgabe der Odyssee. Er las daraus ganz Herrliches, während das Golzifräulein im Papier herumschneiderte, aber immer wieder innehielt, um dem Leser ins Gesicht zu schauen. Dann klang das schöne Lied noch schöner. Was für Männer gab es da, helle, starke, geschmeidige, einer den andern überstrahlend! Natürlich, Elvezio war Achilles, so schlank, fein, schnell, mit so unerbittlichen Augen und die Lippe so unberührbar stolz, schier etwas Göttliches. Ohne es zu merken, streichelte sie die auf ihren Schemel niederhangenden, behenden, zarten Füße des Jünglings. O wie sie ihn gerade jetzt verehrte! Und wieviel sie in ihn hineindichtete!

Aber dann gab es da einen Odysseus oder Ulisse. Kein Zweifel, das war Piso, der schlaue Bursche mit den fleckigen Katzenaugen, dem gelben Gesicht, aber dem großen vollen Mund, der so scheu schwieg und so süß pfiff. Aber Achill ist viel prächtiger.

Eine merkwürdige, abenteuerliche Sucht faßte sie, ihn auch wirklich als Achill im Leben, nicht nur im Lesen zu erschauen. Er sollte einen Helm aufsetzen, eine schimmernde Uniform umtun, einen Degen schwingen, in hohen Reiterstiefeln über die Böden knarren oder auf einem glühen Rappen durchs Feld stürmen . . . Achill, Achill!

Und sie begann ihm davon vorzureden, ihm solches auszumalen, beinahe mit nassen Augen ihn darum zu bitten. Doch er schüttelte den Kopf, nahm sie zornig an beiden Backen und biß ihr in die Lippe. Ob sie seiner schon überdrüssig sei, ihn forthaben, in eine Flintenkugel jagen wolle? Nichts da! Jetzt habe er sie mit den Zähnen gezeichnet. Da lasse ein dalla Rocca nicht mehr von der Beute. „Schau' meine Hände, wie dünn, wie bleich meine Fingernägel, wie wenig Blut ist in meiner Lippe! Da kann ich nicht noch Blut verspritzen. 's ist doch auch kein homerisches Ringen. Nein, Blut saugen muß ich von dir, Schätzchen. Blutsauger hieß man uns doch vor alters. Ich habe Durst, Kleine. Bald muß die Hochzeit sein, bald!“

Er mußte über die eigenen Worte lachen. Gerne überhob er sich in grausamen Gebieterworten. Aber dann spottete er sich selbst mit einem freundlichen Lachen aus. Denn er besaß keine Härte, keine Bosheit, nichts Gewalttätiges. Er war ein innerlich zäher, ruhiger Charakter, nach außen ein selbstliebender, froher Faulpelz, der auch allen andern wohlwollte, die ihm mit Respekt und Gefälligkeit begegneten.

„Sag', was du willst, Elvezio,“ schwärmte das Ladenfräulein, „aber du solltest wirklich ein paar Monate in den Krieg.“

„Nie mehr will ich das hören,“ befahl er jetzt drohend. „Soll ich mir etwa auch die Kopfhaut abreißen?“ — Er strich das Haar, das wie blaßbraune Seide glänzte, über die zierlich geschneckelten Ohren hinunter. Aber in diesem Moment sah Mala den Piso im schwarzen Verband, das Haar struppig, die Hosen verschmiert, die Katzenaugen siegreich leuchtend und aus der dunkeln Lippe das süßeste, duftigste Triumphlied pfeifend. Mit einer wahren Andacht dachte sie an ihn, und Elvezios Glanz verblaßte ein wenig. Er war doch nicht Achill, nein. Eher der hübsche Paris. Der war auch etwas frech und ein vornehmer Aristokrat und schöner als alle andern, so daß die Mädchen ihn wie die Mücken einer Nachtlaterne umschwirrten. Ja, das war der Helenaräuber. Sie hatte er geraubt. Wie eigentlich? Im offenen Kampf? Mit Sturm? Im Duell mit Piso? Warum nicht gar! In den Sandalen und Seidenstrümpfen, mit Visiten, Geschichtlein und

Digitized by Google

hundert Zierlichkeiten gewann er sie. Nun, auch so einem Paris konnte man sich ergeben. Freilich, jener Ulisse in der Ferne war eine großartigere Gestalt, sie wuchs unheimlich und warf einen erstaunlichen Schatten bis in den Buchbinderladen. Der guten Mala bangte vor ihm.

*

Es kam nun schließlich doch zur Verlobung, und etliche Wochen später, an einem Sonnabend, da alle Glocken Todis das geeinte Italien vom Felsen hinunter läuteten, forderte Elvezio die rasche Heirat. Sei es, daß Mala zu viel von Piso sprach, sei es, daß Elvezio von dessen Heimkehr Hindernisse befürchtete, einerlei, er bekam plötzlich eine fieberhafte Eile zum Trauring und Altar. Aber nochmals schob Mala die Sache auf.

An einem sonnigen Spätnachmittag stieg Elvezio mit mißfärbigem Gesicht, arg verschwollenen Augen, aber leichtfüßiger als je vom wurmstichigen Palast zum Laden hinunter. Er war bis Mittag im Bett gelegen, um den Wein auszuschlafen, mit dem Vater und Sohn in der Bibliothek einen unerwarteten Glücksfall bis tief in den Morgen gesegnet hatten. Elvezio war das Bechern und Verjubeln der Nacht nicht gewohnt, darum sah er so zerfallen aus.

Die Sache aber war, daß der Prozeß wegen des amerikanischen dalla Rocca sich zugunsten der Linie in Todi entschieden hatte.

Vor etwa dreißig Jahren hatte die Familie einen jungen unverbesserlichen und unerträglichen Sprossen mit dreihundert Goldstücken nach Amerika spediert. Dort hatte die derbe Faust des neuen Weltteils den lockern Gino gehörig durch Not und Schweiß geschüttelt und zu einem Hauptkerl von Arbeit und Erfolg erzogen. Er wollte die blutarme Sippe in Europa vergessen, nur hätte er gerne eine Landsmännin geheiratet, um wenigstens ein bißchen Vaterland in der Pflanzung auf Florida zu erhalten. Aber im Drang der Geschäfte kam er nie dazu. Auch war sein Herz von den frühern Irrungen ziemlich ausgebrannt. Als er nun endlich als hoher Vierziger sich zu einer schnellen, sozusagen geschäftsmäßigen Brautreise nach Italien einschiffte, starb er auf dem verseuchten Dampfer an den Blattern. Paolo Rocca und ein Eugenio von Perugia kamen als sehr ferne Vettern, aber doch als die nächsten Erben in Betracht. Nach und nach ergab sich die Lage jenes Eugenio, eines vermöglichen, ältern Bankiers, als die aussichtsreichere. Einzig weigerte sich jener eingefleischte Umbrier, nach Amerika zu fahren, was laut Testament vom allfälligen Erben bedingungslos verlangt wurde. Er müsse sich persönlich verpflichten, so viele Jahre die Pflanzung selbst zu verwalten, wie der Erblasser es getan. Das wären beinahe dreißig Jahre. Er müsse auch aus dem schlaffen Italiener ein frischer Amerikaner werden. Aber es ging um Millionen.

Nun besaß jener Eugenio einen sechzehnjährigen Sohn. Sowie er mündig würde, übernähme der Junge den überseeischen Besitz. Dieses Verdrehen und Verschleppen des Streites focht Paolo als gesetzwidrig an. Neues Hin und Her. Da half der Löser aller Prozesse, der Tod. Jener Knabe focht in der Romagna wie viele Halbwüchsige mit und verschwand plötzlich. Sicher war er irgendwo gefallen und unerkannt verschüttet. Aber ein Totenzettel lag nicht vor, und der Bankier erstrebte immer neue Fristen für den Fall, daß sein Sohn doch noch lebte, heimkehrte und das Erbe fassen könnte.

Gestern, spät am Abend, kam nun die behördliche Einladung an Paolo dalla Rocca, daß die Güter in Florida ihm zugesprochen würden, wenn er nur in zwei Wochen die Klausel unterschreibe. Man merkte es dem Texte an, wie sehnsüchtig der Fiskus beide Arme nach einem Nein ausstreckte. Denn dann fiel alles in seinen Sack.

Paolo und Elvezio hatten längst nicht mehr an diese goldene Möglichkeit gedacht. Zuerst sahen sie nur die Millionen. Rob, der steife, an Hunger und Faulheit gewöhnte Hausdiener, mußte Champagner holen, und die zwei dalla Rocca tranken sich ins Morgenrot eines neuen, reichen Lebens hinein.

Freilich, die Klausel! Elvezio reiste gerne zum Zeitvertreib und Goldholen übers Meer. Aber dreißig Jahre dort auf einer stadtfernen, fremden, wilden Plantage zu wohnen, ging auch ihm schwierig genug ein. Indessen — eine solche Gelegenheit, aus dem Armuts- und Schuldensumpf zu Macht zu gelangen, gab es nicht mehr. Zum erstenmal im Leben hörte Elvezio den Vater sagen: „Ich bin ein Bettler. Willst du auch einer sein?“

So beschlossen sie, man müsse mit allen zehn Fingern zugreifen. Es gab doch auch viel Tröstliches. Elvezio würde fleißig Geld schicken, dann und wann monatelang mit Negerdienern und Pferden auf Besuch kommen und — das Liebste von allem — er nähme gleich die Mala Golzi als Gattin mit. Dieser Gedanke entzückte ihn. So führen sie Arm in Arm übers grüne Riesenwasser und hätten gleich im wildfremden Florida ein warmes Nestchen.

Fröhlich hüpfte der Junker an San Fortunato vorbei und trällerte dazu die alte

Digitized by Google

Volksweise: „Se venisse il frate e disse: non sposar*)! . . .“ Er hörte den Freudenschrei Malas voraus und sah, wie sie die Arme reisefroh zum Fenster hinausstreckte.

Da und dort hingen rote Teppiche wie am Fronleichnamstag aus den Fenstern. Man sah Blumenstöcke, Girlanden, Kränze an den Türen, Fähnlein an den Balkonen. Elvezio fragte gar nicht, was das bedeute. Er fand es selbstverständlich in seinem Jubel und wiederholte: „Se venisse il frate e disse: non sposar!“ und nickte jedesmal: „Doch, doch, sposar!“

„He, he,“ rief ihm da der Oberst Pigrino zu. „Wohin so lustig? Wer ist es, Don Massimo?“

Aber der Domherr sah eben die alte, unfertige Baute und schalt: „Diese Fassade, ach, diese Fassade wird nie fertig, miserable Zeiten!“

„Elvezio dalla Rocca,“ gab sich der Jüngling zu erkennen.

„Ah, du willst zur Libreria. Mußt dich beeilen. Piso kommt.“

„O,“ widersprach Don Massimo, „überlauf dich nur nicht. Ihr kommt alle zu früh oder zu spät. Ich kenne die Golzi.“

„Was heißt jetzt das wieder?“ fragte Pigrino.

„Das sind Leute, die sich nie entschließen können. So war's mit der Mutter selig. Man hat ihr den Gemahl fast anschmieden müssen. Und er war auch ein Golzi und hätte hundert Jahre gewartet. Sie sind freundlich, sie lieben beinahe, haben gern Freunde, aber dann, so um die elf, bleibt der Zeiger stehen. Die Uhr tickt schon weiter. Aber der Zeiger bekommt Angst vor der zwölf und steht still.“

„Eine sonderbare Alte war die Nina, Ihr habt recht. Immer hat sie das, was sie las, und das, was sie erlebte, miteinander verwechselt ... Ah,“ der Oberst scharrte mit den Stiefeln, „ah, Piazza Pignattara. Freund, Freund, hier wenigstens hab' ich's nicht gelesen, sondern erlebt: das Kloster ist sauber gefegt von den Dunkelmännern!“

‚Wer redet denn von Dunkelmännern, wenn ihn Gott selbst mit der tiefsten Dunkelheit schlug,‘ wollte der Canonico zum ixtenmal sagen. Aber Elvezio kam ihm zuvor und fragte: „Hochwürden, wieso komm' ich auch zu Jungfer Mala zu früh oder zu spät? Wir sind doch Verlobte.“

„Verlobte!“ lächelte Don Massimo und schwenkte den bezottelten Muschelhut. „Da steht der Zeiger noch immer auf elf.“

„O ich habe einen Magnet, der ihn auf zwölf zieht,“ betonte der Junker.

„Auch Piso hat einen Magnet. Siehst du nichts?“ Der Domherr zeigte auf die Farben und Fahnen der Häuser. „Piso kommt morgen. Schon rüstet man.“

„Und sein Magnet ist ein Lorbeer,“ fügte der Oberst hinzu.

„Der meinige ist von Gold und Adel.“

Damit maß der junge Herr überlegen das greise Kameradenpaar, grüßte und sprang weiter.

„Auch von Gold?“ sagte Don Massimo verwundert.

„Gold und dalla Rocca!“ lachte Pigrino. „Schaumgold!“

„Ach, lieber Freund,“ bat der Geistliche leise, „was ist denn eigentlich nicht Schaum? Mein Altes und dein Neues auch! Seifenblasen, und jede platzt.“

„Bitte, keine Predigt, liebes Pfäfflein.“

★

Als Elvezio in den Laden sprang, hatte Mala gerade eine Historie der Santa Teresa unter den Händen. Sie trennte die Bogen aus dem alten Rücken und las Stück für Stück von dieser außerordentlichen, männerbeherrschenden und doch so unterwürfigen Frau. Wie sie voll Leidenschaft und voll Ruhe war wie ein tiefes Wasser! Sie diente allem und gebot allem. Klein wie Spielzeug erschien um diese Mächtige das Küssen und Kosen verliebter Jugend.

Mala wurde ernst. Sie lehnte sich ins Stühlchen zurück und hielt die Hand vors Auge. O diese liebe Buchbinderei, diese Zuflucht, dieser Trost, dieses Heim! Sie hat den Piso gehen lassen, sie wird auch den Elvezio lieber als ihr teures Klecks- und Klebeamt verabschieden. Hier wurzelt sie; hier bleibt sie.

Es zieht wohl oft das Seelchen dahin, dorthin. Sei klug! Wart', bis der ärgste Wind aufhört! So steht es auch im Theresienbuch. Dann bist du nachher froh genug, daß du nicht im ungewissen verkamst. Bleib bei dir! — Das Buch sagt freilich: bleib beim Gewissen! Ist das denn nicht dasselbe? Wohl, wohl. Mit den zwei Gespanen geht die unsicherste Zukunft, das merkt sie wohl.

Gut, sie wird Elvezio heiraten. Aber sie wird Buchbinderin bleiben. Und er darf nicht mehr faulenzen. Einen Nichtstuer könnte sie nicht dauerhaft lieben. Sie wollen nach und nach die Schulden einlösen, dann soll sich der junge Gemahl an die Bewirtung der Güter machen. Bei Pondero hängt ein verwildertes Gehölze vom Berg. Das gehört ihm. Er soll einen Pfad zur Straße bahnen und dann teures Holz verkaufen. Ein Vermögen verfault jetzt dort. Dann sind die drei

*) Und käm' auch der Mönch und sagte: „Heirate nicht!“ . . .

Digitized by Google

Acker bei Preghia. Er hat sie einem Schlendrian von Pächter sozusagen um nichts vergeben. Nicht Korn, Steine wachsen darauf. Hop, hop! Selber in die Faust nehmen! Sie will Pflug und Geräte kaufen, einen Knecht besolden und für die Stiere aufkommen. Sie hat ja ein hübsches Geld zur Seite, geerbtes viel, erspartes noch mehr.

So kommt der Baron in Wohlstand und wird gut gelitten. Man wählt ihn in die Stadtämter, Sindaco Elvezio dalla Rocca. Er ist gescheit und kann trefflich kommandieren. In ihm steht das niedergeworfene Geschlecht wieder auf und hebt den Kopf hoch.

Derweil er wirtschaftet, wird sie täglich ihre vier, fünf Stunden buchbinden. Daran liegt alles. Von da kommt ihr Kraft, Humor und Geld. Mit Bücherbinden wird sie sich und Elvezio auch das Leben zu einem stattlichen Band zusammenbinden. Am Feierabend, von allem Schaffen gesegnet, lesen sie dann, Wange an Wange, vom Besten zusammen, was sie über Tag gefunden.

Sie rutscht erfrischt auf ihrem Stühlchen herum. Auf diesem Schemel ist sie stark. Hier haftet sie mit Leib und Seele. Auf diesem Schemel will sie dienen und herrschen. Elvezio wird das begrei . . .

„Mala, Malina, Maletta!" rief und stürzte wie ein Windstoß der flotte Bursche selber herein. Nein, nicht wie ein Wind, wie eine Sonne. Die ganze Kammer schien unter seinen Siegeraugen von Licht zu flimmern. — „Kind, wir zwei gehen nach Amerika!"

Sie wehrte mit beiden Händen wie vor einem Tollhäusler. Aber er war schneller und drückte die Widerstrebende an seinen Mund. Und der Duft des herrschenden Geschlechts und einer echten Liebe betäubten sie einen Augenblick.

„Jetzt gilt kein Zaudern mehr," sagte er mannhaft. „Der Prozeß ist gewonnen. Ich erbe die große Pflanzung in Florida. Aber ich muß hin, muß sie selber leiten, muß . . ."

„Elvezio!" schrie die Jungfer ungläubig.

„Dreißig Jahre lang! Aber das wird wohl nicht so buchstäblich gelten. Amerikanisches Testament, bah!" — Er knipste mit den langen, weißen Fingern.

„Dreißig Jahre . . . ich verstehe nicht . . ."

„Wenn es uns verleidet, gibt es dann schon Auswege, Reisen, Besuche. Aber ich glaube wir bleiben gerne dort. Dutzende von Dienern, Neger auf den Feldern, großes, bequemes Landhaus, nur zwei Stufen in die Stube, ganz wie hier. Pfirsiche, Trauben, Orangen, reicher Wald, Jagd, liebe Nachbarn, zu denen man reitet, wir halten Feste in einem grünen Laubsaal, und wir kaufen alle kurzweiligen Bücher für den Abend, und du bekommst Gold, alle Schürzen voll zum Reißen . . ."

„Ich verstehe gar nichts," flehte Mala und wischte sich die schönen Augen wie von einem Schwindel rein. Dann packte sie das Theresienbuch wie eine Waffe und drückte es an die Brust. Auf einmal schien ihr Elvezio, der nach Amerika wollte, ganz fremd.

Als Elvezio ihr das Ereignis nochmals ruhiger erklärt hatte, spitzte sie den Mund scharf wie einen Dolch und sagte fest: „Ich komme nicht mit, ich kann nicht, ich will nicht."

Elvezio griff nach der Tischkante, so heillos traf ihn diese Antwort. Seine Lippen wurden blau, und in seinen Augen ward es wie Mondfinsternis.

Nein, wirklich nicht. Sie bleibe hier. Es wäre ihr Tod, von Todi wegzugehen. Auch das Buchbinden würde sie nie aufgeben. Ganz anders habe sie sich das Leben mit ihm vorgestellt. Beide würden arbeiten, sie am Tisch hier, er auf seinen Gütern. Dazu hätte ihr Vermögen völlig gereicht. An den Schürzen voll amerikanischem Gold liege ihr nichts. Wie gesagt, für sich habe sie genug Marenghi *). Und auch für ihn, wiederholte sie schon etwas schalkhaft, besäße sie mehr als genug.

„Du!?" Beinahe wie ausgespuckt kam dies Wort.

O das hätte er nicht sagen sollen. Vielleicht hätte es doch noch eine Verständigung gegeben, trotz dem nahen Piso und aller Glorie dabei. Dieses Du, in diesem Tone, wie von einem Turm herab auf die Bettlergasse, nie hätte er es aussprechen sollen. Er sah wohl wunderbar vornehm, hart, elfenbeinern aus in diesem Augenblick, er glänzte wie ein kaltheißer Sirius am Nordhimmel. Aber sie konnte nur anstarren, schaudern, kopfschütteln davor. Gott weiß, was sie spürte im hintersten Herzwinkel. Denn dieses Buchbinderinnenherz war doch auch von rotem rauchendem Blut durchsaftet. Aber dieses hochmütig erhabene Du zeigte ihr auf einmal eine feste Schranke zwischen ihnen, die nie umgerissen, nur von der Liebe, diesem Königsadler, überflogen werden konnte. Aber wenn nun die Liebe etwas müder und kleiner würde, nur noch ein Falke oder gar ein Spatz! Wie dann?

Du?!

Vielleicht hätte sie doch noch den Schleier einer reisenden Todifrau umgeworfen, die Schuhe geschnürt, den Laden zugeriegelt und wäre mit ihm gezogen. Denn nicht bloß ihre

*) Zwanziger-Goldstücke.

Digitized by Google

Augen und ihre Phantasie, sondern auch ihre Liebe hatte etwas Lichtes, Vertrauliches, Hingebungsvolles. Sicher hätte sie von Gummipinsel und Kleistertopf nicht für ewig Abschied genommen, sie hätte sehr wichtig Auf Wiedersehen gesagt und vielleicht einiges Geräte mit übers Meer geschleppt. Aber sie hätte doch ihr Zaudern und ihre Winkelsüße überwunden, und dann wäre das große Leben jenes Weltteils und das größere des Zusammenseins in Fleisch und Blut mit dem bewunderten Jüngling über sie hingegangen und hätte ihr Wesen groß und frei gestaltet.

Aber ein einziges Wort kann töten. Hier geschah es. Vor diesem zu Boden schleudernden Du erlosch ihr Mut und Glauben an ihn. Sie gefror sozusagen in ihrer kleinen, engen Bürgerlichkeit vor diesem Du zu Eis.

Sie redeten nicht mehr viel. Die Sache lag zu klar. Mala hielt sich geduckt, über ihn aber ging eine Art von Versteinerung.

Er war dennoch nicht zornig. Vornehm grüßte er, duldete es leise, daß sie seine schöne Hand suchte und an ihre Lippe drückte und ging dreimal langsamer, als er gekommen war, davon.

Später hieß es, der junge Dalla Rocca liege schwer krank in Perugia. Andere sagten, er fahre bereits über den Ozean. Nach vier Monaten erst bekam der Vater eine Post von Florida: fünf, sechs trockene Worte und fünf- oder sechshundert Goldstücke.

*

Als Elvezio hinausgeschritten war, fühlte Fräulein Mala sich so, als wäre etwas Köstliches, Schweres von ihr gefallen. Ja, etwas Köstliches und das machte sie düster, aber auch etwas Schweres, und das ließ sie aufatmen wie schon lange nicht mehr. Hurtig setzte sie sich an die Bogen und begann zu heften.

Der Tag war lang. Nach dem Zunachten sollte sie mit den Schwestern Golzi durch die Stadt spazieren und gucken, wie man für Piso schmückte. Es war nur noch ein Bogen von Santa Teresa einzuhaken. Da stand: „An einem Karfreitag abends kam eine stattliche Jungfer zur Heiligen und gestand, sie liebe einen Jüngling und wisse doch, daß er schlecht sei und Tag für Tag trinke, falsch spiele, Mädchen betöre und die Bauern seines Dorfes elend presse. Sie kämpfe umsonst, aber liebe ihn trotzdem."

Ob er denn so schön sei, fragte die Santa freundlich.

Nein, eher garstig. Aber er küsse so herrlich und habe Augen so finster und traurig wie die Mitternacht.

Alma dachte an Piso. Ihre Füße zitterten.

„Kommst du endlich? Wir gehen," riefen die Geschwister Serra.

„Geht nur, ich hole euch schon ein." Die Mädchen verschwanden vom Fenster.

Ob sie denn meine, ihn retten zu können, fragte Santa Teresa mit seltsamem Lächeln.

Sie wisse nicht. Sie habe nie daran gedacht. Sie liebe einfach ganz maßlos.

Maßlos sei nur Gott. Nichts Menschliches könne maßlos sein. Da irre sie. Jedoch ihre Liebe zu jenem Manne sei noch lange nicht groß genug. Sie müsse über alle Menschenköpfe hinausgehen und bis zu Gottes Füßen reichen. Fast übermenschlich sei das.

Die junge Dame meinte, sie liebe so.

Wenn sie ihn wirklich so liebe, so sollte sie ihn auch retten können, das heißt geben, nur geben! Gar nichts für sich wollen . . . So fange das Retten an . . . Wolle man auch noch einen Profit für sich, viel oder wenig, so habe man schon eine Hand zur Rettung nicht mehr frei. Man müsse ganz unbelastet sein.

Hier hielt Mala inne und fiel in ein langes Nachsinnen.

„Mala!"

Himmel, Erde . . . Mala erbebte. Sie blickte nicht vom Buche auf. Diese schöne, tiefe Stimme klang aus der Zimmerecke, von Piso.

„Mala!"

Sie hielt die Hand vor die Kerze und blickte in den Schatten. Da tauchte etwas langsam auf, kam näher, warf die Kapuze weg, ja er, Piso.

Die Türe war offengestanden, auf der Piazza lärmte es. Da hatte sie ihn nicht hereinschleichen hören.

„Du, Piso?" schrie sie leise, und eine bange Wohligkeit durchströmte sie.

„Lösche!"

Sie blies die Kerze aus. Nun leuchtete nur von der Piazza her eine schwache Laterne.

Er setzte sich neben sie und schien ihr im Dunkel größer.

„Nun, kannst du nicht grüßen?" sagte er lustig.

„Wenn man so hereinschleicht . . ." nörgelte sie zum Schein.

„Was soll das dumme Zeug da draußen? Das mag ich nicht. Drum bin ich nachts unbemerkt heraufgekommen. Sorget nur, ihr Mädchen, daß man morgen weiß, ich sei schon daheim."

Sie begriff das. Er war ja im Grunde so schüchtern.

Übrigens habe er es noch zwei Kameraden zugesteckt. Die werden auch helfen. Ein kleines Abenteuer, was ist das? Gott, da gab es andere Helden. Aber die bekamen Erde

Digitized by Google

zu schlucken, kein Mensch kennt das Loch. Wozu dann diese Dummheiten!

Unwillkürlich fanden sich im Dunkel ihre Hände. Die seine war groß und stark und hart. Da hielt man etwas in den Fingern. Sie vergaß, daß sie vor wenigen Stunden eine viel schwächere Hand verehrt und sogar geküßt hatte.

„Ich muß dich anschauen," sagte sie und staunte selbst, wie schnell die alte Vertraulichkeit gefunden ward. Flink schloß sie die Laden, zündete wieder an und bestaunte ihn. Er trug einen kleinen, krausen, schwarzen Bart von Ohr zu Ohr. Das Haar fiel schwer wie Nacht in die Stirne. Die Augen brannten etwas trüb und hinterhältig. Aber der Mund war derselbe, groß, reich, glüh wie hoher Sommer und die Stimme daraus wie Nachtigallenschlag.

„Wenn du mich fertig beguckt hast, dann bring mir etwas zum Trinken. Ich laufe schon sechs Stunden ohne Einkehr."

Nun saßen sie da beisammen, lachten, scherzten, gaben sich leichte Püffe und schwere Spitznamen und fühlten sich wie alte Spielkameraden, die einst vom selben Pfirsich gebissen. Das Stüblein schien total ein anderes, als wenn jeweilen Elvezio drin weilte.

„Und Elvezio?" brach er plötzlich heraus.

„Der! Nach Amerika reist er für immer."

„Und du nicht mit?" — Sie hörte ihn leise keuchen.

„Warum sollte ich?" machte sie trotzig.

„Waret ihr denn nicht fast versprochen?"

„Ich sagte ihm, was ich dir gesagt habe: Buchbinderin bleib' ich."

Da zog er sie mit unnennbarer Gewalt an sich und küßte sie auf Stirne und Mund. „Wie ein Bruder!" entschuldigte er und lächelte. Eine graue verschmitzte Unklarheit wich nicht völlig aus seinen Augen, aber es glänzte dazwischen etwas Gutes und Dankbares. So war es immer gewesen. Über dem rechten Ohr, gegen den Wirbel empor, gab es eine kahle Stelle, die er nicht ganz mit dem übrigen Haar verdecken konnte, und das Ohr selbst war verstümmelt. Das alles wirkte häßlich. Aber man spürte Kraft und Hitze in ihm, und auf seiner Stimme lag Seele. Mala fühlte sich seltsam zu ihm hingezogen. War es Sinnlichkeit, Kameradschaft, Kindertreue, Rührung, sie wußte es nicht; aber sie hob sich auf die Zehen und berührte seinen Ohrstummel mit andächtiger Lippe. Und gleich fiel ihr die stattliche Jungfrau bei Santa Teresa ein, sonderbar . . .

Er trank, rauchte, erzählte, trank wieder. Seine kleinen Augen wurden kindlich. Er ließ sie nicht mehr aus dem Arm. „Ich hab' dich nötig, Mala," schrie er plötzlich, „immer hatte ich dich nötig, du Böse. Aber von jetzt an am meisten."

„Ach was plapperst du," sagte sie und schlug ihm auf den Mund. Ihr schien, er lalle schon ein wenig. Sie suchte sich loszuringen.

Er plauderte weiter, nicht vom ernsten Krieg, nein, von Raufereien, Bettlerstücken, Gepolter, Schmutziges und Holdes, von feilen und feinen Mädchen, falschen Genossen, ehrlichen Feinden und daß er es nicht über den Hauptmann hinauf brachte trotz mangelnder Führer, weil er zuviel Räusche gesoffen habe. „So mach' ich's," stammelte er, schob das Glas weg und trank geradeswegs aus dem Kruge.

Entsetzt riß sie ihm das Gefäß weg. „O Piso, sei vernünftig!"

„Der Wein, der Wein, der tötet mich noch. Und das Faulenzen." — Er stand auf. „Mala, ich verwüste dir die Stube. Da ist nichts als Ordnung. Da pass' ich nicht mehr hinein. Da stürbe ich." — Er schüttelte sich und begann wie ein Kind zu schluchzen.

Sie nötigte ihn auf den Stuhl zurück, streichelte ihm den Bart, tröstete, das überwinde er bald, andern gehe es nicht besser. Sie küßte ihn vor Mitleid und wußte nicht, daß Leidenschaft dabei war. Und wieder kam ihr ein Wort Teresas in den Sinn und biß sie: ‚Geben, immer geben, nichts für dich wollen, so fängt die große Liebe an, die retten kann.'

Sie wurde rot und wußte auf einmal, wie ferne sie noch von dieser göttlichen Selbstlosigkeit war. O nie könnte sie so werden, sie mußte von allem Süßen auch einen Schleck haben. Bücherbinden, Bücherbinden, ja! Aber Menschen in eine gesunde, glückliche Fassung bringen, selbstlos, ohne Profitchen, nein, diese Kunst war ihr zu hoch.

Piso hatte sich einen schweren Rausch aufgeladen. Er schlief über den Stuhl hängend ein, schnarchte wie ein Bär und Mala mußte schließlich die beiden Schwestern holen, um den Helden von Todi, dem man die Straßen bekränzte, zu Bett zu bringen. Diese guten Seelen hatten sich den Empfang des Bruders wahrlich anders vorgestellt.

Das ganze Quartier lachte, als Piso am Morgen in Zivilkleidung durch die Gassen spazierte und da und dort einen Kranz abriß oder einer Matrone zornig zurief, sie möchte die bunten Lappen zum Fenster hereinziehen. Aber er konnte es nicht hindern, daß in der folgenden Nacht die Musik vor der Libreria spielte, eine Rede auf das geeinte Italien und auf seinen schlauen Hauptmann gehalten, nachher in der Golzi-Gaststube bankettiert und der gefeierte Piso von allen

Digitized by Google

Festleuten zuerst benebelt wurde und unter die Bank fiel.

In dieser geräuschvollen Nacht war der halbkranke Elvezio mit seinem Vater in geschlossener Kutsche gen Perugia gefahren. Nach einigen Monaten waren alle Schulden bezahlt, und zwei alte Livreediener hüteten bei gutem Sold das graue dalla Roccahaus. Fast wie zwei Spinnen klebten sie rechts und links am Steinrahmen des Portals, gähnten etwa in die Sonne, rauchten, verschwanden zum Essen, kamen wieder an beide Türseiten und wußten nichts auf die hundertfache Neugier zu erzählen als buchstäblich den einen steifen Satz: „Baron Elvezio ist glücklich, unser Padrone auch, alles geht gut, Millionen!"

„Was Millionen?"

„Millionen, basta!"

★

Mädchen, Mädchen, was ist mit dir? Hübsch bist du wie eine junge Beere, und Jünglinge kommen und möchten dich pflücken, und Jünglinge gehen ungestillt weg. Du lauschest, flüsterst, erbebst, loderst auf, duckst dich wieder und liegst da wie noch warme, stille Asche. Warst du vielleicht immer Asche? Hast du das Glühtlein nur vorgetäuscht?

Tag für Tag saß der knochige fahlbraune Piso mit dem großen Mund in Malas Lädchen. Die grünblaue Uniform hängte er an den Nagel. Hier sollte sie ewig vor Malas Augen bleiben. Er hatte einen Krug Wein neben sich, horchte viel, schwieg noch mehr. Abends lasen sie zusammen, er die rechte, sie die linke Buchseite. Ihr Atem vereinigte sich. Beim Blattumwenden profitierte er und küßte sie, wo es traf, ins Gesicht.

Seine Schwestern vergötterten ihn. Und doch tat er nichts als kleine Schlücke Chianti läppeln, sitzen, die Beine strecken, träumen, schlafen, lesen und . . . Mala anschauen. Selten einmal führte er den blinden Oberst auf die Rocca. Aber Pigrini erklärte, es wäre viel kurzweiliger allein mit einem Hund am Bändel als mit diesem verdrückten Burschen zu gehen, der nur Ja und Nein und Ich weiß nicht und Vielleicht antwortete. So ein Schnauzerli würde wenigstens zwanzigmal knurren und bellen.

Es ist ihm ins Gehirn gefahren, hieß es im Städtchen, wenn man ihn so allein und scheu an den Wänden der Gäßlein hinstreichen sah. Saht ihr nicht, das halbe Ohr ist auch weg. Wie hat er das nur angestellt? Wie wild! Wie grausig!

Zu leben hatte er genug. Die Serra sind so hablich wie die Golzi. Aber man muß doch sogar in so einem trägen, alten Landstädtchen tun, als ob man etwas täte. Piso gab sich nicht einmal diesen geringen Schein.

Nicht einmal die leichte Aufsicht über die Waldungen der Stadtgemeinde auf den nächsten Höhen wollte er auf sich nehmen. Zwei Vettern im Rat konnten sie ihm leicht verschaffen.

Wenn er nüchtern war, konnte er sich oft mit einer Güte benehmen, die Mala tief ergriff. Dann hätte sie in einer Aufwallung der Seele ihm alles geben und nichts für sich nehmen wollen, ganz wie Santa Teresa riet. Aber nur drei Minuten lang. Und gerade diese drei Minuten war es nicht nötig, wollte er nicht, hätte er selbst alle Dienste getan. Jedoch wenn er dann trank und schläfrig oder grob ward und scheinbar gleichgültig hindämmerte, dann wurde er ihr lästig. Er stank dann von Wein und Magensäure und trug sich unordentlich in den Kleidern. Etwas Gemeines geriet in seine flackerigen Augen, und er wollte sie mehrmals lüstern herumreißen.

Jetzt, o jetzt hätte sie wohl an Santa Teresa denken müssen. Es hätte kein Abscheu ins Auge, kein Groll auf die Zunge, kein Ekel in ihre zarten Fingerchen kommen dürfen. Jetzt hätte sie sich seiner annehmen müssen mit jener Liebe, die „über alle Menschenhäupter hoch hinaus bis zu Gottes Füßen reicht". Sie erinnerte sich jener Worte, wollte sich erheben, zu ihm eilen, vor ihn hinknien, ihn stützen und ganz mit Herzlichkeit umgeben und läutern. Aber dann blieb sie doch im Stühlchen am Buchbindertisch. Es war zu groß, zu schwer. So sehr liebte sie doch nicht. Und sie seufzte leicht, griff zum Karton, schnitt, heftete und band ein und fühlte, daß sie klein sei und nur Kleines vermöge.

Ach, was waren das für Zeiten voll Licht und Dunkel durcheinander.

Oft, wenn sie zu Bette ging, dachte sie an Elvezio, noch öfter freute sie sich, jetzt eine ruhige Nacht allein zu sein, und am meisten — o Eva! Eva! — gefiel ihr, daß Piso morgen wieder ins Lädelchen komme.

Sie zählte jetzt einundzwanzig Jahre. Soweit sie sich besann, war immer ein Knabe und ein Kleistertopf um sie gewesen. Sie konnte ohne das nicht mehr leben. Aber das konnte doch nicht das Richtige sein, nicht für sie, noch weniger für ihn.

Doch eines Abends kam er sehr spät zum Lesen. Er roch nicht von Chianti, sondern von Tannen. Er war nun doch einmal mit seinem Oheim, dem Oberförster, durch die Forste gestrichen. Es war still, kühl und kurzweilig gewesen und hatte ihm so gefallen, daß er eine Probe machen, den Aufseher

Digitized by Google

spielen wollte. Er war ja einst als Bube oft mitgegangen, kannte die Hölzer und hatte eigentlich nichts zu tun, als zwischen den Bäumen zu spazieren, die verdorbenen Stämme und die überalten anzuzeichnen mit einem roten Klecks, dann etwa ein, zwei Gesellen zum Putzen mitzunehmen, zu achten, daß nicht im Holz gefrevelt, aber auch nicht gewildert werde. Das ginge in einem. Ab und zu hätte er einen Bericht einzuliefern, doch gehe das auch mündlich.

An jenem Abend wehte etwas Frisches aus Piso, woran sie kein Verdienst trug. Das quälte sie. Er sah stolzer aus als damals in der Uniform. Die freie Arbeit im Walde hatte ihm wohlgetan. Das Gebietendürfen flößte ihm Würde ein. „Zieh mir die Stiefel aus!“ sagte er klar und bestimmt. Und sie bückte sich und tat es und legte ihm sogar die Pantoffeln an.

„Gib mir etwas zu trinken! Eine Grenadina!“

Sie lief. Sie konnte nicht anders. Beinahe hätte sie ihm noch das Glas an den Mund gehalten.

‚Was ist mit ihm?‘ dachte sie.

★

Von nun an sah man Piso nicht mehr herumhocken und zechen. Er nahm sich des Waldes so ernstlich an wie einst seiner Kompanie. Knaben und Gesellen kamen mit. Mit Axt, Gertel und Hacke ward im Wirrwarr gearbeitet, der Boden gesäubert, faules Holz gefällt, wilde Wucherungen beschnitten, Kanälchen für das Wildwasser gegraben und Jungwuchs eingesetzt. Dabei stieß man auf allerlei heimliches Schattenvolk, Strolche, Gauner, Diebe, Wilderer. Es gab hie und da Flintenschüsse und Arrestanten. Pisos Kühnheit und großer Zorn siegten jedesmal ohne obrigkeitliche Zuhilfenahme. Die Behörden und die reichen Waldbesitzer setzten bald ein rücksichtsloses Vertrauen in den Eifrigen. Aber das niedrige Volk sah in ihm je länger je ungemütlicher einen Zerstörer des alten Schlendrians. Heimlicher Groll entstand.

Kam er abends zu Mala, so duftete der häßlichschöne Bursche geradezu von Wald und Herrschaft. Ihr freilich kam er nun durchaus schön vor. Schnell stellte sie den Kleister vors Fenster, den er so ungern roch, und zog ihm die langen Kniestiefel aus. Dann lasen sie. Jetzt befahl er den Stoff. Von den Römern! Wie sie Kolonien gründeten, Straßen bauten, Wildnisse reinigten, überall siegten, aber dann leider entarteten und vor Barbaren den Nacken biegen mußten.

Es ergab sich aber oft, daß Piso sehr spät kam. Dann zählte sie die Schläge an der Domuhr, horchte auf die Schritte über der Piazza Garibaldi, bürstete seine Uniform, küßte sie dort, wo ihr Tuch sein Herz, das tolle, zudeckte und konnte nicht mehr recht kleistern oder allein lesen.

Manchmal kam er gar nicht. Dann wurde sie unwirsch über diese Försterei, die ihn ihr stahl, und über seine Arbeitsglut. Fast hätte sie ihm wieder ein Räuschchen gegönnt. Die Einsamkeit abends wurde ihr unheimlich. Ist es wirklich nur der Wald, warum er sich so verspätet? Könnte nicht ein Mädchen dahinter stecken? Und wäre das so unbegreiflich? Sie verdiente es nicht besser, da sie ja immer nur im Halben stehen blieb. Er war ein Ganzer und wollte etwas Ganzes.

Aber vor diesem Ganzen schauderte ihr.

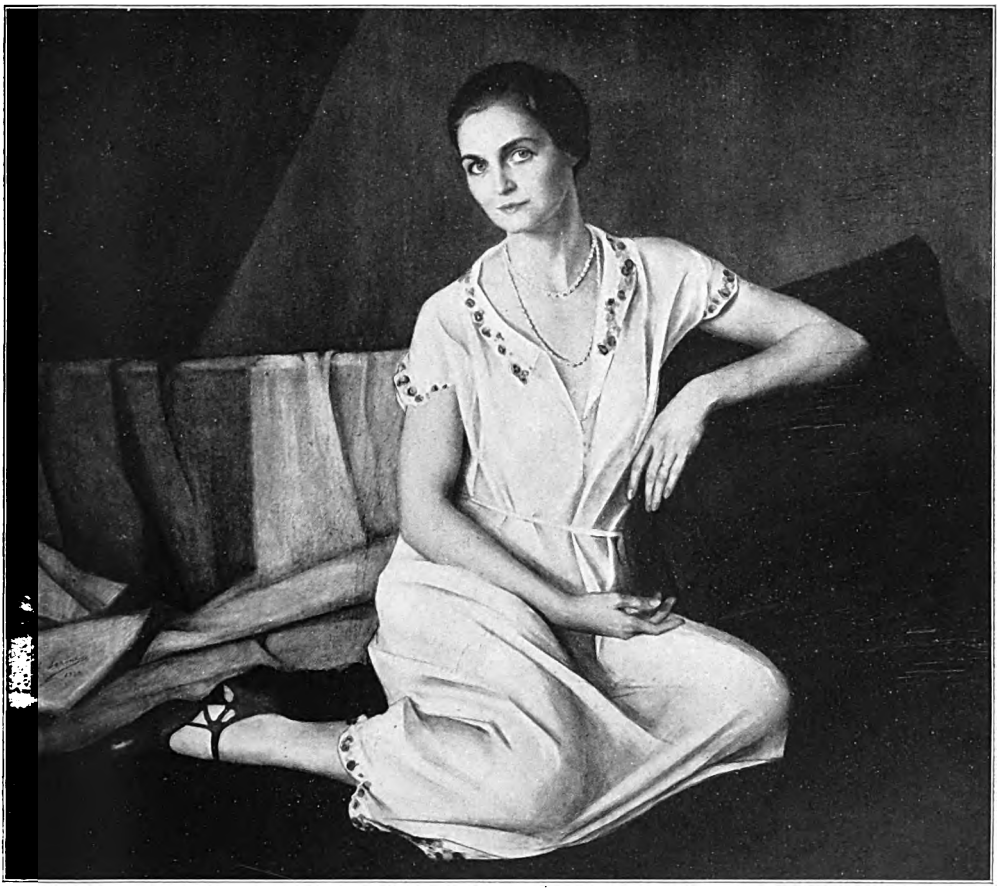
In einer illustrierten Volksausgabe des Cantu stieß das lesende Paar auf den Mönchvater Benedikt mit seinen Kindern, und man erlebte eine neue Eroberung Europas, indem diese Kutten Jesum predigten, die Wälder rodeten, Gärten anlegten, Korn und Obst pflanzten und dem heillosen Ur und Bär und Wolf wehrten.

Piso dachte, daß er ja im kleinen auch so etwas tue, und meinte, das Mädchen neben ihm müsse das gleiche denken. Sie jedoch fühlte, daß sie in kurzem dem Piso vor die Füße fallen müsse, wenn ihr Herz nicht zeitig vorsehe. Und dann würde der Dunkle, der sich jetzt so eigenwillig und beinahe hart bezeigte, sie vielleicht gar mit diesen Füßen von sich stoßen. Da wußte sie denn nichts Gescheiteres als sich Elvezios helle Person, seine silbernen Blicke, sein feines Haar und feines Reden und die vornehme Trauer vorzustellen, womit er von ihr schied.

Und jetzt, da man von fernen Urwäldern las, dachte sie wirklich nicht an Pisos nahe kleine Försterei, sondern an die wilden, freien Gebiete Elvezios in Florida. Der Oberst Pigrino sagte, es sei ein waldreiches Land, voll Sonne und Papageien, und ein kühler Meerwind fingere nachmittags ins Laub. Man beiße die Feigen vom Ast, besitze dreißig Dienstboten und werde hundertjährig.

Der Canonico brachte dann ein dickes Buch voll Bilder. Herrliches stand darin von Orangen, Palmen, Hängematten unter duftenden Bäumen und von einer Pflanze, die Papier gebe, sehr schönes Druckpapier, und von einem Tier, das allerfeinstes Leder liefere, womit man die köstlichsten Bücher einbinde, und von einer Pflanze, deren Schweiß den besten Klebstoff ergebe . . . zum Kleistern! . . . Das erschütterte Mala geradezu, noch mehr als Hängematte und Papagei. Freilich hause dort auch eine böse, gefleckte Riesenkatze und ein Bär. Doch wozu

Digitized by Google



Bildnis. Gemälde von S. Sorin

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

hätten sie so famose Reiter und Jäger, wandte der Oberst ein. Das sei ein adeliger Sport, so recht für Elvezio. — Aber hier stehe noch, fuhr Don Massimo fort, daß diese Jaguare Frauen und Kinder überfallen und in den Wald schleifen. — Versteht sich, gab Pigrino zu, aber nicht, wo ritterliche Kavaliere sind. — Und Mala spürte, wie so ein Untier auf sie losstürze, aber noch im letzten Satz unter einem Schusse zusammenknickt und auf den Rücken rollt, und wie sie ihr nasses Gesicht lachend und weinend an Elvezios Retterbrust birgt . . . O wie ihr doch, der nüchternen Buchbinderstochter, die vielen Romane im Kopfe herumspuken! Wenn sie doch mit ihm gereist wäre! Vielleicht wäre ihr jetzt wie einem Vogel, der immer meinte, im Käfig sei es am besten, aber nun doch ins Freie mußte und Besseres schmeckt. Auch Elvezio geht jetzt mit Werkleuten in die Wildnis und reutet aus und säet. Und wenn er auch nur auf dem Pferde sitzt, die Gerte sausen läßt und zuschaut und regiert, so ist es doch von der gleichen Arbeit. Es muß Kommandanten haben. Piso bückt sich gewiß auch nicht zur Erde. Aber was sind Pisos Tannen gegen Elvezios Urwald!

„So schaufelt jetzt auch Elvezio drüben in Amerika," unterbrach sie die Lesung.

„Red' mir nicht von diesem Zuckerstengel," gebot Piso rauh und hoch von oben herab.

„Zuckerstengel?" wiederholte sie empört. „O gib acht, was du schwatzest."

„Was soll ich acht geben? War er etwa nicht ein Puppenkönig? Konnte nur schlecken, spielen und den Mädchen den Hof machen! Aber das gefällt euch."

Jetzt verteidigte sie Elvezio so bitter ernst, wie sie einst Piso verteidigt hatte. Gewiß, er sei zierlich und faulenzte gerne. Aber er kannte alle alten berühmten Bücher, er verstand die Dichter und wußte schier alles, was vor und seit Christi Geburt auf der Welt vorgegangen war. Und wie höflich, wie vornehm war alles an ihm. Er kannte kein Arg. Und ob er schön war? Frage man die Straße! Warum hieß er denn Bellino? — Und ein gutes Herz besaß er . . . das wisse sie besser als die andern.

Dunkel hörte Piso zu Ende. „Reut es dich wohl gar," kerbte er nach einer Pause langsam aus den Zähnen, „daß du nicht mit ihm übers Wasser gefahren bist?" — Er zog die Stiefel wieder an.

Sie bewegte den Kopf seltsam hin und her. Hatte sie genickt? Oder ein Nein geschüttelt?

„Es fahren jetzt noch genug Schiffe hinüber!" fuhr er hochmütig fort. Aber seine Lippen wurden fahl.

„Vielleicht nehme ich eines," trotzte sie gereizt und klappte das Buch zu. Fast ging ihr der Atem aus.

„Gute Reise!" — Er wandte ihr den Rücken und marschierte fest hinaus.

Sie hörte ihn über den Platz schreiten. Aber sie war so zerquält, daß sie nicht merkte, wie sein Schritt immer langsamer wurde, fast tonlos und leise, leise zurückkam. Sie lief zwei-, dreimal im Kämmerlein hin und her, stand vor der Uniform still und roch daran, als wäre Atem darin. Dann küßte sie verschämt den Brustlatz und sprang zum Tischchen zurück.

Und da fiel ihr just ein, daß vom Pflanzenbuch des Martino Grosso noch zwei Bogen in der Hafte fehlten. Gleich setzte sie sich, glättete die Bogen, nähte sie am Rücken ein, und das untiefe Seelein ihrer Seele hatte sich schon ein wenig beruhigt.

*

Eine Woche verging ohne Piso.

Mala suchte allein zu lesen. Benedikts heilige Schwester Scholastika trat jetzt auf den Plan. Das paßte der Buchbinderin nun gerade nicht. Schon der Name erkältete sie. Mala griff wieder zur Santa Teresa-Novelle. Aber wie sie den Deckel nur berührte, schrak sie auch gleich wieder zurück. Sie fühlte die Vorwürfe dieser entsagungsvollen Blätter voraus.

Endlich bat sie Piso durch die Schwestern demütig, doch wieder einmal zu kommen. Aber der Förster hatte seine hartnäckige Politik, so sehr sie ihm selber ins Fleisch schnitt. Er verhärtete seine Miene. Sie möge warten.

Übrigens paßte ihm das Waldleben, wie er gar nicht geglaubt hätte. Da konnte er sich mit seiner zehrenden Liebe herumschlagen, niemand grinste ihm ins Gesicht oder plagte ihn mit Fragen. Aber er konnte auch mit zwei, drei treuen Gespanen das Elend zu vergessen suchen. Es war schön, von morgens bis abends da oben im grünen Geheimnis der Tannen zu leben, ein Feuer anzumachen und daran einen Kessel voll Polenta zu kochen und Salat zu schneiden und den Krug herumgehen zu lassen und hoch über der grauen Alltäglichkeit fast feiertäglich zu plaudern. Lieder wurden gesungen, eine Ziehharmonika spielte, und dann und wann pfiff Piso schöner und dunkler als jede Nachtigall hinein.

Und sollte er nicht pfeifen und sogar fröhlicher pfeifen dürfen, wenn man sah, wie alles gedieh, was gepflanzt worden, wie reinlich das Erarbeitete dastand, wie die Regenwasser bei den Wolkenbrüchen hübsch in den Gräblein zum Tiber hinunterschossen

Digitized by Google

und wie Ziegen und Schafe die Setzlinge nicht mehr abnagen konnten, da dichte Dornhecken weitum gezogen wurden. Eher hörte man wieder die Vögel zwitschern und das Wild ward minder scheu. Ach, wie schnell versteht das Tier den Menschen!

Aber glücklich konnte Piso doch nicht werden. Diese Arbeit rettete ihn vor dem Verelenden, aber nicht vor dem Elend. Seinen Gram und Groll ließ er an denen aus, die ihm beim Holz- und Wildfrevel in die Hände fielen. Zuerst ging man ja noch gemächlich mit den Gewohnheitssündern um. Einst hatte doch die ganze Stadt hierin gesündigt. Aber jetzt war ein neues Italien da, mit einem ganz neuen Gebiß. Die Zähne werden sich später schon abstumpfen, aber jetzt beißen sie scharf zu. Als daher der Drohfinger und selbst eine Tracht Prügel nicht viel halfen, einige dicke Bösewichte sogar grüne Bäume total schindeten und die Schutzhecken anzündeten, da mahnte die Behörde zur Strenge, und es wurden hohe Geldstrafen und langes Zuchthaus auf den Anschlägen verkündet. Pisos ohnehin düsteres Antlitz nahm einen unheimlichen, grausamen Ausdruck an. Er trug zwei Revolver im Gurt und hatte das beste Gewehr von den Brüdern Lossore geschultert. Stets gingen zwei, drei Gehilfen mit ihm.

Im Nest der Gesetzlosen wurde es merkwürdig still. Wochenlang sah und hörte man nichts Ungerades. Aber ehrliche Kameraden warnten Piso, die Sache nicht auf die Dolchspitze zu treiben, sonst könnte sie ihn zuerst stechen. Auch Maria Gagni, die frühere Magd der Golzi, wollte im Schmiedgäßlein Unheimliches gehört haben. Oberst Pigrino hingegen steifte dem jungen Beamten erst recht das Rückgrat. Nur jetzt nicht nachgeben, nicht um Nagelsbreite, sonst bricht der alte Schlendrian wieder herein, und die Dinge werden ärger als vorher. Jetzt hat man Angst, gewöhnt sich an Zucht und dankt ihm später zehnmal lauter, als man ihn heute verschimpft.

Piso lachte über die Gefahr. Und wenn auch ein Unheil käme und ihn niederschlüge, täte ihm das so furchtbar leid? Ihm, der am Herzen so arm ist, daß er im Tode nichts verlieren, eher gewinnen kann? Hatte er sich nicht wieder in Räusche stürzen wollen, nur um dieses Leben zu vergessen? O die ersten seligen Stunden der Trunkenheit! Aber nachher dieses stiere, blöde Versiechen! Nein, sterben ist besser. Da gibt es Ehre und Erlösung. Mögen die Meuchler nur kommen. Er wird sich rechtschaffen wehren wie im Krieg, nicht ums Leben, ums Recht. Er wird lachen, töten und sterben. So wird es gut sein. Die Mala, die schnöde, kalte, kleinliche, selbstsüchtige, sie soll ihn noch um sein Ende beneiden, wenn sie dazu noch genug Größe besitzt.

Aber eines Abends wollte er doch wieder zu ihr, der lieben Hexe, an ihrer Seite lesen, sie nahe haben, obwohl ihm nachher das Gemüt noch schwerer war. Sie bettelte ihn ja so dringend zu sich. Sie meinte, er sei noch ein Schulbub und habe genug daran, neben ihr zu hocken und ins gleiche Buch zu schauen wie in der Schulbank, die Närrin. Aber gehen wir, probieren wir es noch einmal!

Da saß der Canonico unter dem Tor seines Pfrundhauses, schnupfte und hielt ihm lächelnd von weitem die Dose hin.

So wenig diese Geste bedeutete: für Piso, der sich überall, wo Menschen waren, immer fremder machte, ganz wie ein Waldtier, war dieses gütige Zulächeln und warme Winken viel. Er saß neben den Priester hin, sog den Duft des schwarzen Habits ein, Weihrauch, Schnupf, dürres Obst und allverstehende Väterlichkeit. Und da schlüpfte ihm sozusagen die klare, nackte Seele auf die Zunge. Wie schlecht es ihm gehe, was für ein falsches, scheckiges Geschöpf diese Mala sei, wie er zum Säufer neige, nirgends Lichter sehe und darum das Leben am liebsten recht wütend verrauchen wolle.

Aber andere müßten solchen Essig auch trinken.

„Warum lacht Ihr, Reverendo," murrte Piso bitter. „Ist das zum Lachen?"

„Santa Madonna, wenn das nicht zum Lachen ist. Da, schnupft und niest den ganzen Unsinn heraus!"

Der junge Golzi wollte aufspringen und wegrennen.

„Schnupfe!"

Diesmal gebot der Canonico energisch, wie ein Arzt dem Kranken befiehlt: „Zeig' die Zunge! Huste!" — und dieser nicht anders kann als die Zunge zeigen und husten. Gleichzeitig zog er mit der bloßen Linken den Jüngling unwiderstehlich zu sich auf den Söller zurück. Piso schnupfte wirklich, nieste, fühlte sich etwas leichter und rückte näher.

„Glaubst du nicht," fragte Don Massimo ruhig und blies den Tabak von der Brust, „daß unser Herrgott über dich und deinesgleichen lacht . . . aber höre! . . . zornig lacht, wie man über etwas Verkehrtes lacht, weil es so drollig aussieht, aber doch auch zürnt, weil es so unvernünftig ist? Von solchem Lachen hör' ich viel in der Heiligen Schrift. Es ist eigentlich ein schreckliches Lachen."

Piso rückte wieder etwas weg.

„Da hat der liebe Gott so viele Freuden

Digitized by Google

für euch Jungens erschaffen. Und ihr tut wie blind und wollt von hunderten nur eine, die gerade nicht für dich blüht. Da ließ er so hübsche Jüngferchen wachsen und du siehst nur eine, die nicht für dich paßt, und siehst die andern nicht und rennst dir den Kopf ein. Nein, Piso, Pisello, da lach' ich."

„Ach, Ihr, ein Geistlicher, was versteht Ihr davon, wenn man liebt!"

„Haben wir etwa einen Stein, da links unter der Weste?"

„Nein, aber . . ."

„Aber genau ein Herz wie ihr andern. Und mit diesem Herzen muß es sein wie mit einem gesunden Appetit, der an eine üppige Tafel tritt: Ich will Huhn! Da heißt es: Schon vergeben! — Und nun wäre da noch Kalbsbraten und Mortadella und Salami und Milkepastetchen und Pasta frolla und viererlei Käse. Aber ich will durchaus Hühnlein und marschiere zornig vom Tische und hungere. Gut, so verhungere, sagt der Herrgott und lacht seinen Zorn über dich Tölpel."

Piso wollte auffahren.

„Und ich, donnert der Herr, ich bin dir nichts, ich, der Alleshabende, Allesgebende? Nur so ein Hühnlein . . . Du Knirps im Staub!"

„O Don Massimo!" seufzte der junge Serra.

„Glaub' mir, Kind, die Jungfer Mala Golzi ist nicht für dich . . ."

„Aber für Elvezio," brauste Piso jäh auf.

„Ist überhaupt für niemand. Die hat für einen einzigen zu wenig Herz, aber zu viel für die vielen."

„Ich verstehe nicht, Reverendo."

„Sie kann nicht lieben, und das möchte doch der einzige, sie kann nur liebeln, was die Hundert und Tausend wollen. Verstehst du?"

„Ein wenig!" Tief ließ Piso den Kopf sinken.

„Ach," ermutigte der Canonico und schüttelte geräuschvoll die schwarze Sutane, „das sind alles Menschlichkeiten, nicht einmal Sünden, und niemand stirbt daran. Aber eine Todsünde ist es, bei solchem Spiel und Genarr den Vater aller Liebe so ganz und gar zu vergessen. Gewiß betest du schon lange kein Paternoster mehr und stehst bei der Messe auf der Piazza."

„O wenn ich wieder einmal in Ordnung wäre, dann wollt' ich ganze Rosenkränze . . ."

„Pst! Jetzt, jetzt," wiederholte Don Massimo nachdrücklich, „jetzt, wo gerade Unordnung ist, mußt du beten. Schau', weil man in der Unordnung nicht betet, gibt es nie Ordnung."

„Aber . . ."

„Kein aber! Man hebt die Klöster auf, man raubt dem Heiligen Vater den Kirchenstaat, man verspottet die Priester, schreibt Zeitungen ohne Glauben, der Katechismus . . ."

„Aber, Reverendo, was hat das mit Mala und mir zu tun?"

„Viel hat es zu tun. Du bist auch so ein neues kleines Italien. Jeder Mensch ist ein kleines Königreich. Und du hast auch solche Geschichten ohne Gott angefangen. Bet' jetzt nur ein schlichtes, tiefes Vaterunser. Da, falte die Hände, probieren wir!"

Sie saßen in der Dämmerung der kühlen Hausflur. Über die Domdächer woben Abendmücken und tiefgelbe Sonnenstrahlen einen goldigen Nebel. Kinder spielten das beliebte Quadrato und ihre Glaskugeln klingelten nicht heller als ihre süßen Kehlen. Von der Stadt herauf summte der plauderhafte, spazierfrohe, pfeifende Feierabend.

Eine solche Minute hatte Piso seit Kindstagen nicht mehr erlebt. Unschuld und Himmelsschauer durchströmten ihn. Im Paternoster des Alten lag der Friede auf jedem Wort. Pisos schmutziges Abenteurergesicht wurde licht, in seine hastigen Augen trat Windstille, und seine dunkle Lippe bekam beim Nachbeten der großen Worte ein reines Rot, als hätten Engel alle niedrige Sinnlichkeit weggeküßt. Wie schön sah er jetzt aus!

Er zehrte noch von diesem Vaterunser auf dem Wege nach Hause. Er vertraute, der Himmelsvater, der alle seine Kinder liebe, führe ihn, stoße ihn von selbst zum Rechten.

Aber schon beim Anblick der Libreria begann der Zweifel, ob er doch noch hineingehen oder vorübergehen solle. Davon stand nichts im Vaterunser.

Führe uns nicht in Versuchung! Ja, das schon. Aber welches war die Versuchung: das Vorbeigehen, wozu ihn ein süßer Trotz lockte, oder das Hineingehen, wonach sein Blut ihn trieb?

Er klopfte, was er früher nie getan, und trat gewaltsam ein. Sofort erkannte er, daß Malas Gesicht nicht aufjubelte, wie er nach ihrem Flehen erwarten durfte, sondern eher erschrak und ein Papier in die Brust schieben wollte. Es gelang ihr nicht mehr. Da faßte sie sich und legte den Brief aufs Tischchen. Wozu auch heimlich tun?

Aber sie war erregt und übersprudelte sich. Elvezio hatte wirklich geschrieben. „Welch wundervolle Schrift schon. Sieh nur selbst! Jeder Buchstabe ein Graf wie er selber. Und jeder Satz so kurz und vornehm. Lies . . . was sagst du dazu?"

Er stand da wie ein Stein. Eiskalt überlief es ihn. Don Massimo, Hühnchen, Vater-

Digitized by Google

unser, alles war zerstoben. Seine Augen röteten sich.

‚O,' dachte Mala, ‚wenn er jetzt nur eifersüchtig wird, wenn er mich in die Arme drückt und küßt und befiehlt: Schreibe ihm, daß es zu spät ist, daß wir zwei heiraten, in zwei, drei Wochen heiraten! Aber daß wir ihn wie gute Freunde grüßen.'

Statt dem keuchte Piso unheilvoll: „Lies du!"

Sie hielt das schöne Papier mit dem dalla Rocca-Wappen vor sich und ihn hin und las immer unsicherer: „Liebe Mala, ich bin nun solid in meiner großen Plantage eingebürgert. Alles gefällt mir, so neu es auch ist, oder gerade darum: das Leben, die Arbeit, der Lohn. Mir ist, ich sei ein anderer Mensch geworden, ein nützlicher, glaub' es nur, Kleine! Ich segne mein Schicksal und zum vollen Glück fehlt mir nur noch eins, das Wichtigste, Du, Allerliebste. Komm! Ja, schreib schnell, daß Du kommst, und ich schicke Dir einen treuen Reisebegleiter. Laß nicht warten Deinen Elvezio dalla Rocca."

In dieser Sekunde tat Mala einen Schrei und ließ das Blatt fallen. Piso hatte darauf gespuckt. Blut war dabei. Seine Lippen tropften noch vom Speichel.

Wie sie noch dastand, aus ihrer Buchbinderinnensanftmut auflodernd, gab er ihr einen groben Stoß vor die Brust und sagte mit wüstem Lachen: „Hurtig, stiefle dich! Ihr gehört zusammen, ihr Falschen. Mala heißest du und eine Schlechte bist du immer gewesen, Malissima!"

Sie hatte sagen wollen, daß dieser Brief sie nicht im mindesten verführe, daß sie nur ihn liebe, sie wisse es jetzt klar, daß sie nur ihn begehre . . . Ob er noch wolle, sogleich wolle? . . . Aber da spuckte er und traf noch ihre Finger. Das ging auch über ihre Buchbinderinnengeduld. Sie brachte nichts anderes hervor als: „Bestia! . . ." Und dann: „Fertig! Basta!"

Nie hat sie später gewußt, was sie eigentlich damit gemeint hat. Fertig mit Piso? Mit Elvezio? Mit allem? Oder fertig für heut abend, kein Wort mehr reden, genug! Sprechen wir uns aus, wenn wir ruhiger sind.

Freilich, sie hatte auch Bestia gesagt. Du Tier du! Aber was heißt das im Zorn und in unserm überschäumenden Italienisch?

Er aber verstand das Bestia und Fertig und schoß wirklich wie ein wildes Tier in die Nacht hinaus.

*

Von nun an tobte er sich im Walde aus. Manchmal betrank er sich wieder. Aber, potztausend, wie nüchtern war er bei Tag und Nacht, wenn es galt, den Schlichen der Frevler auf die Spur gehen, das Heimlichste dieser Bande zu belauschen. Es war dann schwer, ihn zu verstehen. Wer versteht den Donner? Und schwer, ihm zu folgen. Wer hält Schritt mit dem Blitz? Und Blitz und Donner schien er geworden; jede Woche gab es Schießerei und Hetze.

Mala war wie gebrochen seit jenem Abend. Zum erstenmal schob sie Messer und Falzbein trostlos von sich. Sie putzte den Brief, küßte ihn, bald für Elvezio, bald für Piso, und litt', wie ein einundzwanzigjähriges, etwas stubenhaftes, ein bißchen eingetrocknetes Jüngferchen nur leiden kann. Oft stand sie auf dem Punkte einzupacken und nach Amerika zu reisen.

Da geschah ein neues Abenteuer und gab dem krausen Gang des Schicksals endlich den letzten Bogen.

Eines Nachmittags begegnete Piso Serra dem alten dalla Rocca mit Flinte, Pulverhorn und Patronen und mit zwei erlegten Fasanen tief hinten in Selvatorta, wie jener Waldteil damals noch hieß. Er hatte deutlich zwei Schüsse gehört, schlich der Fährte nach und stand nun so verdutzt da wie nicht einmal der gräfliche Wilderer.

Dalla Rocca hatte immer behauptet, das neue Reglement für niedere Flugjagd sei ungesetzlich. Spatzen und Finken und Amseln schieße er wenigstens, wann und wo er wolle, und wäre es an der Stumpfnase des neuen Königs vorbei. Überdem hätten die dalla Rocca stets Jagdprivilegien genossen. So mir nichts dir nichts könne man sie nicht wegblasen.

Nun aber guckten freilich zwei Fasanen aus seinem Lendensack. Ging das Vorrecht vielleicht bis zum Auerhahn, Hasen und Fuchs?

Nach der ersten Verblüffung fuhr eine Freude, schwarz wie der Teufel, durch Pisos abgezehrten, knochigen Leib. Das war ja auch wie vom Leibhaftigen eingefädelt. Nun passet auf, ihr zwei ehrlos Verliebten, ich tu' den ersten Streich.

Höflich grüßte der Baron und wollte ungeniert weiter. Aber Piso faßte ihn am Arm und donnerte: „Halt!"

„Was beliebt?" fragte dalla Rocca und zerrte sich unwillig los.

„Sie haben gejagt. Zeigen Sie mal Ihr Patent."

„Ich brauche keins für solches Zeug." Geringschätzig wies er auf das Geflügel.

„Sie brauchen es so gut wie jeder andere. Und dazu ist Schonzeit."

„Schonzeit?"

„Sie haben gewildert und müssen sofort mit mir ins Stadthaus gehen."

Digitized by Google

„Was fällt dir ein, junger Mensch! Kennst du mich nicht? Baron Andrea Carlo Paolo dalla Rocca!"

„Gerade darum müssen Sie erst recht kommen. Einem Baron ist nicht mehr erlaubt als einem Schustergesell."

Sogleich knickte der Mut des kleinen, dünnen Mannes zusammen. In seinen feinen Zügen zitterte es. Er strich mit der behandschuhten Hand über sein immer noch frisches, blondes Haar und seufzte: „Leider nicht, ja, leider nicht! Aber ich dachte wirklich nicht, daß man einem dalla Rocca wegen solchen Nichtigkeiten . . ." wieder warf er einen herablassenden Blick auf seine Beute . . . „Willst du die Fasanen?" wandte er schnell den Satz. „Ich schenke sie dir gerne. Der eine ist feist wie ein Hammel. Sieh da . . ." Er betastete den Bauch und zerrte einen Schenkel aus dem Flaum. „Sieh nur . . . Golzi — der junge Golzi, nicht?"

Piso griff wieder nach seinem Arm.

Der Alte wich zurück und verlegte sich aufs Bitten. Wie ein Kind lispelte er: „Bitte, tu mir den Gefallen, nimm sie! Ich will nichts davon. Die Buchbinderin soll sie dir braten. Ich höre ja, daß . . ." er lächelte mit einer artigen Schlauheit . . . „Guten Appetit!"

„Wir verlieren nur Zeit, kommen Sie," sagte Piso hart. Er mußte mit sich selber kämpfen. Dieser Alte war keiner von der Bande, wußte nicht einmal davon, ist einfach da so leichtsinnig und selbstgefällig ins Vergehen gerutscht. Sollte er ihn nicht laufen lassen? — Aber da gab ihm das Wort Buchbinderin eine neue, böse Energie.

„So gehen, mit dir, etwa in Arrest? Ich ein dalla Rocca! So durch die Stadt? Bitte, mein Herr, das ist kein vornehmer Spaß." — Er wehrte mit beiden Armen und warf die zwei Vögel weit von sich. Wie ein Kind.

„Fertig, du gehst mit mir," schrie jetzt Piso rauh. Er hob die Fasanen auf, hörte ein Rascheln hinter sich, wahrhaft, der Alte schlüpfte davon wie eine Eidechse.

Einen Moment schwankte Piso wieder: ‚Soll ich den Tropf nicht laufen lassen? Er ist ja verkindet. Aber sein Sohn Elvezio, der Brief aus Amerika, wie Mala aufglühte, ihr: Bestia, fertig! Dieses ganze heillose, gemeine Nest, nein, zugepackt!'

Er sprang dem Flüchtling nach und dachte, diesen Narren zu fangen sei Spiel. Aber war es eine angeborene Behendigkeit dieses Aristokraten, den man sonst nur als Faulpelz kannte, oder seine heillose Angst vor der öffentlichen Schande, kurzum, er hüpfte so possierlich schnell zwischen den Stämmen durch, lief um Büsche, kroch durch Gräben und machte so einen verflixten Zickzack, daß Piso zehnmal zu fassen glaubte und zehnmal leer griff. Wütend gab er einen Alarmschuß ab. Seine Arbeiter waren nicht weit. Aber wie nun der Baron zu allem Rennen fluchte, flehte, die Fäuste ballte, der Madonna rief und ab und zu einen Knüppel hinter sich schleuderte, da schämte sich der junge Serra ernstlich solcher Jagd. ‚So macht Euch denn aus dem Staub,' wollte er rufen. ‚Ihr dauert mich. Aber laßt Euch kein zweites Mal hier treffen! . . .'

Doch bevor er eine Silbe herausbrachte, war dalla Rocca elend an einem Brombeerbusch noch halb ins Gedörn niedergesunken. Er atmete mühsam, der Hals und die rechte Gesichtshälfte war von Blut überspritzt, er kniff die Augen zusammen und blieb reglos liegen. So kläglich sah sich das an, daß die letzte Rache aus Piso wich und er die ganze Suppe mitsamt dem Teufel, der sie eingebrockt, zum Teufelsteufel wünschte.

Aber schon nahten die Forstgehilfen und erkannten sofort den Vorgang. Jetzt gab es kein Zurück mehr für Piso, sollte er nicht seinen unparteiischen Ruf und damit seine einzige Kraft und Sicherheit verlieren. So setzte er denn die strengste Miene auf, und da der Baron zuerst sich todkrank schwindelte, dann plötzlich mit der Flinte um sich fuchtelte und aus Torheit gefährlich werden konnte, legte er ihm Handschellen an und ließ ihn zur Amtsstube des Verhörrichters abführen. Piso selbst blieb unzufrieden mit sich und aller Welt im Walde zurück.

So ward der Baron in schmählichen Handschellen zwischen zwei Aufsehern, besudelt und voll Schrammen, wie ein Verbrecher das Städtchen hinaufgeschleppt, umgafft, bestaunt und von schlechten Witzen überregnet. Er glaubte es nicht zu überstehen, aber überstand es doch und saß dann acht Wochen gemütlich in der Arrestzelle, mit dem Malen seines Stammbaumes beschäftigt und bedient wie ein Fürst. Denn von Amerika strömte ihm Geld in Fülle zu, und seine Trinkgelder wurden berühmt.

Aber auf Mala wirkte dieses Ereignis so niederschmetternd, und sie schämte sich so fürchterlich für Elvezio, Elvezios Vater und sich selber, daß sie nun heftig beschloß, vor Piso und allen Unruhen nach Amerika zu fliehen. Ja, recht eigentlich zu fliehen. Hier konnte man doch nicht mehr im Frieden leben und buchbinden.

Sie zitterte nicht vor der Reise, sondern vor dem Abschied vom alten Leben. Sie erinnerte sich noch immer mit Schaudern, wie sie schon einmal eine große Frechheit im Leben gewagt hatte. Es handelte sich da-

Digitized by Google

mals um eine dicke, wertvolle Chronik von Perugia, die sie in einen Band binden sollte, mit schwarzem Leder und Goldschnitt.

Aber ihr kam der Umfang viel zu groß für einen Band vor, und auch der schwarze Einband und der Goldschnitt schienen ihrem feinen Empfinden hier ganz textwidrig. Und sie, die Genaue, Folgsame, Pünktliche, zerlegte das Werk unter Herzklopfen in zwei Bände, und zwar mit braunem Leder und altrotem Schnitt. Es schwindelte ihr der Kopf noch heute wie vor einem kühnen Wunder, wenn sie an jene Frechheit dachte.

‚Wenn ich das konnte und es gut ablief,' versprach sie sich, ‚so kann ich auch nach Amerika ohne Gefährde reisen. Es ist nicht schwerer.' Und sie half sich noch besser, sie überblickte auf der Landkarte das weite blaue Meer und dann auf dem kleinen Tupf Todi diese Buchbinderei, wo man sich zwischen vier Stühlen, zwei Tischen und einem Schrank kaum bewegen konnte. Soll nun ihr ganzes Leben in diesem Winkel ersticken? Geht das in einen einzigen, so schmalen Band? Aus der Chronik machte sie doch zwei, kann sie ihr Leben nicht auch in zwei Bücher teilen: erster Band Todi, zweiter Band Amerika? Und alles in einem frohen, lebenslustigen, roten Schnitt!

Sie hörte von Piso nur Wildes, Räusche, Hinterhalte, Fallenlegen, Abfang armer Schlucker, Kämpfe, Verwundungen, gesalzene Strafen und wieder Räusche. Nein, da gab es keine Ordnung mehr.

Und so packte sie ein kleines Bündel zusammen, notierte alles, was Haus und Habe betraf, in ein Heft für die Schwestern Serra und reiste verstohlen an einem sehr frühen Morgen nach der Hauptstadt der Provinz ab. An die Porta Perugina hatte sie einen zweirädrigen Karren bestellt. Von Perugia wollte sie dann die Eisenbahn nach der Hafenstadt Livorno nehmen.

Aber im Wagen neben dem Fuhrmann Personi redete sie merkwürdig. Sie gehe nur Waren für ihren Laden einkaufen. Aus der Ferne bediene man sie oft schlecht. Jetzt wolle sie einmal persönlich mit dem Gerber Quantone und der Papierhandlung Simonetta e Fratelli verhandeln. Und doch fielen wieder Worte wie: jetzt beginne ein anderes Leben, aber wie schwer sei es, fern von Todi zu arbeiten und froh zu werden.

Der Fuhrmann erwiderte, er fahre gerne einmal nach Perugia hinauf. Aber nach drei Tagen zerre es ihn schon mit allen Stricken und Gäulen nach Todi zurück.

Langsam fuhr der Wagen hügelauf, hügelab. Personi sagte, die Jungfer solle doch nicht so traurig auf dem Brett sitzen. So eine Junge, Hübsche brauche nur zu winken, und gleich rolle ihr das Glück in die Beine. Übrigens raste er nur zwei Tage in Perugia. Wolle sie dann mit ihm heimfahren, so brauche sie nur am Albergo della Stella nach ihm oder Tomasini, dem Fuhrhalter, zu fragen.

Es ist wahr, zuerst schnappte sie die zügige Luft um den Reisewagen voll Appetit auf, wie etwas Neues nach der langen Zimmerluft. Aber je länger es durchs Tibertal hinaufging, um so fremder und ungewohnter kam ihr alles vor. Mochte das gelbgrüne Flußwasser noch so frisch zu ihr aufatmen, die umbrische Pfirsich noch so fein duften, sie schnüffelte unruhig nach etwas anderem, das wie Kleister riechen sollte.

Bei Rigabianca sprang damals ein hohes Gebüsch von Weiden, Birken und Erlen zur Straße, von Wässerchen durchbrummelt. Da saßen zwei Musikanten, einer zog die Harmonika, der andere blies auf einer Art Flöte. „Was singen sie?" fragte Mala, von der Melodie unwiderstehlich angezogen. Man hielt ein Viertelstündchen. Die Gauner saßen im Erlenlaub und hatten eine Flasche Chianti zwischen den Beinen und harte Maistorten auf einer Zeitung und tranken, bissen ins Gebäck und dehnten die Wanderglieder und sangen zweistimmig, wie die Weltstraße doch so weit und grau und unfreundlichen Sinnes sei, wie man sich darauf hundert Schuhe und seine einzige Seele ablaufe und doch kein warmes Ziel finde. „O Seelchen," klagten sie, „wärst du doch im Nest geblieben, so klein und dunkel es auch war. Wanderschwalbe Seele, nun verlierst du alle Federn und erstickst im Buio." Ja, im Buio sangen sie, im Dreck.

Und die Seele Malas zog zitternd ihre schon so müden Fittiche zusammen. Ach, was für eine weite, weite Reise! Und das Ziel Elvezio, ist das Ziel genug?

In Perugia konnte sie die erste Nacht keine Minute schlafen. Den ganzen Tag stand sie wie zwischen zwei Messern. Soll ich die Eisenbahn nehmen, ade? Oder soll ich mit dem Karren zurück?

Mechanisch ging sie zum Bahnhof hinunter und löste ein Billett nach Livorno. Sie wußte kaum, was sie tat. Aber dann lief sie am zweiten Morgen in mehrere Geschäfte, kaufte flüssigen Gummi, der goldene Honigfäden zog, ein neues Messer, das totenstill den dicksten Karton durchschnitt, weißes und farbiges Deckelpapier, Rückenleder, Goldstaub und Pinselchen. Für den Urwald? Einerlei, sie kaufte. Dann fragte der Ladenherr, ob sie das schon kenne, und hielt ihr ein kleines Rätsel aus Metall vor Augen.

Digitized by Google

Hinten war ein Hebel zum Niederziehen und vorne biß ein spitzer Eisenzahn bei jedem Hebelzug ein scharfes Löchlein durch Hunderte von Blättern durch eine ganze Beige von Bogen und zog zugleich einen Draht oder Faden durch, eine stramme Naht.

Bei diesem Buchbinderwunder klatschte Mala in die Hände. Todi und Piso, Florida und Elvezio verdufteten vor dieser kleinen sechzigfränkigen Heftmaschine zu nichts.

Sie kaufte und kaufte und packte ein und stand wieder ratlos auf der Straße. Kaum dreimal vierundzwanzig Stunden war sie von Todi fort. Sie aber dünkte es schon lange und furchtbar ferne.

Da schrie ein Zeitungsverkäufer etwas Besonderes über den Platz vor San Lorenzo. Es gab ein Gedränge von Neugierigen, alles kaufte das Blatt und disputierte und fuchtelte mit den Armen. Die Aufregung wuchs. Aus den Fenstern kamen Fragen und aus den Türen sprang das junge Volk. Dort beim Barbier Giobbi stand auch ihr Kutscher und winkte heftig, als ginge die Sache sie besonders an. ‚Etwas mit Piso!' dachte sie entsetzt und hörte nun im Herzuspringen einen düstern großen Mann zu einer Gruppe wiederholen: „Ja, großer Waldbrand bei Todi, Kampf mit den Untätern . . . drei Tote . . . worunter auch der Förster Piso Golzi . . . wisset, jener Ulisse . . . jener kühne Hauptmann . . ."

Mala schüttelte den Kutscher an beiden Ellbogen. Ihre weichen blauen Augen schienen herauszutropfen. „Giobbi oder Personi oder wie, fahren wir sofort heim, bitte, noch diese Stunde. Es gibt eine warme, helle Nacht. Ich zahl' Euch das Doppelte."

„Ja," entschloß sich Personi, „das müssen wir sehen. Herrgott, bei Porchiano hab' ich zwei Juchart altes Buschland. Sogleich füttere ich die Pferde. So ein Feuer! Und Euer armer Piso!"

‚Mein Piso, ja, mein Piso, du hast recht,' sagte das schöne kleine Fräulein innerlich und drückte ihn im Geiste an ihren barmherzigen Mund.

„Ist mein Sack gut verstaut, daß er nicht rutscht," bat sie, als Personi die Geißel über das Pferdepaar knallen ließ. „Es hat Dinge drin, die nicht zerbrechen dürfen." — Dann fuhren sie in den wehenden Abend des Tibertals hinunter, von der vollen roten Mondscheibe am südlichen Apennin wie mit Blut und Feuer überspritzt.

*

Als Piso Serra von innern und äußern Fiebern geschüttelt sich spät nachts in Rock und Stiefeln aufs Bett warf, sprangen die Schwestern herein und erzählten händeringend, Mala sei nach Amerika verreist. Diesen Brief habe sie hinterlassen. Es stehe ein Gruß für Piso drin.

Der Bruder starrte die Geschwister schneeweiß an, biß sich rechts und links in die Lippe, sprang dann auf, wischte den Schweiß ab und stürzte wortlos mit dem Stutzen auf der Achsel in die Nacht hinaus.

Er wußte nicht, was er wollte, jedenfalls in den Wald. Am Prillonehügel keuchte er empor. Die Wächter weiter unten sollten ihn nicht bemerken. Aber der Hund schlug an und verriet ihn. Sie erschraken vor seinem verzerrten Gesicht und wichen nicht von seiner Seite, ob er auch mit dem Revolver drohte.

Sie hätten nun ja ohnehin nach ihm geschickt. Denn sie hatten rechts in den Höhen Pfiffe gehört und Laternen durch die Lichtung blinzeln sehen. Das anrüchige Ristorante Bolzi war am Abend fast leer gewesen. Die Halunken hatten also etwas vor.

„Habt ihr geladen?"

Sie klopften an den Gürtel. „Stramm geladen."

„Dann schräg hinauf!"

Sie liebten Piso trotz seiner finstern Art. Denn er hatte sie doch immer als Kameraden behandelt und Regen und Sonne mit ihnen geteilt. Sie fühlten überdies, daß er noch viel ärmer sei als sie Habenichtse. Es war gegen Mitternacht und dumpf und heiß auch im Dickicht. An den fernen Hügelrändern wetterleuchtete es rastlos. Die Vögel muckten nicht, kein Blatt rührte sich. Die Luft war dick und lastend, und der Wald gähnte um sie herum schwarz wie das Maul eines Riesenunglücks. Der Mond war noch nicht da. Die Lichter von Todi zitterten dann und wann durch eine Lichtung herauf.

Sie hörten durch die Stille etwas wie Tasten, Knistern, Murmeln. Wie Katzen schlichen sie höher, vergaßen alle Müdigkeit, und plötzlich meinten alle drei gleichzeitig, einen brenzligen Geruch in der Nase zu spüren, wie von einem halberstickten Feldfeuer oder einem qualmenden, ungern brennenden, grünen Holz.

Das ward mit jeder Minute heftiger. Nun sah einer, dann alle drei einen lichten Fleck, der wuchs und immer weiter herum rötete. Am Sasso bello war Feuer.

Sie schrien auf vor Schrecken, einer lief nach Mannschaft in die Stadt, Piso raste den andern weit voraus bergauf, nur der schnelle Martino vermochte ihm noch eine Weile auf der Ferse zu folgen, dann mußte auch er innehalten und Atem schöpfen. Und da gerade sah er Pisos Schatten in einen abgeholzten Platz springen, vor sich die rasende Helligkeit, sah plötzlich einen zweiten, dritten,

Digitized by Google

vierten Schatten, es lief zusammen, floß lautlos auseinander, und als Martini endlich an der Stelle war, wäre er bei einem Haar über Piso gestrauchelt, der über eine Wurzel längelang ausgestreckt lag, das Haar voll Blut, den Zahn in die Unterlippe gebissen, wie tot. Durch das dürre Unterholz knisterten Millionen gelbe und blaue Flämmlein herzu, während weiter oben schon ganze Bäume aufloderten. Der treue Martini lud seinen Meister auf die Schulter, floh ans Brünnlein Naldi hinunter, netzte und wusch Piso und pfiff, so mächtig er konnte, durch die gebogenen Finger um Hilfe für den armen Wald und den noch ärmern Waldhüter Piso.

Als Jungfer Mala nun zwei Tage später heimkehrte, fand sie Piso auf einer Matratze in ihrer Buchbinderei liegen, ohne sie zu kennen, aber ihren Namen immerfort durch die großen Zähne bröckelnd und mit Blut, Feuer, Mörder verbindend. Auf der rechten Kopfseite, wo er schon einmal schwer verletzt war, klaffte eine breite Wunde.

Statt sich mit dem Sterbenden die steilen, engen Stiegen hinaufzuquälen, hatte man ihn gleich hier zu ebener Erde hingelegt, als gehörte er nirgendwo anders hin. Die meisten wußten nichts von Malas Abreise und nahmen es als selbstverständlich, daß sie den elenden Freund betreue.

Das tat sie Tag und Nacht und stundenlang starrte sie ihm in die irren Augen, um seine Vernunft herauszubitten und ihm dann eine demütige, heiße Reue zu bekennen.

Der goldgelbe Gummi und der neue Kleister vertrockneten in den Gläsern.

„Könnten wir nicht heiraten?“ fragte sie in blutroter Verwirrung den Canonico bei einem Krankenbesuch; „Piso und ich, so wie wir jetzt eben sind? Er liebt mich, ich ihn, also!“

„Aber er hat kein Bewußtsein vom Sakrament. Es wäre keine gültige Ehe,“ widersprach Don Massimo, der dieser kleinen Eva überhaupt nicht traute. — „Er kann ja nicht einmal Ja sagen.“

„O,“ rief sie und es rann ihr der Purpur der Scham und Freude übers kleine Gesicht, „er hat tausendmal Ja gesagt, als ich's nicht hörte. Jetzt hör' ich's, auch wenn er schweigt.“

„Ich müßte es auch hören, Kind Gottes. Geduld, er wird schon zu sich kommen und vielleicht Ja sagen. Ihr seid dumme, unartige Rangen gewesen, bis euch der Herrgott zurechtgeprügelt hat. Dankt ihm!“ —

Aber heimlich dachte dieser Kenner der Herzen, das sei so ein sentimentaler Einfall. Sie passe nicht zur Ehefrau, basta.

Aber auch Mala tröstete sich. Sie hatte nun Piso so hübsch bei sich, so ganz in ihrer Hand wie noch gar nie. Sie ganz allein durfte ihn pflegen. Immer gab es da etwas zu tun: das Essen zu richten, die Medizin einzulöffeln, seinen Schweiß zu trocknen, die Kissen bequemer aufzuschütten, die Vorhänge zuzuziehen, Umschläge zu machen, die Wunde schonlich zu salben, die Fieber zu messen, auf sein irres Geschwätz sanft zu antworten und für ihn zu beten. Tag und Nacht kam sie nicht zur Ruhe. Aber indem sie das alles wunderbar genau verrichtete, verschönte und veredelte sich ihr Gesicht. Etwas Weiches wie Pfirsichflaum ging darüber, und niemand konnte sagen, ob der milde Ausdruck ihrer Mienen mehr von jungfräulicher oder mehr von mütterlicher Liebe stamme.

Als Piso stiller wurde und weniger brauchte, begann Mala doch den neuen Gummi aufzulösen und das Heftmaschinchen zu probieren. Es ließ sich köstlich damit wirken. Sie falzte, schnitt und verklebte wieder und besorgte den Kranken in der Ecke und fühlte sich alles in allem zufrieden, da Piso sie allmählich erkannte, anlächelte und endlich ihre Hand suchte und an seine Brust drückte.

Wie hatte er beim ersten Zerreißen des Dunkels gestaunt. War es möglich? Saß wirklich sie dort im Fensterlicht und rispelte und raspelte und guckte unendlich mütterlich jede Minute in seine Ecke? Gerne schlug er die Augen wieder zu und glaubte daran und träumte davon. Und als er sie wieder aufschlug, war sie noch da, zierlicher und sauberer als je, etwas schier unangreifbar Hübsches, Leises, Geschäftiges und rispelte und raspelte noch und sorgte mit zwei flinken Augen jeden Augenblick zu ihm hinüber.

Er siechte an der unheilbaren, zerstörenden Wunde dahin. Sie las ihm nun oft wieder vor wie früher. Sie speisten, lebten, schliefen im gleichen Stübchen, schliefen oft so, daß sie einfach neben seinem Kopfende saß, das Gesicht auf sein Kissen legte und indessen seine Hand zärtlich über ihr Haar fuhr, neben ihm wie eine Schwester oder Mutter einschlummerte.

Nun mahnte Don Massimo seinerseits: „Jetzt könntet, ja solltet ihr eigentlich heiraten. Er kann sehr gut Ja sagen.“

„Nein,“ sagte hingegen Piso sehr klar. „Nein, Reverendo.“

„Warum nicht?“

„Fürs Leben heiratet man. Das ist der Sinn der Hochzeit. Aber lieben tut man für Tod und Ewigkeit. Komm, Malinetta!“

Er küßte sie auf beide Wangen und auf den Mund. Aber er tat es so rein, daß auch ein Reverendo und Reverendissimo ganz wohl zuschauen durfte.

Digitized by Google

„Das ist mir noch nie vorgekommen," brummte Don Massimo im Heimgehen. „Sind es Geschwister, sind es Brautleute? Da sehe Gott zu!"

„Es sind Brautleute, sag', was du willst," widersprach der Colonello gewohnheitsmäßig.

„Und ich sage, es sind Geschwister; das waren sie von klein auf, das bleibt."

„Brautleute!"

„Bruder und Schwester!"

*

Wenige Wochen nach Pisos Tod saß Mala von morgens bis abends wieder in alter, vergnügter Geschäftigkeit am Kleistertisch und blickte, die blauen Augen zwinkernd, von Zeit zu Zeit über die Papierstöße hinaus zur Uniform am Türhaken, um mit beruhigter Miene zum Tischlein zurückzukehren. Früher hatte sie zum horchenden Knabengesicht, dann zum verbundenen Kopf im Bett blicken müssen. Jetzt war jenes Kleid ihr Piso genug. Sie lebte halb davon. Sie sah Piso und streichelte ihn über Stirn und Wange, so oft sie die grüne, tapfere Uniform betrachtete.

Abends nach Wirtschluß kamen die beiden Schwestern Pisos herab, und man redete vom Toten zehnmal mehr als einst vom Lebenden. Man sagte, es habe in Gottes Namen so kommen müssen. Des Himmels Gewalt! Im Walde, tröstete man sich, sei ein Steinblock mit seinem Namen übergoldet und auf dem Grabstein stehe sehr dick gemalt: „Er hat zweimal das Leben für Italien geopfert, einmal für seine Ehre und einmal für seine Ordnung. Achtet ihn!" — Und der Canonico hatte beigefügt: „Und er ist ohne Zorn, weise und brav wie ein Christ gestorben; liebet ihn!" Und bei solchen Reden wurden die Jungfern gerührt, freuten sich eines solchen Grabes und des Helden darin, und es waren nicht zwei, es waren fortan drei Schwestern. —

— Und die Jahre hinkten oder rannten an diesen stillen Fräulein vorbei wie unten am Stadthügel der alte Tiberfluß. Der Oberst, der Domherr, der Baron dalla Rocca starben, die Wirtschaft wurde stiller, sozusagen eine Gaststube für ein paar Freunde zu Mittag und zum Abendessen. Unten im Erdgeschoß strich und tüpfelte Mala und fühlte nun gut, daß ihr Leben in einem einzigen Band mehr als genug Platz habe.

Abends zündete sie die Lampe an und las in alten Büchern und betete fünf langsame Vaterunser für Piso und dann ein flinkes für Elvezio. Aber sie schrieb diesem nie, und zwischen ihnen lag nicht bloß der Ozean voll Wasser, sondern auch ein Ozean voll Schweigen.

Ledige Jüngferchen bleiben meist gesund und bekommen viele, aber nicht tiefe Runzeln und verfärben sich nicht und werden fast hundertjährig.

Aber siehe, nach beinahe vierzig Jahren kam noch in Malas Leben nicht ein zweiter Band, aber doch ein ganz neuer Abschnitt.

Denn eines Nachmittags, so um die drei, da sie leise vor sich hinsummte und ein Drahtnetzlein ordnete, dieses Rätselweiblein, da hörte sie durch die öde, leere Stunde einen sonderbaren Schritt übers Pflaster nahen. Sie wollte ihrem Ohr nicht trauen, aber schon zuckte es durch ihren ganzen Körper. Es klopfte nicht an der Türe, nein, es stieß gleich den Fensterladen von außen auf. So sicher war es, was da kam. Mala sah den schmalen weißen Griff der Finger und rief leise: „Elvezio!"

Da stand er im Fenster, ein bißchen ins Licht zurück, so daß sie ihn sogleich erkannte, schneeweiße Haarbüschel um die Ohren und so ein Kränzlein gegen den Nacken, sonst kahl und ausgebrannt wie die Piazza da draußen in der Sonne. Und wie mager war er und wie alt machten ihn die weißen Brauen und der eisige Schnurrbart! Aber wie elegant stand der Sechziger noch da, wie behend neigte er den Hals, und vor allem wie unverblüht groß und silbern leuchteten immer noch die Augen. Aber sonst gab es nichts als ein braungeröstetes Gesicht und Kahlheit und ein bißchen Schnee darüber.

Sie sahen sich stehend und wortlos an, dann ging die Erregung und Neugier ihrer Blicke in Milde über, und in einer Art von Andacht reichten sie sich ganz leise die Hand.

Elvezio hatte weit über die Testamentsklausel hinaus herzhaft auf seinem Posten verharrt. Nun endlich verkaufte er alles und kehrte zur Wiege seines Daseins zurück. Das ist so menschlich, ist vor allem so italienisch.

Aber Mala merkte bald, daß noch ein besonderer Grund zu diesem Entschlusse mitgewirkt hatte. Elvezio litt schwer an Gicht. Wie beim Vater gab es Tage und Wochen von jünglinghafter Geschmeidigkeit, um nachher doppelt hilflos im Stuhl zu liegen. Es war ein Familienerbe und hatte sich im feuchten Klima seiner wasserreichen, schwerbewaldeten Pflanzung schon früh bei Elvezio gemeldet und schon zeitweise einen fast unerträglichen Grad erreicht. Die Ärzte wiesen ihn nach Mexiko hinunter, wo es hoch und trocken sei. Ach, wo schien es dem Altgewordenen so hoch und trocken und sonnig wie auf dem Felsen zu Todi, im engen Städtchen, wo von den Hügeln der warme Geruch von Gras, Gebüsch und Wald am Nachmittag hineinfächelte. Heim! Heim!

Als er sich ins großartige Gedränge der

Digitized by Google

Arbeit geworfen hatte, da konnte er dieses Todi vergessen. Jetzt, da er wochenlang im Liegestuhl faulenzen mußte, bohrte sich das kleine, ferne Ding wieder merkwürdig in seine Gedanken, durch Meer, Prärien und Urwald bis in sein tiefstes Herz.

Elvezio wußte alles, was in Todi geschehen war. Doch redeten sie nie davon, sondern deckten sozusagen die Hände über alles, saßen friedlich zusammen, lesend, plaudernd, er rauchte die langen Virginiastengel und durchlief amerikanische Riesenzeitungen, sie buchbinderte, und beiden genügte nach so vielen Erwartungen und Bestellungen für eine reiche Mahlzeit nun auch das wenige vollkommen, womit das Schicksal ihren späten Tisch noch gedeckt hatte: ein wenig Brot und Wein, ein wenig Süßes und ein wenig Saures und zuletzt ein sattes Falten der Hände und Wohlbekomm's!

Freilich, wie hatten sie einst so viele und schöne Sachen auf die Tafel ihres Lebens gehofft, was für ein Lieben und Eheglück, welche Küsse und Feste, was für vornehme Tage und süße Nächte. Und nun saßen sie da nebeneinander, alt, etwas abgebraucht und müde, er meist das getigerte Fell auf den Knien und in roten Pantoffeln. Und sie sahen im Reden und Horchen einander wie durch einen blassen, fernen Spiegel so, wie sie einst waren, aber fühlten sich, wie sie jetzt sind, und keine Begehrlichkeit neckte ihr Blut.

Aber einmal zeigte sie ihm bei guter Laune, nachdem sie sicher ein halbes Gläschen zu viel getrunken, das Billett von Perugia nach dem Hafen von Livorno. Das hatte er nicht gewußt. Seine Augen wurden größer, er umarmte sie und sagte dann resigniert: „O ich habe lange gewartet."

Da gab sie ihm die Liebkosung zurück, und eine Weile spann etwas wie herbstliche Traurigkeit um sie.

In dieser Stimmung fragte einst Elvezio: „Sollten wir nicht einen alten Fehler gutmachen und doch noch heiraten?"

Es war eine überaus vernünftige, ruhige, fast blutlose Frage, und beide nahmen sich dabei aus, als blickten sie zu einer einzigen, halbvertrockneten Kirsche empor. Da hing noch diese einzige am geplünderten Baum. Die andern Kirschen hatten geglüht und gesaftet, aber da waren beide fern von der Lese gewesen. Jetzt hätten sie Gelegenheit, noch die letzte Beere zu pflücken, nur damit der Baum abgedankt und der Herbst zu Ende ist. So, nicht mehr und nicht weniger wichtig war es auch mit dieser späten Hochzeit beschaffen. Das wußten sie.

Noch leiser wiederholte Elvezio die Frage: „Sollten wir nicht einen alten Fehler gutmachen und noch heiraten, bevor das ganze Städtchen den Kopf über uns schüttelt?"

Ach, die Fehler kann man nicht gutmachen. Hunderttausend Kirschen sind und bleiben verpaßt. Was hilft da diese letzte eingeschrumpfte Beere?

Mala küßte ihm schwesterlich die Frage auf der Lippe tot. Sie zeigte auf Pisos Uniform. „Ich meine, das wäre zum alten ein neuer Fehler," lispelte sie. „Könnten wir als Gatten bessere Freunde sein? Bleiben wir so. Kein Mensch kann von uns übel denken."

Wirklich, das tat niemand. Die ganze Stadt verstand das alte Paar und erquickte sich daran. Und es störte auch den guten Don Massimo in seinem Grabe nicht.

Mehrere Jahre hielt sich Elvezio tapfer mit seiner Gicht. Er hauste im Zimmer des Obersten selig und aß mit Mala und tat der Gemeinde viel Gutes. Sie aber war ihm Magd und Freundin, Schwester und Mutter, Wärterin und Trösterin, kurz, alles was man weniger, aber auch mehr als Gattin sein kann.

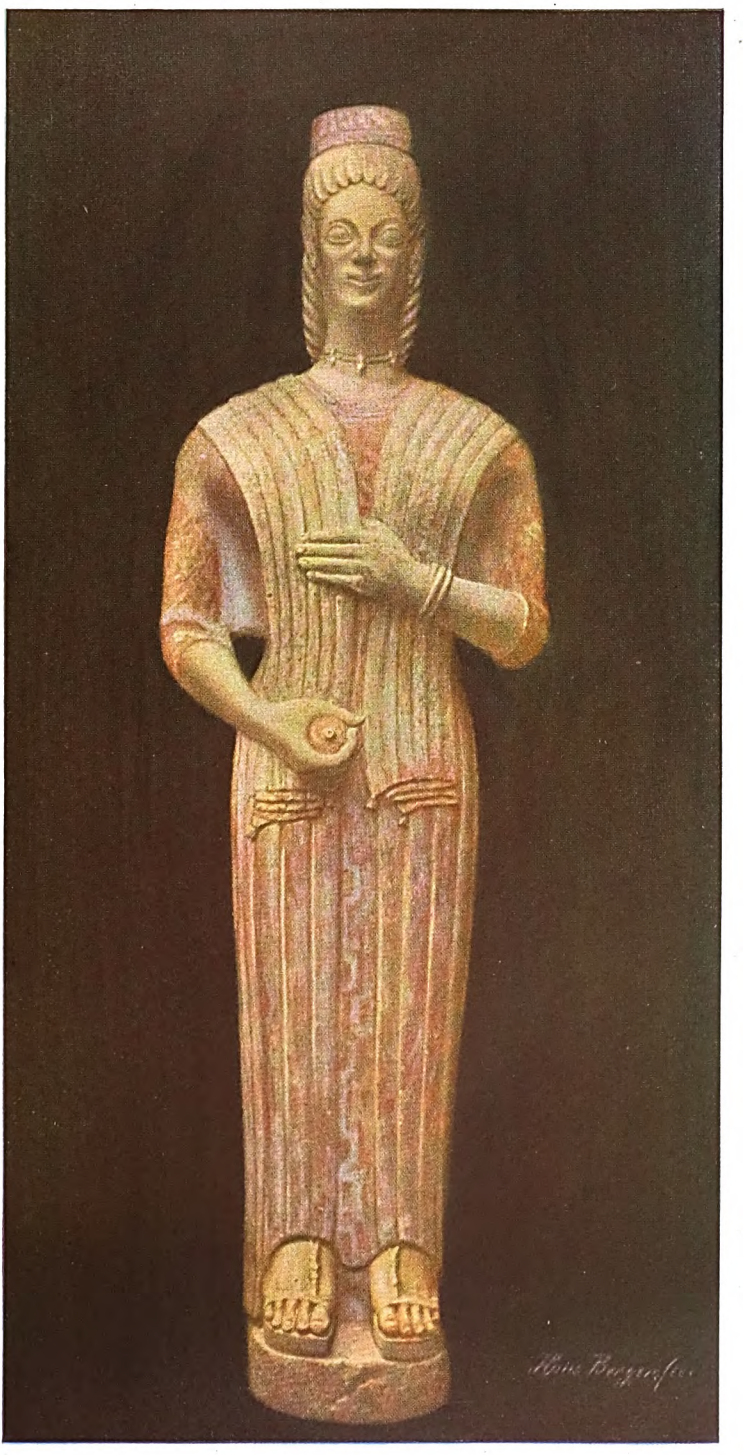
Es war ein schöner, langer Oktober. Dann aber griff das Übel aufs Herz über, und Elvezio starb wie Piso auf dem gleichen Feldbett, im gleichen Stüblein, in den gleichen Armen.

Jetzt legte sie die Jaguardecke auf den Stuhl und die Pantoffel zu Füßen. Das verlangte die Gerechtigkeit gegenüber Pisos grüner Uniform. Zwischen den beiden Reliquien zappelte Mala noch immer recht lebhaft her und hin, wie zwischen zwei guten Geistern, die ihren Frieden hatten.

Und abends kommen die zwei Frauen Serra herunter mit Wein und etwas zum Essen. Und die drei schwarzen Damen speisen sozusagen mit zitternden Fingern auf den Knien, plaudern leise, nicken sachte, lächeln, tauchen die alte Seele in Erinnerungen von Sonne und Jugend und schlückeln von Zeit zu Zeit aus einem Gläschen den hellen Chianti.

Aber es ist, als seien nicht drei, sondern fünf Personen im Zimmerchen. Wahrhaftig, sie tun auch so, diese guten, alten Frauen. Und wenn Mala redet, schweigen die beiden andern. Spricht sie von Piso, so neigt sie liebevoll ihr immer noch graziöses Köpfchen zur Uniform an der Türe, und spricht sie von Elvezio, so ruht ihr zwinkerndes Auge auf den roten Pantoffeln und dem gefleckten Fell. Für mich ist es gar keine Frage, daß die Frauen Piso dort am Pfosten stehen und Elvezio im Stuhle sitzen sehen und fühlen, wie beide zuhorchen, mitreden und zuletzt beim Auseinandergehen auch gute Nacht wünschen, gute, selige Schlafensnacht.

Digitized by Google



Attiſche Göttin

(Zu dem Aufſatz von Hans Roſenhagen „Die attiſche Göttin des Berliner Muſeums“)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Die attische Göttin des Berliner Museums

Von Hans Rosenhagen

Welch außerordentliche Wandlung hat sich in den allgemeinen Vorstellungen von der Bildhauerkunst der Griechen seit dem Erscheinen von Winckelmanns griechischer Kunstgeschichte, also seit 1764, vollzogen! Während der Vater der modernen Archäologie ganz offen bekennt, daß er nicht beabsichtige, die griechische Künstlergeschichte richtig zu stellen, erblickt die moderne Wissenschaft ihre Hauptaufgabe gerade darin, die Beziehungen zwischen den aus dem Altertum erhaltenen Berichten über besonders berühmte Kunstwerke und den uns bekannten oder neu auftauchenden Schöpfungen der antiken Kunst möglichst aufzuhellen. Die Namen Overbeck, Heinrich Brunn, Adolf Furtwängler, Sauer, Conze, Kekulé und Wiegand bezeichnen die wichtigsten Entdeckungen und Feststellungen, die auf diesem Wege gemacht wurden. Die Ausgrabungen in Mykenae, in Olympia, Pergamon, Delphi, Eleusis, auf Delos und der Akropolis und nicht zuletzt die in Priene, Milet und Magnesia haben den Schatz der griechischen Denkmäler ins Ungeheure vermehrt, und fast täglich wird von neuen Funden berichtet, so daß die Wissenschaft alle Hände voll zu tun hat, das neuauftauchende Material zu verarbeiten und einzuordnen. Gelangte in früheren Zeiten ein guter Teil von diesen Funden teils durch die solche Ausgrabungen leitenden Gelehrten, teils durch den einheimischen Kunsthandel ins Ausland, so haben seit einigen Jahrzehnten Griechenland, Italien, Ägypten und die Türkei durch strenge Gesetze der Ausfuhr von antiken Kunstwerken einen wirksamen Riegel vorgeschoben oder doch vorzuschieben gesucht. Damit ist die Hoffnung der großen Museen auf Vermehrung ihrer Bestände von wichtigen Antiken natürlich erheblich gesunken.

Aber welche Gesetze würden nicht umgangen? Die Regierungen der Mittelmeerländer können nicht neben jeden Acker oder Weinberg, nicht in allen kleinen Nestern eigene Aufsichtsbeamte postieren oder Patrouillen durch verlassene Gebiete streifen lassen. Selbst der dümmste Bauer in jenen Fundgebieten weiß, daß er bei Anmeldung eines Fundes bei den Behörden wenig oder nichts zu erwarten hat, und so liefert er nur das ab, bei dessen Auffindung Zeugen zugegen waren. In der Regel aber deckt er die Stelle, wo er, einsam arbeitend, auf einen behauenen Stein stößt, sorgsam wieder mit Erde zu und wartet geduldig eine günstige Zeit ab, wo er unbeobachtet den vermuteten Schatz heben kann. Er weiß in der nächsten Stadt sichere und verschwiegene Leute, die ihm jedes gefundene Stück abnehmen, auch das wertloseste, in der richtigen Voraussetzung, daß er, zutraulich gemacht, ihnen auch einmal eine wirkliche Kostbarkeit ins Haus trägt. Nicht selten sind es richtiggehende Archäologen, die den Bauern ihre Funde in dieser Weise abnehmen, um sich für die kläglichen Einnahmen, die ihnen die wissenschaftliche Tätigkeit bringt, schadlos zu halten und greifbare Erfolge aus ihren Kenntnissen zu ziehen. Die Hauptschwierigkeit besteht freilich darin, einen wertvollen und vielleicht umfangreichen Fund unbemerkt über die sorgsam bewachte Grenze zu schaffen; doch auch das läßt sich mit Hilfe einiger zuverlässiger Menschen erreichen. Sind die Grenzwächter durch einen metallischen Händedruck nicht zu gewinnen, tragen sie Bedenken, rechtzeitig nach der anderen Seite zu blicken, so muß zur Steinsäge gegriffen und der Fund in soviel Stücke zerschnitten werden, daß diese bequem und unauffällig an verschiedenen Stellen über die Grenze befördert werden können. Der kluge Aufkäufer reist voraus ins Nachbarland, nimmt die Einzelstücke in Empfang und setzt sie mit Hilfe eines guten Bindemittels wieder zusammen. Nunmehr handelt es sich für ihn nur noch darum, jemand zu finden, der ihm die Antike abkauft. Da er selbst sie den Museen nicht anbieten kann, weil sonst leicht herauskäme, woher das Stück stammt, und weil er fürchten muß, daß man in dem Lande, wo er seinen Wohnsitz hat, von seiner gesetzwidrigen Handlung erfährt, bietet er das Stück irgendeinem gewandten Agenten für einen so günstigen Preis an, daß dieser schnell seinen Vorteil ersieht und mit Freuden zugreift. In aller Heimlichkeit wird nun das antike Bildwerk fortgeschafft und Händlern, die nähere Beziehungen zu den großen Museen und Sammlern unterhalten, gezeigt. Nachdem diese durch Befragung von archäologischen Autoritäten über den wissenschaftlichen und künstlerischen Wert des Gegenstandes sich unterrichtet haben, wird er gekauft und gelangt nunmehr in den Gesichtskreis der wirklichen Interessenten. Auf diesem nicht ganz ungewöhnlichen Wege dürfte auch das vor einigen Monaten in den Besitz des Berliner Antikenmuseums gelangte Standbild einer griechischen Göttin von seinem zweifellos in Attika gelegenen Fundort in die deutsche Reichshauptstadt gekommen sein.

Die Erwerbung dieses Werkes hat, bevor sie zum Abschluß kam, sehr viel Staub aufgewirbelt, weil der dafür geforderte Preis von einer Million Mark in Anbetracht der traurigen wirtschaftlichen Lage Deutschlands unerschwinglich schien. Böswillige Leute wagten sogar die Behauptung, daß man die Göttin erst nach Berlin gebracht, nachdem sie in Paris und Neuyork als zu teuer und als eine Fälschung abgelehnt worden sei. In Wirklichkeit wurden von

Digitized by Google

Paris wie von Neuyork aus die größten Anstrengungen gemacht, das ungewöhnlich merkwürdige Stück für die dortigen Sammlungen zu erwerben. Der Direktor des Berliner Antikenmuseums, Geheimrat Dr. Theodor Wiegand aber, dem das Werk zuerst unter die Finger gekommen war, gab es nicht wieder heraus, und seinen Bemühungen sowie der Opferwilligkeit der Mitglieder der „Vereinigung der Freunde antiker Kunst", des preußischen Staates und der Stadt Berlin ist es zu danken, daß es ihm gelang, dieses ein Unikum unter den uns bekannten griechischen Götterbildern vorstellende Werk für Deutschland festzuhalten. Es ist eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges damit für Berlin gewonnen worden.

Kein Museum der Welt, selbst das an frühgriechischen Werken so reiche Athener nicht, besitzt ein so wohlerhaltenes Stück aus der Zeit um 600 v. Chr. Weibliche Figuren aus dieser frühen Periode sind ohnehin überaus selten. Das auf Delos gefundene Weihgeschenk der Nikandre im Athener Museum, die Samische Rundstammstatue im Louvre, beides weibliche Gestalten, können schon ihrer mangelhaften Erhaltung wegen den Vergleich mit der neuentdeckten Statue nicht aushalten, mit dieser Göttin, die noch von der Luft Homers umwittert erscheint, vor der vielleicht Solon und Peisistratos noch anbetend sich geneigt haben. Für eine Grabfigur, als welche neuerdings diese oder jene der auf die Gegenwart gekommenen Jünglingsstatuen, wie der Apollon von Tenea, der von Orchomenos, der von Thera usw. gedeutet werden, ist der allgemeine Eindruck dieses Bildwerks zu feierlich, zu erhaben. Es handelt sich ganz sicher um ein Kultbild. Der Granatapfel in der rechten Hand der Göttin läßt an die Beherrscherin der Unterwelt, Persephone, denken, vielleicht aber ist es eine Darstellung der Göttermutter Hera, der Juno pronuba der Römer, der oft auch der die Fruchtbarkeit symbolisierende Granatapfel beigegeben wird. Daß das Götterbild ein Frühwerk des archaischen Stils, und den ältesten, aus Holz hergestellten griechischen Gottheiten nahe verwandt ist, wird durch viele Merkmale bezeugt. Mit einiger Phantasie fühlt man sogar aus diesem Marmor noch den Holzbalken heraus, aus dem ursprünglich die alten Idole geschnitzt wurden. Auch die gleichmäßige Stellung der Füße hängt noch mit dem Holzstil zusammen. Sicher besaßen die holzgeschnitzten Gottheiten ebenfalls diese zu hoch angesetzten Ohren, diese übergroßen, vorstehenden Augen, die hochgezogenen Mundwinkel, die dem Gesicht jenen seltsam lächelnden Ausdruck geben, der allen frühen griechischen Bildwerken vom Apollon von Tenea bis zu den Giebelfiguren des Äginetischen Athenetempels eigentümlich ist.

Hielt der Schöpfer dieser Göttin sich so im großen und ganzen an die Überlieferung, so verrät seine Arbeit in Einzelheiten doch bereits ein gewisses näheres Verhältnis zur Natur, das Bestreben, Wirklichkeit zu geben. So ist in den Händen und Füßen das Knochengerüst schon ganz deutlich erkennbar. Die Wiedergabe der Finger bis zu der die Nägel umrahmenden Haut zeigt die intimste Beobachtung. Weniger das keck auf das Haar gesetzte Poloskäppchen, als das mit kleinen Vasen gezierte Halsband und der Schlangenreif am linken Arm verraten, daß der Künstler auch bei solchen Nebensächlichkeiten sich an das hielt, was er bei irdischen Weibern gesehen. Dagegen sind die gleichmäßig fallenden Falten des Gewandes, des Chitons und des über die athletisch breiten Schultern gebreiteten Schals strengster Stil. Was das Bild dieser Göttin besonders eindrucksvoll macht, ist die wunderbar erhaltene Bemalung. Man sieht deutlich, daß das Haar blond, der Schal gelb gewesen ist. Das Rot des Chitons leuchtet heut noch, und gut erkennbar ist das blau und rot gestickte Mäandermuster, mit dem dieser in der Mitte verziert ist.

In dieser Göttin besitzt das Berliner Museum wohl den bedeutendsten Fund aus den Anfängen der griechischen Kunst, der je auf attischem Boden gemacht wurde. Wie stolz war man in Berlin auf die 1915 während des Krieges gelungene Erwerbung der „Thronenden Göttin", die den verhältnismäßig kleinen Bestand des Museums an archaischen Originalwerken so glücklich bereicherte! Und nun hat man in der attischen Göttin ein Werk gewonnen, das die frühere Erwerbung wesentlich und nicht nur durch ihr höheres Alter überragt und den Besuchern des Museums ganz neue Gesichtspunkte für die Beurteilung der griechischen Kunst und Religion bietet. Geheimrat Wiegand hat sich dadurch, daß er Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um dieses einzigartige Bildwerk für die ihm unterstellte Sammlung zu gewinnen, ein außerordentliches Verdienst nicht nur um das Berliner Museum und die Wissenschaft erworben, sondern auch um das Ansehn Deutschlands als des Landes, das selbst unter den härtesten Schicksalsschlägen nicht aufhört, seinen Idealen Opfer zu bringen und so seine Stellung als Hüterin höchster Menschheitsgüter zu wahren. Der herrliche Bau Friedrich Schinkels umschließt jetzt eine der größten Kostbarkeiten, die der Boden Griechenlands verborgen hielt, und wenn es nun noch gelingt, die Bauten auf der Museumsinsel im Sinne ihrer geistigen Urheber, der Berliner Museumsdirektoren, bald fertigzustellen, um endlich die Skulpturen des Pergamonaltars, die griechischen Architekturen aus Priene, Milet und Magnesia aufzurichten und die Schätze des deutschen Museums in ihrem ganzen Umfange vor der Öffentlichkeit auszubreiten, wird die Reichshauptstadt einen Hort von Kunst- und Kulturwerten umschließen, wie er in der ganzen Welt nicht zum zweiten Male vorhanden ist.

Digitized by Google

Münchner Fasching

Von Kasimir Edschmid

Mit Zeichnungen von Eduard Thöny

Wie herrlich müssen Epochen gewesen sein, die, wie in Venedig, die Maske etwa so zum natürlichen Begleiter abendlicher Ausgänge machten, wie man heute einen Paß mitnimmt. Die Hälfte der Literatur jener Zeit fußt auf der Tatsache dieser Maske, ohne die weder die zarten Verwickelungen noch die abenteuerlichen Atmosphären entstehen könnten, welche man bei den Helden romantischer Bücher liebt.

Die großen Verführer haben mit der Larve vor dem Gesicht die Gelegenheit, sich mit der Stimme von Engeln zu zeigen. Abenteuerliche Frauen mit rätselvollen Augen tauchen auf, die wieder verschwinden. Die Fürsten mischen sich unter die Gesellschaft, um einmal das furchtbare Experiment zu wagen, wieviel sie als einfache Menschen gelten. Die Hochstapler finden Gelegenheit, in der Rolle von Königen zu prunken. Die zarten Mädchen haben einen Abend lang den Traum, Kleopatra oder die Nymphe des Kapitols zu sein, und die Frauen, die ein Leben voll Tugend geführt haben, haben es gern, als Frau von Maintenon oder als irgendeine schöne, in der Geschichte bekannte Tänzerin sich zu fühlen, hinter der die Schatten der Verruchtheit so erregend noch in unsere Zeit hineinfallen.

Es ist kein Zweifel, dies Spiel mit Larven, welches fast wie ein Spiel von Schicksalen scheinen könnte, erzeugt eine so liebenswürdige Luft der geistigen Erregung, daß es zu den bevorzugten Festen der Gesellschaft gemacht wurde. Ja die Höhe des Geschmacks bei den Maskenfesten, der Aufwand an Geist und die Kunst der Stimmung machten in allen Jahrhunderten fast etwas wie den Gradmesser der gesellschaftlichen Kultur aus, mit welcher ein Volk sich zu schmücken verstand. Es ist klar, daß schon durch die Pikanterie der Einfälle die Maskenbälle bei den Frauen im höchsten Maße beliebt wurden, bei den Frauen, die alle ein wenig geborene Schauspielerinnen sind. Es gibt in der Tat kaum ein reizvolleres Erlebnis, als zu sehen, wie eine Frau ihr Kostüm wählt, dem sie ja nicht nur der Linie nach, sondern auch im Geist und im Temperament gleichen will.

Digitized by Google

Shimmy mit Saxophon. Unten: Dachauer Bauernkapelle

Am Rhein wurde Karneval ein Ausbruch des Temperaments, das die ganze Bevölkerung ergriff.

In Bayern wurde Karneval unter dem Namen Fasching eine Volksbewegung.

Der Norddeutsche kann sich von dem Umfang dieser Feststimmung keinen Begriff machen. Er wird es nicht einmal verstehen, wenn er es erlebt. Als ich mit achtzehn Jahren nach München kam, zeigte man mir zuerst den Mann, der auf einem Fastnachtszug den siebenten englischen Eduard dargestellt hatte, und dann erst den Prinzregenten. In Mainz spielte der Mann, welcher den Prinzen Karneval darstellte, nur um dieser Tatsache willen eine öffentliche Rolle, ja es umgab diese Dynastien des Narrentums in den Rheinstädten eine gewisse Würde, die durchaus ernst zu nehmen war. Der hessische Großherzog nahm auf seinem Balkon den Vorbeizug der karnevalistischen Majestät entgegen, und beide Fürsten begrüßten sich unter dem Jubel des

Digitized by Google

Bal paré im Deutschen Theater

Digitized by Google

Gruppenaufnahme vom Schwabinger Bauernball

Volkes, wie es Souveränen ziemt. Monatelang vor dem Karnevalbeginn war schon das ganze Denken breiter Bevölkerungsschichten auf die großen Umzüge eingestellt. Wochenlang wurden abends in jeder Stadt die Kläpper-Garden gedrillt, welche den Zug eröffnen mußten, und deren Instrumente, die rheinischen Kastagnetten, aus einem Stück Holz mit zwei Metallbügeln bestehend, im Takt des Karnevalmarsches mit der rechten Hand geschwungen wurden, eine tolle, fast mittelalterliche Musik. Wochenlang fanden Sitzungen statt, die weltberühmt waren. Die Bevölkerung wurde mit Rednern bekannt, die von den „Bütten" aus das Pathos der Narrheit verkündeten. Die lokalen Miseren bekamen ein satirisches Lächeln, ja es wurden auf diesen Sitzungen hohe Leistungen an dialektischer Eigenart erreicht. Die Wochen schwollen mit vielen Bällen den eigentlichen Faschingstagen entgegen, die am Rhein durch den Zug gekrönt wurden, eine endlose Wagenkette von skurrilen Einfällen, die Bezug nahmen auf alles, was ernst und würdig in der Stadt war, um sich daran zu reiben. Mit diesem Zug ging der Karneval in die höchste Welle, um langsam in den Aschermittwoch zu laufen.

Nicht ohne Absicht wurde diese Schilderung im Zeigen der Vergangenheit geschrieben. Die Narrenkappen haben lange einen Trauerrand getragen, und die Souveräne des Rosenmontags waren unter dem Feuer der Kanonen verschwunden, die der Rhein jahrelang zu hören hatte. Es ist natürlich, daß soviel Elend, wie es außer Rußland wohl keine Nation des Kontinents je zu tragen hatte außer Deutschland, keinen Platz besaß für den Lärm des Faschings oder für jene Ironie, welche nur ein glückliches Volk sich leisten kann, ohne sich selbst zu schmähen. Die wirtschaftliche Misere wird die Schellen dieses Jahr nicht allzu lustig klingen lassen. Aber seit letztem Winter ist der Fasching wieder auferstanden. Man wird es einem Volk nicht verdenken, das jahrelang

Digitized by Google

ohne Freude war. Gleichwie 1924, drei Monate nach der Stabilisierung der Mark, die Deutschen in einem Zug von Hunderttausenden nach Italien zogen, so wie es alle Kaiser ihrer Sehnsucht getan hatten (und sich dabei anständig und würdevoll benahmen, trotz aller Hetzen, die gegen diese armen, an Freude wahrlich ausgepowerten Menschen betrieben wurden), so werden die Rheinländer und die Bayern wieder anfangen, in ihren Fasching hineinzumarschieren. Nicht mit der fast holländischen Üppigkeit wie in den fetten Jahren, aber mit der Freude an der Rolle, an der Larve, am Spielen.

Bei den Bayern wird der Ausbruch noch dramatischer sein, weil die Bayern der Ansicht sind, einen eigenen blauweißen Fasching zu besitzen. Und es ist wahr, sie haben damit recht. Der Karneval, der am Rhein eine Sache des raschen Blutes ist, scheint in München wahrhaftig ein Bestandteil der Rasse. Der Münchner hat nie vergessen, daß er Anspruch auf den Fasching hat wie auf sein Bier. Die Faschingsbälle waren infolgedessen auch mit den drakonischsten Mitteln nicht zu unterdrücken. Sie glimmten weiter in den Jahren des Elends nach dem Krieg. Die Polizei schien eine Zeitlang aus Detektiven zu bestehen, die mit Lastautos bestrebt war, private Kostümbälle auszuheben. Es mag für den Nordländer, der auf die Würde und das Ansehen der Nation sieht, unbegreiflich sein, aber es gab eine Menge Menschen, die das deutsche Wesen an ihrem Herzen wahrhaftig und tief erlebt hatten, welche nicht das geringste dabei fanden, Kostümbälle zu besuchen. Ich habe diese Zustände im Ausland viel zu verteidigen gehabt. Es war gerade so schwer, wie den Baselern klarzumachen, daß man in Lörrach vor Hunger starb. Sie sahen es, aber sie begriffen es nicht, da sie selbst nicht hungerten.

Doch ich rede von Politik statt von den Masken, was nach dem Rezept der Staatsmänner allerdings fast dasselbe ist. Ich tat es mit Absicht, um mich verständlich zu machen, wenn ich den Münchner Fasching eine Volksbewegung nannte. Nach Weih-

Française im Deutschen Theater

Digitized by Google

nachten erschienen die ersten Masken auf der Straße. Um die Faschingszeit herum schien abends München aus Verkleideten zu bestehen. Es ergriff nicht nur die Gesellschaft oder die Fremden oder die Studenten. Vielmehr die Kocherls und die Wäscherinnen und die romantischen Altweiberfiguren, welche mit federgeschmückten Tirolerhüten die Straßenbahnschienen reinigten, verbanden sich mit den Verkäuferinnen und den Bürgermädchen aus der Au und den Kontoristinnen zu einer Solidarität von larvengeschmückten Nymphen. — Die großen, Tausende fassenden Keller des Löwenbräu, des Mattäser, des Hofbräu waren von einer Armee von wundervollen gesunden Menschen gefüllt, die zwischen den Tannengirlanden und den Maßkrügen eine Orgie des Tanzes und Geschreis losließen, die barbarisch schön war. Der Rauch, der Geruch der Körper und die Kaskaden einer wildgewordenen Musik machten diese Räume gigantisch. Eine Française im Löwenbräu, die mehr gestampft als getanzt wird, bei der man klatscht und jodelt und wo der „Gescherte" das „Dirndel" an der Brust zu zerdrücken sucht, gehört zu den seltsamsten Anblicken. Denn hier, ohne Zweifel, reckt eine Rasse ihre Muskulatur, die von nichts zerbrochen werden kann. Ein solcher Ball ist eine harte Sache und, weiß Gott, sehr derb, aber der stampfende Rhythmus dieser jungen Leute besitzt die Herrlichkeit eines Naturereignisses. Nachts werden die Weißwürste serviert. Es gibt Jungfrauen, die zwischen zwanzig und fünfzig verzehren können. Die Paare trinken zusammen aus einem Maßkrug. Es werden Betten verkauft und Küchen verpfändet, um diesem Taumel frönen zu können, der im Grunde doch so harmlos wie malerisch ist.

Man fuhr nach München zum Fasching, wie man im Februar nach Cannes fuhr. Man suchte eine Luft auf, wo man den Fasching nicht machen mußte, sondern wo man ihn fand . . . „very stylish" und vollkommen „de saison". Man kam in eine Luft angenehmer Verrücktheit. Die bals parés im Deutschen Theater waren weltbekannt in der europäischen Gesellschaft. Hier war es nicht mehr das Volk, sondern die Elite, welche ihren Manieren und ihrem Vermögen nach eine luxuriöse Abenteuerlichkeit suchte. Diese Bälle waren von rätselhaftem Reiz. Auf ihnen waren viele Leute ersten Rangs, und die Damen, die ihnen den Glanz gaben, waren keineswegs ausgesprochene Demimonde. Die Männer waren im Frack, die Frauen in phantastischen Abendkleidern. Man kannte die Leute von Klasse, die anwesend waren, nach ein paar Stunden, ohne aber zu wissen, wer sie waren. Man tastete danach, Anhaltspunkte zu finden, wer eine schöne Frau war oder ein gut aussehender Mann. Man taxierte sich nicht nach den Sektflaschen, die in den Séparés und Logen getrunken wurden, sondern nach den Formen, nach der Weltläufigkeit und nach dem Geist. Entzückende Rollen waren zu spielen. Die Frauen spielten ein Theater der Delikatesse und die Männer dasjenige der Eitelkeit. Welche Abenteuer und welche Enttäuschungen brachten diese wochenlang dauernden Bälle. Es gibt eine ganze Literatur darüber. Außer in Nizza, wo man zwischen Confetti und Blumen rasend wird auf Karneval, sah ich nirgends eine ähnliche internationale Ausgelassenheit wie auf bayrischem Boden mit echten Münchner Prinzen und falschen spanischen Granden und durchsichtigen Lords.

Selbst die Skandale der Münchner Gesellschaft, die sich an den Fasching schlossen, waren voll Grazie. Sie waren einkalkuliert. Man verzieh sich gern und sah im Fasching eine Art Pause in den strengen Gesetzen, die das gesellschaftliche Leben sonst beherrschen. Die bals parés waren öffentlich. Sie wurden durchbrochen von einer Flut privater Feste, die unter geistvollen Devisen standen. Ganze Klubs stürzten sich ins Unglück. Es gab Veranstaltungen, zu denen geladen wurde und die sehr hohe Eintritte kosteten und doch mit zwanzigtausend Mark Verlust abschlossen. Die ganze Künstlerschaft war wochenlang in Bewegung. Die Stadt dampfte förmlich unter den Pflichten, die ein Genuß ihnen auferlegte, der nichts anders als eine nationale Wollust war.

Ich habe Maskenfeste gesehen in Monte Carlo, unter dem Kasino, auf den Terrassen über dem Mittelmeer, das unter einem goldenen Regen und Musik und tausend erleuchteten Gondeln flammte . . . ich habe sie in St. Moritz gesehen, wo die reichsten Leute der Welt, die den Tag auf dem Schnee in glühender Sonne verbracht hatten, sich mit Larven und ausgelassener Tollheit begegneten . . . ich habe den Fasching in Stockholm gesehen, wo die ritterlichen Skandinaven ihre Damen schon um Mitternacht auf den Schultern trugen . . . er war überall erlesen, voll Charme, voll Amüsement und voll Geschmack, aber er war gemacht. Er hatte ein glänzendes Aussehen und tadelloses Publikum. Aber er war nicht voll glühender Atmosphäre. Er hatte Witz, aber es war der Esprit des Salon. Er war voll zauberhafter Kostüme, aber er war nicht lustig. Er hatte nicht die Laune, die eben einfach schon da sein muß. Deshalb kann es nur in München passieren, daß die Herren im Frack und die Damen um fünf Uhr morgens ein Restaurant aufsuchen, das Donisl heißt und eigentlich eine Kaschemme für Dienstmänner und Trambahnputzerinnen ist. Das Geheimnis seines Erfolges lag darin, daß in München strenge Polizeistunden herrschten, und daß Donisl um fünf Uhr nachts öffnete. In diesem grauenhaften Loch fanden sich die amüsantesten Leute nach den Bällen, da man in München vor Sehnsucht stirbt, überall noch einmal hinzugehn, nur nicht in das Bett. Hier sangen die berühmtesten Sänger und die „Lukis", die mit Bier regaliert wurden, schrien: „Eviva Caruso!"

Digitized by Google

Presseball „Alt-München“

Digitized by Google

Es gab noch eine Reihe von Bällen, welche die Künstler in Schwabing abhielten, die ja in München eine Gesellschaft für sich sind. Es ist ein Irrtum, sich diese Leute alle wie Zigeuner vorzustellen. Es gibt ungemein gute Leute darunter, welche allerdings noch stärker als die Leute der Politik an dem deutschen Übel kranken, fast alle verfeindet zu sein. Jeder Kreis und jeder Zirkel hatte seine eigenen Bälle, die, den Anschauungen ihrer Halbgötter entsprechend, sehr erlaucht oder sehr zynisch waren. Es gab Maskenfeste, wo die Jünglinge und die Mädchen um den Schatten ihres Meisters tanzten, der im Nebenzimmer sich befand und seinen Schatten durch eine geschickt gestellte Lampe in den Saal fallen ließ. Es gab die hirnverbranntesten Verrücktheiten, aber sie waren nichts anderes, als, auf dem Boden der Kunst, dasselbe an Phantasie, was die Kocherls in den Bräus und die Damen auf den bals parés darstellten. Eine Symphonie des ganzen Schwabing gaben die Bälle in der Schwabinger Brauerei. Das Bachusfest in diesem Bräu sah alles, was in dieser Stadt zum Geist zählte, der hier allein sich in Deutschland mit der Aristokratie und der Kunst gemischt hatte. — Wer die Isar kennt, weiß, daß sie ein wilder, heller Strom ist, der das Geheimnis der Jugend zu besitzen scheint. München ist zwischen Weihnachten und den Fasten die jünglingshafte Stadt in Deutschland, während Köln Deutschlands schönstes Feuerwerk ist. Sowohl nach Köln wie nach München ist der Karneval nicht hineingetragen, sondern er kommt aus dem Boden dieser zwei Städte, die Deutschlands Süden und Deutschlands Westlichkeit freudig repräsentieren. München ist die Stadt der Jugend geblieben, darum zieht sie die Jugend an. Wie oft kann man sehen, daß am Morgen nach den Bällen die phantastischsten Gruppen von jungen Leuten durch den Englischen Garten stürmen, die Nymphen neben den indischen Prinzessinnen und die Neger neben den Bajazzos, ein Bild, das mehr als närrisch ist und zwischen den Büschen und Teichen dieses Parks so natürlich wirkt, als sei ein Zeitalter wieder zurückgekehrt, wie die Maler es malten, wenn sie die Unbefangenheit und das Glück darstellen wollten, das ja nichts anderes als die Jugend ist.

Nach durchtanzter Nacht beim Weißwurstfrühstück im „Donisl"

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Romane, Novellen, Literaturgeschichte. Von Karl Strecker

Ricarda Huch: Der wiederkehrende Christus (Leipzig 1926) — Klara Viebig: Die Passion (Stuttgart 1926) — Otto Wirz: Novelle um Gott (Stuttgart 1926) — Rudolf Presber: Der Tisch des Kapitäns (Berlin 1925) — Eduard Stucken: Larion (Berlin 1926) — Bernhard Kellermann: Die Brüder Schellenberg (Berlin 1926) — Karl Rosner: Der geschundene Eros (Stuttgart 1925) — Franz Adam Beyerlein: Der Kürassier von Gutenzell (Leipzig 1925) — Julius R. Haarhaus: Jens Sventrup, der Vogelwärter (Leipzig 1925) — Karl Neurath: Der Klostermüller (Varel i. O. 1925) — Rudolf Huch: Altmännersommer (Leipzig 1825) — Walter Flex: Gesammelte Werke (München 1926) — Hans Amelungk: Adalbert Stifter (Ebenhausen 1925)

Die große Erzählung, die wir von Ricarda Huch seit Jahren erwarteten, ist endlich erschienen, sie heißt Der wiederkehrende Christus und ist wirklich in mehr als einem Betracht eine große Erzählung. Zuerst in der Wahl des Stoffes, wohl so ziemlich der kühnsten, die sich denken läßt, gesetzt: das Thema soll in seinem Kern erfaßt und erschöpfend behandelt werden. Aber auch in künstlerischer Hinsicht ist dieser Roman zu den bessern zu zählen, die Ricarda Huch geschrieben hat, und so mithin wirklich groß.

Wie oft hat man nicht schon die Ansicht gehört: „Wenn Christus heute wiederkäme, es würde ihm nicht viel besser ergehen, als vor 19 Jahrhunderten, nur etwas anders, nur etwas mutatis mutandis, und sicherlich würde die Kirche —“

Doch halt! was geht uns das Geschwätz von Laienmund an, die wir doch eine Dichterin über dies Thema hören können. Ihr wiedergekehrter Christus heißt Luzius und ist ein Deutscher. Die Eltern stammen aus einer deutschen Kolonie an der Wolga und ziehen später in die alte Heimat zurück. Da sein Vater das Handwerk eines Schmiedes trieb und ihre Wohnung dicht an der Wolga lag, waren das Wasser und das Feuer die ersten Eindrücke des kleinen Luzius, gleichsam sein Spielzeug. Der siegreiche Kampf gegen einen verbreiteten Aberglauben und eine dabei sich offenbarende Heilkraft weisen Luzius auf seinen Beruf hin. Hilfesuchende allerart schließen sich ihm an und fast täglich sieht er sich vor neue Aufgaben gestellt, als hätte das ganze Volk auf ihn gewartet.

Nicht groß ist die Zahl seiner eigentlichen Jünger, aber dafür recht wunderlich zusammengesetzt. Ein wohlbeleibter jüdischer Bankier, ein Antisemit, ein ehemaliger Offizier, ein internationaler Kommunist, ein rätselhafter Schwärmer, im Nebenberuf Schuft und Lüderjahn, sind die Haupttypen, die indessen nicht so zur Wirksamkeit gelangen wie die verschiedenen Gruppen und Persönlichkeiten, die mit dem „wiedergekehrten Christus“ in Berührung kommen und nun — das ist das Charakteristische der ganzen Erzählung — ihn für ihre Interessen auszunutzen suchen.

Zuerst geschieht das in harmlosester und liebenswürdiger Weise durch einen prächtig gezeichneten Jungen, der ihn nur bittet, das Vieh seiner Eltern zu segnen, dann durch einen verfolgten Kommunisten und Franzosenfreund. Als Luzius ein Fabrikmädchen, das in die Maschine gekommen ist, dadurch rettet, daß er die Maschine zum Stehen bringt, haben die Großindustriellen nicht übel Lust, diese Kraft in ihre Dienste zu spannen. Ein Okkultist ist der Nächste. Kein Geringerer als der Papst — genannt Gregor der Vierzehnte (!) — folgt ihm unmittelbar und hier ist Ricarda Huch denn bei dem Widersacher ihres Geisteshelden angelangt, der ihm am meisten zu schaffen macht und ihm am gefährlichsten wird. Papst Gregor will die Inquisition wieder einführen. Und da er hört, Luzius habe einen großen Anhang hinter sich, so wäre er nicht abgeneigt, ihn anzuerkennen, vorausgesetzt, daß er sich für jenes „große Werk“ einsetzen werde und daß er, der Papst, der eigentlich Handelnde bliebe.

Man sieht hier schon, daß die Dichterin ihre Probleme keineswegs mit zarten Frauenhänden anfaßt, zimperlich ist sie gar nicht, und es scheint, daß sie manches Erbauliche zu dieser Abrechnung sorgsam in sich aufgespart hat. Bevor aber noch die Idee des Papstes verwirklicht werden kann, drängen sich wieder andere Gruppen und Zeitmächte an den Wundermann, um ihn auszunutzen. Da ist der Direktor der Fak (Filmgesellschaft für aktuelle Gegenstände), der seine Tätigkeit kurbeln will, da ist ein alter General, dessen ganzer Ideenkreis sich um Rache an den Franzosen dreht und der die Wunderkraft des Luzius zur Vernichtung der feindlichen Kriegsmaschinen benutzen möchte, ein Prinz Yp sucht den neuen Heiland für Spiritismus einzufangen, und der smarte Kommerzienrat Strowisch, der immer ein Dutzend der kühnsten Gründungsideen zugleich im Kopfe hat, bietet ihm ein weites

Digitized by Google

Feld der Tätigkeit, das sich sogar bis auf den Mars erstreckt, zu dessen Kolonisierung er die Annach-Aktien ausgibt, die viel begehrt werden. Hier gewinnt der Untertitel der Erzählung: „grotesk" Berechtigung, hier wie in der Zeichnung des Papstes. Der kommt zu dem Schluß: „Wenn er erwiesenermaßen Christus ist, werden wir irgendein Abkommen treffen." Kommerzienrat Strowisch hingegen meint: „Sollte man nicht aus dem Papsttum und der Kirche eine Aktiengesellschaft machen können?"

Schließlich wird Luzius, an der französischen Grenze zurückgewiesen, von deutschen Pazifisten gefangen genommen, ins Gefängnis geworfen und von dem ersten Inquisitionsgericht, das der Papst in Innsbruck eröffnet, zum Tode verurteilt. Sein kommunistischer Verteidiger, der annimmt, Luzius habe ein heimliches Konto auf irgendeiner Bank, erreicht nicht viel, das Volk sucht in einem großen Aufruhr Luzius zu befreien, aber die dem Papst zur Verfügung stehenden Soldaten unterdrücken den Aufstand durch Maschinengewehre. Schon will der Papst, des langen Prozesses satt, Luzius einfach als Bolschewisten aburteilen und aufknüpfen lassen, da entflieht dieser auf einem Flugzeug und landet mit seinen Gefährten munter in der Lüneburger Heide, „das Feuer der Liebe im Herzen".

Ein Werk, der großen Dichterin würdig. Gewiß ließe sich ein Stoff von dieser Kühnheit und Spannweite noch anders behandeln, aber das Ziel, das Ricarda Huch sich gesetzt hat, ist mit diesem Roman erreicht. Freilich: um die inneren Schwierigkeiten des Themas ist sie wie um unzugängliche Böschungen herumgegangen, so bleibt die Hauptgestalt selbst, der Christus redivivus, ziemlich schemenhaft, seine Wunder werden, wiewohl ihnen ein inniges Gebet vorangeht, nicht durch ein besonderes Verhältnis zu Gott gedeutet, von seiner eigentlichen Weltauslegung erfahren wir nichts, und was er sagt, ist zwar immer gescheit, geht aber niemals über das eines klugen und weisen Menschen unseres Alltags hinaus. Auch schreitet er nicht als führende und verbindende Gestalt durch das Buch, sondern die einzelnen Lebenskreise werden ex abrupto dargestellt, um dann an ihnen sozusagen die chemische Einwirkung, das Reagieren der neuen Erscheinung aufzuweisen. So wird es ein filmartiges Abrollen von einzelnen Bildern, allerdings — und hier sehen wir, wie eine feine Künstlerhand zu adeln vermag — sind die ersten einführenden Zeilen der kleinen Abschnitte oft von einer dichterischen Delikatesse und malerischen Schönheit, daß man sie gern zweimal hintereinander liest.

Wie denn dem Ganzen das Signum einer starken Dichterkraft aufgedrückt ist. Der satirische Ton klingt, von vornherein voll und sicher angeschlagen, kräftig durch, oft von tiefem Humor begleitet und schließlich mit einem Capriccio, das wie Hohngelächter klingt, verhallend. Mag dieser Heiland auch mit seinem Urbild wenig gemein haben: lächerlich genug erscheinen gegenüber seiner sachlichen Vernunft, seiner Güte und Liebe die eitle Selbstsucht und das gierige Getriebe übler Zeitgenossen. Ein überlegenes, starkes und tapferes Buch, von dem man nicht glaubt, daß es eine Frau geschrieben hat. Absichtlich habe ich jede Parallele mit Dostojewskys gewaltigem „Großinquisitor" vermieden, — aus Höflichkeit gegen Ricarda Huch . . .

Ähnliches gilt (ein Zeichen, daß wir zurzeit wirklich nicht arm an guten Erzählerinnen sind) von Klara Viebigs neuem Roman Die Passion. Nur gilt es mit umgekehrten Vorzeichen, denn nicht stachelscharfe und übermütige Satire führt hier das Wort, sondern bitterer Ernst und tiefes Mitleid. (Womit natürlich keineswegs gesagt sein soll, daß hinter der Satire nicht auch Ernst stehen kann, er sollte vielmehr immer ihre eigentliche Triebfeder sein.) Wir kennen Klara Viebigs prachtvollen Willen zur Wahrheit, ihren unerschrockenen Fanatismus zum Bekennen, zum Aufdecken, zum Hineinleuchten in dunkle Ecken. Diesmal hat sie sich eine der allerdunkelsten ausgesucht: jene ansteckende Geschlechtskrankheit, die so verheerend in das Leben ganzer Familien eingreift und Ursprung unzähliger Tragödien ist, von denen die Welt nichts erfährt.

Die Passion, der Leidensweg, der durch dies Buch führt, ist die Geschichte der kleinen Eva und einer ganzen Anzahl Schicksalsverwandter. Sie wäre unerträglich, wenn sie etwa in der nahezu unkünstlerischen Art des „Zauberbergs" ein Krankheitsbild von umständlichster Kleinmalerei vor uns aufrollte, sie wird zu einer erschütternden Dichtung, weil sie mit der sichern Hand einer ästhetisch unverschüchterten Künstlerin das zutiefst Menschliche heraufholt von den Müttern des Geschehens und mit wahrhaft mütterlichem Verstehen, Lieben und Sorgen und Leiden ihre Kinder des Elends durchs Leben begleitet. Und immer mit wachem Auge niemals die hohe Technik einer meisterhaften Erzählerin vernachlässigend. Die energische Art der Viebig, bis zu den äußersten Grenzfällen vorzuschreiten, führt sie doch nicht zur Übertreibung, wir erleben alles mit, das große Thema ist künstlerisch instrumentiert und zu einem reinen Ausklang geführt. Es ist erstaunlich, wie sicher die Dichterin durch diesen sumpfigen und verpesteten Boden ihren festen Weg findet, sie läßt sich weder zu tendenziöser Schärfe, noch zu tränenseligem Gejammer, noch zu naturalistischer Ausmalung des Schmutzes verleiten, das macht, zwei Sterne weisen ihr den Weg: die große Liebe und die große Kunst.

Viel könnte von dieser meisterlichen Schöpfung Otto Wirz lernen, dessen „Gewalten eines Toren" ich hier im vorigen Jahr als eine ungewöhnliche Verheißung

Digitized by Google

— trotz mancher Gewaltsamkeiten — begrüßte und der inzwischen von guten Freunden, getreuen Nachbarn und desgleichen als ein Genie ausgerufen wurde. In seinem neuen Werk Novelle um Gott redet er, statt zu bilden. Er redet um Gott. Durch vier Personen, die er als Mundstück gebraucht, redet er um Gott. Das Wort um, das im Titel droht, wird dem Ganzen zum Verhängnis. Gewiß fühlt man auf jeder Seite, daß hier ein geistiger Mensch von besonderer Art das Wort führt, und oft hält man mit Lesen inne, um einen nicht alltäglichen Gedanken abseits zu verfolgen, ein merkwürdiges Bild noch einmal zu überblicken, aber ich muß offen gestehen, gespürt habe ich den Gott nicht, von dem hier geredet wird. Und wenn die vier Personen: Großvater Wild, Großtante Unspunnen und die beiden Jungen: Gerda und Raoul ihr Dasein schließlich, nach vielem Reden und Schimpfen, in eine recht absonderliche Tragödie verkettet sehen, so werden wir bei deren Betrachtung zwar zeitweise gefesselt durch Darstellungsmomente, die dem Dutzendliteraten ein verschlossenes Gebiet sind, aber wir spüren an der ganzen Art dieser aus höherer Gedankenwelt wie erschrocken herabschießenden Besinnung auf greifbares Ereignis doch wieder jene unorganische Gewaltsamkeit, die sich schon in den „Gewalten eines Toren" bemerkbar machte. —

Vielleicht ist es dem Leser der Monatshefte so wenig unerwünscht, wie es dem Leser obiger Bücher war, nach ihnen einmal durch ein harmlos-heiteres Intermezzo erfreut zu werden, und da wüßte ich nichts Besseres zu empfehlen, als für ein Weilchen sich mit Rudolf Presber an den Tisch des Kapitäns zu setzen, der im Lloyddampfer auf der Reise von Deutschland nach Italien eine fröhliche Tafelrunde vereint. Presber hat es sehr geschickt verstanden, verschiedene hübsche Geschichtchen, die er wohl im stillen fabuliert hatte, einzuflechten, als Erzählungen der Tafelrunde, möglich auch, daß einige davon wirklich dort erzählt wurden, sogar wahrscheinlich, daß der Dichter viele selber zum Besten gegeben hat. Diese Erzählungen gehören teilweise zu den gelungensten, die der humorvolle Poet je geschrieben hat. Über die „Maus" z. B. habe ich gelacht, daß ich mich buchstäblich auf dem Stuhl festhalten mußte. Der Einfall an sich, scheint mir, ist nicht einmal der beste in dem Buch, aber wie meisterhaft, mit welchen erstaunlichen Mitteln komischer Darstellung ist das hingesetzt! Auch die Ranken der Tagebuchblätter, die zwischendurch von alten Städten und jungen Mädchen, von Sturm und Meereszauber plaudern, sind so liebenswürdig und unterhaltend, daß man das ganze Buch liebgewinnt wie einen heiteren Freund, dem man gern einmal wieder begegnet.

Juvenal spottet einmal, es sei törichte Milde, das Papier zu schonen, da es ja doch dem Untergang geweiht sei. Diese grausame Anschauung scheint von den deutschen Schriftstellern zurzeit geteilt zu werden, schonungslos wüten sie mit Feder und Typen gegen die wehrlosen gewalkten Lumpen! Was hilft da alles Sichten und Sieben, es bleibt doch noch immer genug wirkliches Korn auf dem Geflecht zurück. Wir müssen uns schon im folgenden kurz fassen, um einmal mit dem Wichtigeren aufzuräumen.

Eduard Stuckens neuer Roman Larion bleibt erheblich hinter seinen „Weißen Göttern" zurück. Das liegt zum Teil am Stoff. Die Welt der Skopzen, jener russischen Sektierer, die das Himmelreich durch Selbstverstümmelung zu erwerben hoffen, eignet sich nicht sonderlich zu einem geschichtlichen Roman, es sei denn, daß ein genialer Russe wie Tolstoi oder Dostojewsky sich in das mystische Seelenleben dieser echt moskowitischen Schwärmer hineinversetzte, die auf Grund von Offenbarung 7,9 glauben, daß ihr Stifter als Messias wiederkehren wird, sobald ihre Zahl, das ist die der Geschlechtslosen, 144 000 beträgt. Seine epische Spannung erhält der übrigens vortrefflich geschriebene Roman durch die Feindschaft zweier Brüder, von denen Larion der Leidende und tragisch Endende ist. Stucken weiß die Fäden seiner Begebenheiten dramatisch zu knüpfen und durch mancherlei farbigen Einschlag das Gewebe zu beleben. Der Hintergrund und das Moskau um die Mitte des vorigen Jahrhunderts scheint gut getroffen, ist Stucken doch in der fünftorigen Kremlstadt geboren.

Feindlich stehen sich auch Die Brüder Schellenberg gegenüber, die Bernhard Kellermann in dem sobenannten Roman zeichnet. Ein größerer Wurf als des etwas spießbürgerlichen Herrn „Schwedenklees Erlebnis". Kellermann stellt in den beiden Brüdern zwei gegensätzliche Typen der Nachkriegszeit dar — früher hätte man wohl einfach den einen als Idealisten, den anderen als Materialisten bezeichnet. Die Begriffe haben sich in diesem Buch und in Wirklichkeit etwas verästelt, im Grunde sind es dieselben, nur daß der Letztbenannte eine Eroberer-, der erste eine Erlösernatur ist, dessen pazifistisches Zukunftsprogramm als Testament den Roman beschließt. Kellermann weiß zu konstruieren und hat den Wurf eines flotten Erzählers. Schade daß er kein Dichter ist. Seine Seelenkunde bleibt grobdrähtig und hergebracht, vielleicht weil es ihm selber an dem fehlt, was hier zu — erkunden ist.

Leis und ein wenig verträumt, wie von einem Cello klingt es aus dem neuen Roman Karl Rosners: Der geschundene Eros, der innerhalb „besserer" (so sagt man ja wohl statt guter?) Berliner Gesellschaftskreise die Irrungen und Wirrungen einer durchaus nicht abstoßenden Frau schildert. Rosners geschmeidige Kunst, Rankenwerk um die Geschehnisse zu spinnen, wird

Digitized by Google

hier von einem leichten Humor angenehm temperiert.

Stärkere Wärme strömt die wohltuende Winterfeuerung des Humors — schon weil hier die Scheite und Kloben der Geschehnisse derbere Heizkraft haben — in Franz Adam Beyerleins Erzählung Der Kürassier von Gutenzell (die zuerst in diesen Heften erschien) aus. Dieser Kürassier ist ein kleiner Falstaff, der einen tapferen Burschen statt seiner in den Siebenjährigen Krieg ziehen läßt und nachher mit dessen Heldentaten als den seinen an allen Schenktischen renommiert. Die echte und kräftige Zeitfarbe wird von rosiger Laune gemildert.

Auf gleiche Stufe stelle ich die schon eine Weile vorliegende, aber anscheinend gänzlich unbekannte und ungewürdigte Novelle Jens Swentrup, der Vogelwärter von Julius R. Haarhaus. Wie hier ein plumper dänischer Robinson auf seiner einsamen Insel den Besuch einer Dame von Welt — allem Anschein nach einer Hamburger Schauspielerin — erhält und wie die beiden in dieser Einsiedelei vierundzwanzig Stunden lang, ohne sich sprachlich verständigen zu können, einander abwechselnd anziehen und abstoßen, wird mit überlegener Heiterkeit und wundervoller Milieuschilderung einer Vogelwarte erzählt.

Eine kleine Tragödie hat Karl Neurath in seine Novelle Der Klostermüller eingerahmt. Der Klostermüller ist ein trotziger Dickschädel nach Art des Erbförsters oder des Kohlhaas oder Meister Anton. Als Preußenfeind muß er es erleben, daß seine beiden Söhne 1870 mit den Preußen gegen Frankreich ziehen. Der eine fällt, der andere ist verschollen. Es kommt die Gründerzeit; in Nähe der Klostermühle wird eine Fabrik gebaut und durch des Müllers beste Wiese soll eine große Kreisstraße gelegt werden. Weigerung des gänzlich erbitterten Müllers. Enteignung. Er bricht die Latten der Feldmesser um, schießt schließlich auf einen von ihnen, und als er verhaftet werden soll, verrammelt er seine Mühle und verteidigt sie bis zur letzten Patrone mit der Flinte. Dann steckt er die Mühle in Brand und erhängt sich. Die ergreifende Geschichte wird schlicht vorgetragen, ungekünstelt so erzählt, wie Stoff und Stimmung es fordern. Es ist für einen Erzähler nicht das geringste Lob, wenn man bekennt, daß sein sprachlicher Fluß die Worte vergessen macht und man nur darauf achtet, was er sagt, nicht wie er es sagt. Unsere sprachlichen Veitstänzer und Mätzchenmacher der Moderne freilich meinen es anders.

Etwas spießbürgerlich geht es, im Gegensatz zu den letzten Büchern, in Rudolf Huchs Altmännersommer zu. Gleichwohl ist es ganz erbaulich, bei seinem Geheimen Oberbibliothekar Prof. Dr. h. c. Waldmüller einzutreten und des alten Witwers Nöte zu hören, dem seine bewährte Wirtschafterin gerade auf morgen gekündigt hat, den Tag, an welchem seine Tochter Ilse aus der Pension zurückkehrt und obendrein Tante Minna ihren Besuch in Aussicht gestellt hat. Sie kommen denn auch beide an, die junge hübsche und sehr „chik" angezogene Ilse und die trübselige Tante, deren Verwandtschaftsgrad eigentlich noch niemand hat feststellen können. Den ersten Tag, den Vater und Tochter noch allein sind, verleben beide ganz vergnügt, sogar bei Sekt, da Ilse behauptet, von Maibowle immer Kopfschmerzen zu bekommen, dann aber kommt Frau Sorge in Gestalt von Tante Minna; zwischen ihr und Ilse entspinnt sich ein geheimer Kampf, der aber die Tante nicht hindert, den Haushalt in feste Hände zu nehmen. Dieweil läßt Ilse es sich angelegen sein, ihren Vater wenigstens äußerlich zu einem anderen Menschen zu machen, sie bestellt ihm einen modernen Schneider, sie selber kauft ihm Kragen und Krawatten nach neuester Mode. Der alte Geheimrat läßt mit verhaltenem Staunen und stiller Ergebenheit diesen draufgängerischen Egoismus der neuen Jugend auf sich wirken — und als endlich, nach einem Jahr, Ilse an der Seite eines jungen Assessors als junge Frau Haus und Stadt verläßt, da seufzt er: „Man vermißt sie doch überall." Die Tante entgegnet, er habe sich oft genug über sie geärgert. Wennschon, meint der Geheimrat, vielleicht wäre es gerade der Wechsel zwischen Ärger und Frohsinn gewesen, der ihn aufgebügelt habe. Und während er noch eine tiefsinnige Bemerkung über den Rausch der Jugend und die eleusinischen Mysterien macht, gibt die Tante in der Sofaecke einen kräftigen Schnarchton von sich. Sie ist eingeschlafen. Sie bleibt ihm treu . . .

Sehr zu begrüßen ist die erste Ausgabe der Gesammelten Werke von Walter Flex. Er war der eigentliche Dichter des Weltkrieges, eine große und tiefe Natur, allem Schein abgeneigt, tapfer, streng und treu. So hat er gelebt, so hat er gedichtet, und was er dichtete, das lebte er, — noch gestorben ist er dafür. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß er einer der feinsten und kraftvollsten Erzähler dieser Jahrzehnte, ein inniger Lyriker war und sich, wäre ihm volles Ausreifen beschieden gewesen, sicherlich auch als Dramatiker seinen Platz erkämpft hätte unter den kauderwelschenden Kärrnern des Babylonischen Turmbaus, den wir die Bühnenkunst der Gegenwart nennen.

Ein wunderschönes neues „Rosebuch" sei noch genannt: Adalbert Stifter von Hans Amelungk. Ein menschliches und künstlerisches Bild dieses zartsinnigen Dichters, dessen „Nachsommer" Nietzsche zu den drei besten Büchern der Deutschen zählt (wenn auch nicht ganz mit Recht), ein Werk, das in jeder Hinsicht — was die Sammlung der Briefe, Schriften, Bilder, wie die lebensgeschichtlichen Berichte anlangt — als vollkommen bezeichnet werden darf.

Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Vom Fasching und von der neuen Sachlichkeit — Die Bildhauerin Clara Orlowa — Versteigerungen — Neues Kunstgewerbe — Schwarzschnittkunst von Ugo Mochi — Künstlerische Photographien — Eduard Thönys 60. Geburtstag — Zu unsern Bildern

Es ist ein alter und den Lesern willkommener Brauch dieser Hefte, daß sie sich im Februar mit einer größeren Anzahl ihrer Beiträge den geselligen Freuden widmen, die in diesem Faschingsmonat uns besonders zahlreich und liebenswürdig einzuladen pflegen. So hat die Schriftleitung auch in diesem Jahr Aufsätze und Bilder ausgewählt, die sich mit den mancherlei angenehmen Dingen dieses Daseins beschäftigen.

Von Festen in alter und neuer Zeit plaudern die illustrierten Aufsätze, und die Photographie der schwedischen Tänzerin Karina, die die Rundschau eröffnet, bedeutet nicht bloß eine Huldigung vor der Anmut und der Schönheit einer berühmten Künstlerin, sondern verfolgt auch den praktischen Zweck, unsern Leserinnen, die einmal dem unsterblichen und tief berechtigten Trieb zur Maskerade folgen möchten, den abenteuerlichen Aufbau einer stilechten Rokokofrisur recht deutlich zu zeigen.

Die Bilder auf der folgenden Seite wollen nicht als Karikaturen gewertet werden. Sie stammen aus der verdienstvollen Mannheimer Ausstellung „Neue Sachlichkeit", die einen Einblick in die nachexpressionistische Kunst gewährte. Wer nicht mit ständiger Aufmerksamkeit die Entwicklung unsrer Malerei beobachtet hat, konnte hier sehen, wie entschieden das Pendel in die dem Expressionismus entgegengesetzte Richtung ausgeschlagen hat. Versuchte man noch vor kurzem, Gefühle und Gedanken in oft undeutbaren Symbolen zu malen, so geht man jetzt wiederum der Natur mit einer manchmal peinlich wirkenden Genauigkeit zu Leibe. Allerdings begnügt man sich auch jetzt nicht mit bloßer photographischer Treue.

Die schwedische Tänzerin Karina

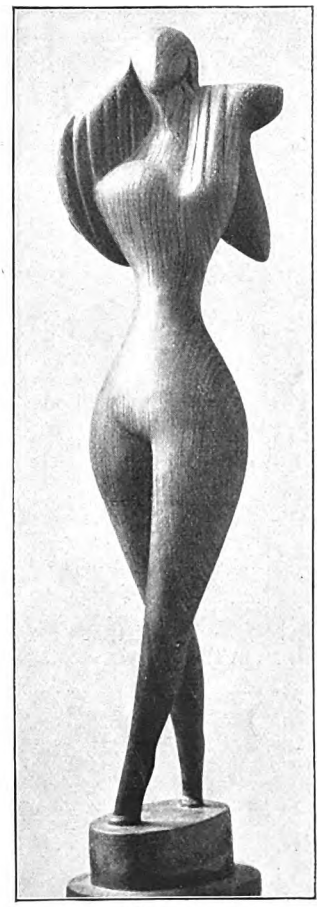
Digitized by Google

Digitized by Google

gen von Clara Orlowa in diese Gattung einreihen. Die Künstlerin versteht es ausgezeichnet, in der „Tänzerin" wie der „Bäuerin" das Material des Holzes zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen. Beide Figuren haben etwas Gedrechseltes. Die „Bäuerin" ist so schlicht geformt, daß sie das Geschöpf eines namenlosen Bauernkünstlers sein könnte. Die „Tänzerin" gefällt sich in einer gesuchten Primitivität. Hier kam es nicht auf naturalistische Treue, sondern allein auf die überzeugend gelungene Bewegung des Schreitens an. Prächtig ist das Männerbildnis. Hier zeigt die Bildhauerin, wie humorvoll sie zu sehen versteht. Dieses Vollmondgesicht mit dem Ausdruck der Wichtigtuerei und der Beschränktheit ist höchst wirkungsvoll.

Zu den bedeutendsten Kunstauktionen des verflossenen Winters gehörte die in Amsterdam abgehaltene Versteigerung der Sammlung Castiglioni. Der Wiener Industrielle hatte seine Schätze in der Hauptsache während des Krieges erworben. Wichtige Stücke aus altberühmten und zum größten Teil erbschaftshalber aufgelösten Sammlungen (Richard v. Kaufmann, Adolf v. Beckerath, Carl v. Hollitscher) waren in seinen Besitz gelangt. Die für Castiglioni und seine weitverzweigten Unternehmungen ungünstige Zeit der Geldfestigung und der Geldknappheit hat ihn gezwungen, seine Sammlungen zu versteigern. Es war ein Ereignis auf dem internationalen Kunstmarkt. Vieles, so ein Altar

Bäuerin
Holzbildwerk von Ch. Orlowa



Tänzerin
Holzbildwerk von Ch. Orlowa

Bildnis
Gipsbildwerk von Ch. Orlowa

des Meisters Wilhelm von Köln, ist leider ins Ausland, nach Amerika gewandert. Durchweg war ein Sinken der Bilderpreise festzustellen, so daß Castiglioni zahlenmäßig gewaltige Verluste erlitten hat. Für Froments „Auferweckung des Lazarus" z. B. hat er 1917 auf der Kaufmannschen Auktion 429 000 Mark bezahlt; jetzt hat es 154 000 Gulden gebracht; Kaufmann hatte es vor etwa 30 Jahren für 1500 Franken erstanden. Es war das kunstgeschichtlich bedeutendste Werk. Froment war zwischen 1460 und 1490 in Südfrankreich tätig. Ein signiertes Bild desselben Gegenstands hängt in den Uffizien zu Florenz, doch ist nach dem Urteil Bodes, des berufensten Kenners, unser Gemälde dem florentinischen weit überlegen, sowohl in der herben Charakteristik wie in der Freiheit der Anordnung und in der Feinheit der Landschaft. Selbstverständlich ist bei diesem Künstler wie bei allen seiner Zeit der starke Einfluß der altniederländischen Malerei. Beschaulichkeit und zarte Empfindung zeichnen ihn aus. — Fast ebenso starkes Aufsehen erregte eine Kupferstichversteigerung von C. G. Boerner in Leipzig. Es handelte sich um englische und

Digitized by Google

Die Auferweckung des Lazarus. Gemälde von Nicolas Froment
(Aus der Versteigerung der Sammlungen Camillo Castiglioni bei Müller & Co. in Amsterdam)

französische Stiche des 18. Jahrhunderts, vorwiegend aus wettinischem Besitz. Auch hier war ein Weichen der Preise zu verzeichnen. Eine hohe Seltenheit wie der einfarbige Stich „Die Schaukel" von Fragonard, die vor dem Krieg schon 2000 Franken gebracht hat,

Die Promenade im Carlisle Haus. Mit den Bildnissen von Harriet Montague und Maria Townley als Hauptfiguren. Schabkunstblatt von 1781 von John Raphael Smith. Aus der Kupferstichversteigerung (aus einem königlichen Schlosse) von C. G. Boerner, Leipzig

Digitized by Google

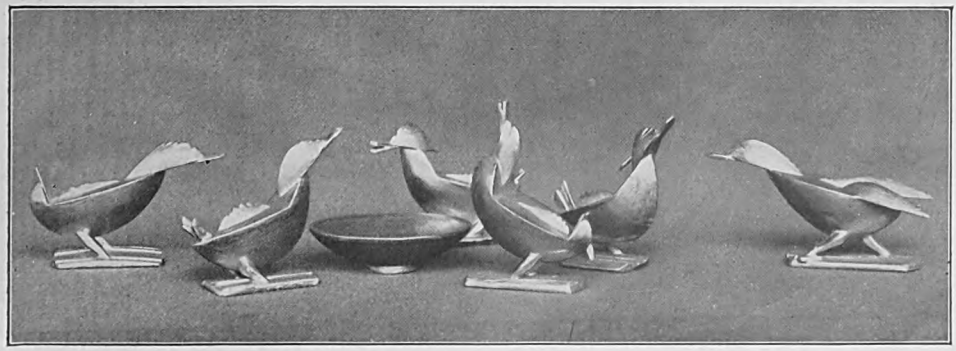
Goldringe und Goldbroschen aus der Werkstatt Paula Straus in Stuttgart

Gravierter Glaspokal von Edgar Benna-Breslau

Gravierte Glasschale von Walter Nitzschke-Dresden, Kunstakademie

ging auf 700 Mark zurück. Besonders gut wurden Stiche nach Porträts von Reynolds bezahlt. Einiges vermochte das Dresdner Kupferstichkabinett zu erwerben und vor dem Wettbewerb der englischen und — dank dem sinkenden Franken — nicht unüberwindlichen französischen Händler zu retten. Wir bringen ein Blatt von John Raphael Smith (1752 bis 1812), einem der besten englischen Schabkünstler. Diese Technik ist eine negative. Nachdem man die Kupferplatte mit einer Art gezahntem Wiegemesser sorgfältig aufgerauht hat, wird die Fläche da, wo die Lichter sitzen, geglättet. Je mehr der Künstler glättet, desto weniger Farbe nimmt das Kupfer an der Stelle an, und leicht kann er alle Übergänge vom tiefsten Schwarz zum hellsten Weiß machen, also allen Feinheiten der Modellierung leicht folgen (s. Hans W. Singer „Der Kupferstich", Velhagen & Klasings Kulturgeschichtliche Monographien Nr. 15). Unser Blatt ist eine der schönsten Darstellungen aus dem Leben der englischen Gesellschaft vom Ende des Rokokos.

Die auf dieser Seite wiedergegebenen kunstgewerblichen Arbeiten von Paula Straus in Stutt-



Nippes aus Holz vergoldet von Th. A. Winde-Dresden, Kunstgewerbeschule

Digitized by Google

Digitized by Google

S. 624 u. 625) bannt die flüchtige Erscheinung in den strengen Rhythmus einer gleichsam mathematischen Formel. Hier ist die Bewegung vom Dunkel ins Licht dargestellt. Interessant ist die Betonung des Nachbildes, welches entsteht, wenn sich ein Gegenstand vor einer starken Lichtquelle bewegt. Robert Hoffmanns „Sonnige Ufer“ (zw. S. 688 u. 689) atmen die reine Luft eines frischen Wintertages. Die elegante Auffassung zeichnet das Damenbildnis von Savely Sorin aus (zw. S. 688 u. 689). In den Trubel eines Kostümfestes führt uns R. E. Stübner Karl Schwalbach (zw. S. 608 u. 609) schrieb ein Kritiker, das sei ein wunderlicher Heiliger, der sich anscheinend versucht fühle, sich von kubistischem Felsgipfel hinabzustürzen. Wir hoffen, daß unsern Lesern die formgewordene Idee des Bildes — der dank dem Licht von oben sieghaft kämpfende Mensch am Abgrund des Verderbens — nicht bloß klar wird, sondern auch zu Herzen spricht. Wer den aufrüttelnden Ernst solcher Darstellung nicht liebt, wende sich zu der Behaglichkeit des Tobackfreundes Erich M. Simon (zw. S. 616 u. 617). Georg Gelbkes „Tanz mit schwarzen Schleiern“ (zw.

Oben: Auf nackten Füßen. Unten: Spagnola. Scherenschnitte von Ugo Mochi

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Märzheftes:

	Seite
Das Bekenntnis. Roman von Clara Ratzka	1
Die Matrosenhochzeit. Ballade von Hans Benzmann †	47
Die Bremer Kunsthalle. Von Dr. Emil Waldmann. Mit 14 farbigen Wiedergaben von Gemälden	49
Die türkische Frauenfrage. Von Dr. Karl Klinghardt	65
Die drei Grüße. Von Börries, Frhn. v. Münchhausen	68
Begegnung. Novelle von Ewald Swars	69
Schnepfenjagd. Von Hermann Horn. Mit zwei Abbildungen von Fritz Heubner und Albert Liebermann	78
Die Elendskerze. Novelle von Johannes Schuck	83
Meinem Kinde. Gedicht von Edmund Brüll	88
Frühlingstage auf Sizilien. Eine Malerfahrt von Thea Schleusner. Mit neun farbigen Wiedergaben von Aquarellen der Künstlerin	89
Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Das liebe Ich und die Zeitgenossen. Skizzen von Grete Gulbransson. Mit zwei Abbildungen von Olaf Gulbransson	97
Europäischer Geist. Von Bruno E. Werner	102

Digitized by Google

Seite

Drei Gedichte aus der Kriegszeit: Verwundet — Das Gärtlein — Das Lied der vierten Kompagnie. Von Rudolf Kötter 104
Großleistungen der deutschen Industrie und Technik. Von Ernst Trebesius. Mit acht Abbildungen 105
Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker 113
Illustrierte Rundschau. Mit zwölf Abbildungen. 117
Berliner Bühnen. Mit neun Abbildungen. Von Paul Oskar Höcker 121
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . . 5—8

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Münchener Pressefest 1925. Gemälde von Max Rimboeck . . . . . Titelbild
Ausfahrt Friedrich Augusts II. Ausschnitt aus einem Gemälde von Bernardo Belotto gen. Canaletto 16—17
Absalom. Gemälde von Albert Weisgerber . . . 24—25
Das Konzert. Gemälde von Rudolf Hesse. . . . . 40—41
Mittagsrast der Pilger. Gemälde von Ludwig Richter . . . . . 56—57

Kunstbeilagen in Tondruck:

Der Sturm. Gemälde von Paul Thiem . . . . . 8— 9
Die Sibylle. Gemälde von Oswald Poetzelberger 32—33
Bildnis. Gemälde von Leo Fontan-Madrid . . . 72—73
Feierabend. Gemälde von Max Unold. . . . . 112—113

Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—36
Hinterer Anzeigenteil . . . 1— 8
Umschlag . . . . . 2— 4
Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:
Töchterpensionate . . . 14
Unterrichtsanstalten . . 14—15
Hotels und Pensionen . . 15—16
Kurorte und Heilanstalten 16—18
Deutsche Bücher . . . . 20—21

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
40. Jahrg. / März 1926 / 7. Heft

Das Bekenntnis

Roman von Clara Ratzka

Lauri und ich lagen auf der weiten Rasenflur, die sich zum See hinuntersenkt. Wir sprachen von Pahlivaa, unsrer Heimat. Weit um uns her strahlte ihr Mutterlächeln. Drüben am Waldrand breiteten sich ihre Arme. Vom Walde aus kamen die Lieder, die uns in den Schlaf trugen. Und vom See kamen sie hinauf, dem blanken, tiefen, braunen Olmanisee. Über uns hinweg, am Himmel so blau und klar wie der Kindermorgen unseres Lebens, zog ein schillernder Taubenschwarm . . .

Lauri stützte den Kopf auf und sah ihnen nach. „Sie gewöhnen sich an unsern Hof," sagte er befriedigt. Es waren Wildlinge. Mein Bruder hatte das blonde starke Haar seiner Vorfahren, die halb Finnländer, halb Schweden waren, ihre tapferen blauen Augen und ihren kräftigen Körper. Er war sechzehn Jahre alt, vierzehn Monate jünger als ich selbst, Heli Ursula Brand.

Lauri, unser großes, schönes Pahlivaa, unser Vieh im Stalle, unsere Knechte und Mägde, der alte Inspektor Brentinius, das gehörte alles uns, mir. Niemals hatte ich etwas anderes geliebt als dieses.

Über alledem aber lebte unsere Mutter. Sie hieß mit ihrem Mädchennamen Blida Djöns, und Pahlivaa war das Gut ihrer Eltern und all der vielen Djöns und ihrer Frauen, von denen sie die letzte Blüte war. Vielleicht klingt es hohl und vermessen zu sagen: sie war eine Blüte. Doch immer, wenn ich an sie denke, an Blida Djöns, meine Mutter, so wie sie damals war, als die Stadt und die mühselig hingeschleppte Ehe mit meinem Vater längst hinter ihr lagen, dann sehe ich eine Granatblüte, klar, weit geöffnet, von einem süßen und freudigen Rot.

Alles um mich her habe ich geliebt, nie etwas andres als meine Heimat mit allem, was sie umschließt, doch meine Mutter war mehr als das.

„Das Dampfboot muß bald kommen," sagte Lauri, nachdenklich ein langes Gras durch die Lippen ziehend. „Was mag sie uns mitbringen?" Er sah schlau lächelnd zu mir hin. Die Mutter hatte uns eine Überraschung versprochen.

Lauris Worte waren kaum verklungen. Da hörten wir den langgezogenen, wohlbekannten Ton der Sirene. Wir sprangen auf und liefen den Abhang hinunter.

Unten auf den riesigen Granitblöcken standen wir, die rot aus unsrem dunklen Olmanisee wuchsen, und winkten nun zum Dampfboot hinüber. Da stand unsre Mutter, Blida Djöns, der hier alles zu eigen war, wohin sie blickte.

Sie hatte ihren Arm um eine Frau gelegt, die wir nicht kannten. Beide trugen weiße Kleider. Hinter ihnen stand ein großer, schlanker Mann. Auch er war hell gekleidet. Er beugte sich ein wenig zu unserer Mutter hin. Vielleicht fragte er sie nach irgend etwas.

Sie wandte sich um und lachte ihn an, während ihre rechte Hand mit einem flatternden Schal zu uns hinüberwinkte.

Lauri lief schnell zur Landungsstelle, von einem Stein auf den andern springend. Die großen, in der Sonne bunt aufleuchtenden Blöcke waren glatt vom Wasser, Wind, Regen und Sonnenbrand.

 Nachdruck verboten. Copyright 1926 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Als ich diesen fremden Mann hinter meiner Mutter stehen sah, kam ein Gefühl von Unruhe über mich. Weshalb diese Fremden in unserm glücklichen Pahlivaa?

Als das Dampfboot anlegte, stand auch ich auf dem Steg. Der alte braune Oluf reichte uns große Pakete heraus. Sein wohlbekanntes grüßendes Lachen schnitt die Furchen in seinem Gesichte noch tiefer.

Dann kam die Mutter. Sie zuerst. Sie streckte mir ihre Hand hin, die weich und kühl war, und dann legte sie die meine, ohne sie losgelassen zu haben, in die der fremden Frau. Dabei lachte sie, daß ihre Augen funkelten. „Dies ist Mentha Frieborg," sagte sie, „die Schwester meiner Freundin Inge Wehner." Dann wies sie auf den Mann. „Und das ist ihr Bruder, Sten Frieborg."

Er hob grüßend den Hut, nahm meine Hand und preßte sie fest zwischen seinen starken Fingern. Es war mir unangenehm, und doch mißfiel mir dieser Sten Frieborg nicht, als er vor mir stand. Er war größer, als man hier zu Lande ist, und sehr schön gebaut. Zwischen seinen lachenden Lippen waren feste, blanke Zähne. Die halbgeschlossenen, auffallend dunklen Augen — später sah ich, daß sie schwarzblau waren — blickten uns alle wohlgelaunt an. Doch es war etwas von jener naiven Überlegenheit darin, die Städter glauben über uns Landbewohner zu haben. Nichts an ihm war unangenehm oder gar abstoßend; im Gegenteil, man mußte eine natürliche Hinneigung zu seiner männlichen Schönheit empfinden.

Das war es auch wohl, was unsere Mutter erfreute. Sie blickte von einem zum andern, als wollte sie unsern Beifall sehen. Wir gingen gemeinsam den Wiesenhang hinauf. Mentha Frieborg hatte ihren Arm um meine Mutter gelegt. Sie kannten sich erst wenige Tage, genau so lange, wie meine Mutter in Helsingfors gewesen war. Sten schritt zwischen Lauri und mir dahin, den Kopf freudig erhoben.

Halbwegs der Anhöhe, zur rechten Hand, lag das alte, einfache Haus der Djöns. Hier wohnte der Inspektor Brentinius. Er lehnte am Türpfosten und schaute uns nach. „Das ist das alte Haus der Djörns," sagte Lauri.

„Und das neue?" fragte Sten Frieborg nachlässig.

„Jetzt wohnen wir dort oben!" Er wies den Hügel hinauf. Das Dach wuchs gerade aus dem Grün hervor, breit und hoch. Dann kamen die vielen blanken Fenster und die Holzveranda mit ihren Ranken von Rosen und dunkelvioletter Klematis. Ein langgestreckter, solider Bau, ein einziges, geräumiges Stockwerk.

Rings um unser Haus stehen die höchsten, schönsten Birken, die ich je in Finnland sah. Sten Frieborg hatte kein Wort für unsere Bäume. Wenn Fremde nach Pahlivaa kamen — wie selten geschah das doch! —, dann bewunderten sie unsere Bäume. Die Birken waren meine ältesten Freunde.

Sten Frieborg öffnete sein blitzendes Zigarettenetui und hielt es Lauri hin. Der lehnte ab. Ich glaube, es war, weil Frieborg nichts über Pahlivaa zu sagen wußte.

Spät am Abend saßen wir alle auf der Veranda. Auf der Mitte des Tisches stand, wie immer im Sommer, eine große Schüssel mit Beeren, rechts und links davon Schalen, die mit dicker, süßer Sahne gefüllt waren. Meine Mutter stand auf und kam mit einer Flasche alten Rheinweins und einigen Gläsern zurück. Lauri und ich sahen uns schnell an. Unsere Mutter hatte das nie getan. Wir haben das Alkoholverbot in Finnland, und rechtlich, wie sie war, gestattete sie nicht, daß unerlaubte Getränke auf unsern Tisch kamen. Der kleine Vorrat im Keller ward für Krankheitsfälle aufbewahrt.

Doch als sich meine Mutter dann über den Tisch neigte und einschenkte und dieses schimmernde Gold über dem Silber des Tablettes schwebte, da schien es mir wunderbar gut zu ihr zu passen. Ihr blühender Körper, um den sie in anmutiger Art einen bunten Schal geschlungen hatte, ihre sonnenverbrannten Hände, schlank und geschmeidig, ihr rotblondes Haar, der warme, glückliche Ausdruck in ihrem geliebten Gesicht, das und der reife Goldton in dem klaren Wein — wie schön das war.

Auch Sten Frieborg sah es. Er blickte meine Mutter mit einem festen, seltsamen Ausdruck an.

Es ist ein Bild, das ich niemals vergessen werde. Oft und oft habe ich es vor meinen Augen gesehen. Der weite Himmel war wie mit stumpfer grüner Seide bezogen. Die gelbrote Sonne, glanzlos wie der Himmel, berührte fast unsern braunen Olmanisee, auf dem breite, schillernde Flächen und Streifen lagen: ein zerrinnendes Grün und Orange. Die Bäume, Kiefern, Tannen und Birken, standen wunderbaren Silhouetten gleich gegen die eigentümlichen leblosen Farben der weißen Nacht des Nordens. Alles war groß und still. Vielleicht war das, was uns umgab, um so feierlicher, als es ein gigantischer Hintergrund für das bunte und liebenswürdige kleine Bild auf unsrer Veranda war.

Wir erhoben unsre Gläser und tranken einander zu. Meine Mutter blickte uns an, herzlich und tief. Sie sah aus, als käme sie aus einem schönen Land.

Digitized by Google

Lauri setzte sein Glas schnell und, wie mir schien, ein wenig mürrisch auf den Tisch. Ich hielt das meine in der Hand, und wie der Duft des Weines zu mir herüberzog, dachte ich wieder, wie sehr dieses reife und glänzende Gold und dieser fast berauschende Duft meiner Mutter verwandt sei. So wie sie mir an diesem Abende erschien, so hatte ich sie niemals gesehen. Es enthüllte sich mir eine Seite ihres Wesens, die ich nicht gekannt hatte. Etwas Feuriges und zugleich Weiches war in ihr. Doch es bedrückte mich mehr als es mich freute.

In der Nacht stand ich auf und ging in den Garten, der in sanfter Wölbung hinter unserm Hause lag. Unsere Türen waren niemals verschlossen. Die Blumen, diese vielen unbändig blühenden Blumen des kurzen nordischen Sommers, standen in berauschender Hingabe in der bleichen Nacht. Pahlivaas Wächter, unsere wundervollen Bäume, atmeten tief und still.

Auf den mattleuchtenden Wegen hin- und herschreitend betrachtete ich diesen Tag und unsere Mutter. Wir hatten in der erstaunlichen Selbstsucht der Kinder niemals daran gedacht, daß unsre Mutter auch noch ein eigenes Leben haben könnte. Sie gehörte uns, uns! Mit allem Wollen, Wünschen und Lieben, mit allem Empfinden, zu jeder Stunde, in alle Zukunft war sie unser. An uns gab sie ihr Leben hin und an Pahlivaa, das sie uns, nur uns, einstmals hinterlassen würde. So war es beschlossen. Beschlossen? Nein, diesem Worte geht schon eine Frage voraus. Für das Selbstverständliche unseres Besitzes gab es keine Frage.

Daß meine Mutter Gäste mitgebracht hatte, wunderte mich nicht. Im Sommer war auf Pahlivaa ein ewiges Ein und Aus von Gästen, doch es waren fast immer alte Freunde. Die wenigen neuen kamen und gingen wie Zugvögel. Man beachtete sie kaum im Kreise der andern. Irgend jemand brachte sie mit, und sie waren willkommen.

Diese beiden Fremden, die heute unser Haus betraten, wurden beachtet wie niemand sonst. Es war nicht das alltägliche, ruhevolle Beisammensein wie mit den vielen andern, den Nachbarn und Freunden; es war eine sonderbar gespannte und auch gehobene Stimmung um uns gewesen, die mehr noch als von diesen Fremden von meiner Mutter ausging. Sie war sonst doch immer so gleichmäßig heiter und selbstsicher.

Ich wollte den Gedanken nicht in mir aufkommen lassen, daß unsere Mutter, die solchen Dingen völlig fern stand, eine Vorliebe für Sten Frieborg gefaßt haben könnte. Denn mehr —? Das war unmöglich.

Wenn ich an all diese Jahre zurückdachte, an die Männer, die mit an unserem Tisch gesessen hatten in dem großen, etwas allzu weitläufigen Zimmer, dann konnte ich mich nicht auf einen einzigen besinnen, der meiner Mutter klare frohe Ruhe auch nur auf kurze Zeit gewandelt hätte. Sie saßen am Tische der Djöns. Ähnlich wie sie selbst mochten ihre Väter und Großväter dort gesessen haben.

Hatten sie Wünsche in unser Haus getragen, die mit meiner Mutter zusammenhingen? Wenn es so war — wir hatten es nicht bemerkt, und auch sie, unsere Mutter, blieb so blank wie ein Spiegel, auf den kein Hauch fällt.

Ich wendete meine Gedanken von diesen Betrachtungen und Fragen ab. Es lag eine Verletzung für meine Mutter darin, eine Verletzung ihrer Ehre.

Zugleich lehnte ich mich gegen diesen Mann auf, den Sten Frieborg, der, nach kurzen Tagen des Beisammenseins mit meiner Mutter, ihre Aufmerksamkeit und Güte weit mehr in Anspruch nahm als irgendein alter Freund.

So gab ich denn meine Gedanken und Empfindungen unserem Garten, der in diesen hellen Nächten nicht schlafen konnte, dessen süßes und volles Leben weiter spann. Mußte er doch in kurzer Zeit nehmen und geben, was in andern Ländern langsam anschwillt, reift und vergeht.

Die Vögel versuchten schon ihr erstes noch halb schlaftrunkenes Aufzwitschern, als meine Mutter aus der Haustür trat.

Sie ging lächelnd auf mich zu. „Weshalb wanderst du denn hier umher? Ich sah zufällig hinaus und sah meine Tochter!“ Sie legte ihren Arm um mich. Ihre Wärme durchdrang mich ganz und gar. Ich schmiegte meinen Kopf an ihre Schulter. Wie ich sie liebte! Wir waren so erfüllt von unsern Gedanken, daß wir nicht sprechen konnten. Schweigend wandelten wir umher und schweigend kehrten wir in unser Haus zurück. Zum Abschied streichelte meine Mutter zärtlich mein Gesicht.

*

Zwei Wochen später beschlossen Frieborgs und meine Mutter, daß wir allesamt nach Nadendal reisen sollten. Früher hatte sie nur allein bestimmt, jetzt kam es vor, daß meine Mutter mit einem fast belustigten, kleinen Lächeln die Ratschläge Mentha Frieborgs annahm. Sten hatte sich in den Besprechungen zurückgehalten. Nadendal ist ein überaus freundlicher, reizender Badeort in den Schären, und da er von Menthas Haus, das auf der Insel Runsula stand, sehr leicht zu erreichen war, schien ihr Vorschlag ganz

Digitized by Google

natürlich zu sein. Doch mir war in dieser Zeit nichts einfach und natürlich.

Als meine Mutter uns sagte, wir sollten unsere Ferienzeit mit ihr in Nadendal verbringen, richtete sich Lauri, der gerade mit mir im Garten arbeitete, hoch auf. Er sah die Mutter mit einem Blick an, in dem nichts von dem Knabenhaften war, das bisher immer noch aus ihm hervorschaute. „Mutter," sagte er ruhig, „ich verlasse Pahlivaa nicht. Nicht jetzt — es gibt viel Arbeit."

„Oh, ich weiß gut um unsre Arbeit," sagte die Mutter ein wenig überlegen. „Dennoch, eure Privatstunden sind geschlossen, wir wollen reisen." Es war das erstemal, daß ein kühler Hauch über uns drei dahinging, die wir doch ganz zusammengehörten, tiefer als andere Menschen. In uns kreiste Pahlivaas Blut.

Als sie dann ging, den Kopf ein wenig zur Seite gebogen, als warte sie noch auf irgend etwas, lief ich hinter ihr her und umfaßte sie mit beiden Armen. „Laß ihn doch hier, dann habe ich dich einmal ganz für mich allein!" Doch als ich diese Worte sprach, arglos — wie oft habe ich sie leichten Herzens gebraucht —, da erstarrten sie in mir. Und auch meine Mutter schien Ähnliches zu empfinden. Ihre Augen waren voll Güte. Sie nahm mein Gesicht zwischen ihre Hände.

„Nein, Heli, ganz für dich allein hast du mich nicht, und vielleicht ist es auch für uns alle beide gut, daß ihr aus diesem Gleichmaß des Lebens einmal herausgenommen werdet." Sie ließ ihre Hände sinken. Wie ermüdet ging sie dahin. Zu Boden blickend sprach sie leise weiter: „Sieh, Heli, es gibt ja noch mehr als unser liebes Pahlivaahaus und Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Sollte einmal ein Wechsel in euer Leben kommen, dann steht ihr da wie die Kinder. Wir müssen hinausgehen, wir müssen ein klein wenig weltlicher werden, auch Lauri, sonst könnt ihr niemals begreifen, welche Kräfte die Menschen regieren."

Sie lächelte und nahm meine Hand; doch ich blieb verstockt. „Wie denn?" sagte ich erstaunt, „Lauri kommt doch bald auf die landwirtschaftliche Schule, und ich werde die Universität besuchen. In einem Jahre schon habe ich die Reifeprüfung bestanden!"

Die Mutter wiegte den Kopf hin und her. „Sollte meine Heli mich nicht verstehen wollen?" Nein, ich blieb stumm.

Abends bei Tisch wurde dann alles heiter besprochen. Auch Lauri hatte sich gefügt, doch es war nichts Gutes darin. In seinen Gesprächen wandte er sich ganz und ausschließlich zu mir hin. Er sprach nur von Pahlivaa, ganz wie der alte Brentinius.

„Wir wollen noch ein wenig schwimmen," sagte er nach der Mahlzeit.

„Dann komme ich mit." Sten Frieborg vertrat ihm den Weg.

„Ich meinte Heli und mich," sagte Lauri.

„Nun — dann — das erlaubt Fräulein Heli wohl nicht?" sagte er zögernd.

„Ich bleibe gern bei meiner Mutter," sagte ich einlenkend.

„Ich auch!" Er lachte mir ins Gesicht. Seine weißen starken Zähne leuchteten. Da ging ich mit Lauri davon.

Wir ruderten weit hinaus, in die Nähe einer steinigen Insel. Als Kinder spielten wir dort jahrelang weit von aller Welt verschlagene Schiffbrüchige. Als Lauri den Kahn befestigte, sagte er, ohne aufzublicken: „Nun, Heli, was denkst du, sind wir nun wirklich bald Schiffbrüchige?"

Mir war, als senkte sich Schweres auf mich hinab.

„Nein, nein," sagte ich schnell, mit klopfendem Herzen.

„Doch, die Mutter wird diesen Mann heiraten."

„Oh Lauri, wir waren so glücklich!"

„Das waren wir."

„Alles war so sicher — —"

Wir sahen zum Hause hinüber. An der Veranda entlang hingen bunte Lampions. Sten Frieborg hatte sie aus Helsingfors kommen lassen. Jetzt lehnte er sich wohl in den alten Rohrsessel zurück und sang ein Lied, unsere Mutter dabei anblickend. Und Mentha, die mir wie eine Kupplerin vorkam, lächelte verständnisvoll. „O, es ist unerträglich, widerwärtig ist es!" Ich stöhnte laut auf.

„Ja. Und hast du an Pahlivaa gedacht? Sten Frieborg wird der Herr auf Pahlivaa sein. Er ist dreizehn, vierzehn Jahre älter als du und ich. Weißt du, was das heißt?"

„Wir verlieren unsere Mutter," sagte ich, „und wenn wir sie nicht verlieren, dann ist sie enttäuscht und unglücklich, dann hat die Ehe sie betrogen."

„Und er wird dennoch auf Pahlivaa sein, der Herr!" Lauri, der neben mir gesessen hatte, sprang auf seine Füße. In unterdrückter Wut rief er aus: „Ich lasse Pahlivaa nicht, mag kommen, was da will, ich bleibe!"

„Vielleicht kannst du nicht wählen."

„Doch, ich kann. Brentinius und ich werden alles in unsere Hände nehmen. Die landwirtschaftliche Schule — das hat einige Jahre Zeit. Ich bleibe."

„Und die Mutter? Auch aus ihren Händen willst du etwas nehmen?"

„Sie wird es nicht halten wollen. Mehr Macht als er will sie nicht haben."

Digitized by Google

Ich sah Lauri erstaunt an. Er lachte bitter. „Nicht wahr, du glaubtest, ich dächte über so etwas nicht nach?“ Wieder erhob er seine Stimme. „Seit dieser Mensch da im Hause ist, denke ich fortwährend. So etwas lernt man.“

„Lauri, das ist ja alles nicht wahr, noch ist nichts geschehen . . .“

„Aber entschieden,“ sagte er fest. „Glaubst du, daß unsre Mutter sonst nach Nadendal ginge? Gerade jetzt? Das war immer unsere schönste und arbeitsvollste Zeit. Uns schickte sie wohl weg, früher, es ist ja Ferienzeit, doch sie blieb. Nein, diese Sache ist entschieden.“

Wir schwiegen eine Weile und sahen zu den bunten Lampions hinüber. Der unendliche Raum um uns her und das fahle Mitternachtslicht machten alles Lebende klein. Die Umrisse der kahlen Blöcke hatten etwas Unabweisbares, Grausames.

Ich fragte meinen Bruder, ob in alledem nicht irgend etwas Gutes sein könnte. Mir war jämmerlich zumute, ich wollte einen Ausweg sehen.

„Nein, nein,“ stieß er hervor, „nichts. Und das nimmt er uns,“ er wies auf das Haus, auf alles rings umher. „Sogar diese Steine, auf denen wir hier sitzen, nimmt er uns.“

*

Dann waren wir in Nadendal. Wir wohnten in einem alten, hohen Holzhaus. Der mittlere Teil trat zurück, die Flügel gingen bis zum Meere hin. Dazwischen lag ein grüner Hof, viel mehr war es nicht. Er war ganz mit gelben Blumen durchwachsen. Neben einem schmalen Landungssteg, an dem einige Boote lagen, war unser Tisch. Hier frühstückten wir.

Das war die einzige gute Zeit am Tage und die letzte gute Zeit mit unserer Mutter. Liebevoller denn je sorgte sie für uns, ja, es war rührend und merkwürdig: sie warb um uns. Wir saßen oft lange beisammen, weil niemand wagte, die Morgenstunde zu verkürzen.

Jeden Tag um die Mittagstunde kam das Frieborgsche Motorboot; wir kannten sein Signal. Von dieser Zeit ab waren wir überflüssig, eine lästige Zugabe. Gerade das, was meine Mutter vermeiden wollte, trat scharf hervor. Wer trug die Schuld daran? Wir alle. Niemand von uns, außer unserer Mutter, hatte guten Willen, und ihr Wille wiederum war allzu stark betont.

Blida Djöns, aus deinem Kreis gerissen, aus dem goldnen Gleichmaß deines Wesens! Eine Fremde inmitten dieser vielen modischen Menschen und sicherlich oft genug dir selbst eine Fremde! — So dachte ich damals nicht, damals kämpften Kummer und Zorn in mir. Heute sehe ich es so.

Lauri war heftiger als ich. Er war wie verwandelt. An den Abenden stand er mit halberwachsenen Mädchen herum. Unter den Augen der Mutter. Er ging zum Tanz. Niemals hatte er das getan. Und spät in der Nacht, wenn das Boot der Frieborgs längst hinter der ersten Schärenkette verschwunden war, saß er mit Burschen aus dem Dorfe im Felsgestein und sang, oder er tobte mit ihnen im Wasser herum. Er trug ein unbändiges Wesen zur Schau, doch er täuschte weder die Mutter noch mich. Wir haben beide um ihn gebangt, doch die Mutter litt mehr.

Eines Abends brachte er zwei von diesen Burschen mit in unser Haus, auf den Hof. Er bat meine Mutter um Geld, sie wollten noch in der Nacht nach Abo fahren. Am nächsten Tage sei dort eine Ausstellung, eine Versammlung oder etwas Ähnliches, kurz, er möchte weg und brauchte Geld. Meine Mutter gab es ihm. Sie sah ihn ernst und ruhig an. Dann wandte sie sich an mich. „Er wird ja wiederkommen. Und auch du, Heli. Jetzt entfernt ihr euch von mir. Ich hatte gedacht, wir — wir alle würden uns hier zusammenschließen. Es war nicht möglich, ich sehe es ein.“

Sie legte ihre Hand auf meinen Arm. Wir gingen unter dem Torbogen hinweg auf die Straße und dann weiter in die Klippen. Hoch hinauf. Die vielen Lichter zitterten und spielten in der mattfarbenen Helligkeit. Wir setzten uns auf einen mächtigen, moosbewachsenen Stein, der die Sonnenwärme festgehalten hatte.

„Ich will dir etwas sagen, trotzdem du zu jung dazu bist.“ Die Augen meiner Mutter suchten in den meinen. Sie wollten die alte Zärtlichkeit finden. Doch ich konnte nicht, konnte nicht geben, was sie wollte. Was sie jenem Manne gab und von ihm nahm, das trennte sie von mir, warf kalte Schollen auf ein ohnehin mühsam kämpfendes Feuer.

Ihre liebe Stimme kam leise zu mir. „Heli, ein jeder Mensch will einmal seinen Weg haben. Ich habe soviel erträumt und ersehnt, als ich noch sehr jung war. Dann kam dein Vater und holte mich. Ich war nicht glücklich. Mein Herz hat niemals gelebt. Wir drei hatten eine gute Zeit zusammen, ich weiß es, doch ich bin eine Frau, und mein Herz will sein Recht haben. Es will lieben, anders noch als es dich und Lauri und unser Pahlivaa liebt. Sonst habe ich niemals wahrhaft gelebt. Kannst du das verstehen?“

„Ich denke, damit hast du nichts zu tun,“ sagte ich halblaut, abweisend.

Digitized by Google

Meine Mutter nahm meine Hand und fuhr noch zarter fort: „Ich hatte nichts damit zu tun, Heli, ihr habt das unbewußt richtig empfunden, doch jetzt, jetzt erfüllt sich alles für mich, was ich vor Jahren erträumt und ersehnt habe — ich werde Sten Frieborgs Frau werden, denn er — ihn —“

Sie sagte nicht: ‚ihn liebe ich‘, und ich dankte es ihr innerlich.

„Willst du es nicht versuchen, deine Gedanken einen freundlicheren Weg gehen zu lassen als bisher, Heli, und willst du auch Lauri helfen?“

„Das kann ich nicht versprechen,“ murmelte ich, doch gleich darauf warf ich mich nieder und preßte den Kopf in meiner Mutter Schoß und weinte.

Auch sie weinte. Wir saßen lange nebeneinander und hielten uns umfaßt, als müßten wir uns gegen ein gemeinsames Unglück schützen. Wir sprachen ganz leise von Pahlivaa, von Erinnerungen aus Lauris und meinen Kinderjahren, von heftigen Stürmen, von Fahrten im Schlitten, weit ins Land hinein, und von den ersten lauen Winden im Frühling. Wir sammelten alles in unseren Seelen, was uns verband, was uns glücklich machte. Dem Nahen und Zukünftigen verschlossen wir uns.

Da es kühl wurde, standen wir auf. Flüchtig, viel zu flüchtig reichten wir uns die Hand und gingen auseinander. Da ich doch keine Ruhe finden konnte, nahm ich einen Mantel, um mich unten auf den Steg zu setzen. Doch da saß schon ein Mädchen, das ich all die Zeit über gesehen hatte, eine blasse dunkelhaarige Russin. Sie hieß Sonja, das war alles, was ich von ihr wußte.

Als ich kam, lächelte sie mir entgegen. Es wäre unfreundlich gewesen zurückzugehen; ich stand unschlüssig da.

„Wollen Sie sich nicht setzen?“ fragte Sonja.

„Ja, wenn es Sie nicht stört?“ So machen wir immer unwahre Redensarten, selbst wenn alles in uns aufgewühlt ist.

Wir saßen lange nebeneinander. Ohne daß ich irgendeine Annäherung erwartet hatte, legte Sonja ihre Hand auf die meine und sagte ganz einfach mit sehr viel Wärme: „Ich weiß, weshalb Sie traurig sind.“ Und ich nickte nur. Es wäre häßlich und unwürdig gewesen, diesen Worten auszuweichen. Sie begann von andern, fernliegenden Dingen zu sprechen, doch so, daß ich Trost empfand, und allmählich führte sie mich den Weg der vielen, die ihre Heimat verloren hatten. Die Eltern und die Heimat. „Und doch,“ sagte sie, „gibt es Dinge auf der Welt, die man erleben muß, die vielleicht mehr noch sind als das Glück des einzelnen!“

Ich hatte mich bisher nicht sehr für rein Gedankliches interessiert, doch was dieses Mädchen sagte, und wie sie es sagte, das zog mich an. Es war klug und schlicht, und ich begriff es um so leichter, als Sonja aus den gleichen Kreisen stammte wie ich selbst. Aber in ihr war alles gesondert und geklärt. Gewiß, sie war um mehrere Jahre älter als ich, doch vor allem: sie hatte viel erlebt und gewiß auch gelitten. Sie sagte das nicht, allein ich spürte es.

Sonja studierte auf einer deutschen Universität; hier in Nadendal war sie der Gast einer alten Dame, mit der sie verwandt war.

Die ganze letzte Zeit war ich so einsam gewesen, daß mir diese Unterhaltung, die meinen Kummer niemals unmittelbar berührte, sehr wohltat.

Heimlich wartete ich auf Lauri — es war doch kaum möglich, daß er mit den Burschen aus dem Dorfe nach Abo fuhr.

Diese Hoffnung wenigstens erfüllte sich. Ich hatte mich längst von Sonja verabschiedet, war in meinem Zimmer und lag angekleidet auf meinem Bett, als es leise an meiner Tür klopfte. Es war Lauri. Seine Kleider waren hier und da angeschmutzt.

Sogleich richtete ich mich auf und stand vor ihm. Er sah mich finster an. Dann breitete sich ein Ausdruck weher Hilflosigkeit über sein Gesicht. „Lauri, Lauri — du weißt es,“ sagte ich. Er nickte einige Male schwer vor sich hin. „Ich habe die beiden zusammen im Walde gesehen, gestern.“

„Die Mutter sagte es mir selbst, nachdem du fort warst.“

Lauri nahm sich zusammen. Er strich mit beiden Händen seine Kleidung zurecht. „Es ist das letztemal, daß ich es tat — diesen Unsinn,“ sagte er, seinen Kopf zurückwerfend. „Man kann mir sagen was man will: morgen reise ich nach Pahlivaa, da ist mein Platz. Und auch du, Heli, ich glaube, du hast auch einen Platz — neben ihr. Wir wollen nichts aufgeben, hörst du!“ Er umspannte meinen Arm mit seiner kräftigen Hand. „Nicht die Mutter und nicht Pahlivaa soll ihm gehören.“ Ich wußte, was er meinte. Er glaubte an diese Heirat, doch er glaubte nicht an ein gutes Ende. Und auch ich — die Wandlung kam so schnell, sie war so schwer — das alles konnte nicht Wirklichkeit in mir werden, konnte nicht Zukunft sein.

*

Der Wagen fuhr durch den Birkenweg. Meine Mutter kam mit Sten Frieborg nach Hause. Sie hatten sich sehr bald schon in Helsingfors trauen lassen. Von ihrer Ankunft auf Pahlivaa erfuhren wir erst drei Stunden vorher.

Digitized by Google

Die Mutter hatte uns nicht gefragt, ob wir nach Helsingfors kommen wollten. Sie ging allem aus dem Wege, was Härten bringen konnte.

Sten Frieborg hatte sich die letzte Zeit in Nadendal bemüht, vertraulichere Beziehungen zu mir zu gewinnen. Lauri war abgereist — doch wir fühlten beide: es war vergeblich. Daß er meine Mutter auf seine Art sehr lieb hatte, glaube ich, doch das war kein Verdienst und keine besondere Gabe: Blida Djöns war eine Blüte. Aber ich glaube auch — heute noch glaube ich es — daß er an ihr vorübergegangen wäre, wenn sie nicht die reiche Blida Djöns auf Pahlivaa gewesen wäre. Und nun ich ihn neben ihr stehen sah, mit großer Sicherheit ihren Anblick und den ihres Wohlstandes genießend, da kam jener Ekel in mir auf, den ich von der Zeit ab immer gegen sein Äußeres, das so viel gerühmt wurde, empfunden habe.

An diesem ersten Abende war er voll guter Laune und Zärtlichkeit für meine Mutter.

Herbstkühle und Dunkelheit begannen bereits vom Walde her in unsern Garten zu ziehen, und zwischen den Birkengirlanden hing flatterndes Gold. Im großen Wohnzimmer standen Dahlien und Astern. Sten Frieborg hatte Holz im Kamin geschichtet und zündete es an. Die Hand meiner Mutter lag auf seiner Schulter. Sie sah ihm zu, ihr Kopf berührte den seinen. Was sollten wir hier? Lauri wollte gehen.

„Nicht, nicht!“ rief die Mutter. „Wir wollen gemütlich beisammen sein!“ Und sie wandte sich zu Lauri und zog ihn auf den Stuhl zurück.

Es war merkwürdig: so viel sie auch erzählten, von Helsingfors, von gemeinsamen Bekannten, von einer Reise an die großen Fälle — es hatte nichts mit uns zu tun. Ich konnte es nicht vergessen, wie köstlich es gewesen war, wenn wir in früheren Jahren zum ersten Male das Feuer angezündet hatten. Meine Mutter aber schien das alles nicht zu bemerken. Sehr jung sah sie aus und sehr froh. Das Kaminfeuer warf hier und da einen besonders hellen, warmen Schein auf ihr lebhaftes Gesicht und auf das Haar, das locker um ihren Kopf stand. Früher hatte sie es immer recht fest zurückgestrichen, weil ihr das Herumwehen, wie sie sagte, unbequem war. Auch ihre Kleidung war reizvoller, die Hände gepflegter, und das ganze Wesen weit mehr Spiel und Freude, als in den alten Tagen. Gewiß war sie auch damals jung und sehr froh gewesen, aber vielleicht mehr um unsertwillen. Jetzt wohnte in ihrem tiefsten Innern eine Heiterkeit, die mehr war als das Unbekümmerte ihrer freien, starken Jahre auf Pahlivaa. In ihrer Seele lebte ein Entzücken, das sie mit niemand teilte und das dennoch nicht zu verschließen war. Jeder mußte es fühlen, der in ihre Nähe kam.

Dieser Glanz brach weit stärker aus ihr hervor als aus Sten Frieborg, obgleich auch er den Eindruck eines glücklichen Mannes machte, doch eines Menschen, der sein Glück genau kennt und bis zu dessen Grenzen überschaut. Unsere Mutter aber erinnerte mich in dieser Zeit an die klaren Sommertage, die königlich verschwenden und die in der Weite und Glorie unseres einsamen Landes unerschöpflich scheinen.

Wir aber, ihre Kinder, saßen schon diesen ersten Abend als Beobachter neben ihr. In uns war keine Harmlosigkeit und nicht der allergeringste Wille, irgend etwas zu vertuschen. So hart und klar wie nur möglich blickten wir in all diesen Wochen auf das Neue, auf die Umwälzungen, auf die möglichen Folgen.

Im Grunde waren wir unromantisch, wir hatten nur überaus sorglos gelebt, das hatte uns leicht gemacht, ohne uns die Fähigkeit genommen zu haben, alles umzuwenden und zu untersuchen, was unser Leben verdüstern könnte. Wir waren wie zwei kleine Tiere, die sich gewaltsam gegen jede Art der Verengung ihres freien, üppigen Lebens wehrten. Schon am ersten Abend wäre es uns lieber gewesen, irgendeinen leichten Schatten auf dem Wesen unserer Mutter zu entdecken, und da das nicht sein konnte, so war uns bald schon das Grenzenlose ihres Gefühles willkommen — denn wir leben in der Zeit, die abläuft, und in Grenzen, die näherrücken.

So dachten wir und fühlten uns sehr weise.

Die letzte halbe Stunde jenes ersten Abends hatten sie einander geneckt, und da meine Mutter gewandt darin war, blieb sie Siegerin. Doch ihr Mann wollte es nicht zugeben. Er hob sie unversehens von ihrem Stuhle auf und trug sie hinaus, so daß sie sich wie ein Kind an ihn halten mußte.

Ihn mochte es freuen, uns gefiel es nicht.

Kaum waren sie gegangen, da setzten wir uns wie Schulmeister zurecht und tadelten. Es gibt vieles zu tadeln, wenn man will. Wir waren unzufrieden mit uns, während wir so kleinlich, ja gehässig allem nachspürten, und doch trieb es uns immer weiter.

Es mochte schon recht spät sein, als unsere Mutter hereinkam. Sie war stets in Sorge um uns, um unser Gemüt, wie sie sagte. So, wie sie da zu uns kam, hatten wir sie niemals gesehen. Sie war ganz wundervoll. Über dem Nachtkleid trug sie ein loses Gewand von mattblauer Seide. Ihr Haar war geöffnet

Digitized by Google

und ging bis zu ihren Hüften hinab. Fast glaube ich, sie wollte auch uns damals gefangennehmen, denn sicherlich hatte sie in diesen Wochen zum ersten Male in ihrem Leben erfahren, welche Macht ihre gesunde, ungebrochene Schönheit war. Vielleicht hatte sie diese Schönheit erst jetzt begriffen. Ich habe später oft darüber nachgedacht. Sie trug dieses reine, fast erstaunte Wohlgefallen an sich selbst damals so stark zur Schau, als hätte man ihr ein besonderes Geschenk damit gemacht, das auch andere bewundern mußten. Sie war ja innerlich wie ein Kind.

Lauri und ich aber dachten nur, daß sie sich für diesen Mann schmückte.

Dennoch war ihr alter Zauber für uns groß, und ich glaube, es erging Lauri wie mir. Ich kam mir wie eine kleine Angestellte vor, die hinter dem Rücken ihrer gütigen Herrin schlecht über sie redet.

„Ich weiß schon, was ihr tut, ihr Bösewichter," sagte sie lachend. Sie war sich bewußt, das Gute zu wollen und Gutes zu tun. So stark war das in ihr, und ihr ganzes Sein war so erfüllt vom eigenen Leben, daß sie gar nicht abwägen konnte, was auf uns lastete.

Lauri wollte sich nicht aufgeben. Er legte den Finger auf eine wunde Stelle. „Als Sten heute abend zu einer Möbelfabrik riet, Mutter, da wußtest du recht gut, daß das für uns hier in Pahlivaa unmöglich ist, und doch sprachst du hin und her mit ihm," sagte er grimmig.

„Sie steht ja noch nicht!" rief die Mutter fröhlich.

Erstaunt ließ sich Lauri nach vorn herüberfallen. „Was?"

„Das, was ich sage — Junge, lieber kleiner Kerl!"

„Du hättest ihm sagen müssen," fuhr Lauri verbissen fort, „daß wir gerade genug Scherereien mit dem Sägewerk haben."

„Hättest! Müssen! Bin ich denn entthront?" Sie setzte sich im Sessel zurecht, knotete ihr Haar zusammen und sprach sachlich von diesem unserm neuen Unternehmen, das sie von Anfang an sehr interessiert hatte. Das brachte Besänftigung, ja Kühle. Und als sie fertig war und Lauri immer noch mit finsterer Stirn dasaß, stand sie auf, drückte mit ihren beiden Händen seine Schultern zurück, so daß er aufrecht dasaß und sie ansehen mußte. Ihr Blick zog auch mich zu dem hin, was sie sagen wollte.

„Es mag ja sein, daß Sten sich im Anfange mal ein wenig ungeschickt in Althergebrachtes einmischt oder auch, wie heute abend — es war ja nur so wenig, eine so kurze Spanne Zeit — in Dinge, die er noch nicht überschauen kann. Was schadet das? Ein Mann will sich betätigen, will selbst und ganz unabhängig handeln. Sten will arbeiten, das ist es!

„Und noch etwas — es ist möglich, ich gebe das gern zu, daß einmal ein Fehler gemacht wird. Was schadet das? Es kostet Geld." Ihre Stimme schwang tönend dahin. „Kinder! Viel schlimmer ist es, wenn die Ruhe des Herzens, Vertrauen und Liebe verloren gehen!" Und ihre Augen sahen weit geöffnet gerade aus, um ihren Mund lag ein sieghafter Ausdruck, als ob sie sagen wollte: ‚Ich führe euch durch alles hindurch!'

Sie stand auf, küßte uns und ging. Sie ermahnte uns nicht einmal, zu Bett zu gehen, so wenig wollte sie uns beengen.

Wir blieben beschämt zurück. Niemals haben wir ausdrücklich darüber gesprochen, doch wir vermieden es seitdem, heimlich Kritik zu üben. Die kleinen, alltäglichen Beobachtungen hielten wir zurück, aber wir warteten innerlich auf Besonderes, Schweres.

*

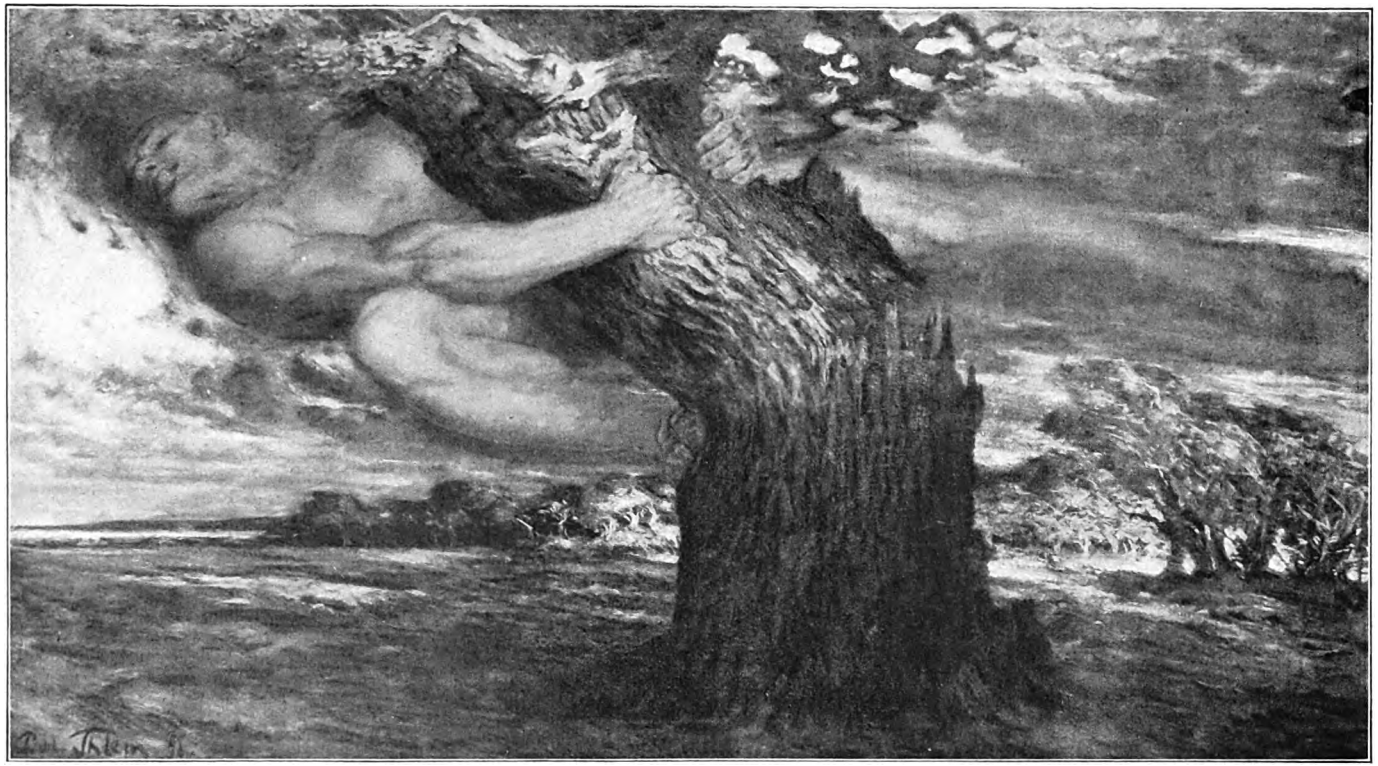
Ehe die großen Herbstschatten auf unser Land fielen, kam Sonja. Es war wohl niemand in unserem Hause, der nicht dankbar für diesen Besuch gewesen wäre. Selbst Sten nahm Sonja freudig auf.

Es ist unnötig, über die immer wiederkehrenden Zwiespältigkeiten in unserer Familie zu berichten, doch es ist bezeichnend, daß ein Fremder Entspannung und Erfrischung brachte. Denn eine Fremde war Sonja für uns alle, sogar für mich. Nach dem ersten langen Gespräch, in dem sie viel und ich wenig gab, waren wir selten beisammen gewesen. Beim Abschied hatte ich sie, mehr aus der üblichen Gastfreundschaft unseres Landes als aus eigenen tieferen Wünschen, gebeten, nach Pahlivaa zu kommen, ehe sie nach Deutschland reiste, und nach kurzem Zögern sagte sie herzlich zu. Mit ihr kam eine gewisse Beruhigung, da sie mit Lauri und mir in schwesterlicher Weise sogleich über die Verhältnisse in unserer Familie sprach.

Weit mehr als mit mir verkehrte sie mit meiner Mutter, von der sie sagte, es sei die liebenswerteste Frau, die sie kenne. Auch Sten schien ihr nicht zu mißfallen. Fast jeden Tag ritt sie mit ihm auf dem Pahlivaaland umher, denn Sten hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die gesamte Arbeit auf unserm Besitze kennenzulernen und zu überwachen.

Unsere Leute waren zuverlässig, es war uns peinlich, neben dem alten Brentinius eine Art Aufpasser zu haben, der zudem ganz überflüssig war. Doch was sollte Sten schließlich mit dem langen Tage beginnen? Für die Buchführung hatte er kein Interesse, und der Sekretär war ein so stiller, karger Mann,

Digitized by Google



Der Sturm. Gemälde von Paul Thiem

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

daß Sten gewiß die Luft zu eng wurde, sobald er nur das Verwaltungszimmer betrat.

Meine Mutter ritt nicht, und Sten war wohl des einsamen Umherschweifens müde. Vor allem war es ihm ein Genuß, seine Künste mit denen einer so guten Reiterin, wie Sonja es war, zu messen.

Ich konnte ihre Haltung lange nicht begreifen, bis sie eines Tages zu mir sagte: „Deine Mutter ist eine Art Nachtwandlerin, hoffentlich ruft sie niemand an.“ Was alles hinter diesen Worten lag, verstand ich sogleich; ich fragte nur, ob Sten selbst sie nicht wecken würde. „Solange er so bleibt, wie er ist, nein, denn du und Lauri, ihr seht nur die eine Seite! Es gibt aber noch eine andere. Dieser Mann hat wirklich die Gabe, eine Frau wie deine Mutter glücklich zu machen. Es ist nichts Überlegtes, es ist Instinkt in ihm, Unmittelbares. Ich habe Augenblicke mit den beiden erlebt, in denen ich deine Mutter begriff.“

Solche Worte konnten mich nachdenklich stimmen, doch nicht Lauri. Er hatte eine feste Meinung von Sten, die er niemals zu dessen Gunsten änderte. Solange dieser Mann in unserem Hause war, hatte Lauri keine Ruhe gefunden, obgleich er äußerlich immer stiller und zurückhaltender wurde. Er hatte sich sehr verändert. Bisweilen fuhr er nach Helsingfors, ohne eine genaue Erklärung für diese Reisen zu geben. Ich glaubte, daß er nach Stens Vergangenheit forschte. Er hatte etwas überaus Zielbewußtes; ich hatte nie gedacht, daß ein so junger Mensch wie Lauri so schnell sicher, ja hart werden könnte. Es mußte doch wohl das Blut der Djöns in ihm sein, von denen erzählt wurde, daß ihre Entschlossenheit mehr zu fürchten sei als die Zähne des grimmigsten Winters.

Wie starr mein Bruder war, sollten wir bald erfahren.

Wir alle, auch Sonja, die zwei Tage später abreisen wollte, saßen im großen Wohnzimmer, das eigentlich eine Art Empfangsraum war. Hier stand der Flügel, und Sten liebte es, an den so schnell dunkel und kühl werdenden Abenden mit ihr zu musizieren. Sonja spielte wundervoll. Man konnte sich kaum etwas Schöneres denken, als wenn sie am Flügel saß, das helle Gesicht wie horchend erhoben, neben ihr meine Mutter, die mit ihrer weichen Stimme unsere Volkslieder sang. Die beiden waren sehr verschieden, und so auch ihr Spiel. Meine Mutter sang ganz schlicht und rein, ein klein wenig melancholisch. Ihre Stimme war nicht groß und ohne Schulung, doch es war etwas Warmes und Blühendes in Klang und Vortrag. In Sonja hingegen lebten Gestaltungskraft und ein Hang zum Artistischen. Sie konnte sich nicht damit begnügen, diese Lieder zu begleiten, ohne Eigenes hinzuzugeben. Es war, als ob in das einfache, fast traumvolle Flöten eines Vogels eine andere, sehr geschliffene Musik verflochten würde. Ich genoß dieses seltsame Nebeneinander so tief, daß ich in diesen Stunden alles Bedrückende vergessen konnte.

Ganz anders Sten. Er wartete stets voll Ungeduld auf den Schluß jener Lieder, ja manches Mal unterbrach er die musizierenden Frauen. Denn dieses war sein Gebiet, so glaubte er. Er hatte eine prächtige Stimme, auf die er stolz war. Vielleicht hatte sie ihm schon manche Erfolge gebracht. Er wählte Lieder, die den ganzen Umfang seiner Stimme zeigten. Nie war er so geschmacklos, lediglich Bravourstücke zu singen, und doch auch nicht feinnervig genug, um auf eine Art Schaustellung zu verzichten. Im Grunde paßte das recht gut zu ihm, denn sein ganzes Äußere, sein Wesen, alles drängte zu starker Wirkung hin. Er stellte sich nicht hinter oder neben den Flügel, sondern mitten in den Raum, so daß man durch Sonja und ihr Spiel nicht von seiner Person abgelenkt wurde. An diesem Abende nun, von dem ich erzählen will, hatte mein Bruder ihn dadurch gereizt, daß auch er selbst eines dieser Lieder sang, und zwar genau in der Vortragsart wie Sten, was unendlich komisch wirkte, da es gar nicht zu Lauri paßte. Auch hatte er weder musikalisches Gehör noch eine gute Stimme. Wir Frauen lachten bis zur Erschöpfung! Doch Sten konnte es nicht einfach nehmen. Er geriet in Zorn. Meine Mutter ergriff seine Hand und schwang sie hin und her, sie konnte vor Lachen nicht sprechen. Ihre ganze Bewegung sagte: ‚Laß, laß doch!‘

Aber Sten ging auf Lauri zu, der ebenfalls unter dem Kronleuchter stand, und sagte einige Worte, die wir nicht genau verstanden. Da brach auch Lauri in helles Lachen aus. „Ich glaube, Sten droht mir!“ rief er.

Da sah meine Mutter, daß sie einschreiten mußte. „Was soll das?“ sagte sie herzlich. „Lauri hat einen Scherz gemacht, doch jetzt ist es genug.“ Die drei standen nahe beisammen.

„Einen Scherz auf meine Kosten! Sag' mal, wer bin ich denn eigentlich?“ Er hatte sich ganz an meine Mutter gewandt.

„Mein lieber Mann,“ sagte sie leise, ihre Hand auf seine Schulter legend.

„Sag' deinem Sohne, daß ich hier der Herr bin,“ rief er heftig. Seit langer Zeit mochte ihn vieles erbittert haben.

Da sah Lauri ihn verachtungsvoll an. „Ein Herr kann nur sein, der es wahrhaft ist, der die Berechtigung dazu in sich trägt.“

Digitized by Google

„Und das, das willst du mir abstreiten?“ Stens Gesicht wurde glühend rot.

„Ja,“ sagte er kurz, „die Leistung macht den Mann.“

„Oh, Lauri,“ rief meine Mutter beschwörend. Sten hätte sich an Lauri vergriffen, wenn meine Mutter nicht seinen Arm ergriffen hätte.

„Das geht nicht, so etwas geht wirklich nicht,“ hörte ich Sonjas energische Stimme. Sie zog Lauri fort.

„Das soll ich mir gefallen lassen? Ich verlange Genugtuung!“ Sten keuchte.

Meine Mutter schlang ihre Arme um seinen Hals. Ich ging aus dem Zimmer, um Sonja und Lauri zu suchen. Doch sie mußten das Haus verlassen haben. Ich sah sie erst am andern Tage. Sie waren beide sehr ruhig und so, als ob sie irgendein Übereinkommen getroffen hätten. —

Sten war weggeritten. Irgend wohin. Er kam erst am Ende der Woche zurück.

*

Erst als Sonja abgereist war, fühlte ich, welch großen Einfluß sie auf uns gehabt hatte. Alles in unserem Hause schien mir erschüttert.

Sonja hatte es vermocht, Lauri zu überreden, ja zu verpflichten, daß er eine Form fand, unter der das Zusammenleben mit unserer Mutter und Sten wieder möglich war, doch die Abneigung saß unverhüllt mit uns zu Tische.

Anstatt herzhaft mit uns zu reden und uns dann für eine Weile wegzuschicken, wurde meine Mutter zaghaft, fast demütig. Gewiß hat ihr immer vor Augen gestanden, was sie uns nahm. Das veranlaßte sie zu vertiefter Güte und Geduld. Diese gütige Geduld aber war den Wünschen ihres Mannes entgegen. Heute, da ich so viel mehr vom Leben weiß, begreife ich, daß er meine Mutter ungeteilt für sich forderte. Er hatte in dieser großen Einsamkeit da draußen nur dieses eine, unsere Mutter. Alles andere, was für uns Stimmen und Farbe hatte, war ihm fremd.

Meine Mutter aber gab jedem! Solange war sie die Reiche, die Gebende gewesen, sie glaubte, uns alle halten und schließlich vereinen zu können. Vielleicht wäre es möglich gewesen, doch sie und Sten hätten innerlich erst einmal selbst zur Ruhe kommen müssen.

Als Sten mit meiner Mutter, als ihr Gatte, nach Pahlivaa kam, wollte er nicht nur Zuschauer des Lebens dort sein, doch er konnte sich auch nicht einfügen. Dieses gleichmäßige Abspinnen der Tage war ihm fremd, er mußte etwas Eigenes, Besonderes und auch wohl Erregendes haben. Vielleicht war das starke Betonen seiner selbst, das Lauri und mir so aufdringlich erschien, nur ein Ausfluß dieses unruhigen Wollens.

Heute sehe ich das in anderem Lichte.

Solange Lauri lebte, gab es nur das eine für ihn und für einen jeden, der ihn kannte: Lauri war der Erbe von Pahlivaa, und schon als Kinder hatten wir spielend beschlossen, daß ein kleiner Teil des Gutes für mich abgetrennt wurde. Später kam dann mein Wunsch, Medizin zu studieren. Der Arzt unseres Bezirkes war alt, und nach seinen kurzen Studienjahren hatte er die Wissenschaft und den Fortschritt für immer abgetan. So wurde es mein Plan, auf unserem Gute und darüber hinaus die ärztliche Praxis auszuüben und zugleich an Pahlivaas Leben teilzunehmen. Wie oft und freudig hatten wir das alles mit der Mutter besprochen. Lauri war ganz davon erfüllt, bald an Mutters Seite zu stehen. Pahlivaa sollte ein Mustergut werden, von dem Anregung und Belehrung nach allen Seiten hin ausging. Ein starker und gesunder Kern für die ringsum angesiedelten Landbewohner und kleineren Besitzer. Das stand Lauri vor Augen, er arbeitete mit Begeisterung für dieses Ziel.

Meine Mutter war der Ansicht, daß Lauri zunächst einmal das Gymnasium absolvieren müßte, Lauri selbst aber mochte nichts davon wissen: zum Herbst wollte er auf eine landwirtschaftliche Schule gehen.

Diese Angelegenheit war unentschieden, als sich meine Mutter verheiratete.

Im Grunde mußte sie wünschen, daß Lauri ging, doch wie nun alles gekommen war, drängte es sie, uns immer von neuem zu sagen und mit allem zu beweisen, daß Pahlivaa unsere Heimat sei und sie unsere Mutter in all der alten Liebe. Irgend etwas zu tun, das den Anschein hatte, als vertriebe sie uns oder sie verkürzte irgendeines unserer Rechte, das war ihr unmöglich; eher war sie bis zur Unvernunft nachgiebig. Niemals war sie das gewesen.

Und wir forderten mehr als früher. So sehr hatten wir uns alle verändert.

In seiner Verbitterung und seiner großen Liebe zu dem Besitze seiner Vorfahren hatte Lauri in dieser Zeit beschlossen, weder weiter zu studieren, noch auf eine landwirtschaftliche Schule zu gehen, sondern alle seine Kräfte für Pahlivaa einzusetzen. Im Winter wollte er einzelne Kurse besuchen; Pahlivaa ganz verlassen — jetzt! — das konnte er nicht. Ihm war, als hätte er es einem Fremden überantwortet, einem Schädling. Er mußte wachen, schützen!

Wie war Lauri so tief fröhlich gewesen, so leidenschaftlich an das Leben unsrer Heimat hingegeben, so sicher in alle Zukunft

Digitized by Google

hinein. Sollte er weichen? Er stand auf seiner Ahnen Erbteil. In dem Erdboden, den Lauri wie eine zweite Mutter liebte, lebte ihre Arbeit weiter: ihre Gedanken, ihr Fleiß, ihr Wille. Jetzt gehen, wo ein Fremder, ein Abenteurer, mit täppischen Händen in das sinnvolle Getriebe hineingriff? Es war ihm wie ein Verrat an Pahlivaa und ein Verrat an sich selbst. Nein, er blieb, und er blieb als Hüter! Das war sein Wunsch, seine Bitte.

Doch dieses Mal war meine Mutter fest. Gewiß, er sollte bleiben, sie vertrieb ihn nicht, doch ganz wie sonst, ein Schüler, der seine freie Zeit dem Gute widmet. Lauri aber dachte, sie wollte für den fremden Mann freie Bahn auf Pahlivaa haben. Ähnlich sah auch ich es an, als er mir von seinem Kampfe erzählte. „Ich soll der Schulknabe sein," sagte er grimmig, „und du — — —? Sag' einmal, willst du denn noch Medizin studieren?" Am liebsten hätte er gesehen, wenn auch ich nur mehr für die Erde, für Pahlivaas Mutterleib gelebt hätte. Von jeher war alles in ihm sehr stark gewesen, war es früher die Lust an dem, was ihn umgab, so war es jetzt das Aufbäumen gegen eine Macht, die ihn zur Seite schieben wollte. Und auch ich? Freute ich mich noch der Zukunft? Wollte ich wirklich noch Ärztin werden? Neben Sten? In diesen so ganz veränderten trüben Verhältnissen? Ich schwankte. Doch mit auf dem Gute bleiben, das wollte ich nicht.

Jetzt sehe ich vieles im Zusammenhange. In jener Zeit nach Sonjas Besuch waren es nur Bruchstücke, kleine Helligkeiten und geringe Vertiefungen. Ich war zu jung und zu aufgestört, unruhevoll und ungleich in meinem Empfinden und Denken.

Was ich hier niedergeschrieben habe, zumal das, was Sten betrifft, berührten meine Gedanken damals nur wie in unstetem Fluge.

★

Seit alters her war es Sitte auf Pahlivaa, die Spinnstube zu eröffnen, sobald die Schneedecke für Schlitten und Schneeschuhe hielt. Wir sagten immer noch die Spinnstube, doch das war es längst nicht mehr. Es war eine Art Fortbildungsschule für Frauen und Mädchen, eine Schöpfung meiner Mutter, die die alte Spinnstube gänzlich verwandelt hatte. Die Frauen lernten neben dem Spinnen das Färben, Weben, Nähen und andere nützliche Handarbeiten. In dem großen, hellerleuchteten Raume, der ein Anbau der Meierei war, ging es an den Winterabenden sehr fröhlich zu. Eine besondere Freude machte allen das Weben der bunten Läufer, einer alten finnländischen Heimarbeit.

Meine Mutter nun griff diese Kunstfertigkeit auf. Sie entwarf neue Muster und bildete Helferinnen heran. Unser ganzes großes Pahlivaahaus war mit diesen oft zu Teppichen zusammengenähten Webarbeiten ausgelegt. Zu jedem Zimmer hatte unsre Mutter besonders gut passende Farben gewählt. Es sah außerordentlich reizvoll aus.

Wir gingen mit dem Gedanken um, den Landbewohnerinnen mit dieser zu einer Kunst erhobenen Heimarbeit eine Beschäftigung und eine Einnahme in den langen Wintermonaten zu verschaffen. Manches andere noch wurde in der Spinnstube gewebt, doch die immer eigenartiger werdenden Teppiche waren unser Stolz.

Die Mädchen und Frauen von Pahlivaa hingen an meiner Mutter. Seit sie hier die Herrin war — fast fünfzehn Jahre! — kamen sie mit allem zu ihr, was sie bewegte. Um meine Mutter zu ehren, hatten sie seit mehreren Jahren den ersten Spinntag zu einem Feste gemacht. Man sang, tanzte, machte auch wohl kleine Aufführungen, und jedesmal überreichte man meiner Mutter ein Geschenk, eine selbstgefertigte Handarbeit.

Dieses Mal sollte es ein Teppich für unsere Halle sein. Ich selbst hatte den Frauen dazu geraten und die Farben gewählt. Er war sehr schön geworden. Meine Mutter wußte nicht darum. Sie und ich, wir freuten uns auf den Spinntag!

Sten war es um diese Zeit recht einsam auf Pahlivaa. Er hatte mit meiner Mutter mehrere Besuche auf andern Gütern gemacht und jetzt, da überall die Arbeit nachließ, kamen die Einladungen. Auf Hellkainen sollte sogar ein Ball sein. Dort war eine junge Stockholmerin eingezogen, die sich vorgenommen hatte, unsern schweren Winter nicht über ihre Schwelle zu lassen. Sie und Sten planten Feste.

Als nun die Schneedecke hielt, kamen am gleichen Tage zweierlei Sendboten zu uns. Die einen kamen aus Pahlivaa selbst. Am frühen Morgen schon standen sie da, drei hübsche Mädchen, bunt ausgeputzt. Sie luden unsre Mutter und mich zum ersten Spinnabend ein, zu ihrem Ehrenabend. Wir sagten freudig zu. Die andern Boten kamen aus Hellkainen. Die junge Frau wollte Proben zu Vorführungen abhalten, die eine Überraschung auf dem Ball sein sollten.

Meine Mutter hatte eingewilligt, mit Sten eine altmodische Gavotte zu tanzen. Die erste Probe, von der sich alle Teilnehmer besonders lustige Stunden versprachen, sollte am darauffolgenden Tage sein, an demselben Tage, den auch die Spinnerinnen für ihr Fest gewählt hatten.

Digitized by Google

Es würde unsere Leute sehr enttäuscht haben, wenn meine Mutter einen Aufschub verlangt hätte, und es war auch fast unmöglich, denn mit dem Feste der Spinnerinnen war stets eine kleine Schmauserei verbunden, die man sorgfältig vorbereitete. Zudem: Mutter hatte von Herzen gern angenommen, die drei Botinnen hatten es gesehen. Was sollte sie diesen einfachen Menschen nachträglich sagen? Sie schwankte auch gar nicht.

„Sten," rief sie durchs Haus — er war in dem abseits liegenden Wohnzimmer der Mutter — „Sten, hier ist nochmals ein Bote, dieses Mal von Hellkainen, doch du mußt allein hinüberfahren. Ich gehe zur Spinnstube!"

Sten kam rasch den Flur entlang. „Nein, daraus wird nichts," sagte er lachend, „du willst dich an dem Tanz auf der Bühne vorbeimachen, nein, meine Blida, wir fahren miteinander!"

Die Tür zum gemeinsamen großen Wohnzimmer stand offen, ich konnte die beiden sehen.

Meine Mutter erklärte Sten, weshalb sie nicht absagen könnte, dabei legte sie ihre Hände auf seine Schultern.

Während sie sprach verdüsterte sich sein Gesicht. Er nahm ihre Hände, schob sie fort und sagte kalt: „Also so beginnen die Winterfreuden? Allein gehe ich nicht."

Eine Weile schwieg meine Mutter, dann sagte sie freudig: „So komme mit mir! Sie werden alle so stolz sein, wenn du kommst."

„Zu diesen grinsenden Weibern, in eine Luft, die dick ist von Trangeruch, nein, Blida, das kannst du nicht erwarten."

Er steckte die Hände in die Taschen. Die Mutter sah niedergeschlagen aus. Sie sagte ziemlich leise: „Ich bin immer sehr gern hingegangen."

„Merkwürdige Liebhaberei," sagte er und schlenderte zurück.

Meine Mutter ließ ihn gehen, doch es schien ihr sehr leid zu tun.

Am Nachmittag schon fuhr Sten davon. Er ging dennoch allein, und sehr gut sah er aus! Meine Mutter stand in der Tür und winkte. Auch er winkte lange zurück. Erst am andern Tage kam er wieder, sehr heiter, voll allerlei lustiger Erzählungen. Ganz beiläufig sagte er meiner Mutter, sie brauchte sich um der Gavotte willen keine Gedanken machen, er tanzte sie jetzt mit einer Freundin der jungen Frau.

Meine Mutter hatte schwer eingewilligt, nun wurde sie leicht zur Seite geschoben. Aber sie lachte. „Oh, das ist etwas für meinen Sten!" sagte sie gutgelaunt.

Erst wußte er nicht, wie er diese Worte nehmen sollte. Plötzlich sprang er auf und küßte sie. Das hatte er in unsrer Gegenwart seit jenem ersten Abende niemals mehr getan. Sie hielten sich einen Augenblick umschlungen.

Auf dem Flur hörte man Schritte. Unser Kutscher kam mit der Nachmittagspost. Sten, der gerade auf seinen Platz zurückkehrte, nahm sie entgegen. Es war unsre Kaffeestunde. Wir saßen behaglich in der Nähe des Kamins. Sten sah alles flüchtig durch, steckte mehrere Briefe in seine Tasche, gab meiner Mutter eine Zeitschrift, die er für sie bestellt hatte, und dann setzte er sich hin, um die Helsingforser Zeitung zu lesen.

Lauri hatte ihn beobachtet. „Ich glaube, auch für mich ist ein Brief dabei, laß einmal sehen." Er streckte seine Hand aus, dann trat er dicht zu Sten hin.

Der nahm die Briefe aus seiner Tasche, sah Lauri an — und zögerte.

„Nun," sagte Lauri kurz, „ich kenne die Aufschriften der Firmen."

„Welcher Firmen?" fragte meine Mutter, zerstreut aufblickend.

„Für mich handelt es sich um etliche Eisenbeschläge an Stalltüren, für Sten handelt es sich um Holzbearbeitungsmaschinen."

„Um was für Maschinen?" fragte meine Mutter erstaunt.

Sten hatte bisher geschwiegen, doch ich sah es ihm an, wie er Lauri in diesem Augenblick haßte.

„Blida, du weißt doch," sagte er ruhig, „ich interessiere mich für so etwas; ich denke an die Angliederung einer Möbelfabrik an das Sägewerk."

„Komm, komm," sagte sie nachsichtig.

„Es ist mehr als ein Gedanke." Lauri ging nahe zum Feuer hin, an dem unsre Mutter saß, er wendete sich ganz an sie. „Du warst wohl lange nicht mehr draußen beim Sägewerk?"

„Nein," sie hob beunruhigt den Kopf, „das hat Sten übernommen."

Auch Sten trat vor. „Gewiß, ich habe es übernommen," sagte er laut, „und niemand wird in meine Anordnungen hineinreden."

„Ganz gewiß nicht," sagte sie, sich wieder über die Zeitschrift neigend.

Damit wollte sie alles abschneiden. Ich sah, daß sie erregt war.

„Der bisher bestehende Teil des Werkes wird ausgebaut, die Arbeit ist in dieser Woche gut vorwärts gekommen," beharrte Lauri.

Vielleicht hatte meine Mutter in dieser Stunde Sten besonders lieb, sie wollte wiederum ablenken.

Digitized by Google

„Ach, Sten, komme doch mal mit mir in die Halle, ich muß dir etwas Hübsches zeigen.“ Er war über den neuen Teppich hinweggeschritten, ohne ihn zu bemerken.

Sie wollte die Tür hinter sich zuziehen, ganz offensichtlich in dem Bestreben, Sten von uns zu trennen und Unangenehmes zu vermeiden. Sten aber wollte nicht. In der Tür stehend, sagte er: „Wenn du etwas mit mir auszumachen hast, Lauri — und es scheint ja, daß du das willst, dann belästige nicht auch deine Mutter damit. Ich komme sogleich zurück.“

Es war wieder diese schreckliche Spannung zwischen uns, die ich kannte und fürchtete.

Meine Mutter sagte, fast bittend, ihr liebes, sehr blasses Antlitz uns allen zugewandt: „Sieh nur den schönen Teppich.“ Dann aber brach sie ab, als hätte sie etwas ganz Törichtes nur so in die Luft hineingesprochen, und fuhr eindringlich fort: „Wenn da etwas Ungeklärtes ist, das unser Zusammensein stört, dann wollen wir uns jetzt nicht trennen, dann wollen wir darüber sprechen. Also was ist es, Sten?“

„Ich habe es nicht für nötig gefunden — jetzt muß ich sagen, leider — Rechenschaft über mein Tun und Lassen zu geben.“ Meine Mutter hob beschwichtigend die Hand. „Ich meine auch, Blida, daß du mir vertraust. Gut denn, ich habe beschlossen, eine Möbelfabrik einzurichten.“ Er sagte es scharf und klar. Meine Mutter sah ihn unbeweglich an. Sie schwieg. „Alles, was damit zusammenhängt, die Berechnungen, die Vorarbeiten, Rücksprachen — das ist erledigt. Wir können die notwendigen Maschinen bestellen und bald beginnen. Noch vor dem eigentlichen Winter muß diese Sache unter Dach sein. Die Leute sind unterzubringen, auch das ist wohl überlegt,“ und, meine Mutter ansehend, „dieses ist die Arbeit und die Einnahmequelle, die ich Pahlivaa geben will!“ Er lächelte. „Vielleicht noch etwas wertvoller als die Teppichweberei. Doch das ist ja auch nur für deine Frauen.“

Wir standen alle nahe beisammen, während Sten sprach. Unwillkürlich hatten wir uns ihm genähert.

Es schien mir unerhört, daß Sten eine so wichtige, ja einschneidende Sache begann, ohne es mit meiner Mutter zu beraten, ohne ihre Einwilligung zu haben. Ob sie seine Frau war oder nicht, sie war die Herrin auf Pahlivaa, die Eigentümerin.

Wir schwiegen. Es war eine schmerzhafte Stille im Zimmer.

„Nun, Blida?“ fragte Sten etwas gezwungen. „Was sagst du zu dem neuen Blut für Pahlivaa?“

„Das —? Das müssen wir überlegen,“ erwiderte meine Mutter leise.

„Dann erlaubst du vielleicht, Mutter, daß ich, der Sohn, mich dazu äußere.“

Lauri trat einen Schritt zurück, als müßte er Raum für das haben, was er nun sagen wollte. „Neues Blut für Pahlivaa? Es ist blutvoll genug, und doch nicht genug, um einen solchen Aderlaß vertragen zu können. Die erste Anlage, das ist es nicht,“ fuhr er sachlich fort, „es wird eine große laufende Ausgabe sein und zum Schluß ein schwerer Fehlschlag. Ich habe diese Sache ebenfalls durchgearbeitet, mit Brentinius und mit einem Fachmann, denn ich sah, was vorbereitet wurde.“

„Und ihr sprachet nicht miteinander?“ fragte meine Mutter fast entsetzt.

„Nein,“ sagten beide zu gleicher Zeit kalt und klar. Sten wartete darauf, daß meine Mutter ihn deckte. Ich sah es. Er wie Lauri blieben unnatürlich ruhig.

„Oh — was macht ihr nur mit euch selbst und mit Pahlivaa!“ rief sie klagend. Sie hielt ihre Hände hin, doch keiner von beiden ergriff sie. Ich konnte nicht anders, ich nahm diese beiden Hände in die meinen.

„Mutter,“ sagte Lauri, „was ich mit Pahlivaa mache? Ich stehe zu Pahlivaa, solange ich lebe. Ich werde arbeiten und sorgen. Sei ganz ruhig.“ Aus seinen Worten und aus der Art, wie er das sagte, ging deutlich hervor, daß er an einen Widerstand der Mutter nicht glaubte. Er sah diese Fabrik, und er, der Sohn, wollte das Geld herbeischaffen, damit der Mann der Mutter es hinauswerfen konnte. Es ging ein Riß durch uns hindurch, ich fühlte es.

Sten packte Lauri an der Schulter. Ganz leise sagte er: „Das ist die letzte deiner Unverschämtheiten.“

Lauri machte sich zornig frei. „Es ist die letzte Stunde, die ich hier verbringe.“

Meine Mutter bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, als käme ein Blitzstrahl, ein schreckliches Ereignis, das sie nicht sehen wollte. Ich umfaßte sie.

„Laß das,“ sagte Sten herrisch, doch ich gab seinen Blick ebenso herrisch zurück.

Meine Mutter raffte sich auf. „So etwas geschieht nicht, Lauri, nein, nein.“

„Mutter, es ist besser so,“ sagte mein Bruder, und es war eine tiefe Trauer in seiner Stimme. „Ich ziehe zu Brentinius. Mit der Lernerei ist es zu Ende.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ohne sich umzuschauen, ging er fort.

Auch ich zog mich zurück, doch ich blieb im Zimmer. Meine Mutter sollte nicht denken, ich suchte Lauri auf.

Digitized by Google

Sten griff wieder nach seiner Zeitung, doch man konnte es seinen Augen ansehen, daß er nicht las.

Nach einer Weile sagte meine Mutter, die den Vorhang beiseitegeschoben hatte und in den Garten schaute: „Komm, Sten, wir wollen etwas wandern."

*

Niemals hatte ich einen Menschen gesehen, der so viel eigene Leuchtkraft hatte, wie meine Mutter in den alten guten Tagen. Jetzt war es, als ob sie unter Schleiern dahinschritte. Jenes unmittelbare Ausstrahlen von Wärme und Farbe, das ihr eigen gewesen und das die Menschen entzückt hatte, ohne daß sie recht wußten weshalb, all das war verdunkelt.

Es kamen auch gute Tage. Dann war es, als ob auf eine stille Landschaft hier und da Sonnenstrahlen fielen. Wie konnte es anders sein? Lauri hatte sich von uns losgesagt. Das konnte nichts aufhellen. Niemals mehr kam er ins Pahlivaahaus. Er lebte ganz beim alten Brentinius. Eine Magd sorgte für die beiden.

Man konnte ihn überall auf dem Gute antreffen, und wohin er kam, da war Lust zur Arbeit. Wie ein Aufatmen ging es durch unsre Leute. Jetzt sahen sie klar, jetzt wußten sie wieder, wer der Herr war. Lauri, der mit unsicheren Kinderschritten in ihre Mitte gekommen war, der Erbe der Djöns, dieser feste kleine Kerl, den hatten sie geliebt, der gehörte ihnen. Seine kräftig heranwachsende Jugend war Stolz und Sinnbild. Das war Pahlivaas Zukunft: ein saftstrotzender, grünender Baum. Daß er sich von dem Fremden, dem Hergelaufenen, losgesagt hatte, war ihnen Befreiung. Jetzt lebte er ganz unter ihnen, weit mehr denn je — und doch ihr Herr. Auch sein Lachen hatte er ihnen mitgebracht und seinen volksnahen, treffenden Witz.

Der Mutter ging er nicht aus dem Wege. Im Gegenteil! Sobald er sie draußen irgendwo erspähte — und er sah viel nach ihr aus — dann kam er zu ihr hin. Mit dem Hute in der Hand stand er vor ihr, ihr sehr getreuer Sohn und Diener. Er ließ sich nicht einschüchtern und nicht fortschicken, mit allem Guten in ihm zeigte er ihr, daß er i h r ergeben war, ihr und Pahlivaas bester Sachverwalter. Nichts in seinem Verhalten war gekünstelt. So weit das neben Sten und dessen Unternehmungen möglich war, so weit war Lauri glücklich.

Mir fiel es auf, daß meine Mutter nach einiger Zeit Wege wählte, auf denen sie Lauri treffen mußte. Doch es war keine Verabredung, kein Einvernehmen zwischen ihnen. Sie berührten das Vergangene nicht.

Sobald Sten in Begleitung meiner Mutter war, hielt Lauri sich abseits. Die beiden sprachen nicht miteinander.

Die Leute auf unserm Gute paßten sich unsrer Mutter und Sten gegenüber ganz dem Verhalten Lauris an. Niemals sah Sten eine Unbotmäßigkeit, doch man ging ihm möglichst aus dem Wege. Ordnete er etwas an, so geschah es. Es ergab sich von selbst, daß Lauri gemeinsam mit Brentinius die ganze Landwirtschaft unter sich hatte, während Sten das Gewerbliche zufiel. Die Möbelfabrik trieb er fast gewaltsam weiter.

Die Mutter war ein wenig zur Seite geschoben, doch so wie eine Madonna, der man huldigt. Sie war überaus liebevoll und still geworden. Ihr ganzes Weibtum schien sich in gütiger Sorge für uns alle aufzulösen.

Sten hätte meiner Mutter am liebsten verboten, mit Lauri zu sprechen, doch die Stille, die über sie gekommen war, hielt ihn vor jeder Schroffheit zurück. Es war ein eigentümlicher Blick in ihren Augen, mit dem sie ihn entwaffnete. Voll Liebe war dieser Blick, doch es stand darin zu lesen: ‚Willst du mir noch mehr nehmen?'

Ich habe auch niemals gehört, daß Sten mit meiner Mutter über sein Unternehmen sprach. Sie rührten nicht daran. Was sie untereinander abgemacht hatten, das weiß ich nicht. Sie waren seit dem einen bösen Nachmittag viel und lange beisammen.

Von Lauri hörte ich, daß Stens Fabrik mehr Geld verschluckte, als er gedacht hatte. Als ich Sorgen äußerte, meinte er achselzuckend: „Ein Gut wie Pahlivaa hält manches aus. Ich wünsche nur, die Niederlage käme bald."

Wir waren wieder die guten Freunde wie immer. Lauris grimmiges, finsteres Verhalten hatte mich oft vertrieben. Es hatte etwas Fanatisches. Nun er so tief in seiner geliebten Arbeit saß, war der junge lichte Quell in ihm wieder erschlossen. Bisweilen sagte er ganz zuversichtlich: „Wer weiß, was alles kommt!" Wenn ich ihn fragte, so wußte er allerdings nichts Rechtes zu sagen. Nur einmal, als er unangenehme Nachrichten über die Fabrik bekam, rief er gutgelaunt: „Vielleicht geht der Abenteurer eines Tages auf und davon!"

Das glaubte ich nicht. Vor meinen Augen sah ich, wie Sten und meine Mutter ruhiger, fast möchte ich sagen: liebevoller in ihrem Verkehr wurden.

So war es also doch gut gewesen, daß Lauri gegangen war. Sollte ich es ihm gleichtun? Seit Lauri nicht mehr am Unterricht

Digitized by Google

teilnahm, war ich ohnehin viel vom Hause weg, denn ich fuhr jetzt zu unserem Lehrer hinaus. Diese Zeit der Abwesenheit dehnte ich immer mehr aus. Stundenlang saß ich bei unserm Doktor Schombergh und dessen Frau, die sich freute, ihren etwas kränklichen Mann nicht mehr in den grausamen Winter hinausschicken zu müssen.

Und es war ein grausamer Winter. So dunkel und kalt, und weit schwererer Nebel als sonst. Sten litt darunter. Bisweilen erzählte er von Kalifornien, wo er drei Jahre lang gewesen war, oder von Bombay und Singapure. Immer sprach er von Sonne. Er stöhnte unter der Last des nordischen Winters. „Das schlägt alles Leben tot," sagte er von Zeit zu Zeit, und mir, die ich vieles von Lauri hörte, war klar, daß er damit nicht nur das warme, innere Leben meinte, sondern auch die Unternehmungslust und den Erfolg. Er hatte den finnländischen Winter fast vergessen, und nun er ihn auf sich nehmen mußte, gegen seinen Willen, da wurde er ihm ein Feind.

Dazu kam die Stille und Zurückgezogenheit meiner Mutter. Sie konnte nicht unter Menschen gehen, sie, die sonst so strahlende, geliebte Herrin und Mutter. Das Zerstörende in ihrer Ehe machte sie scheu. Am lebhaftesten war sie, wenn wir gemeinsam zu der Spinnstube fuhren. Wir hielten uns sonst möglichst voneinander fern, um Stens stets waches Mißtrauen nicht zu nähren. Wir hatten das nicht verabredet, wir wußten ganz von selbst, was wir zu tun hatten.

Doch diese Abende gehörten den Frauen, auch meiner Mutter und mir. Einmal in der Woche fuhren wir hin. Dann saßen wir eng nebeneinander. Die Mutter erzählte von diesem und jenem, meistens aber sprach sie von der vergangenen Zeit. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit Lauri. Auf irgendeine Art kehrten sie immer zu ihm zurück.

Manches Mal, besonders im Anfange ihrer Ehe und vorher, habe ich Kälte, ja Abneigung gegen meine Mutter empfunden. — Wie oft dachte ich: ‚Sie steigt hinab.' Doch nun sah ich, daß eine Frau, wie meine Mutter, gar nicht hinabsteigen konnte. Diese Zartheit und Trauer, die jetzt um sie war, verklärte sie.

Kurz vor Weihnachten beschloß Sten, mit unsrer Mutter nach Rom zu reisen. Es war ein ganz unerwarteter, ebenso schneller wie starker Entschluß. Für uns auf Pahlivaa war eine derartige Reise etwas ganz Unerhörtes. Italien, Rom, das war wie ein Märchen. Aber vielleicht gerade weil es so war, nahm es meine Mutter gefangen. Sie willigte sogleich ein.

Doch es war wohl auch ein Wissen in ihr, daß die Zerstörung weiter gedrungen wäre, bis in ihre Ehe hinein, wenn sie sich noch tiefer in diese Stille versinken ließ und wenn Sten diesen trüben, langen Winter ganz und gar auskosten mußte.

Und es war ein solcher Schatz von Kindlichkeit in ihr! Das offenbarte sich mir so recht, als sie am letzten Tage vor der Abreise zu mir sagte: „Ich glaube, wenn ich heimkehre, ist alles wieder gut. Lauri wird den Schlitten fahren und uns alle nach Hause bringen."

Das waren schon die Ausstrahlungen des Märchens.

Weihnachten ohne die Mutter? Das wäre uns früher undenkbar gewesen, uns und unsern Leuten. Nun aber war es die Lösung. Alles Traurige und Gezwungene war vermieden. Lauri und ich wohnten wieder im Pahlivaahaus. Wir waren glücklich. Auch das hätten wir niemals gedacht: glücklich ohne unsre Mutter, ja, recht eigentlich freier!

Sie hatte sich doch wohl so sehr an diese Ehe hingegeben, daß es uns selbständig machen mußte.

Wir bewohnten die alten Räume. Alles, was neu und fremd in ihnen war, entfernten wir. Wir schlossen Stens und meiner Mutter Zimmer ab. Es war, als ob neuer Glanz auf Pahlivaa hinabkäme. Der Weihnachtsabend war über und über mit Sternen bestreut. Unser großer, schneebedeckter Olmanisee blitzte. Jeder Baum trug seinen flimmernden Schleier. In allen blauen Tiefen war feierliche Stille. Keine südliche Nacht konnte schöner sein als unsre eisesklare Herrlichkeit.

Wir hatten alle ins Pahlivaahaus gebeten, die die Jahre zuvor mit uns um den Baum gestanden hatten. Niemand Fremdes, nur unsre Leute. Der alte Brentinius war der Veteran. Wie war alles so gut!

Und doch: war wohl irgend jemand unter uns, der an diesem Abende nicht unsrer Mutter gedachte? Niemand.

Sie war in Rom in einem Hotel. Vielleicht war sie auch in einer Kirche. Wenn sie nur in einer Kirche wäre!

Lauri war voll Kraft und guter Laune. Er ließ nichts Trübes aufkommen. Jedem sagte er etwas Herzhaftes, für jeden hatte er eine köstliche Überraschung. Nicht nur das übliche Geschenk, nein, irgend etwas mußte es sein, nach dem mancher heimliche Wunsch gegriffen hatte. Vielleicht jahrelang. Es war ein reiches, fast rauschendes Christfest. Stille unter unserm Baum konnten wir nicht ertragen. Wir waren wie die Kinder in unserm neugeschenkten Heimathaus. Die

Digitized by Google

alte Malli, die eigentlich längst im Rentnerstübchen saß, zog wieder zu uns herauf. „Irgend jemand muß für die Kinder sorgen," sagte sie. Sie kochte Gerichte, die wir fast vergessen hatten, und abends deckte sie mich zu. Jeden Tag machten wir zu einem Feste. Und wenn es ein Fest der Arbeit war, so blitzte es um so heller. Wiederum gehörte Pahlivaa uns, nur uns. — Alles suchten wir gemeinsam auf, die alten Wege, die riesigen, übereinander getürmten Steinblöcke, die stillsten Dome im Wald, den silbernen eingefrorenen Wasserfall, die Futterstellen für das Wild. Wir fuhren kreuz und quer, mit Schellengeläut, unter flatternden Schneedecken, über unsre Wiesen und Felder. Wir hielten vor den Stallungen und gingen in das dampfende, goldige Braun. Wir stiegen auf die Heuböden und saßen in den Getreidekammern. Der starke Geruch hing in unsern Kleidern. Wir freuten uns dessen! Wir besichtigten alle Geräte. So vieles mußte für den Sommer gerichtet werden. — Und dann zogen wir die Skier hervor, die wir in diesem Winter ganz vernachlässigt hatten. Unsere Leute sahen uns nach und lachten, wenn wir an ihnen vorbeiflogen, die Stöcke schleudernd.

Wie wir dieses Leben liebten! Übermütigen Vögeln gleich stürzten wir uns in die kurzen, sonnenroten Stunden hinein. So frei waren wir aufgewachsen! In unserm Überschwang vergaßen wir die Jahre. Wir gingen wieder wie als Kinder in unser Badehaus am Ufer. Malli und ihr Enkelsohn gingen mit uns. Lauri feuerte den großen steinernen Ofen an. Dicke Holzkloben schob er hinein. Es wurde zum Bersten heiß, doch wir lachten. Was für ein Qualm würde das werden!

Ich lag ausgekleidet auf der Pritsche, Lauri war wie ein Schiffsheizer. Dann kam auch er auf seine Pritsche, und Mallis sturer Enkelsohn goß Eimer voll kalten Wassers über die glühenden Steine. Niemand konnte den andern sehen. Der Atem verging uns. Wir blieben liegen, solange wir es ertragen konnten, und als der Qualm sich ein wenig verzogen hatte, kamen Malli und der Junge mit den langen Birkenreisern und klopften uns tüchtig aus. Zum Schlusse bekamen auch unsere glühenden Körper einen kalten Guß.

Wie wohl uns diese Dampfbäder taten! Alles war so gezwungen gewesen, jetzt stürzten wir uns in das Natürliche, das Alte hinein. Und als sich der Wind aufmachte und weite braungrüne Eisflächen auf unserm Olmanisee freigab und schließlich, gemeinsam mit der Sonne, fast den ganzen festgefrorenen See, da schossen wir mit unserm Segelschlitten jauchzend dahin.

Lauri war ein guter Segler, sogar meine Mutter hatte sich ihm immer anvertraut. Sein festes junges Gesicht wurde über und über rot, seine Augen waren wie Falken.

An den Sonntagen wollten unsre Burschen es ihm gleichtun, doch Lauri triumphierte.

Das war unser Winter, den wir kannten und liebten!

*

In der ersten Hälfte des Februar kam unsre Mutter mit Sten zurück. In ihrem Briefe, der die Ankunft meldete, war viel Sehnsucht nach der Heimat.

Ich fuhr zur Station, um sie abzuholen. Sie sah mich fragend an. Nein, Lauri war nicht mitgekommen.

Wie blaß unsre Mutter war!

Wir hatten den mit langhaarigen Pelzen ausgeschlagenen Schlitten gewählt und den Boden mit heißen Ziegelsteinen belegt. Darüber kamen wieder Pelze. Decken und Kissen überall. Unsre Mutter sollte es gut haben. Der Schlitten war neu gestrichen, hellrot mit Gelb und Grün. Er leuchtete. Die Pferde standen unter blitzendem klingendem Geschirr.

Als sie das sah, freute sie sich so, daß eine rosige Welle über ihr ganzes Gesicht zog. „Das tat Lauri," sagte ich leise, doch Sten warf unmutig den Kopf herum. Er packte unsre Mutter fest ein und dann ging es fort. Es war um die Mittagszeit und ein guter Tag.

Doch die guten Tage standen von jetzt ab frierend zwischen vielen bösen. Und ob auch die Sonne schien, die Tage waren doch böse.

Sten hatte in seiner Fabrik viele Anordnungen hinterlassen, ehe er abreiste. Sei es, daß er nicht die richtigen Leute hatte, oder vielleicht verstand er auch selbst zu wenig davon: diese Fabrik machte ihm sogleich schweren Verdruß. Er brachte ihn mit nach Hause. Lauri, Brentinius, der Buchhalter, niemand hatte sich um Stens Fabrik gekümmert. Auch das war wie ein stillschweigendes Einvernehmen. Sten hatte auch nicht darum gebeten. Er hatte einen Werkführer, einen ruhigen, zuverlässigen Mann. Aber ob er genügend Fachkenntnisse hatte? Das mußte doch wohl nicht sein.

Am Morgen nach der Ankunft unsrer Mutter, als Sten das Haus verlassen hatte, ging Lauri zu ihr hin. Es war das erstemal. Sie müssen sehr innig und glücklich beisammen gewesen sein. Als ich bald nachher zu meiner Mutter kam, sah sie belebt, ja blühend aus. Doch bald mußten wir sehen, wie schwach sie war. Kaum, daß sie die Kraft hatte, Brentinius' Wirtschaftsberichte anzu-

Digitized by Google

Ausfahrt Friedrich Augusts II. von Sachsen
Ausschnitt aus einem Gemälde von Bernardo Belotto gen. Canaletto

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

hören. Meistens saß unsere Mutter am Fenster und träumte hinaus.

Wenn ich neben ihr saß, dann sprach auch sie von der Sonne und vom Licht. Rom hatte einen gewaltigen Eindruck auf sie gemacht. Es ging bisweilen wie eine Erschütterung durch sie hin, wenn sie von den Ruinen des alten Rom sprach, von den Kirchen, Museen und vom Vatikan. Der Vatikan kehrte immer wieder. Doch alles das war von dem Wunder des Lichtes, der Sonne, umspült.

„Auch wir hatten einige Male Schnee," sagte sie lächelnd, „doch er stäubte nur so dahin, er fand kaum Halt. Dann kam die Sonne und lachte über die Spielerei."

Einmal hatten wir lange am Fenster gesessen, es war schon ganz dunkel, nur vom Kamin her zuckte Licht.

Die Hand meiner Mutter strich leise über mein Gesicht. „Heli, es muß dich nicht betrüben — wir — ich werde im Herbst ein Kindchen haben."

Ich nahm ihre Hand und hielt sie fest. Sprechen konnte ich nicht. Wir hatten wohl daran gedacht, Lauri und ich, doch nun es so war, kam es mir unfaßlich vor. Ich preßte die Hand meiner Mutter, als müßte ich mich daran halten.

„Ihr habt all das Kleine, Junge immer so lieb gehabt, Heli, ihr werdet auch das Kindchen lieb haben."

„Ja, Mutter," sagte ich stockend. Ich sagte es nur so dahin. Stumm bleiben durfte ich nicht.

Meine Mutter wollte es wohl nicht zu vielen Worten darüber kommen lassen. Wozu auch? Sie sprach leise von ihrer Freude, und dann wieder von Rom.

Ich wußte nun, weshalb sie so blaß und hinfällig war. Sie machte eine sehr schwere Zeit durch. Solange sie dieses Kindchen erwartete, war sie krank.

Als ich es Lauri erzählte, nickte er nur, doch sein Gesicht verzerrte sich.

Sten war sehr unruhig.

Oft dachte ich, es wären die vielen Stürme. Selbst ich litt darunter. Wenn sie sich immer wieder gegen unser Haus warfen, Tag und Nacht, wenn dieses ziehende Sausen durch unsere Birken ging, daß es lautete, als ob ein Ungeheuer winselte, dann wurde ich ganz traurig und zugleich erregt. Dann war mir, als wartete draußen Grausames auf uns. So viel Leidvolles war im Pahlivaahaus, wo die Heiterkeit gewohnt hatte. Mir war, als zöge dieses Leid seine Brüder und Schwestern zu uns hinein.

Es ist sicher, daß sie schon an meiner Mutter Bett saßen. Manches Mal, wenn ich zu ihr kam, hatte sie geweint. Früher war sie die Starke gewesen, jetzt mußte ich es an ihrer Stelle sein.

Nachdem meine Mutter geheiratet hatte, waren wir niemals mehr unaufgefordert in ihre Zimmer gekommen. Sie lagen zur Südseite hin und waren sehr schön. Ein großes Schlafzimmer in lichten Farben und ein kleines malvenblaues Wohnzimmer mit Birkenmöbeln und einem sehr bunten, warmen Teppich. Hier lebte sie. Sie kam oft tagelang nicht in die andern Räume.

Da Sten so viel unterwegs war, saß ich jetzt oft bei ihr. Wenn ich lange ausblieb, ließ sie mich rufen.

Wir sprachen wenig. Ich lernte, meine Mutter las oder machte feine Handarbeiten. All die lieben Sachen für ein Kindchen. Sie freute sich sehr, wenn ich ihr dabei half.

An dem Abende, an dem ich sie weinen sah, sprach sie zum ersten Male seit langer Zeit über Sten. So wenig es auch war, es war schmerzlich. „Wenn er nur nicht so unstet sein wollte — er beginnt mehreres zu gleicher Zeit — kann nicht warten — und dann braucht er Menschen. — Ja, Heli, er braucht Erregungen," fügte sie fast erstaunt hinzu.

Ich wagte eine Frage. „Wo ist Sten heute?"

„Ach, wo er ist? Ja, das weiß ich. Eigentlich weiß ich es immer —" ein freudiger Glanz kam in ihre Augen — „heute ist er im Klubhaus der Segler."

Das wunderte mich. Es war ein sehr weiter Weg zum Klubhause. Es lag in den Schären, und dann hörte man auch, daß dort die Junggesellen zusammen kämen und nächtelang feierten. Es wurden abenteuerliche Geschichten erzählt, woher sie ihre Getränke erhielten.

Der Name eines Ehepaares fiel mir ein, das in sehr schlechtem Rufe stand. Sie waren irgendwie in diese Angelegenheit verwickelt. Möglich, daß sie Schmuggler waren. „Kennt Sten den Lars Jörnefeld und seine Frau?"

„Die Anna Katrin meinst du?"

„Ja — die!"

„Denk' nur, es ist eine Jugendbekannte von ihm."

„Merkwürdig."

„Auch wieder nicht, Heli, sie ist ja aus Helsingfors."

Hier lag meine Mutter, leidend, man konnte es sehen und fühlen, wenn sie auch noch so wenig darüber sprach, und Sten ging von ihr fort zu jenen unsaubern Menschen — und dann kam er wieder in dieses stille, schöne Zimmer, zu unsrer Mutter.

Von jetzt ab achtete ich weit mehr auf Stens Kommen und Gehen. Ich wunderte mich, daß er so viel Zeit für diese jungen

Digitized by Google

Leute und für Fahrten quer durchs Land hatte; wußte ich doch von Lauri, daß in seiner Fabrik nichts war, wie es sein sollte.

„Ein rechter Geschäftsreisender ist auf der Landstraße," sagte Lauri nur, und zuckte die Achseln.

Ich glaube, er wünschte einen schnellen Niedergang — —

Wie lang doch dieser Winter war! Sehr gleichförmig war er. Wir hatten viel zu tun, doch der frohe Zusammenklang fehlte. Ich saß den halben Tag über meinen Büchern, ganz allein. Lauri tat, getrennt von uns, seine eigene Arbeit. Sten, der ein ungleiches Wesen angenommen hatte, wies es fast schroff zurück, über seine Unternehmungen zu sprechen, und uns allen fehlte die einst so helle, tapfere, herzhaft gute Blida Djöns.

Wie sehnte ich die lauen Winde herbei, den rieselnden, leisen Frühlingsregen und das Licht, das beglückende, warme Licht!

Als unsre Mutter zum ersten Male draußen auf und ab ging und meinte, die Erde finge an zu duften, da war ich in tiefstem Herzen dankbar. Es würde ja alles besser für sie werden, wenn sie wieder mit unserm Garten leben könnte.

Und dann war es so weit, daß die Drosseln mit voller Kraft in die blaue, seidene Luft hineinschmetterten, und Mutters Garten ward unsere erste schöne Frühlingsarbeit. — Sten hatte einen Gedanken, der uns alle freute. Er baute ein großes Treibhaus, in dem nur Rosen wachsen sollten. Unsre Mutter liebte Rosen! Hier konnte sie nun nach Herzenslust arbeiten, sorgen und pflegen, wie sie es so gerne tat! Es war, als ob uns ein warmer Hauch umschwebte, diese vielen Rosen im Treibhaus, wir sahen sie wachsen und unsre Mutter stand unter ihnen. Auch sie würde von neuem erblühen.

Sten konnte nichts in Ruhe und in dem richtigen Ausmaße vollbringen. Das Haus wurde sehr groß, und er scheute keine Kosten, die erlesensten Rosensorten heranzuschaffen. Niemand widersprach ihm. Sehr schnell, sehr sicher wuchs dieses Haus, sein Glas blitzte in der Sonne. Jeden guten Tag ging meine Mutter hin, ja, bisweilen ließ sie sich einen Liegestuhl hinausbringen. Dann lag sie in Decken eingehüllt da und sah dem neuen Werke freudig zu.

Ich glaube, ihr größtes Glück war, daß wir a l l e uns freuten.

Leider konnte ich diese Zeit nicht so miterleben, wie ich es gern gemacht hätte. Ich mußte die letzten Wochen vor dem abschließenden Examen in Helsingfors verbringen.

Eines Abends, als gerade ein warmer, feiner Regen niederging, kam Sonja.

Lachend kam sie herein. Ich kann nicht sagen, wie froh ich war, sie wiederzusehen! Sie sah frischer und lebhafter aus als sonst und sie brachte eine frohe Nachricht.

„Da du nicht von hier fort kannst, gehe ich nicht nach Deutschland, sondern komme nach Helsingfors," sagte sie. „Du läßt dich dort einschreiben und kannst die meiste Zeit hier sein." Das hatte ich längst getan, doch ich hatte nie gehofft, Sonja zu sehen. Sie wollte im Herbst in Deutschland promovieren. Sie war Juristin. „Ja ja, ich verliere dieses Semester," sagte sie lachend, „doch ich liebe euer Land und ich liebe Pahlivaa mit allem, was darin ist. Wer weiß, vielleicht sehe ich es nie wieder. Da bin ich!"

Als sie das sagte, fiel ein Schatten über meine Freude. Wer weiß, wer konnte wissen, was Pahlivaa, der Mutter und uns beschieden war.

Sonja ging sogleich zu meiner Mutter. Wir saßen in ihrem kleinen Wohnzimmer mit den gelben, spiegelnden Möbeln, dem weichen Malvenblau und dem bunten Teppich, und alles war um so viel freudiger.

Das große dunkle Mädchen — wie gut, wie ruhig sah sie aus — hielt meiner Mutter Hände. Sie sprachen von Deutschland, von München, und ich sah, wie meine Mutter allem lebhaft folgte. Sie richtete sich auf, und ein Glückschimmer kam in ihre Augen. Ihre Lippen waren roter, voller. Gewiß verbanden sich mit dieser Stadt liebe Erinnerungen.

Zur Teestunde kam Sten.

Ich hatte die Lampe mit dem dunkelgelben Seidenschirm angezündet, weil der Tag sich gar so grau um unser Haus spann. Es war nicht notwendig, aber meine Mutter liebte das warme Licht, und sie sah jung und wohl in seinem goldenen Scheine aus. So mußte es auch Sten wohl vorkommen, als sei die lebendige Freude eingekehrt!

Er hob Sonja auf, als er sie begrüßte, und das sah sehr drollig aus, da es gar nicht zu ihr paßte. Meine Mutter lachte, wie sie lange nicht gelacht hatte.

‚Sind wir denn alle so trübselig geworden?' dachte ich, so ganz ohne Frische? Ein einziger, keineswegs leichter und heiterer Mensch bringt Sonne!'

Wir saßen lange beisammen, und obgleich meine Mutter sich wieder hinlegen mußte: ihre Augen lebten und freuten sich, und ihre Worte liefen wieder herzlich mit den unsern zusammen. Sonja wußte alles um uns. Sie wußte auch, daß Lauri bei Brentinius wohnte. Ganz unbefangen stand sie auf und sagte, nun müßte sie Lauri begrüßen, ich möchte sie begleiten.

Digitized by Google

„Was ist denn so trübe in euerm Hause?“ fragte sie mich draußen. „Eure Mutter wird ein schönes, gesundes Kind haben. Wie entzückend sie wieder aussah!“

„Das kam nur von dem warmen Lichte,“ sagte ich, doch auch ich fühlte mich freier.

„Das mit Lauri verstehe ich gut,“ fuhr sie fort. „Er ist gewaltsam zum Manne geworden. Das ist wie euer Frühling hier.“ Sie blieb stehen und atmete die klare, kräftige Luft ein. „Ja, so ist es. Er und Sten sind ganz verschieden. Sie stoßen sich, wo sie beisammen sind. Das ist nun mal nicht anders. Sten“ — sie blieb stehen — „den müßt ihr ganz anders nehmen. Er hat etwas sehr Junges. Etwas jungenshaft Männliches, möchte ich sagen. In ihm ist viel mehr Gärung und Sturm als in unserm Lauri.“

Als sie das sagte, kaum Lauri gerade ums Haus herum. Er sah nicht viel besser aus als ein Knecht. Verregnet und schmutzig.

„Sonja, Sonja!“ rief er schallend. Sein Gesicht leuchtete. Sie schüttelten sich kräftig die Hände.

Dann saßen wir mit dem alten Brentinius zusammen, und Sonja mußte alles von Pahlivaa wissen, sie ließen ihr keine Ruhe.

„Diese Fabrik da ist mindestens ein Schönheitsfehler!“ sagte sie, und dann hörte ich, zum ersten Male, daß es weit schlimmer darum stand, als ich gedacht hatte.

„Das frißt sich in unser gesundes Land ein,“ sagte Lauri erbittert, „es ist wie ein Krebsschaden. Am besten, man schnitte es heraus. Doch wer möchte das jetzt der Mutter sagen, wer alle die üblen Sachen heraufbeschwören, die dann kommen? Am besten, man beißt die Zähne zusammen und hält durch bis zum Herbst.“

„Ist das möglich?“ fragte Sonja.

Brentinius nickte sorgenvoll.

„Im Herbst? Wann kommt Blidas kleiner Vogel?“

„Mitte September,“ sagte ich nachdenklich, noch ganz erfüllt von dem, was ich gehört hatte.

Draußen, als wir wieder zum Hause hinübergingen, umfaßte ich Sonja und bat sie, Sten von seinen Ideen abzubringen.

„Ach,“ sagte sie gedankenvoll, „besser nicht. Er muß den Mißerfolg spüren, sonst glaubt er nicht. Das ist wie eine Kur. Ist es vorüber — und ich bin sicher — Pahlivaa kann das tragen — dann erst sieht er sich vernünftig um und nimmt einen besseren Weg. Wäre Sten mein Mann, es würde etwas aus ihm,“ sagte sie, sich aufrichtend.

„Dein Mann, Sonja? Du hättest ihn nie genommen!“

„O ja — vielleicht doch,“ sagte sie schnell.

„Sonja!“ Ich wunderte mich und mußte auch lachen. So hatte ich Sten niemals angesehen.

„Da ist nichts zu lachen,“ sagte sie heiter und ruhig, „ich habe Freude an solchen Naturen. Man fährt sich mit ihnen ein. Es gibt manchen Stoß und Aufbäumen von beiden Seiten. Aber was schadet das? Ich bin vielleicht etwas zu gradlinig, zu unbeweglich, habe zu schweres, langsames Blut, zu viel Nachdenklichkeit. Was sollte ich wohl mit einem mir ähnlichen Menschen machen? Wir würden früh altern, in allen möglichen Theorien erstarren. Dieser Sten hat Jugend. Sie bleibt ihm. So etwas ist angeboren. Auch deine Mutter hat Jugend. Doch alles um sie her war zu fertig, zu abgeklärt. Sie kommen nicht zur Kameradschaft, noch nicht. Es gibt ja auch immer neue Hindernisse. Auch dieses Kind ist ein Hindernis —“

„Es ist doch wohl nicht ganz so,“ unterbrach ich sie. „Mit dir würde Sten wirklich Kamerad werden, doch meiner Mutter gegenüber hat er ein ganz anderes Bestreben. Gerade weil sie älter ist als er, gerade weil sie so voll, so fertig und in ihrer Art so harmonisch ist, gerade deshalb will er nicht ihr Kamerad, sondern der herrschende Mann sein. Er fühlt instinktiv, daß er ihr nicht gleich sein kann. Da gibt es nur ein Weniger oder Mehr. Weniger kann und will er als ihr Mann nicht sein; da holt er eben das hervor, was ihn stärker macht. Und stark machen ihn seine naive Kraft, sein brutales Vorwärtsschreiten, sein Mangel an Erfahrung im täglichen, wirklichen, eng eingespannten Leben, seine Jugend, Gesundheit, und am stärksten machen ihn Mutters Liebe und die Mattigkeit, ja Erschöpfung, die diese Zeit der Erwartung für meine Mutter gebracht hat.“

„Und doch — und doch —“ sagte Sonja nachdenklich, „ich meine nicht, daß es ein Weniger oder ein Mehr ist — das anders Geartete ist es, das man erst einmal durch und durch kennen muß. Übrigens hast auch du in fast allem recht,“ fügte sie leichter hinzu.

Damit gingen wir in das Haus hinein.

*

Und wiederum blühte der Sommer über unserm Lande, klar und stolz, voll von Inbrunst. Mir ist, als könnte er nirgendwo auf der Welt so groß und strahlend sein. Der Himmel so hoch, so blau, goldüberströmt! Die Erde voller Lust, ganz hingegeben an warmes Wachstum. Die Tage wie ein langes auf- und abwallendes Lied. Duft über den Gärten und Feldern, unendlicher Zauber in unsern unberührten Wäldern, reifes,

Digitized by Google

zärtliches Flimmern um alle Dinge und Glanz wie vom Schilde eines Siegers auf unserm braunen Olmanisee.

Niemals werde ich diesen Sommer vergessen. Er war eine Fanfare zum Abschluß meiner Jugendzeit.

Ganze Nächte verbrachten wir auf dem See und die vollen, langen Tage in der Sonne. In den Morgenstunden ruhten wir aus im tiefen, weichen Moose, am Fuße der alten Bäume der Djöns. Und wenn wir erwachten und uns anschauten, konnten wir es nicht begreifen, daß dieses alles, was wie Blut von unserm Blute war, nicht mehr unser Eigen sein sollte.

In einer dieser durchsichtigen, majestätisch stillen Nächte kam auch unsere Mutter. Sie ging auf Sonjas Arm gestützt. Langsam kamen sie den Hügel hinab. Es war wundervoll anzusehen. Die Mutter, in einen alten Schal gehüllt, der über und über mit großen roten Arabesken bedeckt war. Sie winkten uns und setzten sie zu uns ins Boot. Doch dann sagte Sonja, sie wollte allein rudern, und Lauri möchte am Lande bleiben.

Als wir weit draußen waren, hub meine Mutter leise zu sprechen an. „Er hat nun einmal sein Herz daran gehängt, er will diesen Schoner haben. Es erinnert ihn an all seine Fahrten. Es verbindet ihn mit dem Weiten, Abenteuerlichen — ich glaube, so ist es.

Nun wußte ich, daß sie von Sten sprach.

Ein alter Kapitän, den er sehr gut gekannt hatte, wollte sich ein kleines Haus in den Schären kaufen. Sein Schiff hatte er Sten angeboten, den er jetzt für einen großen, reichen Herrn hielt. Sten erzählte das lachend. Doch er sagte auch, wie köstlich es sein müßte, dieses prächtige, wetterfeste Schiff zu besitzen.

Wir hatten es nicht beachtet. Hin und wieder sprachen Sten und die Mutter darüber, und bisweilen kam mir das Gefühl, es könnte die Fortsetzung von tieferen, ernsthaften Gesprächen sein. Doch dann schlug ich mir diese Gedanken aus dem Sinn, weil es so ganz fernliegend war.

Nun saß die Mutter hier und brachte es uns nahe. „Dieses Schiff" — sie blickte auf —, „er beschreibt es mir ganz genau, er kennt seine Fahrten, seine Kämpfe und sein Glück. Es ist merkwürdig —" Wieder sah sie in unsern braunen Olmanisee, der unsagbar still war.

Die leisen Worte schienen an uns zu haften. Alles umher war von einer abgeschlossenen, hehren Klarheit.

„Mutter, Mutter!" sagte ich angstvoll. Ich hatte ein Gefühl, als müßte ich sie aufwecken.

Sonjas Mund bog sich in einem entzückenden Lächeln; sie sah meine Mutter unverwandt an.

„Ja, Heli," sagte die Mutter langsam und zog den Schal fester um ihre Schultern, „vielleicht ist es nur das Unbekannte, das uns schreckt. Sten ist das Wagen in Unbekanntes hinein so selbstverständlich wie uns die Aussaat und die Ernte."

Immer noch schwieg Sonja.

„Was in aller Welt will er mit dem Schoner machen?" fragte ich unterdrückt.

„Güter versenden, die er kauft und verkauft. Du weißt, es ist nichts Besonderes." Sie lächelte. „Das Besondere sind wohl die Erinnerungen und Gedanken, mit denen er dieses Schiff umgibt."

Es blieb eine Weile ganz still zwischen uns. Sonjas Lächeln vertiefte sich, sie warf ihren Kopf zurück. „Oh, Blida," sagte sie voll Wärme — die beiden nannten sich seit einiger Zeit mit ihren Vornamen — „Blida, das Schiff muß er haben!"

Voll Staunen blickte ich sie an. Meine Mutter aber beugte sich vor und sagte mit einer glücklichen Stimme: „Wie lieb du ihn hast." Sonja umfaßte ihre beiden Hände, wie sie es so oft und gerne tat. „Ja, ich liebe Sten," sagte sie sicher und herzlich.

Die beiden Frauen sahen einander lange in tiefer Freundschaft in die Augen. Es war ein Zusammenklingen in ihnen, das ich nicht verstand. —

In Sonja wohnte die Zuversicht. Sie reiste mit Sten nach Helsingfors.

„Wir kommen wieder, wenn alles gut, alles Erfolg ist!" rief sie vom Wagen.

„Und wenn nicht?" Ich beugte mich vor.

„Auch dann kommen wir wieder!" rief sie lachend. —

Wie wir doch alle Sonja vertrauten! Selbst Lauri war ruhig. „Sie ist ein viel zu vernünftiger Mensch und sie kennt unsere Verhältnisse," sagte er, „Brentinius und ich haben alles mit ihr besprochen."

Bei all dem war eines merkwürdig, und doch erfüllte es mich mit einer gewissen Ruhe: meine Mutter und Sonja waren wie Schwestern. Sonja k o n n t e keinen Kummer über uns bringen.

Nach etwa zwei Wochen kamen die beiden zurück. Fast waren sie übermütig. Sten jedenfalls war es. Nie habe ich ihn so voll Glück und Heiterkeit gesehen. Das Schiff war in seinem Besitz und die Ladung bereits nach England verkauft. Jetzt erfuhren wir, daß er schon längere Zeit auf dieses Ziel losgearbeitet hatte.

„Ein feiner Schoner ist es," sagte er, groß und schlank vor meiner Mutter stehend,

Digitized by Google

„und weißt du, wie er heißt? ‚Blida Djöns' heißt er."

Das war im August. Etwa vier Wochen vor den schweren Tagen meiner Mutter. —

Sonja reiste ab. Schnell und unerwartet ging sie fort. Sten war nun immer in einer sonderbaren Spannung. Mehr als sonst ritt er wieder zur Fabrik hinaus, obwohl ihn alles dort offenbar mißstimmte.

Von den geschäftlichen Dingen verstehe ich zu wenig, und im Grunde ist es ja auch gleichgültig, weshalb alles so kam — nach einiger Zeit erfuhr ich von Lauri, daß Sten um dieser Fabrik willen ein Stück Wald verkaufen wollte. Ein abseits liegender, für Pahlivaa wenig nutzbringender Teil, gewiß, aber es war ein Teil von Pahlivaa: alte Bäume der Djöns und altangesessenes Land.

Wie Lauri das aufnahm, vermag ich kaum zu sagen. Er war wie in Flammen. Fast schlimmer noch wirkte es auf meine Mutter. Das ewige Auf und Ab in Stens Leben und Wollen hatte sie, in dem Zustande, in dem sie war, durch und durch müde gemacht. Mit einem Male brach das hervor. Es war, als ob eine künstliche Hülle hinabglitte. Dahinter waren Kummer, Erschöpfung, Trauer. Sie wußte, daß Sten und Lauri eine schwere, sehr harte Auseinandersetzung gehabt hatten, sie wußte: von jetzt ab sind sie Feinde. Doch auch sie, die leidende Frau, die in nie verzagender Liebe den Weg der Zerstörung gegangen war, lehnte sich gegen Stens Absichten auf. Wie oft hörte ich des Nachts erregte Worte. Am andern Tage war meine Mutter dann wie vernichtet. Dazu kam, daß sie immer mehr unter ihrem Zustande litt.

Was ich in dieser Zeit vor meinen Augen sah, ließ in mir aufkeimen, was ich versucht hatte, gänzlich auszurotten: die verachtungsvolle Abneigung gegen Sten.

‚Wie hatte Sonja nur so blind sein können! Was hatte sie mir nicht alles vorgegaukelt!' so dachte ich, ‚liebte sie ihn wirklich, diesen Sten? Was für eine Art Liebe war es?' Ich wurde an allem irre. Nur nicht an meiner Mutter, die ich verstand, wie in den alten Tagen.

Sie klammerte sich an ihren Wald, an dieses grüne, heilige Stück Land da draußen. Sie sprach von der Fabrik, wie auch Lauri es tat, als von einer häßlichen Wunde an einem schönen Körper, als von einem fressenden Brand. Pahlivaa in aller Blüte, in allem Frieden, so wie es die langen Jahre war, das liebkoste sie, das lag ihr tief am Herzen. „Unser, unser Pahlivaa!" sagte sie oft, und ich wußte, was sie meinte.

Nie hätte ich gedacht, daß Sten ihr das geliebte Stück Wald dennoch entreißen würde, und dieses, über alles hinaus, dieses konnte ich niemals vergessen: in den letzten Tagen vor der Niederkunft, als meine Mutter so krank, so krank und elend war, nahm er ihr dennoch ihren Wald.

Sie willigte ein, weil ihr körperliches Leid ihren Widerstand zerbrach.

Ich kam nun kaum noch aus ihrem Zimmer. Lauri sah ich nur einmal vom Fenster aus an einem Abende. Er war von einem glühenden Grimm und doch gefaßt! „Es ist nicht das letzte, durch das wir hindurchgehen müssen," sagte er. „Wir müssen die Zähne zusammenbeißen."

Sten wurde seines Sieges nicht froh. Unsteter denn je fuhr er im Lande umher. Bald war er in Helsingfors, bald in den Schären, am häufigsten aber in jenem Klubhaus der Segler. Jeden Tag etwas anderes.

Vor meine Mutter vermochte er nicht hinzutreten. Als ihre schweren Stunden begannen, war er nicht im Hause. Fast war es mir lieb so, denn er sollte keinen Teil an ihr haben. Lauri ritt fort, um den Arzt zu holen. Als ich ihn zwischen den letzten Birken verschwinden sah, erfaßte mich ein Gefühl von Trauer und Einsamkeit. In diesem großen Hause, in dem das Glück gewohnt hatte, lebte nur noch das eine ferne Zimmer. Und in ihm war Leid.

Ich dachte an das Werdende, von dem meine Mutter sagte, daß es ein Kind der Sonne sei. Sie würde es mit einer ganz andern Liebe lieben als Lauri und mich. So innig wir mit ihr verbunden waren: wir waren die Kinder eines Mannes, der ihre frühen Jugendjahre niemals mit jener Liebe erfüllt hatte, wie meine Mutter es verlangte. Ihr hatte davor gebangt, einem Kinde das Leben zu geben; sie fürchtete, es könnte dem harten, unfrohen Vater gleichen. Ich konnte das alles so gut verstehen und fühlte, weshalb sie Stens Kind ein Kind der Sonne nannte. Wie schön würde sie sein mit diesem Kinde! Ihr Leben würde mit ihm zu tiefst neu beginnen. Vielleicht brachte es auch eine Wendung in Stens Leben. Dieses Kind band wohl das Schweifende in ihm.

Ich hatte Lauri vor einer Weile zurückkommen hören. So würde der Arzt jetzt bei meiner Mutter sein. Ohne ihn kam Lauri nicht. Es wurde dunkler und dunkler. Ich saß in meinem Zimmer und wartete. Es war seltsam still.

Dann kamen schnelle Schritte zu mir: es war Malli.

„Fräulein," sagte sie atemlos, „Fräulein Heli, Herr Lauri muß sofort nach Helsing-

Digitized by Google

fors fahren — die Mutter — mit der Mutter — oh Heli!" Sie schlug ihre Hände vor das Gesicht. Ich eilte zu ihr hin, ganz verstört. „Irgend etwas ist nicht gut," murmelte sie.

Ich rannte zu Lauri, der sogleich nach Helsingfors telephonierte und die beiden tüchtigsten Ärzte heranrief. Nichts konnte mich nun zurückhalten; ich mußte meine Mutter sehen.

In ihrem Wohnzimmer stand unser alter Arzt, der ihr helfen sollte. Seine Augen hatten einen kindlichen Ausdruck. „Geh nicht hinein, Heli," sagte er, „das dulde ich nicht. Den Willen deiner Mutter mußt du achten. Immer wieder sagte sie: nicht die Kinder!"

Klagende Laute kamen herüber, ganz leise. Ich schob den Mann beiseite und ging hinein. So jammervoll lag meine Mutter da — und doch, als ich sie sah — dieses Licht in ihren Augen — da überströmte mich Lebensvolles, eine Kraft, die an Gutes glaubt.

Wir umarmten uns, ihr Kopf ruhte eine Weile an meiner Brust.

„Hast du nichts von Sten gehört?" fragte sie leise. Sie wurde von neuen Schmerzen ergriffen. In ihren Augen war verzweifelte Abwehr. Ich verstand sie und ging.

Nach Sten verlangte sie! —

Die ganze Nacht war Kampf und Not.

Erst am andern Morgen kamen die Ärzte aus Helsingfors. Nun wurde alles verwandelt. Scharfe Gerüche zogen durch unser Haus, die Menschen rannten hin und her, man sprach von schweren, gewaltsamen Dingen — und endlich sagte man mir, das Kindchen sei tot — schon längere Zeit sei es tot gewesen.

Es war so undenkbar, so unsäglich jammervoll!

Helfen sollte und konnte ich nicht. Wo ich auch war, ich stand im Wege. Doch nach Sten hatte meine Mutter gerufen —

Gegen Mittag kam auch er.

Lauri und ich standen gerade in der geöffneten Haustür. Wir waren beisammengewesen, und nun mußte Lauri irgend etwas holen.

Sten kam mit dem Pferde bis vor das Haus geritten. Er sah uns prüfend, fast zornig an. Ich trat zu ihm hin und sagte sehr knapp und sehr ernst, was er hören mußte. Ich fürchte, es klang kalt und vielleicht verachtungsvoll. Doch wie er so vor mir auf dem Pferde saß, selbstsicher, ganz Gesundheit und Kraft, da bäumte es sich in mir gegen ihn auf.

Seine Augen sahen an mir vorbei. Er gab dem Pferde die Sporen und jagte davon. Kein Wort, keine Frage, er ritt weg vom Pahlivaahaus!

Während ich sprach, sah er nur Lauri. Es muß eine schwere, stumme Zwiesprache zwischen ihnen gewesen sein. Lauris Gesicht war wie Erz. Als ich seine Hand umfaßte, war sie fest geballt und eisig kalt.

Wiederum nach langen Stunden sagte man mir, der Eingriff sei überstanden. Die Mutter wäre noch ohne Besinnung. Ein Knabe war es.

Ich dachte an Lauri, doch auch an Sten mußte ich denken.

Wir haben dieses Kind am Fuße der ältesten, schönsten Birke begraben.

*

Meine Mutter war nicht mehr Blida Djöns, die Blüte, sie war eine stille, überaus empfindsame Frau, die unter allem, was an sie herantrat, erzitterte, als müsse sie einen neuen Schlag empfangen. Wenn ich nur die Tür öffnete und zu ihr eintrat, fragten ihre Augen: bringst du eine schlimme Nachricht?

Und ich hätte sie bringen können, denn was Sten nun trieb, das war bös genug.

Weiß Gott, was in ihn fuhr, er war voll Gier nach Zerstörung. Mit den Jörnfelds tobte er in Helsingfors herum, spielte, trank, warf das Geld hinaus, und was er auf Pahlivaa begonnen hatte, das ließ er liegen.

Meine Mutter hielt ihn nicht. Und doch sah ich eines Tages, daß Sten vor ihrem Bette kniete, und daß meiner Mutter Hand liebevoll den Kopf streichelte, der sich an sie preßte.

Ich erzählte es Lauri. Der setzte nur seine Zähne fester zusammen. Er und Sten haßten sich, seit jenem Morgen haßten sie sich.

Es war eine finstere Zeit.

Von Sten war alles Böse gekommen, um seinetwillen. Dennoch kam durch ihn etwas Helles. Sein Schiff, die „Blida Djöns", brachte Glück, ein äußeres Glück, aber unser altes, blutendes Pahlivaa bedurfte dessen. Selbst Lauri zeigte eine spröde Genugtuung. Sten hielt keineswegs mit dem großen Ertrage zurück: er warf ihn gleichsam mit halb frohem, halb verächtlichem Lachen auf Pahlivaa: da habt ihr es! Doch die eine Hand warf hin und die andre nahm. So war es immer; in allem war Grenzenloses, Ausschweifendes, niemals sah Sten die schlichte Wirklichkeit. Er wollte es auch wohl nicht. Tief im Innern, so glaube ich, verlangte ihn wieder nach dem ungebundenen Leben.

Fast wurde es mir zur Gewißheit, daß der kleine Tote unter dem Birkenbaume ihn gehalten hätte. Doch dies gerade war das Schicksal, dieses tote Kind einer einstmals so blühenden Frau und eines heiteren, zukunftsicheren Mannes.

Digitized by Google

Allmählich ging meine Mutter wieder im Hause herum. Ein verblaßtes Bild. Ich weiß jetzt, was Kranksein ist. Doch es war mehr Elend als Krankheit. Es hatte etwas Unabsehbares, Untergrabendes. Während wir still beisammen saßen, schlug die Haustür heftig, und gleich darauf kam Stens herrische Stimme. Er hatte zuviel getrunken.

Ich hatte nur den einen Gedanken: ‚So soll er nicht vor meine Mutter hintreten!' Obgleich sie mich rief, zurückhalten wollte, lief ich hinaus, faßte Sten am Arme und zog ihn in das große Wohnzimmer.

Da stand er wieder unter jenem Kronleuchter. Doch was für ein Mensch! Schön, schön in seiner Art war er auch jetzt, doch verwüstet. Das Gesicht über und über gerötet, den Hut im Nacken. Seine glänzenden Augen gingen über mich dahin. Die Hände stemmte er auf die Hüften. Er lachte. „Was also willst du von mir, Kleine?" sagte er laut und etwas stockend.

Und jetzt brach aus mir hervor, was er aus unsrer herrlichen und innigen Harmonie gemacht hätte, was aus Heimat und Zukunft und, schwerer als alles dieses: was aus unsrer Mutter!

Wie ich dazu kam, mit einer solchen Wucht und Glut in wenigen Worten das Leid aufzureißen, ich weiß es nicht.

Noch während ich sprach, ergriff Sten meine Oberarme, schüttelte mich wütend und stieß mich gegen einen Schrank. Er kannte sich in diesem Augenblicke nicht mehr. Dann kam ihm Besinnung. Dicht trat er vor mich hin und nun sagte auch er, was wie unter einer dünnen Schicht gegoren hatte. Ich mußte sehen, daß er uns, Lauri und mich, für heimtückische, gierige, grausame Feinde hielt, die alles Gute in ihm, alle Liebe zwischen ihm und unsrer Mutter vergiftet hätten, die triumphierten, da sein Kind ohne Leben gewesen wäre, die nicht ruhten, bis auch in ihm das Leben verzerrt und zerstört sei. Aber wir irrten uns! Er werde leben, leben, wie er wollte, leben bis zum letzten Triumph über uns und alles, was unser gewesen! Er sprach immer weiter und lief im Zimmer umher.

Meine Mutter kam herein. „Ja, komm nur, komm und hör' es dir an, Blida!" rief er erregt.

Einen Schritt ging sie vorwärts, ein schwaches Lächeln ging über ihr Gesicht. Sie streckte ihre Hand aus. „Nein, du mußt kommen," sagte sie leise. Da veränderte sich sein ganzes Aussehen. Er ging mit.

Ich blieb zurück. Zwischen Sten und mir war etwas geschehen, das nicht zu verdecken und zu vergessen war. Was würde folgen?

Die Nacht schon lehrte es mich.

Meine Mutter kam zu mir. Ich sah, sie hatte geweint. Sie setzte sich auf den Rand meines Bettes. Ich zog sie unter meine wärmende Decke. Das hätte ich früher niemals getan. Es war ihr Elend, das mich zu solchen Dingen brachte.

Im tiefen Dunkel neben mir liegend, sagte sie, ich müßte das Haus verlassen. Sie sprach sehr innig, sehr lange, aber dies war es, was sie mir sagen wollte. Jedes Wort verwundete sie und mich.

Ich schwieg, weil ich nicht sprechen konnte. Wir schmiegten uns in unserm Leid aneinander. Gewiß, ich wollte ja gehen, ganz leicht, ganz unauffällig. Es war Zeit zu gehen, ich wußte es. Zu Sonja wollte ich reisen. Nein, Medizin studierte ich nun nicht mehr, irgend etwas anderes, was mir zunächst einmal mehr Verständnis für das ganze Gefüge des Lebens geben sollte. Das alles würde ich mit Sonja überlegen.

„Ja, tu das und grüße sie von mir," sagte meine Mutter träumerisch. Sonjas Name brachte ihr wohl Beruhigung. „Man kann so ehrlich mit ihr sprechen," fuhr sie lebhafter fort. „Und sag' ihr, daß sie im Sommer zu uns kommen muß, mit dir — in den Ferien. Bis dahin — ach Heli, bis dahin muß das Leben wieder gut sein."

Wir blieben noch lange beisammen, bis wir den Morgen kommen hörten. Wir haben uns nicht wehe getan. Es war soviel Vertrautes zwischen uns, ganz wie früher.

*

Es war sonderbar, von all dem losgelöst zu sein.

Ich war in Berlin und wohnte einige Häuser von Sonja entfernt in einem alten, ziemlich vernachlässigten Teile von Charlottenburg. Nach dem schnellen Abschied von meiner Heimat erschien mir zuerst alles wie von einer trüben Luft umgeben.

Auch in Sonja lebte etwas Undurchsichtiges, Fremdes. Sie sprach nicht viel und hatte das selbstverständlich Schwesterliche verloren. Bisweilen fragte ich mich, ob sie Sten wirklich liebte, doch wenn ich sie dann ihr zielsicheres Leben führen sah, konnte ich es nicht glauben. Allem Anscheine nach war sie vermögender, als ich gedacht hatte. Ihre Zimmer, obgleich in einem Hinterhause gelegen, waren geräumig und gepflegt. Von den Fenstern aus sah man tief hinab in einen schmalen, verwilderten Garten mit dem fast zugewachsenen Becken eines mit Figuren geschmückten Springbrunnens. Ein einziger Baum, alt und mager, reckte seine Arme zwischen den farblosen Mauern in den weißlichen Himmel hinein. Als ich das zum ersten Male sah, wurde ich traurig, und doch

Digitized by Google

zog es mich an. Dieser Garten, den wohl nie ein Mensch betrat, hatte etwas Seltsames.

Sonja wollte nichts davon wissen. Sie war hier in der großen Stadt eine andre als bei uns in der hellen Weite. Sie arbeitete. Ihre Ausbildung war beendet. Sie hatte sich mit einem Rechtsanwalte zusammengeschlossen, der gemeinsam mit ihr deutsch-russische Angelegenheiten ordnete. Gleich im Anfange erfuhr ich, daß Sonja weitgehende Beziehungen in den Berliner russischen Kreisen unterhielt und daß es ihr Wunsch war, in ihre Heimat zurückzukehren.

Es dauerte lange, bis Wärme und Freude zu uns zurückkehrten und auch dann waren es nur kurze Stunden.

Ich erinnere mich genau auf unser erstes herzliches Zwiegespräch. Wir saßen in meinem Zimmer, das mir ganz unleidlich war. Unter seinem einzigen Fenster schnarrten Tag und Nacht die elektrischen Bahnen vorüber. Ich konnte es kaum ertragen. Deshalb bat ich Sonja, mich mitzunehmen. Als wir in ihrem großen, halbdunklen Wohnraum waren, ging ich sogleich auf das Fenster zu und sah in den Garten hinab.

„Wenn ich das da unten sehe — das groß Angelegte und jetzt so völlig Zusammengedrückte — dann muß ich immer an Pahlivaa denken," sagte ich, „und an meine Mutter."

Sonja hatte sich entfernt von mir hingesetzt. Sie zündete das Licht nicht an. „Du solltest es nicht," erwiderte sie ruhig, „die Dinge nehmen dort ihren Lauf. Du und Lauri — ihr seid nun fort — alles kann und wird sich klären, besser, schneller als früher."

„Besser? Wie meinst du das?"

„Ich meine nicht zum Besten in dem landläufigen Sinne, ich meine nur, daß eine Entschließung kommen muß, bald, und daß dies für uns alle das Beste ist."

Es fiel mir auf, daß sie „uns" sagte.

„Und wie denkst du dir diese Entscheidung?"

Sonja stand auf und ging langsam umher. „Oh, ich denke mir, daß deine Mutter sich wiederfindet. Trotz allem, was sie jetzt zu tiefst aufgerührt hat, ist sie ein so gesunder, sichrer, innig wahrhaftiger Mensch. Und wenn sie wieder ganz sie selbst ist, dann vermag sie zu geben und zu nehmen wie ehedem. Dann ist sie wieder Heimat, auch für Sten, und wenn sie fühlt, daß er fort muß, daß Heimat seine Natur nur eine gewisse Spanne Zeit halten kann, dann —"

Sie zögerte, lange, und ich wartete, in den melancholischen Garten hinabschauend —

„— dann läßt sie ihn einen andern Weg gehen, den Sten selbst heute noch nicht sieht."

Eine Weile war es ganz still im Zimmer. Ich fühlte Sonjas Gedanken.

Sehr ruhig fuhr sie fort: „Ich vertraue deiner Mutter grenzenlos. Sie findet das Richtige. Ganz unbewußt findet sie es. Neben allem Bedenklichen, Hergebrachten, wird ihr gerades Empfinden schließlich das für sie Selbstverständliche tun, mag es andern noch so außergewöhnlich erscheinen. Doch deine Mutter braucht Ruhe."

„Wenn aber Sten ihre Ruhe immer wieder aufstört?"

„Ich weiß nicht, wie er jetzt ist, ich kann nur sagen, daß der Tod des Kindes bitter für ihn war, fast wie ein böses Schicksal."

„Er hat niemals von diesem Kinde gesprochen," sagte ich, und meine Worte klangen sehr kühl. Ich konnte das nicht hindern.

„Nicht gesprochen?" Sonja lachte wegwerfend. „Zu dir? Zu Lauri? Mir sagte er es, Heli, und auch deine Mutter wußte, wie tief dieses Kind ihn an sie und das ganze Leben da draußen bei euch binden würde. Aber wir wollen nicht darüber sprechen," fügte sie wieder ganz ruhig hinzu, „wir müssen warten."

Ich wußte nun, das Sonjas Leben und Zukunft eng mit unser aller Schicksal verflochten war. Sie verhüllte es nicht, doch sie rührte nicht wieder daran.

Es verband uns.

Auch ich suchte nun aus dem Engen und Trüben herauszukommen, und das Leben war so stark, daß ich nur ein wenig nachgeben mußte, um in seinem Strome zu sein.

Das, was ich um mich her sah, war das neue, grausam aufgewühlte Deutschland nach jenem schmählichen Friedensvertrag. Wir alle hatten Deutschland geliebt und bewundert. Deutsche Soldaten hatten geholfen, unsre Freiheit aufzurichten. Viele, viele von ihnen ruhten in Finnlands Erde. Das Schicksal dieses Volkes war uns nahe. All die Zeit hatte es uns auf Pahlivaa mit Zorn erfüllt: dieses große, begabte und strebsame Volk gefesselt und gepeinigt zu sehen. Es ging gegen jede Würde, gegen die Ehre der Völker. Nun ich unter Deutschen lebte, Studierende an einer deutschen Universität, begriff ich, was uns so unfaßbar war: daß dieses Volk sich auch selbst noch zerfleischte. In vielen Jungen aber war Mut. Sie kamen mir vor wie junge Siegfriede, für die Deutschland ein heiliger Hort war und blieb.

Diese Woge nahm auch mich auf und entfernte mich von Pahlivaa. Was uns betroffen hatte, ging bis ins Blut, gewiß, doch hier litt ein ganzes Volk.

Ich erhielt wenig Nachricht aus Finnland. Meine Mutter hatte in allem, was sie schrieb,

Digitized by Google

Absalom. Gemälde von Albert Weisgerber
(Hamburg, Kunsthalle)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

das wehmütig Verschleierte. Was ich von Lauri hörte, war niemals gut. Sten schien ganz der Macht seines alten, schweifenden Lebens verfallen zu sein. Vor allem bekümmerte mich eine Nachricht, die kurz vor Weihnachten eintraf. Der zähe, vorwärtsschreitende Lauri hatte erfahren, wer jene Frau war, mit der Sten so viele sinnlose und tolle Stunden verbrachte. Um dieser Anne Katrin Jörnefeld willen, die einst in Helsingfors sehr bekannt war, hatte Sten damals den Abschied nehmen müssen. Um ihretwillen hatte er gespielt, Schulden gemacht und sein Leben vergeudet, weniger jedoch, wie der bedächtige und ehrliche Lauri schrieb, weil er diese Frau geliebt hatte, sondern weil sie der ewig aufreizende Gefährte für ihn war. Und jetzt war er wieder in ihrer Gewalt.

Ich kämpfte mit mir, ob ich es Sonja erzählen sollte. Vielleicht wäre es gut gewesen, doch ich unterließ es. Diese Nachricht erfüllte mich mit Scham, mehr mit Scham als mit Zorn. Meiner Mutter — meiner Mutter geschah das! Wie häßlich mir Sten erschien, wie grob und niedrig.

Immer hoffte ich, meine Mutter würde mich zu Weihnachten nach Pahlivaa rufen. Sie tat es nicht. Sie war mit Sten in Helsingfors. Es muß für unsere Mutter eine gute Zeit gewesen sein, denn sie blieb lange weg und schrieb von Musik und Festen. —

Und dann kam ein ganz unerwarteter Schlag! Es war in der zweiten Hälfte des Februar: Stens glückliches Schiff, die „Blida Djöns", war untergegangen in einem heftigen Sturme mit voller, kostbarer Fracht. Dieses einzig Frohe, Erfolgreiche war vernichtet! „Blida Djöns" — Mutters Name. „Blida Djöns", auf die Sten so stolz war. Was für eine Wirkung mußte das haben!

Ich erfuhr es bald. Er ließ alles aus seinen Händen fallen, was er bisher noch gehalten hatte. Heftig, jähzornig, leidenschaftlich raste er dahin. Ein Trieb nach Zerstörung kam in ihn. Als ob er sagen wollte: ‚Weshalb nicht auch dieses und jenes noch? Her damit, auf den Scheiterhaufen!'

Schon hatte man einen weit größeren Teil unsres ehrwürdigen Waldes verkauft, als der war, um den Lauri und unsre Mutter damals gekämpft hatten; und immer neue Forderungen türmten sich vor Brentinius und Lauri auf.

Als ich Sonja vom Untergange des Schiffes erzählte, sah sie mich eine Weile ernst an, dann sagte sie mit einer trocknen, unnatürlichen Stimme: „Weshalb die Erregung? Alles wird doch versichert gewesen sein." Sie wußte, daß es nicht so war, sie konnte mich nicht mißverstanden haben. Es war eine andre, die so sprach; die wahre Sonja litt. Sie fühlte wie ich, sie fühlte ein Schicksal. „Wir wollen hinausgehen," sagte sie nach einer Weile, und während wir dann nebeneinander durch den kalten, verregneten Tiergarten schritten, der so voll Melancholie war, bewegte sie immer wieder der Gedanke, ob sie nach Pahlivaa reisen sollte. Was ich ihr erzählte, was ich vermutete, fürchtete, sie schien es gar nicht in sich aufzunehmen.

„Wäre Blida nicht so elend —" sagte sie einige Male.

Ich konnte mich gut darauf besinnen, wie sie mir damals in Pahlivaa gesagt hatte, mehr als einen Fehlschlag könnte Sten kaum ertragen — ich wiederholte ihre Worte. Sie blieb stehen. „Ja, so ist es," sagte sie bestimmt. Dann sah sie durch das feuchte Geäst zum rötlichen Himmel hinauf.

„Da ist nun die große Stadt," sagte sie langsam, „selbst das Grau da oben durchleuchtet sie noch, unendlich viele Aufgaben hält sie bereit — und wir stehen hier, und alles dreht sich in diesem engen Kreise von wenigen Menschen, Menschen, die ganz frei und arglos waren —. Nein, nein, ich reise nicht!" Diese Worte klangen hart, ich wußte: was immer kam, nun stand ihr Entschluß fest. Heimlich hatte ich gehofft, sie werde reisen.

*

Doch nicht sie, sondern ich, ging den schweren Weg. Ende März rief mich Lauri.

Ich hatte darauf gewartet. Was nützt es, all die bitteren und erregenden Dinge zu erzählen? Meine Mutter bedurfte meiner, doch weder sie noch Sten wußten um Lauris Ruf.

Kaum, daß Sonja dies hörte, drängte sie mich fort. Ich sehe uns noch am frühen Morgen auf dem Bahnsteige stehen und hastig Abschied nehmen. Es war eine weiche Luft und viel junge Süßigkeit um Bäume, Sträucher und selbst um die harten Häuser.

Ohne Unterbrechung fuhr ich durch das sanft atmende Land, das sich immer finstrer zusammenschloß, je weiter ich kam. Die Fahrt ging über Reval. Ich wollte eine Nachricht geben, doch in Helsingfors hatte ich kaum Zeit, den nächsten Zug zu erreichen. Es war mir lieb so. Ich konnte mich sammeln und vielleicht befreien. Die lange Fahrt hatte alles unheilvoll verengt. —

Die Gegend um mich her war mir so vertraut, daß ich sie ganz in mich aufnahm. Das war die erste Freude. Heimat! Als ich an der kleinen Station den Zug verließ, beeilte ich mich, fortzukommen; ich mochte jetzt noch niemanden sprechen.

Tief bewegt sah ich unser Pahlivaahaus auf dem Rücken des langgestreckten Hügels

Digitized by Google

liegen und darunter den dunklen Olmanisee. Nirgends brannte ein Licht, obwohl es nicht spät war.

So heiß es mich drängte, zur Mutter zu gehen, ich entschloß mich, zuerst Lauri aufzusuchen. Er sollte der Mutter sagen, daß ich angekommen sei.

Im alten Hause der Djöns waren zwei Fenster erleuchtet. Das war das große Wirtschafts- und Wohnzimmer. Die Läden waren geschlossen, doch man konnte durch die Spalten sehen.

Meine ganze Jugend überflutete mich. Da saß nun der tapfere, starke Lauri und rechnete mit dem alten Brentinius. Vorsichtig schlich ich zum Fenster hin und blickte in das Zimmer hinein. Doch was mußte ich sehen? Da saß meine Mutter am Ofen, mager, gebückt, die Hände flach zwischen den Knien zusammengelegt. Ein dunkles Tuch war ihr vom Kopf geglitten, es lag faltig um ihren Nacken. Das Haar war in Unordnung geraten, wohl vom Winde. Mit einem Ausdrucke völliger, trostloser Erschöpfung sah sie auf den Boden.

Auf der Tischkante, mit dem festen, breiten Rücken zum Fenster hin, saß Lauri. Er splitterte mit einem schweren Beile Streifen von einem Holzscheit. Es war eine Spielerei, und ich begriff, daß er es tat, um dem, was er sagte, ein leichteres Gesicht zu geben.

Er wandte hin und wieder den Kopf zur Mutter hin und splitterte achtlos weiter.

Doch meine Mutter schien nichts in sich aufzunehmen. Nur einmal, als Lauri sich gerade abgewandt hatte, erhob sie schnell ihre Hand und strich über ihre Augen. Der scheue Gram in dieser Bewegung erschütterte mich und riß mich zu ihr hin.

Ich eilte auf die Tür zu, die wie immer unverschlossen war. Der dunkle Flur, die nächste Tür — ich sah kaum hin. „Mutter, Mutter!“ rief ich und kniete vor ihr, den Kopf in ihrem Schoß.

Wir waren so eng beisammen. Auch Lauri kam und beugte sich über uns.

Obwohl wir nicht sprachen, bin ich gewiß, daß wir alle dasselbe fühlten. Wie ein wundervolles Bild kam die alte Zeit herauf — und dann verzerrte sie sich. Wohl lösten wir uns, doch wir sprachen leise und behutsam miteinander, als müßten wir schwer Erkranktes schonen.

Doch während wir beisammensaßen und das Finstre über uns dahinglitt, kam mir neue Kraft. Sollten wir all das wie ein unabweisbares Schicksal hinnehmen? Sollte dieses Zerfleischen dessen, was glückselige Heimat gewesen war, fortdauern? Nein. Auch ich gleich Lauri wollte kämpfen. Was lag daran, ob ich Wissen in mich aufnahm, ein Stück Welt sah! Erst einmal halten und von neuem zusammenfügen, was Nährboden und Quelle unseres Lebens war: Heimat und Mutter läßt man nicht im Stich.

Nein, sie klagte nicht, unsere Mutter, auch heute nicht, aber wer sie sah, der sah das Leid. Ich hielt ihre Hand und konnte sie nicht lassen.

Da kamen Schritte. Brentinius? Doch wie ich noch lauschte, erhob sich meine Mutter schnell von ihrem Stuhl. Sehr angstvoll stand sie da. Die Tür wurde weit offen geworfen. Sten!

Er brach in ein lautes Gelächter aus. „Die ganze Brut beisammen!“ rief er. Seine Augen waren gerötet, die Hände zuckten. „Und du, Blida, du hier!“ Er machte einen hastigen und unsicheren Schritt auf meine Mutter zu, die irgend etwas gesagt hatte, was ich nicht verstand. Doch Lauri legte seine Hand auf Stens Arm.

„Komm, laß das,“ sagte er ruhig, „meine Mutter kann sich aufhalten, wo sie will, und hier ist Heli.“

Lauris Berührung schien ihn in größte Wut zu versetzen. „Ihr niederträchtigen Heuchler! Ja hier ist Heli — allesamt — falsche Brut, gierige —!“

„Oh Gott, er hat zu viel getrunken,“ flüsterte meine Mutter warnend.

„Was, was hast du gesagt?“ Sie hielt beschwichtigend die Hände empor, wollte zu ihm hin. „Nein, nein! Bleib, wo du bist! Jammere es ihnen vor, wirf dich ihnen hin!“

„Es ist genug!“ rief ich, dicht neben meine Mutter tretend.

Da riß Sten ein Dolchmesser aus seiner Tasche und stürzte sich auf uns los. Ich aber nahm das Beil, das auf dem Tische lag und schleuderte es ihm entgegen.

In demselben Augenblick wurde mir dunkel vor den Augen, ich schwankte. Ein Jammerlaut erscholl. Ich blickte um mich. Sten lag auf dem Boden. Er zuckte, stöhnte, dann war er still.

Meine Mutter kniete neben ihm und rüttelte an seinen Schultern. Ich sah ihren gebogenen Rücken, hörte ihre lallenden und dann wieder kurz herausgestoßenen Worte.

„Sten! Nein, nein, Sten! Nicht. Bleib. Bleib bei mir. Sei wieder gut, sei gut, mein Sten. Oh, ich habe dich lieb, ich habe dich lieb — lieb!“ Ihr Kopf sank auf seine Schulter.

Starr vor Entsetzen sah ich hin — sah, wie Lauri das Beil aufhob und betrachtete.

Ich hatte Sten erschlagen.

Keinen Augenblick dachte ich: ‚Es ist nur ein Wahn, es ist nicht möglich.‘ Nein, es

Digitized by Google

stand klar vor mir, — ich hatte ihn erschlagen.

„Die stumpfe Seite — merkwürdig," — sagte Lauri vor sich hin, das Beil betrachtend. Alles sah und hörte ich.

Er beugte sich nieder, sah auf Stens Schläfe, aus der ganz langsam dickes Blut floß, und dann kniete auch er auf dem Boden, neben der Mutter, deren Schultern er sanft umfaßte.

Sie wand sich los, ihn kaum beachtend. „Sten," flüsterte sie leise, „es ist ja nicht so, wie du meinst. Gegen dich verbunden? Die Kinder und ich? Wie konntest du es glauben, Liebling? So schwach war ich, so schwach —" Sie taumelte vornüber und schluchzte.

Lauri und ich wagten nicht uns zu bewegen. Langsam richtete sich unsere Mutter wieder empor, umschloß Stens Kopf mit ihren Händen, ganz nahe neigte sich ihr Gesicht dem seinen zu. Sie begann ihn zu küssen. Stumm, zärtlich.

Ich zitterte am ganzen Körper. ‚Erschlagen habe ich ihn,' dachte ich, ‚den Mann erschlagen, den sie liebt.'

Was sie um unsertwillen verschlossen hatte, jetzt brach es hervor. Sie war mit ihm allein. „Oh, dein Herz, dein gutes, heißes Herz," sagte sie, ihren Kopf an seine Brust schmiegend, „laß es mich hören — nur einmal noch. Halt mich, Liebster —"

Sie begann wieder ihn zu küssen.

„So voll Leben" — flüsterte sie — „wo ist dein Leben, Sten? Gib es mir wieder! Immer, immer habe ich dich verstanden — was du auch tatest, Sten — hör' mich doch!" rief sie ängstlich.

Sie faßte nach seiner Hand, nahm sie, hielt sie — und dann erschauerte sie tief. „Kalt," sagte sie mit einer veränderten Stimme.

Sie wandte sich halb zu uns, wie hilfesuchend. Ihr Blick fiel auf mich. Ihre Augen wurden groß. Entsetzen stand in ihnen. Sie warf die Arme empor, reckte sich hoch in der Luft, die Handflächen wie abwehrend mir entgegen. „Heli — Heli — Heli!" rief sie laut. Es war ein furchtbarer Aufschrei in dieser gepreßten, grauenhaften Stille. Es schlug mich fast zu Boden.

„Mutter!" Ich hockte mich neben sie, haschte nach ihrer Hand — und dann konnte ich nicht. Meine Mutter bog sich weit von mir zurück. Wir strebten voneinander fort. Ich liebte sie zum Verzweifeln, doch ich fühlte, ich durfte sie nicht berühren.

Lauri trat auf uns zu. „Heli," sagte er, „du hast getan, was du mußtest, was jeder getan hätte. Es war ein böser Zufall, daß es ihn tödlich traf. Du wolltest das nicht."

Ich legte meine Arme um seinen Hals und weinte. Sprechen konnte ich nicht. Nein, weiß Gott, d a s hatte ich nicht gewollt!

Sich von mir lösend, ging er wieder zur Mutter, zog sie empor, hielt sie, sah in ihre armen, irren Augen und sagte ganz langsam, deutlich: „Ich bringe dich nun fort, Mutter, in dein Zimmer."

„Nein, nicht fort, ich bleibe hier," stieß sie hervor.

„Es kann ja nicht sein, es macht dich krank."

„Was schadet das? Oh Lauri, ihr habt Sten nicht gekannt. Das ist meine, meine Schuld —" Tränen liefen über ihr Gesicht — „ich konnte es euch nicht sagen, wie er wirklich war —"

„Mutter, du mußt mir alles von ihm erzählen, alles Gute." Lauri umfaßte sie mit beiden Armen.

Ich hatte mich verkrochen, stand in der dunklen Ecke neben dem großen Schrank. Wenn sie mich nur nicht sehen möchte!

„Laß mich mit ihm allein," sagte sie leise.

„Sieh, es geht ja nicht." Lauri führte sie zu dem Lehnstuhl, in dem ich sie erblickt hatte, als ich kam. „Ich muß fort, muß die Anzeige machen, einen Arzt holen. Wenn Brentinius zu Hause wäre und Fredrika — doch du weißt, sie können vor einer Stunde nicht zurück sein. Du k a n n s t nicht hierbleiben."

„Ich kann nicht hierbleiben? Hierher gehöre ich!" Sie rief es wieder ganz laut, eilte zu Sten hin. Zärtlich strich sie über seine Augen.

Plötzlich schien ihr etwas einzufallen. Sie sprang auf. „Was sagtest du da, Lauri? Anzeige — sagtest du das?"

„Ja — es war Notwehr — aber alles das muß untersucht, sofort festgelegt werden. Ich wünschte nur, wir hätten einen Zeugen," setzte er nachdenklich hinzu.

Die Augen meiner Mutter wurden ganz dunkel. Böse sahen sie Lauri an. „Einen Zeugen? Notwehr? Willst du sagen, daß all dies im Lande umhergezerrt werden soll? Willst du — wollt ihr —" jetzt suchte sie mich, unsicher, in zitternder Scheu trat ich vor —, „daß die Meute auf ihn losgelassen wird? Notwehr!" Sie warf den Kopf zurück und stöhnte auf. „Was soll das heißen?" Langsam auf mich zukommend, fuhr sie mit einer erschreckenden Ruhe fort: „Das soll heißen, seine Ehre wird zertrümmert und ein Schutzwall damit errichtet. O nein, nein! — Ich lasse ihn nicht antasten, das nicht!"

„Aber Mutter, es muß doch sein," sagte Lauri, ihren Arm an sich pressend. „Was wird sonst aus unsrer Heli?"

„Aus mir? Oh, Mutter!" Ich war voll verzweifeltem Schmerz. „Sag' alles, was

Digitized by Google

du willst, und auch du, Lauri. Was aus mir wird, ist so gleichgültig."

Da veränderte sich etwas in meiner Mutter. „Ihr müßt mir helfen, hört ihr? Wir waren allein. Wir hatten keinen Zeugen. Dieses, dieses eine wenigstens müßt ihr für mich tun. Lauri, besinne dich!" Meine Mutter vermied es, mich anzusehen.

Er hielt den Kopf gesenkt. „Gut, gut," sagte er einmal, ihre bebende Hand umschließend, „ich muß nachdenken."

Sie legte ihre Wange an die seine. Ihre Tränen liefen über sein Gesicht. „Es kann ein Unglücksfall sein," flüsterte sie, ihr Kopf neigte sich tiefer.

„Ja, Mutter." Lauri sah grübelnd zu Boden. Dann hob er den Kopf, er schien einen Plan gefaßt zu haben. „Mutter, kannst du mir sagen, wann Sten ging und wo er war?"

„Am Nachmittage gegen zwei Uhr ritt er an meinem Fenster vorüber — er rief mir zu, er käme spät in der Nacht zurück."

„Warte einen Augenblick, Mutter, ich muß nachsehen, wo das Pferd ist." Lauri ging schnell hinaus.

Ich war allein mit meiner Mutter und Sten. Vor Qual und Erregung wie betäubt, ging ich mit bittend erhobenen Händen auf sie zu. Meine Mutter sah mich an wie in erstarrtem Warten, dann wich sie Schritt um Schritt zurück. Und doch nannte sie mehrere Male klagend meinen Namen.

Wir ließen mit den Blicken nicht voneinander. Stumm, unbeweglich standen wir da und sahen uns an.

Lauris Wiederkehr war eine Erlösung. Hastig sagte er: „Das Pferd war am letzten Birkenbaume angebunden. Gott sei Dank! Draußen ist es hart gefroren, glatt — die Steine, du weißt, Mutter — der Weg hierher von unten herauf ist nicht einfach. Sten kann ihn gewählt haben. Er kann gefallen sein. Schnell, Heli, schnell, faß an —"

„Nein — nein!" rief meine Mutter leidenschaftlich.

Doch Lauri ließ sich nicht beirren. Er nahm ihre beiden Hände, hielt sie ganz fest, zog die Mutter fort. „Es ist nicht anders möglich," sagte er mit sicherer, doch sehr gütiger Stimme, „und wir alle müssen über unsre Aussage ganz einig sein. Es ist ohnehin schlimm genug, daß Heli gerade hier ist."

„Aber Lauri, das weiß doch niemand," rief ich hastig aus.

„Niemand? Wie kannst du das sagen?"

Sein Gesicht rötete sich, irgend etwas arbeitete in ihm.

„Das weiß ich bestimmt, niemand sah mich." Ich beschrieb ihm genau, wie alles war.

Meine Mutter kniete wieder neben Sten. Sehr zart, trauervoll neigte sie sich zu ihm hin. Ihr zitterndes Schluchzen war unsagbar schmerzlich. Dazwischen sprach sie unverständliche Worte.

„Wenn das sicher wäre, völlig sicher —" Lauri konnte sich nicht so schnell fassen, er besann sich — raffte sich wieder zusammen — „vor allem: wir müssen Sten hinaustragen, die Dinge ordnen — er kann ausgeglitten sein — auf einen Stein gefallen — Mutter, komm, laß uns, es eilt." Seine Stimme wurde ein wenig erregt.

Das muß meine Mutter irgendwie aufgescheucht oder gar verletzt haben. Sie warf sich über Sten und rief: „Laßt ihn mir, rührt ihn nicht an. Nie, niemals habt ihr ihn lieb gehabt, nicht eine einzige Stunde."

Ja, sie hatte recht. Hier standen wir, ihre Kinder, neben dem Manne, dem Toten, den sie geliebt hatte. Niemals, keine Stunde waren wir ihm nahegekommen.

Lauri faßte sich. Ich sah, wie schwer es ihm wurde. Er beugte sich nieder, um unsere Mutter aufzuheben. „Es ist um seinetwillen," sagte er, „damit nichts gegen ihn spricht — wir müssen ihn hinaustragen."

Meine Mutter klammerte sich an Sten und weinte.

Da war mir, als hörte ich von weitem das Rattern eines Wagens. „Mutter, da kommt jemand!" rief ich in größter Angst.

Schnell richtete sie sich empor. „Was denn? Was tun wir — was?"

„Still!" Lauri horchte. „Es nützt nichts mehr — es ist zu spät. Das ist Brentinius mit Fredrika. Sie kommen vom Markte. Wer weiß, vielleicht ist noch einer der Knechte bei ihnen."

„Heli muß fort, auf der Stelle!" Zum ersten Male berührte mich meine Mutter. Sie drängte mich zu einer Tür hin, die in einen Vorratsraum führte.

Wir waren bestürzt und verwirrt, planlos, wußten kaum, was wir taten. Lauri allein schien zu denken. Er öffnete die Tür, ging hinaus, Brentinius entgegen, sagte etwas . . .

„So geh doch um Gottes willen in die Kammer," flüsterte meine Mutter erregt. Schnell ergriff ich meine Reisetasche. Die Tür schloß sich hinter mir. Ich hörte, wie meine Mutter sich dagegen lehnte. Fürchtete sie für mich? War irgendein Gefühl der Liebe, der Sorge in ihr erwacht? Oder glaubte sie, ich würde dennoch gegen Sten aussagen, mit oder ohne meinen Willen?

Die Stimmen kamen ganz nahe. Lauri sagte deutlich: „Er ist mit der Schläfe auf die Tischkante gefallen. Wahrscheinlich war

Digitized by Google

Vereistes unter seiner Sohle —" nun waren sie im Zimmer, „hier ist er ausgeglitten."

Brentinius ging auf meine Mutter zu, sprach leise, sehr kummervoll. Sie kann kaum etwas erwidert haben, ich hörte nichts von ihr. Fredrika jammerte ganz laut.

Wieder kam Lauris Stimme: „Michael muß sofort den Arzt holen — und du, Fredrika, die alte Malli. Brentinius, bitte, sagen Sie es Michael." So hatte er schnell alle von uns getrennt.

Kaum war Brentinius und die Magd aus dem Zimmer gegangen, da öffnete Lauri die Tür zur Kammer. „Weshalb, weshalb nur —?" sagte er erregt. „Jetzt — ja — jetzt darf dich niemand mehr sehen. Lauf zum Waldrand — ins Wacholdergebüsch, Heli, ich komme. Vorsichtig — durchs Fenster!" Er schloß die Tür.

„Ich danke dir — ich danke dir!" sagte meine Mutter. „Guter Lauri!" Deutlich hörte ich ihre Worte, das klang wie erlöst.

Lauri sprach eilig, leise auf sie ein.

„Nein, nichts werde ich vergessen, nichts verwirren — mein armer Sten —" dann wurden ihre Worte undeutlich.

Brentinius kam zurück, sprach wieder zu meiner Mutter. Ich schlich ans Fenster, das ich behutsam öffnete. Lauri warf gerade Holzkloben in den Kamin. So konnte man mich draußen nicht hören. Was mochte er mit dem Beile angefangen haben? Ich stand und wartete darauf, daß die beiden Frauen kamen. Es dauerte lange — oder schien es mir nur so? Mich erfaßte die Angst, das ganze Haus könnte aufgestört werden. In dem Hin und Her der Menschen könnte ich nicht entfliehen.

Hastig kletterte ich auf das Fensterbrett und ließ mich hinabgleiten, zog das Fenster zu und schlich um die Ecke des Hauses. Hier wartete ich, bis die beiden Frauen kamen und im Hause verschwunden waren. Dann lief ich davon. Wenn die ziehenden Wolken den Mond freigaben, konnte ich den Weg zum Pahlivaahause sehen.

Es war nun eine große Unruhe über das alte und das neue Haus der Djöns gekommen. Fenster wurden erleuchtet und versanken wieder — Schritte, Stimmen, Türenschlagen — eine dunkle Gruppe schob sich langsam über den Rücken des Hügels. Trug man Sten hinauf oder war es meine Mutter? Ich wußte es nicht. Ausgeschlossen von allem, stand ich hier in der Kälte. Fast willenlos, nur weil Lauri es gesagt hatte, verkroch ich mich in dem ersten großen Wacholdergebüsch. Mir war zum Sterben elend. Seit ich Abschied von Sonja genommen hatte, flog alles an mir vorüber.

Sonja? Da war auch noch Sonja! Was sollte ich ihr sagen?

Ich erinnere mich, daß ich nicht weiter denken konnte. Alles war verworren und klein neben dem einen: ich hatte Sten erschlagen.

Lauri kam. Er ritt an mir vorüber und winkte. Er kannte alles um mich her so genau. Ohne daß wir uns verständigten, trafen wir uns tiefer im Walde. Er nahm mich mit auf sein Pferd und war gut zu mir. Zuerst konnte ich gar nicht fassen, was er sagte. Dann wußte ich, er ritt zum Gemeindevorsteher. Die Mutter sei nun ruhiger geworden, sie hätte sich von Sten getrennt, doch an der Tür wäre sie ohnmächtig zusammengebrochen. Man hätte sie hinaufgetragen. Nach einer Weile hätte er sie dann sprechen können.

Hatte meine Mutter nichts von mir gesagt? Kein Wort? Keinen Gruß? Nein, nur der befreiende Gedanke, daß ich fort war. Lauri, der, einem innern Antrieb folgend, nicht mit Brentinius über mich gesprochen hatte, wollte nun nochmals alles über meine Reise wissen, über meine Ankunft in Helsingfors, auf unserer Station.

„Wenn es wirklich wahr ist, wenn dich niemand gesehen hat, so ist das wahrhaftig Glück," sagte er. „Man weiß niemals, wie so eine Untersuchung abläuft. Wir, wir beide haben ein großes Interesse an Stens Tod, so wird ein jeder denken. Es gibt wohl nichts, was nicht gegen uns spricht. Auch auf mich kann ein Verdacht fallen, doch ich bleibe fest. Aber du und die Mutter — ihr zusammen, jetzt, nach diesem Ereignis, das führt zu nichts Gutem. In ihrer schrecklichen Erregung mag sie dich gar beschuldigen. Besser, sie sieht dich nicht. Nur für eine Weile, Heli, sei doch ruhig, alles gleicht sich aus. Erst war ich erregt darüber, daß du dich verborgen hattest, jetzt aber muß ich sagen, es war gut. Mutter und ich sind hier so wohlbekannt, leben unter den Menschen, haben ihr Vertrauen — man wird uns glauben. Alles dieses wird schnell zu Ende gehen, dann können wir wieder aufbauen." Er atmete tief. Seine Sicherheit beruhigte mich ein wenig.

Immer auf den Waldpfaden reitend, überlegten wir, was zu tun sei. Es wurde ein klarer Plan, den ich später genau befolgte. Es ist eigentümlich, wieviel der Mensch in solchen Stunden höchster Erregung aufnehmen und behalten kann, wie die Kräfte sich steigern.

Lauri brachte mich zu einer Stelle, von der aus ich eine Station erreichen konnte, die wir sonst nicht benutzen.

Digitized by Google

Als wir im Schutze mächtiger Steinblöcke standen, um uns zu verabschieden, zog Lauri unter seinem Rock das Beil hervor. Ich sah es voll Grauen. „Das muß fort, du mußt es mitnehmen," sagte er fast hart. „Komm, laß uns keine Zeit verlieren, sei mutig." Er legte das Beil, das er leicht umwickelt hatte, in meine Reisetasche. „Im Meere muß es verschwinden, wie, das ist deine Sache. Du mußt helfen, Heli, du erreichst das Schiff nach Stockholm, das weiß ich. Doch jetzt mußt du dich beeilen, du hast noch einen weiten Weg." Er hatte mein Gepäck wieder verschlossen. Seine starren, blauen Augen sahen mich beschwörend an. „Nur nicht schwach werden, nicht nachgeben. In wenigen Tagen ist alles beruhigt."

Wir schüttelten einander die Hände. Nie fühlte ich mich Lauri enger verbunden. Er sollte sich auf mich verlassen können.

Die Wanderung war lang und voll Schrecken, doch meine Fassung wuchs.

Wie gut waren unsere langen Nächte! In einer Dunkelheit, die sich fest zusammenschloß, wanderte ich mit all meiner jungen und zähen Kraft weiter. Alles gelang mir, niemand beachtete mich, ich traf keinen mir bekannten Menschen. Bis auf das Schiff gelangte ich.

Da war das eine — das Beil mußte weggeschafft werden.

Vielleicht hätte ich es auseinandernehmen und durch ein Fenster werfen können, doch so sehr ich meinen Willen straffte, ich konnte das Papier nicht entfernen. Ich nahm es an mich und trug es mit mir herum. Auf und ab ging ich — immer auf und ab. Bisweilen stand ich still und ruhte aus, denn mir schwindelte vor Müdigkeit und Hunger. Doch ich vermochte nicht, mich hinzusetzen oder gar irgend etwas zu genießen; schon bei dem Gedanken daran schauderte mich. Mir kamen Zwangsvorstellungen. Wie nun, wenn ich das Beil nicht halten konnte, wenn es hinfiele? Irgend jemand kam und hob es auf. Das Papier lockerte sich. Die Menschen umgaben mich im Kreise. Nein — nein — so durfte es nicht weitergehen, meine Füße tappten unsicher dahin. Wenn ich nun schwankte, wenn man zufaßte, mir helfen wollte! Vorsichtig ging ich weiter, steif, ängstlich. Das Beil, das ich fest im Arme hielt, brannte sich in meinen Körper. Lange noch habe ich es dort gefühlt.

Ich suchte nach einer Stelle, die abseits lag und doch nicht so einsam, daß man glauben konnte, ich wollte mich einer Sache entledigen, wenn ich diese Bürde von mir warf. Eine Stimme in mir trieb mich zur Eile an. Ich nahm das Beil und schleuderte es mit aller Kraft von mir. Es fiel ins Meer. Ich umfaßte die Reeling und sah hinab.

Ein Mann, der in meiner Nähe stand, kam zu mir, sah mich listig lachend an und fragte, von was ich mich denn da losgemacht hätte.

„Es waren verdorbene Lebensmittel, die ich im Koffer hatte," sagte ich ruhig. Ganz ohne Überlegung sagte ich es dahin.

Wenn ich später von Gerichtsverhandlungen hörte und von den vielen, anscheinend kalt überlegten Lügen des Angeklagten, die seine Schuld und den Widerwillen der Menschen gegen ihn noch verstärkten, dann dachte ich an jene angstvollen Augenblicke auf dem Schiffe und an die vielen Lügen, die nun folgten.

Der Mann ließ mich nicht los. Er lehnte neben mir und scherzte. Aus Furcht, es könnte anders sein, er könnte Abneigung gegen mich empfinden, sich ärgern, irgend etwas über mich aussagen, ging ich auf seine leeren und dann wieder anzüglichen Redensarten ein. Ja, als er mir anbot, mit ihm zu trinken, schritt ich lächelnd neben ihm her in den Speiseraum, wo die Menschen umhersaßen, die ich fürchtete. Ich hatte das Gefühl, daß sie alle mich beobachtend betrachteten.

Dann saß ich in einer Sofaecke, und der Fremde und ich tranken uns zu. Jetzt erst sah ich, was für ein ledernes, altes Gesicht er hatte.

Meine Gedanken glühten. Von Zeit zu Zeit faßte ich dorthin, wo ich das Beil gespürt hatte. Wenn ich aufgestanden wäre und laut gesagt hätte: ‚Hört mich an, ihr alle, ich habe in dieser Nacht einen Menschen erschlagen!' wäre es wunderbar gewesen? O nein, es rauschte etwas in mir, es stieg, es wollte losbrechen. Die Wahrheit sagen, das Bekenntnis! Sich loslösen von diesen Menschen da, die zufrieden umherlungerten und mich anstarrten.

Der Mann an meiner Seite fragte, fragte mehrere Male. Ich nahm mich zusammen und lachte wieder.

Heute noch, wenn ich daran zurückdenke, schaudert mir. So vieles war über mich hinweggegangen, und hier saß ich wie ein Harlekin.

*

Sten lag auf Pahlivaa begraben. In unserm Garten. Auf einem großen, freien Platze unter dem hohen Himmel.

Was sollte er auch im Erbbegräbnis der Djöns? Sie lagen unter schweren Platten in der Pfarrkirche. Sie hatten ihr Leben erfüllt. Stens Leben, rasch und unruhevoll, war abgerissen. Irgendwie mußte es weiter-

Digitized by Google

leben, mit dem Bewegten und Farbigen verbunden sein. Vogelflug und Sturm mußten über sein Grab dahingehen, Sonne mußte auf ihn niederbrennen, Regen rauschen, und die vielen Winde, die auf den Meeren ihre Heimat haben und niemals ruhen, sollten ihm von der weiten Welt erzählen.

Oh, ich verstand meine Mutter. Nun Sten nicht mehr lebte, verstand ich meine Mutter. Wie viele, wie wilde Blumen würden auf seinem Grabe blühen.

Sonja wußte von all dem Schrecklichen nichts. Ich tat, was Lauri wollte, ich wartete. Es sollte einige Zeit vergehen, bevor ich ihr sagte, was jedermann auf Pahlivaa wußte. Und doch wußte gerade sie viel mehr als jene — sie wußte, daß auch ich dort gewesen war.

Ich mußte sie davon zurückhalten, meiner Mutter zu schreiben. Wahrlich, die Mutter war elend genug. Sonja mußte es begreifen, daß sie in tiefster Stille leben wollte.

Doch wie nun, wenn Sonja abreiste, um meine Mutter zu besuchen? Ich mußte es verhindern.

Lauri hatte mir geschrieben, daß unsere Mutter und er selbst eidesstattliche Aussagen über Stens Tod gemacht hätten. Die Dinge waren also nicht so einfach und schnell abgelaufen, wie Lauri gehofft hatte. Ein Brief von Sonja, ihr Besuch war Gefahr. Diese Aussage Lauris und der Mutter beunruhigte mich. Was nach Stens Tode kam, war für mich kaum aufgehellt; ich hatte nur die eine Beruhigung, Lauri wohnte wieder im Pahlivaahaus, meine Mutter lebte in seiner Fürsorge. — — —

Da meine Gedanken, wie immer, bei den Geschehnissen daheim waren, hatte ich es zunächst nicht beachtet, daß vor meiner Tür Stimmen laut wurden. Nun ich es bemerkte, schnellte ich vorwärts, in ungewisser Angst vor neuen Schreckнissen. Ich glaubte Sonjas Stimme zu unterscheiden. Kam sie zu mir? Hielt sie andere von mir fern? Mußte ich ihr Rechenschaft geben?

Ach nein, es war ja nicht Sonja; die Stimmen entfernten sich.

Wie oft schon hatte mich Furcht emporgerissen! So sollte es nicht weitergehen; diese mit grausen Vorstellungen erfüllte Einsamkeit mußte ich durchbrechen. Sonja war die einzige, ich hatte lange genug gewartet. Was ich ihr sagen wollte, hatte ich sorgsam geordnet; ich mußte nur Satz um Satz richtig aneinanderfügen. Ohne anzuklopfen trat ich in ihr Zimmer. Sie saß vor ihrem Schreibtisch und hob unwillig den Kopf. Doch als sie mich sah, sprang sie auf, um gleich darauf wie gelähmt dazustehen. „Heli, Heli!“ rief sie halblaut. „Was ist, was hast du, wie siehst du aus?“ Nun kam sie mir dennoch entgegen. Sie war sehr blaß. Wir hielten uns stumm umfaßt. „Deine Mutter?“ sagte sie sehr leise. Sie strich über mein schwarzes Kleid. „Arme Heli.“

Meine gutgefügten Sätze zerrannen. „Nein, nein!“ Nichts wie diese beiden Worte preßte ich hervor.

Sonja führte mich zu ihrem Diwan, setzte sich neben mich. „Arme Heli, ja, ich glaube es, daß du es nicht fassen kannst. Komm, beruhige dich ein wenig.“ Sie liebkoste mich wie ein kleines Kind.

Ich sah auf, und da sah ich, daß ihre Augen fortwanderten, während ihre Hände gut zu mir waren. ‚Sten ist frei!‘ stand in diesen Augen. Ich mußte ihre Gedanken aufhalten.

„Nicht meine Mutter — Sten ist gestorben,“ sagte ich, ganz unfähig, irgend etwas Vorbereitendes zu denken oder gar zu einem Satze zu formen.

„Sten?“ Sie sprang auf, ihre Augen sprühten. „Das nicht, nein, das nicht, Heli!“ Sie rüttelte meine Schulter, als müßte sie mich zurückbringen, als sei ich krank.

Auch ich war aufgestanden. „Und doch ist es Sten,“ sagte ich mit einem trocknen Munde. „Er ist verunglückt. Den Kopf hat er aufgeschlagen. Auf einer Tischkante.“ Wie ich das sagte, klang es mir selbst fremd, ganz unglaubwürdig klang es.

„Das ist nicht wahr! Sag' es noch einmal!“ Dicht trat sie vor mir hin.

Ich hielt ihren Blick schweigend aus. Nein, ich konnte es nicht wiederholen.

„So sprich doch — sag' es doch!“ rief sie heftig.

„Wir alle sahen es,“ fügte ich mühsam hinzu.

„Es ist nicht wahr,“ sagte sie nochmals, doch ihre Stimme schwankte. Sie wandte sich ab und eilte in ihr angrenzendes Schlafzimmer.

Es war wie ein Überfall auf Sonja, das fühlte ich, doch ich konnte nicht anders. —

Es war schon dämmerig, als sich ihre Tür öffnete.

„Du bist noch hier?“ fragte sie kühl. „Und weshalb“ — sie hielt ihre Schritte an — „weshalb bist du so elend und verstört? Du und Lauri, ihr freut euch?“ Sie sah scharf zu mir hinüber.

„Nein, Sonja, wir freuen uns nicht,“ sagte ich ruhig. Ich hatte Zeit gehabt, mich zu sammeln. „Wenn du gesehen hättest, was wir sahen, dann würdest du wissen, weshalb ich verstört und elend bin.“

Digitized by Google

„So sag' es mir." Sie sah zu Boden. Stehend hörte sie mich an.

„Da war kein Streit zwischen ihm und Lauri?" Ihr Gesicht war wie leblos, kaum, daß sie die Lippen bewegte.

„Nein."

„Kam denn Mutter oft zu Lauri?"

„Es war das erstemal — oder Sten sah es zum ersten Male."

Sie hob den Kopf. „Das weißt du nicht genau?"

„Nein."

„War Sten erregt?" Sie sah mich fragend an.

„Sehr erregt."

„Und nichts, gar nichts soll zwischen euch vorgefallen sein? Oh Heli!"

„Meine Mutter war bei uns."

„Gewiß — ja — Blida —" sagte sie leise. Sie zog sich in eine dunkle Ecke des Zimmers zurück, stützte ihren Kopf auf und gab sich ihren Gedanken hin.

Diese Gedanken fürchtete ich, und ich tat, was meiner Natur zuwider war: ich ging Sonja nach und ließ ihr keine Ruhe. Alles, was ich mir vorgenommen hatte zu sagen, kehrte zurück. Sie mußte alles anhören. Schließlich war ich selbst ganz erschöpft.

„Du bist gar nicht mehr du selbst," sagte sie mit einer bedeckten Stimme.

Da griff ich nach diesen Worten. „Nein, ich bin es nicht, Sonja, hilf mir, laß mich nicht allein. Geh mit mir fort — irgendwohin —" Und ich redete weiter, immer in der Furcht, sie fahre zu meiner Mutter.

Was Sonja dachte, konnte ich nicht ergründen; doch als ich sie ansah, wußte ich, wie grausam ich war.

„Laß mich einige Tage allein," sagte sie. Dann ging sie fort.

*

Sonja und ich wohnten in zwei kleinen, fast dürftigen Zimmern, in einem alten Forsthause. Um mich her waren die wohlbekannten Geräusche des Waldes. Sie hüllten meine tiefe Müdigkeit barmherzig ein. Stundenlang ging ich durch diese Wälder ohne Furcht. Die Frühlingssäfte stiegen in ihnen empor, ein flockiger, blasser Himmel blickte durch hochragende, dunkle Kronen. Kiefern mit schimmernden Birken dazwischen und stille Seen. Wie war das meiner Heimat so ähnlich! Doch das Wilde fehlte: die mächtigen Steinblöcke, das lange, bärtige Moos, die Riesen unter den Bäumen, das Niedergebrochene, von junger Kraft überwuchert — all das Unberührte und Urtümliche. Und immer war mir, als sei der Himmel hier nicht so hoch, die Luft nicht so kraftvoll. Vielleicht war das nur meine Müdigkeit.

Sonja fuhr am Anfang jeder Woche nach Berlin und blieb vier, auch fünf Tage dort. Es war merkwürdig; wir konnten kaum voneinander lassen und doch war mehr Trennendes als Verbindendes zwischen uns. Im Grunde beobachteten wir einander.

Ich selbst blieb ganz in dem Forsthause, denn ich hatte meine Berliner Wohnung aufgegeben. Die Verhältnisse auf Pahlivaa waren so, daß ich am liebsten von dort nichts angenommen hätte. Als ich mit Sonja darüber sprach, sagte sie, sie hätte sich schon längst gewundert, daß ich noch an meinem alten Studium festhielte. Sie machte Pläne für meine Zukunft. In allem, was sie tat und sagte, war Ruhe und Vernunft, doch sie war so ernst, wie ich sie nie gesehen hatte, ganz anders als jene Sonja, die mit Sten um die Wette geritten und geschwommen hatte.

Es mißfiel ihr, daß ich in meinem matten und unfruchtbaren Leben, wie sie es nannte, verharrte. „Besser, du reistest nach Hause und arbeitetest in eurem Garten," sagte sie. Und alles, was sie sagte, war von Liebe durchströmt.

Eines Tages kamen wir von einer Waldwanderung heim. Ein Bote überholte uns und wandte sich dann zu uns zurück. Er hielt einen Brief in der Hand. Ich hatte lange nichts von Lauri gehört, ich sehnte mich voll Unruhe nach einer Nachricht. Ja, es war ein Brief von Lauri, doch er war an Sonja gerichtet. Sogleich befiel mich wieder jene Furcht, die mir nur zu gut bekannt war. Ich ließ Sonja stehen und ging in den Wald zurück. Sie beachtete mich nicht. Oder war ihr mein ungleiches Wesen schon zur Gewohnheit geworden?

An einer Wegesbiegung drehte ich mich nach ihr um. Sie stand an einen Baum gelehnt und las.

Rascher schritt ich vorwärts, tief in den Wald hinein. Ich hatte das Gefühl, mich verkriechen zu müssen.

Und da — hörte ich nicht meinen Namen? — Wieder und wieder! „Heli, Heli!" Es kam wie von allen Seiten. Ich blieb stehen und sagte deutlich, was ich unzählige Male gedacht hatte. „Nein, es war keine Notwehr, es war Haß. Ich wollte ihn nicht töten, doch es war Haß in mir." Und wieder hörte ich meinen Namen, näher. Das war Sonja. Kalt und zitternd stand ich da. Als ich sie erblickte, wußte ich: das ist ein Unglück.

„Du hast es getan — du!" sagte sie keuchend.

Lange schwiegen wir.

„Weißt du, was dieser Brief bringt? Man hat dich gesehen. Jetzt ruft ihr nach mir!

Digitized by Google

Die Sibylle. Gemälde von Prof. Oswald Pötzelberger

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Aber ich kann dir nicht helfen, dir nicht! Sehr vorsichtig ist dieser Brief," sagte sie, und es war Hohn in ihrer Stimme, — „doch ich verstehe ihn durch und durch."

Dieses ganz Unerwartete riß mich aus meiner Schlaffheit empor. „Mir sollst du nicht helfen, aber hilf meiner Mutter! Ich will keine Schonung — nichts — denk' an meine Mutter!"

Wie Feinde standen wir einander gegenüber. Ich empfand nichts mehr für sie, nichts für mich, ich wollte keine Erklärung geben, ich mußte handeln.

„Gib den Brief," rief ich.

„Nein." Mit finstrer Entschlossenheit sah sie mich an. „Du sollst nichts darin verdrehen und deuteln. Ich habe verstanden."

„Komm doch von mir los, denk' an meine Mutter!"

„Da geht ein Mann bei euch herum," sagte sie hart, „der dich gesehen hat. Hier und da hat er es erzählt, immer wieder. Niemand wollte an Stens Unglücksfall glauben, das hat nicht geschlafen. Lauri hat dagegen angekämpft, hat eure Mutter bewahrt, doch es war vergebens. Sie und er, beide wurden nochmals vernommen. Sie haben geschworen, Heli, verstehst du das? Um dich zu schonen."

„Nein, um Sten zu schonen," sagte ich. Eine sonderbare Ruhe kam über mich. Wohl dachte ich auch jetzt an meinen Haß, doch ich wollte mich nicht zertreten lassen.

„Sten?" Sie lachte voll Bitterkeit. „Oh, dieser Angriff auf drei klare, gesunde Menschen. Ich sehe es jetzt, ich sehe alles."

„Sonja," sagte ich mit aller Entschiedenheit, „denk', was du willst, und sag', was du willst, aber meine Mutter darf nicht ins Zuchthaus kommen. Sie, Lauri, unsre Heimat, das muß unangetastet bleiben."

„Die Vorladung an dich ist unterwegs," sagte sie schroff. Es waren Worte der Rache. Ich fühlte es. Hatte sie mich denn ganz vergessen? Wußte sie nichts mehr von mir? Nur dieses eine, Furchtbare? Ich wollte mich nicht entschuldigen, jetzt nicht. „Gut, ich reise nicht," sagte ich.

„Du reisest nicht?" Das war unverhüllter Hohn.

„Nein, um meiner Mutter und um Lauris willen bleibe ich hier. Unter deinem Namen werde ich telegraphieren, ich sei erkrankt — heute noch."

Mein Widerstand gab ihr Besinnung. Sie sah mich eine Weile an, und es zog etwas durch ihre Augen, das mir Hoffnung gab.

„Sonja, du hilfst," sagte ich mit der ganzen Not meiner Seele, ich hob meine Hände zu ihr auf. „Eins mußt du mir glauben, ich wollte es nicht. Es war ein Unglück."

„Er war dir widerwärtig," sagte sie leise. Ich nickte.

Ein langes Schweigen war zwischen uns. Um uns her wuchs die Dunkelheit; wir konnten den Ausdruck unsrer Gesichter nicht mehr erkennen. Es knackte und zirpte im Gebüsch. Der Abend stieg vom Boden auf. Es dunstete um die Bäume.

„Blida — Blida," sagte Sonja leise.

Langsam gingen wir den Weg zurück.

„Weshalb willst du in die Stadt fahren?" sagte Sonja, ohne mich anzusehen. „Die Vorladung erreicht dich hier. Wenn sie kommt, telegraphiere ich, du lägest krank in meiner Wohnung. Wir gewinnen Zeit. Verschwinden darfst du nicht." —

Dann kam das Forsthaus mit seinem warmen Licht und all das täglich Wiederkehrende. —

Wir konnten in der Nacht beide nicht schlafen, doch wir mieden uns.

Von diesen langen Stunden kann ich nur sagen, daß sie mich wieder zu mir selbst zurückführten. Ich stand lange am Fenster und sah hinaus. Etwas unaussprechlich Feierliches und Starkes war in den endlos fortschwingenden Linien des Waldes, in der Erbarmungslosigkeit des hohen und einsamen Himmels, der dennoch von einem funkelnden Sternenspiel überglänzt war, in dem Dufte des ewigen Werdens, der inbrünstig zu mir hinaufflutete. Und doch war die Luft herb und klar, sie umgab mich wie Kristall, wie ein Symbol der Wahrhaftigkeit.

Alle guten Kräfte, die die Heimat mir gegeben hatte, regten sich; sie wuchsen in der göttlichen Klarheit dieser Nacht. Was auch kam, das Schicksal sollte mich nicht schwankend, nicht schwach finden. Nichts in der Welt ist so düster, daß nicht irgendwo ein kleiner Goldfaden spinnt. Die Hauptsache war: ganz zu wollen, ganz zu fassen und zu halten, bewußt, bis ins letzte hinein, alle Folgen des Geschehenen entschlossen annehmen. Das Schlimmste kann sich nicht verdüstern, es kann nur aufgehellt werden. Stark und ehrlich sein, darauf kam es an. —

Als der erste Lichthauch über den Wald strich, legte ich mich nieder.

In der bleichen Stille hörte man nichts wie Sonjas Schritte. Sie wanderte in ihrem kleinen Zimmer umher.

Ich schlief fest, wohl zwei Stunden lang. Viel ruhiger als in den vergangenen Wochen sah ich in den kommenden Tag. Wir bereiteten unsre Abreise vor. Sonja fuhr in die Stadt. Ich sollte nachkommen, sobald ich die Vorladung erhielt.

Wir sprachen wenig. Zum Abschiede reichten wir uns die Hände. Ich war glück-

Digitized by Google

lich darüber, denn nun wußte ich, daß die Macht des Guten in Sonja gesiegt hatte. Sehr nachdenklich, sehr ernst war Sonja.

Nach vier Tagen schon mußte ich ihr nachreisen. Die Vorladung hatte mich erreicht. Es war in mir beschlossen, daß ich um jeden Preis, und sei es der meines unwichtigen Lebens, meine Mutter, Lauri und Pahlivaa schützen wollte.

In dem Lande hier, in dem ich lebte, hatten sich viele Millionen Männer, Frauen und halbe Kinder schützend vor das gestellt, was ihnen heilig war. Was ich zu schützen hatte, war näher.

Gleich nachdem wir uns begrüßt hatten, sagte ich Sonja, daß die durch ein Telegramm geschaffene Frist nicht lang sein dürfte und daß ich zu allem bereit sei.

„Also du willst nicht nach Finnland reisen?" fragte sie zögernd.

„Nein, keinesfalls. Ich leiste keinen Meineid und treibe meine Mutter und Lauri nicht tiefer ins Unglück. Von jetzt ab soll alles wahrhaftig sein."

„Wir müssen schnell handeln, damit deine Mutter nicht denkt wie du. Ich glaube, daß auch sie, trotz allem, nach Wahrhaftigkeit verlangt. Wie es jetzt um sie steht, wissen wir nicht genau." Während sie sprach, sah sie mich prüfend an, ihre Stimme war bedeckt, wie in großer, innerer Erregung. „Und du, Heli, bist du wirklich stark genug? Könntest du dich in gewissem Sinne aufgeben?"

Ich ging auf sie zu, nahm ihre beiden Hände und hielt sie fest. „Glaube mir, Sonja, vertraue mir wie dir selbst. Wir wollen nicht deuteln. Sten mußte sein Leben aufgeben, meine Mutter mußte aufgeben, was sie liebte, was sie von der Zukunft erhoffte, Lauri opferte — und ich, ich sollte nicht wollen?"

Sonja sah mich ernst an. Sie machte sich von mir frei, und sagte, zu Boden blickend: „Ich hätte einen Ausweg, er fiel mir gleich damals im Walde ein. Doch gerade, weil er mir schon damals einfiel, als ich sehr hart an das Geschehene dachte, weiß ich nicht, ob ich recht daran tue, ihn dir zu zeigen."

„Das überlaß mir! Ich muß wissen, was recht und was unrichtig für mich ist."

„Ich glaube fast, du greifst danach," sagte sie, mir in die Augen blickend.

Während wir uns ansahen, sagte sie mit fast lebloser Stimme: „In unsrer Kolonie hier ist ein russisches Mädchen angekommen. Sie besuchte mich in meinem Büro und wollte auf kurze Zeit eine Unterkunft haben. Sie wollte nicht angemeldet sein. Für solche Fälle haben wir einige Zimmer zur Verfügung. Sehr elend, sehr heruntergekommen war sie. Nadia Berischeff nannte sie sich. Ich konnte nicht einmal erfahren, ob sie unsrer Richtung angehört oder nicht. Sie kam aus der Schweiz. Was in ihrer Vergangenheit liegt, weiß ich nicht. Doch sie machte den Eindruck eines gebildeten Mädchens. Sie hat sich hinten im Osten Berlins in dem kleinen Zimmer hingelegt, das wir ihr gaben, und ist nicht wieder aufgestanden. Nadia Berischeff ist sterbenskrank —" Sonja schwieg.

Nicht Furcht, ein Gefühl des Dankes überflutete mich. Ein Lächeln stieg in mir auf. Es muß in meinen Augen gestanden haben.

Sonja kam zu mir und legte ihre Hände auf meine Schultern. „Du bist tapfer," sagte sie.

Nein, das war nicht tapfer. Man zeigte mir einen Weg, und ich konnte ihn gehen. Es war das Selbstverständliche und das Notwendige. „Kannst du unsre Papiere heute noch austauschen?" fragte ich.

„Ja, ich tue es sofort. Ich fürchte, es ist Zeit. Später hole ich dann den Arzt. Aber willst du es nicht wenigstens eine Stunde lang überdenken?"

„Nein, ich bin ganz ruhig. Ich danke dir."

Die Papiere hatte ich in meinem Gepäck. Sonja fuhr zu jenem Mädchen.

Ich blieb allein zurück. Mein Leben hing also nun von dem Leben und Sterben dieser Fremden ab. Es war ein eigentümliches Gefühl des Losgelöstseins. Wenn das Mädchen starb — und so sehr ich gegen den Gedanken anzukämpfen versuchte: ich mußte es wünschen — dann war alles, was kam, eine zweite Menschwerdung für mich. Ganz tief und herzensnah kam mir die Vorstellung von meinem zweiten Leben nicht, alles blieb in der Nebelferne des großen Unbekannten.

Nur eins bewegte mich heiß: konnte, durfte ich Beziehungen zu Pahlivaa haben oder nicht? Mußten auch sie an meinen Tod glauben? Für immer? Nur für eine Spanne Zeit? Für Jahre?

Wenn Sonjas Nachricht dort ankam, dann starb ich wirklich für meine Mutter und Lauri. Es war unmöglich, zugleich eine zweite, beruhigende Nachricht zu geben.

Oder war es Unruhe für meine Mutter, Schmerz? Konnte es nicht das Lösende, Ausgleichende für sie sein?

Ich sah sie wieder, wie sie sich entsetzt von mir zurückbog, wie wir stumm einander gegenüberstanden, als Lauri hinausging, um nach Stens Pferd zu sehen. Ich hatte den Laut des äußersten Grauens nicht vergessen, mit dem sie meinen Namen ausrief. Und nie, niemals konnte mir das Bild entschwinden, wie Sten ausgestreckt am Boden lag und meine Mutter sein Gesicht mit Küssen bedeckte. Je länger ich mich diesen Gedanken

Digitized by Google

hingab, die nichts mehr mit meiner nächsten Zukunft zu tun hatten, sondern nur mit dem Schicksal und der Herzensruhe meiner Mutter, um so klarer wuchs die Erkenntnis, daß sie auch mich verlieren mußte, wie sie Sten verloren hatte.

War nicht eine schlichte Gerechtigkeit in diesen Dingen? Meine Mutter, die dem Einfachen und Großen so nahe war, konnte deutlich den Schritt des Schicksals hören. Es gab Gesetze, die sich erfüllten. Auch wir kannten sie, und ich stand unter einem solchen Gesetze. Meine Mutter und Lauri — ja, auch er — sie mußten glauben, mußten trauern; erst das gab ihnen Sicherheit. Umgeben von Mißtrauen, machte sie dieser Schmerz stark. Von jeher erweckt das Schicksalhafte Ehrfurcht, wenigstens in einem dem Natürlichen noch so nahen Lande, wie es meine Heimat ist: man würde von ihnen ablassen, von den Trauernden.

Doch im Tiefsten schimmerte mir der Gedanke, es könnte dennoch einmal der Tag kommen, an dem wenigstens mein Bruder von mir hören durfte. Das wollte ich in Sonjas Hand geben.

Spät am Nachmittage kam sie heim; sie brachte mir Nadias Papiere. Das Mädchen lebte. Nur zwei Jahre älter als ich war sie. Der Arzt erwartete ihren Tod, noch bevor ein zweiter Abend heraufzog, Nadias Herz war zu schwach. Für ihn war sie Heli Ursula Brand, die an einer Lungenentzündung erkrankt war. Am andern Morgen fuhr sie hinaus, um mir ein Zimmer zu beschaffen. Es lag in einer mir völlig fremden Gegend, nahe dem Treptower Park. Als wir dort alles für mich geordnet hatten, gingen wir zu Nadia Berischeff. Ich wollte das Mädchen sehen. Sonja riet davon ab, doch sie gab schließlich nach.

Eine Nachbarsfrau saß in dem halbdunklen Zimmer, das sie nach Sonjas Ankunft sofort verließ. Lange sah ich auf das Mädchen, dessen Weg ich weitergehen sollte. Sie kam aus dem Dunkel, nichts verband mich mit ihr. Nicht einmal ein Gefühl der Zuneigung oder des Dankes. Alles war fremd. Das Gesicht der Sterbenden, die Hände, die nicht wußten, was sie faßten, die kümmerliche Umgebung und dieses graue, schäbige Bett, in dem gewiß mehr als einmal der Tod eingekehrt und neues Leben erstanden war. —

Sonja hatte recht gehabt: besser keine Verbindung, keine Vorstellung.

Wir wanderten bis zur Dunkelheit in dem von Frühlingswellen erfüllten Parke umher. Neben uns, vor uns her gingen Arbeiter mit ihren Mädchen und Kleinbürger. Alle vom Hunger gezeichnet, alle in dieser grimmigen, oft grellen Erregung jener Tage. ‚Schicksal eines ganzen großen Volkes,' dachte ich, und dieser Gedanke stählte mich.

Nicht lange nachher, am andern Tage, gegen Mittag, teilte der Arzt Sonja mit, daß Heli Ursula Brand gestorben sei.

So hörte ich auf zu sein, die ich war.

★

Der Sommer, in dem Heli Ursula Brand starb, war trocken und klar. Nur über der großen Stadt stand eine dunstige Schicht.

Ich hatte ein kleines, mehr breites als hohes Fenster zum Hofe hinaus, und wenn ich dort saß, die Schreibmaschine vor mir, Buchstaben klopfend, sah ich viele Füße vorübergehen. Es war ein sehr großes Haus mit Quergebäuden und einem Gartenhaus. So nannten sie es. Doch wir hatten keinen Garten, wir hatten einen gepflasterten Hof, der rissig und in der Mitte voll von Unkraut war.

Die Schustersleute, bei denen ich wohnte, erzählten mir, vor dem Kriege wäre das anders gewesen. In der Mitte hätten sie ein Beet gehabt und zwei Kübel mit Büschen darin. Es schien mir besonders traurig zu sein und Zeugnis für die ganze innere und äußere Not dieser Menschen abzulegen, daß sie Beet und Büsche verkommen ließen. —

Als die ersten Wochen vorüber waren, die ich in einem seltsamen Zustande von Staunen und Warten verbrachte, kam mir zum Bewußtsein, daß ich mein eigenes Leben zerschnitten hatte. Aus einer Art Betäubung erwachend, fühlte ich alle meine Wunden. Es gab keinen Menschen mehr und keine Sache auf der Welt, für die ich notwendig gewesen wäre.

Sonja hielt sich von mir zurück, und gewiß tat sie wohl daran. Ich besuchte in einem dieser Hinterhäuser einen kaufmännischen Kursus. So hieß es. In Wirklichkeit bildete man uns zu Stenotypistinnen heran. Sehr bald sah ich ein, daß ich das alles ebenso gut, wenn nicht besser, in meinem Kellerzimmer lernen konnte. Sonja lieh mir eine alte Schreibmaschine, und so saß ich und klopfte. Es kam mir ganz sinnlos vor.

Hin und wieder kam der Sohn des Schusters zu mir herein. Er war fünfzehn Jahre alt und hatte einen Ausdruck in seinem Gesicht, als hätten ihm die schlechten Ausdünstungen der Kellerwohnung alles Frische und Freie genommen. Es war nichts Junges in ihm. Er belustigte sich damit, mir häßliche Dinge von sich selbst und von seinen Kameraden zu erzählen; er war die Frucht von Jahren, in denen der Vater im Felde gewesen. Ich mußte mich in diese

Digitized by Google

Umgebung einfügen, denn ich war auf den guten Willen der Schustersleute angewiesen. Für sie war ich, trotz allem, der Feind aus dem andern Lager.

Eines Tages lungerte er wieder in meinem Zimmer herum, während ich mich auf der Schreibmaschine übte. Wenn ich ihn nicht sah, hatte ich stets ein unruhiges Gefühl. Ich stand auf und sagte ihm, er störe mich, er sollte mich allein lassen. Da versuchte er es, mich an sich zu reißen. Auf einen derartigen Angriff war ich all die Zeit gefaßt gewesen; ich fürchtete mich nicht, denn ich war kräftiger und gewandter als dieser Großstadtjunge. In wenigen Augenblicken überwand ich ihn. Doch der Vater hatte den Auftritt gehört; er kam herbei und sah mit einem solchen Ausdruck von Gram auf seinen Sohn, daß er mich tief dauerte. Zu mir sagte er ganz ruhig, ob ich mit ihm hinausgehen wollte, er hätte in einem Vororte zu tun.

Es war das erstemal, daß man ein freundliches Wort an mich richtete, ich ging dankbar auf den Vorschlag des Mannes ein. Unterwegs war er so schweigsam wie gewöhnlich, doch als wir dann, weit hinten im Osten der Stadt, ausstiegen, verwandelte er sich.

„Das — sehen Sie nur das da — wie grün es ist," sagte er, und die dunkle, verarbeitete Hand wies erregt in die Weite. „Ich bin da aus Ostpreußen gekommen, Fräulein. Diese Wiesen und die Bäume! Das hatte ich fast vergessen. Aber als wir dann in Belgien marschierten, da — da fiel mir alles wieder ein." Er wandte sich um, sah drohend zurück. „Das da, so eine Stadt, das hat die Pest. Ich kann nichts dagegen machen. Aber ich habe hier draußen etwas, das wollte ich Ihnen zeigen."

Wir kamen an eine jener großen Laubenkolonien, die im Umkreise Berlins liegen. Der Schuster schlich gebückt in einen schmalen, umgrünten Weg, als könnte man ihn ertappen. Bei jedem Schritte nickte er bekräftigend vor sich hin. Ungefähr in der Mitte des Geländes blieb er stehen. „Da ist es," sagte er, und er zeigte mir eine kleine, gänzlich verkommene Gartenstelle mit einer baufälligen Hütte darin. Wir gingen hinein. Er klopfte in der Hütte herum. „Die zimmere ich mir zurecht und all das andere — ja, dazu gehört Zeit, das ist es." Er kramte in dem Werkzeug, das in der Hütte lag.

„Ich möchte Ihnen helfen," sagte ich, „haben Sie Gartengeräte?" Mit einem Gesichte, das unter dem andern verborgen gewesen, einem freundlichen, jungen, reichte er mir eine Hacke und einen Spaten heraus. „Können Sie auch jäten?" fragte er.

Gewiß konnte ich das.

Ich kann es nicht beschreiben, wir mir zumute war, als ich auf der Erde kniete und die warme Krume, die herb riechenden Kräuter in meiner Hand fühlte. Niemals werde ich diese Stunde vergessen. Mir war, als ob sich in mir etwas löste, als ob meine Seele die Tränen fände. Die gute Erde, das schöne Grün! Ich pflückte einige Kamillen, die hier im Überschwang blühten, und steckte sie in den Ausschnitt meines Kleides. Später, als wir nach Berlin zurückkehrten, habe ich sie dann tief hinabgeschoben, so daß niemand sie sah. Ich legte sie unter mein Kopfkissen, meine Brust duftete nach ihnen, und da, in dieser Nacht, habe ich mich zum ersten Male müde geweint und zum ersten Male habe ich dann ruhig geschlafen.

Als wir nach Hause gingen, sprachen wir von allem, was geschehen mußte, um den Garten in Ordnung zu bringen. „Wissen Sie," sagte der Schuster belehrend und tippte dabei mit dem Finger, „meine Frau ist nämlich aus der Linienstraße, sie weiß nichts vom Garten und draußen," die dunkle Hand beschrieb einen weiten Bogen, „aber wenn das erst soweit ist, daß man Kaffee kochen kann — das, was man heute so nennt — dann ist das gut. Wenn alles fertig ist, bringe ich sie und die Kinder hierhin. Nur den Ältesten, den Jungen — das weiß ich nicht."

Er brauchte sich nicht den Kopf darüber zerbrechen. Zwei Wochen später war der Junge fort, irgendwo in Sachsen. Kurz darauf wurde er beim Plündern festgenommen.

Mir aber hatte seine Roheit das Beste gebracht, was man mir damals geben konnte, ein Stück Land.

Wenn ich es pflegte, legte sich die Pein in mir. Bisweilen war es mir, als sei ich auf geheimnisvolle Art mit meiner Mutter verbunden, die wohl, gleich mir, in dieser einfachen Arbeit Trost suchte.

*

Ein einziges Mal suchte mich Sonja auf. Es war spät am Abend. Sie war sehr niedergeschlagen. Das war fremd an ihr. Als ich von dem Garten erzählte, sagte sie ein wenig hastig, ich sollte doch ganz hinausziehen; wenn die Leute ihr Geld bekämen, hätten sie gewiß nichts dagegen.

Ich selbst hatte oft daran gedacht, aber ich fürchtete mich. Der Abschaum aller umliegenden Länder war in das unglückselige Deutschland hineingeströmt, zumal nach Berlin. Wenn ich in dieser Zeit auch nicht am Leben hing, mir schauderte bei dem Gedanken, was da draußen in der Einsamkeit mit mir geschehen könnte.

Als ich meine Befürchtungen aussprach, stimmte Sonja mir gleich zu. Es sah ihr un-

Digitized by Google

ähnlich, einen unbedachten Rat zu geben. Sie schien mir überhaupt verändert zu sein. So wenig sie sprach: alles war im Grunde belanglos.

Zum Abschied bat sie mich, sie ein Stück Weges zu begleiten. Ich tat es, und jetzt erfuhr ich, weshalb sie eigentlich gekommen war.

„Lauri ist hier gewesen," sagte sie ganz unvermittelt, „einmal mußte so etwas kommen. Hast du nie daran gedacht?"

Unzählige Male hatte ich daran gedacht, doch nie hatte ich davon gesprochen. „Er wollte wohl das Grab seiner Schwester sehen?" sagte ich und fühlte, wie bitter das klang.

Sonja nickte nur. „Wollte er sie nicht auf Pahlivaa begraben?" Ich wußte nicht, was mich trieb, so zu sprechen. Mir war in dieser Stunde, als sei ich die Ausgestoßene, und ich war doch freiwillig aus dem Leben gegangen.

„Ja — das wollte er —" sagte Sonja langsam. „Doch ich habe ihn überredet, wegen Blida." Sie sagte nicht: „Wegen deiner Mutter."

In ihr, wie in mir, war Gespanntes, ja Hartes. Es war sinnlos, töricht, doch ich konnte es nicht überwinden. „Willst du mir nichts von meiner Mutter erzählen?" fragte ich. Mein Mund, mein Hals wurden trocken bei dieser Frage. Mein Atem ging hastig.

„Doch — ja —" fast klang es träumerisch, „sie ist noch nicht ganz wohl, deshalb konnte Lauri erst jetzt die Reise wagen."

„Und, Sonja, und?" Ganz laut wurde meine Stimme.

„Was denn, Heli, reg' dich nicht auf!" Sie griff nach meiner Hand.

Ich entzog sie ihr, blieb stehen. „Hat meine Mutter der toten Heli vergeben oder nicht? Trauert sie um diese Heli oder nicht?"

„Das — ich weiß es nicht. Lauris Angaben widersprachen sich —"

„Es sieht ihm nicht ähnlich!" Das klang wie drohend.

„Nein." Fest sah Sonja mich an. „Wir sind uns alle nicht mehr ganz ähnlich, auch du nicht, Heli, verzeih." Sie ging davon, ließ mich stehen. Auf dieser schrecklichen, übelriechenden Straße, zwischen diesen fremden, fremden Menschen.

Am liebsten wäre ich hinter ihr hergelaufen, hätte ihren Arm ergriffen, hätte sie gezwungen, mir Rede zu stehen. Weshalb kam sie, weshalb sprach sie von alledem, wenn sie mich hilfloser, ärmer noch zurücklassen wollte? Da war etwas Feindliches! Hing es mit Sten zusammen? Liebte sie ihn immer noch, wirklich und wahrhaftig? Mußte sie mich quälen, wenn der Kelch überlief?

Wie wenig dachte ich doch eigentlich an sie — an das, was sie betroffen hatte! Diese Erkenntnis brach unvermittelt durch meinen inneren Aufruhr.

*

Soviel wie möglich ging ich nun in den kleinen Garten vor den Toren Berlins. Ich hätte besser daran getan, nach einer Stellung Umschau zu halten und Geld zu verdienen, aber ich war innerlich zu wund, um ernsthaft an die Zukunft, an mein Fortkommen denken zu können.

Hin und wieder kam da draußen eine junge Frau zu mir, die sich Rat für ihren Garten holte. Sie war eine Studentin der Medizin. Auch ihr Mann studierte noch. In der Not der Zeit hatten sich diese beiden zusammengeschlossen. Eines Tages erzählte sie mir, daß sie ganz in das kleine Gartenhaus ziehen wollten. Ich konnte es von meinem Platze aus sehen. Während sie nun weiter sprach, bewegte es meine Gedanken, daß ich ja nun nicht mehr allein sein würde, wenn auch ich hier draußen bliebe.

So hörte ich nicht genau, was sie sagte, mir haftete nur in der Erinnerung, daß diese Wohnung eine Aushilfe sei, da sie bald zu ihren Eltern ziehen könnten. Der kleine Garten gehöre den Portiersleuten des Hauses, in dem ihre Eltern wohnten. Wenn nur diese alte Engländerin bald ausziehen wollte! Ihre Eltern — später hörte ich, daß der Vater der jungen Frau ein pensionierter General sei — hätten jeden Raum vermietet bis auf zwei Zimmer, um ihren Kindern das Studium zu ermöglichen. Diese Engländerin suche eine Art Zofe, sie sei kränklich und schwerfällig, sie könne nicht allein reisen.

Die Studentin war eine hübsche, lebhafte Frau, kaum älter als ich. Immer war es mir ein Gruß aus der alten Welt, wenn sie stehen blieb und mit mir sprach.

An demselben Abend noch machte ich alles mit den Schustersleuten ab. Ich konnte mein Kellerzimmer nicht schnell genug verlassen.

Das junge Ehepaar kam gleich zu mir und machte mir lachend einen nachbarlichen Besuch. Ich weiß nicht, woher ich die Laune dazu und den Mut nahm, wir befreundeten uns in ganz kurzer Zeit. Vielleicht war meine Kraft zum Leiden und Einsamsein überspannt gewesen. Ich ließ mich ein wenig gehen, nahm die guten Tage dankbar an.

Drei Wochen haben wir kameradschaftlich miteinander gelebt, und ich weiß noch wie heute, als dann ein plötzliches Ende kam.

Ich begoß die Blumenbeete und freute mich an dem Blitzen der Tropfen, da wurde ich angerufen. Als ich mich umsah, standen meine Freunde am Zaun und zwischen ihnen

Digitized by Google

ein Student, den ich in jener Zeit sehr gut gekannt hatte, als ich in der Strömung der Jungen und Begeisterten war, die für Deutschlands Reinigung und Aufbau arbeiteten. In langen Gesprächen waren wir uns sehr nahe gekommen, wie es junge Menschen tun, die ein gemeinsames ideales Ziel haben.

„Fräulein Brand!“ rief er froh überrascht. „Endlich! Wir haben viel nach Ihnen gefragt, geforscht! Was ist denn? Weshalb kommen Sie nicht mehr zur Universität? Studieren Sie nicht mehr?“ Lebhaft sprach er auf mich ein.

Mir schwindelte vor Scham und Furcht, am meisten aber vor Scham. Ich sah, wie die Gesichter meiner Freunde sich mir verschlossen. In meiner Verwirrung gab ich törichte Antworten, verstrickte mich nur noch tiefer, bis ich dann sah, daß auch mein alter Bekannter vorsichtig wurde, kühler. Was würde geschehen, wenn er noch eingehender forschte und erfuhr, daß ich auf einem Friedhof im Osten der Stadt begraben lag!

Ich packte hastig meine wenigen Sachen zusammen — mein Koffer stand bei den Schustersleuten — und verließ den Garten und die Stille.

Spät noch klingelte ich an Sonjas Tür. Ich mußte es ihr sagen, das schuldete ich ihr. Immer Sonja! Sie kam selbst heraus und öffnete. Sehr blaß war sie, so, als ob sie lange nicht geschlafen hätte. Stumm geleitete sie mich in ihr großes Zimmer, das ich niemals gesehen hatte.

Als ich mich umschaute, all das in mich aufnahm, was war, brach ich vollends zusammen. „Es kann ja nicht sein — es k a n n nicht sein!“ rief ich verzweifelt. „Du mußt mir etwas Gutes sagen, Sonja!“

Und gerade das konnte sie nicht.

Erst schwieg sie, ließ mich ausreden, erzählen, und dann gestand sie, sehr langsam, sehr vorsichtig, daß auch sie mir etwas zu berichten hätte. Zweimal wären in der letzten Zeit Männer in ihrem Büro gewesen und hätten sich nach Nadia Berischeff erkundigt. Es wäre ihr nicht möglich gewesen zu ergründen, ob es Freunde der Russin seien oder etwa Detektive, fast glaube sie, diese Nadia wäre in unangenehme Dinge verstrickt gewesen.

Und dann tat sie etwas, dessen ich sie für unfähig gehalten hatte, sie weinte. Sie zog mich an sich und weinte.

Wenn etwas sehr bedrohlich wird und wenn der andere die Fassung verliert, so schließt sich Abwehrendes in mir zusammen. „Laß nur, Sonja, laß, ich finde einen Weg,“ sagte ich schnell. Und schon während ich diese wenigen Worte sprach, stand deutlich vor meinen Augen, was ich tun wollte. Ich wollte zu jener Engländerin gehen, mich als Zofe, als Dienstmädchen vermieten. Alles, was sie wollte, nur mitnehmen sollte sie mich. Einzig der Gedanke erregte mich, ob sie vielleicht schon eine andere gewählt hatte.

Die ganze Nacht fand ich keine Ruhe. Ich saß in der Küche der Schustersleute, denn in meinem Zimmer schliefen die beiden Töchter. Das alte Sofa roch nach Schmutz und nach den Ausdünstungen der Speisen.

Jetzt erst, das war mir klar, begann das Leben der Nadia Berischeff. Alles war bisher nur ein Vorspiel gewesen. Jetzt erst stellte das Schicksal mich ganz allein auf den unbekannten Weg. Alles mußte aus eigener Kraft geschehen. Auch Sonja sollte nichts von meinem Plane erfahren.

Diese Nacht war lang und trostlos.

Als die Sonne aufging, kleidete ich mich sorgfältig an und ging hinaus. Die Entscheidung wartete. Es stimmte mich feierlich, die Angst wich. Draußen war eine klare Luft, gesättigt vom Morgentau und vom Atem der Bäume. Ich nahm mir vor, im Park von Treptow zu bleiben, bis ich die Engländerin aufsuchen konnte.

★

Was ich geahnt hatte, erfüllte sich. Es waren meine russischen Papiere, die mir den Weg öffneten. Man hatte es der Engländerin abgeschlagen, eine Deutsche mit hinüberzunehmen. Alles vollzog sich sehr schnell, es kam kein einziges Hindernis.

Die Frau gefiel mir nicht. Sie war eine mürrische, außerordentlich starke, fast unbewegliche Frau. Daß sie keinerlei Interesse an mir nahm, erleichterte mir vieles. Ihr lag nur daran, keine ihrer Bequemlichkeiten zu vermissen.

Wir reisten sobald als nur möglich ab nach London, Land und Meer eilten an mir vorüber. Tagsüber und oft auch während der Nacht mußte ich um sie sein. Doch es war eine Wohltat, in einem sauberen Bette zu schlafen und nie hungern zu müssen. Ich hatte jede Arbeit zu tun. Eine Zofe war ich nicht, ich war ein Dienstmädchen, das soviel wie nur möglich ausgenutzt wurde. Es machte mir große Mühe, mich zu verständigen, denn von der englischen Sprache verstand ich so gut wie nichts.

Wir wohnten in einem möblierten Hause nahe dem Sankt James-Park. Ganz engbrüstig war es, schmal wie ein Turm. An jedem Treppenabsatz lagen zwei Zimmer oder auch eins, unten im Keller war die Küche. Das Haus war gleich allen andern umher wie in ein ausgemauertes Loch hineingesetzt. Die Küchenfenster und die

Digitized by Google

Fenster meines Zimmers waren um Armeslänge von dieser düstern Mauer entfernt. Pahlivaa, mit deiner langgestreckten Front, den weitläufigen Gängen, dem Grün rings umher!

Im Gleichmaß der Tage legte sich allmählich meine Unruhe, die viele Arbeit ließ mir auch wenig Zeit zum Nachdenken. Was andere Mädchen vielleicht bedrückt und aufgebracht hätte, berührte mich kaum, ich fühlte mich geborgen.

Es war nicht leicht, die alte Frau zufriedenzustellen, doch es schien mir, daß sie meine Bemühungen bemerkte.

Als ich fast drei Monate bei ihr war, sagte sie mir, ich könnte an jedem Donnerstag nachmittag spazieren gehen oder die Stadt betrachten. Das war mir eine große Erleichterung, denn seit einigen Wochen regte sich Ungeduld in mir. Was sollte aus mir werden? Ganz andere Bilder hatte ich von meinem Leben gehabt! Dieses war ein Übergang!

Gleich am ersten freien Nachmittage ging ich in das Museum am Trafalgar Square, das jedermann unentgeltlich offen stand. Es war schön, über den hellen Platz zu schreiten, um den der Verkehr brandete. All die roten, hohen Omnibusse reihten sich dicht aneinander, daneben unzählige andere Wagen. Nahe dem Museum standen Fruchthändler. Die hohen Berge der Orangen, Äpfel und Bananen leuchteten in der Sonne. Gegen den blaßblauen Himmel flog ein Taubenschwarm. Ich füllte mich ganz mit den Schönheiten dieses Museums, und all das Schöne und Helle um mich her bestärkte mich in dem Beschlusse, meinem Leben eine andere Wendung zu geben.

Die Tür war noch verschlossen, als ich zurückkam. So wartete ich denn. Eine Stunde, zwei, drei Stunden. Die alte Dame fuhr bisweilen aus, sie mußte sich verspätet haben. Als es auf Mitternacht ging, wurde ich unruhig. Einen Schutzmann anzusprechen, wagte ich nicht; ich war nie ohne Sorge, man könnte eingehend nach mir forschen. Irgend etwas aber mußte geschehen. Ich klingelte an dem gegenüberliegenden Hause, in dem ich täglich das Brot holte. Ich wußte, die Bäckersleute wohnten dort. Man öffnete unwillig. Als ich erzählte, was mir geschehen sei, sagte die Frau, die Dame sei am Nachmittage mit Sack und Pack abgereist.

Mit einem Schlage wußte ich, was mich betroffen hatte. Die Engländerin war in der letzten Zeit mehrere Male in Verlegenheit gewesen, wenn sie etwas bezahlen sollte. Mir schuldete sie das Gehalt von drei Monaten. Und da drinnen stand mein Koffer. Die Bäckersfrau wollte mich wieder auf die Straße schieben, aber ich flehte sie an, mich nicht wegzuschicken. Da gestattete sie mir, im Flur zu bleiben. Sie holte mir einen Stuhl.

Mein Leben hatte nun wirklich eine andere Wendung genommen, ich fühlte es — bitter.

Es kostete unsägliche Mühe, meinen Koffer herauszubekommen. Meine Arbeitgeberin hatte Schulden gemacht. Die kleinen Leute, bei denen sie geborgt hatte, glaubten, ich könnte mit im Bunde sein, und legten die Hand auf mein Eigentum. Was ich an barem Geld besaß, war nicht genug, um auch nur für eine kurze Zeit davon leben zu können. Dennoch nahm ich mir ein kleines Zimmer. Meine Ernährung konnte ich auf das äußerste einschränken. Eine Unterkunft mußte ich haben. Es wäre naheliegend gewesen, mir eine andere Stellung als Dienstmädchen zu suchen, doch dagegen sträubte sich alles in mir. Ich hatte beschlossen, zu kämpfen, weiterzukommen; ein Unterkriechen kam mir wie eine Sünde gegen mich selbst vor, wie etwas, das mich verdarb.

★

Ich ging in der Stadt umher und suchte eine Beschäftigung. Zu einer Zeit, da die Arbeitslosigkeit wuchs. Morgens kaufte ich mir eine Zeitung oder ich lieh sie mir aus, sah die Nachfragen durch, und dann begann die vergebliche Wanderung. Meine Erfolglosigkeit bedrückte mich recht bald, denn sie durfte nicht länger dauern, als ich mein Zimmer bezahlen konnte.

Vor allem, was mit einer Behörde zusammenhängen konnte, schreckte mich zurück. Öffentlichen Arbeitsnachweis durfte ich nicht in Anspruch nehmen, überhaupt nichts, wodurch irgendeine Nachfrage entstehen konnte. Hin und wieder ließ man mich in einem Restaurant aufwaschen oder putzen. An diesen Tagen litt ich keine Not.

Sehr bald schon schuldete ich meinen Hausleuten die Miete. Sie drängten nicht, zumal der Mann, ein Werftarbeiter, war sehr gutmütig, doch gerade das machte mir die Schuld noch fühlbarer.

Eines Tages hatte ich den Weg verfehlt und stand auf der Londoner Brücke — und hierhin kam mein Schicksal.

Müde und doch voll innerer Anteilnahme blickte ich auf den Strom hinab, auf sein Leben. Ein großes Schiff fuhr in den gelben Mittagsnebel hinein. Es hatte hohe Segel aufgesetzt und wollte wohl weit in die Welt hinaus. „Stens Schiff," sagte ich leise. Ich stützte meinen Kopf in die Hand und wartete, bis die letzten matten Umrisse des Seglers verschwunden waren.

Digitized by Google

Dann blickte ich zu der Seite hin, an der die alten Speicher standen, diese Speicherhäuser mit den eisernen Armen. In dem gelben Nebel war alles fern, unwirklich, abenteuerlich. Über die Speicher hinweg die verschwindenden Umrisse von Häusern, Türmen, Giebeln, eingetaucht in stolze und blutige Erinnerungen. Und vor diesem im Nebel und Altershauch zergehenden Bilde ein kralles, amerikanisches, weißes Gebäude, ein mächtiger Würfel; hoch, kühl, scharfkantig. Die neue Zeit. Als Eckstein an der Brücke.

Ich sah fort, in die Weite. Ganz hinten, ein Riesennetzwerk, hing die Towerbrücke. Die Maschen wurden auseinandergezogen, in den verhüllenden Dunst gehoben; ein großes Schiff schwebte herbei, glitt in das helldunkle lebendige Fluten des Stromes, kam näher, ward fester, größer —

‚Wie lange mag ich hier schon stehen?' dachte ich staunend. Zugleich fühlte ich Hunger. Zögernd ging ich weiter. — Wohin? Ja, wohin? Ich nahm meinen kleinen Hut ab und lockerte mein Haar. Das erfrischte mich.

Am Brückenrande lehnte ein alter Mann mit einem kleinen schmutzigen Jungen. Sie fütterten die Möwen. Diese Möwen! Wie sie sich schwingen, wie sie gleiten, zitternd in der Luft stehen, das Brot im Fluge auffangen! Knarrende, kleine Schreie stoßen sie aus, die hungrigen Möwen.

Ich sah das Brot, blieb neben dem alten Manne stehen. Nun war ich auch mitten in dem weißen Schwingen und Locken. Manche Krume fiel auf den Boden. Die Hände des alten Mannes zitterten, ganz alte, rote Hände, schmutzige, mit dicken Adern. Und doch nahm ich heimlich einen Brocken. Ich bückte mich und half dem kleinen Jungen.

Wir kamen in ein Gespräch. Es waren nur abgerissene Worte. „Von hier sind Sie nicht," sagte der alte Mann.

„Nein, aus Rußland."

„Sieh, sieh," er wendete mir sein durchfurchtes und schlaffes Gesicht zu, „bei uns da — da gibt es viele Russen — aus Galizien und Polen."

„So?" Ich sah auf die Hände, die das Brot hielten.

„Aus Galizien und Polen," wiederholte der Mann, „die verstehen Sie vielleicht."

„Das würde mir nicht viel nützen, ich habe die russische Sprache fast vergessen."

„Dann sind Sie lange fort?"

„Ja," ich raffte mich auf. „Sagen Sie mal, vielleicht wissen Sie zufällig eine Arbeit für mich?" Ich lächelte ein wenig in meiner übermäßigen inneren Spannung.

„Eine Arbeit? Das ist nicht leicht —"

„Ich weiß —"

„Wir haben hier nämlich selbst nicht Arbeit genug für unsere Leute."

„So? Aber schließlich — ich muß eine Arbeit haben."

Ganz langsam setzte sich der Mann in Bewegung, er kraspelte schwerfällig über die Brücke. „Was können Sie denn?"

„Können? Vielleicht kann ich nicht gerade viel. Ich habe früher nur aus Büchern gelernt," sagte ich ohne jeden Nachgedanken, „doch nicht so, daß ich Geld damit verdienen könnte. Und dann die Sprache — ich fange erst eben an."

Während ich müde erzählte, wackelte der Mann mißbilligend mit dem Kopfe. „Dann sind Sie wohl von den Gebildeten?"

„Ach — gebildet? Nein." Mir war sehr elend.

Die alten, glasigen Augen wurden ganz ausdrucksvoll. „Ja, was sind Sie denn?"

Er sprach weiter, doch ich verstand es nicht. Mechanisch setzte ich einen Fuß vor den andern.

Dann hörte ich: „Das ist mein Enkel." Der Alte tappte nach ihm hin. Er fummelte in seinen Taschen herum, als suchte er etwas.

Wir trödelten in die Straße hinein, dicht an den Häusern entlang. Sie bogen rechts ab. Da waren die riesigen Hallen der Fischhändler. Ein schwerer Brodem stand in der absinkenden Straße; das beengte mich. Ich strich über mein Gesicht, das ganz weiß wurde, und lehnte mich gegen eine Mauer. Der Alte fingerte wieder in seinen Taschen herum. Er zog ein kleines Päckchen heraus. „Hier, das ist Schokolade. Eigentlich für Bill."

Ich löste es mit zitternden Fingern. Der Alte betrachtete mich mit Augen, die aussahen, als hätte man sie nach unten hin lang heruntergezogen. Sie waren ganz aufmerksam. „Sie — Sie haben etwas zu verkaufen? Kleider, Wäsche?"

„Nein, nicht." Mir war viel wohler. „Ich möchte so lange wie möglich anständig aussehen. Schließlich werde ich ja Arbeit bekommen."

„Na — etwas, einige getragene Sachen werden schon übrig sein — ich kaufe es — zu gutem Preis, reell."

„Haben Sie eine Althandlung?"

„Hatte — jetzt gehört das Geschäft meiner ältesten Tochter. Wo wohnen Sie und wie heißen Sie? Ich komme selbst," sagte der Alte.

„Nein, das ist nicht nötig."

„Nun, dann kommen Sie vielleicht zu uns." Wieder kramte er in seiner Tasche herum. „Das hier ist die Adresse." Es war

Digitized by Google

Digitized by Google

ein schmutziges Papierkärtchen mit Maschinenschrift darauf. „Aber wirklich kommen, nicht wahr? Und wer weiß, vielleicht gibt es auch Arbeit, ich will mich umhören."

Ich berührte seinen Arm. „Wollen Sie das für mich tun?" Ich konnte es kaum fassen.

„Gewiß, ja," sagte er fast ärgerlich, „wann kommen Sie denn?"

„Vielleicht morgen vormittag?"

„Um elf, zwölf Uhr, dann bin ich bei meiner Tochter."

★

Am andern Tage war eine milchige, sonnendurchschienene Luft. Weich wie unter einer Schicht von Perlmutter zogen sich die Straßenzeilen dahin, breiteten winterliche Bäume ihr zartes Geäst.

Zwischen zwei aufdringlichen, überfüllten Läden hindurch ging ich in eine überaus enge Gasse. Ich mußte mein Bündel fest an mich drücken, um die Menschen nicht zu belästigen. Dann kamen einige Stufen, und ich stand in einer Straße, die rechts und links genau dieselben schwarzbraunen Häuser hatte. Ein Keller, zwei Stockwerke, das Dach. Kein Baum, keine Pflanze, keine Farbe. Drei, vier, fünf Straßen — weiter, immer weiter — dasselbe Bild, dieselben Menschen, derselbe schwere, schlechte Geruch.

Am Eckhause vor einem Kleiderladen war ein schmutzbezogenes Schild: „Der Kopf der Schneider" stand darauf. Ein Mann hielt seinen Kopf in der Hand. Der Ladenbesitzer stand dicht neben seiner Auslage und sah mich dreist an. Ich ging auf ihn zu und fragte nach dem alten Daniel, denn in dieser Straße mußte der Mann von der Brücke wohnen. „Oh, das ist der Schwiegervater des Baruch Joel, schräg über die Straße."

Also das! Ein seidenes Kleid baumelte über der Tür. Man hatte mich wohl erwartet, ein junges, schlampiges Mädchen kam mir entgegen und führte mich durch den engen, vollgestopften Laden in einen winzigen Hofraum. Da saß der Alte und verlas Lumpen. Seine zittrigen Hände zerrten an einem verfilzten Bündel.

„Großvater, hier ist sie!" Das Mädchen steckte Konfekt zwischen ihre gefärbten Lippen.

„Sieh an, das ist recht," sagte Daniel und stand auf. Er schob einen Haufen übelriechender Lappen beiseite. „Hier ist Platz für die Sachen."

Ich öffnete mein Tuch. Es waren sehr gute leinene Wäschestücke darin und ein wollenes Kleid. Der Alte betrachtete es mit hochgezogener Stirn. „Das muß meine Tochter Estella ansehen," sagte er gedehnt. „Ja, geh und hole deine Mutter."

Das Mädchen kam lächelnd näher. „Nichts Seidenes und kein Schmuck?" fragte sie, sie rührte mit einem Finger in den Leinensachen herum. Das Gesicht, das sich vorwärts beugte, war gepudert und geschminkt. Ein starker süßlicher Geruch ging von ihr aus. Der Alte hatte den Kopf schief gelegt und betrachtete sie.

Eine kräftige, noch jung aussehende Frau kam aus der Hintertür des Ladens, der auf den Hof mündete. „Also das sind die alten Sachen?" sagte sie knapp, fast höhnisch. Nur einen kurzen Blick warf sie hin. „Sind hier schlecht zu verkaufen!" Sie ging fort. Ich wollte alles zusammenpacken, doch der Alte hielt meine Hand fest.

Mir kam der Einfall: du willst ihm zeigen, wie du arbeiten kannst. Ich zog eines meiner Nachthemden über, die ich mit in die Slums gebracht hatte, und half ihm. Das Mädchen stand in der Tür und kicherte.

„Haben Sie Arbeit für mich gefunden?" fragte ich.

„Ja, das ist so eine Sache," sagte Daniel, sein Gesicht kraus zusammenziehend. „Mit der Estella, das ist nichts. Recht hat sie. Was man selbst tun kann, soll man nicht andern geben, doch da ist meine Tochter Yasmin. Sie ist Geflügelhändlerin." Er sprach langsam und abgerissen, wie abgelenkt von der Arbeit. „Gesprochen habe ich mit ihr, ich kann mal mit Ihnen zu ihr hingehen. Sie wohnt eine Straße weiter. Ein gutes Geschäft. Und ein guter Mann — Yasmins Mann. Er arbeitet bei einem Möbelhändler. Sechs Kinder haben sie, sechs kleine Kinder. Nun, wie denken Sie?"

Ich sah vor mich hin, Ekel stieg in mir auf. „Es kommt darauf an, wieviel ich verdiene," sagte ich eintönig.

„Was?" Der Alte riß die Stirn in die Höhe. „Verdienen?" Ich nickte nur. „Ist das nicht genug, wenn Sie Ihr gutes Essen haben?"

„Ich muß auch wohnen."

„Wohnen! Wo sechs schlafen, können auch sieben schlafen."

„Nein, das nicht." Es war zu viel.

„Gut, dann nicht." Wir arbeiteten schweigend weiter. Ein Mann erschien in der Haustür.

„Hier sind Sachen zu verkaufen," sagte der alte Daniel. Unwirsch wühlte Baruch Joel darin herum. „Kannst sie in Ruhe ansehen," sagte Daniel, „sie gehören diesem Mädchen hier; wir gehen jetzt zu Goldmans hinüber." Baruch betrachtete mich scharf und mißtrauisch. Ich stand abseits.

Digitized by Google

Wir gingen auf die Straße. Wie betäubt war ich, als wir durch das rohe und niedrige Stück Leben hindurchschritten. —

Vor einer Geflügelhandlung blieb der Alte stehen. Es war ein offener, dunkler Raum in einem niedrigen Hause. Rotes Gaslicht hellte ihn ein wenig auf. Mehrere Kinder liefen auf Daniel zu, sie schrien vor Vergnügen. Dann wackelte eine junge, sehr starke Frau heran — ihr fettes Gesicht leuchtete.

„Ach da kommst du mit dem Mädchen," sagte sie, mich mit schnellem Blicke prüfend — „ja, Fräulein, wollen Sie Geflügel rupfen und Federn sortieren — da nebenan —" sie wies auf ein anderes, dunkles Loch, „dann können Sie morgen anfangen. Die Alte sieht nicht recht."

Eine gebrechliche Frau, die über die Arbeit gebückt saß, hob ihre müden Augen. „Natürlich, Frau Brown bleibt," sagte Yasmin Goldman begütigend.

Ich spürte sogleich die Verschiedenheit von ihrer Schwester. Das half mir. Ich nahm mir vor, meinen Fuß auf die erste, unterste Stufe zu setzen, doch mir war jämmerlich zumute.

„Gewiß, das ist eine Arbeit, die ich gern übernehme. Und was bekomme ich als Entgelt?" fügte ich zögernd hinzu.

„Essen und Trinken," sagte Daniel und stampfte mit seinem Stocke auf.

Seine Tochter lachte. „Das wollen wir nach ein paar Tagen sehen."

„Essen und Trinken," wiederholte der Alte hartnäckig.

„Ja gewiß, das sicher." Yasmin nickte gutmütig. Sie ging in ihre Höhle und kam mit einer gefüllten Teekanne und Tassen zurück. Sie und ihre Kinder, ihr Vater und ich standen beisammen, auch die Alte kam herangeschlichen. Das größte Mädchen holte Gebäck. Es war Gelächter und lässiges Genießen um Yasmin Goldman.

Erst im Dämmerlichte kehrten wir zu Estella Joel zurück. Als ich mich im halbdunklen Laden umsah, knurrte Baruch: „Die Sachen sind unbrauchbar."

„Das Fräulein arbeitet für Yasmin," näselte der Alte. Es war Schadenfreude darin.

„Dann wollen Sie wohl nicht mehr verkaufen?" sagte die helle Stimme des Mädchens.

„Eigentlich — doch," ich dachte an meine Schulden, „ich bin auch ohne Wohnung — nur noch für diese eine Nacht —"

„Ausgezeichnet!" rief ein magerer kleiner Mann, den ich jetzt erst bemerkte. „Dann wohnen Sie also bei mir!" Die ganze Familie lachte. Der Mann kam näher, er war gelähmt und offenbar krank. Ich sah ihm ins Gesicht, auch er lachte.

„Hühner rupfen? Nein, das hast du wirklich nicht nötig, Kindchen. Etwas anderes würde ich rupfen!" Das schlampige Mädchen lachte kreischend.

Ich war in einem Zustande grausiger Angst. Noch fühle ich alles, sehe diese Menschen. Mich anklammernd an irgend etwas, das hinter mir stand, sah ich sie der Reihe nach an, langsam, wie Tiere, die ich durch meinen Blick fernhalten mußte. Sie lachten, daß sie fast erstickten. Nur der alte Daniel schüttelte den Kopf, sein Gesicht blieb ernst.

Ein paarmal wollte ich losfahren. Sie hatten mich gestellt, und ich war verwundet. Doch ich stieß es hinab. Ich mußte die Arbeit haben, durfte diese Menschen nicht gegen mich aufbringen. „Sieh sie dir nur ja an, Isa!" rief die Mutter krächzend. Da riß ich mich los und rannte davon. Auf der Straße faßte ich mich wieder. ‚Du hast ja Arbeit gefunden,' sagte ich mir. Dann ging ein Gedanke durch mich hin, wie ein Schnitt. Konnte nicht auch das Hohn sein? Hatte auch diese lachende Yasmin Goldman mich zum besten gehabt?

Ohne langes Besinnen ging ich zu ihr hin. Sie stand noch auf der Straße und schwatzte. Als sie mich kommen sah, rief sie: „Morgen früh um sieben Uhr!"

„Kann ich hier schlafen?" fragte ich, denn ich hatte das Gefühl, ich müßte alles ganz sicher machen; die Arbeit durfte mir nicht entgehen.

„Ja — weshalb nicht?" erwiderte die Frau zögernd. „Bei den Kindern, das geht."

Später wurde es mir dann klar, daß ich ihr damit einen großen Dienst erwies, denn ich mußte in der Nacht die Kinder besorgen.

★

Dieses alles, dieser Anfang da unten hat sich mir tief eingeprägt, und selbst heute noch kann ich träumen, ich säße wieder in der übelriechenden Höhle unter dem Gaslicht, rupfte Hühner und sortierte Federn.

Die Hauptverbindung zwischen der schmutzstarrenden Gasse, an der wir wohnten, und der Welt da draußen, war der Fuhrwerksbesitzer Jim Marden. An jedem Morgen in aller Frühe schwang er seine Glocke. Mit den rauhen, eintönig melancholischen Lauten des Londoner Straßenhändlers rief er das buntscheckige Slumvolk herbei, die ungewaschenen Frauen, finstere Männergestalten und zottelige Kinder. Ein steinalter Mann, der seine Lumpen mit Bindfäden an den Körper wickelte, erhielt regelmäßig eine Zeitung. Sie nannten ihn den Politiker.

Digitized by Google

Jim Marden brachte und holte allerlei Dinge. Er blieb unbeweglich auf seinem niedrigen Eselskarren sitzen, alle im Auge behaltend. Dabei scherzte er mit den Leuten. Sie hatten ihn offenbar gern. Er war ein Kriegsinvalide und Sohn einer Frau, die sich aus den Slums herausgearbeitet hatte. Yasmin Goldman erzählte mir, sie hätte, wenige Türen von ihr entfernt, gewohnt, jetzt wäre sie die Besitzerin einer kleinen Wäscherei.

Oft richteten sich alle meine Gedanken auf ihn; die Vorstellung, seine Mutter könnte mich vielleicht beschäftigen, war damals das Höchste, was mir vorschwebte. Und was hatte ich vom Leben erwartet!

Das Abstoßende in den Slums waren für mich der Schmutz und der üble Geruch. Alles war davon durchfeucht. So sehr ich mich bemühte, ihn von mir fernzuhalten, von meinem Körper wenigstens, es war unmöglich. Schlief ich doch in einem kleinen Raume mit sechs unsaubern Kindern. Nach nichts verlangte mich so sehr wie nach Mitteln zur Reinigung. In dem winzigen Hofe war eine Wasserleitung. Jeden Morgen und Abend stand ich da und wusch mich, und oft genug während des Tages. Ich hatte mein Haar ganz kurz geschnitten, so daß ich das Wasser über den Kopf laufen lassen konnte. Das zog mir die Spöttereien der ganzen Umgebung zu. Meine Reinlichkeit gehörte zu den Dingen, die diese Menschen feindlich gegen mich stimmten. „Waschbär!" riefen sie mir zu. Doch es trug mir etwas Gutes ein. Jim Marden warf mir eines Tages ein großes Laken zu, das seine Mutter beim Plätten versengt hatte. Man hatte es ihm nicht abgenommen. „Damit kannst du dich abtrocknen," rief er, und die Zuschauer lachten. Ich aber hatte etwas, in das ich mich in der Nacht ganz und gar einwickelte.

Mehr noch, als meinen offensichtlichen Wunsch, mich sauber zu halten, verargten mir diese Menschen, daß ich mich niemals in ihre Gespräche mischte und mich vor allem von ihren Vergnügen und von ihren Zaubereien fernhielt. Bisweilen hatte ich das Gefühl, als zöge sich das Übelwollen immer fester um mich zusammen. Auch Yasmin Goldman schien darum zu wissen, doch sie sprach nicht darüber, sie zerstreute in ihrer gutherzigen, leichten Art alles Unliebsame. Sie und ihr Vater hatten hin und wieder Freundlichkeiten für mich, doch ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihnen näher zu kommen. Ich war wie gebannt im Ekel. Dieser unablässige Ekel vor meiner ganzen Umgebung und meine wirklich feste Gesundheit sind mein Halt gewesen. —

Der alte Daniel brachte mir sogar bisweilen ein Buch, denn er bestand darauf, ich sei eine Gebildete. Eines Tages, als ich gerade tief niedergeschlagen war, kam er mit einem verlesenen, altersbraunen Bändchen. Es war „Maria Stuart" in deutscher Sprache — Schillersche Verse! Mit einer wahren Gier, eine Verdurstende, las ich darin. Ich blätterte, suchte die eine Stelle — und dann hatte ich sie: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte — wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte —" Die Tränen strömten mir übers Gesicht — ja, grüßt mir, grüßt mir mein Heimatland!

Nie in meinem Leben habe ich geweint wie an jenem Tage, und niemals, so hoffe ich zu Gott, werde ich wieder so qualvoll weinen.

Ich preßte das kleine, verlesene Buch an mich, dann tappte ich zu meinem Koffer hin und legte es hinein. Es war mein heimlicher Schatz. Und wie das Leben nun einmal für mich geworden war: Schillers schwingende Verse lagen neben jenem andern Schatze, dem Gelde, das mir Yasmin Goldman nach den ersten drei Monaten gab. Es sollte mir aus dem Gefangensein im Schmutze heraushelfen.

★

In dem Sommer dieses Jahres — ich sah den Wechsel der Jahreszeiten kaum — lebten wir fast ganz auf der Straße. Die Abfälle faulten neben uns.

Jeden Tag kam ein vierschrötiger, roh aussehender Bursche vorüber, der mir irgend etwas zurief. Ich hütete mich, ihn zu kränken, denn ich wollte und mußte meine Stellung noch mehrere Monate behalten. Mehr noch hütete ich mich, ihm zu begegnen. Doch er drängte sich immer näher zu mir hin. Daß ich ihn immer wieder zurückwies, wenn auch auf eine Art, die nicht verletzen sollte, versetzte ihn in eine grimmige Erregung. Doch auch Yasmin Goldman mochte ihn nicht. Als er sich eines Tages neben ihr her in das Haus hineindrängen wollte, stieß sie ihn so heftig zurück, daß er stolperte und fiel. Fluchend ging er davon. Spät am Abende kam er zurück. Am Nachmittage schon war er betrunken gewesen, jetzt tobte er. Yasmins Mann ging hinaus, um ihn wegzuschicken. Andre mischten sich hinein. Ich habe nicht gesehen, was sich zutrug, irgend jemand hat den Burschen schließlich überwunden.

Dem andern Tage sah ich mit Furcht entgegen, doch nichts ereignete sich. Zwei, drei Wochen vergingen, ich wurde schließlich ganz ruhig. Und doch sollte ich diesen Burschen wiedersehen! —

Es war am letzten Tage des Jahres. Ich

Digitized by Google

hatte gehofft, die Slums viel früher verlassen zu können, doch Yasmin hatte mir längere Zeit keinen Lohn gegeben. Fast glaube ich, sie wollte mich damit halten. Am Silvesterabend kam sie zu mir, forderte mich auf, mit ihnen und einigen Nachbarn zur Sankt Pauls-Kathedrale zu gehen, um das alte Jahr zu verabschieden. Um zwölf Uhr würde dann das neue eingeläutet. Ich wollte sie nicht kränken. Gerade an diesem Tage hatte sie mir eine kleine Zahlung gemacht. Zudem, das Läuten der Glocken wollte auch ich hören.

Um die Sankt Pauls-Kathedrale brodelte eine dunkle Menge. Die mächtige Kirche, schwer und schwarz, verhüllte ihre Formen im Nebel. Ein feiner Regen ging nieder, er stäubte um die roten, lustigen Gesichter.

Ich wurde fest gegen ein Gitter gepreßt, das den Vorhof der Kirche umgrenzt. Neben mir stand Yasmin Goldman, die Süßigkeiten aus ihrer Tasche aß. Ich sah in die Menge hinein. Dicht um mich her waren die Bewohner aus den Slums und aus all den verborgenen, dunklen Adern Londons. Dazwischen die tanzenden und trinkenden Schotten, denen von alters her dieser Abend gehört. Vorwärts und rückwärts schwangen sie sich mit ihren Frauen und Mädchen, oder man umfaßte sich zu dreien, vieren und drehte sich wüst im Kreise. Dazu spielte der Dudelsack oder die Ziehharmonika. Bunten Papierputz trugen die Menschen. Sie boten sich gegenseitig ihre Branntweinflaschen an, und was geleert war, warfen sie auf den Boden. Sie brannten billiges Feuerwerk ab und starrten mit glänzenden Augen hinein.

Der leise Regen drang in die Kleider, der Schmutz auf der Straße wurde zähe und schwarz. Doch die Menschen freuten sich. Auf was? Oben im Dunkel regte sich eine tiefe Glockenstimme. Mitternacht. Hörten es diese Menschen? Sie johlten, lachten, tranken.

„Nadia ist an der Reihe," sagte eine rohe Stimme dicht vor mir. Es war der Bursche aus den Slums. Er hielt mir seine Branntweinflasche an den Mund. Ohne Besinnen schlug ich sie weg. Eine Flut häßlicher Worte kam über mich. Yasmin Goldman wehrte mit beiden Händen. „Laßt doch, laßt sie doch, sie ist nun mal so." Doch der Bursche blieb stehen und beschimpfte mich.

Ich konnte mich nicht rühren. Wie an einem Schandpfahl stand ich. Lange noch warf man mir höhnende Worte zu.

Mir wurde ganz kalt ums Herz. Nicht vor Scham, nicht aus Furcht; es war Verachtung.

Ganz ruhig sah ich in diese wüsten Gesichter hinein. Das letzte Tier auf Pahlivaa war mir näher. ‚Euch da,' so dachte ich, ‚kann man umschichten, so oft man will — ihr seid dieselben und bleibt dieselben: der Mob von Rom und Jerusalem.'

*

Am andern Morgen ging ich zu Yasmin Goldman und bat sie, mir den rückständigen Lohn auszubezahlen, ich wolle mir eine andre Stellung suchen.

Sie hatte sich das wohl selbst gedacht. In aller Ruhe, mit einer gewissen Freundlichkeit, sagte sie zu mir, es wäre ihr ganz unmöglich, gerade jetzt, zu Beginn des Jahres, könnte sie mir nichts geben. Doch sie hatte einen Vorschlag: ob ich ihre Geflügelfarm in Ordnung bringen wollte? Vier Wochen würde es vielleicht in Anspruch nehmen, mehr nicht. Dann wolle sie die Sache da draußen verkaufen. Doch erst einmal müßte die Farm anders aussehen.

Im ganzen kam mir dieser Vorschlag gelegen, doch ich war hart genug geworden, um zu wissen, daß ich nicht von guten Vorschlägen und Worten leben konnte. Nach zähem Hin- und Herreden setzten wir einen Preis für diesen Monat fest, und Yasmin Goldman mußte sich entschließen, die Hälfte ihrer Schuld sofort zu bezahlen.

Schwer war mir nur, daß ich an jedem Abend in die Slums zurückkehren und einige Stunden am Morgen dort arbeiten mußte.

Im Laufe dieses Nachmittages nun machte sich Frau Goldman frei. Sie fuhr mit mir hinaus, um alles zu besichtigen und mit mir zu besprechen. Wir saßen in einem der großen roten Omnibusse, die weit ins Land hineinfahren. So sehr ich mich danach gesehnt hatte, dieses Land vor den Toren Londons zu sehen, von dem ich früher einmal gelesen hatte, es sei anmutig: ich blickte kaum auf. Erst wollte ich rein sein von allem, was mit den Slums zusammenhing.

Die Geflügelfarm war nicht weit von einer Haltestelle des Omnibusses entfernt. Und nun, als wir ausstiegen, mußte ich doch schnell umherschauen und tief, tief Atem holen.

Über eine ansteigende Rasenfläche gingen wir auf ein erbärmliches Bretterhaus zu, um das herum noch einige Hühner scharrten. Alles war unglaublich vernachlässigt. Sollte das da einen guten Eindruck machen, so brauchte ich ganz gewiß einen vollen Monat. Yasmin Goldman lamentierte laut, aber sie hatte dennoch das naive Vertrauen, ich würde es schon recht machen. Sie zeigte mir die Gerätekammer und fuhr bald davon.

Ich aber dachte nicht daran, mich heute den ersten, gottgeschenkten Abend über eine

Digitized by Google

Arbeit zu beugen. Ich ließ alles liegen, wie es war, und ging in das Land hinein.

Leib und Seele badete ich in dieser Luft. Sie roch fruchtbar, erdig, ganz anders als bei uns daheim im Winter, wo im Januar und lange Monate noch alles unter einer dicken Schneedecke lag. Hier gab es Grün und hier gab es Wiesen!

Wie der Friede selbst, so lagen die kleinen Häuser am Wege, meist im Schutze großer, in das fahle Dämmerlicht hineinwachsender Bäume. Diese umrankten Türeingänge und Fenster, die schmalen Gartenwege, die künstlich zurechtgestutzten Buchsbaumverzierungen, die farbig umhauchten Lampen hinter den Fenstern, das war fremd für mich und reizvoll.

Die zufriedenen Menschen — diese zufriedenen Menschen! Kaum konnte ich es fassen! —

Von jetzt ab hatte ich an jedem Nachmittage meine gesegnete Arbeit auf dem Lande. Gewiß, auch sie war schmutzig und eintönig, doch ich war allein. Langsam wuchs etwas in mir, was der Freude verwandt war. —

Am Horizonte stand in dem immer bleichen, meistens verschleierten Himmel ein großer, roter Würfel, eine Fabrik, in der fast jeden Tag die Lichter brannten. Ein schmaler, festgetretener Weg führte zu ihr hin, er überquerte das unbebaute, etwas wilde Gelände, in dem die kleine Farm lag.

Gegen Abend kamen eine Anzahl Arbeiter diesen Pfad hinunter, gesund aussehende Menschen. Unter ihnen war ein Vater mit seinem Sohne, die mir besonders auffielen. Sie hatten gut geschnittene Köpfe und waren sauber gekleidet. So sehr stachen diese beiden und alle jene Arbeiter von den Erscheinungen der Slums ab, daß ich sie immer wieder betrachten mußte.

Vielleicht war es ihnen aufgefallen, vielleicht aber hatten auch sie ein freundliches Empfinden für mich — jedenfalls grüßten wir uns bald und sprachen auch gelegentlich miteinander.

Vater und Sohn hatten eine kluge, freie Art, die sie umgebenden Dinge und Geschehnisse in sich aufzunehmen, ein starkes, politisches Interesse und Sinn für das Wirkliche und Notwendige.

Zum ersten Male seit langer Zeit konnte sich mein Geist regen und üben, und wenn es in unseren Debatten am Zaune auch nicht gerade lebhaft zuging und wenn sie auch nur eine kurze Zeit in Anspruch nehmen durften, sie sandten doch helle, kleine Pfeile in mich hinein und lenkten mich von dem trübseligen Bohren in meinem Schicksale ab.

An einem Samstagmittag — tags zuvor hatten wir eine fröhlich ausgetragene Meinungsverschiedenheit gehabt — kamen sie mit einer kleinen Gabe, die mich wahrhaft rührte. Sie brachten mir jeder eine Topfblume. Es waren gute, straffe Ableger von einer Fuchsie, die, so erzählten sie mir, fast zu einem Baume geworden war. Ich hatte mir in der Hütte einen primitiven Fensterplatz eingerichtet, da wurden nun auch die Fuchsien aufgestellt; ich pflegte sie mit Freuden.

Leider war das Wetter meistens schlecht, und wenn der Nebel in der Stadt auch schwerer war, hier draußen war er unangenehm genug und mir besonders feindlich, da ich die Zeit dann nicht genügend ausnützen konnte. So sah ich denn auch eines Tages ziemlich ärgerlich in den sich immer dichter ballenden Nebel. Aber immerhin, hier war ich! Also arbeiten. Einmal, als ich mich umwandte, schien es mir, als hätte ich einen ganz matten Lichtschimmer in der Hütte gesehen, doch es mußte eine Täuschung sein, vielleicht ein Mann, der quer durch das Gelände ging und seine Pfeife in Brand setzte.

So gut es mir möglich war, wendete ich den zähen Boden um, doch schließlich sah ich ein, ich mußte aufhören. Langsam schlenderte ich auf die Hütte zu. Doch als ich die Hand auf das Schloß legte, kam eine ungewisse, hastige Angst über mich. Ich schämte mich ihrer, öffnete die Tür. In demselben Augenblick griff eine derbe Hand nach meinem Arm. Mit verzweifelter Kraft riß ich mich los; ich fühlte, wie der Ärmel in Fetzen hing.

Das konnte nur der eine sein, der Mann aus den Slums. Das abstoßende, tierische Gesicht, die klumpigen Hände! Ich sah ihn nicht, doch ich fühlte ihn, nah, grausig nah! Entsetzen überkam mich mit solcher Gewalt, daß ich ein zweites Mal vermochte, mich loszureißen. Ein wütendes Stöhnen antwortete, ein Fluch. Der Mann mußte ausgeglitten sein — über den Spaten gestolpert, den ich hingeworfen hatte.

Besser mit der Umgebung vertraut als er, gewann ich das Freie. Wie eine Wahnsinnige rannte ich dahin, doch hinter mir hörte ich Keuchen und Schnaufen. Lieber hätte ich mich von einem wilden Tiere zerreißen lassen, als in diese Menschenhände fallen.

Mit einem Satze war ich im Graben, schmiegte mich fest, bewegungslos in die Furche. Der Nebel, er mußte schützen!

Ich wußte, ich mußte aufstehen, die Haltestelle des Omnibusses erreichen; ich konnte es nicht. Er fuhr vorüber, in den Nebel hinein. Meine winkende Hand konnte nie-

Digitized by Google

mand sehen, meine matte Stimme niemand hören. Nun wußte ich es, es dauerte fast eine halbe Stunde, bis wieder Hilfe kam.

Langsam kroch ich hervor, zitternd vor Angst und Schwäche. Dennoch riß ich mich zusammen und eilte davon. Nicht in der Richtung zur Stadt hin, sondern tiefer ins Land hinein, zu der weit zurückliegenden letzten Haltestelle. Ich wußte, da war ein Wirtshaus, etliche Villen, Licht. Den Weg konnte ich nicht verfehlen, wenn ich nur vorsichtig, von Baum zu Baum, vorwärts lief.

Ganz erschöpft erreichte ich die kleine Unterkunftstelle des Halteplatzes. Ich setzte mich in die dunkelste Ecke und schloß die Augen. Hin und wieder strich ich an mir hinunter — ich war ja schmutzig, hatte im Straßengraben gelegen — war zerrissen — die Hand blutete — dann kam eine Betäubung über mich. Ich hörte Lärm, so, als ob man auf große Pauken schlüge. Doch ich konnte mich nicht wehren. — —

Es muß ein ohnmachtähnlicher und langer Schlaf gewesen sein. Ich erwachte davon, daß jemand nahe neben mir sagte: „Nun wird es aber Zeit, Sie verpassen sonst noch den letzten Omnibus.“ Es war ein Beamter, der gutmütig lachend auf meine Schulter klopfte.

Sogleich erhob ich mich, dankte, und dann stand alles wieder klar vor mir.

Was nun in mir erwachte, ja, was mit Gewalt in mir hervorbrach, das war nicht Angst, noch Mitleid mit mir selbst oder irgendeine Art jämmerliche Klage; das war Zorn, Zorn und Haß.

Den Weg, den wir fuhren, beachtete ich nicht. Es ging immer weiter, durch Vororte in Straßen hinein, die ich nie gesehen hatte. Als es irgendwo hell erleuchtet war, wollte ich aussteigen, doch ich besann mich. Waren meine Kleider nicht beschmutzt und zerrissen? Ein Schutzmann hätte mich aufgegriffen! So lehnte ich mich zurück, verbiß mich in meinen grausamen Zorn und wartete. Einmal mußte ja eine Stelle kommen, an der auch ich Aussätzige aussteigen durfte.

Eine Straßenkreuzung, ziemlich dunkel, der Wagen hielt. Hier hatte ich ja Auswahl — wie bitter! — eine Auswahl von drei dunklen, fremden Straßen Und dann wieder in die Slums zurück.

Was denn sonst? Nur jetzt nicht, nicht diese Nacht. Das Tier könnte mir dort irgendwo auflauern.

Müde schleppte ich mich dahin. Ich suchte nicht lange. In einem schmalen Nebenarme, in dem ein Haus wie das andere aussah, stand eine Kiste. Ich zog sie fort, trug sie in die Gasse, den Spalt zwischen zwei Häusern, und setzte mich darauf. Eine dicke, graue Finsternis war um mich her.

Mein Kopf lehnte an der Wand. ‚Wo ist Gerechtigkeit?‘ dachte ich, ‚wo Güte? Was habe ich verbrochen, um unter den Auswurf einer Großstadt geschleudert zu werden, meines Namens beraubt, meiner Vergangenheit, alles dessen, was ich gelernt habe, aller Hoffnungen?‘

Es brandete in mir, ich konnte keinen Einhalt gebieten — und ich wollte es auch nicht; ich war voll Empörung gegen mein Schicksal und voll Empörung gegen die, die mich hineingetrieben hatten. Morgen wollte ich hingehen und bekennen. Nicht wieder in die Slums, nicht von neuem einen Bittgang um Arbeit mit all seiner Not und Bitterkeit, ich wollte bekennen.

Was hatte ich verschuldet? Um meine Mutter zu schützen hatte ich dem Angreifer ein Beil entgegengeschleudert. Es hatte ihn getroffen. Die überreizten Selbstanklagen hatte ich längst begraben. Der Wille war ausschlaggebend; ich hatte Stens Tod nicht gewollt.

In all seiner Willkürlichkeit und Ungezügeltheit war er mir in diesen Stunden näher als meine eigene vergötterte Mutter.

Vergöttert! Das war das Wort. Sie war kein Gott und keine Heilige. Um den Namen, nichts wie den Namen, das Ansehen des Mannes zu schützen, in den sie sich verliebt hatte, war es nicht so? Verliebt hatte! Ich lachte höhnisch. Darum, ja, darum saß ich hier. In einem schmutzigen Spalt. Einem ekelhaften Tiere entronnen, das mir Gewalt antun wollte, jeder Not und Schmach preisgegeben!

Ich wollte hingehen und bekennen. —

Sie saßen so sicher auf unserm schönen Pahlivaa. Was immer geschah: sie konnten dahin zurückkehren. Waren keine Ausgestoßene! Man liebte meine Mutter, man würde ihr glauben. Lauri war ihr Zeuge. Sie kehrten nach kurzer Zeit heim, und ich war gereinigt, fühlte Boden unter meinen Füßen, konnte weiterschreiten, sein, die ich war!

In diesem inneren Aufruhr kam mir niemals der Gedanke, daß sie mich wirklich tot glaubten; ich hatte das Empfinden, als wüßten sie um mich, doch sie töteten mich wortlos unter sich. Ohne wirkliche Überzeugung sprächen sie daheim hin und wieder von jener Verstorbenen, die sie hassen würden, wenn sie jemals wiederkehrte.

Lauri? Auch Lauri? Meine Gedanken hielten ein.

Weshalb hatte er geglaubt? Sonja, dieser e i n e n Zeugin! Ich an seiner Stelle

Digitized by Google

hätte das Grab öffnen lassen, hätte sehen wollen, ob es wirklich meine Schwester war. Wie konnte er abreisen, sich zufriedengeben?

Diese Sonja, wie sie mir zuwider war. Wie sie uns alle eingefangen hatte! War nicht vielleicht sie es, auf die alle Schuld fiel? Was wußten wir denn? Wie hatte sie zu Sten, dem Manne meiner Mutter, gestanden? Wußten wir es? War nicht sie der Kern alles Übels? Sie die Ursache der sich immer mehr verdüsternden Ehe meiner Mutter?

Mich hatte sie fortgelockt, in dieses grauenhafte Leben hinein, weshalb? Aus Rache?

Oder wollte sie gar Herrin auf Pahlivaa werden? Hatte sie nicht immer einen starken Einfluß auf Lauri gehabt?

Mußte Sten sterben, so sollte auch ich begraben sein. Konnte sie ihn nicht besitzen, dann mußte es Pahlivaa sein, das sie liebte!

Doch als meine Gedanken sich bis hierhin verirrt hatten, konnten sie nicht weiter rasen.

Ich sah zurück — ein Trümmerfeld — und das Herz tat mir weh.

Mich besinnend sagte ich: „Nein, nein — Lauri und ich, w i r begannen alles zu unterwühlen. Das war der Anfang. Wir hätten glücklich sein können auf Pahlivaa, auch mit Sten —"

Ja, war das wirklich so? Ich konnte nicht weiter denken. (Fortsetzung des Romans folgt)

Die Matrosenhochzeit

*

„Trafalgar" war geschlagen,
Wir liefen in Spithead ein,
Die Luken und Takelagen
Von „Royal Sovereign"
Waren voll Helden — sie sangen,
Das „Rule Britannia!"
Frohlockend die Ufer erklangen:
Old Jack ist wieder da!

Die Briggs auf den grünen Wogen
Tanzten den Siegestanz,
Und rings im weiten Bogen
Waren die Kais voll Glanz,
Die Kais voll Mädchen waren,
Das war wie Gold und Glut!
Stolz sind wir dahergefahren
Und entstiegen kraftvoll der Flut!

Heiho, nun begann ein Leben,
Wir waren selig wie Lords,
Wir tranken und liebten daneben,
Vergaßen des Kriegs und des Mords.
Wir schwelgten dem König zu Ehren,
Wir schrien auf Nelson hurra,
Die Tavernen dröhnten vom schweren
„Rule Britannia!"

Und Tom, mein alter Kam'rade,
War da — und manch Mädchen so drall!
Um manche war's jammerschade
Hier auf dem Matrosenball!
So eine war Betsy — ich wette,
Sie hätte den Nelson beglückt —
Tom sang wie 'ne rostige Kette —
Er war nach Betsy verrückt!

Er sprang in das wüste Geschiebe
Und sang, bis sie Feuer fing:
„Es ist um die Seemannsliebe
Ein eigen, gar eigen Ding!"
Sang er — und: „Wollt ihr versuchen
Ein Tänzchen mit mir, Madame?"
Die Paare rammt er mit Fluchen,
Als er um die Hüften sie nahm.

Sie lächelte hold, und am Ende
Stellt er sie auf seinen Fuß,
Da umspannten sie heiß seine Hände,
Da raubt er ihr Kuß auf Kuß —
Es ist um die Seemannsliebe
Ein eigen, gar eigen Ding — —
Holt einer da aus zum Hiebe,
Daß Tom in die Knie ging! . . .

Und das war ein roter Soldate,
Soldat von des Königs Armee —
Wir gingen mit ihm zu Rate,
Schnell schließend zum Kampf das Karree —
„Ich liebe den einen seit Jahren,"
Schluchzt Betsy, „den andern seit heut
Und wäre mit ihm gefahren
Von hier bis nach Port Said!"

Da schluckt es und spuckt an der Erde —
Brüllt Tom: „Und du wirst mein Weib!"
Und stürzt sich mit Tigergebärde
Dem roten Soldaten zu Leib — —
Wir standen, wir drei, ihm zur Seite,
Wir vom „Royal Sovereign",
Vom „Temeraire" wollten Geleite
Drei Burschen dem andren sein!

Digitized by Google

Die hoben die Hände zum Frieden,
Wir schürzten die Ärmel zum Kampf —
Da war es auch schon entschieden:
Anlauf. Getümmel. Gestampf.
Wo ist der Soldate geblieben?
Tom warf ihn zum Fenster hinaus,
Daß Teller und Tassen zerstieben
Und zitternd erdröhnte das Haus!

Und die Weiber verdrehten die Hände,
Es war ein schrilles Gekreisch,
Als zerrten sich ohne Ende
Die Möwen um ein Stück Fleisch!
Wir rangen indessen sie nieder,
Die Burschen vom „Temeraire",
Dann war es auf einmal wieder,
Als ob nichts geschehen wär'! . . .

Wir rückten die Tische zusammen —
Dem Sieger ein dreimal Hurra!
Hoch gingen der Lustbarkeit Flammen
Und das „Rule Britannia!"
Hin rollten die Flüche und Flaschen,
Als wäre die Hölle los,
Leer wurden die Teller und Taschen —
Und Betsy saß Tom auf dem Schoß!

„Wer wird denn einen Soldaten,
Einen Menschen aus Zinn oder Blei,
Einen steifen Sergeanten heiraten —
Heh, Fiedler, spiel' ‚Molly im Heu'!
Er begann nun ein Schlürfen und Schleifen,
Als wie ein Hahn auf der Balz,
Tom sprang wie ein Füllen durch Reifen —
Da warf sie sich ihm an den Hals! . . .

„Hei Betsy, hei Betsy — und morgen
Soll Hochzeit sein!" . . . und sie lacht —
„Und willst du dein Stüblein mir borgen,
So sei es auch schon diese Nacht!"
Was sagte sie da? . . . Im Getriebe
Verschwanden sie heimlich und flink —
Es ist um die Seemannsliebe
Ein eigen, gar eigen Ding . . .
Tifilitiplunk — um die Liebe
Ein eigen, ganz eigen Ding . . .

★

Nun, daran war nichts mehr zu ändern —
Und es war auch schon früh gegen vier —
Da gingen wir uns zu bebändern
Zu eines Kaufmanns Quartier,
Da schmückten wir noblen Blaujacken
Uns schön für die Hochzeit aus
Und zierten die alten Schabracken
Mit Laubwerk und Rosenstrauß!

Wir mieteten alle Wagen,
Die es gab in der gastlichen Stadt —
Und es war ein Getrappel und Jagen,
Eh' alles versammelt sich hatt'!
Die Rappen, die Schimmel und Schecken,
Die Räder, die Polster und wir
In Buschwerk und Blumen stecken!
Das war eine Hochzeitszier!

So fuhren wir wie die Barone,
Sechs Kutschen, die Straßen entlang,
Und das ging natürlich nicht ohne
Den üblichen Seemannsgesang!
So kamen wir angefahren
Mit „Rule Britannia!"
Und brüllten dem jungen Paare
Ein donnerndes Hochzeitshurra!

Wir hoben sie zart in den Wagen
Und salutierten dabei —
Und sahen die Türme ragen,
Die Türme von St. Marei —
Und, bei Gott, wir standen und sangen —
Und vor uns Betsy und Tom
Und der Pastor, mit Salbung behangen —
Wir sangen das Amen im Dom!

Dann aber die Anker gelichtet!
Hei! Ging es mit Saus und mit Braus —
Auf dem Markt das Weiberzeug flüchtet —
Zur Taverne, zum Hochzeitsschmaus!
Die Straßen hinauf und hinunter!
Pistolen gehn fröhlich los!
Raketen! Und immer bunter!
Hurra schreit die Jugend! Famos!
Das war eine Fahrt grandios!

Und endlich dampften die Braten,
Floß Whisky und Porter ohn' End',
Wir sind in Ekstase geraten
Und stampften das Kompliment!
Es bebt und wogt die Baracke —
Es war ein Tanz, ein Gewühl — —
Bis gleich einem grauen Sacke
Der Morgen über uns fiel . . .

Wegschlichen wir schwer und verschlafen
Und schifften uns heimlich ein.
Am selben Tag lief aus dem Hafen
Der „Royal Sovereign" . . .
Ob Betsy am Lande bliebe,
Ob er ihr bald einmal schriebe?
Tom zuckt mit den Achseln gering —
„Es ist um die Seemannsliebe —"
Knurrt er, „um die Eh'mannsliebe
Ein eigen, gar eigen Ding . . ."

Hans Benzmann

Digitized by Google

Die Bremer Kunsthalle

von Emil Waldmann

Über die Aufgaben und den Zweck von Kunstmuseen eine Übereinstimmung der Meinungen zu erzielen, bei Fachleuten, als den Leuten vom Bau, und bei den Laien, für die doch letzten Endes der ganze Aufwand da ist, dürfte sehr schwierig sein. Die einen sagen, eine Bildergalerie sei dazu da, ein Spiegelbild des künstlerischen Schaffens einer Epoche oder vieler Epochen, einer Nation oder vieler Nationen oder aller Nationen zu geben.

Andre bestreiten dies und behaupten, Museen seien im Gegenteil nur dazu da, das Beste einer Zeit aufzubewahren, nur jene Werke, die für die Ewigkeit, nach menschlichem Ermessen also zunächst einmal für ein Jahrhundert, Bestand hätten.

So viele Museen es gibt, so viele Lösungen der Aufgabe werden versucht. Eine ganz reine Form der Lösung wird sich wohl nie, hoffentlich nie, finden lassen. Es kann sich immer nur darum handeln, eine bestimmte Aufgabe klar zu erkennen und einen bestimmten Plan folgerichtig durchzuführen. Je weniger Konzessionen nach rechts und links, nach oben oder unten, um so besser. Beschränkung in den Zielen und in den Mitteln ist nicht immer nur vom Übel. Kleine Lösungen können in sich geschlossener wirken als ein an sich vielleicht interessantes Vielerlei. —

Vor dreißig Jahren stand der Name der alten Hansestadt Bremen eine Zeitlang im Vordergrunde des deutschen künstlerischen

Tricktrackspieler. Gemälde (Ausschnitt) von Gerhard Terborch (1617—1681)

Digitized by Google

Gang nach Emmaus. Gemälde von Joseph von Führich (1800—1876)

Interesses. Die Worpsweder, eine am Weyerberge im Moor angesiedelte Künstlerkolonie, hatten einen neuen Stil der Landschaftsmalerei geschaffen, begannen nach Überwindung heftiger, aber verhältnismäßig kurzer Widerstände ihren Siegeslauf durch die deutschen Ausstellungen und zogen um die Jahrhundertwende mit einigen ihrer Hauptwerke auch in die öffentlichen Galerien ein. Es ist nun kein Zufall, daß um genau dieselbe Zeit die Bremer Kunsthalle einen neuen, den entscheidenden Aufschwung nahm. Das öffentliche Interesse an den Fragen der Kunst, in der meistens für halbwegs banausisch gehaltenen Kaufmannsstadt bis dahin ziemlich stagnierend, geriet durch die Kämpfe um die Worpsweder auf einmal mächtig in Wallung, denn die ersten Ausstellungen der Worpsweder fanden naturgemäß in der Kunsthalle des nahe gelegenen Bremen statt. Man sprach und debattierte wieder über Malerei, der alte Malerpoet Arthur Fitger, ein wortgewaltiger Makart-Epigone, verteidigte die alten Ideale, die Jugend aber hing dem Neuen als dem Ausdruck ihrer Zeit und ihres eigenen Empfindens an. Hinzu kam, um das Interesse an Kunst zu steigern, das Beispiel des nahen Hamburg, wo Lichtwark seine bahnbrechenden Taten in moderner Kunstpflege vollbrachte. Die Rivalität mit der größeren Schwesterstadt hat in Bremen manchmal schöne Leistungen ins Leben gerufen. Kurz, um die Jahrhundertwende ging man daran, die Kunsthalle neu zu organisieren, ein Neubau wurde beschlossen, ein kunsthistorisch gebildeter Fachmann wurde in der Person Gustav Paulis gewonnen, und schon nach wenigen Jahren begann die Bremer Kunsthalle, vorher im wesentlichen eine der üblichen Kunstvereinsgalerien mit etwas chaotischem Bestand, ein eigenes Gesicht zu zeigen. Diese Physiognomie hat sich im letzten Vierteljahrhundert immer schärfer herausgearbeitet, und heute stellt die Bremer Kunsthalle einen reinen und klaren Typus dar: klein, aber nicht dürftig, beschränkt in ihren Aufgaben, aber nicht provinziell gebunden. Und hanseatisch frei. Noch heute gehört dies Museum nicht dem Staat oder der Stadt, sondern dem Kunstverein, und wenn auch der Staat große Zuschüsse leistet und auch ein wenig im Vorstande mitwirkt — die hanseatische Selbstverwaltung ist garantiert, kein Senat und kein Bürgermeister und keine Volksvertretung haben ein Vetorecht gegen das, was in der Kunsthalle geschieht. Und eine mächtige Künstlerschaft, wie sie anderswo so oft die Entwicklung eines modernen Museums gehindert hat, existiert in Bremen auch nicht.

Für jede Galerie, die wesentlich dem Schaffen der Lebenden gewidmet ist, bildet die Beschäftigung mit der heimischen Produktion der organische Ausgangs- und Mittel-

Digitized by Google

Italienische Ideallandschaft. Gemälde von Joseph Anton Koch (1768—1839)

punkt. Und so ist der Worpsweder Saal der Bremer Kunsthalle eine Stelle, an der eigenartige, nur an diesem einen Ort mögliche künstlerische Luft weht. Einige der Hauptwerke aus Worpswede hängen da. Mackensens „Säugling", Modersohns schwermütige Moorlandschaft, Fritz Overbecks stürmischer Novembertag, Hans am Endes „Blühende Apfelbäume", Vinnens „Ruhe" und Vogelers „Sommer", dazu einige feine Studien aus den früheren Zeiten der Worpsweder, bieten das Gesamtbild einer sehr imponierenden Lokalschule. Das große und innige Naturgefühl, der strenge künstlerische Ernst und die sichere malerische und im besten Sinne des Wortes dekorative Haltung dieser Gemälde

Digitized by Google

Gartenweg. Gemälde von Fritz von Uhde (1848—1911)

stellen, einmal als Gesamtheit gesehen, eine künstlerische Leistung von einer Bedeutung dar, die dem Wert andrer Lokalschulen, etwa dem Münchener Pleinair der gleichen Zeit, oder der Dachauer Schule, oder Leistikow, oder der Scholle, zum mindesten ebenbürtig ist. Wenn wir seither auch gelernt haben, diese mit vielerlei Kämpfen zur Anerkennung gelangte Kunst einzuordnen in den größeren Zusammenhang und nun wissen, daß Deutschland damals, europäisch gesprochen, noch Bedeutenderes aufzuweisen hatte; wenn inzwischen die von den Parteigängern dieser neuen Richtung arg verlästerte, in Bremen besonders gut vertretene Kunst der vorigen Generation, z. B. der Achenbachs, auch wieder zu Ehren kam: die große künstlerische Tat Worpswedes bleibt darum doch unvergessen: die Schaffung eines neuen und sehr starken künstlerischen Naturgefühls in einer kunstarmen Gegend und in einer in dieser Gegend sehr kunstarmen Zeit. Daß dieser bremisch-worpswedische Boden dazu berufen sein sollte, im 20. Jahrhundert eine Künstlerpersönlichkeit hervorzubringen, die in der Gestalt der Malerin Paula Modersohn-Becker von der heutigen Generation auf das höchste verehrt wird und auf das moderne deutsche Schaffen ebenso nachhaltig wie vorbildlich wirkt, konnte man damals kaum ahnen. Aber Zufall ist es gewiß nicht. —

Nachdem auf diese Weise die Bremer Kunsthalle den unmittelbarsten Anschluß an die moderne Kunst gefunden und betätigt und sozusagen ihr heimatliches Gewissen auf das schönste beruhigt hatte, war ihr weiteres Programm so gut wie gegeben. Es konnte sich nur darum handeln, an den großen Bewegungen der Zeit auch im weiteren Sinne teilzunehmen. Es war ja eine künstlerisch außerordentlich fruchtbare Zeit. Der Impressionismus schuf seine schönsten Dinge und schon waren neue Kräfte auch wieder am Werke. Leibl, eben gestorben, war kaum richtig gewürdigt, Trübner und Thoma kamen zu Ruhm, und in der großen deutschen Jahrhundert-Ausstellung wurde die ganze Malerei des 19. Jahrhunderts neu erkannt, Feuerbachs Ansehen stieg, Hans von Marées wurde entdeckt, die Romantik und der male-

Digitized by Google

Der Abenteurer. Gemälde von Arnold Böcklin (1827—1901)
Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Digitized by Google

rische Realismus aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts ebenfalls, und auch Menzel ragte noch in diese Zeit hinein.

So gliedert sich der Bestand der Bremer Galerie, in der die kleine, aber sehr gepflegte Sammlung alter Meister, mit schönen Altdeutschen und guten Niederländern, nur nebenher, wenn auch aufmerksam ergänzt wird, in einige klar herausgearbeitete Hauptgruppen. Leibl, Trübner, Thoma, Schuch, also die Münchener Malerei der klassischen Zeit nehmen einen Saal ein. Daneben stehen in nahem Zusammenhang die Monumentalmaler Feuerbach, Böcklin und Hans von Marées. Der deutsche Impressionismus, durch eine Landschaft von Menzel wirkungsvoll eingeleitet, beherrscht den großen Hauptsaal, Wand an Wand mit den französischen Impressionisten. Ein Saal für die Malerei des 20. Jahrhunderts schließt sich an, und eine Reihe von Seitenlichtkabinetten führt die ältere Kunst des Jahrhunderts vor, Achenbachs, Düsseldorfer und Münchener Genremalerei, deutsche Romantik, bis hin zu den Nazarenern, mit denen dann der Anschluß an die alten Schulen gewonnen ist.

Der Großmeister der klassischen Münchener Malerei, Wilhelm Leibl, ist mit drei Frauenbildern aus verschiedenen Epochen vertreten, einem nicht ganz fertig gewordenen Gemälde der Frau Stängl-Schraudolph aus dem Jahre 1872, dem letzten farbigen Werk seiner Hand, dem Bildnis einer Frau Roßner-Heine aus dem Jahre 1900 und dem Kopf einer jungen Bäuerin von 1876. Leibls unübertroffene Meisterschaft in der Darstellung des Menschen feiert in diesen drei Bildern Triumphe. Wie er, ganz ruhig, den Charakter erfaßt und hinstellt, wie er die Schönheit der Erscheinung verarbeitet zu einer undurchdringlichen Harmonie, zu einem Gleichgewicht zwischen stärkster Energie in der Form und weichster malerischer Atmosphäre, wie er aus dem Halbdunkel des Grundes heraus Ton für Ton aufbauend das Fleisch zum Leuchten bringt wie eine edelste Kostbarkeit, dies alles ist so schön bei ihm wie sonst bei keinem. Mag Trübner, zeitweise sein Freund und Studiengenosse, auch vielseitiger sein und im Kolorismus über Leibl hinausgehen, zum Beispiel im Jahre 1873 schon in dem wunderbar noblen „Mädchenbildnis mit dem japanischen Fächer“ oder dem „Landwehroffizier“, mag er, in dem Kainz-Bildnis von 1879, die Strenge der Charakteristik und die Geschlossenheit der malerischen Oberfläche noch überbieten und sich in seinen Landschaften seit der Jahrhundertwende einen persönlichen Impressionismus schaffen (mit dem Leibl nichts zu tun hat) — so vollkommen im Gleichgewicht wie Wilhelm Leibl war kein andrer damals in Deutschland. Unter dem Einfluß dieser großen Persönlichkeit, die nie ein Lehrer, aber immer ein Vorbild war, kamen auch Sterne zweiter Ordnung zu schönstem Glanz und einem so reichen Leuchten, wie sie in ärmeren Epochen wohl nicht erreicht hätten. Karl Schuch aus Wien trieb, in unmittelbarer Nähe Leibls und Trübners, eine Stilllebenkunst von einer Erlesenheit, die auch den besten Stilleben der alten Holländer noch überlegen ist. Das graue, graublaue und stellenweise grüne Gefieder einer Wildente und einer einfachen Metallkasserolle, auf einem bretternen Tisch zusammengestellt, enthüllt eine malerische Pracht von einer Klangfülle und einem Nuancenreichtum, dabei von einer schwingenden Konzentriertheit in der malerischen Atmosphäre, an der sich das Auge berauschen kann. Sie waren Tonmaler, diese Münchener, und standen der Pleinair-Doktrin fern. Aber Tonmaler von feinster Art und einem leidenschaftlichen Naturgefühl. Schuchs „Weßlingersee“, mit der großen Ruhe der Stimmung und der zartbunt flimmernden Luft beweist die Stärke dieses Gefühls.

Der große Landschafter jener Epoche war Hans Thoma. Anfangs die Tradition Ludwig Richters fortsetzend, der mit einem Hauptwerk, der „Rast der Pilger“, in der Galerie vertreten ist, kam er zu einer malerischen Naturauffassung von ebenso großem Reichtum der Durchbildung wie Einheitlichkeit der Gesamtstimmung. Nichts allzu Komponiertes mehr, kein Verlieren in die Einzelheiten mehr. Schon in der frühen Schwarzwaldlandschaft von 1867, bei ererbtem Schulgut von erstaunlicher Größe des Griffes, stellt er in dem berühmten „Rheinfall von Schaffhausen“ von 1876 ein wahrhaft monumentales Landschaftsgemälde hin. Starkfarbig und intim zugleich und überall durchaus beseelt. Die Campagna-Landschaft mit der Ziegenherde zeigt seine Kunst von der idyllischen, volksliedmäßigen Seite.

Neben diesen Großmeistern der klassischen Münchener Wirklichkeitsmalerei blühten zahllose kleinere Talente. Albert von Keller und Hugo von Habermann schufen in den siebziger und noch in den achtziger Jahren feinste Kabinettskunst, Sperl ging nicht immer auf Leibls, sondern manchmal auf sehr eigenen Wegen, der Düsseldorfer Seibels nahm die gute Tradition der Bochmann und Burnier wieder auf und folgte Schuchs Idealen, in Weimar malte Buchholz seine stimmungsvollen Waldbilder, in Frankfurt und Cronberg entwickelte neben Anton

Digitized by Google

Brandungswelle. Gemälde von Gustave Courbet (1819—1877)

Digitized by Google

Burger der Landschafter Louis Eisen eine Kunst von erstaunlicher Frische. Seine Taunuslandschaft steht zwischen Thoma und Slevogt. Und in München selbst hielt der als Maler zeitlebens nie genug geschätzte Adolf Oberlaender allen modernen Bestrebungen zum Trotz seine Malerei hoch, die bei aller an Schwind gemahnenden Erzählerfreude als Malerei nicht geringer ist als etwa die Malerei Sperls.

Der Ruhm der deutschen Kunst jener Epoche ruht auf zwei Polen: auf den Werken dieser Wirklichkeitsmalerei und auf dem Schaffen der Idealkünstler. Die Deutschrömer Böcklin, Feuerbach und Hans von Marées bezeichnen einen zweiten Höhepunkt. An Weltgefühl der Größte ist Hans von Marées. Tragik, daß er, außer den Fresken in der biologischen Station zu Neapel 1873, nie einen Monumentalauftrag bekam. Er wäre der große Wandmaler Deutschlands geworden. So aber blieben manche seiner Werke Torsen; mußten es bleiben. Aber ebenso oft realisierte er sich auch. Sein Selbstbildnis aus dem Jahre 1863 schon zeigt seine ganz einzigartige, auch von Leibl nicht übertroffene Energie. Die „Abendliche Waldszene" von 1870, ein bildmäßig ausgeführter Entwurf zu einem größeren Gemälde, lebt von Geheimnissen und malerischer Schönheit, wie sie Giorgione und Rembrandt kannten, und sein „Mann mit der Fahne" von 1880 ist trotz verhältnismäßig kleinen Formats ein echtes Werk seines Monumentalstils, voll herrischer Idealität in der Gestalt, ihrem Organismus, ihrem rhythmischen Leben, und voll malerischer Weichheit und träumender Melancholie. Was für Legenden Marées erzählt, ob man etwa den poetischen Inhalt der Waldszene ganz ausdeuten kann oder nicht, bleibt gleichgültig; man versucht es kaum, so eindeutig und zwingend ist die malerische Gestaltung, das Bildhafte, an sich. Arnold Böcklin würde vielleicht an Wesentlichstem verlieren, wollte man den Malpoeten in ihm ignorieren. Man will und soll bei seinem „Abenteurer" sich etwas denken, und die Phantasie des Beschauers gerät ins Schweifen. Aber wenn auch die malerischen Mittel des Bildes vielleicht ein wenig drastische sind, als Vorstellung ist dieses Bild dennoch unvergleichlich und unvergeßlich, diese ganz auf härteste Kontraste gearbeitete Gruppe von Mann und Roß, diese dunkelglühende Plastik in der leuchtenden Endlosigkeit und blendenden Helle. Wie sehr solche Kunst auf der Basis eines starken Naturgefühls erwuchs, zeigt eine Apenninenlandschaft aus dem Jahre 1851, die an die alten Deutschrömer sowohl wie Corot erinnert. Anselm Feuerbach wirkt daneben kühler. Sein „Mandolinenspieler", ein Familienbild mit der idealisierten Nana und dem Selbstbild des Künstlers, streng und in ruhig fließenden Rhythmen aufgebaut, hat die Stimmung einer schönen Abendempfindung. Viel Grau und mattes Graublau, leis Violett, kaltes Grün, hie und da gewärmt durch ein korallenrotes Schmuckstück und zarte Oleanderblüten. Und alles in ruhig gedeckten Flächen. Aber dies gehört zum Stimmungscharakter, zum Charakter dieser feinen, so unendlich edlen klassizistischen Kühle.

Um die Jahrhundertwende wurde in Deutschland allerorten gekämpft um die neue Richtung oder die neuen Richtungen. Realismus, Freilichtmalerei und Impressionismus waren die Schlagworte. Den Kampf hat man vergessen, die Richtungen beinahe auch. Geblieben sind die Persönlichkeiten. Wer allzusehr im Vordergrunde stand, als reinster Vertreter einer Richtung, wie Kuehl und Zügel und Uhde, trat ein wenig, Uhde vielleicht nicht ganz zu Recht, in den Schatten, um den größeren Persönlichkeiten Platz zu machen. Und so wird in der Bremer Kunsthalle der Saal, den man den Saal des deutschen Impressionismus nennt, eigentlich nur von drei Persönlichkeiten beherrscht, von Liebermann, Slevogt und Corinth. Natürlich sind auch die anderen vertreten, vornehmlich Uhde und Zügel, Kuehl und Hans Olde; aber an andrer Stelle. Der große Saal gehört den drei großen Künstlern, auf deren Schultern heute der Ruhm der deutschen Malerei ruht.

Max Liebermann ist in allen Perioden eines sich stetig erneuernden Schaffens repräsentiert. Um ein großes Hauptwerk aus der Periode um 1890, damals als er die Netzeflickerinnen malte, um die „Kuhhirtin" und seine stille, herbe Pracht gruppieren sich ausgesucht schöne Bilder der Frühzeit und der Spätzeit. Die „Nähenden Frauen" von 1877, menschlich sehr wahr und intim, haben noch viel klare Zeichnung und energische Plastik, aber zwei kleine Studien zum Amsterdamer Mädchenwaisenhaus um 1880, ein Waisenmädchen und eine Skizze zur Gesamtkomposition zeigen schon den blühenden Kolorismus, die ganz unvoreingenommene malerisch-koloristische Tendenz seines Sehens. Unter den Landschaften des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts steht das funkelnde „Haarlemer Cloveniershaus" an erster Stelle; eine „Dünenpromenade" aus der gleichen Zeit, herbe und hell, gibt eine Vorstellung von endloser Weite und beglückender Frische. Als Bildnismaler lernt man den Künstler in dem blitzenden Porträt des Georg Brandes kennen, vom Jahr 1904,

Digitized by Google

Mittagsraſt der Pilger. Gemälde von Ludwig Richter (1803—1884)
(Bremen, Kunſthalle)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Haarlemer Cloveniershaus. Gemälde von Max Liebermann (geb. 1847)

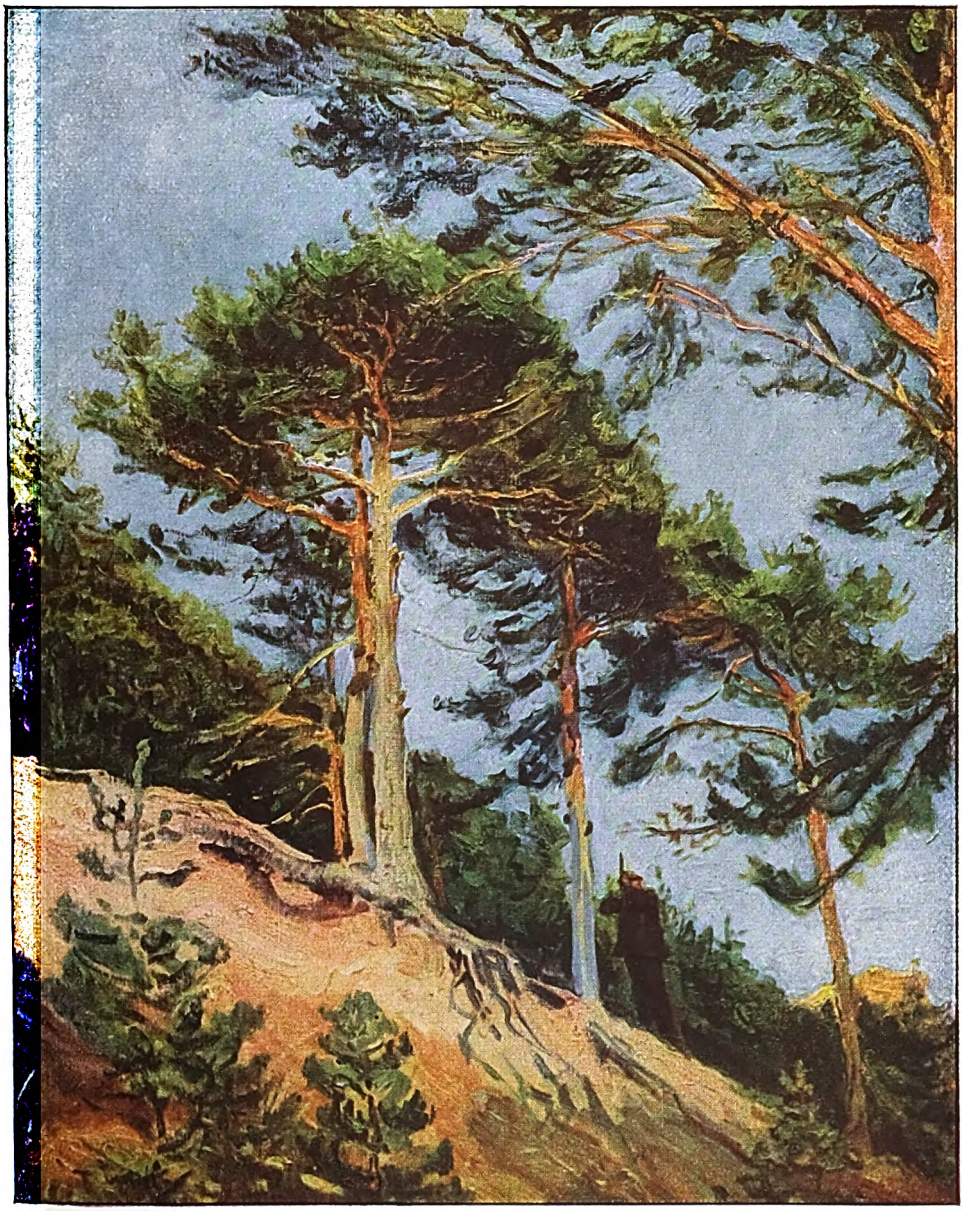
Digitized by Google

sicher erfaßt, glänzend charakterisiert und mit schier Frans Halsischer Bravour heruntergemalt. Das Selbstbildnis vom Jahre 1916, an der Staffelei stehend, mit ernstem Blick, ergreift durch den tiefen, menschlichen Ausdruck, den Ausdruck der Weisheit des Alters, vor dessen Blick alles eitel ist. Malerisch zeigt es eine Gelöstheit und plastisch eine Festigkeit, wie sie auch großen Künstlern nicht oft in dieser Harmonie gelingt. Liebermanns später so überraschender Kolorismus im hellsten Sonnenlicht feiert in einem Gartenbild aus dem Sommer 1924, einem Werk des Sechsundsiebzigjährigen, seine schönsten Feste. Es wirkt frisch wie das Werk eines Jünglings, enthält aber über allen Schönheiten die reifsten künstlerischen Erfahrungen eines ganzen Lebens.

Die Kunst Max Slevogts lernt man im allgemeinen in deutschen Galerien nicht ganz so gut kennen, wie in Privatsammlungen. Das Launische, das ihr anhaftet, scheint auch ihrer Geltung anzuhaften. Den impressionistischen Landschafter und den

Der Säugling. Gemälde von Fritz Mackensen (geb. 1866)

Digitized by Google



Jäger am Abhang

Gemälde von Max Slevogt (geb. 1868)

Digitized by Google

Sommer. Gemälde von Heinrich Vogeler (geb. 1872)

Maler der von den Sezessions-Ausstellungen her bekannten imposanten Bildnisse, der hier mit einem blendenden Gartenbild und der bekannten Dame im grauen Pelz gute Figur macht, trifft man auch anderswo, aber der Maler der Frankfurter Tierbilder ist ziemlich unbekannt, trotzdem Slevogt in diesen Werken seinen persönlichen Impressionismus zuerst entwickelte. Die „Schwarzen Panther", in ihrer sonoren Fülle von Schwarz, Silbergrau und Goldgelb, sind eine gute Probe, ebenso wie die „Erdbeeren" Slevogts Stillebenkunst aus der Zeit, als er sich mit Manet auseinandersetzte, glänzend vertreten. Eine merkwürdige Landschaft „Der Jäger am Abhang", in dem Dreiklang von Blau, Grün und Rostgelb, steht jenseits alles Impressionismus und aller Richtung. Süddeutsches, aus der Gegend von Thoma und Trübner, mischt sich auf das glücklichste mit dem persönlichen Stil des schnellen Sehens und der bewegten Niederschrift. Nimmt man dazu noch das Bildnis seines Freundes, des Musikers Konrad Ansorge, dieses Menschen mit dem versonnenen Blick und den prachtvoll charakterisierten Händen, und kommt dann zu der abenteuerlichen Szene von „Cortez vor König Montezuma", so hat man einen Überblick über Slevogts Schaffen, aus dem man den ganzen Mann kennen lernen kann, soweit er nicht nur Illustrator sondern auch Maler ist. Dieser Cortez entstammt dem Zusammenhang mit der Illustration, ist Illustration, Erzählung, Anekdote, kurz, alles was vor 25 Jahren verpönt war. Aber es ist zugleich ein herrlich realisiertes Bild. Klar und leuchtend, mit Lichterinnerungen an des Künstlers ägyp-

Digitized by Google

Die Alte. Gemälde von Paula Modersohn-Becker (1876—1907)

tische Reise, tollbunt, aber harmonisch, ein Fest für die Augen und rauschend wie eine Oper von Verdi. Dies Phantastische ist einzig in Deutschland, und dieser „Gegenstand" kommt bald nach Menzel.

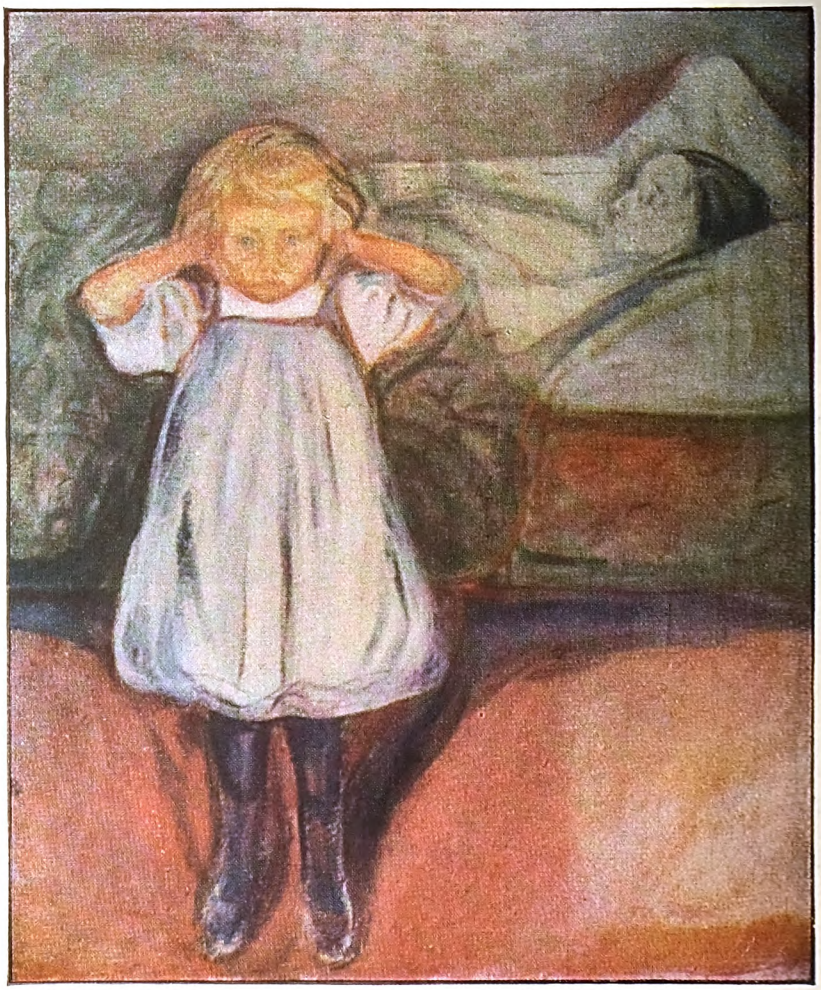
Die Jugend, die immer gerne fertige Formeln möchte, streitet heute gern darüber, ob Slevogt oder Corinth größer sei. Man braucht das nicht, sondern kann sich an Goethe halten, der seinen Zeitgenossen im Hinblick auf sich und Schiller riet, froh zu sein, daß sie „zwei so Kerls" hätten. Lovis Corinth hat sich bis zu seinem Tode in geradezu erstaunlicher Weise weiterentwickelt und ist doch immer derselbe geblieben, der er von Anfang an war — „nach dem Gesetz, nach dem er angetreten". In dem „Schlachterladen" und der Studie zu einer Schlachterei aus den neunziger Jahren wirkt schon derselbe Sinn für lebendige Farbe, mit dem er jede Erscheinung veredelt, der Sinn, der ihn dann im letzten Jahrzehnt zu so überraschend großartigen Leistungen führte wie zu dem „Blühenden Apfelbaum" vom Jahre 1922, auf dem man Einzelheiten überhaupt kaum noch erkennt, in diesem einzigartigen Rausch von Farbe und Licht. Corinth ist der geborene Maler, als Malfaust und Könner unvergleichlich. Wenn er an eine Bildnisaufgabe geht, wie bei dem großen Porträt

Digitized by Google

des Bohêmepoeten Peter Hille, weiß er dieses Nurmalerische zurückzudrängen gegenüber dem Menschlichen, und sein geradezu geisterhaftes Bildnis des Bernt Grönvold aus dem Jahre 1923 verzichtet, zugunsten des Seelischen, fast ganz auf koloristische Reize. Aber ein so heikles Thema, wie die Toilettenszene „Das Strumpfband" ist in edelster Form malerisch gelöst, blumenhaft und duftig wie eins seiner berühmten Stilleben, von denen ein hervorragendes Stück aus dem Jahre 1911 und eins von 1917 zur Stelle sind. In solchen Werken lernt man die etwas ungleiche Kunst Corinths von ihrer besten Seite kennen.

Drei Bilder aus der jüngeren Generation der Sezessionisten, eine herbe, strenge Landschaft von Waldemar Rösler, ein in Raum und Farbe starkes Straßenbild von Max Beckmann und eine leuchtende Parkgesellschaft von Albert Weisgerber deuten die Weiterentwicklung des deutschen Impressionismus mit neuen Problemen an.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren neben den Deutschen in der Malerei die Franzosen das führende Kunstvolk, und so hat Bremen mit hanseatischem Weitblick rechtzeitig für eine Sammlung französischer Meisterwerke gesorgt. Der Franzosensaal wird beherrscht von Delacroix' nicht nur im Format monumentalem „König Rodrigo" und von Claude Monets „Camille", dem großen Bildnis der Dame in schwarzgrüner Seide. Corot ist vertreten, Gustave Courbet, der auf Deutschland so stark wirkte, mit einem großen Stilleben, einer dramatischen „Brandungswelle" und einem Waldbild mit Figur, das früher Wilhelm Trübner gehörte. Den reinen Impres-



Die tote Mutter. Gemälde von **Edvard Munch** (geb. 1864)

Digitized by Google

Gartenfest. Gemälde von Albert Weisgerber (1878—1915)

sionismus zeigen Landschaften von Claude Monet und Camille Pissaro, von Edouard Manet ist ein magistrales Männerbildnis aus dem Entstehungsjahre der Olympia da, von Renoir zwei Stilleben und ein Figurenbild, Degas und Lautrec, die großen Zeichner der Gruppe, treten hinzu, und mit einem Stilleben von Gauguin und besonders mit einer reifen südfranzösischen Landschaft von Paul Cézanne ist der Abschluß dieser glorreichen Epoche der französischen Kunst von Weltbedeutung auf das glücklichste repräsentiert. Um was in unserer Jugend heftig gekämpft wurde, als revolutionär und umstürzlerisch, dies hat heute längst klassische Geltung bekommen. Die Debatten um die wahrhaft aktuellen und modernen Probleme gehen nicht mehr in diesem Saale vor sich, sondern naturgemäß in dem Saal, der der Malerei des 20. Jahrhunderts gewidmet ist.

In Europa war um die Jahrhundertwende die Führung in der Kunst von den Franzosen, die durch Manet und Cézanne beinahe eine Art Weltherrschaft ausübten, auf die Germanen übergegangen. Der Holländer Vincent van Gogh und der Norweger Edvard Munch unterjochten sich die Jugend. Der Ausdruck unmittelbarster Empfindung und die bildhafte Darstellung allerpersönlichsten seelischen Erlebens schufen einen neuen Stil. Van Goghs „Mohnfeld", dessen Erwerbung für die Bremer Kunsthalle im Jahre 1911 Anlaß zum „Protest deutscher Künstler gegen die Bevorzugung französischer (!) Malerei" wurde, ein aufregend mit flammenden Pinselstrichen und unvermischten Farben gemaltes blühendes Stück Erde, wirkt heute still und ruhig und sehr groß, und Edvard Munchs „Tote Mutter", eins jener Bilder, die seinerzeit bei der ersten Munch-Ausstellung in Berlin so unerhörte Skandale hervorriefen, wirkt nur noch durch den unendlich zarten, seelischen Zauber.

Munch hat im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts starken Einfluß auf eine ganze Gruppe deutscher Maler ausgeübt. Erich Heckel, Pechstein und Karl Schmidt-Rottluff sind mit groß stilisierten Arbeiten von inten-

Digitized by Google

sivem Ausdruck Zeugen dieser Richtung, in der die bisher vernachlässigten Elemente des Bildaufbaus, die zeichnerische Führung und das Räumliche, verbunden mit reinem, ungemischtem Farbausdruck zu neuer Geltung kommen. Paula Modersohn-Becker, in Bremen geboren und in Worpswede zeitweise beheimatet, nahm in Paris Wirkungen von Gauguin auf und entwickelte sie zu einem persönlichen Stil von manchmal überraschender Größe, bisweilen auf der Basis eines selbsterworbenen, sehr gründlichen Malhandwerks. Bedeutenderes, scheint es, hat der sogenannte Expressionismus nicht hervorgebracht. Denn Kokoschka steht mit seiner „Jagd im Walde" doch abseits der Richtung, und ebenso Karl Hofer, in dessen Bild von den „Zwei Frauen" sich ein neuer Wille zu malerischer Monumentalität von manchen Graden ankündigt.

Diesen „modernen" Deutschen sind die modernen Franzosen dann mit einem Frauenkopf von Henri Matisse und mit einer Stadtansicht von Maurice Utrillo, aus dem Jahre 1913, zur Seite getreten.

Wenn die Bremer Kunsthalle mit der Pflege der modernen Richtung eine vielleicht später einmal als heilsam empfundene Zurückhaltung beobachtete, so schließt sie sich deshalb aber doch nicht streng gegen alles Zeitgenössische ab. Auf die Künstler, denen der überraschende Sieg des Expressionismus eine Zeitlang den Wind aus den Segeln genommen hatte, die deutschen Maler, die vor dem Kriege in Paris saßen, hat sie ein wachsames Auge. Rudolf Tewes, der Bremer, ist mit zwei Bildern in der Galerie, Rudolf Großmann, dieses ebenso feine wie intensive aber manchmal etwas ungleichmäßige Talent, mit dreien, und auch Pascin, diese so interessante Persönlichkeit, lernt man in einer vortrefflichen Arbeit kennen.

Ob dies die Künstler sind, auf deren Schultern die künftige Entwicklung der deutschen Malerei ruht? Wer darf es heute entscheiden? Daß sie zu den Besten unserer Zeit gehören, so wie für die in der Bremer Kunsthalle liebevoll gepflegten Plastik etwa Kolbe und Haller, de Fiori und Kurt Edgard, dies wenigstens erscheint zweifellos.

Sonnige Landschaft. Gemälde von Waldemar Rösler (1882—1916)

Digitized by Google

Die türkische Frauenfrage

Von Dr. Karl Klinghardt

Die Befreiung der türkischen Frau aus dem doppelten Gefängnis von Haremsmauern und Gesichtsschleier stellt in zwei Richtungen eine bedeutsame Wandlung dar. Einmal ist sie ein kulturelles Ereignis von großem Ausmaß; sodann aber hat die Aufhebung dieser alten Sitte innerhalb der Gesamtheit der Islamvölker wie innerhalb der Türkei selbst auch ein politisches Gesicht. Es ist um diese Frauenbefreiung ähnlich bestellt wie um die meisten schöpferischen Maßnahmen Mustafa Kemal Paschas, die die neue Türkei begründet haben: die Wellen, die sie werfen, pflanzen sich nicht nur nach der einen Richtung fort, in der vornehmlich der Wurf geschah, sondern die Wirkungen dieser wichtigen Neuregelungen verbreiten sich ringförmig auf den verschiedensten Gebieten des Staats- und Volkslebens und über das eigene Volk hinaus weithin in den vier Himmelsrichtungen.

Mustafa Kemal Pascha gilt als der Mann, der mit der Frauenbefreiung mehr als die Hälfte der türkischen Volksgenossen aus der Dunkelheit an das Licht des nationalen Lebens heraufführte. Dieser Gedanke einer besonderen Verbundenheit des Freiheitshelden mit den Geschicken der türkischen Frauenwelt ist nicht unberechtigt; haben doch die Frauen Anatoliens an den kriegerischen Ereignissen der furchtbaren letzten Kampfjahre, deren Kriegsgott Gasi Pascha war, einen wesentlichen Anteil genommen. Der Befreiungskampf von fünf bis sechs Millionen anatolischer Männer gegen die furchtbare Übermacht alliierter Feinde, die von allen Seiten her den türkischen Heimatboden überfluteten, hätte in der Tat niemals siegreich enden können, wenn die sechs bis acht Millionen türkischer Frauen nicht mit derselben eisernen Entschlossenheit für den Kampf bis aufs letzte sich eingesetzt hätten. Als dieser Befreiungskampf begann, hatte gerade eine etwa fünfzehnjährige Kriegs- und Aufstandszeit mit dem völligen Zusammenbruch des Landes an der Seite der Zentralmächte geendet. Die anschließende Entwaffnung der türkischen Bevölkerung durch interalliierte Besatzungstruppen und Kommissionen war im Gange, Hauptstadt und alle Häfen des Landes waren in den Händen der Sieger. Jegliche Fortführung des Kämpfens mußte sinnlos erscheinen, ja man erwog bereits, sogar auch in türkischen Kreisen, das gesamte entkräftete Land dem Verwaltungsmandat eines Siegerstaates zu unterstellen. Wenn in solcher Situation ein Volk nochmals die Flagge neuen, erfolgreichen Widerstandes entfaltet, dann muß notgedrungen die Bewegung von der Gesamtheit aller Volksgenossen getragen sein.

Die wenigen Schilderungen, die wir von den Vorgängen in Anatolien während dieser Zeit besitzen, wie auch die Studien, die der Verfasser im Jahre nach dem Friedensschluß (Friede von Lausanne 23. August 1923) an Ort und Stelle betrieb, zeigen, daß gerade die Frauen damals die begeistertsten Trägerinnen der von den Führern entfachten Flamme des bedingungslosen nationalen Entscheidungskampfes gewesen sind. Sie, die seither stets Geführten, sie, die gewohnt waren, ihre Gatten, Söhne und Brüder auf fernen Kriegsschauplätzen zu verlieren in Schlachten, deren Zweck sie niemals verstehen konnten, sie hatten jetzt sinnfällig begriffen, daß es sich um Sein oder Nichtsein ihres Volkes und ihrer Familien, um ihren Glauben und ihre ganze Zukunft handelte. Wenn wir erfahren, wie Mustafa Kemal Pascha und seine Freunde bei ihren eiligen Agitationsreisen im revolutionierten Lande allenthalben Straßen und Plätze der Städte und Dörfer erfüllt fanden von den ihnen zujauchzenden und sich zu jedem nationalen Opfer bekennenden Frauen, so glauben wir noch nachträglich etwas von jenen Wechselwirkungen zu spüren zwischen Führer und Geführten, die sich gegenseitig begeistern und steigern.

Neben der moralischen Betätigung fanden die Frauen gar rasch auch ein praktisches Arbeitsfeld. Alle halbwegs waffenfähigen Männer weilten in den Fronten, und das Handwerk, das Kriegsgerät herstellen sollte, war doppelt verwaist durch die Austreibung der Armenier während des Weltkrieges und durch die neuerliche Flucht der im Lande wohnenden Griechen in die besetzten Gebiete. Diese beiden Volksteile hatten seit langen Jahrhunderten fast ausschließlich Handel und Handwerk in Anatolien in Händen gehalten, während das besondere Kriegsmaterial des Weltkrieges von Deutschland gesandt worden war. Jetzt waren nahezu nur die türkischen Frauen da, um die hier klaffende Lücke zu schließen. In eilig eingerichteten Gemeinschaftsbetrieben — eine Arbeitsart, der sie nach alter Tradition von Haus aus ablehnend gegenüberstehen mußten — haben die türkischen Frauen und Kinder unter Anleitung weniger Techniker das dringendste Feld- und Kampfgerät hergestellt, dessen die Freiheitskämpfer bedurften. Bei diesen Arbeiten nun ist notgedrungen der Gesichtsschleier der Frauen gefallen, der ja nicht nur die Arbeit hindert, sondern auch die richtige Verständigung der Arbeitsleiter mit den Arbeitenden unmöglich macht. Zweck des Schleiers war, die Trägerin unbekannt bleiben zu lassen. Erstes Erfordernis in einem erfolgreichen Betriebe ist aber, daß die Leitenden die Angeleiteten kennen, zumindest sie unterscheiden können. So ist dieser

Digitized by Google

Schleierfall ein ganz selbstverständlicher Vorgang gewesen, fern von jeder Agitation gegen das andere Geschlecht oder gegen bestehende Anschauungen. Der Dienst am Vaterlande, die Rettung der Volksgesamtheit schob alle anderen Rücksichten beiseite.

Mit diesem Gang der Geschehnisse war zugleich aber noch ein weiteres Problem der türkischen Frauenfrage seiner Lösung nahegebracht: das Problem des Frauenberufes.

Die ungezählten Kriege und kriegerischen Wirren der Türkei haben die männliche Bevölkerung Anatoliens stark gelichtet. Der sinkende Wohlstand hat gleichzeitig die kostspielige Sitte der Vielweiberei stark eingedämmt. So wuchs der Frauenüberschuß der Bevölkerung mehr und mehr und trat mit den letzten großen Kriegen durch das Problem der unversorgten Witwen und Mütter in ein kritisches Stadium. Mit dem Fall des Schleiers war nun auf einmal der Weg geöffnet zu den Büros gewerblicher Unternehmungen, zu den Schaltern staatlicher und städtischer Ämter; neben der neuen Freiheit winkte gesicherter Lebensunterhalt.

Ohne dem reinen Trieb des weiblichen türkischen Nationalismus zu nahe zu treten, darf man annehmen, daß diese Aufhellung der Frauenzukunft erhebend mitgeklungen hat in jenem mächtigen Bekenntnis der Frauen Anatoliens zu allen Neuerungen des national-türkischen Programms der Volksführer und zu allen geforderten Leistungen.

*

Natürlicherweise hat die Lösung des Frauenproblems, die Mustafa Kemal Pascha schuf, ihre Vorgeschichte, ja, die Anfänge des Befreiungsstrebens der türkischen Frauen lassen sich wohl zurückverfolgen bis in Moltkes Türkenzeit. Seit durch die Lektüre französischer Romane die Kenntnis des europäischen Frauenlebens in den Harems der gebildeten Kreise ihren Einzug gehalten hatte, war das Streben nach freierem Leben ständig rege geblieben. Modern gesinnte türkische Männer traten gleichfalls für eine Wandlung der überlebten Klausurvorschriften ein. Türkische Diplomaten, die in Europa lebten, gestatteten ihren Frauen und Töchtern für diese Zeit die Teilnahme am abendländischen Gesellschaftsleben. In ihr Land zurückgekehrt, mußten sie sich jedoch jedesmal wieder der Heimatsitte beugen.

Einzig die Kriegszeiten zu Anfang des 20. Jahrhunderts haben fühlbarer an der überlebten Tradition gerüttelt. Der Weltkrieg sah sogar 1915 einen Regierungserlaß, der den Schleierzwang aufhob. Er blieb aber nur wenige Tage in Geltung, um dann einer starken Reaktionsbewegung seitens der Geistlichkeit zum Opfer zu fallen. Der weitere Verlauf der Kriegszeit hat dann immer deutlicher gezeigt, daß die Stunde der Befreiung für die Frauenwelt noch nicht schlagen konnte. Es steht außer Zweifel, daß ein Enver Pascha auch auf diesem Gebiete durchaus modern und europäisch dachte, aber es ist noch wahrer, daß bei allen Gelegenheiten, wo es gegolten hätte, dieser persönlichen Anschauung praktischen Ausdruck zu verleihen, er es vorgezogen hat, die geistlich gefärbte Staatsräson triumphieren zu lassen.

Es ist ja überhaupt charakteristisch für die türkische Frauenbewegung, daß sie sich kaum gegen die Männer als solche zu richten hatte. Der Widerstand, den die türkische Frauenbewegung zu überwinden hatte, kam nahezu allein von seiten der türkischen geistlichen Tradition und von ihren beamteten Vertretern.

Wenn man diese Tatsache überdenkt, so ist auch ohne weiteres klar, warum einem Mustafa Kemal Pascha gelingen konnte, was ein Enver Pascha, ein „Comité Union et Progrès" sich zu versagen gezwungen waren. Im alten Nationalitätenstaat, den die Jungtürken aus der Hand des letzten Autokraten, des Sultans Abdul Hamid, übernahmen, kam dem Kalifat, das die Träger der türkischen Herrschgewalt sich vererbten, noch eine hohe Bedeutung zu. Wer in den damaligen Zeiten an die kulturellen Vorschriften und Gewohnheiten rührte, die mehreren oder allen Islamvölkern gemeinsam waren, mußte schärfsten Widerspruch bei den Völkern fürchten, deren Auffassungen für solche Neuerungen, in diesem Falle also für die Frauenentschleierung, noch nicht reif waren. Rücksicht auf die Wahrung des Zusammenhaltes mit den arabischen Völkern ist es gewesen, die die Jungtürken der Initiative auf dem Gebiete der Frauenreform vollkommen beraubte.

Für die neutürkische Regierung, die sich grundsätzlich zur Trennung von Staat und Kirche bekannt hat, war die Situation anders. Für sie entfiel — erstmalig im türkischen Reich seit 1517 — die Rücksichtnahme auf gesamt-islamische Politikführung, und Angora hat weitgehend die hierdurch gegebene Freiheit im Dienste der Volksertüchtigung genützt.

In den Kriegsjahren 1919/22 ist die türkische Frauenbefreiung praktische Tatsache geworden, wurde der Sieg des Frauenrechtes gewonnen. Die Auswertung des Sieges indessen, d. h. die Ausgestaltung der mit dem Erfolg erlangten Möglichkeiten, liegt noch auf dem Wege, und hier wird es noch langer Jahre bedürfen, bis feste, bewährte Formen für das neuartige Leben der türkischen Frau in Familie, Gesellschaft und Öffentlichkeit herausgebildet sind. Noch vor kurzem konnte kein Freundesrecht die Schranken des Haremsgesetzes durchbrechen, ja, dem Bruder mußte des Bruders Frau und ihr Bereich, das Harem, unbekannt bleiben. Frauen lebten nur unter Frauen und kannten an Männern allein ihre Brüder, Väter und Gatten. Eine Gesellschaft in europäischem Sinne war ein unvorstellbares Ding. Mit einem Schlage sind diese Verhältnisse auf den Kopf gestellt. Nun müssen von Grund auf die Formen für die neuen Beziehungen der Geschlechter geschaffen werden. Die Raschlebigkeit des

Digitized by Google

20. Jahrhunderts wird in den Großstädten bei dieser Entwicklung nicht ohne Einfluß bleiben. Es gehen von dieser Seite indessen auch Gefahren aus für die natürliche Gestaltung der künftigen türkischen Gesellschaft.

★

Konstantinopel ist heute noch die Zentrale für das breitere geistige Leben des Türkenvolkes. Da aber die türkische Männerwelt schon weitgehend zu dem internationalen geselligen Leben dieser Metropole Beziehungen angeknüpft hat, und da es neben dieser Gesellschaft keine andere gibt und kaum geben kann, die ähnlich reizvoll, ähnlich luxusfreudig, ähnlich tonangebend wäre, so ist es ganz natürlich, daß Teile des Konstantinopeler Türkentumes im Gebrauch der neuen Freiheit mit ihren Frauen in diese Sphäre hineingleiten. Mag dieses Konstantinopeler Luxusleben für den jedem exotischen Reiz empfänglichen europäischen Touristen auch seinen Zauber haben, so hat doch noch kein ernster Kritiker dieser Geselligkeit ein anderes Zeugnis als das äußerster Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit ausgestellt. Das levantinisch-griechische Element, das allenthalben vorherrscht, wird mit Recht vernichtend kritisiert. Dank seinem Aufwachsen unter französischen Schuleinflüssen und seinem gierigen Ergreifen aller äußeren Merkzeichen vermeintlicher französischer Kultur, steht dieses Mischlingsgeschlecht wahrer Kultur wesentlich ferner als die schlichteste türkische Familie im östlichen Anatolien. Nichtsdestoweniger hat man in Pera stets geglaubt, turmhoch über allem türkischen Leben und Wesen erhaben zu sein. Nun aber hat diese Gesellschaft erleben müssen, daß der von den vielen heißersehnte Anschluß an einen europäischen Staat oder an Griechenland an der Tapferkeit des erwachten anatolischen Nationalismus gescheitert ist, und daß Anatolien, ja die Kleinstadt Angora, der feindlichen Welt und damit auch Konstantinopel sein Gesetz aufgezwungen hat, das nun mit Zähneknirschen getragen wird. Freilich, so straff auch Angora die Zügel seiner Regierung hält, das Gesellschaftsleben in Pera und auf den lachenden Gefilden der lieblichen Marmarainseln und am sommerlichen Bosporus folgt nach wie vor levantinischer Pseudo-Kultur. Mit vollen Segeln stürmen nun manche türkischen Frauen und Mädchen hinein in den Strudel und in die Sittenlosigkeit dieser Vergnügungen. Wer Konstantinopel und sein Luxusleben aus Vorkriegszeiten kannte, in denen nicht eine Türkin es wagen durfte, ihren Fuß auch nur in ein Kaffeehaus, ja in eine der schlichten Milchwirtschaften von Stambul zu setzen, hat wahrlich Anlaß zu staunen, wenn er heute manch weiblicher türkischer Jugend in einem Auftreten begegnet, das kein Vaterlandsfreund im eigenen Volke gerne sieht. Es scheint, als wolle eine gewisse modernste Großstadtjugend in Wochen das nachholen, was Jahrhunderte ihr vorenthielten.

Eigenartig ist nun das Urteil, das von den Levantinern selbst über dieses Hineinströmen des türkischen Elements in ihr erotisch-materielles Leben verbreitet wird. Es lautet dahin, daß die Verantwortung für alle Entgleisungen lebensgieriger türkischer Weiblichkeit allein Mustafa Kemal Pascha zufalle, der mit seiner Schleiervernichtung die türkische Frauenwelt auf die Bahn des Lasters gestoßen habe; und man freut sich, den innerpolitischen und wirtschaftlichen Vorwürfen, mit denen man Angora schmäht, auch noch diesen Vorwurf auf kulturellem Gebiet hinzufügen zu können. Diese Anschauung ist befremdlich, nicht nur des zweierlei Maßes wegen, mit dem hier das lüsterne Pera-Leben gemessen wird, sondern auch deswegen, weil gerade in Pera seit Jahrzehnten die schärfste Kritik am türkischen Schleierzwang geübt wurde. Wenn man hier seither dem türkischen Volke die modernen Entwicklungsmöglichkeiten absprach, so geschah es selten ohne den Hinweis darauf, daß einem Volk, das seine Frauen gefangen und verborgen halte, jeglicher Weg zu neuzeitlichem Aufstieg versperrt sei.

Der Sinn solcher Konstantinopeler Urteile über die Angoraer Frauenreform erklärt sich aus politischen Tendenzen. Wie alle Zurückgedrängten, alle Enttäuschten und Gedemütigten um Wiedergewinnung des Verlorenen kämpfen und ringen, so arbeitet — neben entthronten Ententemächten — das levantinische Konstantinopel mit ganzer Kraft an der Anschwärzung und Verleumdung des siegreichen Anatoliens. Nicht nur an Europas Adresse richtet sich der Propagandafeldzug dieser Kreise, sondern über Europas Zeitungen auch an die anderen Islamvölker, deren Europafeindschaft dem türkischen Nationalismus den Rücken stärkt. Man bringt die kulturellen Umstellungen der neuen Türkei in möglichst klaffenden Gegensatz zu alter islamischer Tradition und freut sich des Kopfschüttelns, das solche Nachrichten im asiatischen Osten und im Norden Afrikas wecken müssen. So und nicht anders erklären sich auch Meldungen wie jene von der Heerespflicht der türkischen Frauen und dem neuen Offizierkorps, das über 100 weibliche Offiziere, darunter mehrere Regimentskommandeure, verfüge. Die Nachricht, die vor mehreren Monaten die europäische Presse durchlief, ist an sich gewiß grotesk und lächerlich, aber im Zusammenhang mit der antitürkischen Islampropaganda gewinnt sie ein ausdrucksvolles Gesicht.

Nicht ohne Schuld bei dieser Wegweisung ins Levantinische, die die Türkinnen Konstantinopels erfahren, ist auch ein Teil der türkischen Presse. Sie erlebt zur Zeit eine starke Entwicklung, und die neu erscheinenden Blätter und Blättchen, die Sport, Mode, galantes Leben zum Gegenstand haben, suchen mit pikanten Darstellungen in Text und Zeichnung sich gegenseitig die Leser abzuringen. Es scheint, daß die türkischen Leser

Digitized by Google

und wohl auch die Leserinnen unter dem Eindruck stehen, daß nunmehr das meiste von dem, was Haremsgitter schützten, auch für publizistische Zwecke frei geworden sei. Dem „naturalia non sunt turpia", das über den von jeher gänzlich unbefangenen Unterhaltungen im Harem gestanden hat, scheint man auch in der Sphäre der Druckerschwärze und der Witzblattzeichner Geltung zuzusprechen. Das französische Vorbild, noch verzerrt im Spiegel des Levantinertums, wirkt natürlich beflügelnd auf dieser Fahrt.

Wohin sie geht, diese lachende Reise, das pflegt der Unternehmergeist der Interessierten nicht zu fragen; aufrichtige türkische Vaterlandliebe nimmt aber um so mehr Anstoß an diesen Großstadterscheinungen. Ihre Bekenner setzen die Hoffnung auf den konservativen Zug im Charakter des türkischen Volkes, der sich nie verleugnet hat. An der vorbildlichen „Kinderstube", in der beide Geschlechter in der gesamten Türkei aufwachsen, haben die Kemalistischen Reformen niemals rütteln wollen. Die alte türkische Tradition, die auf Ehrfurcht, Gemessenheit und Würde sich gründet, wird entscheidend zur Sprache kommen in der echten türkischen Gesellschaft, die sich wohl eher als im verwaschenen Konstantinopel-Pera im kernigen Anatolien entwickeln wird.

Die drei Grüße. Von Börries, Frh. v. Münchhausen

Ich ritt von Damiette
Zum Teiche Mensaleh,
Der Huf riß eine Kette
Vom Schaft der Aloë.

Aus Wüstensand gehoben
Von geiler Kraft des Schlamms
Zeigten drei Glieder droben
Das Wappen meines Stamms,

Hellgrün, halbtausendjährig
Bestellte feierlich
Des Ahnen Gruß willfährig
Der Panzerring an mich. –

Aus Undeloh der Krüger
Im Lüneburger Sand,
Der graue Heidepflüger
Vorm Sech den zweiten fand.

Und er war nicht geringer
Als den ich dort empfing, –
Ich trag' noch heut am Finger
Aus Luthers Zeit den Ring.

Unter kristallner Platte
Segnet mich frommen Blicks
Von pergamentnem Blatte
Der Mönch Sankt Benedikts. –

*

Doch hört' ich Geisterrufen
Nie wie bei Sankt Quentin, –
Ich kam mit müden Hufen
Herüber von Justin.

Ein Fährmann an der Toise
Gab mir zur Nacht Quartier,
Ich ließ im Spiel vom Glase
Sein Söhnchen nippen Bier.

Als ich es küßt' und herzte,
Sprach eine alte Frau:
„So spielte und so scherzte
Auch einer ganz genau

Mit mir vor fünfzig Jahren, –
Es lagen im Quartier
Von euern deutschen Scharen
Drei Gardereiter hier!"

Da nannte sie den Namen,
Und mich durchfuhr ein Stich:
Sie nannte meinen Namen,
Mein Vater grüßte mich! – –

Wir führten Schwert und Zügel
In manchem roten Streit,
Achthundert Jahr im Bügel
Sind eine lange Zeit! –

Und oft wohl grüßte leise
Den Enkel stumm ein Ahn,
Betrat auf schwerer Reise
Der seiner Schlachten Plan. –

Mir griff die Panzerkette
Nicht tiefer in die Brust,
Als wenn ich selber hätte
Sie tragen einst gemußt.

Mir liegt am Fingerknoten
Nicht fester jener Ring,
Als wenn ich von dem Toten
Ein'n Händedruck empfing.

Doch tief erschüttert wühlte
Mir dies auf mein Gefühl,
Daß einst mein Vater spielte,
Wie ich mit Kindern spiel'!

Digitized by Google

Begegnung, Novelle von Ewald Swars

Der Personenzug, der von Irkutsk nach Wladiwostok fuhr, erreichte Tschita, die Hauptstadt Transbaikaliens, mit einigen Stunden Verspätung. Wir waren müde und verdrießlich von dem langen Warten auf dem Bahnhof inmitten eines abenteuerlich bunten Gewimmels von russischen, japanischen, tschechischen und amerikanischen Soldaten, chinesischen Händlern, burjätischen Hirten, russischen Bauern und Arbeitern mit Weibern, Kindern, Körben, Säcken und Kisten. Es war schon dunkel, als wir in den Zug stiegen. Wir tasteten uns mühsam durch die schlecht erleuchteten, überfüllten Abteile, durch Wolken von Zigaretten- und Pfeifenrauch, durch Schatten von Menschen und Gepäck und durch das Murren von Schläfern, die wir ungewollt geweckt hatten, bis wir endlich zwei freie Plätze fanden.

Im Wagen lastete die Müdigkeit und Traurigkeit eines leidenden und unglücklichen Volkes, jene schwere Stimmung, die mich schon in den Wartesälen des Bahnhofes gewürgt hatte. Es war im Frühjahr 1918: Krieg und Revolutionen hatten die Seelen mürbe geschlagen.

Zwei Kerzen gossen ein klägliches und ohnmächtiges Licht auf den mit Menschen und Koffern vollgepackten Raum. Die Luft roch nach Schweiß, Tabak und alten Kleidern. Man hörte das Atmen und Schnarchen der Schläfer, die in drei Stockwerken übereinander lagen. Einige Passagiere gingen noch auf und ab, standen herum, rauchten, sprachen halblaut miteinander, kauten Zedernsamen und Erdnüsse und spien die Schalen auf den Boden.

„Gesindel," murmelte Sidsikoff mit einem Blick maßloser Verachtung auf diese ganze Umgebung. Er war in der Zarenzeit Stabsoffizier gewesen und versah jetzt ein kleines Amt in dem Verpflegsapparat der Roten Armee. Wir fuhren nach Blagoweschtschensk, der Hauptstadt des reichen Amurgebiets, um Getreide zu kaufen.

„Wir werden drei Tage lang fahren," belehrte mich Sidsikoff. „Blagoweschtschensk ist zweitausend Werst von Tschita entfernt. Bei euch kann man da zweimal durch ganz Deutschland fahren, bei uns ist es eine kleine Entfernung. Rußland ist groß." Er sah mich stolz an. Weil ich nichts erwiderte, wiederholte er einigemal: „Rußland ist groß."

Wir richteten uns auf unsern Plätzen ein, und als der Zug zu rollen begann, legten wir uns zum Schlafen hin. Ich lag noch lange wach, sah, wie draußen Lichter, Fensterreihen, Schatten und Häuserumrisse gespenstisch durch die Dunkelheit schwammen, wie die Stadt zurückblieb und wir in die blaue Unendlichkeit der Nacht hineintauchten, bis nichts mehr zu sehen war als die matten Lichtvierecke, die aus den Fenstern des Zuges auf den Bahndamm fielen.

Eine seltsame Erregung und wunderliche Spannung wie in Erwartung oder Ahnung irgendeines wichtigen Erlebnisses ließ mich lange nicht einschlafen. Die fremden Menschen, die rings um mich unter Lumpen und Decken schliefen, das fremde Land, durch das der Zug stampfend und keuchend rollte, und die unendlichen Räume der undurchdringlichen Nacht: alles das tauchte mich in eine ängstliche und zugleich selige Stimmung von Geheimnis und Wunder.

‚Wie traurig das Licht der Kerzen fließt!' dachte ich müde. ‚Die Schläfer liegen formlos im Schatten wie Leichen in der Dämmerung auf einem Schlachtfeld ... Sie sind mir fremd. Was gehen sie mich an! Und dennoch tut mir die tiefe Traurigkeit dieses Wagens weh. Immer sind die Züge und Bahnhöfe überfüllt, als wenn das ganze russische Volk auf einer Wanderung begriffen wäre. Wie Schwärme aufgescheuchter Vögel fluten sie ängstlich hierher und dorthin, während in ihren Ohren das Heulen der Revolution gellt ...'

‚Das russische Volk ist aus tausendjährigem Schlaf aufgewacht,' träumte ich weiter. ‚Es taumelt noch schlaftrunken und reibt sich die Augen, geblendet von der Helligkeit des neuen Tages und der Weite der neuen Horizonte. Es wirft die Arme in die Luft und schreit. Vorderhand weiß es nichts anderes zu tun. Es schreit wie ein neugeborenes Kind, das noch nicht sprechen kann. Das Volk ist Unbewußtsein und Chaos und wartende Kraft — wie ein neugeborenes Kind. Das Kind kann ein Held werden oder ein Krüppel ...'

‚Aber was geht dich das an!' schrie ich mich an. ‚Hast du nicht genug mit deinem eigenen Schicksal zu tun? Bist nicht auch du ein windverschlagener Vogel, dessen Lieder verstummt sind, weil eine unsägliche Angst seine Kehle zuschnürt? Fühlst doch auch du die Faustschläge des Schicksals im Nacken, daß du oft in die Knie sinkst und betest ... Aber das Denken und Grübeln und Wägen frommt zu nichts. Draußen schwebt das Sternengewölbe groß, ewig und unergründlich über der Erde. Trinke dies Bild in dich hinein und verstumme ...'

Digitized by Google

Als ich am andern Morgen aufwachte, war es schon heller Tag. Um mich war ein wirres Durcheinander von Menschen, Worten und Dingen. Meine Seele schüttelte den Schlaf ab und setzte jedes an seinen Platz. Ich begriff, worüber gesprochen wurde: Der Zug rollte auf dem Nordzweig der ostsibirischen Bahn; die südliche Strecke durch die Mandschurei war gesperrt: dort kämpften die zarentreuen Kosaken und Mongolen unter der Führung des Atamans Semjonoff und des Barons von Ungern-Sternberg gegen die Rote Garde. Jemand berichtete, daß diese Generäle mit Hilfe von Panzerzügen Stück für Stück der Bahnlinie von Mandschuria aus westwärts eroberten und bereits die Station Olowjannaja besetzt hätten, und sobald Karymskaja, die Zweigstation, in ihre Hände fiele, könnte dieser Zug nicht mehr nach Irkutsk zurückfahren.

Über die Gesichter der Reisenden flatterten Angst und Sorge.

Ich kannte jene kleinen Stationen, wo die Weißen gegen die Roten kämpften; ich war dort einmal vorbeigefahren. All diese Stationen lagen unendlich einsam und verloren in der kahlen, dürren, gewellten daurischen Steppe. Wie tief mußten sie erschüttert werden, wenn nun in ihre Stille der grauenhafte Lärm von Panzerzügen, Maschinengewehren, galoppierenden Patrouillen, Attacken, Geschützen und Automobilen hereinbrach!

Sidsikoff hatte sich gewaschen und verpackte sorgfältig Seife, Handtuch und Zahnbürste in der Handtasche. Seine Bewegungen waren langsam, zögernd, als wenn sie das Ergebnis peinlichen Nachdenkens wären. Sein Gesicht war rasiert und faltig. Mit einem kalten und überlegenen Blick streifte er die debattierenden Reisenden und wandte sich dann flüsternd mir zu: „Nur keine Sorge," beruhigte er mich, „wir werden schon zurückkommen. Ich kenne Semjonoff persönlich."

Er blinzelte mich listig und vielsagend an. Ohne Überleitung begann er dann von seiner Frau zu erzählen, von der er geschieden war und die irgendwo bei Odessa wohnte. Er würdigte mich seines vollen Vertrauens.

Mitten in seiner Erzählung wurde er durch das Halten des Zuges unterbrochen. Die Station hieß Kuenga (dreisilbig, mit dem Ton auf der letzten Silbe). Es wird bald verständlich werden, weshalb sich dieser Name meinem Gedächtnis für immer eingeprägt hat. Ich sah ein großes, hell getünchtes Bahnhofsgebäude, das einen städtischen Eindruck machte. Zu beiden Seiten standen wie auf allen Stationen lange, offene Verkaufsstände, wo Bäuerinnen aus der Umgegend Brot, Butter, Eier, Milch, eingelegte Gurken und gebratenes Fleisch feilboten. Die Reisenden strömten hinaus, überfluteten den Bahnsteig, drängten sich an den Verkaufsbuden und standen in langen Reihen hintereinander vor den Kesseln mit kochendem Wasser. Gelächter, fluchende und scherzende Worte schwirrten in der Luft. Als das Gedränge sich beruhigt hatte, holte auch ich heißes Wasser zum Tee; Sidsikoff kaufte Brot, Wurst, Eier und Milch.

Der Zug stand noch, als wir unser Frühstück schon lange beendigt hatten. Ich ging auf den Bahnsteig hinaus, weil die Luft im Wagen warm und drückend war.

Da geschah etwas, was mich tief erschütterte: ich sah ein junges Mädchen von einer solchen Schönheit, daß sich mein Herz wie in großem Weh zusammenzog, einige Sekunden lang stockte und dann laut und schwer zu pochen begann.

Längs des Zuges gingen drei junge Mädchen auf und ab. Sie gingen Arm in Arm, alle drei gleich gekleidet, mit bloßen Köpfen. Sie trugen weiße Blusen mit Matrosenkragen, blaue Röcke, weiße Strümpfe und weiße Schuhe.

Die mittlere von den dreien war schlanker und größer als ihre Schwestern. Ihr gewelltes, kastanienbraunes Haar lag lose und üppig auf ihrem Nacken wie ein Fell. In ihren großen blauen Augen strahlte die wehe Süßigkeit wolkenloser Vorfrühlingstage. Alles an ihr war vollkommen: das Ebenmaß ihrer Glieder, die ungewöhnliche Zartheit und Reinheit der Haut, die regelmäßigen Linien des Gesichts, das feuchte Rot der vollen Lippen, das matte Weiß der lückenlosen Zähne und die Anmut der schmalen Hände und Füße. Es war ein unvergeßlicher Genuß, ihrem Gang zuzusehen: er hatte die stolze Ruhe, Elastizität und selbstverständliche Anmut jeder vollendet schönen Bewegung in der Natur, sei es das Fließen einer Wasserwelle, das Schreiten eines edlen Tieres oder das Schwanken einer jungen Birke im Wind. Man sah sie gehen und glaubte einen süßen, seligen Geigenton zu hören, der in die Seele ein Gemisch von Sehnsucht, Schmerz und Liebe warf.

Ich blieb abseits stehen und sah in einer glücklichen und zugleich schmerzlichen Bewegtheit den dreien zu, wie sie lachend und plaudernd näherkamen, vorbeigingen, umkehrten, zurückgingen, wieder umkehrten und näherkamen und so immer auf und ab längs des Zuges.

Die Mittlere wurde von ihren Schwestern Olga genannt. Als das Glockenzeichen ertönte, stiegen sie in einen Wagen zweiter Klasse.

Digitized by Google

Ich ging an meinen Platz. Als der Zug zu rollen begann, legte ich mich hin und schloß die Augen, als wenn ich schlafen wollte. Ich wollte nichts sehen. Alles war mir bedeutungslos geworden: Sidsikoff und die andern Reisenden, die russische Revolution, der Krieg in Europa, die Landschaft, die draußen vorbeizog, Wert und Bedeutung hatte jetzt für mich nur noch eines: die Gestalt, die Erscheinung, die Schönheit, die sich mir in einem jungen Mädchen offenbart hatte.

Ich träumte von Olga. ‚Sie kommt gewiß aus Petersburg . . . Sie ist die Tochter aus einer adligen Familie, die vor den Bolschewiken flüchtet . . . Ihr Bruder ist Gardeoffizier gewesen und in den Straßenkämpfen gefallen . . . Gewiß war er schön wie ein griechischer Gott . . . Olga fährt nach Wladiwostok, um von da ins Ausland zu gelangen, nach Japan oder Amerika . . . Wie schön sie ist, wie unbegreiflich schön! Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß der Mensch so schön sein kann! Viele Männer werden vor ihr knien und ihr sagen, daß sie schön ist, schöne, kluge und starke Männer, Könige, Helden und Dichter. Einem von ihnen wird sie sich hingeben, und das Leben wird dann den Gipfelpunkt seiner Seligkeit erreicht haben . . . Es müßte ein erschütterndes Glück sein, vor ihr knien und ihre Hände küssen zu dürfen . . .'

*

Der Zug rollte schon den zweiten Tag, verschlang den Raum gleichmäßig und unermüdlich, aber scheinbar erfolglos. Er polterte über Brücken hinweg, fuhr an kleinen Häusern, verschlafenen Stationen, namenlosen Dörfern vorüber. Er fraß sich durch Gebirgszüge, so daß sich links und rechts steile, nackte Felswände auftürmten und ihn zu ersticken drohten. Er keuchte mühsam und geängstigt durch unabsehbare Wälder, deren Miene seltsam hochmütig und drohend war und die voll Haß und Verachtung auf den braunen qualmenden Wurm zu blicken schienen, der sich vermaß, ihre Ureinsamkeit zu stören; ganz dicht traten sie an den dünnen Strich heran, den der Mensch durch ihre wuchernde Wildnis gezogen hatte, und in ihrem gelassenen Sausen lag das halb ärgerliche, halb mitleidige Lächeln eines Riesen über müßiges Kinderspielzeug. Das Poltern und Fauchen des Zuges wurde vom Walde verschluckt, und es blieb nichts zurück als das unergründliche Raunen des dunklen Wipfelmeeres, in dem die Erinnerungen von Jahrtausenden schliefen. Der Urwald öffnete einen Augenblick lang die Augen, langsam und schläfrig, und schloß sie wieder.

Gegen die betauten Fensterscheiben schlugen Regentropfen; zwischen Himmel und Erde hing ein Netz von feinen grauen schrägen Strichen, hinter dem die Erde in Schwermut und Tiefsinn versank.

Im Wagen lastete eine warme, schwere Luft, die durch vorbeifliegende Rauchfetzen verdunkelt wurde. Die Gesichter der Reisenden sahen in dieser Beleuchtung grünlich blaß und krank aus. Der verschleierte Tag draußen, die mürrischen Rauchwolken und die trüben Fenster schlossen sie von der Außenwelt ab, warfen sie auf sich selbst zurück, so daß sie näher zusammenrückten und Lächeln, Blicke und Worte zwischen sich wie Brücken bauten, über sich wie Dächer wölbten, um sich wie Gärten wachsen ließen.

Ein hagerer Herr mit einem weißen Vollbart erzählte von der Januar-Revolution in Irkutsk. Er sprach sehr langsam und ruhig mit dem fatalistischen Gleichmut des Russen. Bei ihm wie bei den lautlos Horchenden mischte sich das Gefühl des Geborgenseins, die Freude darüber, den furchtbaren Schrecken entronnen zu sein, mit dem kalten, dunklen Grauen, das noch in der Erinnerung an das überlebte die Seelen durchrann.

Neben mir saß ein kleiner dicker Herr mit einem lustigen, selbstzufriedenen Gesicht. Süßlich lächelnd wandte er sich an die junge Dame, die ihm gegenübersaß: „Haben Sie schon eine weite Reise hinter sich?"

„O ja," lachte sie, „ich komme aus Petrograd."

Alle Augen richteten sich plötzlich auf die junge Dame. Sie lächelte immer noch. Ein düsterer Mann mit einem zerfurchten, unrasierten Gesicht sah sie unwillig an und ärgerte sich anscheinend über ihr Lächeln.

„Ihre Eltern wohnen in Petrograd?" fragte wiederum der Dicke.

„Nein. Meine Eltern wohnen in Chabarowsk. Dorthin fahre ich jetzt. Ich habe sie zwei Jahre lang nicht gesehen."

„Das heißt, Sie wohnten in Petrograd bei Verwandten?"

„Nein. Ich studierte Chemie."

Es entstand eine kleine Pause, als wenn die junge Dame durch dieses Geständnis eine Grenze zwischen sich und den andern gezogen hätte.

Der düstere Mann durchbrach dieses peinliche Schweigen mit wildem Hohn: „Was gibt es wohl dort zu studieren, wo die Leute nichts zu essen haben und in den Straßen die Kugeln pfeifen!"

Die Studentin erwiderte unbeirrt mit ihrem überlegenen Lächeln: „Freilich, die Revolution hat dort vieles verändert. Deshalb fahre ich auch nach Hause."

Digitized by Google

Der Zug hielt auf einer kleinen Station und fuhr bald weiter. Nur ein Teil der Reisenden hatte Zeit gehabt, heißes Wasser zu holen. Die Studentin nahm ihr Teekännchen von einem jungen Chinesen in Empfang, der immer neben ihr saß und ihren Winken folgte, stumm und treu wie ein Hund.

„Sie haben also die ganze Revolution in Petrograd miterlebt?" setzte der kleine Dicke die unterbrochene Unterhaltung fort, biß ein Stück Zucker ab und goß Tee in den Mund; es verlangte ihn, Mord- und Greueltaten zu hören, während er in einem warmen Eisenbahnabteil saß und heißen Tee trank.

„Ja," sagte die Studentin einfach, „die ganze Revolution. Am furchtbarsten war natürlich die Oktober-Revolution, allein schon bei den Offiziersschulen. Die Wladimir-Schule z. B. hielt sich von morgens sieben bis nachmittags drei Uhr. Die Junker schossen aus den Fenstern mit Gewehren und Maschinengewehren, solange sie Munition hatten, und als sie keine mehr hatten, sprangen sie aus den Fenstern — vom zweiten Stockwerk — auf die Straße, wo die Roten standen. Es blieb keiner von den Junkern am Leben, kein einziger. Abends lagen sie alle tot oder schwer verwundet auf der Straße. Sie wurden auf Droschken und Lastautos geladen, nach der Newa gefahren und ins Wasser geworfen, auch die Verwundeten. Ich war abends in jener Straße und sah, wie auf einem Auto mitten unter vielen Leichen ein Verwundeter sich bewegte: er drehte den Kopf und blickte zurück, als ob ihm jemand helfen sollte —"

In die Augen der Studentin traten Tränen und schimmerten wie kostbare Perlen. Ihr beständiges Lächeln wirkte nun seltsam rührend. Sie verbarg ihre Tränen nicht und blickte mit ihren blaßblauen glänzenden Augen die Reisenden der Reihe nach an.

„Es ist nur gerecht, daß auch an diese Nichtstuer mal die Reihe kommt," polterte der düstere Mann in das verlegene Schweigen hinein, in das die Tränen der Studentin die andern geworfen hatten. „Früher haben wir gelitten."

„Nur müssen dabei auch Unschuldige leiden," sagte der weiße alte Herr mit seiner sanften Stimme.

„Was heißt unschuldig! Bei diesen Blutsaugern ist einer solch ein Lump wie der andere."

Sidsikoff, der in der Ecke ein wenig geschlummert hatte, richtete sich auf und begriff nur undeutlich, worüber gesprochen worden war. „Wissen Sie, was ich vorher in diesem Journal hier (— er klopfte mit der Hand auf ein Heft —) über den Bolschewismus gelesen habe? Der Bolschewismus ist eine Krankheit, sagt der Autor, eine russische Krankheit. — Der erste Bolschewik sei Tolstoi gewesen. Wie, was sagen Sie dazu?"

Niemand antwortete. Einige lächelten nachsichtig über seine Bemerkung, die vollständig außerhalb des Zusammenhanges stand. Einige sahen ihn unwillig an. Aber unbeirrt fuhr er fort: „Im Bolschewismus liege religiöse Inbrunst, sagt er hier. (Er klopfte wieder auf die Zeitschrift.) In ihm komme der Drang der russischen Volksseele nach Universalität zum Ausdruck: alle Menschen gleich, alle Menschen Brüder, keine Gegensätze mehr, keine Kriege mehr! Man sehe, daß das Ganze fanatisch und überschwenglich wie jede religiöse Bewegung sei, sagt er. — Wie, ist das nicht merkwürdig?"

„Es wird viel zusammengeschrieben," sagte der Düstere wegwerfend, „irgendwie müssen ja die Seiten gefüllt werden."

Sidsikoff zuckte mit den Schultern, sah mich schlau lächelnd an und gab es auf, unfähigen Zuhörern höhere Gedanken zu erläutern.

Der alte Herr warf in das Schweigen eine Frage: „Ist es wahr, daß die Deutschen schon die halbe Ukraine erobert haben?"

„Ja, die ganze beinahe und die Krim auch," erwiderte ein junger Beamter, der abseits im Gang stand. Er hatte ein schönes, kühnes Gesicht. In seiner Stimme klangen Ärger und Haß. Er sah über alle hinweg in seine eigene Ferne.

Ich zuckte bei den Worten „die Deutschen" zusammen. Blitzschnell flog eine Reihe von Bildern durch mein Hirn: Deutsche Soldaten kämpfen in Frankreich und Belgien, in Polen, Kurland und Finnland, in Kiew und Sebastopol, in Mesopotamien und Palästina, in Serbien und Italien. ‚Ein ganzes Volk,' sagte ich mir, ‚dein Volk erlebt ein großes und furchtbares Schicksal. Es stirbt vielleicht daran, aber es stirbt wie ein Held. Was aber tust du? Du träumst müßige und verworrene Träume, während überall Taten geschehen. Nur die Tat dreht das Rad der Welt weiter . . .'

Der kleine dicke Herr prophezeite: „Die Deutschen werden in Moskau einmarschieren, und die Japaner werden Sibirien besetzen. Dann ist es mit Rußland vorbei." Von seinem strahlenden Gesicht war deutlich abzulesen, wie sehr er sich auf diese ungeheuren Ereignisse freute und wie glücklich er darüber war, in einer solch interessanten Zeit zu leben.

„Mit Rußland ist es noch lange nicht vorbei," sagte der junge Beamte mit heiligem Ernst und zorniger Festigkeit. Die Reisenden blickten ihn verwundert, stolz, fragend und

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Leo Fontan-Madrid

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

dankbar an. Er fühlte diese Blicke und begann zu erzählen. Er kam aus dem Turkestan, aus Taschkent und Samarkand.

Ich hörte nicht mehr zu. Ich war sehr traurig geworden. ‚Nur die Tat dreht das Rad der Welt weiter,' spann ich meine Gedanken fort. ‚Aber was für ein Sinn liegt darin, daß Tausende von Junkern und Offizieren in Petersburg hingeschlachtet wurden, und daß andere Tausende in Moskau, Kiew und Samarkand an Hungertyphus sterben? Was für ein Sinn liegt darin, daß eine Rasse in einem Zeitraum von zweitausend Jahren groß, stark und reich wird und in den nächsten tausend Jahren entartet und zerfällt? Wohin geht der taumelnde Traumweg der Menschheit? Wofür bringt sie ihre Millionenopfer an Leben? Für ein fernes und glückseliges Ziel? Oder sind es Sühneopfer für verruchte Sünden?'

So verirrte ich mich in Fragen, auf die ich keine Antwort finden konnte; ich wurde müde und schob alle Gedanken weit fort. Durch irgendeine Ideenverbindung tauchte Olgas Bild in meiner Seele empor, und da versank wiederum alles andere: Schmerz und Unruhe durchwogten mich in wildem Andrang, ich stieg nicht mehr nach den Gipfeln des Gedankens zu klarer und eisiger Schau. Ich schwamm im sturmzerwühlten Meer chaotisch flutender Gefühle.

*

Ich sah Olga auf jeder Station. Kaum hielt der Zug, so sprang sie mit ihren Schwestern heraus und ging auf und ab, bis das dritte Glockenzeichen verhallt war und die Lokomotive stoßweise zu arbeiten begann.

Ich freute mich auf jede Haltestelle. Während der Zug rollte, dachte ich immer nur das eine: ‚Ich werde Olga sehen!' Während die andern sprachen, lachten, sich bewegten, während ich scheinbar zuhörte oder die Zeitung las, dachte ich immer nur das eine: ‚Ich werde Olga sehen!' Die Passagiere und ihre Bewegungen, ihr Lachen und ihre Worte, die Buchstaben der Zeitung, die Landschaften, welche am Fenster vorbeiglitten — das alles verschwamm zu einem lästigen Nebel, das alles war ein Gewirr von zufälligen und bedeutungslosen Eindrücken, die ich nicht vermeiden konnte, die mir nahekamen und mich wie trübes Wasser umspülten; aber hinter diesem chaotischen Wirrwarr stand die Gestalt, die vollendete Form, der Sieg der Form über das Chaos; hinter allem Verzerrten, Traurigen und Schmutzigen sah ich die Schönheit, das Lachen, den Tanz, die Musik, sah ich die Antwort auf all meine Fragen, sah ich den Sieg des Lebens über den Tod ...

So sah ich Olga. Ich kniete vor ihr. Ich betete sie an. Ich träumte von ihr. Meine Träume waren oft nackt und leidenschaftlich wie Liebesgedichte, manchmal traurig und weich wie ein Abendwind und wiederum kühn und verwegen wie Ritter in eiserner Rüstung, die ins Heilige Land reiten ...

Im Geiste stellte ich ganze Gespräche zusammen, die zwischen Olga und mir stattfinden würden. Denn was hinderte mich, sie auf der nächsten Station anzusprechen?

‚Ich werde zu ihr gehen und ihr sagen — Ja, was werde ich denn sagen? Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich Ihnen vorstelle, oder: Ich möchte Ihre Bekanntschaft machen. Pfui Teufel, wie albern das alles klingt! Gnädiges Fräulein — ha! Kann man sich die vollkommene Schönheit als ein gnädiges Fräulein vorstellen? Ich werde vor ihr stehen bleiben und sie ansehen, nichts weiter. Mein Schweigen wird sie ängstigen und sie zwingen, ihre Augen groß und furchtsam auf die meinigen zu richten. Was wollen Sie von mir? Diese Worte klingen fast wie ein Hilferuf. Wie schön Sie sind! sage ich endlich, langsam, in Gedanken versunken, meine Stimme ist halblaut und kommt wie aus weiter Ferne. Über Olgas Gesicht haucht eine flüchtige Röte, aus ihren Augen schwindet jede Angst, und sie erhält die Sicherheit des verwöhnten Kindes zurück. Sie merkt, daß sie es nicht mit einem Wahnsinnigen zu tun hat, sondern mit einem verliebten Narren. Ihre Augen blitzen übermütig und spöttisch auf: Weiter wollten Sie mir nichts sagen? — Weiter wollte ich Ihnen nichts sagen. — Sie haben mir nichts Neues mitgeteilt; ich wußte es schon, daß ich schön bin. — Wenn Sie es nicht wüßten, wären Sie noch schöner. — Ich sage es rätselhaft und wie für mich; ich sage alles in einem Ton, als spräche ich in eine silberne Sternenferne hinein. — Eine Blume weiß es nicht, daß sie schön ist. — Ich bin aber keine Blume. Sie lacht. Ihr Lachen ist wie das eines Kindes und klingt mir wie Gesang. — Ich wollte nichts mehr als Ihnen sagen, daß Sie schön sind. Nun habe ich auch Ihre Stimme und Ihr Lachen gehört und ich bin glücklich. — Sie sind sehr bescheiden. Sie lacht wieder. Ich widerspreche nicht. Ich lasse sie bei dem Glauben, daß ich bescheiden sei. Wenn sie wüßte, daß ich mit dem Klang ihrer Stimme einen Teil ihrer Seele mitnehme, würde sie mich nicht bescheiden nennen! — Ich werde Sie nie vergessen, sage ich nach einer langen Pause, und meine Stimme klingt wie ein Schwur. — Verstehen Sie recht, was das heißt: nie. Ich werde Sie morgen zum letztenmal sehen, dann nie wieder in meinem Leben. Aber ich werde immer an Sie denken.

Digitized by Google

Ich werde vielleicht noch zehn oder zwanzig oder dreißig Jahre lang leben, und jeden Tag während dieser Zeit werde ich mich an Sie erinnern, und jedesmal wird mich dieselbe Freude durchrieseln, die ich jetzt empfinde. Ich werde in dieser Zeit vielleicht zehn, vielleicht hundert schöne Frauen sehen, und eine von ihnen werde ich vielleicht auch lieben, aber immer werde ich an Sie denken! Es werden tausend Eindrücke meine Seele erschüttern und verwunden, aber nichts wird die Erinnerung an Sie zerstören können. Und an dem Tage, an dem ich sterben werde, werde ich mich kurz vor dem Verlöschen des Bewußtseins bemühen, mir diese kleine sibirische Bahnstation vorzustellen und Sie vor dem Zuge stehend' — Ich breche plötzlich ab und blicke verwundert um mich, als wäre ich aus einem tiefen Traum erwacht. Ich sehe Olga an; aus ihren Augen ist jeder Spott gewichen, sie lacht nicht mehr, sie blickt ernst und groß auf mich, — in ihren Augen liegt ein seltsames Gemisch von Verwunderung, Traurigkeit, Mitleid, Liebe und Dankbarkeit. Sie reicht mir schweigend die Hand, ich küsse diese schmale, weiße Hand und sage nichts mehr. Jedes Wort wäre nur Entweihung eines heiligen Geheimnisses, wo zwei Seelen sich auf ihren tausendjährigen Wanderungen für einige Minuten begegneten, um wieder auseinander zu gehen . . . und tausend Jahre lang weiter zu wandern . . .

★

Manchmal wurden meine Träume phantastisch und verbrecherisch: Unser Zug stößt mit einem andern zusammen. Der Wagen, in dem ich sitze, bleibt unversehrt. Ich laufe hinaus und suche Olgas Wagen. Er ist zertrümmert. Es ist Nacht, und wie ein Verzweifelter taste ich in den Trümmern umher. Ich reiße einem Beamten eine Laterne und ein Beil aus den Händen und schlage mir Bahn durch den Wirrwarr. Ich achte nicht auf die Hilferufe Verwundeter und Sterbender, die mir zunächst liegen, — ich suche Olga. Ich leuchte jeder Gestalt ins Gesicht. Ich suche Olga mit einer atemstockenden Hast und mit der Entschlossenheit eines Wahnsinnigen. Endlich finde ich sie, nehme sie in meine Arme und trage sie fort. Ich gehe über den Bahndamm, in die Nacht hinein, in den Wald hinein, als wären mir Verfolger auf den Fersen und wollten mir das Mädchen entreißen. Ich strauchle und falle mit meiner süßen Last, stehe auf und gehe weiter. Schweiß rinnt an meinem Körper herab, meine Pulse fliegen, ich achte nicht darauf und irre die ganze Nacht hindurch. In der Morgendämmerung breche ich an einem Flußufer atemlos zusammen, bette Olga auf den Boden und knie neben ihr. Ich küsse ihre Hände, ihre geschlossenen Augen, ihr Haar, ihre Lippen, und weiß es plötzlich, was ich von Anfang an gewußt hatte und mir nicht eingestehen wollte: daß sie tot ist. Aber als ich sie in die Arme nahm, lebte sie noch, rede ich mir ein; ihr Herz schlug noch gegen mein Herz, ihr Atem streifte meine Lippen, belüge ich mich. Ich küsse noch einmal ihren toten Mund, hebe sie auf, und, mit ihr umschlungen, gleite ich still den Uferabhang hinab in die morgensilberne Flut hinein . . .

So träumte ich, während der Zug rollte. Und wenn er vor der nächsten Station zu zögern begann, stockte auch mein Herzschlag in großer Angst und Sehnsucht und Traurigkeit. Ich wußte es, daß meine Träume ewig Träume bleiben werden, daß ich Olga niemals ansprechen werde, und daß, wenn ich es auch täte, nur ein bedeutungsloses, lächerliches und furchtbar ernüchterndes Gespräch die Folge sein würde.

Jedesmal, wenn der Zug hielt, fühlte ich, daß ich bleich wurde und zu zittern begann.

★

Am Abend dieses zweiten Tages meiner Reise stand ich in dem kleinen Vorraum des Wagens, wo beiderseits die Türen nach außen gehen. Ich hatte das Fenster der Tür, an der ich stand, heruntergelassen, so daß beständig der erfrischende, kühle Luftstrom mein Gesicht umspülte. Zwei oder drei Stunden lang hielt der Zug nicht ein einziges Mal. Mir tat es wohl: meine Gedanken und Träumereien wurden nicht gestört und nicht unterbrochen, sie kamen und gingen in unsichtbaren Wellen, getragen von dem immer gleichen Rhythmus des rollenden Zuges und meinem ruhigen Ein- und Ausatmen. Mein Gehirn arbeitete ungewöhnlich scharf und klar und umfaßte große Räume und Zeiten.

Ich stellte mir die Stadt vor, aus der ich kam, mit ihren Häusern, Straßen, Gärten und Menschen. Viele von den Menschen stellte ich mir einzeln vor Augen, wie sie gingen, aßen, sprachen, sich schlafen legten . . . Dann sah ich im Geiste auch die Stadt, nach der ich fuhr, und obwohl ich sie nicht kannte, wußte ich, daß auch dort Bäume, Häuser, Wagen und Menschen waren und Lärm, Bewegung, Geschrei, Worte, Gelächter, Lieder und Farben den Raum erfüllten . . . ‚Und weiterhin liegt wieder eine Stadt,' dachte ich, ‚und wieder eine, und so immer fort zerstreut über die ganze Erde wimmelnde, brüllende, zackige, farbige Flecke voll Unruhe und Bewegung, Häusergewirre, in denen Tausende

Digitized by Google

von Menschen gehen, lachen, sprechen, essen, sterben, Tausende von Schicksalen in jeder Stadt, Tausende von Lebensfäden, die sich kreuzen, sich zerren, zerreißen und wieder knüpfen, ein großes, unentwirrbares Netz, das über die ganze Erde gespannt ist, ein Netz von roten, warmen, zuckenden Fäden ... Da sind in jeder Stadt Warenhäuser und Kontore, Bibliotheken und Krankenhäuser, Theater und Konzertsäle, Kasernen, Herbergen, Fabriken, Museen und Kirchen, und alles das warm von Menschenfüßen und von Menschenatem durchwebt, von Menschentränen und -blut und -schweiß benetzt und von Worten, Gesängen und Gebeten durchirrt ...'

Ich stellte mir im besonderen Europa vor, das vom Krieg zerwühlt, zerfetzt und millionenfach erschüttert wurde und aus Millionen Wunden blutete: Schlachtfronten durchschnitten Ebenen und Gebirge gleich Linien aus Eisen, Feuer und Blut; dort waren Regimenter, Divisionen, Wagen und Pferde, Generäle und Krankenschwestern, Geschütze, Maschinengewehre, Panzerautomobile und Aeroplane, und hinter den Fronten knieten die Dörfer, seufzten hungernde Städte, flatterten Grauen und Angst in der Luft gleich schwarzen Riesenschatten ...

Alles dies sah ich fast gleichzeitig, innerhalb weniger Minuten. Ich erlebte es in einer einzigen furchtbaren Vision, die mir das ganze Erdendasein in seiner unfaßlichen Fülle, Kraft und Schönheit, aber auch in seiner Grausamkeit und Sinnlosigkeit zeigte.

Und mich selbst, mich winziges, zitterndes Erdenstäubchen sah ich allein am offenen Fenster eines sausenden Zuges stehen und in die Nacht hinausstarren.

Damit war der Augenblick gekommen, wo meine ruhige Gemütsstimmung in Angst und Schaudern überging. Ich sah mich ganz allein gegenüber jenem visionären Erdengemälde und -schauspiel, außerhalb seiner, losgelöst und verirrt. Ich hatte mich noch nie so allein gefühlt, so ohne Eltern und Geschwister, ohne Freunde, ohne Vaterland und Kinderland, ohne Gestern und Morgen und ohne Gott. Es war ein Augenblick furchtbarer und gefährlicher Einsamkeit: alle Fäden zwischen mir und der Welt waren zerschnitten und weggeweht; alle Erinnerungen waren verblaßt, alle Hoffnungen zwecklos geworden, als wäre ich längst gestorben und sähe aus einer andern Welt auf die Erde zurück.

Es war ganz dunkel geworden. Aus der Lokomotive sprühten große Schwärme von roten Funken, taumelten einige Sekunden lang in der Luft und erloschen. Aber es kamen immer neue Schwärme, dicht und wimmelnd, und füllten den ganzen Raum aus, der vom Fensterrahmen umschlossen wurde. Da ich in der Dunkelheit von der Erde nichts sehen konnte, gab ich mich der Täuschung hin, daß ich in die unendlichen schwarzen Tiefen des Weltalls hineinblickte, das von roten, auf und ab schwebenden Sternen ausgefüllt war. Es war nicht nur ein Hineinblicken, sondern auch ein Hineinfallen, ein langsames, beständiges Sinken in das tanzende rote Sternenmeer hinein, das weder Grund noch Ufer hatte. Diese Täuschung war von Müdigkeit begleitet und von dem leisen Wunsch des Einschlafens und Verlöschens. Die Erde schwebte irgendwo als ein ferner Traum und ein uraltes Märchen ...

Plötzlich hielt der Zug: das rote Sternenmeer erlosch, und ich fiel auf die Erde zurück. Ich sah die Lichtkreise einiger Laternen und die Umrisse von Häusern und Bäumen: die Erde war mir wieder ganz nah. Ich sah, wie sich die Zweige einer Birke im Winde bewegten; dieser flüchtige Eindruck erfüllte mich mit tief aufschluchzender Freude. Bahnbeamte mit Laternen gingen hin und her und riefen sich Worte zu. Ich war ihnen in großem Maße dankbar, daß sie sprachen und Wesen von Fleisch und Blut waren. Einen von ihnen, der an meinem Fenster vorüberging, fragte ich nach dem Namen der Station. O, wie gleichgültig war mir dieser Name! Ich wollte nur die Stimme des Mannes hören, meine eigene auch — es wäre ja möglich gewesen, daß ich sie auf meiner weltenweiten Traumwanderung vergessen hatte! Ich fragte den Beamten äußerst höflich und mit einem Lachen in der Stimme, als bereite es mir ein großes Vergnügen, mich mit ihm in ein Gespräch einzulassen. Er blieb stehen und gab mir Auskunft. Die Laterne beleuchtete sein bärtiges Gesicht, in dem jene wunderbare Mischung von Weisheit, Güte und Demut lag, die man in russischen Gesichtern so oft findet. Ich bot ihm eine Zigarette an, wir rauchten und plauderten bis zur Abfahrt des Zuges wie alte Freunde.

Dann ging ich an meinen Schlafplatz. Ich legte mich hin und lauschte dem Atem der Schläfer. Ich dachte an Sidsikoff, der mir wohlwollte; ich dachte an einige Menschen in der Ferne, die mich liebten. Ich war Mensch unter Menschen, ich war nicht mehr allein, nicht mehr losgelöst und verirrt.

Plötzlich erinnerte ich mich an Olga, und eine stürmische Woge von Qual und Seligkeit durchflutete mich. Wie hatte ich sie nur während dieser zwei, drei Stunden vergessen können! Ich stellte mir vor, wie sie nun

Digitized by Google

schlief, wie ihre Brust sich beim Atmen hob und senkte. Ich hätte gern die ganze Nacht hindurch an ihrem Lager knien und kauern und über ihrem Schlafe wachen mögen wie ein Freund und Bruder. Ich rechnete mir aus, daß ich sie noch einen Tag lang sehen werde. Dieser Gedanke erfüllte mich mit großer Freude. ‚An einem Tage kann sich vieles ereignen,' sagte ich mir.

*

Es ereignete sich nichts an diesem letzten Tage. Auf jeder Station sah ich Olga. Wenn ich an ihr vorüberging, fühlte ich, daß ich bleich wurde und zu zittern begann. Manchmal sah sie mich an: ihr Blick war ruhig, kühl, ein wenig neugierig. Weiter geschah nichts.

Spät am Abend — es mochte zehn Uhr gewesen sein — hielt der Zug auf einer großen Station. Sie hieß Nikolajewsk. Der Name tut nichts zur Sache, aber er ist mir im Gedächtnis geblieben. Der Zug stand dort etwa zwei Stunden lang. Anfänglich wimmelte der Bahnsteig noch von Teeholern, Einkäufern und Müßiggängern, da sich aber die Abfahrt des Zuges immer weiter hinausschob, ging einer nach dem andern in sein Abteil und legte sich schlafen. Auf dem Bahnsteig blieben nur Olga mit ihren Schwestern und ich.

Der Abend war still und warm. Vor dem Bahnhofsgebäude saßen drei Beamte auf einer Bank und sprachen miteinander. Einige erleuchtete Fenster starrten gleich erschrockenen Augen in die meilenweite Finsternis hinein. Rings um das Dorf lagerten die Berge und Wälder, die Nacht und das Schweigen, das Geheimnis, die Einsamkeit. Und inmitten dieser Stille und Dunkelheit sprachen die drei Beamten miteinander. ‚Wie wagen sie es,' dachte ich, ‚gegen die gewaltige Rede der Berge und Wälder anzukämpfen, gegen das Unbekannte und Fremde, gegen die furchtbare Einsamkeit, in der die Erde zwischen den Sternen hängt! Aber ihre Stimmen klingen ruhig. Sie stehen fest auf der Erde. Sie sehen Dinge, und es steigt in ihnen kein Zweifel an deren Wirklichkeit auf. Sie sprechen satt und selbstbewußt, als wenn es keinen Abend gäbe, keinen Herbst und keinen Tod . . .'

Ich stand und hörte ihnen lange zu, seltsamerweise flößten ihre Stimmen auch mir Ruhe ein, und allmählich begriff ich, worüber sie sprachen: der Zug werde in der Nacht die Station Botschkarewo erreichen, da würden einige Wagen abgekoppelt werden, um mit einer neuen Lokomotive nach Blagoweschtschensk abzuzweigen, während die übrigen über Chabarowsk nach Wladiwostok weiterfahren würden.

Ich begriff, daß ich Olga an diesem Abend zum letztenmal sah. Morgen früh werden wir auf verschiedenen Geleisen fahren, die sich immer mehr voneinander entfernen werden. Der Schmerz, der mich bei dieser Vorstellung plötzlich durchzuckte, war so heftig, daß ich mich einige Augenblicke lang gegen einen Laternenpfahl lehnen mußte, um nicht zu fallen. Ich habe nie vorher und nie nachher eine so große Wirkung eines Gefühls erlebt.

Die drei Schwestern gingen immer noch längs des Zuges auf und ab. Zum erneuten Male erwog ich den Plan, Olga anzusprechen. Ich träumte sogar von der Möglichkeit, daß sie mir irgendeinen kleinen Gegenstand der Erinnerung geben würde, — wäre es auch nur ein Fetzen Papier mit ihrer Adresse. Später würde ich ihr dann schreiben und ihr all das sagen, was jetzt ungesagt blieb. Ich würde von meiner großen Liebe zu ihr erzählen, von einer Liebe, von der sie noch nie gehört noch gelesen hat und die sie niemals in ihrem Leben erleben würde, von einer Liebe, die auf den Knien liegt und in Hymnen redet und den Namen der Geliebten an die Sternendecke schreibt, — von einer wahnsinnigen und zerstörenden Liebe . . .

Ich sagte mir, daß ich während der ganzen Fahrt keine glücklichere Gelegenheit als jetzt hatte, Olga anzusprechen, jetzt, wo die Reisenden schliefen und der Zug solange stand. Und in der halben Dunkelheit des Bahnhofs würde sie das Rot- und Blaßwerden meines Gesichtes nicht sehen, und das würde mich sicherer machen.

Ich begann, gleichfalls am Zug entlang auf und ab zu gehen, ich nahm mir bei jeder Wendung vor, bei der nächsten Begegnung stehen zu bleiben und zu sprechen, aber wenn der entscheidende Augenblick da war, schlug mein Herz so laut und so schwer, daß ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte.

So gingen wir lange Zeit auf und ab und aneinander vorbei. Bei jeder Begegnung verstummten die drei Mädchen und sahen mich an, sahen mich ernst und ein wenig erwartungsvoll an, schien es mir. Ich bemerkte weder Spott noch Ärger in ihren Mienen, und dieser Umstand machte mich nur noch hilfloser.

Plötzlich trennte sich Olga von ihren Schwestern und stieg die Stufen zu ihrem Wagen hinauf. ‚Sie ist müde geworden und will sich schlafen legen,' dachte ich. Aber sie blieb in der offenen Tür stehen, lehnte sich seitwärts an und sah auf den Bahndamm herab.

Digitized by Google

Ein jubelnder Gedanke erschütterte mich da: ‚Wie, wenn sie sich absichtlich von ihren Schwestern getrennt hätte, um dir Gelegenheit zu geben, sie anzusprechen?' Und dann, als ich sah, daß ihre Schwestern weiter abseits ihren Spaziergang fortsetzten, wurde mir dieser Gedanke zur unumstößlichen Gewißheit: ‚Sie wartet auf dich! Forderst du noch mehr von ihr, du Narr? Soll sie etwa zu dir kommen und dich ansprechen, du Narr?'

Ich ging nicht mehr auf und ab. Ich war wie gelähmt und fühlte nicht mehr die Kraft, einige Schritte zu tun. Ich lehnte mich gegen einen Laternenpfahl und sah zu Olga hinüber. Es schien mir, daß auch sie mich unausgesetzt ansah. Ich zitterte wie in großem Fieber. Ich kämpfte immer noch mit dem Entschluß, die dreißig Schritte bis zu den Wagenstufen, auf denen Olga stand, zu tun, und wußte doch gleichzeitig, daß ich mich nicht von der Stelle rühren werde, — nicht rühren konnte, weil ich wie erstarrt war. Ich wußte, daß kein einziges Wort über meine Lippen kommen würde, weil meine Kehle wie zugeschnürt war, weil ein übermächtiges Gefühl mich würgte und schüttelte. Ich empfand Qual und Angst und eine Traurigkeit, die mich dem Weinen nahebrachte.

So standen wir vielleicht eine Viertelstunde lang und sahen uns stumm an, standen wie an den Ufern eines Stromes, der uns für ewig trennte. Mein Gesicht glühte, meine Zähne schlugen im Fieber gegeneinander, mein Gehirn arbeitete sprunghaft, taumelnd, ziellos wie ein Tier, das in die Enge getrieben ist und keinen Ausweg sieht. Bruchstückhafte, gehetzte Bilder türmten sich in mir empor, brachen zusammen und erfüllten mein Inneres mit ihren Trümmern. Ich betete, daß der Zug bald abfahren möchte, damit meine Qual ein Ende hätte, und betete gleichzeitig, er möchte noch stehen bleiben, daß ich Olga noch länger ansehen könnte.

Da hörte ich das erste Glockenzeichen, kurz darauf das zweite und das dritte. Diese Laute, die bang und aufdringlich in die nächtliche Stille hineinfielen, schnitten mir wie Messer durchs Herz. Mir war wie einem Menschen zumute, der sein Todesurteil vernommen hat.

Die drei Mädchen entschwanden im Zug, ohne sich noch ein einziges Mal umzudrehen. Ich war erledigt. Ich schwankte langsam und wie in tiefes Sinnen versunken bis zum Zuge und stieg ein. Aber ich dachte an nichts. Ich war betäubt, zerschlagen, zertreten, ausgelöscht. Ich tastete mich durch den halbdunklen Wagen bis zu meiner Bank und fiel auf sie nieder, mit dem Gesicht nach unten. Ich hörte den Pfiff und das Keuchen der Lokomotive wie Geräusche aus weiter Ferne, mit denen ich keine Vorstellung verbinden konnte. Aus dem Takt der rollenden Räder hörte ich immerfort den einen Satz heraus: „Ich werde sie nie wiedersehen . . . Ich — werde — sie — nie — wiedersehen . . ." Aber ich begriff kaum, was dieses Wort bedeutete, ich fühlte nur dumpf und schwer, daß ich etwas versäumt hatte, etwas Großes und Unwiederbringliches, und daß ich die Qual um diese versäumte Stunde mein Leben lang mit mir herumtragen werde. Und ich versank in eine uferlose Traurigkeit, für die es keinen Trost gab . . .

Ich fühlte, daß aus meinen Augen Tränen langsam auf meine Hände herabtropften, und immer neue, heiße, dumme Tränen. Ich schäme mich nicht, es niederzuschreiben: ich weinte . . . Mag man mich für einen Narren halten: ich schluchzte und weinte wie ein Kind.

Mariä Verkündigung. Von Dora Bier

Erst erschreckte sie die Kunde,
Die ihr von dem Engel kam,
Die sie aus des Boten Munde
Angsterzitternd nur vernahm.

Doch dann kam ein groß' Vertrauen
Und sie sah ihn furchtlos an —
So wie manchmal Vögel schauen —
Die Verkündung war getan.

Digitized by Google

Schnepfenjagd / Von Hermann Horn

Zweimal und am hellen Tage hatte ich das vorige Jahr den braunen Vogel mit dem langen Schnabel gesehen. Im Frühjahr strich einer über das Wittelsbacher Rondell zu Nymphenburg, und im Herbst sah ich in Norderney auf der Napoleonschanze, die eigentlich schon zur Stadt zu rechnen ist, den zweiten. Beide waren zweifellos, der eine auf dem Frühjahrs-, der andere auf dem Herbstzug, in unbekannter Gegend aufgescheucht und versprengt worden. Zu München kam die Schnepfe eiligst über die Straße mit dem Drahtnetz der Elektrischen, und meine mich begleitende Tochter verstand gar nicht meine Erregung, und zu Norderney strich sie über den Bäumen den kleinen See entlang, und mein Herz zuckte, und ich hielt den Atem an und staunte. Aber es war kein Zweifel. Sie kam wieder zurück, und wie in München erkannte ich deutlich den kurzen Hals, der beim Fliegen fast an den Flügeln zu beginnen scheint, den langen weichen Schnabel und, weil sie hier ganz langsam kam, auch die großen, dunklen Augen. Ach, auch mein Begleiter verstand nicht meine Erregung und meinte nur: „Mag wohl sein, daß es eine Schnepfe ist."

Ich aber war einsilbig, als wir den Strand entlang kamen. Ich sah mich wieder mit meinem Vater die pappelbesetzte Landstraße von Worms nach dem Loocher Wald marschieren. Dort auf einer Lichtung, hinter deren abschließenden dunklen Tannen feuerrot die Sonne unterging, standen wir Abend für Abend auf dem Schnepfenstrich. Nie kam etwas, nur einmal eine Gabelweihe, nach welcher der Forstwart vergeblich schoß, und ein andermal sah ich rasch einen dunklen Vogel über die Bäume streichen. „Da —" flüsterte ich aufgeregt meinem Vater zu, und als der Schuß verhallt war und er sagte: „Warum hast du nicht früher gesprochen?" hörte ich das kaum. War ich doch noch ganz dem Eindruck von diesem schwarzen Schatten, dem ein Feuerstrahl in die versinkende Dämmerung nachgefolgt war, hingegeben.

Den Morgen darauf, nachdem wir in einem Dorfwirtshaus übernachtet hatten, gingen wir auf die Sumpfwiesen. Da waren wir hinter den Bekassinen her. Rätsch — flitzten sie aus dem wassergetränkten Erdreich auf. Meines Vaters Gewehr bekam heiße Rohre und ich heiße Wangen, wenn ich in langen Sätzen über Sümpfe und Gräben setzte und die getroffenen kleinen Moosschnepfen aufhob. Einen Hund hatten wir gerade zu dieser Zeit nicht. Der Forstwart, dem mein Vater Nachtessen und Wein zu zahlen pflegte, guckte erstaunt, daß man wegen so kleiner Vögel solch Geknalle und Gelaufe veranstalte; aber auf einmal kam's auch über ihn, und wenn die kleinen Vögel sich emporschwangen, warf er sich zusammen, daß seine Jagdtasche um ihn flog, drückte das Gewehr hart an die von blondem Bart gesäumte Wange, war ganz ein Bild eiserner Ruhe — und hatte dann immer gefehlt. Ich grinste nach Jungenart, mein Vater aber half ihm heraus; Bekassinenschießen sei das Schwerste, da müsse jeder zuerst Lehrgeld zahlen, und plötzlich sagte er zu mir: „So, und nun probier' du auch einmal zwei Schuß, Herr Sohn!" Ich nahm das Gewehr, und wie die erste herausprallte, gab ich jede Hoffnung auf, je mein Korn mit diesem hüpfenden Federball in Verbindung zu bringen, drückte aber doch mit verzweifelter Entschlossenheit ab, obwohl mir die Aussichtslosigkeit des Schusses bewußt war. Drückte auch zum zweitenmal ab, als ich einen Augenblick, ganz weit, das Vögelchen gerade von mir wegfliegen sah — und da lag es. „Bravo!" schrie der Forstwart und jagte wie ein Schulbub dahin und brachte die Beute. — „Na," sagte mein Vater, „da hast du Glück gehabt," und ich errötete.

Und dann sahen wir in die Luft hinauf, in der es wimmelte von Kranich- und Gänsezügen, die, durch die Schüsse von ihrer Rast aufgescheucht, von neuem den Weg nach dem Norden nahmen.

„Mit der Kugel," meinte mein Vater, „könnte es einen Zufallstreffer da hinauf geben." Aber der Forstwart schüttelte den Kopf. Oft schon hätte er's all die Jahre her probiert, aber nie sei's ihm gelungen.

Ich dachte dabei an meinen Freund Fritz, der mir am Tage zuvor besonders für Gänse geladene Schrotpatronen gezeigt hatte. „Da schieße ich sie vom Hausdach aus," hatte er gesagt, „wenn sie abends vorüber kommen. Ich wart' schon so lange, bis sie kommen."

Mein Gott, er war schon siebzehn Jahre alt und ganz groß. Seine reichen Eltern hatten ein schloßähnliches Haus und einen großen Park. Vielleicht lud er mich einmal ein? — und ich überlegte mir schon, wann und wie ich dazu am besten ein Gewehr aus des alten Herrn Gewehrschrank beiseiteschaffen könnte.

Aus solchen Erinnerungen sammelt sich im Leben des einzelnen in irgendeinem Raum seines Innern allerlei, als sei es eine Atmosphäre besonderer Art, in der es zuckt und funkelt, in der Beobachtungen, Erlebnisse untergehen und wieder auftauchen, Wünsche und Sehnsüchte erwachen und Verwirklichung suchen — das nennt die Welt dann Jagdleidenschaft. Aber je mehr solcher

Digitized by Google

Räume mit dem atmosphärischen Druck solcher Leidenschaft einer hat, desto reicher und begabter ist er.

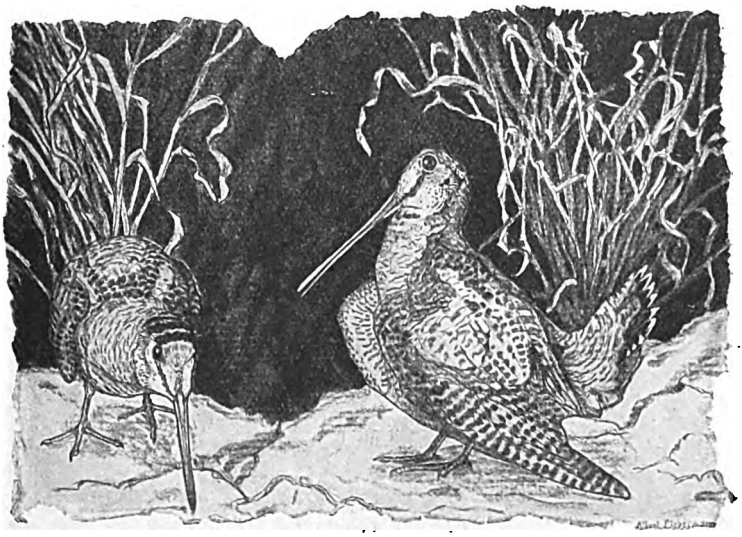
Nun, im Herbst desselben Jahres sah ich bei etlichen kleinen Waldtreiben noch viele Schnepfen. An einer Lichtung bemerkte ich die erste. Groß und fast violett stieg sie schräg zu den Wipfeln der Bäume empor und strich dann darüber hin. Bum — — bum — — und krach — — krach — — hörte ich's hintereinander. Einem Nachbarn sah ich später zwei andere klein und schwarz über den Kopf streichen. Im Dickicht stand eine auf, am Waldrande, am Tümpel. Mit zwei andern durch dichte Buchen schlendernd, sah ich plötzlich eine dicht vor unsern Füßen aufsteigen und hinter einer Wiese zwischen ein paar freistehenden Bäumen einfallen. Wir gingen hin, sie ließ mich dicht an sich vorbei, und als ich zwanzig Schritte fort war, stand sie von Bäumen gedeckt in meinem Rücken auf und wurde von den anderen zweimal gefehlt.

Später, als die ganze Gesellschaft samt den Treibern einen schmalen Waldweg entlang zog, ich als letzter, kam der junge Jagdaufseher durch den eben gemachten Trieb und blieb zehn Schritte von mir im Stangenholz stehen: „Da liegt a Schnepf," sagte er, „soll i's schießen?" — „Wann i sag — da liegt's!" schrie er auf mein Lächeln. Er zielte sorgfältig, und als der Schuß gekracht hatte, brachte mir der junge Bursche das in zwei Stücke zerschossene Tierchen.

Im nächsten Trieb schrie dicht bei mir der Treiber: „A Vogel — a Vogel!" und da kam, drei Schritte von mir, der ich am Saume eines Wiesentales stand, die Schnepfe heraus. Mir war zumute, als sähe sie sich nach beiden Seiten um; dann stieg sie wie ein Falke kerzengerade über meinem Kopf in die Höhe. Ich fuhr ihr mit dem Gewehr nach, und als sie sich hoch genug geschraubt hatte, strich sie ganz hohen Kiefern zu. Ach, war das ein schöner Anblick, als ich in der hellen Herbstluft die wunderbar braun und schwarz gesprenkelten Federn ihres Oberkörpers so weich anliegen sah, als ich zielte und dachte, jetzt wird sie gleich den Kopf senken, die Flügel zusammenlegen und zu dir herabstürzen! Aber das hatte sich was! Als ich geschossen, flatterte sie gerade über die hohen Kiefern weg und ich sah die grau und schwarz gesprenkelten Federn ihres Unterleibes, die wieder etwas Violettes hatten. Aber alles war ganz einfach gewesen. Mein Gewehrlauf hatte sich wohl auf ihr Köpfchen gerichtet, war aber nicht noch ein Stück weiter nach oben gegangen, was bei ihrem ständigen Höhersteigen nötig gewesen wäre, um sie in den Streukegel der Schrote zu bringen. So war sie entkommen, und ich konnte nicht stolz sein.

Aber in der nächsten Stunde klappte es besser. Da stand ich an einem Waldweg, auf den kerzengerade ein anderer lief, und verhielt mich ganz ruhig; denn der Fuchs sollte hier kommen. Aber was jetzt vorsichtig heranschlich und trappelte, war nicht der Fuchs, sondern ein Sprung Rehe. Zuerst kam die alte Dame. Sie sah mich lange an, bis sie mit einem eleganten Sprung über den Weg setzte und langsam um mich herumzog. Aber plötzlich riß es sie herum. Mit den beiden Vorderläufen sprang sie in die Höhe, schwang sich damit herum und raste der nächsten Dickung zu. Die beiden andern Rehe schienen das gar nicht bemerkt zu haben, denn auch sie musterten diesen merkwürdigen Pfahl auf dem Wege lange und zogen dann der Mama nach. Nur der Bock, der nachher am Wegrande stand und lange herüberschaute — äugen nennen das die Jäger — wagte nicht den Satz über den Weg, sondern zog sich wieder zurück, und ich sah ihn wie eine Katze davonschleichen.

Während ich noch triumphierend dachte: ganz schulmäßig verhielten sich die Rehe, nach eigener und anderer Erfahrung. Wußten nicht, da sie schlechten Wind hatten, was der regungslos stehende Jäger sei, suchten Wind und erkannten dann entsetzt die nahe Gefahr. Der Bock dagegen hatte die anderen vorausgeschickt, kam wie immer als letzter,



Schnepfen. Zeichnung von Albert Liebermann

Digitized by Google

hatte das Ganze gesehen und traute der Sache doch nicht so weit, um seine Decke über den offenen Weg zu wagen. Während ich mich also ergötzte, flog ein Schatten über mich, wandte sich, eilte den Weg entlang, und als er über die Fichte wollte, krachte mein Schuß, und die erste Schnepfe seit weiß Gott wie lange flog gegen die Tannen und lag regungslos im grünen Moos.

Da wir an diesem Tage früh Schluß machten, schlug ich dem Lehrer und einem andern vor, auf Schnepfen anzustehen. „Sie pflegen," sagte ich mit wohlgesetzten Worten, „des Abends, in der Dämmerung, wenn sie zur Äsung ziehen, über die freien Blößen und Wege zu fliegen. Dabei spielt sich ja auch ein Teil ihres Liebeslebens ab, und ich habe sie oft im Juni oder Juli streichen sehen. Warum sollten sie, wenn sie Anfang November noch hier sind, ihre Gewohnheiten aufgegeben haben?" So und mit anderen weisen Worten redete ich auf sie ein, und in einem sumpfigen Wiesental stellten wir uns alle drei auf.

Ich stand vor einer niedrigen Pflanzschule im Walde, den Lehrer hatte ich ein paar hundert Meter von mir postiert, wo ein Luftweg zwischen den Wipfeln der Bäume führte, und ähnlich den Dritten.

Es war nicht so sehr hell, aber kurz vor der Dämmerung zerriß der dunkle Herbstschleier über dem Walde, und ein blauer Fleck guckte winterlich hell aus dem Grau hervor. Dann war Gebetläuten, ein Holzhauer ging lauten Fußes quer durch den Wald, der Himmel wurde mit der einbrechenden Dunkelheit heller, und jenseits des Tales über den rotbraunen Ruten der Buchenzweige glitt rasch eine Schnepfe. Noch wartete ich eine Weile, der Himmel bekam nächtliche Helle, und ich pfiff meinen Gefährten.

„Mein Gott," kam mir der Lehrer entgegen, der kein Gewehr hatte, „wären Sie bei mir gewesen — drei Stück kamen bei mir, gerade beim Gebetläuten." Und während er mir noch genau beschrieb, um welche Bäume herum, in welcher Höhe, ob von rechts oder links sie gekommen wären, flatterte noch eine verspätete lautlos, rasch über unsere Köpfe hinweg.

Ich sandte ihr das Feuer und den Donner nach, aber sie verschwand in der blinkenden Dämmerung, und wir konnten ihr nur aufgeregt nachschauen. Vielleicht hatte sie das Blei bekommen, war, für uns unsichtbar, noch weiter geflogen und plötzlich heruntergefallen. Wir sprachen davon, und zuletzt schien es unsern belebten Sinnen so, wenn wir in die schweigende Nacht hinaus sahen. Sie sandte uns Kühle und den Odem verwesender Blätter, die sich langsam zu fruchtbarer Erde verwandelten.

Den nächsten Abend stand ich an des Lehrers Platz. Aber heute ließ sich der blaue Himmel nicht sehen, und es war regnerisch kalt. Ich war unruhig, der Hund zu meinen Füßen machte allerhand Bewegungen, ich wechselte einige Male den Platz und wandte fleißig den Kopf hin und her, und als endlich weit links von mir eine kam, mußte ich mich ermahnen: ‚Nur ruhig, du weißt doch jetzt wahrhaftig, wie du zu schießen hast!' Und schon flog das Gewehr empor, und jener entzückende Augenblick des Flintenschießens kam, wo alle geistigen Sinne nur auf das Ziel gerichtet und Glieder und Körper ganz gelöste Beweglichkeit sind, bis der Donner des Schusses alles in einen heißen Rausch des Blutes verwandelt.

Da sah ich sie schräg herabkommen. Als sie über die Wiese in das Dunkel der Tannen geriet, verschwand sie mir aus dem Gesicht. War sie nun Deckung suchend weitergeflogen oder herabgefallen? „Such verloren apport!" rief ich dem Hunde zu, der einem der Jagdherren gehörte. Er raste davon, hetzte irgendwo und kam endlich auf mein Rufen zurück, um zu meinen Füßen hechelnd den Atem auszustoßen.

Ich wollte ihn ruhig werden lassen und dann mit ihm suchen, aber ich hatte keine rechte Hoffnung mehr.

Endlich, nachdem der „Rex" ruhig geworden — gekommen war auch nichts mehr — rief ich ihn an. Er erhob sich und lief kerzengerade bis zum Saum des Waldes. Dort sah ich ihn trotz der Dämmerung breitbeinig stehen, mit dem Schweife wedeln und nach einem bestimmten Punkte auf der Erde blicken.

Dort lag die Schnepfe.

Wahrscheinlich hatte er sie gewittert, aber nicht recht gewußt, daß diesem langschnäbeligen Tier, auf das er wohl noch nie gejagt hatte, die ganze Aufregung galt. Sie lebte noch, sah mich mit ihren großen, braunen Augen ernsthaft an und ließ dann den Kopf sinken.

Ich sah sie ebenso ernsthaft an und streichelte sie. Ich hatte kein Mitleid mit ihr. Sie war eines schönen, ehrlichen Todes gestorben, zu dem sie doch einmal bestimmt gewesen. Ich war selbst schon mehrmals angeschossen worden und wußte, daß das Blei, in der Erregung des Gehens oder sonst unverhofft empfangen, nicht so wehe tut wie das erbärmliche Zahnweh, für das niemand ein von irgendwelchen Gedanken ins Höhere erhobenes Mitgefühl hat.

Aber was ist das alles gegen den Schnepfenstrich im März, wo sie wie Falter ihr Liebesspiel in der weichen Frühlingsluft treiben, wo der Wald rauscht vom Konzert der Vögel, wo sie selbst auch zwitschern und quorren, was der Jäger puitzen und murksen nennt und behauptet, daß es laute wie: quogh — quogh — bswst — bswst?

Da hatte ich mir einmal für den Stuttgarter Stadtwald eine Karte gekauft, die mich berechtigte, dort den Anstand auf Schnepfen auszuüben. Das sei seit Jahren wieder die erste, schmunzelte der Beamte, der sie mir ausfertigte.

Digitized by Google

Aber mich hatte der Vorfrühling berauscht. Ich hatte einen Jäger gesehen und um mich geschaut. Da wiegten sich hoch oben in den Zweigen einer dünnen Pappel die schwarzen Federballen von sechs kleinen Staren. Vor mir in einem Garten drängte sich aus der braunen Dürre des Wintergrases etwas helles Grün hervor, und dort drüben über der Hügelwiese stieg kerzengerade der graue Himmel auf; die leuchtende Helligkeit, aus der der brausende Wind weht, sah man darinnen, und hoch oben trieben sausenden Flügelschlags die Zugvögel.

Schnepfenjagd
Zeichnung von Fritz Heubner

Hier war ich in dieser Steinwüste eingezwängt, und diese gefiederten Scharen trieb es nach Norden, dort das heiße Blut zu kühlen. Und da hielt es mich nun nicht mehr, und ich schenkte der Stadt mein Geld.

Ich hätte ja auch so hinausgehen können, aber ich tat es nicht. Mit dem Gewehr war ich vier Wochen lang jeden Abend draußen und manchmal auch morgens, und nur ein einziges Mal sah ich eine. Hunderte von italienischen Erdarbeitern bauten damals dicht bei einem meiner erwählten Stände eine Bahn und erfüllten den Wald mit ihrem fremdartigen Geschrei. Fasanen trieben sich raschelnd durchs Gebüsch, „gockten" beim Aufbäumen, und allabendlich kam ein Reh über den Schlag gezogen. Und an einem Abend kam sie!

Ich stand unter hohen Lärchen, vor den Berg heraufkommendem Jungholz und schwarzen Tannen, und die Vögel schrien alle zusammen ein wildes, kreischendes Konzert. Und da, kaum dreißig Schritt von mir, erhob sich eine Drosselstimme, wie ich nie wieder, weder vorher noch nachher eine gehört habe. Eine gewaltige Leidenschaft war da plötzlich aufgetaucht, und der natürliche Rhythmus des Atmens, der mit den auf- und niedersteigenden Tönen in einen überging, gab dieser schallenden, tönenden Kraft einen feierlichen, melancholischen Stil.

Da hörte erst ein Vogel mit Singen auf, kurz danach noch einer, und plötzlich schwiegen alle Sänger, außer dem einen, und es war ein Lauschen ringsum. Erst als auch die große Stimme schwieg, hoben die andern eine nach der andern wieder an, und es war, als sei eine große geschäftige Empörung in ihrem aufgeregten Schreien. Und als ich so dastand, ergriffen von diesem Erlebnis, kam sie zwischen den schwarzen Tannen, hinter denen der leuchtende Abendhimmel prangte, herangegaukelt. Kräftig, langsam war ihr Flügelschlag, als freue sie sich jeder Bewegung, die den Körper schaukelte. Ich starrte sie an in seliger Verzückung. Erst spät fiel mir das Schießen ein. Der Schuß fuhr hinter ihr her, wie sie über meinen Kopf flog, und als ich mich umwandte, sah ich sie noch durch die hohen Lärchen in meinem Rücken in der schimmernden Dämmerung schweben. Krach — der zweite Schuß — und fort war sie.

Ach, ich war damals noch ein mäßiger Schütze, aber ich empfing das Erlebnis als etwas überaus Kostbares und bewahre es dankbar noch heute.

Das Jahr darauf hatte ich eine Einladung zu einem berühmten Schnepfenstrich. Es brauchte freilich eine Stunde Eisenbahnfahrt und anderthalb Stunden Marsch.

Digitized by Google

„Sieben," sagte mir ein Bauer am letzten Haus vor dem Walde, „hat der Forstwart vorgestern gesehen."

Und ich lief, in der Bangnis, zu spät zu kommen. Der Schweiß feuchtete das Hutband, und mein Schuh sank tief in die ausgefahrenen, nassen Waldwege, als ich endlich das geheimnisvoll leuchtende Grau der Buchenstämme erreicht hatte. Es war noch viel zu früh, als ich bei der Saatschule war, die neben einigen Lärchen inmitten hoher Eichen lag. Hier strichen sie immer. Eine wilde Taube warf ihren blauen Körper mit klatschendem Flügelschlag in die Luft und raste wie ein Schatten durch die hohen Eichen. Mein Herz klopfte von dem scharfen Gang, und ich setzte mich auf meinen Jagdstock.

Es roch überall nach Erde und faulendem Laub, und als ich so an nichts dachte, wurde ich eingefangen von der Gärung der ungeheuerlichen Natur und war traurig, bis ein Geräusch mich aufschrecken ließ. Es war, als trappe ein Tier durch den Wald, bliebe stehen und würfe das Laub um sich. Aber während ich lauschte, lächelte ich über eine Erkenntnis, und da sah ich auch dort im Unterholz eine Amsel, die den Boden aufhackte und mit der merkwürdigen Ausschließlichkeit und Kraft der ihren Trieben nachgehenden Tiere bei der Arbeit war. Ich sah sie mit Keulenhieben den Schnabel in die Erde hauen und dann an etwas ziehen. Und das war das Bild, das ich in mir festhielt und mit Liebe immer wieder empfand.

Dann erhob ich mich, denn die obersten, feinsten Ästchen der Eichen begannen im Blau des Himmels zu verschwimmen, dort drüben schimmerte das Abendrot durch den Wald, und aus der Ferne dröhnte ein Schuß.

Darüber lebte mein Körper plötzlich. Er ist Erwartung und Kritik. Er nimmt auf und scheidet sofort wieder aus, was nicht hierher gehört. All die Geräusche, das Knarren des Rucksacks, das leise Gezwitscher da und dort, das vorhin aufhorchen ließ, wiesen diese zur klaren Erwartung bereiten Sinne jetzt ohne weiteres ab. Auch das Zetern der Meisen und das leise Rauschen geht mich nichts an. Ein Reh mag's vielleicht sein, oder ein Fuchs, und da sieht mich das Gesicht dieses Waldtieres hinter einer Eiche hervor an. Die Haare umstehen seine Wangen und Stirne, als sei er ein Tiger, und die spitze Schnauze mit der schwarzen Nase sind vom Hund. Und die gelben Augen, das ausdrucksvolle Schwarz im Rot der Gesamtfärbung! Fort ist er schon lange. Dafür segeln drüben auf der andern Seite der Saatschule zwei zwitschernde schwarze Vögel über die Eichen dahin. Es ist viel zu weit, aber ich erkenne sie durch das Glas. Sie spielen, stechen mit den langen Schnäbeln nacheinander, drehen sich radartig übereinander, und wie sie hinter Tannen verschwinden, höre ich's: quogh — quogh —. Das war eine andere, die kam den andern Saum des Waldes entlang. Ihre gedrungene, geheimnisvolle Gestalt schwebte rasch dahin, während sie diese knarrenden, dumpfen Töne ausstieß. Quogh — jetzt puitzte sie, und schon ist mein Schuß draußen. Sie pfeift hell auf, ein sicheres Zeichen, daß es ihr nichts getan hat, und verschwindet eiligst im Walde. Ich hatte den Schuß wie einen grauen Streifen gesehen. Er war vor ihrem Schnabel vorbeigegangen. So weit hatte ich vorgehalten.

Quogh — quogh — kam eine eilig. Sie mußte direkt über meinem Kopf gewesen, mich gesehen haben und abgeschwenkt sein.

Da ist auch schon der ganze Wald hinter mir lebendig, und ich entsinne mich, von meinem Vater einen Schnepfenlocker in der Tasche zu haben. Damit ahme ich das Pfeifen nach, und schon kommt eine über den Platz, als wolle sie sehen, was los ist. Die packe ich, ein wenig rechts, wie sie schräg von mir wegfliegt. Feuer — nochmal Feuer, und quer sehe ich sie herabkommen, nach der Dunkelheit des Unterholzes auf der anderen Seite des Schlages. O, wenn sie verloren ginge! Und ich habe nicht wie früher einen Hund, der verständig nach oben schaut und den herunterkommenden Vogel schon auffängt, ehe er den Boden berührt.

Ich jage in wilden Sätzen hinüber und lausche. Dort auf dem Boden flattert es, wie letztes Flügelschlagen. Ein paar Schritte — ich greife — es ist ein Stück Holz. Ich greife nochmals nach etwas Dunklem und, oh Wunder, das ist sie, schon tot.

Das hat so lange gedauert, daß ich jetzt die Sterne am klaren Himmel sehe.

Nun kommen die anderthalb Stunden Heimweg. Die Zigarre wird angezündet, das Gewehr bequem übergehängt, daß sich der Arm hineinlegen kann, und gleichmäßig ausgeschritten.

Dörfer kommen, in deren Gassen die Dunkelheit liegt. Weiß leuchtende Kühe ziehen vorüber, schäkernde Paare, und zuweilen strömen offene Türen und Fenster warme Lichtstreifen aus.

Einmal sehe ich Wiesen und Felder auf leisen Bodenschwellungen, die von der hellen Sternennacht in zwei lange, leuchtende Linien vor einer sanften Erhöhung verwandelt sind. Die ruht vor silbernen Nebeln als eine dunkle, langgestreckte Masse, die Bangnis erweckt. Auf ihrem Rücken aber sind ein paar Häuser durch die Dunkelheit zusammengeschmolzen und laufen mit den Bäumen ihrer Gärten zu einem feinen Gebirgskamm aus.

Bald tauchen die feurigen Lichter der Bahnstation auf, der Zug braust herein, Türen knallen, und ich sitze im Wagen des Schnellzuges, dessen dröhnendes Summen den Übergang zur Stadt bedeutet.

Das alles aber ruht in mir und reizt mich, wie jeder Morgen zum Leben reizt, immer wieder auf ähnliche und doch immer neue Erlebnisse solcher Art auszuziehen.

Mögen sich andere dazu stellen, wie sie wollen, mich freut die Jagd.

Digitized by Google

Die Elendskerze

Novelle von Johannes Schuck

Selber müssen wir's machen!" schrie einer. — „Selber machen!" schrie der Haufe. — „Die tun ja doch nichts," hörte man eine grelle Stimme heraus, „die in Würzburg lassen uns alle im Stich." — „Und das Vieh verseucht!" — „Und der Wein wird sauer!" —„Und das Ungeziefer nimmt überhand!" — „Und die Kellerin, die Hex', läuft immer noch in der Stadt herum!" — „Und hat doch gesagt, es müsse bis Pfingsten kaltes Wetter bleiben!" — „Und den Zeitler hat sie vergiftet." — Jeder wußte etwas anderes und zuletzt schrie alles durcheinander.

Das geschah am Abend des 6. Mai 1627, in einem fränkischen Städtchen unweit Würzburg, vor dem alten Rathaus.

Das alte Rathaus steht in dem Knie, das hier die Würzburger Straße mit der Hauptstraße bildet. An der Nordwestecke gegen die Würzburger Straße zu ist der Turm mit den Kerkern; auf der Südseite, gegen die Hauptstraße und gegenüber der etwas höher liegenden Pfarrkirche, ragt im ersten Obergeschoß auf drei schweren Kragsteinen der Pranger vor. Eine Spitzbogentür führt zu ihm heraus; an der Wand hängen die zwei Halseisen. Ein düsterer, unheimlicher Platz. — Da standen die Bürger an der Ecke zwischen Turm und Pranger und schrien sich in Angst und Wut hinein.

Mitten in dem Wirrwarr kamen der Amtmann und der Bäcker Röm die Hauptstraße herunter. „Leonhard," schrien sie den Bäcker an, „du bist auch schuld daran!" — „Dein Weib ist auch eine Hexe und du hast ihr herausgeholfen!" — „Dein Bub hat neulich zu Heidingsfeld gar wunderliche Dinge erzählt!" — „Und deine Tochter hat zu des Kapessen Magd gesagt: Hätte sie nicht unlängst dem Vater das Gras aus dem Weinberg gestohlen, so wäre ihrem Meister die Kuh nicht verendet!"

Und so ging es weiter. Zu dem ganzen Aufruhr war es aber auf folgende Weise gekommen: Im April jenes Jahres waren etliche Personen des Hexenwerks beschrien worden. Das Würzburger Domkapitel, dem die Stadt unterstand, hatte seinen Pforten- und Obleischreiber geschickt. Die Stifthaugische Kellerin und die Römbäckerin, auf die vor allen anderen der Verdacht zielte, waren verhaftet und zwei Stunden in die Beinschrauben gelegt worden; gestanden hatten sie nichts. Da der Bäcker Röm für seine Frau und drei andere Bürger für die Kellerin eingetreten waren, hatte man die beiden Verhafteten entlassen.

Der ruhige, kluge Bäcker überschaute rasch die Lage, sah die Gefahr für seine Familie, erkannte aber nur zu deutlich, daß die aufgeregte Menge schwer zu beruhigen sei. Freilich müsse man da eingreifen; dafür sei er auch und dabei wolle er ihnen sogar behilflich sein; man könne auch wohl anfangen, ehe von Würzburg jemand da sei; daran sehe man, wie ernst es die Bürger nähmen; es könne ja in der Nacht noch jemand nach Würzburg; dieweilen solle man die Hexen festsetzen, aber nur auch die richtigen; seine Frau und seine Kinder könnten nichts und wenn sie etwas könnten, so müsse ein anderer sie gelehrt haben; den sollten sie suchen, der anderen das Wettermachen und Kellerfahren beibringe; sie sollten sich nur einmal einander anschauen, ob er nicht mitten unter ihnen stände.

Und wirklich — ganz verdutzt schauten sie einander an. Dann aber wollte jeder, damit ja niemand an ihn denke, der erste im Zeihen und Schreien sein, und es war ein Tumult, wie nie zuvor.

„Wer kann's? — Wer macht's? — Wer war's?" so schrie einer den anderen an. Die Männer schrien auf die Frauen ein, die Jungen auf die Alten, die Meister auf die Gesellen, die Gesellen auf die Lehrbuben, besonders die Lehrbuben hatten einen harten Stand und bildeten sich heimlich fast etwas darauf ein, daß sie durch ihre bösen Streiche ein Stadtschrecken geworden waren und nun auch noch der Hexenkunst mächtig sein sollten.

Im allergrößten Lärm sprang ein rothaariger Schusterjunge, der freche Hannes Götz, etwas von der Menge abseits, wies ihnen die Zunge und grinste: „Ich bin's, der Hannes!"

Das war wie ein Blitz. Einen Augenblick atemlose Stille, dann ging es über den Hannes her. Sie tobten um so lauter, je froher sie alle waren, so unerwartet aus dem Verdacht gekommen zu sein. Die Hände in den Hosentaschen ließ sich der Hannes hin und her stoßen. Vor den ungezählten Ohrfeigen und Püffen zog er den rotborstigen Kopf zwischen die Schultern und grinste dabei immerzu ganz unflätig. Nun sollte er angeben, wer ihn denn die Hexerei gelehrt habe. Da schnitt der Satan eine Fratze und brüllte ihnen mit ungebärdigem Lachen ins

Digitized by Google

Gesicht: „Die Butzenmadel!“ Da ging das Gejohl von neuem los. Allen voran die Buben, die der Hannes einmal gezwickt und geneckt und bestohlen und betrogen hatte.

„Der Hannes muß ins Feuer!“ — „Und die Butzenmadel muß ins Feuer!“

„Nein,“ schrie ein Geselle, „die muß an den Pranger, daß man sie auch einmal rechtschaffen sieht, die schwarze Hex, die sich immer versteckt!“

„Die Zöpfe schneiden wir ihr ab!“ — „Und sie muß sagen, woher sie die weiße Haut hat!“ — „Warum sie die Tür immer zu hat und niemand herein läßt, ob da nicht einer drin ist!“ — „Und wenn ihr der leinerne Rock angezogen wird, da müssen wir alle dabei sein; das müssen wir sehen!“ Die Burschen brachten den Mund nicht mehr zu vor Gier und stießen in lauter Freud über die Butzenmadel am Pranger einander ein über das andere Mal in die Seiten.

Unterdessen waren der Bäcker und der Amtmann darüber einig geworden, daß sofort jemand nach Würzburg müsse, um wieder den Pforten- und Obleischreiber zu holen. Den Hannes hatten sie inzwischen in den Turm gesperrt. Durch die Türen rief er ihnen frech wie nie zuvor nach: „Bringt mir nur auch die Butzenmadel herein!“ —

Das war eine Hetze gewesen! So, jetzt mußten sie aber einmal trinken, und dann sollte es losgehen, dann wollte man die Hexen holen, eine nach der andern.

Als die schreiende Menge die Hauptstraße hinaufgezogen war, saß auf dem Rathauspranger ein rotes Teufelchen, ließ die Beine auf und nieder baumeln und pfiff und kicherte.

*

Vom alten Rathaus die Hauptstraße hinauf kommt man zuerst an der Pfarrkirche vorbei. Sie liegt zur Rechten, etwas zurück und höher als die Straße. Gleich hinter dem zweiten Haus nach der Pfarrkirche geht von der Hauptstraße die Grillengasse ab. Eng und dunkel arbeitet sie sich zum Zwinger hinauf. Gehst du im Zwinger eine kurze Strecke rechts, so biegt, wieder nach rechts, die Pfarrgasse ab, auf der man zur Kirche zurückgelangt, jetzt von der anderen Seite her. Diesen Weg wollen wir uns merken. Darauf stürzte an jenem Abend die Verzweiflung hin und her.

In der Grillengasse, ungefähr in der Mitte, stand das Haus der Butzenbas, klein und eng wie alle Häuser da und von den anderen kaum zu unterscheiden. Sobald man jedoch durch die Haustür trat oder gar in der Stube war, mußte man einen Unterschied merken: es war hier reinlicher und alles stand an seinem Platz. So war es hier immer gewesen, solange die Butzenbas lebte, und so war es auch jetzt noch. Seit letztem Winter war sie tot. Sie starb in Ehren und hinterließ ein gesegnetes Andenken. Ihr Brot hatte sie mit Nähen und Flicken verdient. Was sie den Leuten so wert machte: sie war überaus klug und gar gut. Manche Not schlich sich hilfesuchend in diese Hütte, und die Butzenbas hatte immer vorsichtigen Rat oder frommes Wort, oder, wenn es sich um leibliche Not handelte, eine Salbe zum Auflegen oder einen Kräutertrank, auch für das Tier im Stall. Ja, wenn sie an den Schrank mit den Töpfen und Flaschen ging, dann wurde es der Not, die in der Stube saß, schon wieder leichter. Hatte sie aber gar nichts anderes, dann hatte sie doch noch eine große, liebe Träne, und es gibt Nöten, die gar nichts anderes brauchen.

Als die Butzenbas starb, hinterließ sie das alles, ihr Häuschen mit dem alten Gerät, ihr Nähzeug und ihre Kundschaft, auch den Schrank mit den Salben und Tränklein, der Butzenmadel. Das war ihre Enkelin. Die einzige Tochter hatte eines Nachts leise an die Tür gepocht, mit viel Schluchzen sich der Mutter zu Füßen geworfen, hatte ein Kind geboren und war darüber gestorben. Weil damals ein so großes Leid in dem Butzenhäuschen war, hatte die Großmutter das Kind Dolorosa genannt; denn sie war eine fromme Frau und auch in den heiligen Geschichten und Namen bewandert.

Das Kind wuchs auf; etwas anders wie die anderen Kinder. Es durfte nicht so viel springen und laufen wie die anderen, und je älter es wurde, desto mehr hielt es die Großmutter zurück; sie hütete es, wie man Seide und Edelstein im Schreine hütet, als ob sie an ihrer Tochter etwas gutzumachen hätte. Das Kind war aber auch von anderem Aussehen und anderem Wesen. Das mußte von ihm sein, von ihm, den die Großmutter nicht kannte, den nur die Mutter gekannt hatte und an dessen Liebe sie gestorben war: ein wunderweißes Gesicht, nachtschwarze Haare und in diesem Weiß und Schwarz märchenblaue Augen. Von dem Aussehen und Wesen hätten die Leute gerne mehr gesehen. Man sah davon bloß, wenn das Mädchen schüchtern und züchtig an der Seite der Großmutter in die Kirche ging und an dem zweiten Pfeiler kniete, woran das Bild der schmerzhaften Mutter stand. Andere Gänge besorgte die Großmutter allein. Doloros saß mit Spindel oder Nadel zu Hause. Davon denn ihr feines Gesicht noch bleicher wurde und ihr blaues Auge noch tiefer und das glänzende Haar noch dunkler schien.

Digitized by Google

Davon auch die Begehr der Schuster- und Schneidergesellen noch heftiger ward.

Ja, Doloros war schön. Einmal, es war vor Jahresfrist, hatte die Butzenbas das Mädchen mit nach Würzburg genommen. Kaum aber waren sie eine gute Stunde gegangen, wurde die alte Frau schon müde, und als dann ein Herr in einem vornehmen Wagen sie überholte, dem Mädchen in das Gesicht sah und darauf gar sehr in die beiden drang, auf seinen Wagen zu steigen, da gab sie nach und sie fuhren mit. Die Kirschbäume blühten, die Vögel huschten mit großem Lärm einander nach von Baum zu Baum und Doloros meinte, der Weg ging geradeaus ins Paradies.

In dem letzten Dorfe vor Würzburg hielt der Wagen; die Butzenbas wollte mit dem Mädchen weitergehen, der Herr aber ließ das nicht zu; sie müßten bei ihm bleiben, er wolle sie nach Würzburg bringen und heute abend in der Dämmerung sollten sie am Dome sein; da wolle er sie wieder treffen. Immerfort sah er das Mädchen an und sagte ihr, sie sei schön wie die blühenden Bäume, die sie heute gesehen hätten. Schließlich kritzelte er lange Zeit etwas auf ein Blatt und drückte es Doloros in die Hand. Die Großmutter aber nahm ihr das Blatt schnell weg, und als an jenem Abend die Dämmerung anbrach und sie am Dome warten sollten, waren sie schon längst auf dem Rückwege, auf einem anderen Wege, links des Mains. Ihre letzte Kraft hing die alte Frau an diese Flucht. Zu Hause las sie das Blatt und versteckte es dann in die Tiefe ihrer Truhe. Auf dem Blatt stand ungefähr so:

Droben am Berg steht ein Kirschenbaum,
Hat einen weißen Schleier um;
So weiß, wie die Wolke am fernen Saum,
So fein, wie ein seidener Sonnentraum.
Hat einen weißen Schleier um.

„Du lieber Kirschbaum, sag' an, sag' an:
Wo hast du den weißen Schleier her?
Ich hab' einen Dukaten, den geb' ich dran,
Ich weiß ein Mägdlein, das muß ihn han.
Wo hast du den weißen Schleier her?"

„Viellieber Knab', das macht dir Pein;
Der goldne Dukaten, der tut es nicht.
Den Schleier, den spinnen die Engelein,
Da mußt du gehn in den Himmel hinein.
Der goldne Dukaten, der tut es nicht."

„Und wenn es der goldne Dukaten nicht tut,
Drob soll mir wohl wenig wehe sein;
Da steck' ich ein Sträußlein mir an den Hut
Und geh' zu den Englein mit frohem Mut.
Drob soll mir wohl wenig wehe sein."

„Das lachende Sträußlein, das tut es nicht;
Da muß man gehen durch Not und Tod.
Das gibt einen Tag, wo das Herze bricht,
Das gibt einen Tag, wo die Sonne erlischt.
Da muß man gehen durch Not und Tod."

„So spring' ich hinein in Not und Tod,
Das Mägdelein muß den Schleier han.
Das Grab ist grau und das Blut ist rot,
Das sag' ich und klag' ich dem lieben Gott.
Das Mägdelein muß den Schleier han."

Von der Fahrt nach Würzburg wurde im Hause der Butzenbas nicht geredet. Die Erinnerung daran sollte verblassen. Das lachende Sträußchen welkte, und als von den Kirschenbäumen die Blätter nun abgefallen waren, da war auch im Herzen des Mädchens alles still. Ganz still aber wurde es im Hause, als die Großmutter starb. Doloros saß nun allein im Stübchen; allein ging sie den Kirchenweg und auch auf den wenigen Gängen, die sie zur Besorgung ihres winzigen Haushaltes machte, gesellte sich niemand zu ihr. Wohl wurde sie viel angegafft; aber keiner wagte — und jeder hoffte. Die Frauen aber, die schon bei der Großmutter arbeiten ließen, brachten auch Doloros ihre zerrissenen Sachen und freuten sich über ihre saubere Naht und über ihre Zurückhaltung, von der sie für ihre Männerleute gar nichts zu fürchten hatten. Und es war eine heilige Stille in dem kleinen Haus. Was sonst in der Grillengasse oder gar in der Stadt vorging, Männerstreit und Weibergezank, drang nur im letzten Echo hierher.

Nur einmal öffnete sich auch im Haus der Butzenmadel Fenster und Laden, eben am Abend des 6. Mai 1627. Das war aber auch zu arg. Als Doloros hinausschaute, war alles auf der Gasse und rannte nach der Hauptstraße hinunter; viele schrien, ehe sie überhaupt recht wußten, um was es sich handelte. So viel hörte Doloros im halbgeöffneten Laden, daß es etwas von Hexen sein mußte. Das Mädchen zog den Laden zu und ging — darob hätte sie gewiß auch ihre Großmutter nicht gescholten — vor die Haustüre. Es war niemand mehr zu sehen. Wer nicht krank lag und laufen konnte, war bereits fort und die letzten Alten humpelten eben um die Ecke. Ihnen nachzulaufen, daran dachte Doloros freilich nicht; aber hier stehen bleiben — davon hatte sie auch nichts. So ging sie einige Schritte die Gasse hinunter, um etwas Richtiges zu hören. Vielleicht noch bis zur Straßenecke? Nein; jeder, der die Hauptstraße herunterkäme, müßte sie da sehen. Und dabei war es doch immer noch zu weit von dem alten Rathaus weg, um alles gut verstehen zu können. Wenn man nur an der Kirche wäre! Gewiß könnte man sich hinter den Chor stellen und wäre ganz nah daran; vielleicht könnte man von dort auch noch etwas sehen. Also schnell herum, die Grillengasse hinauf — den Zwinger entlang — die Pfarrgasse hinunter — da ist die

Digitized by Google

Kirche, die Tür steht noch auf — o, da hinter dem Chor steht man sicher und gedeckt — noch ein wenig vor bis an den Ölberg, der an den Chor angebaut ist. So! Sie lehnt sich an das Gitter, das ihn abschließt, und — lauscht.

Richtig, sie haben es von den Hexen. „Die Kellerin," hört sie, „die Hexe läuft noch in der Stadt herum." Jetzt haben sie es mit dem Römbäck und der Kapessenmagd. — O Gott! „Totschlagen!" schreien sie. — Es wird etwas stille; der Leonhard spricht: Wettermachen, Kellerfahren! — Was für ein wüstes Getu? „Wer kann's? Wer macht's? Wer war's?" — Was ist jetzt das? Alles still? — Wahrhaftig, das ist ja der Götzenhannes! Was schreit er da? „Ich bin's?" Bei dem Gejohl, das nun entstand, hielt sich das Mädchen die Ohren zu. Es wollte auf und davon. Nur einmal hinabgeschaut hätte es noch gerne. Aber nein, nein, es ist zu greulich; fort, fort; und es reißt sich rasch herum, aber doch nicht rasch genug, daß es nicht noch hört, wie der Hannes brüllt: „Die Butzenmadel!"

Im ersten Augenblick steht es da, als ob es den Namen noch nie gehört hätte. „Die Bu — tzen — ma — ma — del?" stottert es. „Die Bu — tzen — ma — ma — del?"

Da schreien sie: „Der Hannes ins Feuer! Und die Butzenmadel ins Feuer!" Jetzt versteht Doloros; sie versteht. Sie schluckt und schluckt und bekommt kaum mehr Luft. „Zöpfe!" schreien sie. „Pranger!" „Leinenrock!" — Ihr Herz bleibt stehen. Im nächsten Augenblick stürzt sie in die Kirche wie ein verfolgtes Tier in das Dickicht. An ihrem gewohnten Platz, in der Bank an dem zweiten Pfeiler kauert sie sich auf das Kniebrett nieder, ols ob sie sich verkriechen wollte. Sie schließt die Augen, aber sie sieht. Sie hält sich die Ohren zu, aber sie hört.

„Butzenmadel!" hört sie; sie fährt zusammen, als säße ihr eine Spinne im Nacken. „Die Zöpfe!" gellt es ihr in die Ohren und sie fährt rasch an ihr Haar, um es festzuhalten. „An den Pranger!" schreien sie und sie klammert sich an das Kniebrett, daß kein Mensch in der Welt sie aufbringen soll. „Zieht sie aus!" — „Den leinernen Rock!" hört sie wieder die Burschen brüllen. Da fährt sie an ihre Brust, wie um den letzten Flecken an ihrem Leib zu verteidigen.

In diesem Augenblick fiel ein schwerer, heißer Tropfen auf ihre Hand. Sie zuckte zusammen und schaute auf. Der Tropfen war ein Wachstropfen und kam von der Kerze, die oben am Pfeiler unter der Mater Dolorosa brannte. Elendskerze hieß die Kerze; zur Zeit des großen Elends im 14. Jahrhundert war sie gestiftet worden. Tag und Nacht sollte sie vor dem Elend der schmerzhaften Mutter brennen und um Hilfe für das Elend der Kinder bitten. An jenem Abend war bei dem Aufruhr in der Stadt Kirchentür und Elendskerze vergessen worden und als Doloros nun aufschaute, flackerte das letzte Flämmchen auf und der Docht neigte sich vornüber und schaute auf das schwarze Elend in der Bank und — starb. Noch eine heiße Träne fiel von der sterbenden Kerze auf die zitternde Hand des Mädchens herab und die Kerze war aus. Das Mädchen sah einen Augenblick dem Sterben droben auf dem Leuchter zu. „Aus!" hauchte es, als das Licht erloschen war. „Aus!" —

Kaum war der Seufzer verklungen, begann es plötzlich in ihr aufzuzucken. Ein Gedanke fuhr ihr durch den Sinn. Wie ein schrecklicher Blitz. Sie sprang auf. „Aus!" rief sie halblaut, „aber nicht am Pranger — und nicht im leinernen Rock! Maria hilf!" schrie sie und stürzte durch die dunkle Kirche, stieß sich an Bank und Tür, rannte die Pfarrgasse hinauf, den Zwinger durch, in die Grillengasse, in ihr Haus, an die Truhe. Darin lag eine schöne, schwere, weiße Kerze. Schnell noch Feuer und dann hinaus, den Weg zurück in die Kirche, den Gang hingetastet auf die Bank, schnell — angezündet, aufgesteckt, schnell, schnell. „O Maria hilf!"

So, jetzt war sie wieder am Boden.

Da brannte sie nun, ihre Elendskerze; ruhig und groß schaute die Kerze in das Dunkel und schickte einen kleinen, feinen Schein in das Antlitz der Mater Dolorosa über ihr.

Doloros sah die schöne Flamme und das schmerzenreiche Antlitz und sank auf die Knie. „Maria," betete sie, „laß mich deine Elendskerze sein! — Sie wollen mich holen! Sie wollen mich verbrennen! — Sie wollen mich foltern! — Ich soll lügen! — Sie wollen mich schänden!" Immer lauter, immer schneller sprang es ihr über die Lippen. Weitauf standen ihre Augen, als lauerten dort hinten im Kirchendunkel alle Schrecken einer Hölle. Der Nacken bog und bückte sich, als fühlte er schon die schmutzige Hand des Henkers. Die Handflächen streckte sie vor, wie um ein Gespenst abzuwehren. Aber das Gespenst schleicht immer näher heran, da — da — da ist es, es packt ihre Zöpfe — es reißt ihr das Kleid auseinander. —

„Maria hilf!" schreit sie verzweifelt auf. „Ich will ja sterben! Sterben für all das Elend! Aber selbst — selbst, wie die Kerze sich selbst verbrennt! Niemand mich anrühren! Niemand, niemand mich sehen! Nein! Nein! Nein!"

Und fort ist sie, zur Kirche hinaus, durch

Digitized by Google

die Pfarrgasse, durch den Zwinger, in ihr Häuschen.

Atemlos schließt sie die Tür, macht Licht und geht an den Schrank der Großmutter. Zitternd langt sie durch die Salben und Flaschen hindurch; ganz hinten in der Ecke, da muß es stehen. Sie setzt sich damit in den Lehnstuhl und streicht das wirre, glänzende Haar von der feuchten Stirn zurück. „Niemand mich sehen! Niemand mich anrühren!" flüstert sie und streichelt das alte Glas in ihrer Hand.

Ein Hauch verlöscht das Licht.

*

Unterdessen saßen die Leute in der Schenke, tranken in ihre Aufregung hinein, rühmten sich dessen, daß sie es den Würzburgern zeigen wollten, wie man den Hexen auf den Leib rücken müsse, zählten auf, wer noch alles heut nacht dran komme, und freuten, freuten sich ganz unmenschlich auf die Hetze, die es gäbe, wenn sie die Türen einschlügen und die Hexenweiber aus dem Bette holten. Die Freude wurde ihnen jäh verdorben, als einer durch das Fenster hereinrief, die Hexen kämen gerade in den Turm. Alles sprang auf und hinaus. Es war so. Der Amtmann und der Bürgermeister bogen eben um die Ecke und ein Ratsdiener stand an der Turmtür und schloß ab. „Was" und „Wie" und „Wer" schrien sie durcheinander und erfuhren dann, daß die Hexen schon alle aufgehoben seien. Neben dem Hannes Götz die Rombäckerin, ihr Christoph und ihre Magdalene, auch die Kellerin, die der Hannes angegeben habe — — —

„Auch die Butzenmadel?"

„Auch die Doloros!" sagte der Ratsdiener.

Da schimpften sie weidlich auf den Amtmann und den Bürgermeister, daß sie ihnen die Freude abgenommen, und gingen zur Schenke zurück und tranken weiter.

Der Amtmann und der Bürgermeister waren froh, daß sie so weit waren. Um dem Unheil vorzubeugen, hatten sie selbst zugegriffen und in aller Stille die Verhaftungen vorgenommen; auch hatten sie einen Eilboten nach Würzburg gejagt, es möge die Obrigkeit dem Aufruhr steuern und gleich morgen das Verhör vornehmen; vielleicht könne der Bischof einen Zentgrafen schicken; die Sache sei bedenklich und bedrohlich. Schon mit Tagesanbruch traf denn auch der Pforten- und Obleischreiber ein, der im April da gewesen war, und als Richter ein Zentgraf, ein junger Edelmann, der sich um die öffentliche Ordnung schon mehrfach verdient gemacht hatte.

Mit dem Verhör wurde sofort begonnen. Der Schusterjunge war sehr gesprächig und erzählte eine Unmenge Sachen. Der Bub des Rombäckers, der mit dem Hannes zusammengestellt wurde, wollte zuerst von all dem nichts wissen, was der andere angab; da aber der Nachrichter mit der Rute anrückte, sagte er, es sei alles wahr. Seine ältere Schwester, die Magdalena, machte es ebenso. Als sie halb entkleidet war, ihr der leinerne Rock angezogen wurde und sie die Rute fühlte, erzählte sie, vor sechs Wochen hätten sie der Schusterjunge und die Kellerin nachts aus dem Bett genommen, in der Butzenmadel ihr Haus getragen, da auf einen Bock gesetzt und mit nach Frickenhausen, Segnitz, Michelfeld, Winterhausen, Würzburg und Lohr geführt; auch habe sie mit ihnen in der blauen Kellerei aus dem Fasse, das beim Eingang zur rechten Seite auf der zweiten Stelle liege, bei einer Kellerfahrt getrunken. Bitte übrigens um Gnad, daß man ihr davonhelfen möge. Über die Kinder wurde beschlossen, sie seien in der christlichen Wahrheit besser zu unterrichten und so auf andere Wege zu bringen.

Die Rombäckerin weinte gar sehr darüber, daß sie solche Dinge aus dem Munde ihrer Kinder vernehmen müsse, ja von den eigenen Kindern für mitschuldig und mitwissend angegeben würde. Ihr Weinen und Klagen half aber nichts. Erst dies half ihr: als man sie entkleidete, war sie sichtlich gesegnet; da ließ man denn vorläufig von ihr ab. Die Kellerin, welche der Schusterjunge noch genannt hatte, beschwor hoch und heilig ihre Unschuld, auch während der ersten Folter, da man ihr die Haare abschnitt, sie auszog, nackt und bloß auf die Leiter band und bis auf das Ziehen der Arme über eine halbe Stunde anspannte. Man ließ sie ausruhen und sich erholen. Dann fing der Nachrichter von vorne an. Kleider herunter! Die Daumen in die Schrauben und die Beine in die Schrauben! So! Zugedreht! Da gellte ein Schrei, Schrei auf Schrei minutenlang. Endlich war die Kraft der Frau dahin; sie wimmerte nur mehr wie ein sterbendes Kind und weinte: „Ich hab' alles getan! Laßt mich los." Später freilich erklärte sie, nur die fürchterliche Marter habe es gemacht, daß sie als schuldig sich bekannt hätte.

Der Schusterjunge blieb frech bis an sein Ende; er sterbe nicht allein, er werde nicht allein verbrennen; den anderen würde es gerade so gehen, und er freue sich darauf, wenn er mit der Butzenmadel hinausgeführt werde, und neben ihr stehe und sähe, wie ihr die Kleider vom Leib kohlen. Die Schöffen verurteilten ihn dazu, zuerst enthauptet und dann verbrannt zu werden.

Digitized by Google

Und Dolorosa? — — —

Als der Amtmann und der Bürgermeister an ihre Tür klopften, stand sie langsam auf, wankte hinaus und öffnete. Was ihr gesagt wurde, hörte sie nur mehr halb. Zwei Ratsdiener ergriffen sie rechts und links und führten sie, gefolgt vom Amtmann und Bürgermeister, die Grillengasse und die Hauptstraße hinunter. Nun sich das Mädchen zwischen den zwei Männern an der Kirche vorbeischleppte, bog es den Kopf weit zurück, um nach der Kirche hinüberschauen zu können. Ein winziger Schein zitterte an dem Kirchenfenster. „Sie brennt!" hauchte das Mädchen.

Wie es sich so zurückbog, konnte man meinen, es falle in Ohnmacht. Der Amtmann sprang vor, um es aufzufangen. Er sah jedoch, wie die Augen Dolorosas, weit geöffnet, nach der Kirche blickten. Das Haar aber, die reiche Zier, das stolze, schwarze Haar, das an diesem Abend so viel gebangt hatte und wirr geworden war, es hatte sich bei dem Zurückbeugen gelöst, war auseinandergefallen und hing nun zur Erde nieder. Da nahm der Amtmann das fallende Haar in seine Hände und trug es dem weiterwankenden Mädchen nach, fast ehrfürchtig, wie ein Pagenknabe den Schleier trägt, wenn die Herrin zum Altare schreitet.

So zogen sie weiter, und es war den vier Männern ganz sonderlich und seltsam zumute. Sie kamen an dem Pranger vorbei. Grau und greulich stand der schreckliche Stein heraus. Kalt und schwarz hingen die Halseisen an der Wand; aber der rote Teufel, der seine Füße auf und nieder baumeln ließ und kicherte, war fort; vor dem zitternden Schein im Kirchenfenster war er geflohen.

Die Freitreppe hinauf, die zum Turm führt, wurde Doloros getragen. Man glaubte, das Mädchen sei vor Schrecken krank geworden und am Verscheiden. Daher wurde es in eine eigene Kammer gelegt; die Frau eines Ratsdieners sollte bei ihm wachen.

Voll Sorge und auch voll Unmut über all den Wahn, und doch hilflos, gingen der Amtmann und der Bürgermeister noch lange durch die kranke, dunkle Stadt und beschlossen, am nächsten Morgen in aller Frühe den Stadtphysikus zu Doloros zu schicken. Als der Stadtphysikus sie untersuchte, gab er das Gutachten ab, das sei nicht eine Ohnmacht, sondern eine von außen bewirkte Bezauberung. Nach der Mittagsstunde, da die ersten Verhöre der übrigen Gefangenen abgenommen waren, kam auch der Zentgraf, um nach der letzten gefangenen Hexe zu schauen, sie auszufragen, gegebenenfalls, wenn sie nicht gestehe, schnelle Arbeit zu machen, den leinernen Rock ihr anziehen und sie auf die Leiter binden zu lassen.

Betroffen blieb er in der Türe stehen. Die Frau, die neben Doloros auf dem Boden kauerte, legte den Finger an den Mund und winkte den Zentgrafen her. Da lag die schlanke Gestalt auf dem blanken Stein; das schwarze Haar rings um das Haupt auf dem Boden wie ein Kranz; die Hände auf der Brust in ihr Kleid verklammert; weiß, viel weißer als die Wand und viel weißer als die Frühlingswolken, die über das Tal flogen. Der Zentgraf beugte sich und sah in das feine Gesicht. Er kniete nieder und lauschte nach dem Atem. Dann ergriff er, zart und sachte wie eine Mutter, mit den Fingern an die Lider, zog sie sanft auseinander, um zu sehen, ob die Leuchten dieses schönen Leibes erloschen seien. Als er das Auge sah, zitterte ihm der Finger. Es war ihm, als habe er schon einmal, aber nur einmal in seinem Leben, dieses Auge gesehen. Er wußte nicht auf welchem Weg und welcher Fahrt. Blühende Bäume tauchten und tanzten vor seinem Geiste auf und es überkam ihn, als ob er einmal sehr glücklich gewesen sei. Erschauernd drückte er das weiße Lid auf die gestorbene Schönheit.

Die Frau löste die verkrampften Hände aus dem Kleid und faltete sie über der unentweihten Brust. „Aus!" seufzte die Frau.

Zur selben Zeit zuckte an der Elendskerze unter der Mater Dolorosa ein letzter Schein auf; der verglimmende Docht beugte sich vornüber und eine heiße Träne fiel auf die Stelle, wo gestern das Elend kauerte und sich für das Elend opferte und dem Elend entfloh nach dem Lande ohne Trug und Wahn.

★ Meinem Kinde. Von Edmund Brüll ★

Manchmal schont der Sturmwind eine Blüte.
Manchmal, — sei's durch Zufall, sei's aus Güte, —
Während rings das Grauen allgemein ist,
Darf ein Wesen, das ganz schwach und klein ist,
— Wild umtost von all der wüsten Pein —
Glücklich sein. — — — —

Sei's aus Güte, — sei's durch Zufall bloß, —
Mein geliebtes Kind, — — dies sei dein Los! — —

Digitized by Google

Frühlingstage auf Sizilien

Eine Malerfahrt von Thea Schleusner

Wer südliche Meere befahren hat, weiß, wie verführerisch sie weiter und immer weiter locken. — Du vergißt die Rückkehr, und eine Küste nach der andern zieht magnetisch dich an, dir ihr Sirenenlied singend. So fuhr auch ich weiter von der seltsamen sardischen Insel, die mich in ihren Banden hielt, mit der Sehnsucht, noch südlichere Gefilde aufzusuchen, nach Sizilien. Das Schiff, die „Derna", verließ um die Mittagsstunde Cagliari, und schwer ward der Abschied. Doch Glut des Südens hüllte alle Ufer in sanften Traum, kein Lufthauch wehte auf dem Meere, und still glitt das Schiff in versengender Sonne dahin. Die wenigen Reisenden blieben in den Kajüten, und ich war allein auf Deck mit dem Schiffshund zu meinen Füßen, einem komischen Untier, das hin und wieder aus seinem Schlaf mich anblinzelte. Seltsam sang diese Stille — Vergessen! Gegen Abend setzte eine leichte Brise ein, und die Matrosen begannen sich zu tummeln und fingen merkwürdige langarmige und langflossige Meerestiere und Quallen, die sie sogleich zerrissen und zubereiteten.

Bei den Mahlzeiten präsidierte der Kapitän an der Tafel, und zum ersten Male traf ich auf meiner Reise auch ein paar Landsleute. Das Gespräch wurde aktuell, einige italienische Herren beteiligten sich. Mit einem Male ward man also in die Wirklichkeit zurückgerissen, man sprach von den letzten Geschehnissen der Welt, von Krieg und Frieden, Republik und Königtum, von Faszismus und Antifaszismus. Und mit Interesse und Wißbegier wurde nach Deutschland und seinen Zuständen gefragt. Vielleicht war man überhaupt verwundert, daß Deutsche noch lebten, noch leben konnten. Und doch, wir waren da, fünf deutsche Künstler verschiedener Berufe, ausgegangen, die Schönheit des Südens wieder einzusaugen und die Stärke deutschen Geistes durch sie bestätigt zu fühlen.

Aber auch des Heiteren entbehrten wir nicht; sehr lustig war ein kleiner sizilianischer Offizier, der behauptete, nun ganz „antiguerra" zu sein, jedoch sofort hinzufügte: käme wieder ein Krieg, so wäre er natürlich „pro-guerra". Ich versuchte ihn vergebens von dem Unlogischen dieser Gesinnung zu überzeugen; er begriff es nicht, aber war sonst sehr nett und ergiebig in bezug auf Auskünfte über Palermo, aus dem er stammte. In dieser herrlichen südlichen Meeresnacht war es schwer, die Kabine aufzusuchen, der Mond versank erst des Morgens

Segler im Hafen von Trapani

Digitized by Google

4 Uhr im Wasser, und die sardischen Hähne, die die Reise mit uns machten, schienen jeden Augenblick zu denken, der neue Tag begänne. Sie lagen gebunden auf dem Zwischendeck und krähten ununterbrochen. Das Meer ward bewegter, als wir uns den im Morgennebel zartrosa schimmernden Ägäischen Inseln näherten; fern dämmerte Afrika, und bald erschien blauend Trapanis Hafen. Ungewitter lag schwer über dem Monte S. Giuliano, noch zuckten Blitze durch die lastenden Wolken, bis die Kraft der helleuchtenden Sonne das Gewölk durchbrach und Strahlenbüschel in den Wald von Masten und auf die runden Jesuitenkuppeln der Stadtkirchen warf. Einige Stunden genügen, um den Monte S. Giuliano zu besteigen; auf ihm stand einstmals die herrliche elymische Stadt Eryx, weit ausschauend über das Meer und tief ins Gebirge; ein Tempel der Aphrodite, eine vielbesuchte Stätte alter, geheimnisvoller Kulte, der Venus Erycina, krönte sie. Auf ihren Ruinen ragt heut das hohe Kastell wie ein Leuchtturm von Küste zu Küste, an seinem Fuß wohnen Mönche in einem Kloster. — Die Alten erzählen noch, daß unterseeische Gebirgszüge vom Berg Eryx hinüber nach Afrika beweisen, daß früher alles Festland war.

Langes Verweilen ist uns nicht gegeben, schnell traben unsere Maultiere hinab zum alten Drepana-Trapani; mein kleiner Eseltreiber ist wunderschön, er antwortet aber nicht auf meine Fragen, sondern lächelt nur in sich hinein. Ich lächle wieder, und so verstehen wir uns. Wie wirklich schön das Kind ist!

Das Schiff tutet schon zur Abfahrt, ein Boot bringt uns schleunigst zur herabgelassenen Schiffstreppe.

Phantastische Segler uralter Formen begleiten uns wie Vögel . . .

Immer leuchtender wird die Landschaft, die Farbe des Meeres wechselt zwischen tiefem Ultramarin und hellem, durchsichtigem Smaragdgrün. Herb und einsam ist dennoch die Küste Siziliens, schroff und kahl stürzt das hohe Kap Cofano in das Meer, von brauenden Wolken umkreist. Mittagshitze, Nebel steigen auf, alle Farben verflimmern in zartestem Blau.

★

Majestätisch liegt mit einem Male die Bucht von Palermo vor uns, am Nachmittag des heiligen Karfreitags fahren wir ein; unseren pochenden Herzen erscheint die Vision der großen Blütezeit von Panormos, die noch heute einen Schimmer letzter Hoheit über Stadt und Land ausgießt. Die Boote drängen sich an den hohen Schiffsrumpf — betäubendes Geschrei und Stoßen; als endlich unsere kleine deutsche Gruppe im Boot ist, fängt sofort das Übervorteilen und Handeln an. Der erste Eindruck beginnt mit den wundervollen alten, zweirädrigen Karren, die, von Maultieren gezogen, im Galopp durch die Straßen rasen; sie sind künstlerisch geschnitzt und zitrongelb, blau und rot an-

Golf von Palermo

Digitized by Google

gestrichen, an den Seitenfeldern befinden sich Malereien, die biblische Legenden und hin und wieder Kämpfe der Normannen und Hohenstaufen gegen die Sarazenen darstellen; auch die mythische Gestalt Karls des Großen erscheint. Ganz tief lebt die Epoche der nordischen Herrscher noch im Herzen der Bevölkerung. Die starken Maultiere sind mit Federbüschen und Schellen wie Schlittenpferde aufgeputzt, dazu die Wagen schwer mit jung und alt beladen; mit ihren braunen Gesichtern schauen sie aus bunten Lappen und Tüchern heraus, lachend und schreiend.

Mitten hinein springt man hier in das Leben! Bersaglieri kommen und veranlassen unsern Wagen zum Halten, wir müssen umsteigen und zu Fuß nach dem Albergo Centrale auf dem Corso Vittorio Emanuele uns durchwinden, denn gerade ist der Corso mit der großen Karfreitagsprozession angefüllt. Der gläserne Sarg mit dem Leichnam Christi wird, von kerzentragenden Kindern umgeben, durch die ganze Stadt getragen, ihm folgt die schmerzensreiche Mutter, prächtig geschmückt, in dem von der Königin Helena gestifteten Mantel, 30 bis 50 Mann, alles „Nobili" der ersten Geschlechter, tragen als höchste Ehrung die schweren Lasten von 9 Uhr früh bis abends 10 Uhr. Aller Viertelstunde setzen sie die Bahren nieder, dann rezitieren Kinder Verse, die Musik spielt; alles jubelt und schreit, obgleich es der Grabeszug des Heilandes ist. So ist der Süden: er zieht die Kirche in seine eignen Empfindungen hinein und deutet sie um. Faszistische Züge mit Fackeln schließen sich an und leisten in rhythmischer Folge den Treueschwur. Abends lausche ich im verdämmernden Dom den Lamentationen der Priester über Christi Tod.

Der Dom ist häßlich verbaut, von keinem einheitlichen architektonischen Gedanken beseelt, außen schon zerreißt die aufgesetzte Barockkuppel über der Krypta die große horizontale Linie. Im Innern sind eigentlich nur ernst und schön die Königsgräber, insonderheit der schwere, einfache Sattelsarkophag des ersten Normannenkönigs Roger. Prächtiger umschlossen ruhen daneben der Kaiser Heinrich IV. von Hohenstaufen und seine Tochter Konstanze mit ihrem Gemahl Friedrich II., insonderheit auf Friedrichs Sarg befinden sich sechs sehr schöne symbolische Reliefmedaillons. Die Schwere des Porphyrmaterials in der Tiefe der roten Farbe umgibt die Gräber mit Einsamkeit und Würde großer gelebter Leben.

Ich habe die katholischen Osterriten früher in Rom und anderen Orten erlebt, aber in der Freudigkeit des sizilianischen Volkes wurde vieles, wenn auch nicht vertieft, so doch besonders lebendig. Im Taufaltar des Seitenschiffes vom Dom ward psalmodierend das Osterwasser, der erneute geheiligte Lebensquell, geweiht, alte Kulturzeichen wurden darüber beschrieben und dreimal der schwere Osterleuchter mit der brennenden Kerze hineingetaucht. Dann empfingen die anwesenden Priester das Zeichen der Er-

San Giovanni degli Eremiti in Palermo

Digitized by Google

Segler bei den Ägäischen Inseln

leuchtung und Berufung an den Stirnen, und das heilige Wasser wurde weitergegeben und getrunken. Ein besonderes Kind wird ausgewählt, um an diesem Tage mit dem neuen Lebenswasser als erstes getauft zu werden; Hochzeitszüge ziehen durcheinander mit den Taufzügen in der Kirche umher, das Leben zieht ein.

Und immer näher rückt so die Stunde, da der Vorhang vor dem auferstandenen Christus fallen soll. Ich werde mit einigen andern durch Vermittlung eines Priesters als deutsche Künstlerin in den Chor eingelassen. Hinter dem großen Vorhang der Kreuzigungsdarstellung liegen drei Priester, vor dem Altar der Auferstehung hingestreckt, im stummen Gebet. Nach vielen Gesängen rauscht plötzlich der Vorhang herab, und laut wie Posaunen tönt mit dem Glockengeläut zusammen das „resurrexit". Danach erst wird wieder der Thron der Kirche aufgerichtet, auf dem der Erzbischof in allem Pomp Platz nimmt.

Durch alle Kirchen Palermos kann man zu Ostern wandern und etwas Neues erleben, jedoch entbehrt fast alles der Verinnerlichung. Wieviel stärker und ergreifender leuchtet die Schönheit der künstlerischen Schöpfung, in der unberührt vom Wandel der Zeiten, wie in der Natur, Gott sich ewig rein offenbart. Goldener Dom zu Monreale, goldene Tore werden durch dich zur Einkehr und zum Jubel geöffnet — höchste Mystik und Vergeistigung ist in dir offenbart! Wenn das Gewoge der farbigen Priestergruppen und Chorknaben den von Gold, Brokat und Edelgestein fast erdrückten Erzbischof durch das Schiff der Kirche und die Reihen kniender Beter geleitet, leuchten wie Flammenschrift zu seiten in Gold und farbigem Glasmosaik die Geschichte der Menschheit, die Wunder des Menschensohnes auf die kleinen Sterblichen herab, und groß thront in der Apsis wie im Himmelsgewölbe der weisende riesenhafte Christus: „Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, wird nicht in Finsternis wandeln, sondern wird das Licht des Lebens haben."

Die Menge erfüllt den Dom, strömt hin und her durch die geöffneten herrlichen Bronzeportale in den Lärm einer Prozession mit häßlichen, buntbemalten Holzfiguren — völliger Niedergang des Kunstgefühls. Jahrmarkt ist heute, neben den bunten Buden drängte sich das Volk, und stille Kühe und Ziegen werden auf der Straße gemolken, jeder vergnügt sich, wie er kann. So war es auch in alter Zeit. Aber wer begreift noch die goldenen Bilder der Menschheitsgeschichte, zu denen Griffel der Künstler einst berufen wurden?

*

Seltsam schön ist auch der Klosterhof von Monreale; in ihm wie im Dom fühlt man die Erfüllung des Traumes König Wilhelms II. von Sizilien, der auf diesem königlichen Berg in seinen Jagdgeländen eingeschlafen war, wie die Sage erzählt, als ihm die Madonna erschien, die ihm einen

Digitized by Google

alten Schatz wies und ihn ermahnte, mit diesem Funde Gott zu Ehr' und Preis eine Kirche zu bauen. Daher wurde Monreale auch als von Gott gewählte Stätte Erzbischofssitz; im Kloster siedelte der König Benediktinermönche an. Welche Kultur repräsentiert dieser Klosterhof, in seinen ornamentalen und figürlichen Darstellungen profaner und heiliger Art, da Philosophen und Denker ihre Studien trieben; und wie schön ist als Ergänzung der üppig wuchernde Garten, der hinüberwächst in die wilde Natur und auf dem Hintergrunde des Oretotales und dem Meere glüht und leuchtet. Hinter Monreale kommt man sofort in einsame, wilde Bergnatur, es ist nicht sehr geheuer dort, denn die kleinen, dunklen, halb arabischsprechenden Bergbewohner sehen im Fremden immer nur den Reichen, den man ausrauben kann. Trotzdem zeichnete ich dort, hätte aber, wenn nicht Leute des Wegs gekommen wären, beinahe ein unangenehmes Abenteuer durch einen auf mich einredenden Sizilianer gehabt. Mir ist es fast unheimlicher, mit dieser Rasse als mit den Sarden auf Sardinien in Berührung zu kommen, denn diese flößten mir in ihren edlen Erscheinungen ein gewisses Zutrauen ein. Die Sizilianer sind meist häßlich und unterseßt. Aber die Naturschönheit läßt auch das Böseste vergessen! Der verglühende Abend lockt, der Golf strahlt dort unten im Widerschein der Sonne. Stets scheinen Sonne und Mond wie ein Königspaar nur aus der Ferne auf ihn, nie gibt es in Palermos Bucht Sonnenaufgang oder -untergang, noch die des Mondes sich spiegelnd im Meere;

Sizilianerin

Campanula rossa

sie verklingen im Gebirge und lassen düstere Silhouetten entstehen.

Der Weg hinab nach Palermo über das finstre Rocca geht in vielen Windungen und ist nicht sicher, raten möchte ich ihn daher keinem, der ängstlich ist. Auch ich war froh, ungefährdet schließlich im Albergo Centrale zu landen, dennoch genoß ich den wunderbaren Abstieg.

Sehr anzuraten ist, einen Festtag nach Piana dei Greci mit dem Postautomobil zu fahren, erstens liegt es unerhört schön im Gebirge, und zweitens tragen die Frauen dort noch an Feiertagen so seltsam prächtige schwere Brokatgewänder mit griechisch gelegten, langen, gestickten Kopftüchern in vielen Farben und sind so schön, daß es wie ein Wunder ist.

*

Meine stillsten und schönsten Stunden lebe ich in der Capella Palatina inmitten Glasmosaiken, studierend und zur Sternendecke schauend; sie ist so recht das Kleinod eines Königs, auf Fels aufgebaut, im Schloßbau ruhend. Noch mehr aber findet mich die Martorana in ihrem Heiligtum, dieser kleine abgeschlossene Basilikenbau mitten im Gewirbel der Hauptstraßen Palermos. Leider weiß ich nicht den Namen des feurigen, jugendlichen, doch schon ergrauten Priesters, der mit Freude und Begeisterung in herrlicher italienischer Rede- und Sprachgewandtheit wertvolle Erklärungen gibt und dem ich bald durch mein tägliches Verweilen ein freundlich begrüßter Gast werde. Immer wieder ziehen mich die in so großartigem Aufbau und tiefer Beseelung gestalteten

Digitized by Google

Mosaiken der Geburt Christi und des Todes der Maria dorthin. Das weit über alles Geschehen schauende Auge der Maria zwingt sich in dich ein. —

Seltsam und unbegreiflich bleibt es, daß ein so großer Genius wie Goethe sich so völlig vor den Offenbarungen dieser Kunst verschloß und gänzlich blind und taub gegen alles außerhalb der Antike blieb.

Diese geniale Verschmelzung byzantinischer, arabischer mit normannischer Kultur hat niemals wieder wie hier ihresgleichen gehabt, sie hat eine unerreicht hohe Epoche des Mittelalters hervorgebracht, die stärker als die Antike in unsre heutige Weltkunstentwicklung hineinklingt.

Maria mit Kind
Kopie aus den Mosaiken in der Martorana

Die meisten der Kirchen wie San Giovanni degli Eremiti und San Cataldo, mit ihren roten Kuppeltürmen noch ganz orientalisch anmutend, wachsen auf alten sarazenischen Palastmauern und Moscheen empor; früher besaß ja fast jeder reiche Muselmann seine eigne Moschee. So finden sich auch noch heute verborgen in den verkommensten und schmutzigsten Winkeln Palermos alte Kirchen und Kapellen, zu denen man nur durch Küchen und über Waschzuber gelangt und deren Besichtigung die genügsamen Leute ernährt. — San Cataldo ist besonders interessant, weil in ihr noch ein Fries in arabischer Schrift und arabische Spitzbogen erhalten sind; sonst ist der Eindruck kahl, die Mosaiken und Marmorplatten sind entfernt, nur nackte Quadern schauen dich an, und doch ist das Innere dadurch so viel geschlossener und stiller als die innen durch Barock überladene San Giovanni degli Eremiti, die man nur außen genießen darf, um sich dann in die Ruhe des schönen Klosterhofes zu flüchten.

*

Der Strom der Fremden zieht schnell weiter an die Ostküste nach Taormina, Syrakus und Selinus, wohl würde es mich locken, auch dieses zu sehen, den Ätna zu besteigen und an seinem Krater des Empedokles zu gedenken, aber das Studium und die Bestätigung des großen Mittelalters halten mich fest. Die archäischen Metopen, die ich hier im Museum sehe, die in Selinus den Tempelfries schmückten, müssen in ihrer massig architektonischen Gestaltung und ihren durchdringenden Blicken ungeheuerlich schön in der Natur gewirkt haben. Herber und zarter ist eine griechische Isispriesterin aus einem Serapisheiligtum, die mich sehr ergreift.

Das Wesentliche war mir immer: Kunst durch Natur und Natur durch Kunst zu begreifen und zu verstehen. Unendlich locken draußen Sonne und Farben, die mit Narzissen bedeckten Berge, wodurch im Frühling selbst der rötliche Monte Pellegrino mit weißgrünlichem Schimmer überzogen ist. Weich Blick dort oben von Höhe zu Höhe, zu Tal, zu Meer; drüben wandern die Schiffe weiter am Monte Catalfano vorbei, Neapel zu, unter mir ziehen sie südlicher nach Afrikas Küsten.

In der heißen Mittagsglut ladet den ermüdeten Wanderer die Grotte der heiligen Rosalie zur Rast; durch ihre mystisch phantastisch angelegten graugrünen Wasserabzugsröhren, die wie Kakteen und verzweigte Wurzeln anmuten, zwischen Kerzen und farbigen Stoffen, glaubst du in einem schönen Märchen zu sein. Ein Priester singt eine Messe, Weihrauch steigt auf, im niedrigen Gewölbe sich drängend. Eine Glocke läutet. — Ich erwache plötzlich, wohl nach einer Stunde, aus einem Traum; mir träumte, daß die heilige Rosalie sämtliche Gärten Palermos mir zum Geschenk machte, und ich von einem Baum zum andern ging, die „goldenen Äpfel der Hesperiden", Orangen, Agrumenen, Granatäpfel und Opuntien zu pflücken. — Dies veranlaßte mich am selbigen Tag noch den botanischen Garten und den Garten der Villa Giulia in ihrer exotischen Fülle aufzusuchen, jedoch das schönste Erlebnis waren die ausgedehnten Gartengelände der Villa Casca. Weit wanderte ich erst durch Limonen- und Orangenplantagen, duftende Blüten und Früchte fielen auf mich herab. Überall scheinen aus der Natur bukolische Verse zu klingen; ich erinnere mich, daß Theokrit Sizilien und besonders die „Conca d'oro" das Land des Ursprungs der bukolischen Poesie nennt. Eine junge Frau sitzt am Gitter der Villa,

Digitized by Google

über feine Spitzenklöppeleien gebeugt; lächelnd mit vollendeter Grazie läßt sie mich ein. Ein unendlicher Duft strömt mir entgegen, tropische Dünste umfangen mich. Knaben erspähen die Fremde, erklettern die Bäume wie Eichkatzen, springen in die Teiche und bieten mir Blüten dar: weiße Iris, Orchideen, weiße und rote große Glocken von fremden Bäumen, die sie hier nur „Campanula bianca e rossa“ nennen und viele andre unbekannte Blumen. Du herrliches Sizilien, schönster Garten der Erde:

Der Hafen von Trapani

„Oh, auf der Insel welche Pracht! wie die Orangen glühen / Und aus dem Laube von Smaragd hervor gleich Flammen sprühen, / Bleich schimmert die Zitrone dort gleich einem Herzbetrübten / Wenn einsam er die Nacht durchweint, entfernt von der Geliebten.“

Digitized by Google

Der liebende Dichter Abdurrahman von Trapani sang diese Verse, im Herzen des Schauenden klingen sie wider, das Echo der Täler trägt sie weiter zum Meere.

Im Rauschen des lächelnden Golfes, aber auch, wenn er stürmt und seine Türkisfarbe smaragden und lapislazuliblau wird, wenn sein weißer Gischt bis zu den Toren der „Porta felice" am Kai spritzt, tönt das Loblied des herrlichen Paradieses. Die Sizilianer, insonderheit die Bewohner von Palermo, sind stolz auf die Pracht ihres Landes.

★

Ein lachender, duftender, vom Tau der Nacht noch dunstender Morgen führt mich im Zuge an der Küste entlang durch Kalabrien. Welche Harmonie! Überirdische Ruhe spiegelt kristallen die Natur, auf roten Abhängen schimmern die weißgrauen Oliven in Silberschleiern. Cèfalu mit Burg und Dom erscheint am Meer; man darf nicht versäumen, hier auszusteigen, die Mosaiken im Chor des Domes sind die schönsten und frühesten des größten Kunststils auf ganz Sizilien, und außen ist dieser Dom dadurch besonders interessant, daß er mit den beiden Türmen über den Eingang ein durchaus nordisches Gepräge trägt. Aus einem Gelübde des Normannenfürsten Roger erwuchs dieser Bau, da er in einem ungeheuren Sturm im Jahre 1129 mit seinen Gefährten in äußerster Lebensgefahr an dieses Ufer der kalabrischen Küste geworfen wurde. Zum Dank für seine gnädige Errettung erbaute er den Dom mit dem schönen rechteckigen Kreuzgang, ähnlich wie auf Monreale mit Doppelsäulen geziert, deren Kapitäle figürliche Fabelwesen, halb Mensch, halb Tier, darstellen und in ihrer eigenartigen Phantastik an nordisch romanische Bauten erinnern.

Rechts von der Bahn bilden und öffnen die Berge immer neue Täler und Überschneidungen, große Strombetten („Fiumara"), jetzt um diese Jahreszeit meist leer, fallen steinig ins Meer, Brücken schwingen sich hoch darüber, Felsenstädte ragen auf inmitten von Palmen und Zypressen. Besonders schön architektonisch liegt Termini im Land und am Meer das frühere Fort von Messina „Milazzo". Wir nähern uns immer mehr Messina, der vom Unstern verfolgten und trotzdem wieder neu aufgebauten Stadt. Weiß schimmern seine Häuser heut im Mittag — unberührt. Doch das Bedeutende der Vergangenheit ist vernichtet, ein einzig schönes Bauwerk ist nur noch das in den Bergen nahebei liegende Nonnenkloster Sta. Maria della Valle. Auch diese „Badiazza" ist eine normannische Gründung, einige der Spitzen- und Rundbogen lassen die edle Anlage des Baues erkennen; die Natur selbst, eine „Fiumara", hat den Weg durch sie hindurchgenommen und mit Geröll und Schutt angefüllt, südliche Gewächse haben sich dazwischen ausgesät und überwuchern die Ruinen. Eine wilde Einsamkeit hat hier Platz gegriffen.

San Giovanni degli Eremiti in Palermo

Von diesem Traumland möchte niemand mehr in die andre Welt; zwar tosen und lauern von alters her bei Messina zwei Ungeheuer: Scylla und Carybdis, doch Sicilia, das leuchtende Kleinod, bleibt für immer das Brautgeschenk des Zeus an die dem Pluto vermählte Persephone, eine wahrhaft göttliche Morgengabe.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Das liebe Ich und die Zeitgenossen

Skizzen von Grete Gulbranssson

I. Die Mozartwoche in Würzburg unter Hermann Zilcher

Manchmal ist es, als ob der Genius der Kunst, der gute Geist der Menschheit, ihrer oft so mangelhaften Kombinationen müde, eine Sache selbst in die Hand nähme, um einmal eine rechte Harmonie, ein Schönes und Gutes, eine Freude für die Empfänglichen zu schaffen.

Ein solcher Zug ist ihm, scheint mir, gelungen, als er Hermann Zilcher Direktor an der Würzburger Musikschule werden ließ.

Kein anderer hätte besser in diese lustige Barockstadt gepaßt, wo Grazie und Tradition trotz des Wandels der Zeiten und der Mechanisierung des Lebens geheimnisvoll und siegreich ihre Herrschaft behalten.

Die Luft, die in den erzbischöflichen Tagen dort wehte, kann man irgendwie noch immer aus dem zauberhaften Winkelwerk der fränkischen Gassen verspüren.

Es ist, als atme sie das Schloß selbst lebendig aus. In wahrhafter Majestät liegt es fast wie etwas zurückgezogen hinter dem großmächtigen, mit holperigen Steinchen gepflasterten Schloßplatz. Einsam-kahl und rührend-ernst bewacht er das königliche Gebäude, als sollt' es isoliert bleiben vom Gedräng der altersbraunen Dächer. Der Kern der Stadt ist unberührt, ferne der häßlichen, neuen Zeit. So erscheint das Ganze wie eine gar liebliche Bühne. Und diese Bühne betrat auf der Höhe seines Lebens mit von Kunst und Eifer funkelnden Augen und tänzelndem Schritt Hermann Zilcher.

Als er den Ruf nach Würzburg erhielt, ahnte man noch nicht, wie sehr die innere und äußere Atmosphäre dieser Stadt just seinem poetischen, romantisch-kühnen Wesen gemäß sein, und was für einen Garten von Kunst, Musik, Kultur und freudevoller Schönheit sein Wirken dort hervorzaubern würde. Aber lange konnte es nicht dauern, eh' ihm sein Liebling Mozart winkend aus jenen geschnittenen Laubengängen und Marmorterrassen des Schloßparks dort entgegentrat. Dort, wo die Steine selbst Musik haben, wo Eisentore schier so leicht als Spinnweb vor hundertfarbigen Blumenbeeten schweben und aus dem Grün ein Chor von Nachtigallen und andern Singvögeln schon seit je mit dem Musizieren begonnen hatte. Dort mußte ihm ja Mozart lebendig werden, mit allem Anrecht seiner unsterblichen, aus dem Boden just jener Zeit entsprungenen Musik.

Denn was hier nicht der Boden bereitet, um Mozarts eigene Ideen zu verwirklichen, der nicht für den Konzertsaal geschrieben hat, sondern für lebendige Gelegenheiten: ein kunstfroher Fürst bestellt für eine gewisse Anzahl von Musikanten eine Serenade —, daß sie in seinem prächtigen Park gespielt werde.

Hier ist der Park: nun, Zeit, versinke!

Irgendein Palast bietet in einem Raum vier kleine, verschwiegene Musizierlauben dar! Hier sind sie! Und Mozart erfüllt sie wie einstmals, nun aufs neue, mit seiner süßen Musik. Wie selten ist's einem Künstler vergönnt, daß Ort und Gelegenheit seinen Träumen so entgegenkommen, wie es dem berauschten Zilcher in Würzburg geschah. Die große Serenade, für welchen festlichen Prunksaal war sie geschrieben? Schöner und prächtiger als der große Kaisersaal der Würzburger Residenz kann er nicht gewesen sein, wo sie nun zu ihrer wahrsten Bestimmung wieder erwacht und uns die ungeheure Grazie, die Freude am Zeremoniellen, das höfische Verneigen —, aber auch die verschwiegenen Zärtlichkeiten in lauschigen Nebengemächern jetzt und heut leibhaftig heraufbeschwört.

Dieser Kaisersaal und die ganze Residenz wurde mit Freuden dem Zilcher zur Verfügung gestellt, als ihm die Idee zu seiner Mozartwoche kam. Da werden nun jedes Jahr im Juni bekannte und unbekanntere Werke des Meisters durch die Schüler und Lehrer des Konservatoriums aufgeführt.

Die alle wie beschwingt sind von Zilchers lebendigem Enthusiasmus, erwärmt von seiner süddeutschen, unmittelbaren Herzlichkeit, erfrischt von seinem Witz und Humor und gehalten von seiner Zielsicherheit und seinem heiligen, unwandelbaren Ernst.

So erlebt das junge Orchester des Würzburger Konservatoriums eine Renaissance,

Digitized by Google

wie sie nur aus dem Geiste Mozarts möglich ist. Und der Idealismus, der in den Würzburger Musikschülern durch den innigen, ortsgebundenen Umgang mit Mozart entzündet wird, ist ein Gewinn fürs Leben.

Es kommt mir vor, als bedeutete solche Pflege Mozartischer Musik ein Heilmittel gegen die Verflachung und Verrohung, die, wie in allen Sitten, so auch in den musikalischen um sich zu greifen beginnt.

Deshalb bin ich einig mit Zilcher und folge gerne seiner Einladung zur Mozartwoche.

Durch das Gewühl des Bahnhofes kommt er selber dahergesprungen, um mich zu begrüßen.

Alles an ihm sprüht Funken: der feierliche Zylinderhut, die Brille, die braunen, blitzenden Augen, das lustige Lachen, mit dem er seine langen, weißen Zähne auf der einen Seite des Mundes schief entblößt!

Die Luft um ihn moussiert von Festfreude, und die ganze Stadt, in die er mich nun im Triumph zwischen den schlanken Säulen des Bahnhofs hineinführt, liegt wie ein großer, heiterer Festsaal da.

Ich sollte mir aber nur nicht einbilden, daß es heut abend gleich mit der Festlichkeit losginge, meinte der Zilcher. Heut abend müsse noch tüchtig geschafft werden. Es handelt sich darum, sämtliche Orchesterstimmen für eine große Serenade Mozarts, die fast vergessen ist, durchzuarbeiten.

Der riesige Tisch unter der grünlich verschleierten Hängelampe ist ausgezogen und von Notenheften bedeckt.

Da sitzt der Zilcher in seinem scheckigen Hausrock mit seiner dicken Zigarre über Mozarts Partitur gebeugt, einen kolossalen, roten Bleistift in der Hand. Seine schöne Frau und ich halten uns sehr bescheiden in gemessener Entfernung, da wir unsere furchtbaren Erfahrungen mit diesem Berserker haben.

Jedoch wendet er heute abend mir zu Ehren die Blätter etwas moderato um, und während er seine Anmerkungen mit den einzelnen Stimmen vergleicht, unterhält er sich träumerisch und zerstreut mit uns und erzählt losmäulige Witze. Das darf er heute tun, denn in den Zeiten, wo er Mozart so ausschließlich aufführt, beschäftigt er sich auch ausschließlich mit ihm.

Und einige von Mozarts Texten, Wortspielen und Witzen sind von einer so phänomenalen Ungezogenheit, daß man seinen Ohren nicht traut. Es macht dem Zilcher Spaß, die lyrische Mozartschwärmerin mit solchen Schreckschüssen zu ernüchtern!

Just, weil es wohl nicht so leicht einen zweiten gibt, der den Mozart mehr liebt und ihm inniger hingegeben ist, als der Zilcher. Und wenn er uns dann weiter von ihm erzählt und uns aus seinen Briefen und Aufzeichnungen vorliest, ist er tief ergriffen, und schließlich sitzen wir alle drei da und weinen über Mozarts elenden, traurigen Tod und sein armseliges Begräbnis.

Dann springt aber der Zilcher auf und hin zum Flügel, um sich nun willig ganz und gar von Mozart verhexen zu lassen.

Denn er will und muß verhext sein während seiner Mozartwoche. Und es tut ihm gut, einen gleichgesinnten und aufmerksamen Lauscher zu haben, wenn er die Sachen so für sich durchprobiert, die er dann in den Konzerten aufführen will. Leicht und spielerisch, irgendwie insgeheim, schlägt er auf den Tasten die Themen an; aber nur zu bald wird er hingerissen zum profundesten Ernst, erhebt er entrückt selbst die Stimme, die allerdings eher dem Krächzen eines alten Raben gleicht.

Aber gerade das hat etwas seltsam Ergreifendes. So eine kleine Stunde in dem biederen Musikzimmer nimmt manchmal unerwartete Dimensionen an.

Da kann es über den Zilcher kommen, daß er abgewandt und wie tief aus dem Traum von Mozart redet, als würd's ihm zugeweht aus einer anderen Welt.

Und er selbst ist vielleicht nicht minder erstaunt als wir über das, was im Rausch der hohen Stunde ihm da von den Lippen fließt, was aus dem klingenden Himmel der Musik sich zum irdisch faßbaren Bild und Ausdruck formt.

Damit wir uns aber nicht ganz in Ekstase auflösen, bringt Belinde nun — es ist längst über Mitternacht — ein paar recht reale Likörflaschen und einen Teller voll strotzender „Wurstbröter" herbei.

Und es fällt uns ein, daß ich ja noch kein Ding ausgepackt habe. Und ich habe doch einen Koffer voll schillernder Mozartröcke mit! Um Gottes willen, wo sollen wir die nur alle unterbringen? Der Zilcher weiß Rat. Es wird ein Strick vom Ofen bis zum Schrank (den man meinethalben nicht ausräumen mag) gespannt, und da werden die herrlichen Kleider alle aufgehängt.

Ich behaupte ja, es ist nur wegen dieser Kleider, daß mir der Zilcher die Ehre einer Einladung zum Mozartfest zuteil werden läßt. Sie passen halt gar zu gut in die Würzburger Residenz.

*

Am nächsten Tag begleite ich den Zilcher zur Orchesterprobe ins Konservatorium. Dieses Konservatorium! Es ist nichts

Digitized by Google

anderes, als ein Teil des alten Doms. Ein efeuumsponnener, kleiner Hof nimmt uns auf, in dem sich das Sonnenlicht wie Honig fängt. Das steinerne Wendeltreppchen führt im Freien zur Eingangstür hinauf. Und drinnen: ein Schnekkenhaus von Gängen, Bögen und runden Geländern; eine Mischung von Klausur und freiem Musenhauch, dies zusammengewürfelte Durcheinander der Treppen, Säle, Kabinette, in deren jedem nichts als ein Instrument steht.

Stille Geburtsstätten der Musik und die Luft von Not und Lust unzähliger an diese „holde Kunst" hingegebener Stunden wie durchtränkt. Aus dem ehemaligen Kapitelsaal der Bischöfe hat man den großen Konzertsaal gemacht. Seine Wände sind von den Wappen der Domherren über und über bedeckt.

Hermann Zilcher. Zeichnung von Olaf Gulbranssson

Dorthin eilt der Zilcher nun, mit seiner charakteristischen, raschtänzelnden Gangart, den Hut im Nacken, die unvermeidliche Zigarre bis zum letztmöglichen Augenblick zwischen den Lippen.

Ich muß mich zusammennehmen, mit ihm Schritt zu halten, ein solches Tempo schlägt er an. Es ist das Tempo seines Lebens. Rasch und ungeduldig, unaufhaltsam vorwärts strebend, von der unbesiegbaren Munterkeit, die ihre Wurzeln im Boden der Kunst und der Natur hat. Der gesunde, herzliche Spott, der die Würze und Bewegung ins Heilighingegebene bringt.

Wenn man das Fest von Zilchers Tätigkeit bis zum heutigen Tage überblickt, so ist es wahrhaftig ein großes Stück. Aber von dem Tatsächlichen aller seiner Leistungen wissen andere mehr als ich, so will ich davon still sein.

Es kommt mir nur vor, als sei er ein ungewöhnlich produktiver und lebendiger Mensch. Der sich sein Leben ganz frei und konventionslos aufgebaut hat, sich selbst treu geblieben ist und alles der Kunst geopfert hat und opfert.

Viel von seinem Wesen ist mir klar geworden, als ich seine köstliche Mutter kennen lernte, die auch zur Mozartwoche nach Würzburg gekommen war.

Ich kann sie nur mit der Frau Rat Goethe vergleichen, mit der sie bei Gott mehr als bloß die Vaterstadt gemein hat. Es ist wahrhaft erfrischend, was für ein Element des Witzes und der Lustbarkeit sie mitbringt.

Wenn sie das Zimmer betritt, drängt sich alsbald jedermann entzückt in ihre Nähe.

Auch sie hat die Passion, unerhörte Geschichten zu erzählen, und die Konversation wird im reinsten Frankfurtisch geführt.

Jetzt hör' ich Zilchers helle, ungeduldige Stimme kurz und höflich schreien: „Also! Darf ich bitten! Noch einmal! Oder noch hundertmal, wenn Sie wollen! Vier Takte nach Buchstabe F!"

Er ist schon mitten im Zwang und Drang seiner Orchesterprobe, und die eiserne Energie glüht in seinem hingegebenen Arbeitsbuckel.

Es ist da eine kleine Passage der Piccolo-Flöte in dieser Serenade, die verloren gegangen war. Aber Zilchers rastloser Eifer und Spürsinn gab keine Ruh, bis er sie in irgendeinem alten Archiv, in Offenbach oder

Digitized by Google

weiß Gott wo, wahrhaftig wieder aufgestöbert hat.

Mit ein paar rauschenden, fragenden Schlägen im Orchester wird dem herzigen, kleinen Flötensolo freie Bahn gegeben.

Es ist, als erhöbe ein Vöglein die Stimme!

O Mozart! Was du auch geschrieben hast, immer scheint es mir in Verzückung der Schönheit geschehen.

Und wie lebendig wirst du mir nun, du Götterjüngling, der du lächelnd, weinend und staunend durch die Zeiten gehst, und ab und zu eine glückerfüllte Heimat findest, wie hier, in der Würzburger Residenz.

Die Festkonzerte beginnen zur Zeit des Sonnenuntergangs.

Da glüht das Schloß wie aus purem Gold in allen seinen großen, ruhigen Maßen, völlig der sinkenden Sonne preisgegeben. Wie eine schillernde Muschel liegt gerundet der weite Platz davor.

Aus den dämmrigen Gassen der Stadt strömen die Menschen herbei.

Ein Hauch von Jasmin erfüllt die Festsäle, aufgelöst in einer phantastischen Lichtflut.

Am Podium vorn die Kandelaber aus Bronze sind Flammen und blendende Fackeln; die geschmückten Frauen im Publikum haben Gloriolen ums Haupt, wenn das schräg hereinfließende Abendlicht in ihren Locken spielt. Sie sind fast alle in großer Toilette, und so leuchtet auch manch ein lebendiger, weißer Nacken oder Arm aus dem bunten Geflimmer des Saales auf.

Schon dreiviertel an den Wänden unten beginnen die köstlichen Deckengemälde Tiepolos; es ist ein gar anmutiges Spiel zwischen Plastik und Malerei, das sich da auslebt, und es ist, als knüpften sich die Ornamente der Mozartmusik heimattrunken daran. Durch die Bogenfenster der Parkseite schaut grünes, traumkühles Zwielicht herein.

Rosenwölkchen fliegen am Himmel draußen, ja selbst (ihr glaubt es nicht) der silberne Mond zieht kaum sichtbar wie ein Flöckchen still hinter den Scheiben vorbei.

Die Schwalben schießen Pfeilen gleich bis dicht heran, und zwischen Adagio und Presto hört man ihr seliges Luftgeschrei.

Schwarze Engel mit großen, bronzenen Flügeln stehen bei den Notenpulten und halten den Musizierenden die Leuchter hin. Sie brennen aber noch nicht.

Nur ganz oben unter der hohen Decke fängt sachte die Dämmerung zu weben an.

Über dem Podium in den majestätischen Stukkaturrahmen sind kleine Spiegelstückchen eingelassen, die blitzen und flirren.

Wie paßt zu alledem das trillernde Flötenquintett, mit dem das Konzert eröffnet wird. Und der Oboist hat ein Gesicht wie ein Rokokoengelchen, das von einem der Gesimse heruntergesprungen ist. Einen runden Kranz von Locken, rote Bäckchen und kugelrunde Kinderaugen, die er in den Pausen mit hingegebnem Ausdruck nach oben richtet.

Auch er wird von den niederen Sonnenstrahlen in neckischer Deutlichkeit herausgehoben, als er sein bezauberndes Adagio spielt.

Und dann schwebt aus Duft und Abendglanz hervor leicht wie auf Fittichen die G-moll-Symphonie. Zwingend und traumhaft gleitend mischt sich die göttlich-warme Inspiration mit dem unbestechlichsten Kunstverstand. Darin ist dem Komponisten der Maler Tiepolo ähnlich, und der Architekt des Schlosses, Balthasar Neumann, deren jeder in seiner Art dem Himmel der Vollkommenheit zustrebt.

So ist die Harmonie eine ungetrübte.

Ein Flüssigwerden der Räume, ein Entrücktsein sondergleichen. In dieser Stimmung ist man wohl fähig, den überirdischen Trost zu empfinden, der aus den seltsamen Klängen der Trauermusik zu uns spricht. Diese Unangst vor dem Tod. Diese Schlichtheit da, wo das Tiefste berührt wird.

Es gibt kaum einen Musiker, dem es gegeben war, mit solcher Liebe und Kunst die Geschenke seines Gottes zu empfangen und wieder darzubieten. Bei ihm ist das Wunder vollbracht, daß Werke entstehen konnten, die gleichzeitig heiter selbstverständlich und tief aufwühlend sind, die den herbsten Trotz hart neben das Zärtlichste stellen, die unvermutet die reizenden Schnörkel des Rokoko zum zeitlosen Schmerz aller Zeiten auflösen.

Mozarts Seele denkt nur an Singen und Klingen. Jeder Raum wird ihm Musik und jedes Instrument weitet sich zum Raum für ihn. In seinem Musikerleben, das so leidvoll kurz, drängen sich in fast schroffen, übergangslosen Kontrasten seine wilde Laune, sein Scherz und Humor mit Zorn und Trotz und Trauer zusammen, Ausgelassenheit und Witz mit heißer Sehnsucht und schließlich mit abgeklärtestem Ernst.

Ein wahres Spiel ist seine Musik, aber so wie die alten Griechen gespielt, so wie Shakespeare und Goethe gespielt. Wer weiß, wo der Scherz aufhört und der Ernst beginnt? Kommt nun zu all diesen Form- und Schöpfergaben der Gottessegen seiner Klangvorstellung, so ist es im vorhinein bestimmt, daß solche Werke durch die Jahrhunderte gehen und klingen müssen. —

★

Digitized by Google

Immer tiefer wird die Verzauberung.

Leise sinkt die Nacht herab, und in der Pause kommen uralte, ehrwürdige Diener — Überbleibsel einer versunkenen Zeit — mit umständlichen Leitern in den Saal, und stecken die unzähligen Kerzen an den Kronleuchtern in Brand.

An das Konzert im Kaisersaal schließt sich die Nachtmusik im Park. Sie uns darzubieten, so wie Mozart es gemeint hat, dafür scheut Zilcher keine Mühe.

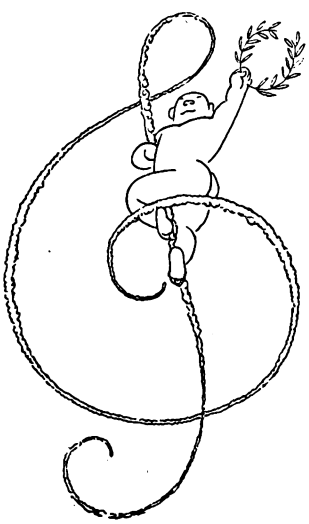
Und das wahre Leben in den Kunstwerken schlüpft wie ein Schmetterling aus der Puppe und breitet die göttlichen Flügel weit aus, die ihm durch den neuen Geist und die schauderöse Architektur manch eines modernen Konzertsaales mitunter übel gelähmt werden.

Welche Poesie und Liebe gehört dazu, nach den Anstrengungen der großen Orchesterkonzerte sich noch einmal aufzumachen und diesen grünen Kindern des Laubs, der Erde und der Sterne, uns und ihnen zum Segen, ihr Recht zu verschaffen.

Auf einer erhöhten Stelle über den geschnittenen Taxuswänden bewegen sich durchs Laub die bunten Lampen und beginnt mit vielen, leisen Violinen geheimnisvoll die Casation, ein „Gassenständchen", das Mozart mit 14 Jahren geschrieben hat.

Und schon daraus strahlt uns bei aller Jugendlichkeit und aller Laune das starre Licht entgegen, das sich in Tränen bricht.

Ringsum in der blauen Nacht raunt's und flüstert's, es huscht und tappt, obwohl man wenig sieht, es schlagen Hunderte von Herzen sehnsuchtsvoll und erstaunt beglückt im Takt der süßen, jungen Musik, die aus dem Gebüsch hervordringt.



Ja, es ist die Musik, die auf Bäumen wächst. Es ist wie wonniges Rufen und Wiederrufen.

Mozart ist wie jeder reine Künstler aus dem Schoß der heiligen Natur gekommen —, nun schreibt er auch seine Melodien an Steine, Bäume, Blüten — aus Quellenrieseln heraus mit Vogelzwitscherbegleitung, zu Mondschein und leisem Seufzen des Windes.

Seine Musik ist dadurch so ganz weit weg von dem Schlimmen des Menschen.

Jetzt erscheint auf dem Balkon des Schlosses, von unruhigen Fackeln phantastisch beleuchtet, die schöne Sängerin im spanischen Radmantel, die brennende Rose angesteckt, die schwarzen Spitzen ums schmale Gesicht. Und an einem kleinen Spinett, das auch auf den Balkon herausgebracht ist, begleitet sie der Zilcher zu jauchzenden Liebesliedern.

Die Stimme klingt lockend durch die stille Nacht, die dünnen Spinettöne verweben und verwehen, kaum daß sie angeschlagen sind. Die ganze Gartenfassade des Schlosses liegt bald aufglühend, bald wie verlöschend im Fackelschein da.

Kaum ist das Lied beendet, stürzt der Zilcher, der, nachdem er die Casation fertig dirigiert hatte, wie der Wind auf den Balkon zu seinem Spinett geflogen war, wieder in den Park zurück, wo die bunten Lampen jetzt weit an einer anderen Stelle aufleuchten und ein vielstimmiger Kanon, von Frauen gesungen, ertönt.

Ein unruhig murmelndes Gezwitscher, wie aus der braunen Erde aufquellend.

Ist auch das verklungen, so kommt der Zilcher, in Schweiß gebadet, wieder zurückgerannt, um auf dem Balkon nun eine Bläserserenade zu dirigieren. Das Quartett ist eng zwischen den schmalen Balustraden zusammengedrängt.

Kaum ist dies beendet, rennt der Zilcher wieder wie ein Haf' davon, um das letzte, den Chor aus Idomeneo und das Ave verum, im Park zu dirigieren.

Die unvergleichlichen Chöre mit Geigen- und Hörnerbegleitung steigen auf zu einem gewaltigen Schlußakkord. — Warum ist die Musik im Ave verum so groß, warum greift sie trostreich an das letzte Bangen unserer Seele?

Weil in ihr das Göttliche in Mozarts Mission ihm selbst schon zum Trost geworden ist, über alles Erdenleid hinweg!

Das Ave verum gehört zum Ewigen. Und unsre Sehnsucht nach dem ist's, die uns verzehrt.

Während so das Ave verum schließt, löscht langsam ein Licht nach dem andern aus, bis der Park wieder in schweigender Dunkelheit daliegt und alles verklungen ist.

Digitized by Google

Europäischer Geist

Von Bruno E. Werner

Das Buch „Aus dem alten Europa" von Helene Nostitz (Leipzig, 1925) enthält Aufzeichnungen aus dem Leben einer Frau, die kraft des glücklichen Zusammentreffens von eigener Bedeutung und gesellschaftlicher Stellung (sie ist eine geborene Hindenburg-Beneckendorff, Enkelin des Fürsten Münster und Gattin des ehemaligen sächsischen Gesandten in Wien) das Getriebe der Welt und eine große Reihe der bedeutendsten Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit kennengelernt hat.

Was dieses Buch aus der Reihe der Memoirenschreiber heraushebt, das sind die starken und geschärften Sinne der Verfasserin, ihre Fähigkeit, hinter der Epidermis dieser Welt ihre Tiefe aufzuspüren. Sie sieht keine Vereinzelungen, nur selten bleiben Schilderungen im Anekdotenhaften stecken, fast immer sieht sie die Zusammenhänge und führt vom Einzelnen zum Allgemeinen hin.

Paris. Die deutsche Botschaft. Der alte Fürst Münster, ihr Großvater, dessen Verdienste um die deutsch-französische Verständigung historisch sind, ist dort deutscher Gesandter. Sterbendes Rokoko. Diener mit gepuderten Köpfen in roten Eskarpins. Der große alte Herr, einer der letzten Grandseigneurs mit Geist, Distanz und Form. Diners, bei denen die Dame des Hauses den Salat bereiten und gleichzeitig fließend konversieren muß. Später im Salon, der Terrier Ripp, der einen Ball fängt, den man ihm stets von neuem zuwirft. Zwischen den grünen Empiremöbeln zwei zitternde Windhunde, Nachkommen der friderizianischen. Die Comtesse Greppille mit rosa Flügeln an den Schultern, Blumen im Arm, scheinbar unbeabsichtigt, in Wahrheit aufs feinste berechnet. Form und Stil über alles.

Erfrischend ist der unbürgerliche Mangel jeder Sentimentalität. Lady Harriet Sinclair, die zweite Frau Münsters, passionierte Jägerin und Reiterin, kehrt vom Ausritt in das Arbeitszimmer ihres Gatten zurück, sinkt in den Sessel und sagt gefaßt: „Good bye, George, I am dying." Sie stirbt, wie sie gelebt. Eine Welt, die das Wagnis liebt, von „königlicher Indifferenz und Selbstbehauptung", gedämpft und formvoll. Die Gefühle werden unterdrückt, nur manchmal dringen die Töne des menschlichen Herzens durch, „schon saßen wir wieder auf unsern hohen Stühlen und hören ganz von fern Carmens Liebeslied zu uns herüberdringen". Zuweilen gedämpfte Heiterkeit, so wenn die korpulente Königin Isabella von Spanien sich vor die geöffnete Tür des Lifts stellt und trocken, ohne Übergang zu dem hinter ihr kommenden Fürst Münster sagt: „Maintenant pousse!" Das Auswärtige Amt macht auch Münster, der ein feines Gefühl für die Beziehungen zwischen den Nationen besitzt, seine Schwierigkeiten. Münster bezeichnet es stets nur als „das Zentralrindvieh".

Das starke Stilgefühl der Franzosen kann sich dem Reiz dieser Erscheinung nicht verschließen. Als Münster den Pariser Posten verlassen muß, ist die Trauer allgemein. Kurz zuvor ist die englische Königin gestorben. Das offizielle Paris, das ihm das Geleit gibt, erscheint in Schwarz. Einer sagt: „Ce n'est pas un départ, ce sont des funérailles." Münster zieht sich auf das Schloß Derneburg zurück. Er, der es gewöhnt war, mit dem Herzschlag der Welt zu leben, stirbt, als er dessen Klang nicht mehr vernimmt.

Münster führt den Kampf gegen die neue Welt durch Aufstellung einer eigenen Lebensform, die ihn zum Repräsentanten eines Zeitalters machte. Auf gleichen Posten steht sein völliges Gegenstück Conrad von Beneckendorff und von Hindenburg, der Vetter des Reichspräsidenten, der Vater von Helene von Nostitz. Ist jener Diplomat, so ist dieser Soldat, ist jener geschmeidig und biegsam, so ist dieser einfach und gerade, ist jener Skeptiker und Angehöriger einer internationalen Aristokratie, so ist dieser gläubiger Protestant und preußischer Edelmann, ist das Hauptmerkmal Münsters „seine königliche Indifferenz", so ist die markanteste Eigenschaft Hindenburgs seine Treue zu seinem König. War dort die Atmosphäre (das Wort Kulisse wäre zu zweidimensional) Paris, so ist es hier das alte Berlin. Der Orgelmann auf der Charlottenburger Chaussee, ein alter Herr mit Backenbart, der allmorgendlich mit der Uhr in der Hand auf der Tiergartenbank sitzt und noch immer auf die Frau wartet, die ihn vor Jahren verlassen hat. Das Kroll-Theater, der Kronprinz Friedrich und schließlich die Salons der Gräfin Harrach mit den Schöngeistern Seckendorf und Knesebeck und der Cornelie Richter in der Bellevuestraße, wo in den Biedermeierräumen mit den Rauchschen Büsten sich Mommsen, Menzel, Dilthey und Wildenbruch trafen.

An dem vorzüglichen Kapitel „Fahrten in Rußland . . ." wird offenbar, wie der Stil der Verfasserin mit seinem tiefenhaften, sensiblen Gesichtsfeld von Rilke beeinflußt ist, — jedoch nicht ohne seinen eigenen Charakter bewahrt zu haben. Das ist Rußland mit sparsamen Strichen wie ein chinesisches Pinselgemälde. Mit der Troika durch die weiten Prospekte Petersburgs fährt wie ein Orkan die Prinzessin A. zu einem Konzert von Nikisch. Rechts und links beiseite geworfene Karren und Menschen. Manche drohen, manche bekreuzigen sich. Nikisch dirigiert Tschaikowski, wild und entfesselt, „ein

Digitized by Google

andrer, als in der wohlgeordneten Atmosphäre der Berliner Philharmonie". Und wieder zurück durch die Nacht an der Newa entlang; im Salon am Samowar, Disputationen über Menschheitsprobleme und Weltgefühle. Oder auf der Wolga an rosa und grünen Häusern und goldenen Kuppeln vorüber, Schiffe mit Rosen aus Astrachan, an den Ufern Bauern mit langen Bärten, umweht von der Musik der Steppe. Und die Verfasserin prägt das dichterische Wort: „Denn die besorgte Geste des Kontinents ist dem Russen fremd."

Ein Abschnitt über englische Form. Vom Landhaus des Lords Derby, wo Frau von Nostitz als neunjähriges Kind bis zum Fisch am Diner teilzunehmen hatte. Nach dem Fisch erhoben sich dann zugleich mit ihr der alte Lord Derby und sein Sohn, feierlich die Tür öffnend, beiderseitige ernste Verbeugung, und das kleine Mädchen entfernte sich. Oder in der Villa des englischen Botschafters in Monte Carlo, wo künstlicher Tannenduft durch Röhren ins Haus geleitet wurde, um ganz das englische Landhaus zu ersetzen.

Kapitel über römische Priester, Griechenland, die Duse, Nijinsky, Caruso, Reinhardt, Nikisch, — schließlich die Kriegs- und Revolutionsjahre, wo die Verfasserin mit ihrem Gatten, dem sächsischen Gesandten, in Wien weilt. Abende in Klosterneuburg, der Kahlenberg in Herbstfärbung, Schönbrunn, Papageien in goldenen Käfigen, im Prater, „wo sich unaufhörlich die Karusselle drehn". Im Haus Hugo von Hofmannsthals, in sanft rosa Barockräumen, bei matten Lampen und Kerzen spürt man den Atem der österreichischen Seele. In gespenstischer Verfallsstimmung — ohne den Optimismus des kompakteren Reichsdeutschlands, — unter der Vorahnung des Zusammenbruchs, am hellen Tag in großer Toilette mit allen Orden geschmückt halten die Erzherzöge und Erzherzoginnen ihre Audienzen. Der alte Kaiser Franz, fast legendär geworden, empfängt manchmal noch im Schönbrunner Schloß allein aufrecht stehend am Ende einer langen Saalreihe die Würdenträger. Draußen glaubt man das Trommelfeuer der Schlachten zu hören. Einmal beugt er sich zum sächsischen Gesandten und sagt: „Eleganter ist der Krieg auch nicht grad geworden." Die alte Fürstin Pauline Metternich mit geschminkten Lippen wie eine Gottheit in ihrem französischen Salon zwischen Miniaturen und Dosen als letzte der grandes dames. Das große Sterben geht durch die Welt, und man flüstert: „Der alte Kaiser stirbt." In der Todesstunde spielt im Konzerthaus ahnungsvoll Eugène d'Albert den Totentanz von Liszt mit ungewöhnlicher dämonischer Gewalt. Der alte Kaiser, zunächst im goldnen Sarg im Schlafzimmer aufgebahrt, wird später mit ungeheurem Pomp in die Wiener Hofkapelle überführt. Bei Fackelbeleuchtung, die österreichischen und ungarischen Leibwachen, mit weißen wallenden Mänteln, Pelzmützen, Diamantagraffen und weißen Federn, wird — ohne daß es jemand wußte — die österreichische Macht zu Grabe getragen. — Es folgt die bereits umdüsterte Zeit des ahnungsvollen unglücklichen Kaisers Karl. Pauline Metternich spricht sein Todesurteil: „Er weiß nicht, was sich gehört. Er hat mich noch nicht besucht. Man sagt, er geht mit seiner Familie zu Fuß über den Naschmarkt!" Während ihm Kaiser Wilhelm einmal schallend gut gelaunt durch den Saal zuruft: „Nun, Karl, in vier Monaten ist der Krieg siegreich beendet," steht er ernst, schmal und blaß da, ein stummer Prophet.

Revolution in Wien und dann in Weimar mit seiner damals geistig gespannten internationalen Atmosphäre. Die Nationalversammlung, das brodelnde Land. In der Schmerzlichkeit des Verfalls spürt man das junge Zukünftige.

Im Mittelpunkt des Buches die große überstrahlende Gestalt Rodins, an den Frau von Nostitz eine enge Freundschaft band. Rodin, „den der Donnergang der Gestirne umkreiste", der sich mitten im Weltall stehend fühlte und der von sich selbst sagte: „J'entends le roulement des astres", eine Natur von fast michelangeloscher Fülle und Kraft, von den großen, ewigen Dingen oft bis zu Tränen gerührt, zeigt den visionären Sinn für das Wesentliche.

Das Buch der Helene von Nostitz zeichnet sich aus durch einen tiefen Respekt vor allen Erscheinungen des Lebens, mögen sie der Vergangenheit, mögen sie der rauhen Gegenwart entstammen. Aus diesen Blättern weht ein europäischer Geist. Die Verfasserin fühlt das zitierte Wort: „Wir wissen gar nicht genug, in welchem Frühling wir leben!" Wie wenig der herrschende übernationale Gedanke seine eigene deutsche Farbe einzubüßen braucht, zeigt das Kapitel über die kleine Stadt, einer der schönsten Teile des Buches. Das Städtchen liegt im Erzgebirge, sein Name sei auch hier verschwiegen. Der Apotheker, der Angler, das Wandertheater, die Gesellschaften, der „arme Räuber Hölz" und die Landschaft werden zu einem Organismus. Die Schlußworte mögen hier stehen:

„So müssen die Bürger der kleinen Städte trotz ihres eingewurzelten Glaubens an die Dauer und den Bestand ihrer Gewohnheiten, die kaum die Gegenwart des Todes erschüttert, manches Überraschende erleben, das ihre Ruhe stört. Doch treu ihrem Bekenntnis versinken sie bald wieder in ihre abgeschlossene Welt, über der keine Sterne stehen. Sie überlassen die großen Wälder, die sie umgeben, ihrem gewaltigen Schicksal und ziehen fest den Vorhang vor ihre Fenster, um das Geheimnis der Nacht nicht zu erfahren."

Digitized by Google

Drei Gedichte aus der Kriegszeit

Von Rudolf Kötter

* * *

Verwundet (1914)

Marienschein um deutsches Frauenhaar —
So muß es jedem sein,
Der lang im Kriege war.

Und dessen Herz wie Glockenstahl so hart
Und auch so klingendtief
Und voller Dankes ward.

Und Wunders voll, daß Frauenhände lind
Um unsere Wunden und
Auf Gottes Erde sind ...

*

Das Gärtlein (1916)

Fern im Lande meiner Heimat
Weiß ich wo ein blankes Mädchen gehn —
Wo die alte Stadt
Burg und Graben hat,
Bleibt es sinnend in der Sonne stehn.

Ist ein Turm da, dran ein Gärtlein,
Drin dereinst ein Blütlein Jugend hing —
Jugend war's von ihr,
Jugend war's von mir —
Ob es wohl im Wind, im Wind verging?

Fern im Lande meiner Heimat
Ist mein Schritt schon lang im Sand verweht —
Woher weiß ich denn,
Ob ein blankes Kind
An dem Gärtlein sinnend, sinnend steht ...

*

Das Lied der vierten Kompagnie

Ei, das war das Lied, das meine Vierte sang,
An der Somme, der Lys und an der Schelde Strand:
„Ei, so wollt' ich, daß ich all mein Leben lang
Wärs geblieben in dem schönen Bayernland!"
Ei, wie sang die vierte Kompagnie —
Und solang ich lebe, hör' ich sie!

In Capellen war es nach der Arrasschlacht:
Ei, wie sind die späten Schläfer aufgewacht!
Und manch flandrisch Mädchen an den Vorhang flog,
Wenn die Vierte durch die Morgensonne zog!
Ei, wie sang die vierte Kompagnie —
Und solang ich lebe, hör' ich sie!

Nach vier Wochen, ach, wie war mein Häuflein klein,
Und von Ypern südwärts ging's im Abendschein,
Trauer saß im Herzen, Blut an Helm und Hand —
Doch die Vierte sang ihr Lied vom Bayernland!
Ei, wie sang die vierte Kompagnie —
Und solang ich lebe, hör' ich sie!

Und aus Tourcoing zogen wir März Achtzehn dann,
Zogen wir zum Angriff und fast hundert Mann!
Sturmbereit und eisern klang der gleiche Schritt
Und das Bayernlied, es flog im Gliede mit:
Ei, wie sang die vierte Kompagnie —
Und solang ich lebe, hör' ich sie!

Bei Bapaume, im ersten Osterdämmerschein
Grub die Vierte ihre toten Sänger ein.
Mit den Resten rückwärts ritt ich krank und fahl —
Und sie sangen mir das Lied zum letztenmal!
Ei —, wie sang die vierte Kompagnie —
Und solang ich lebe, hör' ich sie!

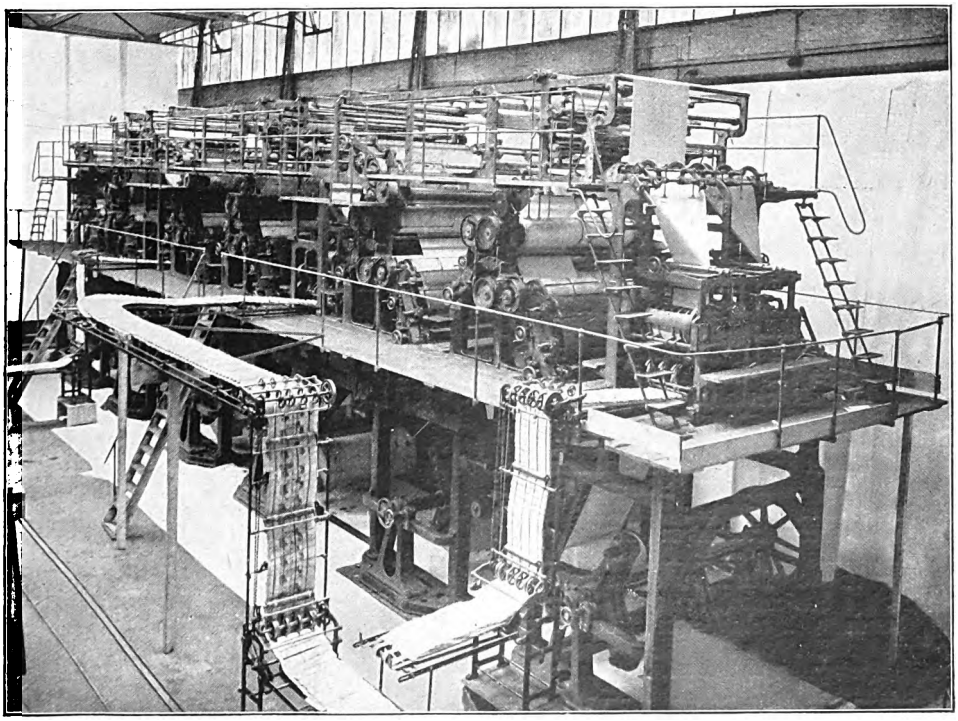
Digitized by Google

Großleistungen der deutschen Industrie und Technik / Von Ernst Trebesius

Zweieinhalbe Milliarden Mark jährlich soll Deutschland vom Jahre 1928 ab auf Grund des Dawes-Planes zahlen. Wird die deutsche Wirtschaft außer der bis zur äußersten Grenze gesteigerten inneren Belastung imstande sein, auch noch diese gewaltigen Überschüsse zu erzielen? Ein Teil unserer führenden Männer beantwortet die Frage mit ja, ein anderer Teil mit nein. Bei allen jedoch steht fest, daß, sofern das Abkommen überhaupt erfüllt werden kann, nur die Überschüsse des deutschen industriellen Schaffens imstande sein werden, die zweieinhalb Milliarden abzuwerfen.

Die Erfüllung des Dawes-Planes wird also in erster Linie davon abhängen, ob es der gesamten deutschen Industrie gelingt, soviel Erzeugnisse nach dem Ausland zu exportieren, daß aus den Überschüssen die zweieinhalb Milliarden jährlicher Belastung aufgebracht werden können. Angesichts der mannigfachen Hindernisse, die sich der deutschen Ausfuhr auf dem Weltmarkte entgegenstellen, ist es wohl zu verstehen, wenn gegenwärtig mancher, der die in der deutschen Industrie und Technik aufgespeicherte Energie nicht kennt, mit banger Sorge in die Zukunft blickt und an dem Wiederaufstieg des deutschen Volkes schier verzweifelt. Darf man auch die ungeheure Schwere der Belastung, die uns durch das Dawes-Abkommen aufgebürdet wurde, nicht unterschätzen, so ist es anderseits sehr verfehlt, an den Kräften, die in unserem Volke tätig sind, in kleinmütiger Verzagtheit zu zweifeln. Der nachstehende Ausschnitt aus dem deutschen technisch-industriellen Schaffen der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart möge den Zweifelnden eines Besseren belehren.

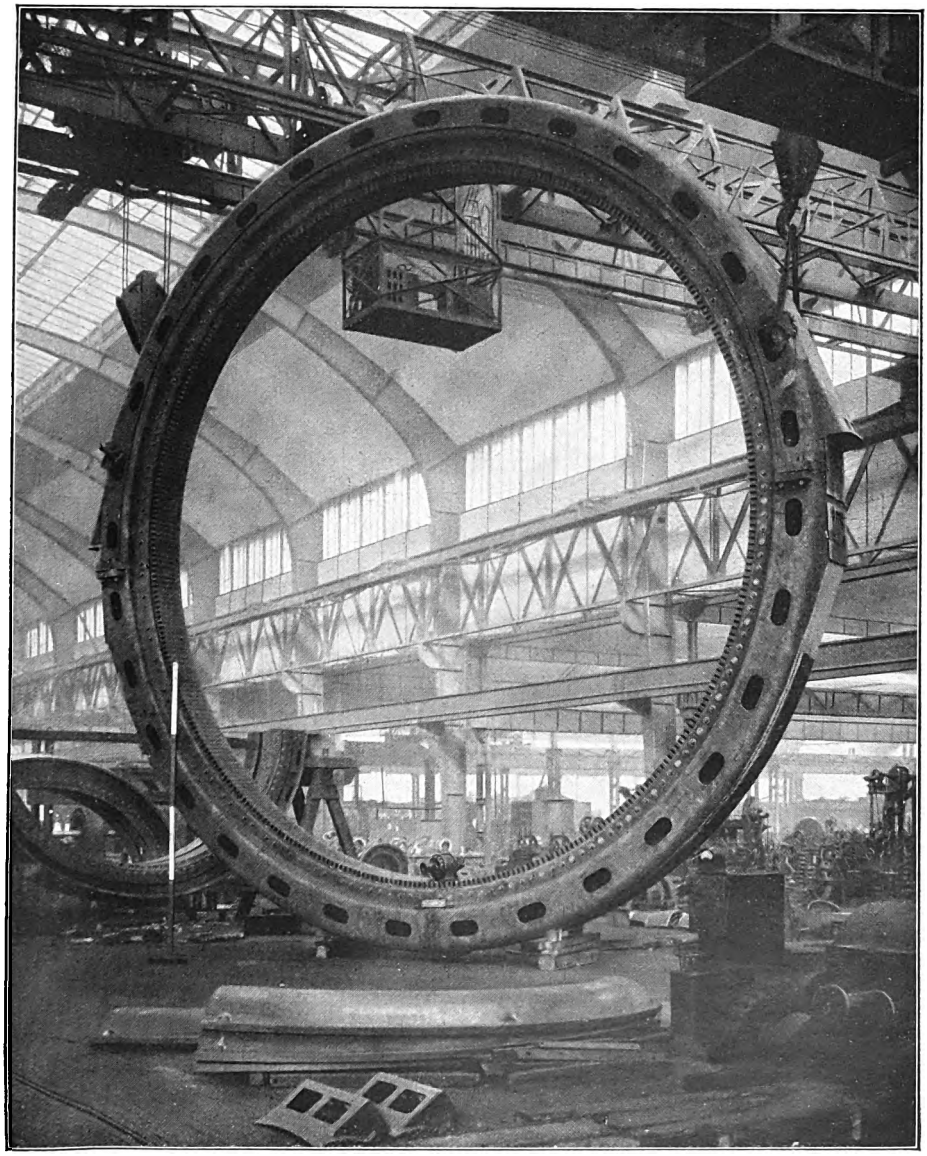
Der Rausch der Schnelligkeit, der unserer atemlosen Zeit den Stempel aufdrückt, kommt wohl nirgends so offenkundig zum Ausdruck wie im Betriebe einer modern geleiteten Zeitung. Ereignisse, die sich im fernsten Erdteil abspielen, werden heute oft schon wenige Stunden später dem Leserkreise mit allen Einzelheiten mitgeteilt. Neben all den mannigfaltigen Hilfsmitteln der Nachrichtenübermittlung ist es hauptsächlich die Druckmaschine, die das letzte Glied im Werdegang einer Zeitung darstellt und von deren Leistungsfähigkeit so vieles abhängt.



Riesendruckmaschine mit 21 km Papierverbrauch in 10 Minuten. Sie druckt stündlich 108000 Expl. mit 10 bis 16 Seiten, zum Teil sogar farbig. Erbaut für „Aftenposten" in Oslo von der König & Bauer A.-G. in Würzburg

Digitized by Google

Digitized by Google



Gußeisernes Statorgehäuse von 10,75 m Durchmesser und 38000 kg Gewicht
Gegossen von den Rheinischen Stahlwerken in Duisburg-Meidrich

hochgepumpt. Die Kraft zum Antrieb der Pumpen wird der elektrischen Landessammelleitung entnommen, die nachts nur zum Teil beansprucht wird. Auf diese Weise wird es möglich, das zweite Murgwerk, das sonst wegen der geringen Wasserzufuhr des Schwarzenbachs und der Raumünzach nur wenig Kraft zu liefern vermöchte, tagsüber zu großer Kraftgabe heranzuziehen. Der größte Teil der Wassermenge, die tagsüber zu Tal über die Turbinen fließt, wird nachts durch die überschüssige elektrische Energie der Sammelleitung wieder in das Becken zurückgepumpt. Es handelt sich also bei dieser Anlage um ein Spitzenwerk, das tagsüber für die Zeit des größten Kraftbedarfs herangezogen werden kann und ferner infolge des großen Inhaltes von 15 Millionen Kubikmeter das ganze Jahr hindurch den Turbinen eine Mindestmenge Wasser zuführt.

Die abgebildete Drillings-Freistrahlturbine soll nun aus dem Schwarzenbach-Werk gespeist werden und elektrischen Strom erzeugen. Sie ist für ein Gefälle von 357 Meter, eine Wassermenge von 6,84 Kubikmeter in der Sekunde und für 26000 PS

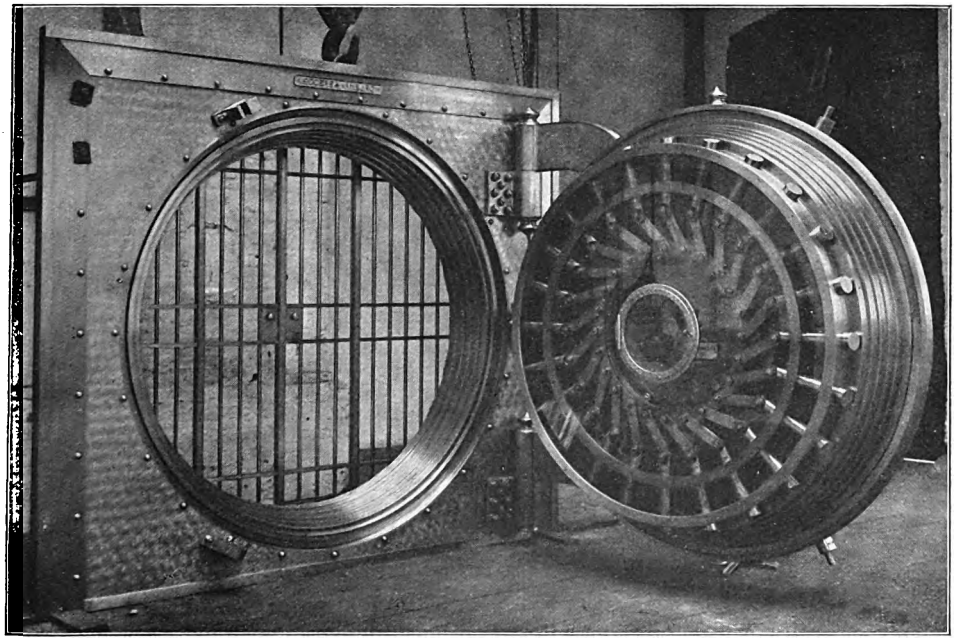
Digitized by Google

Die größte Klappbrücke Europas. Ausgeführt als doppelgleisige, einflügelige Eisenbahnbrücke für die norwegische Staatseisenbahn bei Drontheim. Erbauer: Deutsche Maschinenfabrik A.-G., Duisburg gemeinsam mit der A.-G. Vulkan in Oslo

Leistung bei 500 minutlichen Umdrehungen konstruiert. Die tatsächlich erreichbare Leistung hat sich jedoch zu 27 500 PS ergeben. Die drei Laufräder der Turbine haben fast 2 Meter Durchmesser.

Wenn amerikanische Zeitschriften und Zeitungen von der amerikanischen Technik reden, so gebrauchen sie mit Vorliebe den Superlativ: „die größte . . . . . der Welt". So hat Amerika bekanntlich die höchsten Wolkenkratzer der Welt, die längste Hängebrücke der Welt, die größten Lokomotiven der Welt usw. Kürzlich wurde nun drüben ein Turbogenerator von 50 000 Kilowatt Leistung gebaut, der selbstverständlich ebenfalls als die größte derartige Maschine auf der Welt hingestellt wurde. Daß die A.E.-G. in Berlin unter den erschwerendsten Umständen der Kriegszeit bereits eine solche Maschine von gleicher Leistung für das

Digitized by Google



Runde Stahlkammertür, 450 mm stark und 100 Zentner schwer
Erbauer: H. C. E. Eggers & Co., Hamburg

Goldenbergwerk im Rheinland herstellte (und zu den Schaufeln der Turbine Ersatzmaterial verwenden mußte), stellt eine ungleich höhere Leistung der deutschen Technik dar.

Wenn auch das abgebildete Statorgehäuse nicht zu einer Maschine von solcher Leistung verwendet wurde, so ist es doch sehr charakteristisch für die Größe der Abmessungen, die der Techniker seinen Konstruktionen in besonderen Fällen zugrunde legt. Mißt doch dieses riesige Gehäuse fast 11 Meter im Durchmesser bei einem Gewicht von 38 000 Kilogramm. Besonders interessant ist die Tatsache, daß dieser Maschinenteil zu einer Hochofengas-Dynamo verwendet wurde, die nicht weniger denn 10 000 Kilowatt entwickelt. Also 10 000 Kilowatt werden in dieser Maschine aus den Gasen des Hochofens gewonnen, die früher völlig unausgenutzt entweichen durften.

Das immer dichter werdende Verkehrsnetz führte im Laufe der letzten Jahrzehnte auch zu immer zahlreicheren Kreuzungspunkten von Land- und Wasserstraßen oder von Wasserstraßen und Eisenbahnlinien. Nicht immer wird es bei solchen Kreuzungspunkten möglich sein, die Straßen und die Eisenbahnlinien in solcher Höhe über die Wasserstraße entlang zu führen, daß die Schiffe jederzeit unter den Brücken entlang fahren können. Dies wird vor allem in den Hafenstädten der Küstenländer mit Überseeverkehr der Fall sein. In solchen Fällen behilft man sich in der Weise, daß man die Brücken beweglich gestaltet. Bei geschlossener Brücke kann der Wagen- und Fußgänger- bzw. Eisenbahnverkehr vonstatten gehen, bei geöffneter Brücke hingegen haben die Schiffe Durchfahrt. Derartige bewegliche Brücken werden je nach den örtlichen Verhältnissen als Zug-, Klapp-, Hub- oder Drehbrücken ausgeführt. Wichtig ist bei allen beweglichen Brücken die sorgfältige Ausführung der Bewegungseinrichtung, da das Öffnen und Schließen sehr schnell gehen muß, soll anderenfalls der Verkehr nicht zu sehr behindert werden. Die beistehend abgebildete doppelgleisige, einflügelige Klappbrücke mit 40 Meter Spannweite wird deshalb von zwei Elektromotoren von je 70 PS Leistung in kürzester Zeit um ihre Drehzapfen gedreht. Das Gegengewicht ist so gelagert, daß die Klappe in jeder Stellung im Gleichgewicht ist.

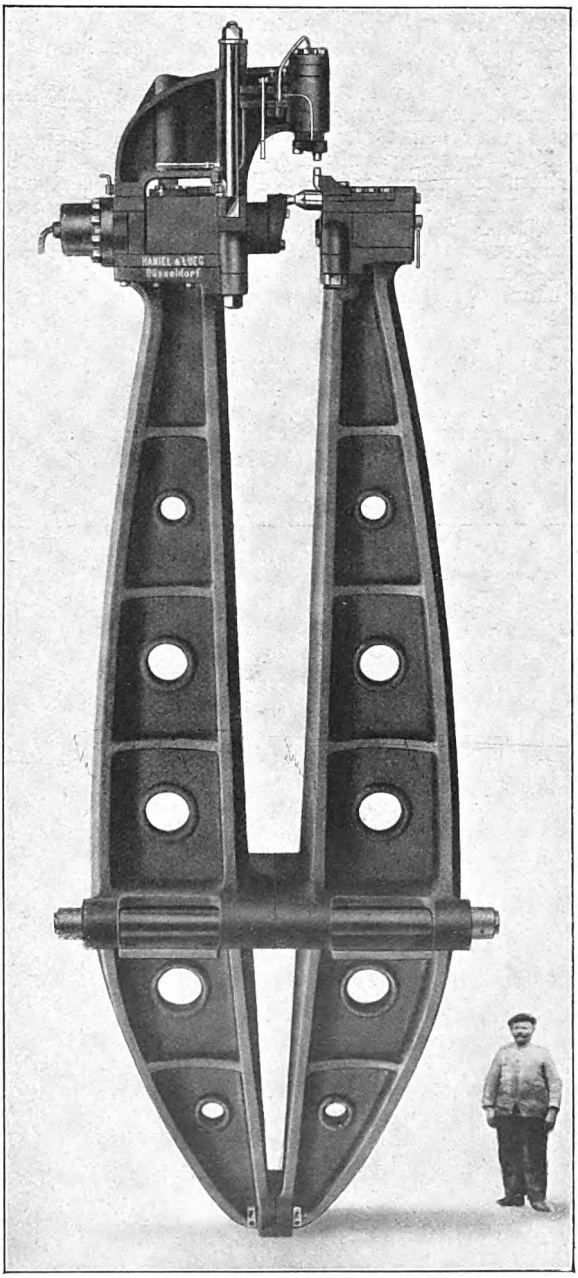
Da sich die üblichen Geldschränke zur Aufbewahrung großer Wertvorräte, wie sie den Banken anvertraut werden oder sich dort als eigene Kapitalien anhäufen, nicht als groß genug erweisen, so hat man schon seit langem die sogenannten Stahlkammern gebaut, die sowohl gegen menschliche Angriffe wie auch gegen elementare Ereignisse völlig sicher sein müssen. Einbruch-, Feuer-, Schmelz-, Sprengund Erdbebensicherheit wird von derartigen Anlagen verlangt. Betonmauern von einhalb Meter Stärke, mit Eisenbahnschienen oder verdrehten Kreuzstahlschienen armiert, Fußboden und Decke von etwas noch größerer Stärke ergeben alle die gewünschten Eigenschaften. Die Achillesferse jeder Stahlkammer

Digitized by Google

Digitized by Google

dreht, nicht anvertrauen konnte. Die Karusselldrehbänke dienen zum Bearbeiten der großen Schwungräder, Seilscheiben, Zahnkränze der Geschützürme für Kriegsschiffe usw. Damit das Gewicht dieser Großwerkzeugmaschinen nicht zu hoch ausfällt, dürfen die Wandstärken der einzelnen Konstruktionsteile nur die unbedingt notwendige Stärke erhalten. Deshalb stellt schon der Abguß der Maschinenteile in der Gießerei die allergrößten Anforderungen an die Einrichtungen und die Betriebserfahrungen der Werkzeugmaschinenfabriken. Die Bearbeitung der gegossenen Teile in den mechanischen Werkstätten erfordert außerdem Werkzeugmaschinen größter Abmessungen, so daß der Großwerkzeugmaschinenbau ein Spezialgebiet weniger großer Fabriken geworden ist.

Die anstrengende und zeitraubende Handnietung, bei der das glühende Niet mittels großer Nieth ämmer von Hand breitgeschlagen oder zu einem Kopf geformt wird, ist von der hydraulischen oder pneumatischen Nietung immer mehr verdrängt worden. Größere Wirtschaftlichkeit, geräuschloses Arbeiten und bessere Güte der maschinellen Nietung haben auch auf diesem Gebiet die unzureichende Handarbeit immer mehr verdrängt. Heute ist die maschinelle Nietung in allen Kesselschmieden, Lokomotivfabriken, Werften und Eisenkonstruktions-Werkstätten eingeführt. Eine stehende hydraulische Nietmaschine von 5 Meter Ausladung ist in unserer Abbildung dargestellt. Das Einziehen der Nieten geschieht in der Weise, daß der Kessel mittels Kranes angehoben und die zu nietende Naht zwischen die beiden Backen der Nietmaschine eingeführt wird. Der durch Druckwasser betätigte Preßkolben preßt gegen das glühende Niet und drückt es innerhalb eines Augenblickes breit. Sollen die Nietnähte auch dicht halten, wie es z. B. beim Dampfkessel der Fall ist, dann ist die Nietmaschine noch mit einem zweiten Preßkolben ausgerüstet, der die beiden Bleche zusammendrückt, während der andere den Nietkopf preßt. Das zur Nietung erforderliche Preßwasser wird von Preßpumpen erzeugt und bis zur Verwendung in hydraulischen Akkumulatoren aufgespeichert.

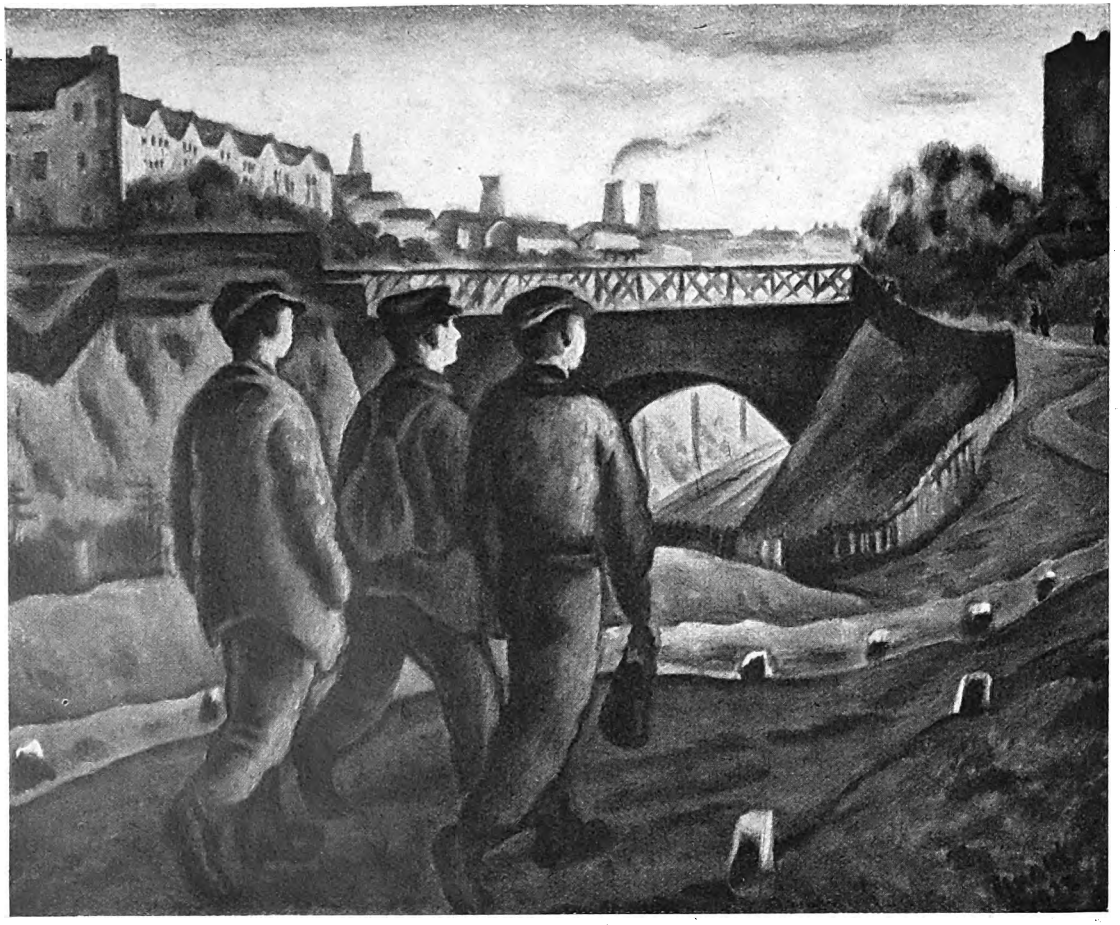


Stehende hydraulische Nietmaschine von 5 m Ausladung
Hergestellt von Haniel & Lueg in Düsseldorf

Eines der Gebiete, auf denen die deutsche Industrie von jeher an der Spitze marschierte und auch heute noch an unerreichter Stelle steht, ist das des Dieselmotors. Der abgebildete Motor von 2000 PS ist heute schon wieder übertroffen durch erheblich größere in Bau befindliche Maschinen, von denen

Digitized by Google

Digitized by Google



Feierabend. Gemälde von Max Unold
(Kunstausstellung der Sezession, München)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Heinrich Federer: Regina Lob (Berlin 1925) — Jakob Wassermann: Laudin und die Seinen (Berlin 1925) — Thomas Mann: Bemühungen (Berlin 1925) — Herbert von Hindenburg: Bobroffs Millionen (Berlin 1925) — Emil Lucka: Am Sternbrunnen (Leipzig 1926) — Josef Winckler: Pumpernickel. Menschen und Geschichten um Haus Nyland (Stuttgart 1926)

Der in Brienz geborene, in Zürich lebende Dichter Heinrich Federer tritt bald in sein sechzigstes Lebensjahr. Das merkt man seinem letzten Roman Regina Lob nicht an — denn gerade die frühe Jugend seiner Gestalten, Kinder überhaupt, sind in diesem Werk mit besonderer Frische und Innigkeit geschildert. Nun ist der Roman freilich schon an die elf Jahre alt, damals erschien er in einer großen Wiener Zeitung. Aber — ob der Dichter ihn inzwischen noch einmal um- oder doch durchgearbeitet hat, vermag ich nicht nachzuprüfen — da der Roman zeitlos ist, so hat ihm auch das nicht geschadet, im Gegenteil, er scheint noch reifer zu sein. „Zeitlos" — ein böses Wort für die Nichts-als-Zeitgemäßen, die auch in der Kunst immer nur die neueste Mode wie das letzte Krawattenmuster gelten lassen, und es fertig bekommen, schon bei Gottfried Keller von altmodischer Technik zu sprechen. Man möchte diesen Possierlichen einen Nasenstüber versetzen mit dem Nachweis, daß Vater Homer noch immer ein Vorbild für den guten Erzähler sein kann, was Reichtum und Mannigfaltigkeit seines epischen Frachtgutes, was Aufrichtigkeit und Plastik der Darstellung, Fluß der Handlung, großen Sinn — und vor allem Wahrheit, Einfachheit und Natur anlangt — also alles Wesentliche. Aber bleiben wir bei unserem Zeitgenossen, der von diesen Vorzügen auch ein gut Teil sein eigen nennen darf. Seine Regina Lob ist ein prachtvolles Frauenzimmer, an das man noch lange zurückdenkt, wenn man das Buch ausgelesen hat. „Schön wie eine dunkle Rose, aber scharf wie eine Brennessel" nennt sie der Dichter. „Sie war über alle Mädchen hinaus groß und biegsam und stark, mit wahrem Zigeunerhaar und der bronzenen Gesichtsfarbe dieser wilden Fremdlinge. Die Lippen waren so schmal, daß man sie kaum sah, aber, wenn das Mädchen sprach, von einer messerscharfen, langen und geraden Zeichnung. Ihre Wimpern und Brauen glänzten wie schwarze Ölfarbe, und ein langer schwärzlicher Flaum überzog auch wie ein Schleier ihre tiefbraunen Backen. Sie machte auf mich gleich von Anfang den Eindruck einer schönen, dunkelfarbigen Katze, schien schier genau so falsch und hatte genau solche lichtgelbe, glänzende aber haltlose Augen."

Kein Wunder, daß diese Regina bald zur Herzenskönigin der männlichen Jugend im Bergdorf wird und sogar einer großen und herzlichen Freundschaft gefährlich zu werden droht. Diese Freundschaft besteht zwischen dem Erzähler des in Ichform geschriebenen Romans, einem Arzt, und einem lichten Menschen, dessen Blondkopf die Götter mit allem Zauber körperlicher Vollkommenheit und herzlicher Fröhlichkeit gesegnet haben. Theodor liebt das braune Mädchen, der andere haßt es, nicht zum wenigsten um dieser Liebe willen, wenn auch die Feindschaft zwischen beiden sich schon früh aus anderen Gründen entwickelt hat. Und es ist das Tragikomische dieses Verhältnisses, daß der gutmütige Freund dem blonden Riesen auf sein Bitten Wertherbriefe oder Gedichte an die Geliebte aufsetzt — denn Theodors körperlichen Vorzügen kommen die geistigen keineswegs gleich.

Wie aus diesem jahrzehntelangen Haß ganz zum Schluß eine wurzelstarke Liebe wird — das erzählt Federer nun mit der ihm eigenen Kraft und Schlichtheit. Er hält den Leser fest bei der Hand und führt ihn unweigerlich mit sich in eine helle, reine Höhenluft; alles scheint leicht und naheliegend und doch ist das Ganze ein gut ersonnener, fein gesponnener Roman, vielleicht Federers bester, weil die drastisch derbe und scharfe Heldin manchem seelischen Überschwang mit ihren langen, behaarten Händen kräftig wehrt. Womit dieser Überschwang nicht als Fehler aufgemutzt werden soll, er ist mir tausendmal lieber, als jene eiskalte „Mentalität", die das Höchste der Erzählungskunst in Lehrmeinungen, in scharf und zierlich zugespitzten Worten, oder, was schlimmer ist, in zugespitzten Wörtern sieht. Bei Federer kommt überdies ein gesunder Humor hinzu, der sich niemals aufdrängt, sondern nur eine behagliche Wärme, wie ein altschweizer Kachelofen, um die Menschen und Dinge gießt. Dichter wie Federer sollten mehr gelesen werden, in ihnen blüht aus kräftigen Wurzeln hervor reines Menschentum, das uns bei der Verflachung unseres heutigen Lebens durch Amerikanisierung auf der einen, durch politische Parteiverhetzung auf der andern Seite, mehr nottut als je.

Jakob Wassermann hält sich von beiden fern, und doch könnte man aus seinem Roman Laudin und die Seinen in Gegenüberstellung mit dem soeben an-

Digitized by Google

gezeigten Werk die schärfsten Gegensätze unserer heutigen Erzählungskunst formulieren. Bei Federer: Natur, gesunde Naivität, Frische und Herz, bei Wassermann: Kultur, Kasuistik, wacher (mitunter überwacher) Verstand, weltmännische Geste, vollendete Florettkunst des Worts (wohlgemerkt: nicht die oben bemängelte Wortmanier). Ich denke nicht daran, den einen Roman gegen den anderen auszuspielen. „In meines Vaters Hause" — und so weiter. Freuen wir uns, daß zwei Erzähler von solchem Maß uns gleichzeitig ihre reifsten Früchte schenken. Denn beide gehören zu ihren reifsten.

Wassermann will auch diesmal nicht nur erzählen und Menschen gestalten, er will auch diesmal lehren, will bessern und bekehren. Er beklopft die Probleme unserer Zeit, Dinge und Menschen, die ein Ansehn vor der Welt haben, und je mehr er von deren Hohlheit oder Ungesundheit überzeugt, um so mehr sind wir begierig, die wahren Werte zu schauen, schade nur, daß hier, gerade am Schluß, Wassermanns Beweiskraft und Psychologie nicht befriedigen. Der im Mittelpunkt, wenn auch nicht immer im Vordergrund der Erzählung stehende Laudin ist ein Wiener Rechtsanwalt, berühmt wegen seiner geschickt geführten Scheidungsprozesse, eine Zierde seines Standes, als Mensch wie als Jurist von makellosem Ruf. Seit mehr als anderthalb Jahrzehnten ist es nahezu seine ausschließliche Beschäftigung, die Unhaltbarkeit von Ehen zu erforschen, und es liegt eine seltsame Ironie darin, daß er gerade durch diese Tätigkeit die eigenen Familienverhältnisse, die ursprünglich aufs beste fundamentiert sind, untergräbt und ins Wanken bringt. Ein Zusammenleben der Gatten besteht nur noch scheinbar. Wenn Laudin spät abends nach Hause kommt — das ist die Regel —, erlaubt ihm seine Müdigkeit und die vorgeschrittene Stunde nur noch eine flüchtige Begrüßung seiner drei Kinder und ein hastiges Nachtafeln, wobei seine Frau Pia ihm Gesellschaft leistet. Das innere Leben der beiden Gatten läuft fast ohne Berührungspunkte nebeneinander her: er geht auf in seinem Beruf, Pia in ihren Hausfrauenpflichten. Kein Wunder, daß Laudin durch diese Lebensweise, durch das Übermaß angestrengter geistiger Arbeit ohne seelisches Gegengewicht, in seinem Nervensystem bedenklich erschüttert wird. Da scheint ihm eine jäh aufschießende Neigung (erklärlich durch das lange Brachliegen dieses Feldes) zu einer berückenden Schauspielerin den Todesstoß zu versetzen. Ein schöpferischer Geist in ihrer Kunst, eine Spitzbübin von ziemlich bodenloser Verworfenheit im Leben, betört das schöne und verführerische Weib diesen „erfahrenen Menschenkenner" so vollkommen, daß er auf ihre Reinheit vertraut, bis die beschämendste Enthüllung ihn eines andern belehrt. Jetzt aber kommt statt des erwarteten Zusammenbruchs die Genesung: Pia erkennt seine Gefahr mit fraulichem Instinkt, erkennt zugleich auch ihre Pflicht und den Weg zur Rettung. Dieser Umschwung kommt überraschend, denn bisher war Pia nicht so gezeichnet, daß man ihr diese Größe zutrauen konnte. Der Dichter scheint das zu fühlen, denn durch eine Menge haarspaltender Erörterungen zwischen den Gatten sucht er den Zweifel im Leser zu beschwören. Aber Reden ist nicht Gestalten. Immerhin nehmen wir die Lösung schließlich hin, denn sie gibt dem Ausklang ein ethisches Gewicht, zumal das letzte Bild sehr schön auf die ewige Werdekraft des Frühlings hinweist, ein lyrischer Zug, der freilich gerade Wassermann etwas fremd zu Gesicht steht.

Denn Gehirnkunst hat auch diesen Roman wieder geschaffen — dies als Artbestimmung, nicht als Tadel gesagt. Auf jeder Seite müht sich dieser ernste Arbeiter um Sachlichkeit, aber es ist die Sachlichkeit der Überredung, nicht die Realität des Schöpferischen. Wassermann selber ist im Grunde dieser Laudin, der ausgezeichnete Advokat, er führt in seinen Büchern unzählige Prozesse für seine Klienten, das sind die Gestalten seiner Epik, er beweist spitzfindig ihr Daseinsrecht und erklärt ihr Tun, er vermag uns fast immer zu überreden, selten zu überzeugen. Die Charakteranlage dieser Personen ist planvoll kalkuliert; überblickt man das Ganze, so hat man den Eindruck eines wohlbestellten, richtig gesetzten Schachspiels. Da steht jede Figur an ihrem Platz. Aber sobald diese Figuren nun gezogen werden, sich zu regen beginnen, erkennt man, daß die meisten Springer sind. Sie überspringen Felder und Figuren, mit anderen Worten, sie tun meistens etwas anderes, als wir erwarten, aber — schon steht der Advokat hinter ihnen, der Conférencier, der Studienrat, der Wunderdeuter, er beweist haarscharf: so ist es psychologisch richtig! Und dreht ein Kaleidoskop von Argumenten vor unseren Augen, so daß wir das einzelne kaum noch nachzuprüfen vermögen. Willkürlich bewegt er seine meist schattenhaften Geschöpfe, setzt sie chemischen Veränderungen aus und scheint selber gespannt: wie ein Körper auf den anderen reagiert.

Aber es zeugt für Wassermanns ungewöhnliche Begabung, daß ihm auch auf diesem beinahe amusischen Wege ein Werk gelingt, das zu den ersten Romanen unserer Zeit zu zählen ist. Wie gewaltig ist der Auftritt des Näsoneurs Frauendorfer in dem bacchantischen Gelage der Lu — man meint Balzac zu lesen. Die Gestalt dieses von Alkohol aufgeschwemmten Zynikers ist überhaupt vortrefflich gezeichnet, wie auch ein paar andere Nebenfiguren, so Brigitte Hartmann und die Schauspielerin. Dafür erscheinen die Hauptpersonen Laudin und Pia willkürlich-zweckdienlich konstruiert. Namentlich Laudin ist meist nur der Schalltrichter des monologisch hörbaren Verfassers.

Digitized by Google

Wie hier alle Seelenvorgänge in Dialektik aufgetrennt werden, dafür nehme man als Beispiel etwa den letzten Absatz der Seite 363, wo Laudin auf die tapfere Eingebung seiner Frau, ein neues Leben für ihn „und die Seinen" zu schaffen, auf ihre Erklärung, sie wolle ihm als seine Klientin folgen, nichts Wichtigeres zu tun weiß, als ihre Beweggründe zu diesem Vorgehen kritisch zu untersuchen und zu zerlegen, wie wenn ihn das Ganze nur als Psychologen und Advokaten, nicht als Menschen, als Hauptbeteiligten anginge! Und weil diese Hauptpersonen ihre Schicksale in entscheidendsten Stunden so kühl hinnehmen, daß sie darin zunächst nur Themata für Diskussionen erblicken, bleibt auch der Leser kühl, denn wie sollten ihn die Erlebnisse des Advokaten Dr. Laudin mehr bewegen als ihn selber? Freilich glaubt man schon, daß diese Personen nicht miteinander, nur nebeneinander herleben, da sie selbst in bewegtesten Augenblicken aneinander vorbeireden, nur um den eigenen Scharfsinn ausgiebig zur Geltung kommen zu lassen.

Der sprachliche und geistige Pegel des Werkes steht ungewöhnlich hoch. Das ist sehr viel, aber — für mich wenigstens — noch nicht alles, was man von einer Meistererzählung verlangen darf, wennschon einer der Berufensten in diesen Fragen, Thomas Mann, neuerdings nicht üble Lust zeigt, diese Anschauung zu verfechten, — in Klammern gesagt, hat er das gar nicht einmal nötig.

In seinem neuen Buch Bemühungen führt Thomas Mann mit Zustimmung die Äußerung eines Wiener Schriftstellers über „Neue erzählende Prosa" an, in der es als Nietzsches Sendung bezeichnet wird: „den mehr seelischen Deutschen in einen immer mehr geistigen zu verwandeln" und in der dann über die „versponnen-sehnsüchtige" Gemütsdichtung (ein paar gröbere Ausdrücke lasse ich aus) der Deutschen gespottet wird. Dazu ist zweierlei zu bemerken: erstens war gerade Nietzsche so „versponnen-sehnsüchtig" wie nur je ein anderer, nein: mehr als je ein anderer deutscher Schriftsteller, zweitens: so dankbar wir Nietzsche für seine unzweifelhafte geistige Vertiefung sind, die er den Deutschen gebracht hat, so dankbar sind wir ihm auch dafür, daß er gerade durch seinen großen Sinn und weiten Blick uns vor der kurzsichtigen Einseitigkeit und Unduldsamkeit zu bewahren gesucht hat, die aus jener Polemik eifert und geifert. Man kann das eine lieben und braucht darum das andere — sofern es Wert hat — noch nicht zu hassen. Nietzsche war es, der das Wort sprach: „Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer mit seinem Blute schreibt."

Daß gerade Thomas Mann, ein so feiner Kopf und intimer Nietzsche-Kenner, jener Eindeutigkeit folgt, ist verwunderlich. Aber er entschädigt dafür in seinem Buch, das er mit ironischer Bescheidenheit „Bemühungen" nennt, reichlich durch eine Fülle von Betrachtungen und Untersuchungen, denen man mit Freude und Bereicherung folgt, auch wenn man, wie oben gezeigt, nicht immer seiner Meinung ist. Die Mehrzahl dieser Aufsätze ist früher zerstreut veröffentlicht worden, so der gehaltreiche Essay: „Goethe und Tolstoi", „Fragment zum Problem der Humanität" und die höchst fesselnden „Okkulten Erlebnisse", die zum Sonderbarsten gehören, was ich seit langem gelesen habe. Auch was dieser „Mann der kurzen Leidenschaften", so nennt er sich hier einmal selber, „Von deutscher Republik", was er von Erlebnissen mit Büchern und auf Reisen gibt und endlich eine Reihe geistvoller (das mit Vorsicht anzuwendende Beiwort ist hier am Platz) Reden, nimmt einen besonders darum so gefangen, weil man hier ernste und aufrichtige „Bemühungen" sieht, sich mit den Fragen der Zeit, und nicht nur der Zeit, auseinanderzusetzen, um das innere Gleichgewicht zu bewahren. So scheint die Aufschrift des Buchs im Hinblick auf das Goethewort „Wer immer strebend sich bemüht, den dürfen wir erlösen" treffend gewählt zu sein.

★

Herbert von Hindenburg — der Name des Verfassers reizt, das kleine Bändchen Novellen, das er Bobroffs Millionen nennt, zu lesen; er würde auch einen Hindenburgverehrer, als den ich mich bekenne, noch nicht verpflichten, es hier anzuzeigen, wenn es inhaltlich belanglos wäre. Aber das ist es durchaus nicht, wenn auch seine Grenzen eng gesteckt sind.

Es ist ein heiteres Zeugnis für eine Zeit, die an sich recht unfrohe Erinnerungen weckt: die Inflationsmisere in Deutschland und Österreich. Hindenburg hält sich von aller Anklage, aller Bitterkeit fern, wenn man ihm auch anmerkt, daß er selber, wie wir ja alle, nicht ohne trübe Erfahrungen aus dieser vertrackten Zeit davongekommen ist. Er schildert ihre schlimmen Begleiterscheinungen und Auswüchse namentlich im Bankwesen mit überlegenem Lächeln und einem feinen Humor. Er kennt die Menschen und ihre Schwächen, — er hat die nötige Distanz zu ihnen. Beim Lesen der in bemerkenswert klarer und knapper Sprache geschriebenen kleinen Geschichten wird einem so recht deutlich, wie die dichterische Erleuchtung von Wilhelm Busch, die in seinen Versen: „Eins, zwei, drei, im Sausschritt läuft die Zeit, wir laufen mit" ausklingt, gerade für die letzten Jahre zutrifft. Man glaubt es kaum noch, daß dieser Hexensabbat um Billionen vor kurzem noch Wirklichkeit war, in dem das Spekulationsfieber, wie ein wildgewordenes Mühlrad, Existenzen aus trüber Flut jäh emporhob, andere im gleichen Tempo ins Nichts hinabschleuderte. Aber die Wahrheit wird bestätigt: man glaubt in Hindenburgs Darstellung bekannte Gestalten zu erkennen.

★

Digitized by Google

Der Wiener Dichter Emil Lucka scheint sich um zwanzig bis dreißig Jahre verjüngt zu haben. (Wo gibt's das Mittel, Verehrtester?) Sein neuer Roman Am Sternbrunnen ist eigentlich gar kein Roman, sondern eine lyrische Dichtung in Prosaform, die in schwärmerischer Jugendlichkeit ein pantheistisches Preislied auf Liebe, bildende Kunst und schöne Natur singt. In der Fabel hat die Dichtung Ähnlichkeit mit Luckas Bruckner-Roman „Das Brausen der Berge". Bruckner wächst als Hirtenbub in einem Dörfchen auf und ringt sich durch eigene Kraft zur künstlerischen Meisterschaft empor. Dem armen Lambrecht, der ein Maler wird, geht es anfangs noch schlimmer. Seine Mutter, ein junges Weib, das der Heimat zuwandert, bringt ihn im Schneesturm auf der Stilfserjochstraße zur Welt. Als der Postwagen vorüberkommt, findet man die Mutter tot, den Kleinen aber, vom Regen sauber gewaschen, in der Sonne strampelnd. Mitleidige Menschen bringen ihn bei einem Bauern unter. Dort wächst er als Knecht auf. „Doch es sang anders in ihm, und knapp war er fünfzehn Jahre alt, da kam die Nacht der Berufung." Am Sternbrunnen kommt sie, wo unten die Sterne so tief dahinwandern. Tiefe unter ihm ohne Grenzen, Höhe über ihm, ein einziges Rund. So zieht ihn die Sehnsucht aus kleinem Sein und schenkt ihn der Welt. Er hört den lautlosen Ruf in die Ferne, wandert fort, trifft den, der vermutlich sein Vater ist, einen Vaganten mit dem leichten Sinn eines ziehenden Vogels, und erquickt Herz und Auge an dessen frischer Männlichkeit. Viele Erlebnisse und manches Abenteuer wären von seinem Wanderdasein zu erzählen, aber dazu reicht allenfalls ein Buch von 300 Seiten, nicht eine Spalte aus. Mancherlei Frauengestalten kreuzen seinen Weg oder gehen ein Stück mit ihm. Er wird Maler. Die Sehnsucht treibt ihn nach dem Meer. Er lebt in Italien und schafft. Endlich kehrt er heim, krank und müde, aber von ewigem Weltgefühl über sich hinausgehoben. Er sitzt wieder am Sternbrunnen, wie einst, „verströmt ins ewige Kreisen", und geht so zurück in die Heimat Welt, „niemand hätte sagen können, warum er aufhörte".

Das Ganze ist ein Gedicht auf das Schöne im Weltall. Kunst, Liebe, Natur sind die drei Sonnen, um welche die Sterne dieses tiefen Brunnens kreisen, und darüber wölbt sich die Höhe, ein einziges Rund für den, der im Menschen nur eine vorübergehende Erscheinungsform der ewigen Welt-Wirksamkeit sieht. Von der formvollendeten Schönheit dieses pantheistischen Preisgesanges heben sich die eingesprengten, episodenhaft-realistisch erzählten Geschehnisse wirksam ab, bald launig, bald tragisch — immer anziehend. Für manche wird es vielleicht ein bißchen viel des Schwärmerischen, Verträumten sein, und ich fürchte, Emil Luckas Wiener Kollege, der schlechte Nietzsche-Kenner, wird ihm eine „versponnen-sehnsüchtige, treuherzig-dumpfe, naturhaft-einfältige Gemütsdichtung" ankreiden und ihn also für keinen Schriftsteller von Rang halten. Lucka, denke ich, wird es zufrieden sein, daß jener ihn nicht zu den Seinen rechnet, und kann ihm im Notfall auch mit einem Nietzsche-Zitat aufwarten: „Seht mir doch diese Überflüssigen! Siech und süchtig sind sie an öffentlichen Meinungen. Sie erbrechen ihre Galle und nennen es Zeitung. Sie verschlingen einander und können sich nicht einmal verdauen."

*

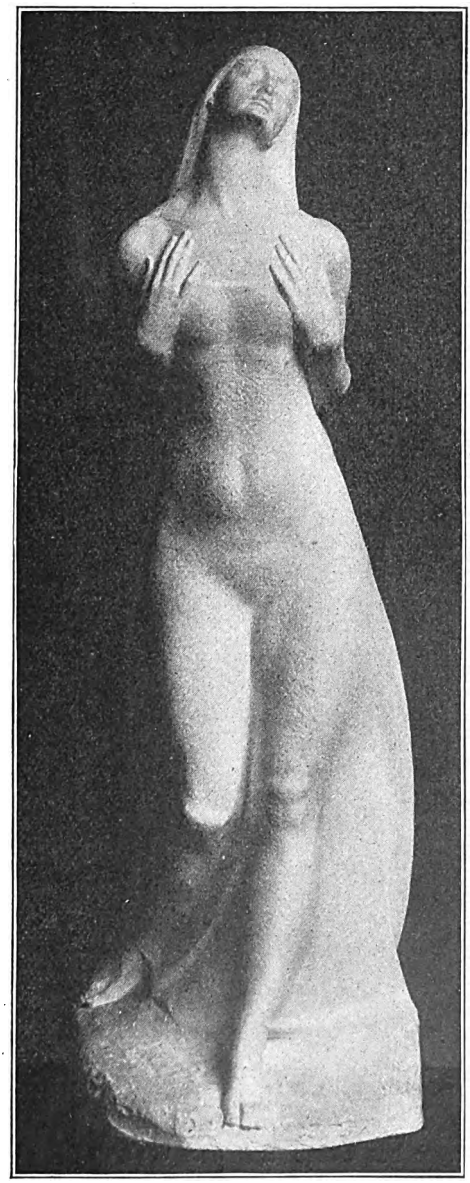
Josef Winckler haben die Lorbeeren seines „Tollen Bomberg" nicht lange ruhen lassen — glücklicherweise. Er ist wieder in seiner Heimat Westfalen eingekehrt und bei der Suche nach einer derben, nahr- und schmackhaften Kost ist er weder auf Schinken noch auf Steinhäger, sondern auf Pumpernickel, jenes kräftige Gebäck gekommen, das sehr langsamer Gärung und sehr langen Backens bedarf, um zu munden. Dies langsame Wohlgeraten ist so Westfalenart. Auch die vielen Geschichten, die der Dichter hier in einem sehr stattlichen Bande vereint hat, sind nicht von heute oder gestern, sie wurzeln tief in der Überlieferung dieses kernfesten Volksstammes, und sind im besonderen aus der Umgegend von Haus Nystadt, der Hofstatt seines Großvaters, aufgelesen. Das erste, was uns aus diesem urwüchsigen Buch entgegenlacht, ist wieder sein gesunder Humor. Dieser Humor Wincklers hat uns in seinem „Tollen Bomberg", trotz mancher Derbheiten, so erquickt, weil er gerade zur rechten Zeit kam, von dem quälenden Druck der Kriegs- und Nachkriegszeit einmal für ein paar Stunden zu erlösen. Auch hier behalten Humor und gute Laune Oberhand, aber auch der tiefere Sinn und Ernst der Volksmythe kommt daneben zu seinem Recht, und manche Kapitel, wie „Das zweite Gesicht" lassen auch das Gespenstische dieser alten Überlieferung vor uns aufleben.

Es kommt gerade diesen von mythisch-mystischen Nebelmänteln und Wolkenkappen verhüllten Erscheinungen zustatten, daß Josef Winckler über die Gestaltungskraft eines berufenen Erzählers verfügt und die ganze Umwelt seiner Heimat mit allen Einzelheiten liebevoll zugleich und künstlerisch zu erfassen, sie plastisch und farbig, mit kräftigem Realismus darzustellen weiß.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Der Bildhauer Ferdinand Liebermann ist ein Thüringer. Auf der Sonneberger Industrieschule, die so manche künstlerische Begabung gefördert hat, wurde sein Talent erkannt. München, Italien, Paris sind wichtige Stationen seiner Entwicklung. In München hat er sich niedergelassen. Der große Kreis seines Schaffens umschließt Monumental- und Kleinplastik. Unsere Abbildung zeigt ihn als einen empfindungsstarken und formvollendeten Künstler. Wie sprechend wird die Hingebung dieser Frau durch die ganze Haltung, vor allem aber durch Kopf und Hände verdeutlicht!

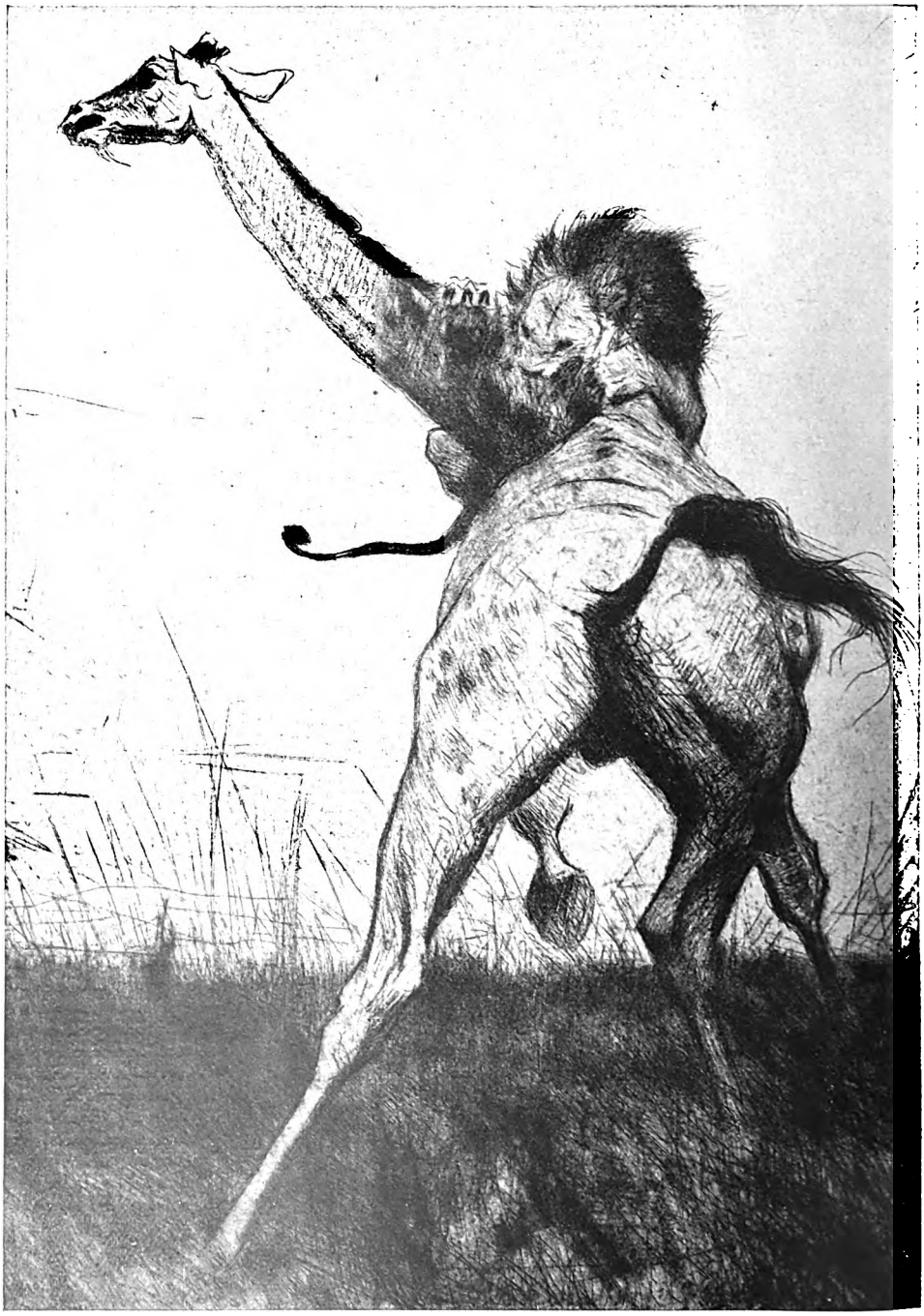


Hingebung. Bildwerk von Ferdinand Liebermann

Vor kurzem ist Wilhelm Kuhnert 60 Jahre alt geworden. Ihm zu Ehren ist ein starker Band mit seinen Radierungen erschienen, schöngedruckte Wiedergaben mit einer liebevollen Einführung von Fritz Meyer-Schönbrunn und einem sorgfältigen Verzeichnis von Hermann Hirzel (Berlin, R. Hobbing). Das Buch heißt „Meine Tiere". Es sind wirklich Kuhnerts Tiere! Er hat sie sich erobert, nicht bloß im Zoo. Er war einer der ersten, der unter Mühen und Gefahren in die Wildnis ging und dort vor der unverstellten Natur seine Studien machte. Auf ausgedehnten Jagd- und Malerstreifen hat er sich in den Tropen wie am Nordpol umgetan und reiche Beute mit nach Haus gebracht. Aus seinen unzähligen Skizzen sind dann in ruhiger Arbeit seine Radierungen geworden, Prachtstücke von zartem Reiz und kräftiger Wirkung. In der Hauptsache Tierbilder, aber auch treffsichere Charakteristiken fremder Völker und stimmungsvolle Schilderungen von Landschaften. Der frische Hauch der weiten Welt, der unverfälschten Natur weht durch diese Blätter, die jedem Kunstfreund, Tier- und Jagdliebhaber eine Fülle von Genuß bieten werden.

Die Silhouetten von Schwind sind wie alle, die er geschaffen, Gelegenheitsarbeiten geselliger Laune, aber grade deshalb besonders frisch. Sie stammen aus dem Besitz von Dr. Edwin Rollett in Wien, der uns aus der Überlieferung seiner Familie einiges über ihre Entstehung zu berichten weiß. Sie gehören zu einer größeren Folge, die Schwind, wahrscheinlich im Sommer 1841, in Baden bei Wien ausgeschnitten hat. Er war dort Gast des Arztes Dr. Karl Rollett, in dessen Haus viele bedeutende Männer und Frauen verkehrten. Eines Tages, als man im Gartenhäuschen vergnügt beisammen saß, begann Schwind in Packpapier Silhouetten auszuschneiden, die Hausfrau, die Kindsmagd, die Freunde des Hauses, darunter sich selbst in der Uniform eines Polizisten der guten alten Zeit. Die lustigen Einfälle sind denen verwandt, die im gleichen Jahr auf einer Gesellschaft des Oberbaudirektors F. A. von Pauli entstanden sind und die wir im Augustheft 1922 veröffentlicht haben. Im ganzen sind es 28 spannlange Bilder, die in Gruppen zu sieben vier Geschichten erzählen. Ein Vierteljahrhundert haben sie als Fries das Gartenhäuschen geschmückt. Leider hatten ihnen

Digitized by Google



Löwenritt. Ausschnitt aus einer Radierung von Wilhelm Kuhnert
(Aus: Kuhnert „Meine Tiere". Verlag von R. Hobbing, Berlin)

Wind und Wetter bereits manchen Schaden getan, bevor sie die Mappe des Sammlers in Sicherheit brachte.

Die Holzschnitte auf der letzten Seite stammen aus der Schule des Münchners Albert Fallscheer. Er gehört zu den seltenen Künstlern, die noch aus alter, guter Tradition die Kunst des Holzschneidens,

Digitized by Google

um die man sich lange nicht genügend gekümmert hat, beherrschen, und als ein vorzüglicher Lehrer hat er eine Anzahl von Schülern zu vortrefflichen Leistungen herangebildet. Die wenigen Proben, die wir bringen, zeigen,

zum Ausdruck kommt. Jedem dieser Blätter spürt man das Holz an, in das das Messer geschnitten hat. — Münchner Feste stehen noch heut in dem Ruf, daß sie nicht bloß geschmackvoll sind, sondern auch eine unnachahmliche Herzensfröhlichkeit atmen, und diese beiden Eigenschaften sind es, die auch unser Titelbild von Max Rimboeck auszeichnen. Das Gemälde ist eine zarte Harmonie von Grau und Grün, die durch Gold und ein paar ganz bescheidene Farbtupfen in dem Blumenstück an der Wand aufgefrischt wird. — Dem vor einiger Zeit verstorbenen Starnberger Maler Paul Thiem hat Henry Thode, der bedeutende deutsche Kunsthistoriker, ein schönes Buch gewidmet. Er sieht in ihm einen Künstler von echt deutscher Eigenart, deutsch auch insofern, als sein Werk nicht die verdiente Anerkennung bei seinen Landsleuten gefunden hat. Mit welcher Kühnheit und Selbstverständlichkeit verkör-

daß er die Eigentümlichkeiten seiner Schüler sorgsam pflegt. Er denkt nicht daran, seine eigene Art etwa als die richtige den jungen Leuten aufzuzwingen. Wohl aber achtet er mit Festigkeit darauf, daß die Technik des Holzschnitts unverfälscht

Schwindsche Scherenschnitte aus dem Wiener Gartenhäuschen des Dr. Karl Rollett

Digitized by Google

Holzschnitt-Exlibris von Hedwig Riegel

pert er auf unserem Bilde den Sturm in einem Riesen, der an dem Stamm der alten Eiche gewaltig rüttelt und sie zu zerbrechen droht (zw. S. 8 u. 9). — Aus einem der großen Bilder Canalettos, die zu den Zierden der Dresdner Galerie gehören, bringen wir einen Ausschnitt, und zwar in farbiger Wiedergabe (zw. S. 16 u. 17). Es wird auch den Lesern reizvoll erscheinen, mit welcher Sorgfalt der alte Meister eine Staatsaktion, die sich auf dem Dresdner Neumarkt vor der Frauenkirche abspielt, zu malen verstanden hat. — Zu den künstlerischen Verlusten des Krieges zählt Albert Weisgerber. Als er 1915 in Flandern fiel, sank eine der schönsten Hoffnungen der modernen Malerei ins Grab. Er war noch längst nicht fertig, aber seine stürmische Wildheit und sein überlegenes Können bürgten für künftige Meisterschaft. Sie läßt auch sein Absalom ahnen (zw. S. 24 u. 25). Wer an ältere Darstellungen gewöhnt ist, erschrickt zunächst über diesen zappelnden Mann mit dem gelben Schopf und den roten Hosen. Aber das Entsetzen der Flucht und des sicheren Todes wird durch die grellen Farben, die erregte Bewegung, die unheimliche Landschaft höchst eindrucksvoll symbolisiert. Weisgerber war von ursprünglichem Empfinden und von feinster Malkultur, recht geschaffen, ein Mittelsmann zwischen dem geschichtlich gewordenen Gestern und dem noch verworrenen Heute zu werden. — Oswald Poetzelberger, der Sohn des Stuttgarter Akademieprofessors, zeigt sich mit seiner „Sibylle“ (zw. S. 32 u. 33) als ein Künstler, der das Geheimnisvolle und nur Halbbewußte prophetischer Gabe über-

Holzschnitt-Exlibris von A. Dunze

Holzschnitt-Illustration von R. Raab

Holzschnitt-Exlibris von Max Eichheim

zeugend zu gestalten versteht. — Rudolf Hesses Gemälde ist ein festliches Prunkstück (zw. S. 40 u. 41). Der Glanz und Schimmer eines von tausend Lichtern durchfluteten Saales ist hier mit ungewöhnlichem Erfolg wiedergegeben. Wie ein goldener Rausch von Lebensfreude und Lebenskunst liegt es über diesem Bilde, das zu keiner Betrachtung im einzelnen einlädt, sondern im ganzen genossen werden will. — Ein elegantes Damenbildnis hat der Spanier Leo Fontan gemalt (zw. S. 72 u. 73). — Zum Schluß: Max Unold (zw. S. 112 u. 113). Dieser Schwabe aus Memmingen (geb. 1885) ist ein sachlicher Künstler. Er malt die Arbeiter, die sich aus gleichmäßiger Mühsal durch eine öde Landschaft heimwärts bewegen, ohne die soziale Sentimentalität, die den Impressionisten, ohne den sozialen Aufschrei, der den Expressionisten eigen war, sondern mit beherrschtem Blick auf das, was ist, und erzielt mit dieser ruhigen Betrachtung der Welt als einer Notwendigkeit in dem Beschauer das bezwingende Gefühl: an diesem sachlichen Bild ist nicht zu deuten und zu deuteln. **P. W.**

Digitized by Google

Berliner Bühnen

Die deutschen Dramatiker haben mitten in diesem Winter die Flucht in die Öffentlichkeit ergriffen; nicht die auf die Bretter, die ihre Welt bedeuten und die ihnen versperrt blieben, sondern die in die Tagespresse. Eine erschreckende und beschämende Statistik haben sie da zusammengestellt: Franzosen, Engländer, Italiener und Amerikaner beherrschen die deutsche, zumal die Berliner Bühne — während von den Theatern des seit Locarno uns bekanntlich so herzlich verbrüderten Feindbundes unsere deutschen Autoren nach wie vor verbannt bleiben. Die Bühnenleiter allein für ihre Stückauswahl verantwortlich zu machen, wäre ungerecht; das Publikum, das sich ganz wie vor dem ‚stählernen Bad' die flachsten und manchmal auch geschmacklos-eindeutigsten Schwänke ansieht und bejubelt, sofern sie nur im Ausland fabriziert und papriziert sind, ist zum mindesten ebenso schuldig.

Die Hellmer-Bühnen (Kleines Theater, Lessingtheater und Trianon) zeigen uns nur ausnahmsweise einmal ein deutsches Stück. Wie alle Theater ringen sie schwer ums Dasein. Sie müssen Erfolg haben, können sich kein Wagnis mit deutschen Talenten erlauben, denen die Publikumsgunst versagt bleibt. So griffen sie zu Birabeaus „Figuranten", einer schmissig gemachten Boulevardkomödie, über die nichts weiter zu berichten ist, als daß Erika Gläßner und Rosa Valetti im Kleinen Theater wieder einmal Gelegenheit hatten, ihre längstbekannte, einseitige Virtuosität zur Geltung zu bringen. Schlimmer liegt der Fall beim Lessing-Theater; es brachte Edmond Rostands Drama „Der junge Aar" in einer Nachdichtung von Klabund heraus. Während der Pariser Weltausstellung, vor einem Vierteljahrhundert, spielte die greise Sarah Bernhard im Renaissance-Theater den unglücklichen Sohn Napoleons: noch immer eine Meisterin darin, die eleganten Knallbonbonverse Rostands melodisch zu formen, indes im Blick, in der Erscheinung, in der Bewegung auch nicht eine Sekunde lang ein junger Mann, sondern durchaus eine wächserne alte Dame aus dem Raritätenkabinett. Aber die Pariser und deren Bummelgäste aus der halben Welt ertrampelten ihrer göttlichen Sarah („mais, monsieur, elle n'est pas actrice, elle est une institution française!") und dem rührseligen Stück einen Riesenerfolg. Die demokratischen Franzosen gebärdeten sich rasend vor Begeisterung, so oft eine Tirade den Glanz des unsterblichen Kaisers feierte. („Ihr seid mir scheene Rebubliganer!" würde eine in deutschen Landen wohlbekannte Majestät dazu sagen können.) Es lag ja wohl nicht der mindeste Grund vor, diese Napoleon-Verherrlichung ausgerechnet jetzt fürs deutsche Theaterpublikum wieder auszugraben. Wär's noch ein Dichtwerk von innerer Größe, das mit Herz und Geist und starker Kunst die Schranken zwischen den Völkern vergessen macht. Aber es ist — seien wir ehrlich — fürchterlich altmodischer Theaterplunder. Trotz Klabunds mit Schere, Nähnadel, Kamm und Benzin fleißig ordnender und säubernder Hand sah man den Staub fingerdick darauf. Vor fünfundzwanzig Jahren wirkte ein alter, kulissenehrlicher Dumas neben Rostand sehr veraltet — heute, in der Erinnerung, kommt einem Dumas viel jünger vor als Rostand. Berthold Viertels Regie hat sich wohl ehrliche Mühe gegeben, die alte Schwarte dem heutigen Geschmack mundgerecht zu machen. Aber die historischen Ausstattungsschwänke des letzten Jahrzehnts, die mit Cäsar, Napoleon, der Zarin Katharina und anderen großen Kanonen der Weltgeschichte respektlos Fangball spielten, haben den Purpur allzu billig gemacht. Und Shaw ist in seinen verblüffenden Einfällen immerhin lustiger als der süßliche Rostand. Bliebe noch der Reiz einer großen, glänzenden, verschwenderischen Ausstattung. Aber dazu reichten die Mittel nicht; es wäre auch schade ums Geld gewesen. Was man erlebte, war Maskengarderobe. Den Herzog von Reichstadt, der sich fünf Akte lang mit hysterisch-großen-

Erika Gläßner in Birabeaus „Figuranten"
Kleines Theater

Digitized by Google

wahnsinnigen Flucht- und Umsturzgedanken trägt, um im sechsten brav in seinem molligen Arrest zu bleiben, weil er (hélas, ein ritterlicher Franzose!) Angst hat um das Schicksal einer ihm freundlich ergebenen kleinen Comteß, — diesen kümmerlichen Ableger Napoleons gab man hier in Berlin zum Glück nicht wie in Paris als Hosenrolle. Lothar Müthel spielte ihn, so jung und nett er konnte. Oskar Homolka mimte den alten Grenadier Napoleons, wie ihn Rostand eben geformt: praktikables Versatzstück für patriotische Vereinsangelegenheiten der Grrrande Nation: „Den Kaiser, den Kaiser zu retten!" Unmöglich war und blieb die Figur des Fürsten Metternich, der, nächtlings von einem napoleonischen Verkleidungsspuk genarrt, einen Beckmesser-Verfolgungswahn glaubhaft machen soll. Wie sich das kleine Kaliber der Pariser Weltbesieger doch billig amüsieren kann: aus Metternich wird eben ganz einfach ein Trottel gemacht, und dann zuckt man überlegen lächelnd die Achsel. Der letzte Akt, in dem der sterbende „junge Aar" mit seiner Babywiege spielt, ist von einer unerträglichen Rührseligkeit. Theaterpappe, die nach altem Leim riecht, das ganze Stück. Und auch die Aufführung.

Nach Rostand kam im Lessing-Theater ein anderer Ausländer zu Wort, aber diesmal ein Großer der Weltliteratur: August Strindberg. Wie war es doch gleich? Als Rostand als der Große galt, glomm Strindbergs Lichtlein erst ganz winzig klein. Es flackerte unruhig und konnte in der Mitternachtssonne der Björnson und Ibsen schon gar nicht aufkommen. Heute blickt Strindberg als großer Toter auf eine posthume Ehrenrettung zurück, wie sie nur Kleist und Hebbel zuteil geworden ist. Und das Festmahl war so hastig inszeniert, daß sich das Berliner Publikum beinahe den Magen daran verdorben hat. Es weiß, daß es keinen vergnügten Abend vor sich hat, wenn es in ein Strindbergsches Stück geht. Indes: wer sich jetzt „Karl XII." ansah, brauchte es nicht zu bereuen. Heinrich George spielte diesen Schwedenkönig, der von seinen wilden russischen und finnischen Feldzügen als ein Geschlagener, vom ausgehungerten Volk Gehaßter, als Schwerleidender, Einsamer, dem Wahnsinn Verfallener in die zerstörte Heimat zurückkehrt. Die Regie hat es wundervoll verstanden, die mystische, gruselig-bange Stimmung dieses historisch-dramatischen Epilogs herauszuarbeiten. Homolka war wiederum vortrefflich als alter Feldsoldat, diesmal nicht der Gloireverkünder seines Feldherrn, sondern sein haßzitternder Ankläger. Eine einprägsame Leistung bot Wladimir Sokoloff als der vom Hof des Schwedenkönigs verjagte Zwerg Luxembourg: eine von Shakespeare-Geist erfüllte, melancholische Spaßmachergestalt, auch äußerlich in der Clownhodfigur täuschend nachgeahmt, in Blick und Ton und Geste geradezu rührend.

Die Saltenburgbühnen zollten im Wallnertheater den üblichen Tribut ans Ausland in der belanglosen, aber mit Winterstein und der Heims virtuos gespielten Komödie „Fäden" von Frank Stayton und stellten — als ihren ersten deutschen Dramatiker — Georg Kaiser gleich an zwei ihrer Filialen heraus: es gab da eine Wiederaufnahme der witzigen Gesellschaftsparodie „Kolportage" (das alte Steckenpferd, von Shaw schon mehrfach vorgeritten, daß es nicht auf Geburt und Blut, sondern lediglich auf das Milieu ankommt, in dem man aufwächst) und, im Theater am Schiffbauerdamm, ein fünfaktiges Bühnenspiel „Die jüdische Witwe". Else Eckersberg als Judith, Adele Sandrock als Mutter, Homolka als Holofernes, Raoul Lange als Jerusalemer Hohepriester. Eine recht widerliche Verspottung alttestamentarischer Vorkommnisse, von einer Eindeutigkeit, vor der in der schlechten alten Zeit nicht nur die Zensur, sondern auch der Geschmack der Gebildeten in Parkett und Rängen die Öffentlichkeit bewahrt hätte. Eine schweigende Ablehnung genügt heute nicht, man gab das übelduftende Zerrspiel also ruhig weiter. Im Lustspielhaus tummelten sich amüsantere Nachfahren dieser alttestamentarischen Herrschaften im zweiten Teil von „Potasch und Perlmutter". Wer im Filmgeschäft Bescheid weiß, wird über die Selbstpersiflage dieser Neuyorker Schwankhelden ebenso herzlich lachen, wie's die Konfektionäre vom Hausvogteiplatz beim ersten Teil getan. Aber man sähe derlei Sachen doch lieber nur im Herrnfeldtheater.

Im Theater am Kurfürstendamm gab es natürlich auch wieder Auslandsware: das Schauspiel „Regen" der Amerikaner Somerset Maugham und C. Randolph. Aber hier handelte sich's doch wenigstens um ernst zu nehmende schauspielerische Aufgaben. Die Regie führte Reinhardt, der Eindruck war stark, so reißerisch und äußerlich die ganze Mache des Stücks auch ist. Zwei der ursprünglichsten Gestalter der deutschen Bühne trugen zu dem Erfolg wesentlich bei: Klöpfer und die Dorsch.

Eine leichte Fliege, irgendeinem Freudenhaus entsprungen, in San Franzisko längst gesucht, weil sie eine Zuchthausstrafe abzubüßen hat, landet auf einer Südseeinsel und bestrickt sofort die ganze weibhungrige Männerwelt. Ihr erbitterter Gegner ist der von ihrem Wesen und Treiben zuerst tief angewiderte Missionar. Er will diese Seele retten. Sie verhöhnt ihn, er erträgt jede Demütigung, weil er glaubt, in Gottes Auftrag zu handeln. Aber die Verführung sucht auch ihn heim. Er will sich im Gebet retten. Seine ringende Kraft ist so stark, daß schließlich auch die Dirne im Innersten gepackt wird. Heilsarmeeatem umfängt uns. Sie ist bereit, die Strafe in San Franzisko auf sich zu nehmen, und weist die äußere Rettung zurück, die ihr ein neuer Freund anbietet. Aber in einer tropisch schwülen Regennacht

Digitized by Google

unterliegt der Missionar dem rauschenden, lockenden Blut. Am andern Morgen überfällt ihn die Reue, er schneidet sich am Strand die Kehle durch. Die Dirne, die jetzt über ihre religiöse Bußfertigkeit verächtlich lacht, weil ihr Heiliger sich doch auch nur allzu menschlich gezeigt hat, ergibt sich dem alten Leichtsinn. Die Tropenschwüle der Regenzeit teilt dem Stück ein teils lähmendes, teils aufpeitschendes Tempo mit. Alle Äußerlichkeiten der Umwelt, in der diese halbverkommenen, dem Suff ergebenen, mit Eingeborenen sich paarenden Insulaner leben, sind greifbar dargestellt. Klöpfer hat in dem Ringen nach Erlösung von dem Übel ergreifende Töne, Käthe Dorsch gibt die Wandlungen der Dirne zur Büßerin und wieder zurück ins alte Laster mit erschütternder, dann grauenhafter Echtheit. Vorzügliche Gestalten stellen Hilde Wangel als verschlampte Niggersfrau, Homolka als Wirt, Lucie Höflich als Missionarsfrau auf die Bretter. Eine bis in die letzte Nebenrolle — und bis auf den unbarmherzig tropfenden und klopfenden Regen — vorzüglich durchgearbeitete, ganz in sich geschlossene Vorstellung.

Erika von Thellmann in Edmond Rostands Drama „Der junge Aar". Lessing-Theater

Um bei Reinhardts Bühnen fortzufahren: in den Kammerspielen wurde unter Paul Henckels' Regie das vieraktige Schauspiel „R a m p e r" von Max Mohr (tatsächlich einem deutschen Bühnenautor!) mit ähnlichem Erfolg gegeben. Ramper, ein Flieger, ist mit seinem Maschinisten bei einem Depot im Grönlandeis stecken geblieben. Keine Rettung denkbar. Der verzweifelnde Maschinist macht seinem Dasein ein Ende, Ramper bleibt, lebt in der grauenvollen Einsamkeit weiter, vertiert allmählich, wird aber nach zwanzig Jahren von einer Expedition aufgefunden und nach der Heimat überführt. Aus dem Krankenhaus „erwirbt" ein Varietébesitzer dieses lebensfremde „schlafende Tier", weckt es allabendlich für eine Zurschaustellung und macht mit dieser Nummer sein Glück. Ein ehrgeiziger Arzt kauft ihm das Objekt ab, um es wieder zum Leben zurückzuführen. Das gelingt ihm. Mehr als geahnt. Die Frau des Arztes erwärmt sich für das duldende Opfer der kalten Wissenschaft. Ramper wird allmählich hellwach. Der Patient entflieht mit der Arztfrau, nachdem er den ihm verhaßten Assistenten erwürgt hat. Beide verleben trübe Zeiten, denn Ramper kennt jetzt nur noch die eine Sehnsucht: wieder ins Grönlandeis zurückzukehren, fern der Welt, fern der Zivilisation das alte, dumpfe Hinvegetieren wieder aufzunehmen, eine Sehnsucht, die sich schließlich erfüllt. Es ist kein Drama, sondern eine Art Ballade. Über schwere Hindernisse der Fabel, wie die, daß Ramper nach seinem Totschlagverbrechen doch wohl von irgendeinem Staatsanwalt gesucht werden würde, setzt sich der Autor flott hinweg. Allerlei Breiten hemmen immer wieder den Fluß. Aber es liegt doch eine beachtenswerte Kraft in diesem Neuen. Sehr hübsch wird der träge Tag des Schlafenden immer wieder unterbrochen durch die lustig und natürlich gezeichneten Typen aus dem Varietéleben. Die Darstellung mit — nun, selbstverständlich mit Paul Wegener, denn wer könnte den Ramper sonst geben —, mit Franziska Kinz als Arztgattin und Anni Mewes als mütterlich-junger Artistenfrau, war so trefflich durchgearbeitet, daß viele Sprünge und Risse und Längen und Unwahrscheinlichkeiten des Stücks völlig überpflastert schienen.

Ein paar Tage vor Weihnachten ward im Theater am Schiffbauerdamm einem jungen rheinischen Dichter ein durchschlagender Heiterkeitserfolg beschert. Karl Zuckmayer, der vor Jahren mit einem furchtbar tiefsinnigen Drama debütierte (wer über zwanzig Jahre alt war, konnte es schon gar nicht mehr verstehen), hat da einen „F r ö h l i c h e n W e i n b e r g" auf die Bretter gestellt — mit Rheinweinlaune, Winzern, Kellnerinnen, Besoffenheit, Weinjuden, Männergesang, Liebeslauben, Misthaufen und herzerfrischender Wirtshauskeilerei. Er nimmt kein Blatt vor den Mund. Keinerlei Naturalia, die er nicht mit dem deutschen

Digitized by Google

Käthe Dorsch, Eugen Klöpfer, Paul Henckels, Liselotte Denera und Lucie Höflich in Maugham und Randolphs „Regen". Theater am Kurfürstendamm

Kennwort bezeichnete. Lachsalven quittieren diese mit Behagen ausgesprochenen Unaussprechlichkeiten voller Dankbarkeit. Auch die Grundidee weicht bisheriger bürgerlicher Übung aus: Der Weingutsbesitzer Gunderloch läßt sich als Schwiegersohn nur einen jungen Mann gefallen, der ihm im Liebesspiel mit seiner Tochter bereits nachweisbar begründete Aussicht auf Großvaterfreuden eröffnet. Der Assessor Knuzius, von dem das wackere Klärchen erzählt, daß er immer gleich einschläft, scheint nicht der richtige Bewerber. Da ist Jochen Most, der Rheinschiffer mit dem tätowierten Oberarm, schon ein anderer Kerl. Um mehr als diese für den Stammbaum der Familie Gunderloch allerdings sehr wichtige Frage dreht sich's im „Fröhlichen Weinberg" nicht. Den eigentlichen Erfolg bestreitet die Staffage, die ganz köstlich und von Dr. Reinhold Bruck famos in Szene gesetzt ist. Den beiden klassischen Prügelszenen — der in den „Meistersingern" und jener in den „Kreuzelschreibern" — hat Karl Zuckmayer im 2. Finale seines Lustspiels ein neues Muster gesellt. Das Publikum brüllt und stampft und wiehert vor Lachen, wenn Eduard v. Winterstein als Gunderloch mit Riesenkraft die ganze besoffene Wirtshausgemeinde kurz und klein haut und durch Tür und Fenster schmettert. Julius Falkenstein (der nur leider im Schlußakt eine Betrunkenenszene schrecklich ermüdend ausspinnt) hat als blasser Gardeassessor überwältigend komische Augenblicke. Und auch Hans Waßmann als „rückständiger Nationaler" darf nicht vergessen werden. Der Verfasser hat schlauerweise sowohl nach links wie nach rechts hin tüchtige Pritschenschläge ausgeteilt, die verluderten „Veteranen" sind zum Glück nur solche aus dem Chinafeldzug, und die Komik der immer rasch retirierenden jüdischen Weinreisenden ist zwerchfellerschütternd. Man kommt gar nicht zum Nachdenken, solang sich auf der Szene alles vertobakt. Aber ohne allen Widerspruch wird dieses vom echten Naturalismus beliebig in die Kulissen-Romantik von Alt-Heidelberg und dann wieder in die bedenkenloseste Posse kollernde Lustspiel in manchem deutschen Ländestrich kaum bleiben. Und man wird gut tun, zu mildern.

Barnowsky hat auf seinen Bühnen wieder ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet. In der Tribüne gastierte Alexander Moissi in einem zwar sehr originellen, aber seltsam kühl lassenden Schauspiel Pirandellos: „Heinrich der Vierte". Ein italienischer Schloßherr ist dem Wahnsinn verfallen. Er spielt die Rolle des Canossa-Gängers, seine ganze Umgebung spielt die Maskerade mit. Aber der Irre hat lichte Augenblicke, in denen er die willfährigen, um der guten Bezahlung halber bei ihm aushaltenden Mitspieler in ihrer ganzen Erbärmlichkeit durchschaut und festnagelt. Ein lang zurückliegender Eifersuchtskonflikt findet zwischen Wahnsinn und Klarheit seine Lösung: Heinrich der Vierte schlägt den verbrecherischen Nebenbuhler in spätem Racheakt nieder. Pirandello spielt da wieder einmal mit der Spannung des Zuschauers: ist die Tat im Irrsinn oder in der vollen Verantwortlichkeit geschehen? Das Stück gibt lediglich dem Träger der Titelrolle die Möglichkeit zu schauspielerischer Leistung. Mit reifer Kunst, ohne alle Mätzchen, führt Moissi die schwere und nicht sonderlich dankbare Aufgabe durch. Am packendsten in den Übergängen aus der geistigen Umnachtung in die Erkenntnis seines Zustands.

Im Theater in der Königgrätzer Straße ließ Barnowsky dem ersten Abend von Shaws „Zurück zu Methusalem" den dritten, vierten und fünften Teil folgen. Die Bilder spielen im Jahr 2170 in England, im Jahr 3000 in Irland und im Jahr 31 920 irgendwo in einer Hügellandschaft. Solang

Digitized by Google

die Vergleiche mit der Welt von heute noch zu ironischen Bemerkungen und witzigen Bosheiten Anlaß geben, ist Shaw der Hörer sicher; aber das Interesse erlahmt, wenn die blutleeren Schemen spätester Jahrtausende Gestalt gewinnen sollen. Es ist alles sehr geistreich gemacht, beim Nachlesen des umfangreichen Buches bekommt man vor dem tiefen Lebensernst dieses irischen Spötters auch gewaltigen Respekt, — aber es ist eine Beschäftigung für Philosophen, Literarhistoriker und Professoren der Kulturgeschichte, den eigentlichen Wert dieser Arbeit zu ermitteln, der Theaterbesucher wird bereits im Jahre 3000 von solcher Kälte angeweht, daß er die szenischen Vorgänge nach 28 Jahrtausenden nur noch im halbstarren Zustand über sich ergehen lassen kann. Barnowsky hatte beste Kräfte aufgeboten: Tilla Durieux, Fritz Kortner, Kurt Götz, Theodor Loos, Rudolf Forster, Wilhelm Dieterle, Anna Kersten, Fritta Brod. In der Erinnerung fortleben wird wohl nur die Gestalt des ewig lächelnden Konfuzius, die Fritz Kortner im dritten Teil hinstellte, in jener Epoche, in der die Verwaltung der britischen Inseln in die Hände der Chinesen und der Neger übergegangen ist. (Die Engländer sind, sofern sie nicht am Verhandlungstisch sitzen, gutmütige Leute, denn sie haben

Franziska Kinz in Max Mohrs Schauspiel „Ramper" Kammerspiele

Paul Wegener in Max Mohrs Schauspiel „Ramper" Kammerspiele

Bernhard Shaw noch nicht zum Galgentod verurteilt wie seinen Landsmann Sir Robert Casement, der ihnen doch viel weniger gefährlich gewesen wäre.)

Dem geistvollen Iren folgte an derselben Stätte eine witzige Pariser Autorenfirma — de Flers & de Croisset —, deren Lustspiel „Die neuen Herren" eine schneidige Verulkung des parlamentarischen Systems und des eng damit verbundenen Aufstiegs des vierten Standes in die Klubsessel der Aristokratie und Bourgeoisie darstellt. Ralph Arthur Roberts, der auch die Regie dieses technisch sehr gut aufgebauten und im Dialog glänzend geschliffenen Stücks geführt hat, gibt den jungen Proletarier, der rasch vom Arbeiterrat zum Minister avanciert und ebenso rasch in die satte Bedeutungslosigkeit eines Pöstcheninhabers im Völkerbund hinuntersinkt. Sein Gegenspieler ist Hans Junkermann als Graf Soundso. Ganz Friedrich Haase — oder wie sonst etwa Ralph Arthur Roberts. In der Mitte steht eine hübsche kleine Schauspielerin, um die sich der Kampf zwischen den alten und den neuen Herren der politischen Lage abspielt. Der gepflegte Alte trägt schließlich den Sieg davon — aber der Junge behält die Erinnerung an eine stürmische Hotelnacht. Karola Toelle spielt das Weibchen. Sie spielt es, ihrer feinen Anlage entsprechend, so fein und deutsch und herzenstapfer, daß der Zuschauer in einige Verwirrung geraten kann. Denn eigentlich ist sie von den beiden Parisern doch wohl als viel leichtere Ware gedacht . . .

Als Silvesterpunsch kredenzte Barnowsky im Theater in der Königgrätzer Straße einen uralten Wiener Heurigen, Nestroys klassische Gesangsposse „Einen Jux will er sich machen". Die Überraschung des Abends:

Digitized by Google

Elisabeth Bergner als der Lehrjunge Christoferl, der mit dem Herrn Kommis auf Abenteuer auszieht. Unsere heilige Johanna und arme kleine Hai-Tang aus dem „Kreidekreis" ist bei Gott keine Soubrette, Singstimme hat sie auch nicht, aber es steckt doch eben ein so großes Künstlertum in ihr, daß Rührung und Bezauberung auch durch die Selbstpersiflage hindurch uns packen. Man wird das putzige Jüngelchen mit dem blonden Schopf, den karierten Hosen und dem knitzen Näschen nicht mehr vergessen. Rudolf Forster kann natürlich ebensowenig einen Schwankliebhaber spielen — aber bei ihm merkte man's. Drollig der unverwüstliche Karl Etlinger als Hausknecht, fesch und mollig Dagny Servaes als junge Witwe. Die Bühnenregie voller lustiger Einfälle.

Die Volksbühne lud zu Dietzenschmidts Volkskomödie „Vom lieben Augustin". Der Wiener Straßensänger des bekannten wehmütigen Gassenhauers, der auch in der Türkenzeit, als die Pest in der Stadt ausbrach, den Humor nicht verlor, fiel in seiner Trunkenheit einmal des Nachts in die Pestgrube, schlief unter den Pestkranken, kroch am anderen Morgen knallgesund wieder heraus und sang und trank lustig weiter. Auf dieser chronistischen Überlieferung baute Dietzenschmidt sein Stück auf. Die Pest wird durch ein weibliches Scheusal personifiziert, das mit dem lieben Augustin einen Pakt eingeht. Geld, Liebe, Macht wird ihm für drei Tage gewährt. Aber das böse Geld macht seine Umgebung zu Betrügern, seine neue Freundin, die Miezerl, bietet ihm ihre Liebe nur um seines Reichtums willen, und im Sultanslager — in recht albernen Maskeradeszenen — erkennt der liebe Augustin dann auch die Sinnlosigkeit aller Machtmittel. Aus dem Orchester tauchen immer wieder die steifen Gestalten der Pestleichen auf, die ihn locken: „Komm, Augustin! — Zuerst pfeift er ihnen was. Aber zum Schluß des dritten Aktes steigt er mit dem Pestweibel (das sich ab und zu in seine Jugendliebe verwandelt, um die Symbolik noch ein bissel mehr zu verwursteln) über den Souffleurkasten in die Pestgrube hinunter. Granach war ein humorloser Augustin. (Mehr Aujust aus Berlin N.) Fränze Roloff unerträglich in ihrer aufdringlichen Schärfe und Geschäftigkeit. (Vom Weaner Maderl wahrhaft keine Spur.) Eine unglückliche Hand hat die Leitung der Volksbühne bei der Auswahl ihrer modernen Stücke. Das „Volk" hat sich bei diesem „lieben Augustin" ehrlich gemopst.

Nach dem Zentraltheater rief der Engländer Jerome K. Jerome. Ein „Schauspiel in einem Prolog, einem Spiel und einem Epilog" wurde von ihm gegeben. Es hieß „Der Fremde". Das Stück, das er da spielen läßt, hat vor ihm schon einmal Maxim Gorki geschrieben. Dort war's in ein Nachtasyl verlegt — hier rollt sich's in einer Londoner Fremdenpension ab. Die Pensionsinhaberin ist eine Betrügerin mit einer schmutzigen Magd, die Gäste: eine geschminkte Kokette, ein großsprecherischer Tagedieb, ein geldgieriges junges Mädchen, ein lüsterner Alter, ein Gauner, ein Flegel ... Da kommt nun ein Fremder ins Haus, ein schlichter, gütiger, bescheidener, grundehrlicher, warmherziger Mensch. (Erwin Kaiser gibt ihn sehr sympathisch.) Und dieser Fremde aus dem Hinterzimmer im dritten Stock krempelt die ganze widerliche Gesellschaft um. Gewiß, er paukt Moral. Aber er tut es mit unendlich viel Grazie. Man muß ihm zuhören. So erleben wir amüsiert und zugleich gerührt die Wandlung all der Gestalten: aus jeder wird der gute Kern herausgeschält. Die Witwe erinnert sich, daß sie Dame ist, das Stubenmädchen bohrt nicht mehr mit dem Finger in der Nase, das junge Mädchen, das

Alexander Moissi, Frl. Sagan und Karl Etlinger in Pirandellos Schauspiel „Heinrich IV.". Tribüne

Digitized by Google

Lina Lossen in Bernhard Shaws „Kapitän Brassbounds Bekehrung". Staatl. Schiller-Theater

sich verkaufen wollte, besinnt sich in letzter Stunde, der Wüstling, der Gauner und der Flegel werden noch ganz verständige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Im dritten Akt geht die seelische Läuterung ein bißchen allzu geschwind im Tempo des Großreinemachens. Es fehlt auch zum Schluß eine Spannung, ein neuer Einfall. Jerome ist eben doch kein gerissener Dramatiker. Die Aufführung war überraschend gut. Helene Weigel gab das Dienstmädchen, das aus seinem Elend und Schmutz heraus die Lockung zum Reinen und Guten empfindet, in überzeugender Echtheit.

Und nun abermals das Stück eines Briten!

Im Staatlichen Schiller-Theater Shaws „Kapitän Brassbounds Bekehrung". Da Paul Fechter im nächsten Heft eine tiefgründige Studie über den in Berlin nun bald mit seinem gesamten Lebenswerk zu Wort gekommenen Iren veröffentlicht, sei hier nur berichtet, daß diese amüsante Komödie in Friedrich Neubauers Inszenierung eine sehr wirkungsvolle Wiedergabe fand: Lina Lossen trägt das Stück als welterfahrene, menschenüberlegene Lady, die mit Seeräubern, Negern — und sogar mit ihren eigenen Landsleuten — spielend leicht fertig wird. Ferdinand Hart, Jakob Tiedtke, Gad Shelaso, Albert Patry unterstützten sie aufs beste.

Das große Ereignis der Staatsoper war die Erstaufführung des „Wozzeck". Bei der halböffentlichen Generalprobe soll man handgreiflich geworden sein. Am ersten Abend setzte es Urteile wie „infame Katzenmusik". Aber die neue Gemeinde der „Atonalen" jubelte Herrn Alban Berg aus Wien, den Komponisten, mit starker Lungenkraft immer wieder vor die Gardine.

Georg Büchners trockenes, trübes, trauriges Alltagsdrama aus dem Leben des armen Soldaten, der eine Dirne zur Mutter gemacht hat, von ihr mit dem eitlen Tambourmajor betrogen, von dem glücklichen Nebenbuhler verhöhnt und mißhandelt wird, der die Ungetreue im Wald ersticht und sich selbst dann im Teich ertränkt, spielt sich fern der eigentlichen musikalischen Welt ab. Eine wenig glückliche Idee, diese nüchtern vorgetragenen Realitäten zum Vorwurf einer Oper zu erwählen. Wo der verführerische Glanz der „Carmen" fast dasselbe Sujet in soviel unsterbliche Kulissenromantik gewiegt hat, daß dagegen kaum mehr aufzukommen ist. Eine Oper hat uns Alban Berg nun auch wahrlich nicht geschenkt. Auch kein Tondrama. Die fünfzehn kurzen Szenen bilden vielmehr ein umfangreiches Melodrama mit langen Zwischenspielen. Die menschliche Stimme ist nur selten zu wirklichem Gesang verwendet. Die Sprechstimme wird rhythmisch benutzt, gelegentlich auch im Halbgesang; wenn sie allmählich, in Ekstasen und in höheren Registern, ins Singen verfällt, dann gibt es kaum Melodien alter Art auszuspinnen. Es sind mehr Aufschreie. Aber

Tilla Durieux, Fritz Kortner und Kurt Götz in Bernhard Shaws „Zurück zu Methusalem". Theater in der Königgrätzer Straße

Digitized by Google

so schmerzlich die Dissonanzen, die keine Auflösung finden, die Sekunden- und Quartengänge das Gehör belästigen: der Stimmungsgehalt einzelner Bilder wird doch in einer eigenartigen und fesselnden Untermalung durch das Orchester festgehalten. Im Bild der schlafenden Soldaten in der Kasernenstube wirkt ein leiser, wortloser Chorgesang ungemein wehe, rührend und beängstigend. Es liegt viel raffiniertes Können in der Verwendung dieses Riesenapparats. Oft freilich ist man ketzerisch genug, dem Komponisten vorzuschlagen, die Naturlaute, die er da im Orchester umständlich zusammenbraut, doch lieber der Einfachheit halber dem Inspizienten zu übertragen: der Donner- und Windmaschine, der Regentrommel. Die naturalistische Nachahmung scheußlicher Zusammenklänge, wie sie unglücklicherweise einmal ein Jahrmarkt oder eine Dorfmusikantenkapelle unsern Ohren zumutet, verführt den ehrgeizigen Komponisten, der uns nichts, aber auch nichts ersparen will, sogar ein verstimmtes Klavier in die szenische Musik einzufügen. Bergs Anhänger sind begeistert über diesen genialen Einfall. Andern tut es bloß wehe. Alle neuen Wirkungen, die Hector Berlioz in seiner Instrumentationslehre vor dreiviertel Jahrhundert erklügelt hat, sind längst Gemeingut der Komponisten nach Wagner geworden. Jeder neu erprobte Effekt geht sofort in die allgemeine Rüstkammer der Modernen über. Hat Strauß die starke Wirkung bei der Hinrichtung Johannis des Täufers mit einem ganz bestimmten Crescendo der tremolierenden Geigen erzielt, so wird sie Alban Berg bei dem Todesstreich, den der verzweifelte Wozzeck seiner Geliebten versetzt, um das Zehnfache steigern. Ein einziger Ton, erst von den Geigen, dann von allen Streichern angestimmt, von den Holz- und Blechbläsern aufgenommen, schließlich von den Pauken, in einem Crescendo bis zum Fff. Kurze Pause. Einzelne, unrhythmische Schläge. Und das Ganze gleich noch einmal wiederholt. Für jeden, der in der Technik der Orchestersprache Bescheid weiß, gibt es fortgesetzt interessante Effekte. Aber ist Alban Berg ein Schöpfer? Er beherrscht die heute fast schon Klischee gewordene atonale Sprache. Die Stimmen werden, oft in geistreichen Beziehungen, unbekümmert um den Zusammenklang nebeneinander geführt. Das Ohr mag sich das herausholen, was es verfolgen will. Die von Bach bis Reger zur reichsten und dabei doch klarsten und übersichtlichsten Architektur gewaltiger Dombauten geführte Kontrapunktlehre existiert für diese neuen Herrschaften nicht. Auf den Zusammenklang, den Querschnitt der Partitur, kommt es ihnen nicht an. Sie berufen sich darauf, daß weder Beethoven noch Wagner der schwere Vorwurf erspart geblieben sei: was sie schrieben, sei Sünde wider den Heiligen Geist. Nun, wenn das Gehör unserer Urenkelkinder einmal Gefallen an der Musik der jetzt in Österreich, Rußland und Galizien gegen alle harmonischen Gesetze mit vereinten Kräften anstürmenden neuen Propheten finden sollte, so brauchen wir uns in unsern Friedhöfen dann nicht als rückständige und engherzige Beckmesser verhöhnen zu lassen: die Berliner Staatsoper hat dies anspruchsvollste aller je geschriebenen Musikdramen in unermüdlichem Fleiß eingeübt und, mit besten Kräften besetzt, vorgeführt. Kleiber dirigierte, Hörth inszenierte, Aravantinos stattete aus, Schützendorf gab den Wozzeck, Sigrid Johansen die Maria. Die Stimmen auswendig zu lernen, muß furchtbar schwer gewesen sein. Es gibt im „Wozzeck" aber den Trost für die Sänger: wenn sie anders singen, als der Komponist es vorgeschrieben, dann merkt's im ganzen Hause kein Mensch. **P. O. H.**

Sigrid Johansen als „Marie" in Alban Bergs Oper „Wozzeck". Staatsoper

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Aprilheftes:

	Seite
Das Bekenntnis. Roman von Clara Ratzka (Fortsetzung) . .	129
Klaus Störtebecker und die Vitalienbrüder. Von Alfons v. Czibulka. Mit 18 Abbildungen	157
Jakob Imhofs Osterfahrt. Novelle von Leo von Meyenburg	169
Gedichte: Die Zeit ist da. Von Max Bittrich — Das blaue Glück. Von Johann Friedrich — Ende. Von Ernst Lissauer	176
Die Kunst des Greco. Von Univ.-Prof. Dr. Hugo Kehrer. Mit 20 ein- und mehrfarbigen Abbildungen	177
Bernhard Shaw. Von Paul Fechter. Mit einer Abbildung von Olaf Gulbranssson	193
Der Architekt Paul Ludwig Troost. Von Dr. G. J. Wolf-München. Mit 11 ein- und mehrfarbigen Abbildungen	200
Die Schicksalslinie Europas. Von Kasimir Edschmid. Mit einer Abbildung von Erna Pinner	210
Der Vagant. Novelle von Irmela Linberg	215
Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Das liebe Ich und die Zeitgenossen. Skizzen von Grete Gulbranssson. Mit neun Abbildungen von Olaf Gulbranssson	228

Digitized by Google

so schmerzlich die Dissonanzen, die keine Auflösung finden, die Sekunden- und Quartengänge das Gehör belästigen: der Stimmungsgehalt einzelner Bilder wird doch in einer eigenartigen und fesselnden Untermalung durch das Orchester festgehalten. Im Bild der schlafenden Soldaten in der Kasernenstube wirkt ein leiser, wortloser Chorgesang ungemein wehe, rührend und beängstigend. Es liegt viel raffiniertes Können in der Verwendung dieses Riesenapparats. Oft freilich ist man ketzerisch genug, dem Komponisten vorzuschlagen, die Naturlaute, die er da im Orchester umständlich zusammenbraut, doch lieber der Einfachheit halber dem Inspizienten zu übertragen: der Donner- und Windmaschine, der Regentrommel. Die naturalistische Nachahmung scheußlicher Zusammenklänge, wie sie unglücklicherweise einmal ein Jahrmarkt oder eine Dorfmusikantenkapelle unsern Ohren zumutet, verführt den ehrgeizigen Komponisten, der uns nichts, aber auch nichts ersparen will, sogar ein verstimmtes Klavier in die szenische Musik einzufügen. Bergs Anhänger sind begeistert über diesen genialen Einfall. Andern tut es bloß wehe. Alle neuen Wirkungen, die Hector Berlioz in seiner Instrumentationslehre vor dreiviertel Jahrhundert erklügelt hat, sind längst Gemeingut der Komponisten nach Wagner geworden. Jeder neu erprobte Effekt geht sofort in die allgemeine Rüstkammer der Modernen über. Hat Strauß die starke Wirkung bei der Hinrichtung Johannis des Täufers mit einem ganz bestimmten Crescendo der tremolierenden Geigen erzielt, so wird sie Alban Berg bei dem Todesstreich, den der verzweifelte Wozzeck seiner Geliebten versetzt, um das Zehnfache steigern. Ein einziger Ton, erst von den Geigen, dann von allen Streichern angestimmt, von den Holz- und Blechbläsern aufgenommen, schließlich von den Pauken, in einem Crescendo bis zum Fff. Kurze Pause. Einzelne, unrhythmische Schläge. Und das Ganze gleich noch einmal wiederholt. Für jeden, der in der Technik der Orchestersprache Bescheid weiß, gibt es fortgesetzt interessante Effekte. Aber ist Alban Berg ein Schöpfer? Er beherrscht die heute fast schon Klischee gewordene atonale Sprache. Die Stimmen werden, oft in geistreichen Beziehungen, unbekümmert um den Zusammenklang nebeneinander geführt. Das Ohr mag sich das herausholen, was es verfolgen will. Die von Bach bis Reger zur reichsten und dabei doch klarsten und übersichtlichsten Architektur gewaltiger Dombauten geführte Kontrapunktlehre existiert für diese neuen Herrschaften nicht. Auf den Zusammenklang, den Querschnitt der Partitur, kommt es ihnen nicht an. Sie berufen sich darauf, daß weder Beethoven noch Wagner der schwere Vorwurf erspart geblieben sei: was sie schrieben, sei Sünde wider den Heiligen Geist. Nun, wenn das Gehör unserer Urenkelkinder einmal Gefallen an der Musik der jetzt in Österreich, Rußland und Galizien gegen alle harmonischen Gesetze mit vereinten Kräften anstürmenden neuen Propheten finden sollte, so brauchen wir uns in unsern Friedhöfen dann nicht als rückständige und engherzige Beckmesser verhöhnen zu lassen: die Berliner Staatsoper hat dies anspruchsvollste aller je geschriebenen Musikdramen in unermüdlichem Fleiß eingeübt und, mit besten Kräften besetzt, vorgeführt. Kleiber dirigierte, Hörth inszenierte, Aravantinos stattete aus, Schützendorf gab den Wozzeck, Sigrid Johansen die Maria. Die Stimmen auswendig zu lernen, muß furchtbar schwer gewesen sein. Es gibt im „Wozzeck" aber den Trost für die Sänger: wenn sie anders singen, als der Komponist es vorgeschrieben, dann merkt's im ganzen Hause kein Mensch. **P. O. H.**

Sigrid Johansen als „Marie" in Alban Bergs Oper „Wozzeck". Staatsoper

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Aprilheftes:

	Seite
Das Bekenntnis. Roman von Clara Ratzka (Fortsetzung) . .	129
Klaus Störtebecker und die Vitalienbrüder. Von Alfons v. Czibulka. Mit 18 Abbildungen	157
Jakob Imhofs Osterfahrt. Novelle von Leo von Meyenburg	169
Gedichte: Die Zeit ist da. Von Max Bittrich — Das blaue Glück. Von Johann Friedrich — Ende. Von Ernst Lissauer	176
Die Kunst des Greco. Von Univ.-Prof. Dr. Hugo Kehrer. Mit 20 ein- und mehrfarbigen Abbildungen	177
Bernhard Shaw. Von Paul Fechter. Mit einer Abbildung von Olaf Gulbranssson	193
Der Architekt Paul Ludwig Troost. Von Dr. G. J. Wolf-München. Mit 11 ein- und mehrfarbigen Abbildungen	200
Die Schicksalslinie Europas. Von Kasimir Edschmid. Mit einer Abbildung von Erna Pinner	210
Der Vagant. Novelle von Irmela Linberg	215
Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Das liebe Ich und die Zeitgenossen. Skizzen von Grete Gulbranssson. Mit neun Abbildungen von Olaf Gulbranssson	228

Digitized by Google

Seite

Neues vom Büchertisch. Romane und Novellen. Von Karl Strecker — Der Siegeszug des Luftschiffs. Von Prof. O. Baschin 235

Illustrierte Rundschau. „Junger Tag" von Veit Krauß — Graphik von Willi Geißler — Neue Sportpreisentwürfe — Kunstgläser aus Zwiesel — Die Scherenschneidekunst von Maria Anders — Studien von Konrad Meindl — Zu unsern Bildern — Notizen 241

Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) 5–8

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Die Säerin. Gemälde von Wilhelm Schulze-Rose Titelbild

Abend im Hafen von Neuyork. Gemälde von Kurd Albrecht 140–141

Der Weckruf. Gemälde von Max Bergmann . . . 152–153

Die Entkleidung Christi auf dem Kalvarienberg. Gemälde von Greco . . 184–185

Eva. Gemälde von Carl Paaß 224–225

Kunstbeilagen in Tondruck:

Bildnis von Fräulein Kamenka. Gemälde von Wassili Schuchajew 148–149

Marine. Gemälde von Wilhelm Hambüchen . . . 216–217

Sirenen. Gemälde von Otto Wirsching † 240–241

Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil . . 1–36

Hinterer Anzeigenteil . . . 1– 8

Umschlag 2– 4

Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:

Töchterpensionate . . . 12

Unterrichtsanstalten . . 12–13

Hotels und Pensionen . . 13–14

Kurorte und Heilanstalten 14–17

Deutsche Bücher 22–24

Digitized by Google

Die Säerin. - Gemälde von Wilhelm Schulze-Rose

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
40. Jahrg. / April 1926 / 8. Heft

Das Bekenntnis

Roman von Clara Ratzka

Fortsetzung

Um mich her war ein mattdurchschienenes Graugelb. Ich mußte geschlafen haben, doch es konnte nicht lange gewesen sein, denn ich hatte noch das Erwachen der Stadt gehört. Zusammengeknickt hockte ich da, von Kälteschauern überlaufen. Ich richtete mich empor und streckte meine lahmen Glieder.

An mir hinabsehend, bemerkte ich erst recht, wie heruntergekommen ich aussah. In diesem Zustande konnte ich nicht unter Menschen gehen. Mein Mantel hing in der Hütte der Geflügelfarm. Ich trug ein altes, blaues Kleid, das noch aus Finnland stammte, und über den Kopf hatte ich eine gestrickte Mütze gezogen. Ich faßte nach dem kleinen, weißen Kragen, diesem einzigen und so überflüssigen Schmuck — er war feucht und sicherlich unsauber, hatte ich doch im Straßengraben gelegen. Das ganze Kleid war voll von Flecken.

Schwerfällig schlich ich der Rückseite der Häuser zu. Ich stand zwischen zwei kleinen Gärten. In dem einen hackte eine Frau eine Miete auf, in der wohl Kartoffeln lagen. Als sie mich sah, betrachtete sie mich finster. Ich aber, in der etwas zerbrochen war, sagte laut und kalt: „Ich habe in Ihrer Gasse geschlafen, ich bin obdachlos. Könnten Sie mir etwas Wasser geben, daß ich mich reinigen kann? Und vielleicht auch ein Handtuch und eine Bürste?“ Ich wollte einmal sehen, wie weit die Christlichkeit und Nächstenliebe reicht.

„Das ist wirklich unverschämt,“ sagte die Frau, sich straff aufrichtend.

Ich lehnte mich an den Zaun. „Ja, das ist es,“ sagte ich ruhig. Sie arbeitete weiter, und ich sah ihr zu. „Das mache ich Ihnen schneller,“ rief ich hinüber.

Sie drehte den Kopf zu mir hin, langsam. Dann ging sie ins Haus und kam mit einer Blechschüssel zurück, in der Wasser war. Wortlos reichte sie den Napf über den Zaun. „Das ist sehr gütig, ich danke Ihnen,“ sagte ich in ihre Augen blickend. Doch in mir war nicht Dank noch Güte.

Nun begann ich mich zu säubern. Mit Gesicht und Haar fing ich an, und mit den Schuhen hörte ich auf. Wie aus dem Wasser gezogen sah ich aus. Das Haar — es war schon ein wenig lang geworden — strich ich fest unter die Mütze. Das schmutzige Wasser schüttete ich weg und putzte die Schüssel sorgfältig mit dem nassen Taschentuche aus.

Die Frau hatte mir die ganze Zeit über zugesehen. Sie nestelte an sich herum. „Ich stecke Ihnen den Ärmel fest,“ sagte sie, zog zwei Sicherheitsnadeln aus ihrer Schürze und half mir. So — nun konnte ich gehen.

Der Nebel war inzwischen gelber geworden, heller. Irgendwo mußte eine dunkle rote Sonne stehen. Als ich um eine Ecke bog, stand ich auf einer Hauptstraße, in der sich die saubern, reich gefüllten Läden dicht aneinander drängten. Da drüben war ein großer Bäckerladen; Körbe, gefüllt mit frischem, goldbraunem Brot standen neben der weitgeöffneten Tür. Als ich das sah, kam ein wahrer Heißhunger über mich. So ein kleines, rundes Brot mußte ich haben, warm noch, duftend. Fast schwindlig wurde mir vor Gier nach gutem, frischem Brot. Doch meine Tasche war leer; mein bißchen Geld steckte im Mantel, der in der Hütte hing.

Ich war hinübergegangen und stand vor den gefüllten Körben. Wem schadete es,

 Nachdruck verboten. Copyright 1926 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

wenn ich zugriff? Niemand, nicht der Bäckersfrau da drinnen, und nicht den Familien ringsum, die hier ihr Brot holten — doch mir wurde wohl davon. Vor lauter Verlangen überlief mich ein leises Zittern.

Dennoch, ich ging weiter.

Und jetzt kamen immer mehr Läden, Läden mit duftendem, goldbraunem Brot. Wie ich mit hängendem Kopfe dastand, vor einer Glasscheibe, gegen die Haufen von Brot rollten, ergriff mich eine wahre Wut gegen die Ungleichheit der Schicksale. Mit der geballten Hand schlug ich leise gegen die Scheibe.

„Na, na," sagte ein junger Mann, blieb stehen und hielt mir eine geöffnete Tüte hin.

„Nein, ich will nicht," sagte ich zornig.

„Nichts geschenkt, he? Lieber das hinter der Scheibe!"

Ich antwortete nicht. „Also — na!" sagte er frisch. „Laß das, Mädel, komm, wir frühstücken zusammen."

Von unten herauf, feindlich, sah ich ihn an. Er trug einen alten, gut in Ordnung gehaltenen Anzug. Die Knopflöcher waren schäbig. Das Gesicht? In diesem Gesichte war Geistiges und zugleich Unbekümmertes.

„Nein, ich gehe nicht mit."

„Komm nur, komm," sagte er drängend, mit der Hand leicht meinen Arm berührend. Es war eine Hand, die nicht nach schwerer Arbeit aussah.

Unwillig schleppte ich neben ihm her.

„Du mußt dich doch auch auftrocknen," sagte er überredend. „Scheußlich kalt ist es, was?"

Er hielt mir wieder die geöffnete Tüte hin, zuerst selbst einmal zugreifend.

Jetzt konnte ich mich nicht halten, ich nahm. Sogleich begann ich zu essen. Das ganze, ziemlich große Stück Gebäck aß ich stumm in mich hinein.

Wir gingen durch eine Nebenstraße. Vor einem jener schmalen Häuser, die mit dem Fuße in einem ausgemauerten Loche stehen, machte er halt und zog einen Schlüssel hervor. „Du wirst sehen, Kindchen, ich wohne fürstlich."

„Nein," sagte ich kalt und ziemlich höhnisch, „ich komme nicht mit hinein; den Dank kannst du dir bei mir nicht holen." Schnell wollte ich weitergehen, doch er hielt mich fest und lachte laut.

Ich hätte vor Ingrimm weinen können.

„Zieht man mal eine Katze aus dem Wasser," sagte er, „— wahrhaftig, das mache ich nicht wieder! — dann kratzt sie einem über die Hand. Nein, wirklich, du dummes Ding, ich will dich nicht haben, keine nasse Katze!" Und wieder lachte er.

Das ärgerte mich. So jämmerlich und zugleich verstockt mir zumute war, ich konnte es nicht leiden, daß man mir sagte, ich wäre abstoßend. Das Tragische und das Kleine waren nahe beisammen.

„Gut, ich komme mit, ich werde den Kaffee kochen," sagte ich. „Ich kann auch das Zimmer machen." Umsonst sollte er mich nicht bewirten.

„Immerhin etwas Vernunft," sagte der junge Mann lachend.

Wir kletterten durch die engen Stockwerke ganz bis oben hin; er schloß eine Tür auf, und wir kamen in einen großen, schönen Raum mit drei Fenstern, die allesamt unten abgeblendet waren, so daß man nur den Himmel sah. Es war ein niedriges Zimmer mit viel verblichenem Rot, Goldbraun und einem schweren, gedämpften Blau darin. An den Wänden hingen eine Unmenge sehr farbiger Bilder. Einige standen auf Staffeleien. Was mir aber besonders auffiel, das war ein schimmernder schwarzer Flügel — so ein Flügel wie der, an dem meine Mutter saß und die klaren, zarten Lieder sang. Wie eine Vision sah ich ihren blonden, leicht zurückgebogenen Kopf mit dem leuchtenden Haar und diesen hingebenden und zugleich kindlichen Ausdruck in ihrem Gesichte.

„Das gefällt dir, was?" hörte ich den jungen Mann sagen. „Mir auch. Das ist die Wohnung meines Freundes, eines Musikers. — Er ist für ein, zwei Jahre auf Reisen, gibt Konzerte. Ich, das siehst du ja, ich bin ein Malersmann." Er öffnete einen Wandschrank. „Das ist der Haushalt, und dort" — er wies auf eine Tür — „im Badezimmer ist eine kleine Kochgelegenheit. Willst du wirklich das Frühstück besorgen? Das ist fein!" Vergnügt ging er zum Flügel hin und spielte eine mir fremde, sehr krause kleine Melodie, die er mehrere Male wiederholte.

Einmal sah er sich nach mir um. In sein Spiel hinein fragte er: „Wie heißt du?"

„Nadia Berischeff."

„Oh, Russin?" Ich nickte. Langsam verebbte die Melodie. Die Hände, die er leicht gegeneinander schlug, ließ er zwischen den Knien hinabhängen.

Zögernd hub er an: „Und ich bin Flame, kaum ein Jahr lang in London. Hendrik zur Landen heiße ich. Könnte auch zur See heißen." Er lachte leise. „Wenn es nur etwas zum Reisen, zum Wandern gibt." Das sagte er so vor sich hin. Dann laut: „Wenn du Russin bist, sprichst du vielleicht Deutsch?"

„Ja, das tue ich." Ich deckte mittlerweile einen niedrigen Tisch, der vor einem ganz breiten Ruhebett stand.

Digitized by Google

„Dann kann ich also deutsch mit dir reden," sagte er befriedigt. Er stand auf, dehnte sich und kam zu mir herüber. Nun begann er mit einem breiten, mit französischen Brocken untermischten Deutsch von einer kleinen Stadt zu erzählen und zumal von dem Lause eines Flusses, den er immerfort verfolgt hätte, schon als kleiner Junge. Es hatte etwas sehr Wohltuendes, ihn so sprechen zu hören.

Noch als ich mit allem fertig war und während wir frühstückten, erzählte er weiter, und es fiel mir auf, wie er von den Wolken sprach. Sie hatten so groß, so herrlich über unserm braunen Olmanisee gestanden!

Es war eine seltsame Stunde. Was ich erlebte, war unfaßlich, ganz wundervoll war es im Grunde, und doch kam es damals nicht dicht bis zu mir hin, denn ich war noch wie erstarrt von der Nacht: das Schöne und Ruhige um mich her löste nichts in meinem verarmten Herzen.

Vielleicht bemerkte es Hendrik, ich kann das nicht sagen, vielleicht fuhr er nur deshalb fort, allerlei Unzusammenhängendes zu erzählen. Doch dann, als ich kaum hinhörte, sagte er: „Das ist ja toll, du sprichst drei Sprachen und läufst so herum!"

Ich besann mich und sah auf. „Drei Sprachen?" Erbittert lachte ich auf. „Drei Sprachen? Mir scheint, ich spreche sechs, wenn auch nicht alle gut, und niemals treibe ich mich auf der Straße herum. Ich rupfte Geflügel im Slum, immer in der einen Gasse, immer in derselben Höhle. Doch dann mußte ich eine schmutzige, kleine Geflügelfarm in Ordnung bringen. Auch gestern. Gegen Abend, es war schon dunkel, fiel mich da draußen ein — ein Mann an. Er hatte mir früher schon nachgestellt. So einer aus den Slums. In der Nacht saß ich draußen, hier in der Nähe, zwischen zwei Häusern — und jetzt auf einem breiten Ruhebett mit einem seidenen Kissen" — ich stieß dagegen. „Ehe ich Geflügel rupfte, war ich Dienstmädchen, und vorher Studentin in Berlin; so ist das."

Ich lehnte mich zurück, die Hände im Nacken haltend. Es war mir eine Genugtuung, das alles so ganz rücksichtslos herauszusagen.

„Politische Sachen?" Hendrik sah mich ruhig an.

„Nein, persönliche."

„Ein Kind — oder so?"

Wieder lachte ich auf. „Nein, nichts mit Liebe, nichts von den berühmten Fehltritten und romantischen Dingen — eine Sache in meiner Familie. Nun ist's genug."

„Ja — das ist auch eigentlich genug —" sagte er langsam.

„Nun?" Ich richtete mich steif auf. „Ich denke, jetzt müßtest du mich prüfen, denn du bist doch ein Gebildeter," — ich brauchte den Ausdruck des alten Daniel — „müßtest einmal zufühlen, wie es mit meinen sechs Sprachen und all dem andern steht? Mädchen, die man aufliest, lügen."

„Ach, laß das!" Etwas ärgerlich winkte er mir zu schweigen. Dann ging er mehrere Male auf und ab.

„Weißt du was?" Er blieb vor mir stehen, mich voll Herzlichkeit anblickend. „Jetzt mußt du einmal tüchtig schlafen. Sieh her, da wo du sitzest, schlafe auch ich. Ich habe einige Decken und Kissen — das heißt, das alles gehört meinem Freunde — damit mache ich mir abends mein Bett auf diesem Diwan. Das kannst du auch tun. Schlafe solange wie möglich, ich gehe fort."

Er besann sich eine Weile, während ich stumm vor mich hin sah. „Du kannst ganz ruhig sein, Nadia, sieh: ich habe ein Mädchen lieb —"

Ich nickte.

„Also du bleibst hier, nicht wahr? Du kannst alles benutzen, ganz wie du willst —"

Während er sprach, wurde ich wirklich so sehr müde, daß mich nur nach einem verlangte, nach Ruhe und Schlaf.

Ich dankte ihm, zaghaft die Hand hinstreckend. Er hielt sie fest und zwang mich fast, ihn anzusehen.

Da erst bemerkte ich sein Äußeres, sah die Gesichtszüge.

Hendrik zur Landen mochte in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre sein. Er war mittelgroß und sehr schlank. Das Gesicht war schmal, fast hager, darüber stand braunes volles Haar. Die Augen waren ganz blau, ein dunkles, klares Blau, wie man es selten sieht. Der Mund war stark geschweift und ziemlich groß. Er war nicht schön, aber es war etwas Auffallendes in diesem Gesichte, eine Mischung von Naivem mit ganz Starkem.

Lange sah ich ihn an. Was mich sicher und ruhig machte, das war der klare und in diesem forschenden, gegenseitigen Anschauen grundgütige Ausdruck seiner Augen.

★

Als seine Schritte auf der Treppe verhallt waren, machte ich mir das Lager zurecht. Dann fiel mir das Bad ein.

Wer niemals in meiner Lage war, der kann es sich nicht vorstellen, was das für mich hieß: ein Bad. Es war ein Gefühl, dem Glücke verwandt. Nachdem ich mich selbst gründlich gesäubert hatte, nahm ich auch noch meine Kleidungsstücke vor. Ich hängte sie dann zum Trocknen um das Kaminfeuer im Atelier und legte mich zur Ruhe.

Digitized by Google

Das alles war ganz unfaßlich.

Wohl dachte ich eine Weile an Yasmin Goldman, an meinen Koffer, mein Geld, doch lange war das nicht möglich. Ich glitt in einen köstlichen Schlaf, einen Schlaf, so tief, daß ich erst im Laufe des Nachmittags erwachte.

Meine Kleider waren fast ganz trocken. Wie ich so im Dämmerlichte am Kamine stand und sie wendete, betrachtete ich zum ersten Male seit langer Zeit meinen Körper, und zum ersten Male war er mir wieder vertraut und ein wenig lieb. Ich staunte, daß dieser vernachlässigte, mißhandelte Körper unter dem Schmutze und den Ausdünstungen der Slums nicht gelitten hatte, daß er weiter gelebt hatte, jung, gesund.

Der Flügel zog mich an. Ob ich noch spielen konnte, auswendig — mit diesen ungeübten Fingern? Ich setzte mich hin, schlug zaghaft ein paar Töne an, Akkorde. Es war unmöglich. Ja, ich hätte es vielleicht gekonnt, aber es schmerzte innerlich.

So ging ich zum Bücherschranke und wählte. Alles das war so unwirklich, an ein Wunder grenzend. Auch deutsche Bücher hatte Hendrik — oder gehörten sie seinem Freunde? Ich sah hinein, ja, ein deutscher Name. Und das Buch? „Fichtes Reden an die deutsche Nation." Ich kannte es, setzte mich hin und las, in dem Gefühl, einen lang entbehrten Freund wiedergefunden zu haben.

Nach einer Stunde etwa kam Hendrik. Schon während er aufschloß, rief er: „Bist du da, Nadia? Das ist recht; ich fürchtete schon, du hättest irgendeine Dummheit gemacht. Bleib sitzen, bleib sitzen!" Er ging zum Flügel hin. „Lies ruhig weiter." Leise summte er vor sich hin.

„Ach, das, was man ausdrücken möchte, kann man niemals recht sagen — so als Maler meine ich —" er begann zu spielen — „das da, Musik, das ist schon etwas anderes —"

Eine bizarre Melodie tastete in dem Raume hinein, die er in etwas Großes und mir Bekanntes überleitete.

Was war es nur, was Hendrik da spielte? Erinnerungen erhoben sich und verblaßten. Dann, bei einer gewissen Wendung, die mir als etwas Blühendes und doch so Geistiges haften geblieben war, wußte ich es — Berlin, der Riesenraum, die andächtige Menge. Er spielte Mahler, das war es: Mahler!

Gott, wie lag das weit zurück, versunken in bittrer Trübsal. Und auch damals glaubte ich unglücklich zu sein. Es ist schwer, den richtigen Maßstab zu gewinnen. Damals lebte Sten noch, und ich war eine Tochter der Djöns.

Nun kam Seltsames, halb Spiel, halb unweltliche Größe und doch wieder ein Klingen wie aus erlesenen Stunden. Ich richtete mich auf, fragend. Hendrik mußte es empfunden haben. „Mussorzski!" rief er hinüber mit einer Stimme, in der unterdrückter Jubel war.

Jeder Ton drang in mich ein, wendete Herz und Gedanken um und um; ich lachte und zitterte mit diesen Tönen, sie hoben mich ganz aus mir selbst heraus und führten mich dennoch auf eine ganz gerade und zwingende Art zu meinem tiefsten Ich.

„Das große Tor von Kiew!" rief Hendrik leise. Wie Glockenläuten war es und wuchs und wuchs. Gewaltig in einen grandiosen Himmel hinein wölbte sich das große Tor von Kiew. Alles wurde flach, klein, fern. Da stand das große Tor von Kiew, und Selige schritten hindurch.

Hendrik hatte den Kopf zurückgelehnt. Eine strahlende Leidenschaftlichkeit brach aus seinen Zügen. Mit einer Macht und Inbrunst ohnegleichen schuf er ein erhabenes Bild. —

Ich? Was war ich! Hatte hingehen wollen und bekennen. Verraten! Wollte festen Boden unter meinen Füßen haben. Als ob das das Große im Leben wäre!

Das Große — es flutete um mich her. Was es war, ich wußte es nicht. Vielleicht war es Gottes Gedanke in mir, und ich mußte ihn verwirklichen. Ich fühlte, wie ich weinte — es war Erlösung. —

★

Hendrik kam zu mir hin. Das Zimmer bebte noch von Musik. Er setzte sich neben mich, hielt mich umfaßt, mein Kopf ruhte an seiner Schulter. Hin und wieder nannte er leise meinen Namen, den jener fremden Russin.

Wir haben sehr wenig gesprochen, und was wir sagten, das war vertraulich und zart; wir näherten uns einander, und blieben doch in jenem hehren Raume, in dem die Wellen der Musik weiter schwangen.

Hendrik war der erste, der wiederum frei zugriff. „Also in die Slums gehst du nicht zurück, Nadia, du kannst etwas Besseres tun. Was es sein könnte, das weiß ich heute noch nicht und habe auch wenig Zeit für dich, denn ich muß übermorgen verreisen; zwei, drei Monate, vielleicht auch länger." Ich sah erschreckt auf. „Das ist für dich eine besonders gute Lösung. Du bleibst in dieser Wohnung."

Ich wußte nicht — sollte ich das wirklich glauben?

Er lachte. „Ja, gewiß, in dieser Wohnung. Das ist also abgemacht." Er stand vor mir, die Hände auf den Hüften und blickte mich ermunternd an.

Digitized by Google

„Das ist — es ist das Schönste, was ich mir ausdenken kann," sagte ich voll Dank.

Er wandte sich ab und schlenderte umher. „Du machst nun das Abendbrot, Nadia, Tee, und da habe ich einiges mitgebracht, und ich erzähle dir. Ich war heute bei einer alten Mamsell, von der ich Zeichensachen kaufe und so etwas. Sie hat einen kleinen Laden. Eine schnurrige Person übrigens! Sie macht alles allein, Laden und Haushalt. Etwas mißtrauisch ist sie." Hendrik blieb neben mir stehen. „Ich habe mit ihr gesprochen, sie nimmt dich als Hilfe — nein, nein, brauchst dich nicht so sehr zu freuen; sie bezahlt dir keinen Pfennig, doch du darfst mit ihr essen. Viel wird es nicht sein. Ich dachte nur, auf diese Art hättest du Zeit, die Sprachen wieder vorzunehmen, und auch die andre Sache, Schreibmaschine und Stenographie. So etwas gebraucht man hier, zumal die Sprachen." Frisch und selbstverständlich sagte er das alles dahin. Und auch ich — mir war es nicht absonderlich, daß dieser junge fremde Mensch für mich sorgte; ich hatte ein Gefühl des Verbundenseins mit ihm, dem ich keinen Namen gab.

Auch zu Yasmin Goldman sollte ich nicht zurückkehren, Hendrik wollte meinen Koffer holen, das Geld und mit Yasmin verhandeln. Doch davon versprach er sich nicht viel, und auch ich erwartete keinen Erfolg.

In dieser Nacht konnte ich wenig schlafen. Hendrik und ich hatten uns in die Decken und Kissen geteilt. Er lag auf dem Diwan und ich auf dem Boden, in der andern Ecke des Ateliers. Erst wehrte er sich wohl, aber doch nicht ganz überzeugend, und so hatte ich die Begründung für mich, daß ich den Tag über das Ruhebett gehabt hatte.

Hendrik schlief sehr bald ein, ich aber war in einem Aufruhr von Staunen und Hoffnung, in einer Umgestaltung all meiner Gedanken, ohne dem Neuen feste Umrisse geben zu können. Nur des einen war ich mir bewußt, daß ich um meiner selbst willen, um jedes einzelnen Tages willen, den ich lebte, ein tüchtiger Mensch sein mußte. Nicht hin- und hergezerrt von Wünschen und Erwartungen und von vagen Zukunftsbildern abgelenkt.

Den Weg, den ich diese Nacht zerstört hatte, konnte ich nicht in der kindlichen Weise zurückkehren, in der ich ihn beschritten hatte; ich mußte lernen, erkennen, und dann von neuem ein Bild formen, in dem meine Heimat stand und meine Mutter.

Meine Gedanken gingen zu Hendrik, der mich, ohne es zu wissen, und auch ohne es recht eigentlich zu wollen, vor dem Abirren von mir selbst errettet und damit wieder in die Wegesrichtung gebracht hatte, die mir eigen und notwendig war. Was er für mich getan hatte, geschah aus Güte, und er tat es nicht anders wie ein Baum, der blüht.

Ob Hendrik mich verlassen würde? Er ging fort, doch er kam zurück. Er wollte arbeiten, zunächst in Schottland, mehr wußte ich nicht. Seine Arbeit war ihm leidenschaftlich nahe. Das fühlte ich, und wenn er noch so wenig über sie sprach. Ob er mich vergaß? Ganz leise stand ich auf, um sein Gesicht im Halbdunkel zu betrachten, seine Hände — ob wirklich Güte darin sei und etwas Zuverlässiges. Ich kniete vor seinem Lager und betrachtete ihn. Er wirkte älter als am Tage, wohl weil er so ernst aussah. Das leichte Kommen und Gehen seines Lachens fehlte und der lebendige, stark wechselnde Ausdruck seines Gesichtes. In seinen Händen war Geschmeidiges und Empfindsames, doch die Stirn war fest zusammengezogen.

Während ich ihn aufmerksam betrachtete, vergaß ich die Vorsicht. Hendrik erwachte, streckte, halb im Schlaf noch, die Hand nach mir aus, die von meiner unsicher erfühlten Schulter den Arm hinabglitt. Dann aber erhob er sie zu einer neuen, bewußteren Liebkosung. „Ja — was ist denn? Kannst du nicht schlafen? Komm her zu mir." Er schlang seinen Arm um meine Schulter, sich ein wenig aufrichtend.

So warm war er, und ich hatte gefroren, soviel Zärtlichkeit war in dieser Bewegung und in seiner Stimme. Es überwältigte mich fast. Ich mußte an mich halten, um nicht ohne weiteres zu ihm zu kommen, mich an ihn zu schmiegen. Doch auch Hendrik schien sich jetzt erst ganz und gar auf uns beide zu besinnen. Er ließ mich los, strich ein paarmal lächelnd über mein Haar.

„Ach, Nadia," sagte er seufzend, „wir Menschen sind rechte Narren." Ich wußte nicht, was er damit meinte, doch eines wußte ich, wenn er mich in zarter und liebevoller Weise an sich gezogen hätte, ich hätte ihm nicht widerstehen können. Ich kam aus einer wüsten und hoffnungslosen Einsamkeit.

Er aber fuhr fort, meine Haare und mein Gesicht zu streicheln, den Kopf in die Hand gestützt. Schauer von sehnsüchtiger Zärtlichkeit überliefen mich.

Nach einer Weile sagte Hendrik: „Du hast ganz wundervolle Haare, so blond und voll und weich."

Seine Worte entzückten mich.

„Du kannst wohl nicht schlafen und vielleicht friert dich auch? Hier, nimm diese Decke" — es war eine Reisedecke, die er abends irgendwo hervorgezogen hatte — „wickle dich gut ein, erkälte dich nicht!"

Digitized by Google

Ich war überwältigt von Dank für diese erste Fürsorge eines Menschen. Ich nahm seine Hand zwischen meine beiden und zog sie an meine Brust.

Lächelnd, und doch auch ernst, sahen wir einander an. Dann schlug ich die Decke um mich und ging.

„Nun mußt du aber schlafen," hörte ich ihn noch sagen.

In meinen ersten Traum hinein kamen jene andern Worte Hendriks: „Ich habe ein Mädchen lieb."

*

Der Morgen war voll Sonne. Ich hatte sie so lange nicht mehr gesehen, es war mir wie ein Gruß und ein Glückszeichen. Wir gingen zu jener Frau, für die ich arbeiten sollte, und von dort machte Hendrik sich auf, um meine Sachen aus den Slums zu holen. Er stellte mich flüchtig vor. In seinem ganzen Wesen war heute etwas, das an Aufbruch gemahnte. Unruhe war in ihm und auch ein wenig Kühle.

Die Frau war eine schäbige, kleine Person mit grauem Haar und unzähligen Fältchen um Mund und Augen. Sie sah mich durchdringend an und meinte, die Schultern hochziehend: „Wir können es ja mal versuchen." Das aber sagte sie nicht zu mir, sondern zu der dicken schwarzen Katze, die sie in ihren Armen trug.

Nun, ich wollte ihr beweisen, daß ich etwas von der Arbeit verstand.

In den nachfolgenden Jahren habe ich immer gefunden, daß man auf nichts so sicher steht als auf seinem eigenen Können.

Ich bat das kleine, über und über graugrün aussehende Geschöpf, mir ein wenig in ihrem Laden Bescheid zu zeigen. Das aber, gerade das, schien ihr besonders unangenehm zu sein.

„Nun, ich bin ja hier, nicht wahr? Und ich bleibe auch hier." Damit setzte sie sich auf einen ausgeleierten Korbsessel, der in der Ecke stand.

Auf dem Ladentische lag ein Wischlappen, da hatte ich wenigstens etwas zu tun.

Das alte Dämchen sagte kein Wort, auch dann nicht, als die Kunden in das Geschäft kamen. Es waren zwei Kinder, sie hatten gerade ein wenig Geld und wollten ein Spiel kaufen.

Auf diese Art, und nur so, lernte ich nach und nach den Inhalt des verstaubten, altmodischen Ladens und den des Hinterzimmers kennen, in dem wir auch unsre gemeinsamen, sehr knappen Mahlzeiten einnahmen. Aber was wollte das sagen? Ich war in einer anständigen Umgebung und ich hatte Zeit, mich weiterzubilden. —

Hendrik holte mich an jenem ersten Tage nicht ab, das hätte die alte Frau vielleicht geärgert; so ging ich denn heim, sobald sie es mir erlaubte.

Heimgehen! War das nicht sonderbar und beglückend? Es beengte mich jedoch, daß ich so heruntergekommen aussah, und auch im Koffer war kaum irgend etwas Besseres als dieses eine, ganz und gar vertragene Kleid.

Hendrik war noch nicht zu Hause, als ich kam. Ich freute mich darüber, denn nun konnte ich alles noch ein wenig wohnlicher herrichten und das Abendbrot vorbereiten.

Während ich freudig damit beschäftigt war, hörte ich ihn auf der Treppe. Sogleich öffnete ich die Tür und hieß ihn willkommen. Doch er sah mißmutig aus, und wenn er mir auch kräftig die Hand schüttelte, so hatte ich doch das Gefühl, er sei zerstreut.

„Den Koffer kannst du dir holen, er steht unten," sagte er. „Der Portier hilft dir wohl. Jetzt war er nicht zu Hause. Es ist alles darin, was du mir aufgeschrieben hast, auch ‚Maria Stuart'." Nun lächelte er ein wenig. „Aber das Geld — ja! Sie haben dich nicht bestohlen, das nicht, doch diese Frau gab mir keinen Heller. Sie sagte, sie hätte Ärger und Verluste durch dich gehabt; du brauchtest dich nicht mehr bei ihnen blicken zu lassen."

Aus der Art, wie er sprach, ging mir hervor, daß dieses, der Weg zu Goldmans, seiner Natur zuwider gewesen war.

Es bedrückte mich. Es kam keine rechte Unterhaltung auf. Hendrik packte seine Sachen zusammen, und währenddessen sagte er, ganz nebenher, er würde schon in dieser Nacht abreisen, das heißt, spät am Abend.

„Doch nicht um meinetwillen?" fragte ich beunruhigt.

„Nein, nein. Der Zug ist besser. So, nun können wir essen!" Er klappte seine alte Reisetasche zu und sah mich wieder frei an. Während des Essens rauchte er und erzählte lebhaft von einer Wanderung durch die Schweiz und Italien. Mir schien es, als sei er ganz hingenommen von Wandern, von Schauen und Erleben. Und aus der Erzählung heraus ging er an den Flügel und spielte, nicht so aufwühlend wie gestern, doch stark, rauschend.

„Das sind die Wälder!" rief er einmal zu mir herüber. „Wälder, durch die sich helle Wege schwingen, hinauf!" Wiederum war der ganze Raum von Klängen erfüllt, von brausenden Melodien.

„Du spielst doch auch?" fragte er, als er aufstand.

„Ja, ich spielte ein wenig, doch meine Hände — sieh her!"

Digitized by Google

Er nahm sie, besah Flächen und Rücken, strich an einzelnen Fingern entlang, und dann schleuderte er sie wie im Übermut empor. Bleibt, wo ihr seid, hieß es.

„Das wird sich alles machen," sagte er leichthin, „nun aber muß ich gehen." Er nahm die Reisetasche und stellte sie vor mich hin. Über sie hinweg streckte er die Hand aus. Als ich sie nahm, zog er mich näher heran und umfaßte mit der Linken mein Kinn.

„Nadia, du Zugvogel," sagte er, „bist du das nicht auch?"

„Ich weiß es nicht." Ganz wehmütig wurde mir.

„Nun, vorläufig hütest du mir das Haus, nicht wahr?" In seinem Gesichte war wieder strahlendes Leben.

„Und dann?" fragte ich beklommen.

„Dann?" Er lachte auf. „Man soll nicht soviel nach dem Dann und Nächstens fragen! Laß es dir gut gehen, Nadia." Damit wandte er sich um, winkte und ging.

Ich stand allein in diesem schönen und großen Raume, der nun mir gehörte und den ich heute noch, bis ins einzelne hinein, vor mir sehe, ist er doch nicht nur mit Melodien, sondern mit eigenstem Erleben ganz und gar erfüllt — nun ich zurückschaue!

Es begann eine Zeit der Arbeit. Nicht, daß dieses kleine graue Geschöpf mir allzuviel auferlegt hätte; es war Arbeit andrer Art. Ich kaufte mir Unterrichtsbücher für die Sprachen, die ich bisher gelernt hatte. Es war das Finnisch und Schwedisch meiner Heimat, sowie Russisch; es war das geliebte Deutsch, dann Englisch und Französisch. Stundenlang übte ich Stenographie, und da sich im Hinterzimmer meines Dämchens eine alte Schreibmaschine vorfand, war es mir möglich, auch auf diesem Gebiete fortzuschreiten.

Und doch gab es immer wieder Stunden, die wichtiger für mich waren als alles äußere Lernen; die ruhige und mir liebe Umgebung half mir zur inneren Einkehr und Arbeit.

Schon in den Slums hatte ich in meiner Verlassenheit damit begonnen, Gedanken und Beobachtungen, Bilder um mich her aufzuschreiben. Irgendein Fetzen Papier mußte genügen, und nachher wurde er zerrissen. Diese Niederschriften waren in der Form alle gleich Briefen an meine Mutter; ihr erzählte ich, ihr gab ich meine Empfindungen hin. Ich konnte nicht anders, ich mußte mich mitteilen. Nun ich allein war, wurde mir das zur Gewohnheit. Nur waren es nicht mehr Briefe an meine Mutter. Ich legte mir selbst Rechenschaft ab, machte mir etwas klar, gestaltete, und hin und wieder war es mir, als ob ich es Hendrik mitteilte.

Ich wußte nicht, wo er war; niemals schrieb er mir. Dennoch fühlte ich mich ihm nahe. Ich empfand etwas wie Zärtlichkeit für den Raum, in dem er gelebt hatte, für seine Bilder, die mir zum Teil fremdartig vorkamen. Zeugen aus seiner inneren Welt, die ich nicht kannte, vielleicht aber geahnt hatte, als er damals, am ersten Abende, am Flügel saß und spielte.

Auch ich versuchte es nun hin und wieder, die alten Melodien zurückzurufen, die Musik zur Trägerin meines inneren Erlebens zu machen; aber es glückte mir nicht.

Als an einem langen Abende wiederum alles in mir verschlossen blieb, nichts von dem erlöst werden konnte, was ich abgesondert von mir sehen, formen, umformen wollte, kam es mir wie eine Offenbarung: das mußt du schreiben! Es wurde nur ein Stammeln und Suchen, es befriedigte mich nicht, aber es gab mir den Gedanken ein: statt in Melodien kannst du es versuchen, in Worten zu sagen, was dich bewegt.

Ich setzte nun alles viel sorgfältiger hin, gereinigt von Überflüssigem. Wollte ich etwas erzählen, dann sollte es eben nur dieses sein, keine Verquickung mit Erkenntnissen und Werturteilen, und wollte ich meinen Gedanken ausdrücken, dann verbannte ich alles Fabulieren. Und eines Abends — ich war schon sehr müde und konnte keine Ruhe finden — nahm ich mir vor, die Geschichte der Heli Ursula Brand niederzuschreiben, die letzten schweren Jahre; denn alles Vorhergehende war ja nur ein schönes, sorgloses Spiel gewesen. Alles mußte ich von mir abtun, was dieses Bild verfälschen konnte; ganz so, wie das Geschick zu uns kam, in das sichere Haus der Djöns, so mußte ich es gestalten und schlicht hinstellen.

*

In diesem Jahre sah auch ich den Frühling kommen. Er stieg aus all dem Dunst in die große, weithingedehnte Stadt. Die Bäume waren grün umschleiert, die Squares wurden zu saftigen Oasen, und schimmerndes Sonnengold lag auf den weiten Rasenflächen der herrlichen Parks. Ein tiefes, freies Atemholen kam über die Menschen. Sie legten sich lang ins Gras auf das strahlende Grün und sahen in die märchenhaften Wolkengebilde hinauf. Unter den sich in der Frühlingsluft wohlig dehnenden Bäumen wanderten die Menschen im leichteren, helleren Kleide, fröhlich bewegten, farbigen Punkten gleich. Diese Parks sind so groß, so weit, in zartem Duft verschwimmend. Manche Wege sind in Blumengepränge gefaßt, doch das Grün, die einfache Linie

Digitized by Google

herrscht vor. Das Grün, dieses selige, lockende Grün, dem Kraft und Reinheit entströmten.

Als es wärmer wurde, ging ich im Zuge jener vielen Mädchen, die in den Geschäften und Büros arbeiten, ins Freie hinaus, meistens aber in den Hyde-Park. Auch ich lag im Grase, tief atmend, befreit, und von weitem her kamen die Wellen der Musik. Die Militärkapelle, Soldaten in mohnroten Röcken, standen im Pavillon und bliesen schlecht und recht in die weiche Frühlingsluft hinein.

Nicht immer war ich allein. Ein hübsches, schlankes Mädchen aus einem gegenüberliegenden Geschäfte holt mich bisweilen ab. Dann wanderten wir in den Parks umher und blieben auch wohl bei einem der vielen Redner stehen, die unter freiem Himmel predigen und die Menschenseelen bewegen wollen, auf irgendeine besondere Art glücklich zu werden.

Dieses Mädchen, sie hieß Helen, hat mir einen Tag geschenkt, der meine Augen wiederum für die Schönheiten des Lebens öffnete; und wenn er auch mit Schwermütigem überhaucht war, er ist und bleibt für mich köstlich.

Sie kam an einem Sonntagnachmittag zu mir und ließ nicht nach, bis ich das neue Kleid anzog — das einzige! — und mit ihr weit vor die Tore der Stadt, zur Themse hinausfuhr. Wir kamen zu einem jener farbigen kleinen Orte, die dicht am Strome liegen, und hier trafen wir mit drei jungen Männern zusammen, Helens Freunden. Es waren Studenten. Der eine von ihnen, ein fröhlicher Junge, war ihr Liebster, sie hatte es mir erzählt.

Wir stiegen in eines der flachen, langen, mit Kissen ausgelegten Boote und fuhren die Themse hinauf. Ein großer, sehr gut aussehender Mensch stand aufrecht hinten im Boote und stieß uns vorwärts. Er war weiß gekleidet, und sein schön gewachsener Körper bog sich beim Ausholen und Abstoßen in einem weichen, gleichmäßigen Rhythmus. Hinter ihm schillerte der Strom.

Die Majestät des abendlichen Himmels wurde durch weiche, tiefgelbe und rote Farbentöne gemildert; prächtige Baumgruppen, erlesen stilisierten Bildern gleich, standen vor der großen, heiligen Ferne. Und nah, zärtlich, bis in die Wellen hinab, senkten sich blumenreiche Gärten, in deren Hintergrund helle, hier und da schon erleuchtete Häuser schimmerten.

Auf weißen Bänken saßen zart gekleidete Frauen; Kinderstimmen klangen über das Wasser. Eine Welle von Duft kam vom Ufer her. So sorglos, warm und froh war das, fast unwirklich, ein Spiel! Ich hätte mich nicht gewundert, wenn ein Klingen in der Luft angehoben hätte, ein Gesang der Freude, in den die zärtliche Melancholie des Abends strömte.

Helen lag glückselig im Arm ihres Liebsten; niemand störte die beiden, nicht einmal ein neckendes Wort. Soviel Innigkeit war in dem allen. Die Menschen, die auf dem Strome dahinglitten, waren nicht ausgelassen, laut. Es war Gesang, Lachen, Freude unter ihnen, doch nichts Grelles, nichts, was dieses abendliche Bild verletzt hätte.

Wir hielten an einem bunt beleuchteten Wirtshause, das hinter dunklem Grün lag. Ein bleicher Himmel mit erstem Sterngeflimmer richtete sich hoch darüber auf. Ich war zu ergriffen, um hineingehen und tanzen zu können; so verabschiedete ich mich von Helens Freunden. Mit vielen andern, glücklich müden Menschen wanderte ich zur nächsten Station. Ist das Leben nicht doch schön? Bis in meinen Traum hinein klang diese Frage. —

Eine Woche später kam Hendrik. Als ich am Abende die Tür öffnete, stand er da. Er breitete seine Arme aus und rief mit einem wahren Jubellaut meinen Namen. Ohne Besinnen eilte ich auf ihn zu. Er hielt mich eine kurze Zeit fest umfaßt, dann trat er lachend zurück und betrachtete mich.

„Hast dich gut herausgemacht," sagte er. Und auch ich betrachtete ihn. Wie ein Vagabund sah er aus! Seine Kleidung war verblichen und abgeschabt, die Schuhe vielfach geflickt. Das Haar stand buschig über einem tief gebräunten Gesicht, in dem die Augen wie blaue Edelsteine blitzten. Die festen, gleichmäßigen Zähne schienen weißer noch als damals. Seine Hände, die vor einigen Monaten geschmeidig gewesen waren, hatten etwas Rauhes, Dunkles. Als meine Blicke darauf ruhten, hielt er sie mir triumphierend entgegen. „Mit diesen da habe ich alles herangeschafft, was ich brauchte! Was denkst du, wo ich war?"

„Wie kann ich das raten? Zuerst in Schottland, mehr weiß ich nicht."

„In Schottland? Februar, März! Gott erleuchtete mich zur rechten Zeit, nein, ich habe dieses ganze Nebelland hinter mir gelassen. Hätte ich nicht eine Einladung nach Schottland gehabt, nie wäre ich auf den Gedanken gekommen, im Winter dorthin zu gehen. Ich war in Afrika! Ohne Geld. Da ich keine Anstellung auf einem Schiffe bekam, ging alles drauf. Aber, weißt du, ich verstehe etwas vom Handwerk, zumal von der Tischlerei; da zog ich eben überall um-

Digitized by Google

her und half. Aber es gibt ja noch tausend andere Arbeiten." Hendrik hatte sich auf das Ruhebett geworfen. „Großartig war das, ganz großartig!"

„Und was macht die Kunst?"

„Sie blüht, Mädel, da drinnen! Ich mußte mal den ganzen Menschen durchsonnen lassen." Wie er dalag, unbekümmert, braun, mager, mit einem strahlenden Gesicht zu mir hinblickend, war er wie das Leben selbst. Und ich schleppte immer soviel Schweres mit mir herum.

„Du hast recht, du hast recht!" rief ich, kam schnell zu ihm hinüber und setzte mich neben ihn.

„Zieh die paar Nadeln aus deinem Haar und schüttele es, daß es hell um deinen Kopf steht," sagte er. Ich tat es, und er faßte hinein, ganz vorsichtig erst, und dann zog er mich zu sich hinunter.

„Wie ist das, bleibst du diese Nacht bei mir?" fragte er leise.

„Ich denke, du hast ein Mädchen lieb," antwortete ich kaum hörbar.

„Sagte ich das? Oh ja!" antwortete er gleich selbst. „Hast du das so ganz schwer und ernst genommen?" Er spielte mit meiner Hand, wir hatten uns wieder voneinander entfernt. Ich nickte nur. „Ist das deine Gewohnheit? Mir scheint fast."

„Du kennst mich gar nicht, Hendrik, mein Leben war nun einmal so, daß ich alles schwer nehmen mußte; jetzt kann ich nicht mehr davon loskommen."

Nachdenklich blickte er zur Decke. „Es ist auch ganz gut so," sagte er langsam. „Sich selbst soll man vor allem ganz ernst nehmen und nicht davon weichen. Den größten Fehler meines Lebens habe ich gemacht, als ich mich nicht ernsthaft genug nahm."

Lächelnd wandte er sich wieder mir zu. „Das Mädchen braucht dich nicht stören, sie hat längst einen andern Freund. Ich sagte das nur, um dich damals sicher zu machen; du warst ja ganz verstört. Doch ich fühle, daß du im Rechte bist. Es war so eine Tollheit in mir — und dann — ich mag dich wahrhaftig sehr gern leiden. Du bist hübsch geworden, weißt du das?"

Sagte er auch das nur, um mich sicher zu machen? Vielleicht nicht. Mir fiel die „nasse Katze" ein; wie abstoßend mochte ich ausgesehen haben. Diese Erinnerung vermehrte mein mit Zärtlichkeit gemischtes Dankgefühl. „Wenn ich heute besser aussehe, dann bist du —"

„Nein, nein, das nicht. Fang nicht an zu danken, das langweilt und macht alles ungemütlich. Aber eins möchte ich doch wohl wissen" — er schob die Hände unter seinen Kopf und sah neben mir her — „ob du schon einen Freund gehabt hast und ob nicht doch vielleicht eine Liebesgeschichte hinter deinem Fortgehen von zu Hause steckt?"

„Beides nicht."

Seine glänzenden Augen hielten die meinen fest. „Dann tust du ganz recht daran, auszuweichen. Es ist nicht wegen des Mädels, das ich lieb hatte, nicht wahr?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Recht so, Nadia. Weißt du, im Grunde haben wir ja kein wirklich gutes Gefühl für die Mädchen und Frauen, die sich leicht verschenken. Schließlich — es steckt nun mal in uns — ein Mann will erobern, will Widerstände fühlen. Gewiß, es gibt auch andre Männer, aber das hat dann alles so etwas Erklügeltes, Ledernes oder Verbrauchtes. Weißt du, als ich abreiste und in das Land hineinfuhr, mit all den Wegen, Telegraphenstangen, Häusern, Brücken, mit Militär und Fabriken, da kam mir auch alles ledern und verbraucht vor, so erklügelt und mechanisch: dieses ganze, eng aufeinander gepackte Europa! Es war ein Graus, sich vorzustellen: du bist ein Rädchen in diesem Getriebe! Ich wollte frei sein, ich mußte frei sein! Es hatte sich schon etwas Zähes um mich herumgewickelt; ich fühlte meine Glieder, meinen Kopf und mein Herz nicht mehr recht. Wie kann man da ein Künstler sein? Bewegung, Freiheit, Frisches, ganz primitives Anschaun und Erleben, von all dem Tand und der Nützlichkeit unsrer Zivilisation loskommen!" Er war aufgesprungen und ging leichtfüßig umher, den Kopf hoch erhoben. „Sieh, Nadia, das brauchte ich! Du kamst mir gerade recht in den Weg. Du warst so weit fortgeschleudert, allein mit dir selbst; es hat mir ein frohes Gefühl gegeben — wenn ich zurückdachte — ich wußte: da ist ein andrer einsamer Mensch, und der wird, in dem ordnet sich nun von neuem die Welt. Es ist ein Gestalten, etwas Künstlerisches ist darin. Ich mag die Menschen, die mit sich allein sein können, die keine Kletten sind! Wie sieht es denn nun in dir aus?" Er blieb vor mir stehen.

„Ich glaube, ich habe gut gearbeitet."

Wiederum streichelte er mir Gesicht und Haar. „Ich darf das auch von mir sagen, obwohl viele meinen würden, ich wäre ein halber Landstreicher gewesen."

Er wandte sich von mir ab. „Jetzt spiele ich dir das Lied von der Landstraße." Er öffnete den Flügel und begann: „Im Anfange holpert und stolpert es, das ist nun mal nicht anders — auch auf der Landstraße," sagte er, und es ging wirklich nicht sonderlich gut. —

Digitized by Google

Ich beachtete sein Spiel nicht sehr, er selbst, Hendrik, beschäftigte mich, und dann war da der Gedanke: ‚Was soll ich tun, wohin werde ich gehen? Diesen Abend noch ist es hier für mich zu Ende.' Ich begann meine Sachen zusammenzulegen, ganz leise bewegte ich mich im Zimmer umher. Einmal sah Hendrik zu mir hinüber, nickte, als ob er sagen wollte: Tu das, so ist es recht! Es wurde mir bitter schwer zu gehen. Was auch kam, es war nicht dieser schöne Raum, der mir heimatlich geworden war.

Als Hendrik geendet hatte, stand er erst lange am Fenster und sah hinaus, dann sagte er zögernd: „Ich kann dich für eine kurze Zeit zu Freunden bringen, ich hoffe es wenigstens. Es ist nicht weit, ich könnte anfragen."

Mir fiel ein, wie es war, wie er zu Goldmans ging. Doch als ich ihm widersprach, wurde er ärgerlich, schließlich sagte er heftig: „Du möchtest wohl wieder zwischen zwei Häusern auf einer Kiste sitzen!"

Da mußte ich lachen, und das half uns. Er nahm seinen Hut und ging, ohne sich auch nur umzukleiden. Ich hatte seine zurückgelassenen Sachen sorgfältig ausgebessert. Ob er das bemerkt hat? Er sprach nie davon.

Ganz bald schon kam er zurück. „Fertig?" rief er. „Das ist gut." Er hob meinen Koffer auf die Schulter, ganz wie ein Packträger.

Wir gingen einige Straßen lang, und dann stieß er die Tür zu einem Parfümeriegeschäft auf. „Olive, da sind wir!" rief er hinein, und aus dem Hintergrunde kam eine schmale, zierliche Frau.

„Gleich weitergehen," sagte sie, mir die Hand reichend. „Willkommen! Das Zimmer meiner Schwester Beryl, — zwei, drei Tage, länger bleibt sie gewiß nicht fort, aber solange — bitte, Hendrik, hierher; wir haben eine kleine Veränderung gemacht."

Hendrik schien ganz zu Hause zu sein. „Was für einen feinen, neuen Vorhang Beryl hat," sagte er, den seidenen Stoff prüfend, der um das Bett hing.

Es war ein ganz entzückendes Zimmer, wie ich es niemals in diesem verräucherten, alten Reihenhaus vermutet hätte. Geschmackvolle Farben, gutgeformte Möbel. Auf dem Bett war ein Überfluß von Seide und Spitzen. Da also sollte ich schlafen.

Ich ging auf Olive zu, die lebhaft mit Hendrik sprach und dankte ihr.

„Und dein Mann — hat er jetzt Arbeit?" fragte er.

„O ja," sagte Olive erfreut, „gut bezahlte Arbeit."

„Er ist Elektrotechniker," sagte Hendrik zu mir hinüber.

Trotzdem ich viel herumgestoßen war, freute es mich, das zu hören; es klang zuverlässig. Ich konnte nicht über meine Herkunft und Vergangenheit hinauskommen, und ich wollte es auch nicht, denn wir sind organisch gewachsen wie ein Baum. Dieses Zimmer aber machte mir den Eindruck, als sei Olives Schwester Beryl eines der Mädchen, mit denen ich nicht gern zusammenkommen wollte.

Olive und ich setzten uns noch ein wenig zusammen. Hinter dem Laden war ein großes, gut gehaltenes Zimmer. Sie zeigte mir ihre beiden Kinder und erzählte in einer Art von ihrem Manne, daß ich fühlte, sie mußte ihn lieb haben. Während ich ihr zuhörte, kam mir ein Gedanke, der mich häufig beschäftigte: ich konnte niemals heiraten, nicht Mutter werden. Der Name, den ich trug, und mehr noch die ungeklärte Vergangenheit dieses russischen Mädchens, verboten es mir.

Und als ich wiederum daran dachte, verquickten sich meine Vorstellungen mit Hendrik. Ich hatte das Gefühl, es läge in meinem Willen, in naher oder fernerer Zeit in enge Beziehungen zu Hendrik zu treten. Doch immer, wenn meine Gedanken — wie in dieser langen und ruhigen Zeit so oft — dieses große, mir unbekannte Gebiet zu umspannen und zu ergründen suchten, fühlte ich eine Schwere in mir, die zum Kern meines Wesens gehörte: ich konnte niemals aus Freude am Liebesspiel eines Mannes Frau sein, sondern nur aus einer wahren, fast möchte ich sagen, gedanklich durchdrungenen Liebe, einer Liebe, die alle Folgen einer derartigen Vereinigung bis ins letzte hinein auf sich nehmen und erfüllen wollte. Für mich war dieses das einzig Gültige und Richtige.

Meine Voraussetzungen wichen von denen der normal um mich her lebenden Menschen ab. Deshalb gab ich mir auch keine Mühe — im Anfange war das natürlich instinktiv — mich in das Allgemeingültige einzuordnen. Für mich, für meine schwere Natur hätte nur Kummer, ja Schlimmeres daraus entstehen können, wenn ich meine vielen, sich durchkreuzenden Sehnsüchte, nach Mädchenart, auf das Wort Liebe vereinigt und dieses Unklare, doch Starke dem ersten Manne geschenkt hätte, der mich anzog. Ich schreckte davor zurück, und unwillkürlich — durchdacht hatte ich es nicht. Zudem — Hendrik? Wer war Hendrik?

*

Digitized by Google

Ich sah ihn in den nächsten Tagen nur zweimal, flüchtig, und beide Male schien er mir ganz mit sich selbst beschäftigt zu sein. Nichts Ausgelassenes oder auch nur Leichtes war in ihm; das zog mich mehr noch zu ihm hin.

Was aus mir werden sollte, war ganz ungewiß. Ich hatte sofort, als Hendrik zurückkam, auf Zeitungsanfragen geantwortet; doch dieses Mal wollte ich vorsichtig sein.

In der fünften Nacht, die ich in dem mir fremd bleibenden Zimmer verbrachte, wurde an meine Tür geklopft. Ich war früh zu Bett gegangen und lag in festem Schlaf. Das Klopfen hatte etwas Taktmäßiges, Lustiges. Das mußte Beryl sein. Ich stand auf und öffnete halb taumelnd.

Auf dem hellbeleuchteten Hintergrunde stand ein schlankes Mädchen, den Hut in der Hand. Das Haar lockte sich üppig um ihren zarten Kopf. „Ein fremder Vogel im Nest!" rief sie. Ich begann Erklärendes, doch sie schnitt es gutgelaunt ab. „Ist ja recht, ist ja alles gut, Hendrik schrieb mir eine Karte." Und zurückgewandt: „Olive, du bringst den Tee, ja? In der Handtasche ist Konfekt."

Ich hatte das Licht angedreht; sie sah um sich, schlug auf das Bett, die seidenbezogene Daunendecke: „Da ist Platz für zwei, wir machen keine Umstände."

Beryl legte den Mantel ab, die Handschuhe; aufgereckt stand sie im matten Lichte der verschleierten Lampe. Ein schöneres Mädchen hatte ich niemals gesehen, schön auf die köstliche Art eines Kindes. Sie sah mich lachend an. „Eine Russin habe ich mir eigentlich anders vorgestellt," sagte sie, und dann kam sie neugierig näher. „Was haben Sie da an? Das ist entzückend!" Sie betastete die Stickerei meines Nachthemdes. Es war das einzige schöne Stück, das ich hatte. Ein Geschenk meiner Mutter. Sie hatte es damals, als sie Weihnachten mit Sten in Helsingfors war, für mich gekauft und gleich nach Berlin gesandt. Eigentlich war es eine Art Morgenkleid aus zartester Wolle mit goldgelber Stickerei; ich hatte es niemals getragen.

„Russisch, nicht wahr?" fragte sie. „Das wäre etwas für Madame Odette, sie müßte es kopieren lassen. Ich bin nämlich Mannequin bei Madame Odette," fügte sie erklärend hinzu.

Sie begann sich auszukleiden. Die ganze Zeit über, während ich ihrem Gespräche folgte, ihr antwortete, mußte ich dieses Mädchen betrachten. Leicht und frei schritt sie umher; meine Anwesenheit schien sie gar nicht zu beirren. Sie hatte eine Art weiten Mantel aus dünner hellgrüner Seide umgelegt, den sie nicht schloß. Er schwebte um ihre wundervollen Glieder.

Am schönsten aber schien mir ihre strahlende Sorglosigkeit zu sein und etwas, das ich als paradiesisch empfand.

Viele ihrer Schwestern mochten schon an mir vorübergegangen sein, ohne daß ich ihrer recht gewahr wurde.

Es ging mir durch den Sinn, daß da ein Wert war, den ich nicht erkannt hatte: Schönheit, ganz unkompliziert, losgelöst von allem Gedanklichen — nur Schönheit!

War Beryl vielleicht jenes Mädchen gewesen, von dem Hendrik damals sagte, er hätte sie lieb? Versunken saß ich da, an ihn denkend, an mich, an Beryl. —

Olive kam mit dem Teebrett und schob es mitten auf das große Bett, so daß Beryl und ich rechts und links davon einen Platz hatten.

„Ach, das ist gut," sagte Beryl zufrieden. Den Tee, das Konfekt, meine Gegenwart, alles genoß sie. Als sie fertig war, ließ sie sich von mir bedienen, als ob das gar nicht anders sein könnte. Kaum hatte ich das Licht gelöscht, da fragte sie leise: „Und jetzt sind Sie Hendriks Freundin, nicht wahr? Ich dachte es mir gleich. Als ich Sie dann sah, wußte ich es. Ach, er ist ja — er ist —" sie suchte nach einem Ausdruck, „eigentlich unbeständig, sehr unbeständig sogar, aber — wie soll ich sagen? Stark, frisch — nicht ganz so," — sie dehnte sich — „Sie werden das alles schon selbst bemerken."

„Ich bin aber nicht seine Freundin, so wie Sie es meinen," sagte ich.

„Wieso?" Ich fühlte, daß sie sich aufrichtete.

„Wir haben nur Interesse aneinander, sonst nichts."

„Ach — wirklich?" Es klang ungläubig.

„Nein, nichts anderes," sagte ich nachdrücklich. Wenn diese Beryl und er — nein, das war eine Vorstellung — ich wollte mit alldem nichts zu tun haben.

Ich fragte sie, ob sie eine schöne Zeit gehabt hätte.

„Sehr — doch nur zehn Tage lang. Madame Odette wird morgen ungnädig sein. Ich bin über den Urlaub hinaus geblieben — und auch das war viel zu wenig. Ich nämlich, ich habe einen Freund," sagte sie leise lachend. „Er wollte mich mit nach Paris nehmen, immer noch will er es; aber es ist mitten in der Saison, und Madame kann mich nicht entbehren."

In mir war die Frage nach Hendrik, wie sie wohl zu ihm gestanden hätte; doch ich konnte sie nicht aussprechen. Ich hörte zu, wie Beryl erzählte.

Digitized by Google

Langsam redete sie sich in den Schlaf hinein.

Auch ich war sehr müde. Den Tag zuvor hatte ich meine ganze Zeit darauf verwendet, mich vorzustellen. Ich mußte Arbeit haben, die mich ernährte, und zugleich eine Anstellung, in der ich das Erlernte verwenden konnte.

Am Morgen blieb ich länger liegen, als ich wollte. Ich mochte Beryl nicht stören, und als sie endlich erwachte, ließ sie nicht nach, ich mußte bei ihr bleiben. —

Wir saßen an ihrem kleinen Frühstückstisch, ich in dem hübschen, weißwollenen Morgenkleid.

Beryl erzählte währenddessen wieder, wie schwer es ihr geworden wäre, zurückzukommen. Paris — ich sollte doch einmal denken — Paris! — Plötzlich stand sie auf, zog mich zum Fenster hin, freudig, betrachtete mich, und dann rief sie laut: „Sie sind schön gewachsen, Nadia. Genau wie ich sind Sie gewachsen! Sehen Sie nur her!“ Nun mußte ich mit ihr vor einem großen Spiegel stehen. Dann lief sie zum Schrank und holte ein helles Abendkleid. Sie half mir beim Umziehen. „Wie für Sie gemacht! Herrlich!“

Ich selbst war verwirrt und voll staunender Freude. Mein Spiegelbild und ich — so wie ich mich sah — das waren zwei ganz verschiedene Menschen.

Das ernste und schlichte, oft genug tief bedrückte Geschöpf, das ich kannte, und jene dann da im Spiegel — die waren einander fremd. Ganz töricht machte ich einen Schritt zum Spiegel hin, und dann mußte ich über mich selbst lachen. —

Schön hatte Beryl gesagt? Ich — schön gewachsen? Jene Stunde in Hendriks Atelier fiel mir ein. Die schüchterne Freude an mir selbst. Nun ich in dem mattblauen Kleide dastand, durchlief mich ein wahres Wohlgefühl — ja — vielleicht durfte ich mich freuen.

„Ich habe eine Idee!“ rief Beryl, „Sie, Sie treten in meine Stelle ein, für kurze Zeit nur, Madame muß Sie nehmen! Das bißchen Hin- und Herdrehen lernen Sie schnell. Ich möchte so schrecklich gern nach Paris!“

Niemals wäre es mir eingefallen, Mannequin zu werden, und auch jetzt — ich mußte lachen — doch ich wollte Beryl die Freude nicht verderben, und so wies ich ihre Pläne nicht gleich zurück.

Während sie noch hin- und herredete, kam Hendrik. Beryl schmiegte sich an ihn, er betrachtete mich lächelnd. Ob er an „die nasse Katze“ dachte? Ich tat es. Ein kleiner Triumph war in mir.

„Der Gedanke ist gar nicht schlecht,“ sagte er, „zumal du dich in sechs Sprachen verständigen kannst. Madame Odette hat ein sehr elegantes Geschäft und die berühmtesten Mannequins“ — er tätschelte Beryl — „doch die Sprachen, das ist es. Schöne Mädchen kann sie bekommen, doch ihr sprecht alle nur euer Englisch, was?“

„Natürlich!“

„Und Madame Französisch? Mehr nicht?“

„Nein bestimmt nicht, das weiß ich!“

„Na also!“ — Er setzte sich zu uns hin. „Ihr müßt diese ganze Sache von der Sprachenseite her anpacken. Daß Nadia deine Größe hat und überhaupt einen ähnlichen Wuchs, nun ja, das ist alles gut; aber die Sprachen und dazu die andern Fertigkeiten, das ist die Hauptsache. Das mußt du hervorheben, Nadia, und nicht zu bescheiden.“ Er nahm meine Hand, und jetzt erst sah er mich prüfend an, lange, mit einen suchenden Ausdruck, und fast so, als ob er meiner in dieser Stunde erst ganz gewahr wurde.

Ich aber fühlte, daß ich ihm gefiel, und dieses sein Gefallen an mir entzündete den Wunsch nach einer Steigerung. Mein Empfinden für Hendrik wuchs, und es war, als ob es andere Formen annähme.

*

Madame Odette war eine Französin, eine jener tüchtigen Frauen ihrer Rasse, mit einem scharfen Blick für das Nächste und Nützliche. Sie hatte in einem altmodischen, distinguierten Hause in der besten Geschäftsgegend von Mayfair einen Modesalon, deren Kundinnen hauptsächlich Damen vom Theater waren. Ihre Modelle, ihre Modeschau und ihre Mannequins, das waren Berühmtheiten. Sie hatte Erfolg und wurde beneidet. Das war der Grund, weshalb über diesen Salon und seine Mannequins gern einmal böse geredet wurde; in Wirklichkeit herrschte in dem Hause Odette eine strenge Disziplin.

Als ich mich damals mit Beryl auf den Weg machte, um Angestellte in einem Modesalon zu werden, tappte ich in Neuland. Obwohl Beryl mich mit ihren eigenen Sachen so ansehnlich wie nur möglich hergerichtet hatte, beachtete Madame Odette mich kaum; sie nahm, zu meiner Erleichterung, die schöne Beryl mit in ihre Privatwohnung, während ich auf einem schmalen Flur stand und wartete. So mochte dann Beryl das Wort für mich führen.

Nach einer ganzen Weile öffnete sich eine Tür und ein schwarzhaariges Mädchen — sie hieß Sheila — rief meinen Namen. Sie führte mich, wiegend vor mir herschreitend,

Digitized by Google

Abend im Hafen von Neuyork. Gemälde von Kurd Albrecht

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

in einen hellen Raum mit Polstermöbeln und Spiegeln.

„Sie wollen bei uns Mannequin werden?“ fragte sie leise, mich unter ihren schweren Lidern hinweg betrachtend.

„Vielleicht,“ sagte ich kurz, ich hörte Schritte.

Madame Odette kam herein. Mittelgroß, ein wenig zu stark, straff aufgerichtet mit einem Gesicht, dessen Ausdruck fast ganz unter Puder und Schminke verschwand. Das Haar war voll und rotbraun, die Hände weiß und ein wenig schwer, doch nicht unangenehm. Ganz als ob ich eine Ware wäre, so gingen ihre Blicke über mich dahin. Schließlich hob sie ihr Lorgnon und sah mir nahe ins Gesicht. „Beryl sagt mir, Sie wären gut gewachsen.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte ich ziemlich brüsk.

„Nun, wir werden das morgen früh sehen. Sie tragen Berys Kleid gut. Gehen Sie einmal umher.“ Ich hatte ein Gefühl, als klebte Pech unter meinen Sohlen.

„Gut, gut, auch das findet sich,“ sagte sie knapp. „Ist es wahr, daß Sie Sprachkenntnisse haben?“

„Sehr gute, ich spreche und schreibe sechs Sprachen,“ sagte ich etwas atemlos. Ich dachte an Hendriks Rat.

„Das kann ich gebrauchen — Schreibmaschine, Stenographie?“

„Ja.“

„So wollen wir es versuchen. Auf einen Monat vorläufig, vorausgesetzt, daß Sie allen meinen Ansprüchen genügen.“

Daß auch ich mich in allem kurz faßte, schien ihr nicht unangenehm zu sein. Sie bedeutete mir, mit ihr zu gehen, und nun führte sie mich zum Büro, einem halbdunklen Raume zum Hofe hinaus. Hier saß ein ältliches Mädchen und arbeitete. Sie sah gar nicht auf, als wir hereinkamen.

Ich mußte mich hinsetzen und verschiedene Diktate entgegennehmen, die ich dann mit der Maschine anzufertigen hatte. Bei all dem blieb Madame Odette sehr ruhig, und nichts verriet mir, ob sie zufrieden war oder nicht. Zum Schlusse sagte sie mir, meine Dienstzeit wäre von neun Uhr morgens bis sechs Uhr abends, sie hielte auf Pünktlichkeit.

Wo Beryl geblieben war, wußte ich nicht. So ging ich denn allein auf die Straße hinaus. So gut es war, untergekommen und auf bescheidene Art versorgt zu sein, ich konnte mich nicht freuen. Das nüchterne, fast harte Wesen der Madame Odette hatte mich nicht abgestoßen — hatte ich doch so ganz andere Bilder von meinem Leben gehabt! Ungeduldig, mißgestimmt ging ich durch den Hyde-Park, der doch sonst meine Zuflucht war. Dieses Helle, freudvoll in der Sonne Hingedehnte, die Wolken, hoch, unbekümmert, es rückte die Enge meines Lebens nur noch dichter zu mir hin.

Hätte ich nur etwas mehr Leichtigkeit gehabt — ein Lachen der Beryl, Aufbegehren wie Hendrik, sorgloses Hinweggleiten über Mißhelligkeiten wie Hunderttausende um mich her: nein, ich war diese erdgebundene Tochter der Djöns, die sehnsuchtsvoll dem Fluge der Vögel nachsah, und die wie ein Kind an verborgene, ungeahnte Schönheiten glaubte; Grauen vor Abgründen im Herzen.

Tastend erkannte ich, daß von allem in mir war und daß es wohl hätte blühen können, wenn das Schicksal nicht ein Brandmal auf mein Leben gesetzt und mich dann weit zurückgeschleudert hätte.

Traurig und erregt ging ich umher. Ich dachte an Hendrik und was für eine Wohltat es sein müßte, ihm meine Gedanken zu sagen. Doch er war ganz und gar mit sich selbst beschäftigt, ich wußte es. Dennoch mußte ich ihn sehen; er war ja für mich der einzige Mensch.

Früh am Nachmittage klopfte ich bei ihm an. Er öffnete. Mit gekrauster Stirn stand er vor mir, Ungeduld in seinen Augen. Er, auch er kämpfend, aufgewühlt. „Konntest du keine andere Zeit finden?“ fragte er.

Als ich gehen wollte, ergriff er meinen Arm und zog mich hinein. „Schließlich — es ist gleich. Das ist nichts und das wird nichts.“ Er zeigte auf eine große Leinwand, die wie in wilder Sinnlosigkeit mit Farben bedeckt war. Erregt ging er darauf zu. „Du hast die Stelle, nicht wahr? Das willst du mir erzählen. Diese Stelle, jene Stelle, eine mittelmäßige, eine gute, später vielleicht einmal eine ganz ausgezeichnete! Was will das sagen? Bürgerliches Wohlbefinden, Butter auf dem Brot — vielleicht auch seidene Strümpfe und Perlen im Ohr! Was ist das? Nichts! Aber hier —“ leidenschaftlich wies er auf seine Arbeit hin, — „und da drinnen bei mir, da muß etwas klar werden, reif. Etwas, das nur ich geben kann. Es will geformt, geboren sein. Mir selbst muß ich mich beweisen, eine Vergangenheit muß ich rechtfertigen. Nadia, achtundzwanzig Jahre bin ich alt und habe noch nichts geleistet!“

Er zog seinen Malkittel aus, warf ihn auf das Ruhebett, nahm diese und jene Skizze in die Hand und stellte sie weg. „Minderwertig, scheußlich,“ sagte er wütend. Ich ließ ihn gewähren; ich begriff, daß dieser Ausbruch notwendig war. Irgend etwas hatte

Digitized by Google

sich in ihm gesammelt, eine bittre Unzufriedenheit, die er loswerden mußte.

„Du bist doch erst so kurze Zeit wieder in London und an der Arbeit," wagte ich endlich einzuwenden.

Hendrik blieb vor mir stehen, und jetzt sah er sehr niedergeschlagen aus. „Das ist es, Nadia. Wie kam ich heim! Im Fluge, begeistert, bis zum Rande gefüllt. Meinen ganzen Reichtum wollte ich ausschütten. Hier, du siehst es, hier!" Grimmig klopfte er gegen die tolle Malerei auf seiner Staffelei. „Nennst du das Reichtum? Sag' es einmal ehrlich."

„Ich verstehe nicht, was du damit willst," erwiderte ich kleinlaut.

„Das brauchst du auch nicht zu verstehen," herrschte er mich an, „sei froh, wenn du eines Tages Buchhalterin bei Madame Odette wirst und die unverkäuflichen Modellkleider geschenkt bekommst."

Nun war auch meine Geduld zu Ende. „Was denkst du denn eigentlich, wer ich bin?" sagte ich mit erhobener Stimme. „Tief unter dir, nicht wahr? Krämervolk, nicht wert, die Luft mit dir zu atmen!"

Da erhellte sich sein Gesicht. Ein Lachen flog um seinen Mund. „Du? Oh Mädel!" Er streckte mir die Hand hin, doch ich mochte nicht. Er sollte bleiben wo er war, es war töricht gewesen, gerade zu ihm zu kommen, der doch von sich selbst besessen war!

„Ein andres Mal." Ich wandte mich zum Gehen. Er hielt mich fest.

„So warte doch — versteh mich ein wenig — kannst du dir nicht denken, daß es unerträglich ist, tief unter dem zu sein, was man von sich verlangt? Und, Nadia, ich fühle es, da ist dennoch etwas in mir, das m u ß werden und es kommt." Seine Züge waren weicher geworden, er stand da und schaute mit geweiteten Augen zum Fenster hin.

„Ich glaube es," sagte ich ruhig, doch indem ich es sagte, als ob ich durch etwas hindurch blickte, sah ich Sten vor mir, spürte wieder das Unausgeglichene, die Unruhe, die von ihm ausging.

Sten? Hendrik? War hier eine Verbindung, Ähnlichkeit? Es überraschte und es traf mich.

„Arbeitest du denn auf etwas Bestimmtes hin, auf ein Ziel, oder ist es nur ein Greifen nach Hohem?"

„Beides, Nadia." Er sah von mir weg. „Ich will dem Ausdruck geben, was in mir lebt, doch noch kann ich mein eigenes Inneres nicht ganz überschauen, begreifen."

„Das verstehe ich, Hendrik, wenn du auch glaubst, ich wäre ein kleines Krämermädchen. Auch in mir lebt und kämpft es, auch ich will Klarheit, und ich will etwas leisten — anderes als das, was ich jetzt erreichen kann."

Er ging nicht darauf ein, war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Ich verargte es ihm nicht mehr, er mußte wohl so sein, und ich dachte an Sten, mit dem Lauri und ich keine Geduld gehabt hatten. Und doch — hatte Sten Willen und Ziel gehabt? War nicht vielleicht nur Bewegung in ihm gewesen? Sucht nach Neuem, Erregendem?

„Wir wollen gehen, hinaus," sagte Hendrik in meine Gedanken hinein, und er sagte gerade das, wonach mich verlangte. Daheim in Pahlivaa war es, solange ich denken kann, unser Ausgleich gewesen, in der Natur zu sein.

Ein paar Straßen lang wanderten wir stumm dahin, dann warteten wir auf einen Omnibus, der uns nach Richmond bringen sollte. Niemals war ich da draußen gewesen; ich freute mich.

Erst ging es durch die langgestreckten, gleichförmigen Vorortstraßen, von denen man denkt, daß sie niemals ein Ende nehmen, und dann kam eine höckerige, wilde Fläche, hier und da mit Wacholdergebüsch bestreut.

Sie erinnerte mich schmerzlich an die Ausläufer jenes Waldes, den Sten damals verkauft hatte, als unsre Mutter ihr Kindchen erwartete.

Ein seltsames Gefühl überkam mich, ich legte meine Hand auf die Hendriks, er nahm sie brüderlich.

„Ich habe dich gar nicht gefragt, weshalb du eigentlich kamst," sagte er freundlich.

„Auch in mir sah es nicht gut aus —"

„Dann bin ich nicht der rechte Mann." Es lehnte sich offenbar etwas in ihm gegen die Unausgeglichenheit andrer auf.

„Das weiß ich nun," sagte ich.

Er strich ein paarmal über meine Hand. „Aber das schadet nichts, was, Nadia?"

„Man kann sich gewöhnen, umändern."

„Das sollst du aber nicht, dann tötest du etwas in dir!"

Ich mußte lächeln. Bei ihm ging alles hin und her. „Vielleicht ist es so, daß nicht alles in uns leben muß."

„Doch, doch!" sagte er hartnäckig. Er zog meine Hand durch seinen Arm.

Nun begann er über die Gegend zu sprechen, über Richmond, die Themse — Beruhigung kam in ihn hinein. Als ich ihn von der Seite betrachtete, konnte ich den Eindruck von ihm, den mir dieser Nachmittag gebracht hatte, kaum festhalten.

Digitized by Google

Die ansteigende, lebhafte Straße in Richmond führte uns auf eine hochgelegene, mit mächtigen Bäumen bestandene Terrasse. Sie war bunt von Sommerkleidern. Als ich einige Schritte weit gegangen war, blieb ich beglückt stehen. Über tief hinabfallende, köstlich gepflegte Anlagen hinweg sah man weit ins Themsetal hinein bis in eine zart getönte, verschleierte Ferne. Der breite Fluß legte einen wundervollen Bogen in üppig aufquellendes Grün. Sein silbriges, hier und da dunkel spiegelndes Blau war von Fahrzeugen vieler Art belebt. Die grün wogende Weite schien unendlich zu sein; überall floß sie in das zarte Blau des Horizontes. Hendrik hatte keine Geduld. „Ich zeige dir Schöneres, komm," sagte er drängend.

Weiter den Hügel hinauf, ein breites, eisernes Tor — da war der Richmond-Park, herb, weit und sonderbar wild. Das machten die brandenden Flächen der Farne, die knorrigen Äste uralter Eichen, die Schwingungen des ganzen, großen Geländes, das keine Idylle kennt, es seien denn die Rudel weidenden Damwildes. Über dieser starken, sich nirgend verengenden Landschaft standen prächtig geballte Sommerwolken. Das Himmelsblau war hier oben tief und strahlend.

Wortlos gingen wir weiter, lange Zeit. Ich dachte mit meinem ganzen Herzen an meine Heimat. Diese großen Linien, diese Einsamkeit, das Herbe, die Klarheit, das stand wie ein Dom um das Haus der Djöns.

Und wir, Lauri und ich, hatten alles so klein gemacht. Anstatt uns an den Besitz zu klammern, hätten wir die Großartigkeit, die Weite jenes Domes empfinden sollen.

Mein Leben wallte in mir auf, strebte über meine eigenen Grenzen hinaus. Ich war nicht gefangen, ich war nicht in Banden! Ich war so frei, wie es mich selbst machte. Konnte mich selbst befreien!

„Hendrik — das ist wundervoll!" sagte ich glücklich.

Wir blieben stehen und sahen einander an. In seinem Gesichte war jenes tief Lebensvolle und noch Ungebändigte, in seinen Augen ein Licht, wie es nur die Kraft eines Gedankens gibt. Wie in das, was meine eigene Seele suchte und liebte, sah ich in ihn hinein. Und ich wußte, daß ich mich nicht von ihm lossagen konnte, wie er auch sein mochte.

Er hat es damals nicht gefühlt, und es war gut so.

Wir wanderten zu einem See hinab, über dessen verengende Mitte ein Erdwall führte. Er war unregelmäßig mit alten Bäumen bestanden. Vom buschigen Ufer her wandelten vorsichtig einige Rehe durch das Schilf zum Wasser hin.

„Willst du hier auf mich warten?" fragte Hendrik. „Ich möchte mich auslaufen und wieder zur Vernunft kommen."

Mir war es eine Wohltat, allein zu sein. So langsam mein Empfinden für Hendrik gewachsen war, nun ich es erkannte, sah ich, wie stark und fest es war. Ich deutelte nicht daran herum, es kam mir nicht in den Sinn, an das „Weshalb", an einen Anfang, einen Weg, ein Ziel zu denken — ich hatte ihn lieb, weil meine eigene Liebe es so wollte. Auch das beirrte mich damals nicht, ob Hendrik mein Empfinden erwidern würde; ich gab, ich mußte geben, es war in meiner Natur beschlossen.

★

Alles wurde nun der Hintergrund für dieses eine. Madame Odette verlangte viel von mir, und diese tägliche, angespannte, fast erschöpfende Leistung war ein Ausgleich für mein starkes, inneres Erleben.

Beryl war verreist, wirklich in Paris. Für kurze Zeit bewohnte ich ihr Zimmer, dann fand ich Unterkunft in einem nüchternen, billigen Boardinghouse, nicht allzu weit von Madame Odettes Salon.

An jedem Morgen mußte ich zunächst im Büro arbeiten; Madame Odette selbst führte mich in alles ein. Ich habe das alte Fräulein am Fenster schließlich ganz verdrängt. Es tat mir leid, doch konnte ich den harten Gang der Dinge aufhalten?

Von elf Uhr ab mußten wir uns zu Vorführungen bereithalten. Da war jene Sheila, mit dem blauschwarzen Haar und dem wiegenden Gang, neben Beryl gewiß die Schönste, dann Winifred, ein echt englischer Typ, schlank, mit einem lieblichen, naiven Gesicht, und die zierliche Spitzenarbeiterin Marjorie, eine Irin, mit wundervollen roten Locken. Sie und ich hatten unsere besondere Beschäftigung und wurden nur dann zu Vorführungen gerufen, wenn es dringend notwendig war.

Jedesmal, wenn mein Name ertönte, lehnte sich etwas in mir auf. Die schönen Kleider liebte ich, und ich stimmte Madame Odettes oft geäußerter Ansicht zu, daß es Pflicht sei, sich aufmerksam und so gut wie möglich zu kleiden, doch ich mochte keine Puppe sein, die vor diesen Menschen umherwandelte und ihnen an ihrem lebendigen Körper zeigte, was sie tragen sollten. Diese Schaustellungen hatten für mich etwas Demütigendes. Mein Körper gehörte mir, und mir gehörte mein Geist, der gegen jedes Niederbeugen rebellierte.

Diese Gefühle mußten immer wieder bekämpft werden, denn ich mußte ein gefügiges Werkzeug sein, eine beredte Anpreisung; es

Digitized by Google

gehörte zu den von mir übernommenen Pflichten.

Bei all dem war der Abstand zwischen meinem jetzigen Leben und dem Leben in den Slums unfaßbar groß.

Daß ich nicht zufriedener war, lag an jenen langen, ruhevollen Wochen in Hendriks schönem Zimmer. Da gehörte ich mir, hatte keine Gefährten. Da waren die Bilder, der Flügel, die Stille — ich hatte jene Abende erfüllt mit meinen Gedanken. Und diese Gedanken versammelten sich um mich wie gute Freunde. Ich wählte unter ihnen, ob sie froh oder traurig waren.

Bei Madame Odette hatte ich Gefährten, die ich nicht selbst gewählt hatte, und die niemals Freunde sein konnten. Selbst wenn ich gewollt hätte, ich konnte den Abstand zwischen ihnen und mir nicht aufheben. Sie hatten ihr Eintagsleben. Das meine war erfüllt von vielem, und es wog schwer, das fühlte ich jetzt mehr als vordem, wo es niemand einfiel, mein Freund sein zu wollen. Diese Mädchen aber hielten es für selbstverständlich, daß man zusammengehörte.

Nur Marjorie machte eine Ausnahme. Sie zog mich an, ohne daß ich wußte, was eigentlich das Besondere in ihr war. Hin und wieder sprach sie mit mir, dann bemerkte ich, daß Sheila und Winifred uns beobachteten. Im ganzen war eine Fremdheit um uns, ein Abwarten, das die Stimmung hier und da gespannt erscheinen ließ.

Berys Gegenwart hätte das zerstreut, doch sie blieb länger fort, als ich gedacht hatte.

In den letzten Tagen war es kühl geworden und oft regnete es so stark, daß die ganze Stadt einen verschwommenen Eindruck machte, wie vollgesogen und umgeben von Wasserdunst.

Hendrik hatte mich nicht ein einziges Mal abgeholt, obgleich er es immer wieder versprach.

Nach jenem Nachmittage im Richmond-Park hatte er sich zunächst beruhigt, doch dann erhielt ich eine Karte von ihm, auf der er mir schrieb, er malte ein kleines Wirtshaus aus, nur die Gaststube, das wäre gerade recht für ihn. Wenn ich wollte, so könnte ich hinauskommen und die Anstreicherarbeit ansehen.

Doch ich glaubte, es sei besser, ihn allein zu lassen. Dieser Rückschlag gegen seine zu hoch gespannten Erwartungen mußte erst einmal überwunden werden. Eine neue, bittre Aussprache konnte alles steigern. Ich hatte mir vorgenommen, immer und unmerklich das für Hendrik Gute zu tun, so weit ich verstand, was er brauchte.

Auch ich glaubte, daß er etwas Besonderes zu sagen habe und daß vieles noch unter zähem Schutt verborgen läge. Ich bedauerte es, nichts von seiner Vergangenheit zu wissen, das hätte mir geholfen. Er war mir zu fern.

Am Schlusse eines dieser gleichförmigen Tage machte ich mich auf, um ihn zu besuchen. Es war wie eine stillschweigende Übereinkunft zwischen uns, daß der einzig mögliche Raum für unser Zusammensein sein Atelier sei.

Ich wußte nicht, ob er wieder zu Hause war, doch hatte ich auf alle Fälle einiges mitgebracht, um uns das Abendbrot bereiten zu können. Eine Weile stand ich vor seiner Tür, und es war mir, als ob ich eine leise Unterhaltung hörte. Ich wollte nicht lauschen und so ging ich hinein.

Hendrik saß vor seiner Staffelei und arbeitete. Ganz gewiß hatte er mit sich selbst gesprochen. Schweigend winkte er mir zu. Ich setzte mich hin und wartete. Mich wunderte nur, daß ihm die Beleuchtung nicht zu schlecht war.

Nach längerer Zeit erhob er sich, und auch ich stand auf. „Sieh her," sagte er ruhig, und ich sah den leuchtenden Ausdruck seines Gesichtes, „sieh nur: das ist der Garten meiner Kindheit." Er umschlang meine Schultern, und wir traten vor das Bild. Lange schaute ich auf seine Arbeit, und mehr und mehr begriff ich, was ihn bewegt hatte.

Das war kein Garten, wahrlich nicht, trotzdem in der Mitte des Bildes wildes Blattwerk und eine Feuersbrunst von Blüten war; es waren die Phantasien und die heimliche Furcht eines Kindes. Ein Gewoge von Linien und Farben, abenteuerliche Gebilde drängten von der Blumenmitte des Bildes fort nach oben und nach unten. Dunkle, sattfarbige Flächen schoben sich hinein, kantig und auch üppig gebogen, und doch war diese Überfülle auf eine unbegreifliche Art gebändigt. Die Empfindungswelt eines einsamen Knaben umspannte sie. Der das da gemalt hatte, konnte die besten Stunden seiner Kindheit nicht im übermütigen Umhertollen verbracht haben, sondern in starken, farbenreichen Phantasien.

Stockend, sehr langsam begann ich Hendrik zu sagen, was ich vor seinem Bilde empfand. Je länger ich sprach, um so leichter wurde es mir. Seine Hand umschloß meine Schulter, wärmer, fester, als ob er sagen wollte: so ist es recht, ich freue mich, du bist mir nah, hast Anteil an mir. Es machte mich sehr glücklich.

Als ich geendet hatte, sagte er sehr leise: „Dich hätte ich früher treffen sollen. Verzeih, ich habe dir neulich sehr unrecht getan, du

Digitized by Google

fühlst Kunst." Und dann lauter: „Dich hätte ich früher treffen sollen, Nadia, es liegt eine böse Zeit hinter mir."

Wir standen aneinandergeschmiegt da, und fast begriff ich es nicht, daß Hendrik keine Zärtlichkeit für mich hatte, mußte er doch die meine fühlen.

Er löste sich von mir, machte einige Schritte vorwärts und stand dann allein im verlöschenden Tageslicht.

„Ich könnte dich besser verstehen, wenn ich mehr von dir wüßte, Hendrik. Würdest du mir nicht von deiner Vergangenheit erzählen?"

Er wandte sich halb um. „Nein, das mag ich nicht. Sie ist tot. Nie wird es mich drängen, davon zu sprechen. Nimm mich, wie ich bin, Nadia, du weißt mehr von mir als irgendein andrer Mensch." Er ging zum Diwan hin und setzte sich schwerfällig. Etwas Düsteres bedeckte seine Züge.

Doch ich konnte nicht von der Vergangenheit loskommen. „Verlangt dich auch niemals von mir zu hören?"

„Nein, niemals," sagte er, den Kopf schnell hebend. „Ich will das, was du bist, und sonst nichts. Nadia, ich brauche dich, die ganze Zeit über fühle ich es schon — seit jenem Abend, als wir durch das große Tor von Kiew schritten. Doch im Grunde will ich das nicht. Und" — ungeduldig — „sprich nicht von deiner Vergangenheit, nicht von deiner Zukunft, gib mir das Stück Leben, das du heute hältst, wenn dir das Geschenk nicht zu groß erscheint; denn ich, das weiß ich, ich gebe wenig. Meine ganze Freiheit will ich haben und halten."

„Das sollst du," ich wunderte mich selbst, wie ruhig ich das sagte.

Er hatte kein gutes Wort für mich, er wußte nicht, was er eigentlich von mir verlangte, und wie schwer es ist, völlig selbstlos zu sein.

Er war es gewiß niemals gewesen.

Dennoch freute ich mich dieser Stunde, sie hatte uns eng zusammengebracht.

Zum ersten Male sprach Hendrik lange und eindringend mit mir über seine Kunstansichten, holte Bücher herbei, zeigte Abbildungen, erklärte, brachte mir nahe, was er selbst anstrebte. Draußen rauschte der Regen — wir beachteten es nicht; wir hatten hier drinnen unsre Welt.

Dann bat ich ihn zu spielen, und er tat es. Mit geschlossenen Augen lag ich da und hörte ihm zu.

Was für ein reicher, lebendiger Mensch dieser Hendrik war. Doch sein tiefstes Empfinden war nicht bei mir; für ihn war ich wohl kaum eine Frau.

Als er geendet hatte, blieb er noch eine Weile sitzen, den Kopf gesenkt, dann kam er zu mir, beugte sich tief hinab. „Ich möchte dich küssen," sagte er, „und doch bist du das einzige Mädchen, das ich nicht einfach küssen mag. Glaubst du, wir könnten Freunde sein? Ich glaube nicht recht an derartige Freundschaften."

Auch ich glaubte nicht daran, doch ich war feige und wollte ihn auf keinen Fall verlieren. „Ich kann es, ich kann deine Freundin sein — und sonst nichts."

Er richtete sich auf. „Willst du mir niemals Vorwürfe machen — sagen, du wärst unglücklich — oder ähnliches — so wie Frauen es tun. Du verstehst mich schon." Und dann leiser: „Kein Mensch ist mir lieber als du."

„Niemals werde ich so etwas sagen, Hendrik, darauf kannst du dich verlassen."

Wir reichten uns die Hände und wir glaubten aufrichtig, daß alles zwischen uns so bleiben würde.

*

Einige Wochen darauf — ich hatte viel Auf und Ab mit Hendrik durchlebt und begonnen, ihn und mich und die kleine Welt, die um uns kreiste, allzu wichtig zu nehmen — kam ein Mädchen in unser Haus, das alles in mir erweckte, was sich einst regte und dann durch die Not begraben wurde.

Das war Clarisse Buergl, Madame Odettes Tochter. Ich hatte von ihr gehört, doch ich hatte mich innerlich nicht mit ihr beschäftigt; lebte ich doch tief in ganz persönlichen Dingen.

Diese Clarisse kam wie eine Flamme des Lebens!

Da niemand auf mein Leben einen größeren Einfluß ausgeübt hat, als sie und ihr Vater, will ich vorgreifen und zunächst von diesem Vater erzählen, von Gustave Buergl.

Er war ein Schweizer von Geburt und der Leiter und Mitbesitzer eines großen Pariser Verlagshauses. Als Sohn aus einem sehr guten, doch gänzlich verarmten Hause war es ihm nicht leicht geworden, seine Studien zu vollenden. Dann war er mehrere Jahre Hauslehrer in einer Familie gewesen, die die ganze Welt als ihre Heimat betrachtete und nur wenige Monate im Jahre in ihrem schönen Pariser Hause ausruhte. Er hatte zwei heranwachsende Knaben zu unterrichten und ein Mädchen, das so alt war wie er selbst. Sie war ein feinsinniges, kränkliches Geschöpf, das sich mehr und mehr an ihn anschloß. Die Eltern und die Brüder, gesunde Menschen, die das Leben voll genossen, sahen das mit Freuden.

Der junge Buergl fühlte, daß ihre Neigung zu einer Last für ihn wurde, doch er

Digitized by Google

hatte dieser Familie, zumal der Großmut des Vaters, viel zu verdanken, und so blieb er geduldig und aufmerksam.

Auf seinen Reisen hatte er Bekanntschaften mit Männern und Frauen gemacht, deren Gedanken weit über nationale Grenzen hinaus griffen. Buergl liebte nichts so sehr wie einen internationalen Wettkampf der Besten. Politische und künstlerische Neurer begeisterten ihn, der selbst voll von kühnen Ideen war, ohne freilich die Gabe zu haben, sie in eine hinreißende Form bringen zu können. Mit all diesen Menschen blieb er in enger Verbindung. Es war sein Plan und Ziel, in Paris den Mittelpunkt einer Bewegung zu schaffen, die im alten Europa Fenster und Türen öffnen sollte. Alles steckte voll von Überkommenem, von Vorurteilen; die Menschen gingen in einer Art mittelalterlicher Zwangsjacke umher und fühlten es kaum. Hohe Gedanken wurden verstümmelt, bevor sie neues Leben bringen konnten. War er schon selbst kein Führer und Vorkämpfer, so wollte er wenigstens die Wege bereiten und zwischen Spreu und Weizen sondern. Immer mehr reizte ihn der Gedanke, Leiter eines internationalen Verlagshauses für Politik, Literatur und Kunst zu werden.

Wenn Idee und Wunsch ihn allzusehr bedrängten, trug er beides zu Marie hin, der Tochter seines Gönners. Für sie war es eine größere, herrlichere Welt als jene, die ihre Angehörigen in sich aufnahmen. Sie glaubte an Gustave Buergl, sie sah seine Zukunft. Wenn er nur das eine gehabt hätte, was ihr Vater im Überflusse besaß, er wäre wirklich ein Wegbereiter geworden, ein Entdecker und Förderer für die großen Begabungen, so dachte sie.

Dieses war das erste Starke, das in ihr Leben kam, und es verband sich mit der Liebe der Frau. —

Als die Familie wiederum einige Monate zum Frühling hin in Paris verbrachte, steigerte sie Gustave Buergl in den Wunsch hinein, die Geister jetzt schon um sich zu sammeln. Die Lockung war zu groß; er tat es. Man vertraute ihm und man tat wohl daran, wie sein späteres Leben und Wirken bewies.

Marie aber hatte nur den einen Gedanken: in Paris bleiben zu dürfen, in diesem Kreise geistiger Menschen — als Buergls Frau. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß sie ihm teuer war, und wenn sie auch nicht Liebe erwartete, so war doch das, was sie einander sein konnten, von einer besondern Innerlichkeit und Schönheit.

Sie wußte zu wenig von der Natur des Mannes. Als die Zeit kam, in der sie alle Paris verlassen sollten, ging sie zu ihrem Vater und sprach mit ihm. Auch er, der in vielen Unterhaltungen Buergls Ideen in sich aufgenommen hatte, dachte nicht an Buergls ganze Menschlichkeit; er dachte an seine Tochter, für die eine Verbindung mit diesem Manne wohl die einzige Glücksmöglichkeit war.

An demselben Tage noch machte er mit Buergl eine weite Wanderung durch den Park von Versailles, und hier, in dieser Weltabgeschiedenheit, entschloß sich der junge Buergl, der Mann eines kränklichen Mädchens zu werden: er fühlte zudem die Augen der Freunde auf sich ruhen. Der Widerschein des Lichtes, das von ihm selbst ausging, zeigte Marie wertvoller, als sie war. Die Müdigkeit ihrer Natur war verborgen; sie selbst erkannte sich kaum noch.

Buergl heiratete sie, und ihr Vater machte ihn zum Teilhaber eines Verlagshauses, das er in seinem Sinne ausgestaltete. Es war eine Zeit hohen Strebens und eindringlicher Arbeit mit gleichgestimmten Gefährten, eine Zeit des Glückes. Maries kränklicher Körper war wie durchleuchtet von diesem Glück. Fast betäubend war dieses alles für sie, zuviel für ihre Gebrechlichkeit.

Schon im ersten Jahre stellten sich Lähmungserscheinungen ein, die dann immer ernster, schwerer wurden. Schließlich war sie hilflos wie ein Kind.

Dieses alles hat mir Clarisse erzählt, die Gustave Buergls natürliche Tochter war. Vor wenigen Jahren erst, nach dem Tode seiner Frau, hatte er sie adoptiert.

Wie es nun kam, daß dieser idealistische, gegen sich selbst strenge Mann in Beziehungen zu einer Madame Odette trat, das weiß ich nicht. Es ist eine kurze Verbindung gewesen, vielleicht zu einer Zeit heftigen Auflehnens gegen das gleichbleibende, häusliche Elend. Doch eins weiß ich: er hatte Madame Odette nicht verlassen, auch als sie ihm nicht mehr nahe stand, und er hat Clarisse vom ersten Tage an geliebt und in allem gefördert, was Geist und Körper verlangten. Sie war ganz und gar seine Tochter.

Madame Odette bewunderte Clarisse; ich glaube, sie war die einzige, wirkliche Liebe ihres Lebens. Das war auch der Grund, weshalb Marjorie eine besondere Stellung im Hause Odette einnahm: sie war mit Clarisse befreundet.

Diese beiden Mädchen sind sehr verschieden. Clarisse ist groß, blühend, lebhaft. Sie hat schwarzbraune Augen und helles, kaum gewelltes Haar, das sie knapp verschnitten trägt. Ihre wohlgeformten, etwas großen Hände sehen nicht aus, als ob sie je eine

Digitized by Google

Nadel führten. In ihrer Stimme ist Klingendes, in ihrer ganzen Art etwas Freies, und dieses ganze, strahlende Menschenkind trägt den Stempel einer besonderen, unbesieglichen Geistigkeit. Sie ist wohl das Jugendideal ihres Vaters: ein Kämpfer! Man kann sie schön nennen, doch auch diese Schönheit ist von besonderer Art. Sie liegt im Ausdruck, in den Bewegungen. In der Ruhe wirkt ihr Gesicht bisweilen streng, fast eckig, doch in dem Augenblick, in dem Clarisse spricht oder lacht, übt sie einen großen Zauber aus. Wenn irgend etwas sie begeistert oder erzürnt, ist sie das Leben selbst!

Die kleine zarte und gleichmäßig gestimmte Marjorie war neben ihr wie ein feines, aber ganz verblichenes Bild. Was die beiden vereinte, war das absolut Geistige in ihnen. Marjorie, die, wie ich jetzt hörte, ihre ganzen freien Stunden dem Unterricht verwahrloster Kinder widmete und in der Nacht häufig die letzten Frauenasyle der Stadt aufsuchte, verlegte ihre Ziele aus diesem Leben hinaus in ein religiöses Jenseits; Clarisse hingegen liebte mit ihrer ganzen Seele das problematische, strömende Leben um sich her. Und dieses Leben nur um seiner selbst willen, um des Fortschrittes der Menschheit willen zu reinigen und zu heben, das war ihr ein Gesetz und eigenstes, tiefes Müssen. In ihr war die zerlegende, fortschreitende und neubildende Natur, gesund, bis ins Mark hinein, unabhängig; in Marjorie war eine strenge, richtunggebende Tradition, gläubig, gebunden.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft schon kam Clarisse in mein halbdunkles Büro, stellte sich vor mich hin und sagte mir, Marjorie schickte sie, ich gehörte in ihr Lager hinein.

Ich konnte mich nicht besinnen, was Marjorie veranlaßt hatte, sich eine Meinung über mich zu bilden; doch es ist sehr wohl möglich, daß sie in unsern wenigen Gesprächen mehr Einblick in mich gewonnen hatte, als ich wußte.

Da ich Clarisse damals nicht kannte, verstand ich nicht, was ihre Worte bedeuteten; doch es ging eine Welle von Freude durch mich hin. Dieses lebensvolle, klug aussehende Mädchen forderte mich gleichsam für sich; sie machte mich zu ihrer Kameradin. In ihr war etwas, das mich entzückte. Es war mit Hendriks brausenden Melodien und Bildern verwandt.

Wir verabredeten einen Spaziergang für den Abend, doch da ich fast zwei Wochen lang meine ganze freie Zeit mit Hendrik verbracht hatte, mußte ich ihn benachrichtigen; er sollte nicht vergebens warten.

So fuhr ich denn in der Mittagsstunde zu ihm hinaus und kam gerade an, als er das Haus verlassen wollte. Er sah hager und übermüdet aus, recht eigentlich so, als ob er mich brauchte. Ich erzählte ihm dennoch von meiner Verabredung. Er machte gar kein Hehl aus seiner Mißstimmung. „So — eine Neue? Jemand, den du kaum kennst? Das nenne ich schnell entschlossen. Doch ganz, wie du willst."

Er trottete stumm neben mir her, was ich auch sagen mochte. Dann gab ich mir keine Mühe mehr. Es bedrückte mich, daß derartige Tage immer wieder zwischen uns traten. Konnte ich das nicht ändern? Um wieviel gütiger wäre wohl meine Muter gewesen! Vielleicht aber war ich, mehr noch als sie, eine Tochter der Djöns, in mir war etwas von Lauris starrem Sinn, der niemals zurückwich.

Mehr zu Hause als bei Hendrik ging ich dahin, bis ich gewahr wurde, daß Hendrik stehen geblieben war. Vor einem Schaufenster stand er und sah hinein. Sogleich kehrte ich zurück, ein wenig reuig, doch auch lachend. „Da ist nichts zu lachen," sagte er, „du gehst deinen Weg, und ich stehe hier und überlege, ob ich diesem Manne da Arbeiten von mir bringen soll." Es war ein kleines Geschäft, das Graphiken ausgestellt hatte, doch nur alte Sachen.

„Will er denn etwas von neuer Kunst wissen?"

„Das nicht," sagte Hendrik grimmig, „was ich hier in dieser Mappe habe, ist keine neue Kunst — überhaupt keine Kunst!"

Da hatte ich es: das also war sein Kummer! Auch ich fühlte die Erniedrigung! War es nicht ähnlich bei mir? Auch ich wollte nur Gutes geben, mein Bestes — und ich mußte eine Puppe sein, eine Figur für andre Menschen, auf die sie ihre Kleider hängten, mußte in einem dumpfen, kleinen Zimmer sitzen, Zahlen schreiben und geistlose Briefe.

„Hendrik," sagte ich, „tu es nicht! Ich habe etwas erspart, das mußt du nehmen. Du hast soviel für mich —"

„Laß das, Nadia!" Sein Gesicht wurde ganz rot. „So etwas darfst du mir niemals sagen. Ich lasse mich nicht von einer Frau füttern!" Schnell öffnete er die Tür des Ladens.

Wie ungerecht er war, wie heftig! Konnte er es nicht anders sehen? Er hatte mich nicht eigentlich verletzt, aber ich mochte doch nicht hier auf der Straße stehen und auf ihn warten. Es war auch spät geworden, meine kurze, freie Mittagszeit war vorüber. So ging ich, trotzdem es mir vorkam, als hätte ich Hendrik im Stiche gelassen.

Digitized by Google

Und wie ich schnell an den Häusern entlang schritt, ohne mich umzusehen, weitete sich etwas in mir, ein Gefühl von Freiheit überkam mich.

Frei von Hendrik — nein, das war ich nicht, konnte und wollte ich nicht sein; ich durfte mich ja nicht einmal umschaun! Nur frei von dem täglichen, bald entzückenden, bald quälenden Beisammensein mit ihm, das unmerklich zu einer unentbehrlichen Erregung geworden war, zu einer Art Rausch, der zum Zwange führte. Hendrik, der so hartnäckig auf seiner eigenen Freiheit bestand, fand es selbstverständlich, daß ich die meine an ihn verlor!

Ich lächelte! Es schadete uns beiden wahrlich nichts, wenn wir einmal jeder unsre eigenen Wege gingen. Die Dinge liefen dieses eine und erste Mal allerdings so, daß Hendrik darunter litt und nicht ich.

Mit einem Gefühle großer Wärme, gesteigerter Zärtlichkeit dachte ich daran und mußte in mich hinein lachen, wenn ich mir vorstellte, wie Hendrik nebeneinander traurig und wütend sein würde — und doch voll Verlangen, daß ich kommen und alles in mich aufnehmen sollte: Das Große und auch das Kleine, was ihn bewegte!

Meine Mutter und Sten, ihr Verhältnis zueinander kam mir in den Sinn — so oft geschah das jetzt — und ich sah den Blick ergebener Innigkeit, mit dem sie ihn und uns, ihre starrköpfigen Kinder, umfaßt hatte, damals im Anfang, als sie glaubte, uns alle durch ihre Liebe verschmelzen zu können. Hatte sie nicht vielleicht zuviel gegeben? War sie nicht fest genug bei sich selbst geblieben? Kann ein Zuviel Liebender den Zerstörungskeim bergen?

Fragen! Immer kamen Fragen! So vieles mußte durchdacht werden, und so weniges war grundsätzlich zu lösen! Immer bildeten sich Gruppen von besonderem Charakter.

Schneller noch eilte ich dahin, alles von mir abweisend. Ich hatte Pflichten, und ich wollte sie um so weniger vernachlässigen, als diese Clarisse gekommen war und sich mir zugewandt hatte.

*

An diesem ersten Abende hatte sie wenig Zeit für mich, und doch war gleich Vertrautes zwischen uns. Niemals hat mich eine Frau so sehr angezogen wie Clarisse, und ich glaube, daß es immer so bleiben wird.

Von vornherein fühlten wir eine Art Wahlverwandtschaft, aus der wir beide kein Hehl machten. Zumal Clarisse war von einer bezwingenden Wahrhaftigkeit, während ich die Vorstellung nicht vertreiben konnte, sie zu hintergehen. Es machte mich unsicher. Gewiß, sie konnte wie Hendrik denken: ‚Sei, die du bist, alles andre ist mir gleichgültig.' Doch sie konnte auch den Ursprung sehen wollen, das ganze Werden.

Ein Mann, ganz gewiß ein Mann wie Hendrik gestaltet aus dem, was er greift, baut mit dem Vorhandenen, wählt, verwirft. Eine Frau, die naturgemäß Erhaltende, geht sorgsamer zu Werke, zumal ihr diese Sorgfalt jahrhundertelang zur Tugend gemacht wurde. Ich wußte nicht, wie es um Clarisse stand.

Später erkannte ich sie. Auch sie war ein schöpferischer Mensch, der Nebensächliches kaum bemerkte, und doch spürte sie gewissenhaft dem nach, was ihr Verständnis für andere vertiefen konnte.

Wir sprachen zunächst von diesem und jenem, ein wenig tastend, und dann fragte sie mich, da das Gespräch gerade so lief, wo ich gewesen sei, als der Krieg ausbrach.

„Ich war noch ein Kind und lebte auf dem Gute meiner Mutter in Finnland," sagte ich ohne Zögern.

„Dann haben Sie dort die Revolution erlebt — und die Deutschen?"

„Ja, das habe ich," und ich erzählte ihr, wie erregend, ja grausig jene Zeit gewesen sei, und was wir, die wir uns von deutschem Geiste hätten durchdringen und bereichern lassen, jetzt auch noch dem deutschen Heldenmute zu verdanken hätten.

Nachdenklich sagte sie: „Das ist vielleicht die einzige Tat, auf die die Deutschen ohne Bitterkeit blicken können, ja mit Genugtuung. Was Finnland ist, wäre es wohl auch ohne Deutschlands Hilfe geworden, doch viel schwerer, viel blutiger. Es war eine gute Tat."

„Und denken Sie nicht, daß die Deutschen diesen ganzen Krieg als eine gute Tat ansahen?"

„Ganz gewiß, aber das ist das Merkwürdige: ein jedes Land hat diesen unausdenklich grausamen Krieg als eine heldenmütige, große und gute Tat aufgefaßt! Bedenken Sie nur, sie alle beteten in ihren Kirchen, Gott sollte ihre Waffen segnen. Und es war keine Form: die Menschen glaubten, der Gott, zu dem sie beteten — und sie alle kannten und meinten nur den einen Gott — könnte und müßte ihrer guten Sache zum Siege verhelfen. Kommt es Ihnen nicht vor, als ob Kinder gebetet hätten? Und kann man unchristlicher sein, als Kriege führen? Das alles sahen die Menschen nicht; sie taumelten gutgläubig hinein in diese unerhörten Schrecknisse!"

Ich war ihrem Gedankengang voller Interesse gefolgt und nun sagte ich, was ich oft

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Wassili Schuchajew

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

gedacht hatte: „Es gab aber in jedem der kriegführenden Länder Interessengruppen, die den Krieg wollten, als er nun einmal wie ein Naturereignis über die Welt gekommen war."

„Ja, gewiß," Clarisse blieb stehen. „Doch auch diese Gruppen waren in Ehren davon durchdrungen, eine gute Tat für ihr Land zu tun! Ich weiß, was Sie sagen wollen" — sie nickte mir zu, als ich aufbegehren wollte — „Sie wollen von den Menschen sprechen, die sich wissentlich, überlegt am Kriege und am Elend ihres Landes bereichert haben. Jedem anständigen Menschen sind sie zuwider! Doch wie hoch ist ihr Prozentsatz? Sehr gering. Das hat nichts mit dem Volke an sich zu tun. Sie sind zudem in jedem Lande, wie es überall Böses gibt. Nein, Schuld, wirkliche Schuld ist nirgendwo — oder sie ist überall, ganz wie man sich einstellt. Sie können es sich nicht denken, wie mein Vater gelitten hat, als der Krieg ausbrach. Wir waren damals beide in München. Ich war siebzehn Jahre alt, doch da ich früh schon, als Kind, vor schwere Lebensfragen gestellt wurde und da mein Vater sich meiner, solange ich denken kann, geistig angenommen hatte, war ich reifer als andre Mädchen meines Alters. Wir haben es gesehen, wie diese prächtigen Burschen aus den Bergen herbeiströmten, mit Blumen geschmückt, strahlend vor Begeisterung, zum letzten bereit. Für ihr Vaterland! Wen man auch fragte, sie verteidigten ihr Vaterland, ihre Heimat, ihre Frauen und Kinder, ihre Kirchen, Häuser und Äcker! War es nicht jammervoll? Helden wie diese zogen überall aus, in jedem Lande. Das Volk ist überall gleich. Wir sind in fast allen kriegführenden Ländern gewesen, es ließ meinem Vater keine Ruhe. Überall hatte er Freunde, einflußreiche Menschen. Er mußte sie sehen, sprechen, mußte sie beschwören — umsonst! Die meisten waren draußen im Kampf, in Schützengräben, in Hospitälern — gefallen. Er, der Neutrale, der Schweizer, der unter allen Kulturvölkern gelebt hatte, all ihr Liebenswertes, all ihre Schwächen kannte, er fühlte nicht die Betäubung, hatte nicht teil an dem blinden Rausch; er brach fast zusammen vor Kummer. Doch, sehen Sie, Fräulein Nadia," wieder blieb sie stehen, „ein Mann wie er mußte sich zusammenraffen. Leid war genug in der Welt; er mußte arbeiten. Und auch ich, ich durfte arbeiten, gemeinsam mit ihm. Damals begann meine große Zeit, wenn ich das so nennen darf. Ich wurde die Sekretärin meines Vaters. Unser ganzes Leben ist von dem Gedanken erfüllt: Versöhnung der Völker, Arbeits- und Kulturgemeinschaft!"

Doch nun war auch mir Kopf und Herz heiß geworden. Erregt sagte ich: „Dann muß erst einmal der Stachel aus dem Fleische jenes Volkes gezogen werden, das am meisten geopfert und gelitten hat, des deutschen Volkes, dem über alles gutgläubigen Volke, dessen Überzeugung und Begeisterung rein war, das so wenig den Krieg wollte wie irgendein anderes Volk!"

Sie nahm meine Hand, die ganz kalt war, denn das Verhalten der Welt gegen dieses eine schließlich besiegte Deutschland brachte mich auf, so oft ich daran dachte. „Da haben Sie recht, und diese Erkenntnis wird überall wachsen. Man kann nicht Kriege vermeiden wollen und zugleich Haß und Bitterkeit säen. Daß es so gekommen ist, hat viele Gründe. Wir müssen die Gründe hinfällig machen. Und wir, wir Frauen, haben die Pflicht, zu helfen!" Ihr Gesicht erstrahlte.

*

Von dieser Zeit ab war mein Leben verändert. Über meinen täglichen Pflichten stand eine Sonne.

Clarisse, die schon seit Jahren nicht mehr die Sekretärin ihres Vaters war, hatte eine leitende Stellung in internationalen Bewegungen. Älter als ich — sie war damals achtundzwanzig Jahre alt — erfahrener, von Kindheit an mit derartigen Gedankengängen vertraut, wurde sie zu meiner Lehrmeisterin.

Jetzt erst begriff ich die ganze Schönheit und Tiefe des Lebens, lernte die höhere Bedeutung des Wortes Pflicht: es war aus dem Umkreise des Alltags gehoben.

Für einen jeden hat es eine andre Färbung, für mich hieß es, diese Nadia oder Heli, dieses Doppelwesen, das nur sich selbst gehörte, zu einem Geschöpfe zusammenzuschließen, das für seine kurze Spanne Zeit Wert hat. Nicht nur sich selbst verwirklichen, sondern darüber hinaus einer Idee dienen, die die Menschheit weiterträgt. Wenig konnte ich tun, und wenn ich mein ganzes inneres Leben hingab; doch viele wenige machen ein Starkes.

Diese wenigen sammeln und begeistern, das war Clarissens Lebensarbeit.

Mich hatte sie ganz und gar gewonnen; ich war durchflutet von einem neuen Wollen, und es ist bis auf den heutigen Tag so geblieben.

Selbst mein Verhältnis zu Hendrik änderte sich!

War meine Tagesarbeit vorüber, so hatte ich nicht mehr unbegrenzt Zeit für ihn. Clarisse hatte mich mit Männern und Frauen bekannt gemacht, mit denen sie gemeinsam arbeitete. Immer wieder traf ich sie, eine kleine Schar. Sie fragten nicht lange nach

Digitized by Google

dem Woher und Wohin, ich gehörte zu ihnen; Clarisse hatte mich gebracht. Als neue Jüngerin war ich überaus eifrig; alles mußte ich lesen, diskutieren, oft bis in die Nächte hinein.

Hendrik ließ sich von mir erzählen, doch sein eigentliches Ich hatte nichts mit diesen Dingen zu tun; er kämpfte um seine Arbeit. Es machte ihn ungeduldig, daß ihm der Mensch fehlte, der hundert Alltagsdinge für ihn besorgt hatte und schrankenlos in sich aufnahm, was ihn bewegte.

Doch eines Abends — ich war gerade ganz durchglüht von einem Buche, das ich gelesen hatte— sagte ich ihm, er müsse auch auf das hören, was in mir lebte. Das hätte ganz gewiß so viel Recht auf der Welt wie seine Arbeit. Und dann sprach ich mich vom Herzensgrunde aus. Wohl war ich keine Clarisse, aber ich vermochte es dennoch, ihn so zu fesseln, daß wir in einen lebhaften Gedankenaustausch gerieten.

Was einmal zwischen uns erstanden war, ließ uns keine Ruhe. Selten waren wir der gleichen Meinung, aber Hendrik wie ich schreckten nicht vor Auseinandersetzungen zurück; wir liebten sie.

Oft war er köstlich in seinem Zorn, nannte mich eine Emanzipierte. Doch ich sagte ihm, daß die Selbständigkeit der Frau nicht gegen den Mann gerichtet ist, daß sie ihm und allen neue Werte bringen soll. Das, dieses Wort, gab ihm zu denken.

„Meinst du die Selbständigkeit der Frau auch so, daß die Frau sich nicht an den Mann hängt, ihn nicht zu etwas machen will, was er nicht ist? Wie oft raubt sie ihm seine Freiheit in höherem Sinne, verkrüppelt ihn und seine Arbeit! Soll sie so selbständig sein, daß alles dieses aufhört, weil sie in sich selbst genug Gewicht hat?"

Immer kam er auf derartige Dinge zu sprechen. Bisweilen glaubte ich, es müßte eine besondere Erfahrung hinter ihm liegen.

Wenn wir uns gegenüberstanden und flammend unsre Meinungen vertraten, kam es vor, daß Hendrik mich an sich riß und irgendeine Tollheit sagte. „Ich küsse dich stumm," sagte er eines Abends, als wir, nach dem Abschiede schon, an der offenen Tür stehend, in einen neuen Kampf verfielen. Er zog mich zurück, und zum ersten Male war eine unhemmbare Zärtlichkeit zwischen uns.

Als wir voneinander ließen, lief ich ungestüm davon. Das wollte ich nicht, und dennoch sehnte ich mich danach!

Hendrik schien es ähnlich zu ergehen; es war eine bis zum Äußersten gespannte Stimmung in unserm Verkehr, der immer spärlicher wurde.

Um ihn leichter zu machen, freier, brachte ich eines Tages Clarisse mit. Sie wußte, wie ich zu Hendrik stand. Die beiden hatten große Freude aneinander. Hendriks Kunst, sein ganzes urlebendiges, ungekünsteltes Wesen entzückten Clarisse. Er wiederum bewunderte ihre Klarheit, ihren schönen, selbstverständlichen Stolz und ihr warmherziges Wesen. Auch ihr Äußeres zog ihn an.

Wir waren nun häufiger beisammen, doch die Spannung zwischen Hendrik und mir wurde darum nicht geringer. Mein Leben war gefüllt bis zum Rande.

In jener Zeit habe ich wenig heimgedacht. Meine Mutter, mein Bruder, unser schönes Pahlivaa, das wurde zu einem geliebten und wunderbaren Hintergrunde.

Was es eigentlich war, was Hendrik und mich auseinanderhielt, ist nicht ganz leicht zu sagen. In ihm konnte es nicht nur dieser unbändige Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang sein, es war noch etwas anderes; ich spürte es. Und ich? Konnte, durfte ich nicht tun, wonach mich reinen Herzens verlangte? Ich war ein von allem losgelöster Mensch. Dennoch war meine eigene ganze Vergangenheit in mir lebendig und die Vergangenheit eines ganzen Geschlechtes. Eine Tochter der Djöns konnte ihre Tradition nicht ohne weiteres abstreifen.

Gerade das aber, diese gegenseitige Zurückhaltung steigerte unser Empfinden mehr und mehr. In Hendrik war ein zorniges Wollen gegen alle Bedenken, das sich bisweilen in Fremdheit und Kälte und auch in einer mich fast bedrückenden Leidenschaftlichkeit Ausweg verschaffte; ich selbst war niedergeschlagen und zwiespältig im Wollen.

Schließlich aber, nach wochenlangen Erregungen, stand Hendrik eines Abends auf meinem Wege, nahm meine Hand und sagte mit einer tiefen Zärtlichkeit: „Wir wollen uns nicht länger voneinander wehren — ich kann es nicht mehr, ich habe dich zu lieb gewonnen."

Ich kam vom Bahnhofe, hatte Clarisse fortgebracht. Er sprach meine eigenen Gedanken aus.

Dennoch — ich kam nicht allein zu ihm, brachte Beryl mit und dann auch noch Marjorie.

*

Eine Woche später etwa ging ich langsam mit Hendrik an der Serpentine entlang im Hyde-Park. Es war ein dunstiger Herbsttag. Dort wo die Sonne sein mußte, war ein matter sich ins Grau verlierender Schein. Die Umrisse der Bäume jenseits des Wassers waren unklar. Auch sie lösten sich im Grau auf. Über uns hing buntes Gelock

Digitized by Google

zwischen immer noch grünem Blattwerk. Hin und wieder schnitten Möwen zwischen uns dahin; ihr kleiner, herber Schrei wurde von dem alles verschlingenden Dunst aufgenommen. Es zog uns zueinander hin. Wir waren kampfesmüde und wollten uns Liebes geben.

„Könntest du nicht ein Stündchen bei mir sitzen, Nadia? Sollen wir uns nicht an der Musik erfreuen? Es ist so niederziehend hier draußen." In Hendriks Stimme war Stilles, Gutes, nach dem ich mich lange gesehnt hatte.

Ich entbehrte Clarisse, entbehrte sie so stark, daß ich kaum etwas Rechtes mit mir anzufangen wußte. Gewiß, es würde vorübergehen, doch es mußte eine Wohltat sein, jetzt aus dem Grauen, Feuchten heraus in Hendriks schönes Zimmer zu gehen. Es mußte wunderbar sein, die ganze Welt in der Innigkeit einer beglückenden Stunde zu vergessen.

Dennoch, bei aller Liebe, die anfing, mein Leben zu verdunkeln, ich konnte nur sein, die ich war. Das war der tägliche Kampf. Soviel wird man hin- und hergezogen von den verschiedenartigsten Empfindungen. Ich war betrübt und glücklich zugleich, als Hendrik so zu mir sprach; ich wußte mir nicht mehr zu helfen.

„Ach, Hendrik," sagte ich mutlos, „es ist nicht gut so, wie es ist."

Er legte seinen Arm um mich und zog mich, die ich zögernd einen Fuß vor den andern setzte, mit einer liebevollen Entschiedenheit weiter. „Komm nur, komm, Nadia, wir wollen etwas Schönes in uns aufnehmen, Musik — und dann — kannst du gehen, wenn du magst. Dies ist kläglich."

Wir ließen den fast verhüllten Park hinter uns und fuhren wortlos zu Hendriks Wohnung.

Herzhaft genug nahmen wir beide Ablenkendes zur Hand. Hendrik einige Notenbücher und ich eine Arbeit, die lange schon in einer Schublade gelegen hatte; ganz verstaubt war sie.

Hendrik öffnete den Flügel und spielte. Es war Bach. Er spielte mit großer Sammlung.

Einmal war mir, als hätte ich eine Bewegung an der Tür gehört. Ich blickte hinüber, griff dann von neuem nach meiner Handarbeit. Als ich dann nochmals hinsah, öffnete sich die Tür unhörbar. Eine Frau in einem dunklen Mantel kam herein. Als sie mich sah, winkte sie mir zu, mich still zu verhalten. Ich tat es, doch ich konnte meinen Blick kaum von ihr abwenden. Es war eine noch junge und blühende Frau. Sie hatte den kleinen Hut abgenommen und hielt ihn in der herabhängenden Hand, die andre Hand ruhte auf ihrer Brust. Alles an ihr war schlicht, und in dieser großen Einfachheit fast pathetisch.

Ihr Gesicht war regelmäßig geschnitten, ein wenig madonnenhaft. Das Haar war dunkel, glatt, und in der Mitte gescheitelt. Bis zu den Ohren hin reichten die starken, schwarzen Flechten. Nichts Schlaffes oder Eitles war in diesem Gesicht, eher eine gewisse Festigkeit und Weltabgewandtes.

Es war mir unerklärlich, was sie hier wollte, wer sie war, was sie mit Hendrik verband. Unablässig sah sie zu ihm hin, in einer gütigen, eindringlichen, fast gerührten Art.

Was Hendrik spielte, schien ihr bekannt zu sein, denn bei den letzten Takten bewegte sie sich langsam vorwärts. Als er geendet hatte und nach seiner Gewohnheit stumm vor sich hinsah, ging sie schnell, doch in sichtlicher Befangenheit, auf ihn zu.

„Hendrik," rief sie leise, „ich bin es, Veronika!"

Er wandte sich um, starrte sie an, ohne sich zu bewegen. Etwas Dunkles, Zorniges und Stolzes sammelte sich in seinen Augen. Da warf auch sie den Kopf ein wenig zurück. „Können wir nicht allein sein?" fragte sie, mit einer Bewegung zu mir hin. Ich stand sogleich auf. Doch als die Frau in Hendriks Augen sah, sanken ihre Schultern hinab, der Kopf. „Ach, Hendrik, ich bin ja im Guten gekommen," sagte sie weich, fast demütig.

Sie dauerte mich tief. „Ich gehe sehr gern — kann ja bald wiederkommen," sagte ich schnell.

„Auf keinen Fall, Nadia!" Hendrik kam hinüber und zog mich auf den Diwan zurück. „Da ist nichts, was du nicht hören könntest. Dies ist meine Frau, von der ich dir nie erzählte." Und zu Veronika gewandt: „Dieses Mädchen, Nadia Berischeff, ist meine Freundin und der mir nächste Mensch."

Veronika wich zurück, sah mich mißtrauisch an, und doch war etwas Entschlossenes in ihr, so, als ob sie sagen wollte: was es auch sei, ich weiche nicht; dieses ist mein Platz. Sie reichte mir ihre Hand, in ihrem Gesicht große Beherrschtheit.

Trotzdem ich unter diesem plötzlichen Wissen, das mir alles in Hendriks Wesen erklärte, zusammenzuckte und unfaßlich litt: in dieser Frau war etwas, das ich anerkennen mußte und das mich anzog, etwas ganz Wahrhaftiges, Ernstes, Mutiges.

„Wenn Hendrik es wünscht — bitte, bleiben Sie. Ich bin zu meinem Manne gekommen, weil es so nicht weitergehen konnte, weil wir zueinander gehören, und, Hendrik," sie griff nach seiner Hand, die er ihr wie erschlafft ließ —: „könntest du mich nicht willkommen heißen?"

Digitized by Google

„Oh, doch, ja," sagte er erwachend, grimmig: „Bitte, mach' es dir bequem."

Sie legte den Mantel ab, und nun stand sie da, ein wenig lächelnd, und ich muß sagen, sie sah gut aus, mütterlich. Der etwas volle Körper, die Hände, die Haltung des Kopfes hatten wohl Weiches, doch auch sehr Bewußtes und Würdiges. Das braune Kleid war im Schnitt fast so, wie Landfrauen es tragen, über den Hüften gekraust, am Halse und an den Ärmeln schmale Spitzen. Sie trug lange, ganz kunstlose Ohrringe, drei Kugeln von verschiedener Größe übereinander und eine altmodische, verschlungene Goldbrosche. Diese Frau paßte nicht in diesen Raum, nicht in diese Stadt und — ich fühlte es — sie paßte nicht zu Hendrik.

Trotzdem und vielleicht auch, weil diese Frau mir gefiel, weil Hendrik nie von ihr gesprochen hatte, weil ich all die Zeit, zuerst unbewußt und dann mit meinem ganzen weiblichen Empfinden zu ihm hingestrebt, lehnte ich mich heftig gegen Hendrik auf.

Gewiß, ich hatte ihm vieles versprochen, wollte selbstlos sein, nicht fragen und niemals klagen. Doch hatte sich nicht alles verändert? Kam diese Wandlung des Gefühls nicht weit mehr aus ihm als aus mir? Wäre es nicht dennoch seine Pflicht gewesen, mir von seiner Frau zu erzählen?

Er wollte nicht heiraten, das hatte er oft versichert, aber meine Liebe wollte er. Konnte er sie verlangen, nehmen und die seine hingeben mit diesem Geheimnis? Als Mann dieser offenbar tüchtigen und wertvollen Frau? Schnell und zornig ging das durch mich hin. Dabei fühlte ich, wie Hendriks Blick in mich hineindrang.

„Willst du lieber gehen?" fragte er mich.

„Nein," und ich wollte es wirklich nicht; dies sollte seinen Fortgang nehmen.

„Du fragst nicht nach den Kindern?" sagte Veronika halb vorwurfsvoll.

„Soeben erst kommst du herein, und es ist eine Überraschung." Hendrik wandte sich zu mir hin. „Du mußt wissen, Nadia, daß ich vor mehr als zwei Jahren auf und davon gegangen bin, fort von zu Hause. Kurz nachdem ein zweites Kind geboren wurde, ein Junge." Ganz klar und schonungslos sagte er das dahin.

Wir saßen nun alle drei um den runden Tisch, über dem die Lampe hing.

Veronika beobachtete mich. „Dieser Kleine, Peter, ist ganz wie du, Hendrik, und auch Anneli — unsre Älteste," sagte sie, zu mir gewandt, „auch Anneli hat weit mehr vom Vater als von mir."

„Was soll das alles?" rief Hendrik unvermittelt aufbrausend. „Du solltest zu stolz sein, Veronika!" Da kniete sie neben ihm, mich nicht beachtend, umschlang ihn mit beiden Armen und sagte leise: „Habe Geduld, Hendrik, nur ein wenig Geduld."

Ich konnte das nicht ansehen, das war eine Frau voll von gutem Willen und gewiß auch voll Liebe zu Hendrik. Auch sah sie nicht aus, als treibe sie die Not hierher, als klammere sie sich an den Mann, der für sie und die Kinder sorgen sollte; alles entsprang einem starken Gefühl.

Ich stand auf, nun dennoch entschlossen zu gehen. Dieses Mal hinderte Hendrik mich nicht. Ich nahm Hut und Mantel — Hendrik half mir nicht einmal — und dann bot ich dieser Frau meine Hand. „Wenn Sie mich sehen und sprechen möchten, wenn Sie irgend jemand hier in London brauchen, bitte, so kommen Sie zu mir. Ihr Mann hat meine Adresse."

Eine ganze Weile hielt sie meine Hand, nachdenklich, dann mußte eine Beruhigung über sie gekommen sein. „Ja, ich will Sie gern wiedersehen," sagte sie schlicht. —

Draußen erst, als ich durch die verhangenen, stillen Straßen ging, kam ich ganz zu mir.

So nahe waren wir uns gewesen, Hendrik und ich, und jetzt, unvermittelt, stand eine Frau zwischen uns, seine Frau, mit ihrem guten Recht. Was immer ich empfand, was immer Hendrik mit seinem Leben gemacht hatte, was er in Zukunft tun wollte, diese Frau stand da. Sie hatte Ansprüche an ihn, wollte sie nicht aufgeben. Sie hatte Kinder, und auch diese hatten ein Recht. Hendrik war von Pflichten eingeengt. Eingeengt? Weshalb kam mir gerade dieses Wort? Ja, es war eine Enge für Hendrik, eine Bindung, die dem Einschnüren gleichkam. Ich kannte ihn, ich wußte, wie unbändig er war — oft genug hatte ich mich daran erfreut. Doch wie hart mußte das für eine Frau wie diese Veronika sein! Wie kam es, daß er gerade sie geheiratet, jahrelang mit ihr gelebt hatte?

Und dann war er davongelaufen. Feige kam es mir vor, unehrlich. Und von mir hatte er ein völliges Einfühlen erwartet, verlangt! Für sich selbst und für seine Arbeit. Er, der gewiß kein Verständnis für die Wesensart dieser Frau gehabt hatte, keine Geduld.

Um Geduld bat sie!

Oder — hatte er Veronika vielleicht bis ins letzte hinein verstanden und eingesehen, daß ein Zusammenleben mit ihr sein Tod sei? Der geistige Tod, vor dem ihm graute? Hatte er von ihr erwartet, was sie niemals, und wenn sie ihr ganzes Innere hergab, für ihn hätte sein können?

Digitized by Google

Der Weckruf. Gemälde von Max Bergmann

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Ich wußte es nicht. Diese Frau war eine moralische Kraft, ganz gewiß, aber, was war sie sonst? Was war sie ihm einstmals gewesen?

Und ich? Wie stand es nach dieser Erfahrung um mich?

Ihm, Clarisse und meinen neuen Idealen hatte ich mich hingegeben. Hendrik, Clarisse — das wich von mir zurück. Was blieb, das waren Ideen. Ideen, denen ich niemals untreu werden würde; aber konnte ein junges und dazu einsames Menschenkind, wie ich, von Ideen leben? Alle Kraft, alles Glück von Ideen empfangen?

Nein, nein!

Mein ganzes Sein weigerte sich: Herz, Verstand, Lebenstrieb. Ich brauchte mehr, ich brauchte Unmittelbares, Eigenstes. Ich brauchte diesen Hendrik mit allem, was in ihm war, mit seiner Kraft und Begabung, seiner Querköpfigkeit, seiner frohen Laune und Niedergeschlagenheit und mit diesem unerbittlichen Streben nach Vollendung.

In ihm war ein Kern, der reifen wollte.

Hatte ihm diese Ehe das Wachstum unterbunden, Sonne, Frische und Sturm geraubt? Meine Gedanken, töricht oder recht, wie sie auch sein mochten, sie konnten nicht bei einem von uns dreien stehen bleiben, ihm den Schild halten. Ein jeder von uns litt, ein jeder hatte unrecht, und vielleicht hatte ein jeder von uns das Beste getan, um das er wußte.

*

Wochen waren vergangen. Veronika war nicht abgereist, sie wohnte bei Hendrik. Mehr wußte ich nicht.

Hendrik hatte einige Male am Abend auf mich gewartet, doch wich ich ihm aus. Wie die Dinge auch liegen mochten, er mußte alles mit sich selbst auskämpfen.

Je länger ich über ihn nachdachte, um so mehr näherte ich mich ihm wieder. Am liebsten hätte ich seine Hand genommen und ihn angehört. Doch das durfte ich um Veronikas willen nicht. Es kam mir gerade dieser Frau gegenüber unehrenhaft vor. Sie hatte gelitten, hatte ihn gesucht, war im Guten zu ihm gekommen; da gab es für mich nur eines: ich mußte stillhalten.

Die wenigen Worte, die er zu mir sprach, der Ausdruck seiner Augen, seiner mir bis ins kleinste hinein vertrauten Züge, das erschütterte mich. In dieser Zeit des Aufruhrs begriff ich erst ganz, was Hendrik mir war. Alle meine Kräfte mußte ich daran setzen, um aufrecht zu bleiben, ihn unbeeinflußt zu lassen. Es wurde mir sehr schwer, doch es handelte sich um die Zukunft von drei Menschen.

An einem Sonnabendnachmittag fuhr ich mit Marjorie nach Hamptoncourt hinaus. Vielleicht war es der letzte schöne Tag im Spätherbst. Wir wollten die Erinnerung an den Park und die vielen bunten Blumen mit in den Winter hineinnehmen. Tiefer, warmer Sonnenschein drang bis in den letzten grünen Winkel. Überall wandelten Menschen umher. Das rote, sehr große Schloß, mit seinen unzähligen Kaminen und blanken Fenstern, mit den vielen Höfen und Galerien lag noch in Grün eingebettet. Wohl hing überall buntes Flitterwerk in den mächtigen Baumkronen, und ihre Umrisse waren gelbrot umzogen; doch das alles wirkte nur wie ein Schmuck der müde werdenden grünen Pracht. Die Rasenflächen waren samten wie im Frühling, die uralten, blauschwarzen Nadelholzpyramiden hoben sich kräftig ab. Unter den Bäumen hindurch, an den breiten Wegen entlang, bis auf die Mauern hinauf, Blumen über Blumen. Sie sammelten sich um die Fontäne, um den Fuß der leicht in das Herbstlicht hineinragenden Steinbilder; am innigsten, drängendsten aber in dem streng abgezirkelten Privatgarten früherer Könige.

Dieser Garten, terrassenförmig nach altitalienischer Art vertieft, ist von einer sehr breiten und hohen Hecke eingefaßt. An der zum Hauptwege hin liegenden Seite sind rundbogige Fenster hineingeschnitten, bis zu einer niedrigen, alten Mauer hin. So tief ist die Hecke, daß man in diesen grünen Öffnungen wie in bergenden Nischen steht.

Wie ich neben Marjorie lehnte und voll Entzücken die in der Sonne jubilierenden Farben des quadratischen Gartens betrachtete, die Putten, den Weiher, die künstlich zurechtgestutzten Tiere und Urnen aus Buchsbaum, das Gartenhaus der Könige, warmrot im sinkenden Lichte, darüberhin dieses unbegreiflich schöne Blau mit den weißen Wolkenbergen, fühlte ich, erst nur leise, dann immer stärker, eine merkwürdige Unruhe.

Ich wandte mich um; da stand Hendrik mit Veronika hinter uns. Wir begrüßten einander. Marjorie schloß sich gleich an Hendriks Frau an. Als wir eine kurze Strecke Weges gegangen waren, fragte Hendrik sie, ob sie seine Frau wohl begleiten würde, sie möchte sich gern das Schloß ansehen. Während er das sagte, blickte er fest in Veronikas Augen. Sie war offenbar überrascht, doch sie widersprach nicht.

Als sich die beiden entfernt hatten, zog mich Hendrik wieder in die Heckenische hinein. „Heute mußt du mich anhören," sagte er erregt, „tust du es nicht, dann werde ich diese Nacht noch London verlassen, niemand kann mich daran hindern."

Digitized by Google

Hendriks Gesichtsfarbe war fahl, die Augen dunkel umrandet; er war so mager, daß man deutlich die Knochen unter seiner Haut sah. Wie in zorniger Verzweiflung zog er meine Hand durch seinen Arm und preßte sie gegen seine Brust. „Ich habe dich lieb — oh, ich habe dich lieb," sagte er unterdrückt, und der Strom seines Empfindens riß auch mich mit fort. Ich schmiegte mich an ihn. So sehr hatte ich gelitten!

„Laß dir sagen, wie alles kam, Nadia, verurteile nicht, bevor du das weißt."

„Ich habe nicht verurteilt, ich habe gewartet —"

„Und hast du mich lieb, Nadia?" Ich lehnte meinen Kopf an den seinen. „So wenig Zeit," sagte er „und so vieles zu sagen! Willst du mich anhören, nicht unterbrechen? Du mußt hören!" Ich nickte.

„Nadia! Ich war ein Bursche von vielleicht fünfzehn Jahren, da beschlossen Veronikas Vater und mein Vater — unsere Mütter lebten nicht mehr —, daß wir später einmal heiraten sollten. Wir waren Spielgefährten. Ich konnte mir nichts Lieberes denken als Veronika, und sie — ich glaube, sie hat sich allzeit ein sonderbar gutes, falsches Bild von mir gemacht und sich für meine kleine Braut gehalten. Ihr Vater war Arzt in unserm abseits liegenden flämischen Städtchen und der meine Holzbildhauer. Wir waren ein ganzes Geschlecht von Holzbildhauern. Das ging immer vom Vater auf den Sohn. Und so war mein ganzes Leben vorgezeichnet, bevor ich überhaupt um mich selbst wußte. Daß um so viel mehr Leidenschaft in mir war, als in den Menschen um mich her, ein starker Drang nach Besonderem veranlaßte meinen Vater, mich fest und fester an dieses vorgezeichnete Leben zu binden. Ihm und den Seinen war es allezeit gut gewesen, so war es also auch für mich das Rechte! Ich habe mich nicht sehr gesträubt, Nadia, denn ich glaubte im Grunde gar nicht an diese Zukunft; ich konnte es mir nicht vorstellen, daß ich auf ewig dort eingefangen sein sollte, wo ich saß. Draußen war die ganze, weite Welt, voll Schönheit, Schrecknissen und Abenteuern. Das wollte gelebt sein! Veronikas unabänderliche, zärtliche Zuneigung gefiel mir. Sie war hübsch und gut, weshalb sollte ich sie später nicht heiraten? Später, später! Das lag hinter vielem Erleben. Dann kam der große Krieg. Wahrlich, kein Erleben in dem Sinne, wie ich es meinte; es war grausig, schmutzig, blutig; es zog mich nicht hinaus. Meine Mutter war eine Deutsche gewesen, meine ersten und liebsten Erinnerungen waren mit ihrer Heimat verknüpft. Ich liebte die Deutschen wie meine eigenen Leute; ich mochte nicht gegen sie kämpfen. Und doch mußte es sein. Von der Schulbank fort, kaum achtzehn Jahre alt, ging es in den Krieg. In dieser Zeit schlossen Veronika und ich uns eng zusammen, denn sie, die fromme Katholikin, verabscheute alles, was dieser Krieg über die Menschen gebracht hatte. Du weißt, es waren nicht nur Wunden und Tod. Wir gelobten uns, gemeinsam ein Leben aufzubauen, echt und wahrhaftig — wenn ich heimkehren sollte! Wenn — ja! Dieses ‚wenn' vergaß ich fast. Man lebte wie in einem wilden Feuer dahin, unterbrochen von Zeiten jämmerlicher Erschlaffung. Ein zweites einschneidendes Ereignis griff in mein Leben. Ich wurde schwer verwundet und besinnungslos fortgeschafft, irgendwohin nach Deutschland. Als ich zu mir kam, die Dinge ringsum wieder in mich aufnahm, war ich in einem Hospital in Bamberg, einem ehemaligen Schlosse. Es lag in einem verwilderten Garten und war herrlich anzusehen. Hast du je diese Barockbauten gesehen, mit ihren geschweiften Dächern, den üppigen Portalen — ach, Nadia, davon darf ich ja nicht sprechen. Alles muß eilig sein, schnell, damit du mich verstehst, ehe die beiden zurückkommen."

Er nahm meine Hand empor, küßte sie, legte sie auf seine heiße Augen. „In diesem Bamberg, so wundervoll, so auf und ab voll Schönheit, erwachte ich zum Leben. Mit Leib und Seele erwachte ich zu einem neuen Leben. Von der Mauer unseres hoch gelegenen Parks hinab sah ich in diese Stadt, so farbig, von einem alten, weichen Glanz umsponnen! Türme und Giebel aus einer Zeit, in der man sich nicht genugtun konnte an stolzem und warmem Lebensüberschwang! Ein Fluß glitt spiegelnd hindurch und verlor sich in goldener Weite. Nadia, wie schön das war! Ich konnte nicht mehr daran denken, alles in Holz, in Figuren zu bannen, mit einem Schnitzmesser zu basteln, zu klopfen. — Es mußte in klingend bunten Zügen über eine große Leinwand brausen. Manches war kindisch und unverstanden, aber es regte sich etwas, das noch heute in mir lebt und leidenschaftlich will: ich kann nur Maler sein und ich muß Musik um mich her haben. Diese Stadt war Farbe und Klang; sie ist die Stätte meiner Geburt!"

Hendrik hatte sich aufgerichtet und war zurückgetreten. „Wir wollen hier nicht stehen bleiben und warten, Nadia, komm, laß uns gehen — durch jene Allee dort, am Wasser. Mögen Veronika und Marjorie eine Weile suchen, ich kann hier nicht wie festgenagelt stehen und dir all das erzählen." So gingen wir fort, beide der Bewegung froh.

Digitized by Google

Hendrik erzählte weiter, und ich sah die ganze Zeit seines Werdens lebhaft vor mir.

„Man hielt uns nicht allzu streng; sobald es möglich war, gab man uns Bücher und leichte, angenehme Beschäftigungen. Ich bat dringend um Papier und Wasserfarben, mehr wagte ich nicht zu verlangen; und nun stand ich in innerem Jubel da und malte und malte! Einer der Ärzte nahm Interesse an mir; er erlaubte mir, in Begleitung eines deutschen Kunstschülers die Stadt anzusehen. Wir, denen es besser ging, sollten fortgeschickt werden, in ein Gefangenenlager, und dieser Arzt meinte, es wäre ein Jammer, wenn ich Bamberg, das ich immer wieder zu malen versuchte, nicht einmal richtig gesehen hätte. Ich war noch sehr schwach, konnte nicht alles in mich aufnehmen, doch heute noch träume ich bisweilen von dem Glanz dieser köstlichen Stadt. Wir standen auf einer Brücke, die durch das Rathaus hindurch führte, nicht in der Mitte, o nein, seitlich! Hier hatte man nirgendwo ängstlich abgemessen. Das Rathaus war über und über bemalt in der schwingenden, großzügigen Weise dieser ganzen Stadt. Hinter dem tönend in Blau stehenden Rathause sah man hier und da die frohen Linien alter Bauten und unten — das Rathaus liegt in mittlerer Höhe der Stadt — dunkleres, engeres Straßenwerk, voll Leben. Hingeschmiegt an den Strom, hineingeschoben eine Reihe ganz unregelmäßiger, sehr, sehr alter Häuser, bizarr, phantastisch. Viel noch könnte ich erzählen, doch es geht ja nicht. Verstehst du mich auch, Nadia? Fühlst du, daß ich jetzt erst erwachte? Ich war ja nie aus unsrer engen Kleinleutestadt herausgekommen! Und dieses Herrliche, nach Krankheit und Krieg! Wenige Tage später ging ich fort, ins Thüringer Land, ins Gebirge. Das war ein Blättern in einem großen Bilderbuch! Ich war glücklich. In dieser Zeit erwachte mein Wandertrieb. Und ich glaube, ewig werde ich es glauben: der ist kein rechter Mensch, der nicht gewandert ist, der nichts von der Welt gesehen hat. In Thüringen wurde ich bald schon zu Erntearbeiten herangezogen. Die jungen Leute waren ja Soldaten. So ein schönes Land. Nadia, diese weichen Linien, diese Wälder, und so ein gut geartetes Volk. Nichts Besonderes, nicht mehr und nicht weniger, als die Leute bei uns daheim. Was sollte uns all der Zwist! Mir hat da draußen niemand ein Leids angetan. Nur die Mädel durften wir uns nicht ansehen, und auch sie blickten weg, wenn wir ihnen begegneten."

Er lachte. „So kam es denn, daß ich wirklich und wahrhaftig niemals ein Mädel im Arm hielt, lieb hatte, bevor ich heimkam. Und davon muß ich berichten, darauf kommt es an! Mir stand nicht der Sinn danach, in die alte Heimat zurückzukehren. Alles in mir hatte sich gewandelt, geweitet; was ich von dort hörte, kam mir eng vor, stickig, so, als könnte ich es nicht mehr ertragen. Das einzige, was mich freute, war der Gedanke an unsern Rücktransport. Da gab es wieder etwas zu sehen, neue Eindrücke. Und wirklich, durch einen glücklichen Umstand sah ich mehrere deutsche Städte, sah Eisenach, dann Kassel, Köln. Und nun kam die Heimat. Ganz ohne Begeisterung ging ich ihr entgegen. Doch es regte sich eine Neugier auf Veronika in mir. Als ich dann unsre kleine Stadt wiedersah, überkam mich dennoch Rührung. Ich ging zwischen meinem und Veronikas Vater, sie selbst war nicht am Bahnhof. Es war schon spät am Abend und winterlich kalt. Vor einem alten und hübschen Haus, das mir wohlbekannt war, doch dessen Reiz ich erst jetzt verstand, blieben die beiden lachend stehen. Sie zeigten auf das Türschild und sagten, ich sollte nur hineingehen. Auf dem spiegelnden Messing stand mein Name. Verwirrt, beengt ging ich hinein. Da erblickte ich Veronika. Hier hatte sie mich erwartet. Man hatte uns ein Heim bereitet, während ich fort war. Ein kleines, gutes Heim, voll von mir wohlbekannten Dingen. Und einige neue, liebevoll geschnitzte, waren hinzugekommen. Da stand Veronika, jung, sehnsüchtig, ein Weib geworden. Wundervoll, in einem dunkelroten Kleide, mit den schimmernden braunen Augen in dem vor Erregung bleichwerdenden Gesichte. Ich nahm sie in meine Arme, die erste, die einzige — und wir allesamt machten aus, daß wir in kürzester Frist heiraten und in dieses Heim ziehen wollten. Lange noch saßen wir beisammen, wir hatten ein üppiges Mahl in altflämischer Art und wir tranken einen guten, schweren Wein dazu. Etwas Unwirkliches war es im Grunde, als hätte ich es irgendwo auf einer Bühne gesehen. In der Nacht, in der alten kleinen Giebelstube in meines Vaters Haus, wo alles geblieben war, wie ich es verlassen hatte, kam ich zu mir. Was war das? Holzbildhauer sollte ich sein? Teilhaber in einem Geschäfte? Und verheiratet? Ehemann der hübschen und guten Veronika, das war wohl etwas Rechtes! Doch wie ich mich an dem Gedanken freute, war mir so, als ob sich wiederum Gitter um mich her schlössen. Konnten wir nicht zusammen in die Welt hinaus wandern? Weshalb uns in die enge Stadt einkapseln? Mein Leben begann ja erst; ich mußte lernen, viel, überall lernen —

Digitized by Google

sehen, mich in anderes, mir noch Fremdes vertiefen! Veronika! Wer war sie? Was war aus ihr geworden? Wie war sie früher gewesen? Was lag zu tiefst in ihr? Das alles mußte ich wissen. Mit ihr in jenes Haus einziehen — die Türen verschließen, alle Türen, die ins Leben führten? Nein, das ging nicht an! So durfte es nicht sein. Und wenn sie tausendmal die Rechte war, ich wollte mich nicht mit ihr einsperren lassen. Holzbildhauer — ein kleiner guter Bürger in einer kleinen guten Stadt. Der Brotkorb gefüllt — Geist und Herz darbend! Niemals! Voll hochfliegender Gedanken war ich der Freiheit entgegengefahren, wollte meinen Vater gewinnen, überzeugen, das Leben neu gestalten, den Ideen Raum geben, die in mich eingedrungen waren. Bücher hatte ich gelesen, Musik gehört, Kameraden gesprochen aus allen Weltrichtungen — lauter Fremdes, Neues, Erregendes. Starkes war in mich hineingekommen, es gärte! Sollte ich denn keine ‚Lehr- und Wanderjahre' haben? Ich wollte sie, ich brauchte sie. Ich wollte kein gemachtes Bett — Haus, Frau, Beruf und gar Kinder: ich wollte frei sein! Und was tat Veronika, als ich am andern Tage mit ihr sprach? Sie tat was die Frauen meistens tun; erst klagte sie und weinte und sprach von ihrer Liebe, von ihrem treuen Warten, ihrer Sorge und dann — und dieses war das Schlimmste — sie gab scheinbar nach, immer in dem Gedanken: hat er erst dieses Haus, die Frau, den Beruf, der ihm ein gutes Leben bereitet, dann ebnet sich alles. Sie versprach, mir eine Helferin zu sein, und es war keine Falschheit in ihr; sie glaubte, meinem Heile zu dienen, wenn sie mich zärtlich in das hineinzog, was ihr, der Frau, die sie nun einmal ist, als das größte Glück erschien. Siehst du, Nadia, damals hätte ich hart sein, an mir selbst festhalten müssen. Nicht rechts noch links schaun, kein Behagen an dem aufkommen lassen dürfen, was mir nach den letzten, rauhen Jahren angenehm war. Ich war gesund! Lieber ein abgerissener Bursche auf der Landstraße, Glanz über einem schweifenden Leben! — Gearbeitet hätte ich schon, auf vielerlei Art, da war keine Not. — Damals hätte ich auf und davon gehen sollen. Ich blieb; es war von oben bis unten falsch und schlecht, feige und kindisch war es. Ich patschte in den guten Alltag hinein, immer in der törichten Idee: es wird sich schon ändern, umbiegen lassen. Statt dessen schloß sich alles fest um mich zusammen, und ich zappelte im Netz. Von allem, was ich leidenschaftlich gewollt hatte, blieb mal ein Stündlein für Malerei und Musik. Da war nur der Fluß, der zum Meere hinrauschte. An seinen Ufern wanderte ich, bis zu jenem Gitter, das stärker war als das Gitter eines Gefangenenlagers: ich mußte umkehren, jeden Tag umkehren. Und glaubst du, das Leben daheim wäre köstlich gewesen? Voll Widerhaken war es, die Veronika, meinen Vater und mich verwundeten. Und sie, Veronika, hielt nicht Wort. ‚Wie zu einem Kranken habe ich damals zu dir gesprochen,' das war ihre Entschuldigung. Sie versank in der Wonne ihres eigenen Heims und in der Erwartung des ersten Kindes. Bisweilen raffte auch ich mich auf, um Glück zu empfinden und zu geben. Kein Versuch gelang, er endete im besten Falle in schlaffer Ergebenheit."

Hendrik blieb stehen und ergriff meine Hand. Die seine brannte. „Da kommen sie," sagte er unterdrückt. „Sieh nur, wie gut Veronika aussieht, wie mütterlich. Sie hat das ganze Spiel von neuem begonnen. Ohne mich will sie nicht abreisen. Sie sagt, sie müsse um mich kämpfen; Religion, Pflicht und gute Sitte geböten es ihr."

„Liebt sie dich immer noch?" fragte ich ihn.

„Sie sagt, jetzt erst wüßte sie wahrhaft um ihre Liebe — und das möchte ich glauben. Sie hat sich verändert, ist nicht mehr ganz das wohlerzogene Mädchen: ein Weib ist sie geworden — ach, Nadia, darüber wollen wir nicht sprechen; mir ist elend bis ins Mark. Oft möchte ich wiederum alles hinwerfen und weglaufen. Heute kann ich dir nun nicht weiter berichten, ich bin dir dankbar, daß du dieses alles aufnahmst. Hast du mich verstanden?"

„Ganz und gar, Hendrik," ich drückte seine Hand und ließ sie dann fahren; Veronika und Marjorie hatten uns bemerkt, sie kamen uns winkend entgegen. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Klaus Störtebecker und die Vitalienbrüder

Von Alfons v. Czibulka

An einem Herbsttage des Jahres 1402 lief aus den Toren Hamburgs viel Volk auf dem Grasbrook zu Hauf, wie man das damals noch einsame, unbebaute Wiesenland am Ufer der Elbe nannte, auf dem man angesichts des Stromes, der Schiffe, Masten und Wimpel die Seeräuber zu richten pflegte seit alters. Kopf an Kopf also stand die Menge und starrte gebannt auf den bunten, festlichen Zug, der aus dem Tore hervorkam und sich durch die Gassen des Volks zum Richtplatz bewegte. Die Stadtpfeifer voran, der Fron im scharlachroten Mantel mit seinen Knechten, deren einer das Schwert trug, und hinter ihnen, von den Wachen geleitet, in ihren besten Gewändern die wilden, verwegenen Gestalten der vielen Vitalienbrüder, die man mit ihrem großen Hauptmann Störtebecker, der, düster und hochmütig um sich blickend, an ihrer Spitze zum Tode schritt, bei der Insel Neuwerk vor Cuxhaven gefangen.

Siebzigmal blitzte das Schwert des Meisters Rosenfeld als ein schauriges Blinkfeuer über den silbergrauen Strom, von dem her ein scharfer Seewind wie zum letzten Gruße über das weite Grasland strich, und bis zu den Knöcheln stand der Henker im Blute. Staunend und vor Grauen sich schüttelnd, sah das Volk, wie der wilde Störtebecker, der sich vom Rate erbeten, daß jenen seiner Gesellen Gnade werden sollte, an denen er enthauptet vorüberschritte, nun, als sein Kopf über das Gerüst gerollt war, ohne Haupt bis zum fünften Manne ging. Bis ihm der Henker einen Prügel vor die Füße warf, damit der geköpfte Seeräuber das Schauspiel des Tages nicht gänzlich verdürbe, wenn er am Ende ohne Kopf bis zum Siebzigsten ginge.

Als aber der Fron sein schon vom Blute dampfendes Schwert zum letzten Male geschwungen, da gab er den Ratsherren, die ihn fragten, ob er nun endlich müde wäre, die fröhliche Antwort, er wäre es so wenig, daß er sich getraue, noch den ganzen Hamburger Rat auf der Stelle zu köpfen. Was dieser so übel nahm, daß zum Abschluß des solennen

Seeschlacht bei Guernsey 1342 (Miniatur aus der Froissart-Chronik, die erst im 15. Jahrhundert entstand und deshalb schon höhere Aufbauten an Bug und Heck zeigt, als die Schiffe um 1342)

Digitized by Google

Siegel der Stadt Danzig vom Jahre 1299

Schauspiels Meister Rosenfeld wegen seines kecken Wortes sogleich selbst vom jüngsten Ratsherrn enthauptet wurde.

Mit einem so wilden, von Kraft überschäumendem Bilde, aus dem man den Atem jener Zeit zu fühlen meint und in dem auch die derben Späße nicht fehlten, läßt die Volkssage den Seeräuber Störtebecker sein Leben beschließen. Köstlich ist es zu sehen, wie sich in dieser farbenglühenden Szene das Empfinden der Menge an jenem Tage widerspiegelt. Wie sie den kühnen Meerfürsten, von dem die Sage gleichsam schon bei Lebzeiten Besitz ergriffen, fast zum Helden macht, und das Volk dennoch der Haber sticht vor Freude, daß der Seeräuberschrecken vorüber ist. Wie so oft, weiß auch hier die Sage — sind von ihr auch nur Bruchstücke überliefert — anschaulicher und kraftvoller als alle geschichtliche Forschung darzustellen, was in jener Zeit die Gemüter bewegte. Denn die Geschichte weiß von Störtebecker fast nichts. Hin und wieder nennt sie seinen Namen. Aber von seinem Leben erzählt sie nur, daß er vielleicht aus Wisma stammte, einer der obersten Hauptleute der Vitalienbrüder war und bald nach dem Jahre 1400 mit einer Schar seiner Spießgesellen unter dem Schwerte des Hamburger Henkers endete.

Und doch sind nur wenige Weisen durch Jahrhunderte so viel gesungen worden als das heute verklungene Lied vom Störtebecker. Von seinen Burgen und Schlupfwinkeln, von seinen Taten und unermeßlichen Schätzen ist zwischen Ostfriesland und Danzig die Überlieferung noch heute lebendig. Ein Wunder ist es nicht. Denn nichts konnte in jenen Jahrzehnten tiefer an das Gemüt der vielen rühren als das höllische

Siegel der Stadt Danzig vom Jahre 1400

Digitized by Google

Hamburger Gerichtsbarkeit. Miniatur aus dem Hamburgischen Stadtrecht vom Jahre 1497

Treiben der Vitalienbrüder, die draußen auf dem nahen Meere, oft wirklich vor aller Augen die Kauffahrteischiffe anfielen und den Handel der Hansestädte gefährlicher bedrohten, als alle Kriege es vermochten.

Daß Klaus Störtebecker gelebt hat und einer der Anführer der Freibeuter war, bestreitet auch die Geschichte nicht. Also wird die Sage wohl im Rechte sein, daß sie gerade ihn aus seiner Zeit heraushob, ihn gleichsam, wie sie das so gerne tut, aus dem Gewöhnlichen, Alltäglichen und Engen ins Symbolische erhob, ihn zum Träger des Empfindens der breiten Masse machte — die, fürchtete sie den Störtebecker auch wie das höllische Feuer, dennoch den reichen Handelsherren diesen bösen Aderlaß durch die Piraten gönnte — und so zugleich mit dem Bilde

Digitized by Google

Störtebecker-Tief und Kirche zu Marienhafe bei Aurich, einem Schlupfwinkel der Vitalienbrüder

seines Lebens einen Querschnitt durch jene Epoche gab.

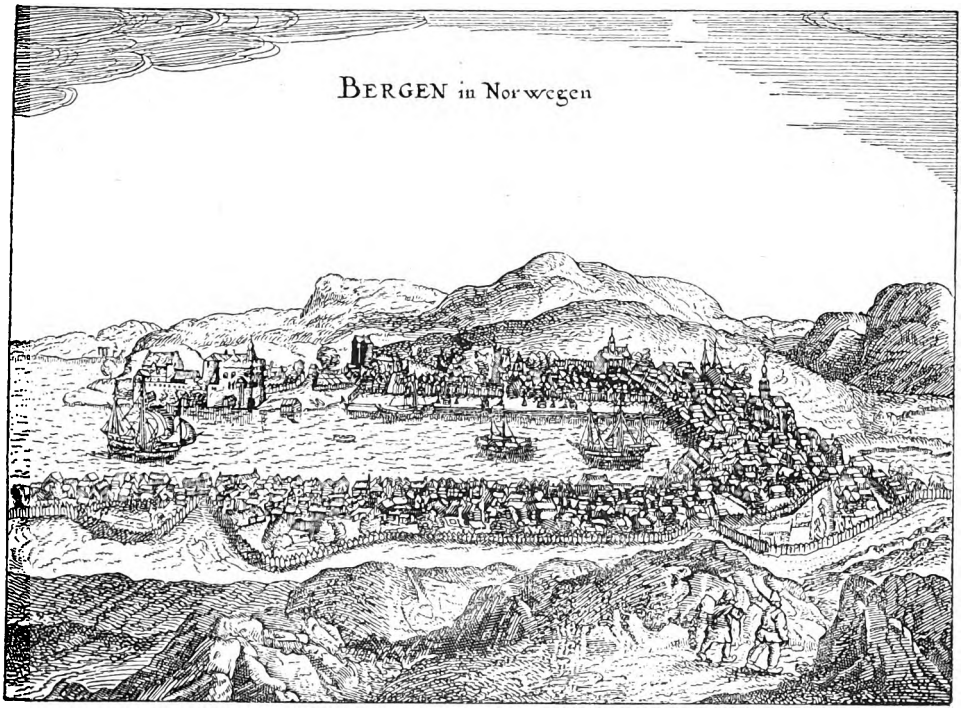
Diese aber war bewegt, wild und ungewöhnlich genug, daß in ihr ein so abenteuerreiches Leben in unbekümmerter Wildheit dahinstürmen konnte, wie es die Sage von Klaus Störtebecker erzählt. Denn bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts begann die Ostsee von Raubgesindel zu wimmeln. Freibeuter haben auf allen Meeren ihr Wesen getrieben seit es eine Handelsschiffahrt gab. Doch um jene Zeit nahm das Piratenunwesen in der Ostsee in einem Maße zu, wie es bis dahin noch nicht erhört war. Und dies aus einem merkwürdigen Grund: eben deshalb, weil mit dem Aufblühen und Erstarken der hansischen Städte diese und etliche Fürsten mit Erfolg den Räubern und Wegelagerern zu Leibe gingen, die allenthalben und vor allem auf den großen Handelsstraßen zu einer gräßlichen Plage geworden waren.

An rücksichtslosem und derbem Vorgehen gegen die Räuber fehlte es nicht. So pflegte Herzog Heinrich von Mecklenburg jeden Räuber, den er fing, mit eigener Hand aufzuhängen. „Du most mi dorch den Ring kiken!“ sprach er väterlich und knüpfte sein Opfer kunstgerecht an den nächsten Baum. Deshalb ritt er niemals ohne einen Vorrat von Stricken, die er am Sattel hängen hatte, über Land. So ist er auch als Heinrich der Henker in die Geschichte eingegangen.

Aber mit diesen Versuchen, Ordnung und Sicherheit zu schaffen, vergrößerten die Städte und die Fürsten fürs erste nur das Übel. Denn alles Raubvolk, dem das Handwerk nun zu gefährlich oder zu wenig einträglich wurde, warf sich auf die Meere und lief den wenigen Seeräubern zu, die es damals erst gab. Was für den Handel natürlich weit gefährlicher war als die Räuberplage auf dem Lande. Das Unwesen wuchs in kurzer Zeit so beispiellos an, daß für Jahrzehnte aller Seehandel in der Ostsee fast unmöglich wurde und es den Städten geradezu ans Leben ging. Bald gab es keine Stadt und keinen Reeder mehr, die nicht an Schiff und Gut die empfindlichsten Verluste erlitten hätten. Denn die See wimmelte von dem heillosen Volk der Teufelskinder, wie ein alter Chronist die Piraten nennt, und oft konnte man die hochbordigen, wehrhaften Raubkoggen vor den Häfen selbst auf die aussegelnden Kauffahrer lauern sehen. Nacht für Nacht stand der blutrote Schein brennender Meerschlösser oder in Flammen aufgehender Schiffe über der dunklen See. Daß man gemeinsam eine Seepolizei aufstellen und Kriegsschiffe ausschicken müsse,

Siegel von 1376 mit dem Bildnis Olafs von Dänemark

Digitized by Google



Die norwegische Stadt Bergen. ★ Unten: Grabstein des Hamburger Ratsherrn Simon von Utrecht, dem die Gefangennahme des Gödeke Michels gelang

darüber waren sich die Städte einig. Dennoch geschah jahrelang nichts. Denn da die Ausrüstung solcher Friedekoggen, wie man sie nannte, natürlich Geld kostete, so entspann sich auf den großen zu Lübeck und Rostock, zu Wismar und anderswo abgehaltenen Tagfahrten erst einmal ein gewaltiger Kuhhandel zwischen den Ratsherren und Sendboten der einzelnen Städte über die Verteilung der Lasten. Indessen wurden die Räuber kühner mit jedem Jahre. Immerhin hätte man sich, gezwungen durch die täglichen Verluste an Schiff und Waren, wohl

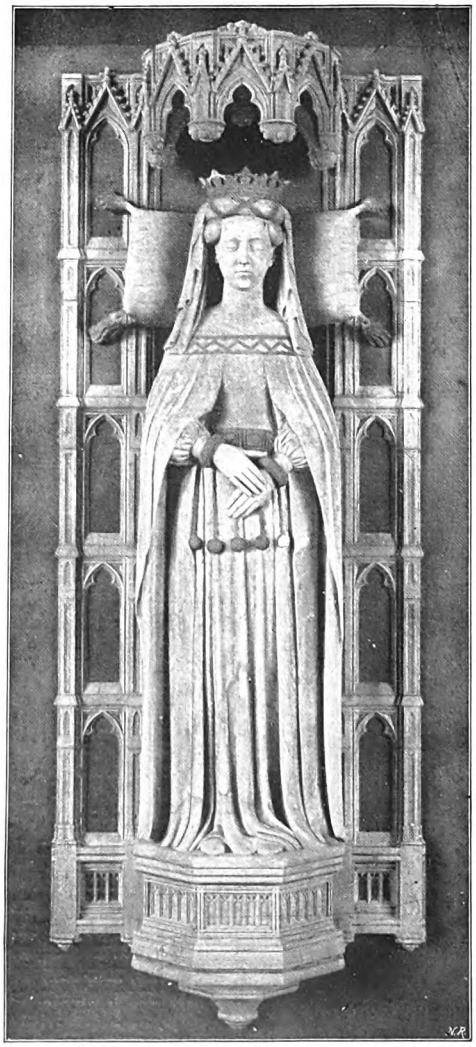
schließlich zu gemeinsamem Handeln aufgerafft, wären die Freibeuter nicht plötzlich zu einer Art politischer Macht aufgerückt und hätte nicht für lange Jahre ein Schein von Rechtmäßigkeit auf ihrem Handwerk geruht.

Als Waldemar III. von Dänemark gestorben war, hatte der unmündige Sohn Olaf der Norwegerkönigin Margarete unter ihrer Vormundschaft den dänischen Thron bestiegen. Bei ihrem großen Plane, mit dem sie sich trug, alle nordischen Reiche unter ihrem Zepter zu einen, erkannte die Königin bald,

Digitized by Google

welche Dienste ihr das seemännisch vorzügliche, tollkühne Seevolk gegen die mit ihrem Gegner Albrecht von Schweden verbündete Hansa leisten könnte, deren immer reicher aufblühender Handel ihr ohnehin ein Dorn im Auge sein mußte. So öffnete sie willig den Freibeutern Städte und Häfen, wo sie ihren Raub bergen konnten, und stellte ihnen Raubbriefe aus, die der Chronist mit erfrischender Offenheit Stehlbriefe nannte.

Aber noch Gefährlicheres geschah. So sehr waren die Seeräuber damals schon gefürchtet, daß im Jahre 1382 die auf einer Tagfahrt zu Wismar versammelten Abgesandten der Städte freudig auf einen ihnen von etlichen Anführern der Piraten angebotenen Waffenstillstand bis zum kommenden Frühjahr eingingen. Damit aber waren



Grabmal der Königin Margarete von Schweden in der Domkirche zu Roeskilde

die Freibeuter als vertragsberechtigte Partei, also als eine Art selbständiger Macht anerkannt, deren Terror später die Hansa und die nordischen Reiche erst in jahrzehntelangen regelrechten Seekriegen brechen konnten. Wohl hielten die Räuber Wort. Aber daß sie den zu Wismar geschlossenen Frieden mit Fasten und Beten ausfüllen würden, konnte niemand erwarten. Natürlich hatten sie den Waffenstillstand nur angeboten, um ungestörter rüsten zu können. Was sie auch gründlich taten. Denn als der Pakt erlosch, war ihres Raubens und Kaperns kein Ende.

In dieser höchsten Not beschlossen die Städte, jegliche Handelsschiffahrt in der Ostsee überhaupt einzustellen, um sozusagen diesen Räuberstaat auf dem Meere vom Lande her zu blockieren. Aber was half's? Diese Blockade spürten die Städte nicht minder als jene, denen sie galt. Die Waren wurden selten. Die Preise stiegen ins Ungemessene. Bankrott und Armut drohte den Handelsherren, und so ließen sie, war es auch mit Strafen an Leib und Gut bedroht, ihre Schiffe dennoch heimlich in See gehen. Also fehlte es den Piraten trotz der Blockade nicht an Beute. Da verfiel man auf ein seltsames, doch, wie es schien, wirksames Mittel. Man verpachtete die Ausrottung der Freibeuter gegen eine bestimmte Summe an den Hauptmann und späteren Bürgermeister von Stralsund Wulf Wulfram. Dafür gehörte ihm die Beute. Der aber verstand sein Handwerk. Und hätte nicht wieder die Politik einen Streich gespielt, er wäre der Plage Herr geworden. Denn schon nach kurzer Zeit verließen die Seeräuber, die der Hauptmann mit seinen Friedekoggen von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel jagte, daß ihnen der Atem verging, in Scharen ihre Schiffe. Sie wandten sich von neuem dem Straßenraube zu, der, seit die Hansestädte genug der Sorgen mit ihrer Schiffahrt hatten, Heinrich der Henker gestorben war und keinen Schelm mehr durch den Ring kiken lassen konnte, wieder ungefährlicher sein mochte.

Die gewaltigen Hansekoggen rauschten wieder sicher ihres Weges, und es schien, als wolle sich alles zum Guten wenden. Um so mehr als auch die Königin Margarete den Seeräubern die Türe wies und ihren Vögten verbot, die Raubscharen bei sich aufzunehmen. Denn als die Piraten die norwegischen und dänischen Schiffe genau so abfingen und ausplünderten wie die schwedischen und hansischen, hatte sie bald erkannt, wie ihr mit diesen Freunden die Motten über die Pelze kamen.

Da starb im Jahre 1389 der Knabe Olaf von Dänemark. Nun verwirklichte Margarete ihren alten Plan und nannte sich auch Königin von Dänemark und Schweden, wenngleich doch Herzog Albrecht von Mecklenburg schon seit fast einem Vierteljahrhundert die schwedische Krone trug und nun selbst den Titel eines Königs von Dänemark und Nor-

Digitized by Google

Herzog Heinrich III., der Henker
Restaurierte Wandmalerei in der Kirche zu Doberan

groß war der Zulauf, daß ein Chronist darüber schreiben konnte: „Es steht nicht zu beschreiben, was des losen und bösen Volks zu Hauf lief aus allen Landen, von Bauern und Bürgern, Hofleuten, Amtsknechten und anderm Volke, weil alle, die nicht arbeiten wollten, sich bedünken ließen, sie würden von den armen dänischen und norwegischen Bauern reich werden."

Eben das war das Gefährliche, daß dieser Aufruf alle Abenteuerlustigen in Aufruhr brachte, auch viele adelige Herren den Seeräubern zuliefen und mit ihnen Ordnung und Manneszucht unter die Freibeuter kam. Wie ja überhaupt nun erst ihre gefährlichste Zeit begann. Denn es verbündeten sich nicht nur zwei Hansestädte mit ihnen, wodurch jedes gemeinsame Vorgehen der Hansa unmöglich wurde, sondern es erhoben sich nun auch aus ihrer Mitte verwegene, ja heldenhafte Führer, in deren Händen die Freibeuterschiffe zu einer furchtbaren Waffe wurden.

Weil die Piraten den Auftrag hatten, Stockholm mit Lebensmitteln, also mit Viktualien zu versehen, so nannten sie sich fortab Vitalienbrüder und führten diesen Namen auch weiter, als sie längst mit der Verproviantierung dieser Stadt nichts mehr zu tun hatten. Wie einst unter Margaretes Schutz kümmerten sie sich nicht darum, wer Freund, wer Feind, und raubten, was ihnen über den Weg segelte. „Gottes Freunde — aller Welt Feinde" wurde zu ihrer Devise, und bald erfüllten sie die Ostsee mit dem Schrecken ihres Namens und dem Grauen ihrer Taten. Auch Gleichewegen annahm. Natürlich kam es zum Kriege. König Albrecht unterlag und wurde gefangen. Schweden gehörte der Königin. Nur Stockholm, das durch die Mecklenburger Herrschaft fast ganz in deutschen Händen war, hielt sich noch, wurde von den Truppen Margaretes belagert und von See her blockiert. Da waren es Herzog Johann von Mecklenburg und die Städte Wismar und Rostock, die die Partei des gefangenen Königs ergriffen und ihm wenigstens die Hauptstadt zu retten versuchten. Doch es fehlte an Mannschaft. Was konnte da in dieser Not willkommener sein als das wilde Schiffsvolk der Raubkoggen, das, wohl durch den Stralsunder Hauptmann versprengt und geschwächt, sich immer noch auf dem offenen Meere, in entlegenen Schlupfwinkeln oder im Lande umhertrieb! So wurde denn in den beiden Städten ein Aufruf angeschlagen, in dem es wörtlich hieß, daß jeder, der gegen die Reiche Dänemark und Norwegen abenteuern wolle, um dort zu rauben, zu plündern und zu brennen, aber auch Stockholm mit Lebensmitteln zu versehen, sich in Wismar oder Rostock einfinden möge, wo man ihn mit Raubbriefen ausstatten werde. Das ließen sich die Freibeuter nicht zweimal sagen. So

Herzog Albrecht III., König von Schweden, mit seiner ersten Gemahlin Richardis, Gräfin von Schwerin
Malerei aus dem Codex Nicolai Marschalk. Von Erhard Altdorfer (?)

Digitized by Google

beuter hießen sie, weil sie, wie es immer und überall beim Piratenvolk der Brauch gewesen ist, ihre Beute ehrlich teilten. Denn wie später die Flibustier in Westindien und im Stillen Ozean, denen sie an Furchtbarkeit nicht nachstanden, hatten sie sich selbst die unbarmherzigsten Gesetze gegeben. Aber eben diese, die eiserne Zucht und die gewissenhafte Teilung der Beute machten sie fast unüberwindlich.

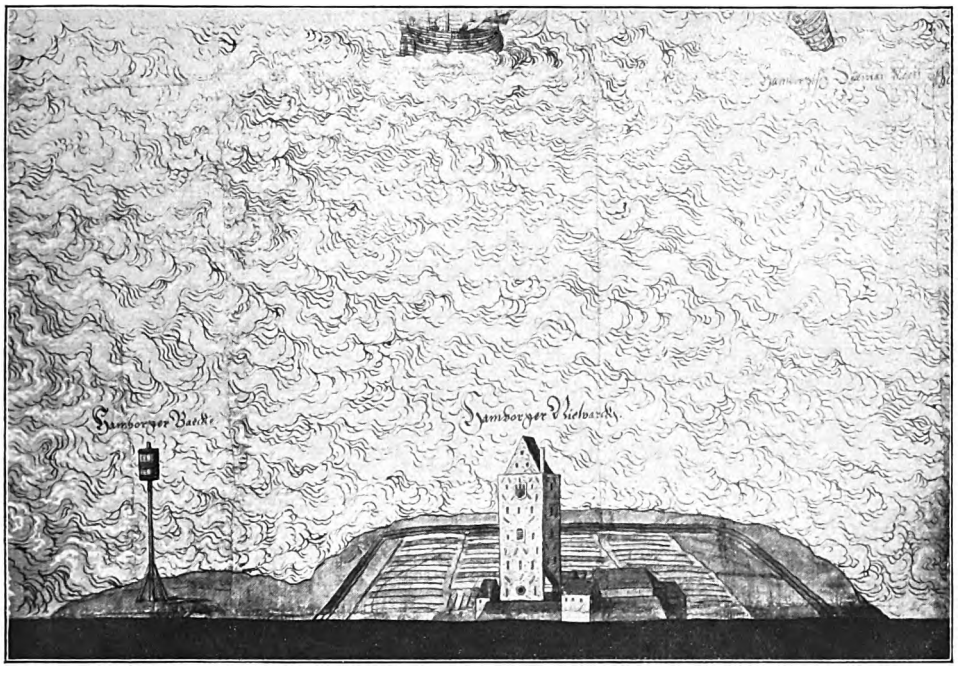
Dem Schiffsvolk der Kauffahrteischiffe, gleichgültig welcher Flagge, erstarrte Mark und Blut, wenn sie durch das Dunkel der Nacht, durch den Morgen- oder Abendnebel das Gellen der Befehlspfeifen von den Raubkoggen hörten, sich dann die hohen, breiten Schatten, über denen die schwarzen Wimpel wehten, Bord an Bord an die Kauffahrer heranschoben, die Feuerbrände und Enterhaken flogen, und an der Spitze des heulenden, johlenden Satansvolks die wilde Gestalt Störtebeckers oder Gödeke Michels auf das verlorene Handelsschiff niedersprang.

Um diese Zeit — es ist das Jahr 1390 — nennt die Geschichte wirklich neben dem obersten Führer der Vitalienbrüder, Gödeke Michels, zum ersten Male Störtebeckers Namen als den eines jungen Hauptmanns der Gleichebeuter. Von der Insel Gotland und der reichen Stadt Wisby, die sie sich zum Raubnest und Hauptquartier ausersehen hatten, schwärmten sie wie böse Wespen über die ganze Ostsee und wagten sich, was früher kaum geschehen war, auch durch den Sund in die Nordsee hinaus, so daß auch diese bald von Waffenlärm und Seeraub widerhallte.

Vergebens ergingen gemessene Befehle der Städte Wismar und Rostock und des mecklenburgischen Herzogs an ihre Freunde, die Schiffe der Verbündeten, also vor allem die hansischen zu schonen. Die Vitalienbrüder kümmerten sich um solche Mahnungen nicht.

Drehbarer Kran mit Antrieb durch Menschengewicht; zugleich Stadtbild eines Hafenortes. Aus einem niederländischen Kalender des 15. Jahrhunderts

Digitized by Google



Neuwerk vor Cuxhaven, wo Klaus Störtebecker gefangen genommen wurde
(Teilaufnahme aus Lorichs Elbkarte von 1568)

Wieder kam es so weit, daß man alle Handelsschiffahrt einstellen mußte, wollte man nicht alles verlieren. Aber auch darum scherten sich die Freibeuter nicht. Wurde die Beute auf den Meeren selten, dann warfen sie sich auf die Küstenstädte und Seeburgen, mordeten und raubten, brandschatzten Malmö und hausten grauenhaft im reichen Bergen, das damals unter dem „hansischen Kontor" ein Hauptplatz deutschen Handels war. Sie wagten sich selbst die Elbe bis Hamburg hinauf und häuften überall auf ihren Seezügen Schätze auf Schätze, die, waren sie auch nicht so unermeßlich wie die Phantasie des Volkes sie sich ausmalte, dennoch erstaunlich genug gewesen sein mögen.

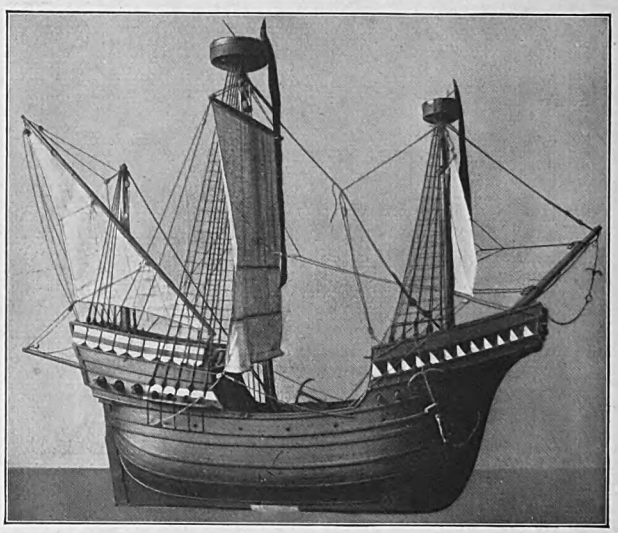
Manchmal freilich erreichte da und dort ein Raubschiff sein Schicksal. So, als eine Schar Gleichebeuter eine nach Stralsund heimsegelnde Handelskogge überfiel, im Kampf unterlag und an die hundert Seeräuber gefangen wurden. Da man sie noch fürchtete, wenn sie in Ketten lagen, so setzte man jeden Vitalienbruder zu leichterem und ungefährlicherem Transporte in eine leere Tonne, schlug dann den Deckel, in den man ein Loch geschnitten hatte, wieder darauf, so daß nur die Köpfe des Gesindels hervorsahen. Schichtete die Tonnen übereinander und fuhr diese greulich fluchende und jammernde Ladung gleich zu dem Richtplatz von Stralsund, wo der Henker den Tonnen samt und sonders die Köpfe abmähte. Aber was konnte das helfen! Für hundert Geköpfte lief dem Störtebecker und Gödeke die dreifache Zahl von Abenteurern zu. Ehe man die Führer nicht fing, konnte man dem Übel nicht steuern.

Wohl schleuderte selbst der Papst, als sie den Bischof von Strengnäs ausgeplündert und gefangen hatten, den Bannfluch gegen sie. Aber das scherte sie wenig. Sie stifteten, um den Himmel mit ihren Schandtaten zu versöhnen, mit geraubtem Gut eine ewige Messe zu Stockholm „Gott zum Lobe, zu Ehren des heiligen Kreuzes, der Jungfrau Maria und aller Heiligen", oder schenkten dem Stifte Verden kostbare Kirchenfenster und trieben es ärger als je.

Da gab nach endlosen Verhandlungen Margarete den König Albrecht frei, der sechs Jahre ihr Gefangener gewesen war. Als ihr nun durch die Kalmarische Union die Kronen Dänemarks, Schwedens und Norwegens wirklich zufielen, machte sie ihren Frieden mit den Städten. Damit ging den Vitalienbrüdern auch der letzte Schein von Rechtmäßigkeit verloren. Denn auch Wismar und Rostock und der Mecklenburger erklärten die Kaperbriefe für null und nichtig. Aber das betrübte die Gleichebeuter nicht. Denn nun waren sie ja erst wirklich „aller Welt Feinde".

Weil sie auch überall für vogelfrei erklärt wurden — was nichts daran änderte, daß Wismar und Rostock ihnen noch heimlich die Märkte zum Verkauf ihres Raubes öffneten —, einzelne Städte und der Hochmeister des deutschen Ordens ihnen gefährlich zu Leibe

Digitized by Google



Schiffsmodell. Um 1470. (Rekonstruktion)
Im Lübecker Museum

rückte, so dehnten sie ihre Seezüge in immer entferntere Gebiete aus. Zogen nach Rußland oder an die spanischen und französischen Küsten. Der mächtigste Haufe aber, mit ihnen die Piratenfürsten Gödeke, Störtebecker, Wichmann und der Magister Wigbold, ließen sich in Ostfriesland nieder, wo damals noch unzählige Häuptlinge über ein rauhes Volk als Herren saßen und einander in unaufhörlichen Fehden zerfleischten. In diesem friedlosen Gebiete, das ihnen mit seinen Küsten, Kanälen und vorgelagerten Inseln treffliche Schlupfwinkel bot, fanden sie gerade bei den mächtigsten Häuptlingen freundliche Aufnahme, weil der eine sie gegen den andern gebrauchen zu können glaubte. Schlösser und Burgen stellten ihnen die Friesenfürsten zur Verfügung. Noch heute wird da und dort eine Ruine gezeigt, von wo aus Störtebecker und Gödeke Michels gegen die hansischen Englandfahrer ausgezogen sind. Das wurde jetzt ihr einträglichstes Gewerbe, sich auf die Seestraßen zu werfen, die die deutschen Hansestädte mit Holland und England verbanden. Weil sie aber auch englische Schiffe nicht schonten, so glaubte Richard II., der wußte, wie einst Wismar und Rostock die Seeräuber beschützt hatten, alle diese Greueltaten geschähen im Einverständnisse mit der deutschen Hansa. Da gebot er, deren Schiffe aufzuheben, wo man sie fände.

Weil nun durch diesen Kaperkrieg, den die Städte natürlich mit dem gleichen Vorgehen beantworteten, ein wirklicher Krieg mit England drohte, es überdies glücklich so weit gekommen war, daß die Kauffahrer nur mehr dreimal im Jahre — zu Ostern, Pfingsten und Mariä Himmelfahrt — und dann nur zu ganzen Flotten gesammelt, aussegeln durften, so rüstete man endlich vor der Jahrhundertwende zahlreiche Friedeschiffe, um zuerst in der Ostsee mit der Ausrottung der Räuber zu beginnen. Während dort, seit der Hochmeister die Insel Gotland bezwungen, der Vernichtungskampf gegen die Piraten nicht allzu schwer wurde, trieben es diese gerade auf den großen Seestraßen in der Nordsee und vor allem vor den Toren Hamburgs immer ärger. Aus Furcht vor Holland und den Städten hatten die Friesenhäuptlinge die Freibeuter schließlich doch aus ihren Gebieten gewiesen. Da hatten sich die gefährlichsten, eben Störtebecker und Gödeke, unmittelbar vor Hamburg auf den Inseln Neuwerk und Helgoland eingenistet, von wo aus sie die Mündung der Elbe und mit ihr die mächtige Seestadt beherrschten.

Es war vermutlich im Frühjahr 1402, daß Hamburg den Ratsherrn Schocke und Simon von Utrecht mit einer kleinen Flotte von Friedeschiffen gegen die Piraten ausfahren ließ. An der Insel Neuwerk, wo ein Teil der Raubschiffe unter Störtebecker und Wichmann auf Kauffahrer lauerte und auch die herankommenden hamburgischen Kriegsschiffe für Handelskoggen hielt, kam es zum Kampfe.

Altes Stralsunder Haus des Ratsherrn und späteren Bürgermeisters Wulf Wulfram

Digitized by Google

Malefikanten am Pranger. Aus einem niederdeutschen Gemälde im Braunschweiger Museum

Furchtbar soll er gewesen sein. Denn diesmal kämpften die Piraten um ihre Köpfe. Siebzig Seeräuber, darunter Störtebecker und Wichmann, wurden gefangen und im Herbste 1402 zu Hamburg enthauptet. Bald darauf ereilte auch Gödeke und den Magister Wigbold das gleiche Schicksal. Die Köpfe der Seeräuber steckte man, wie es in jener rauhen Zeit noch der Brauch war, zur Warnung für ihre übrigen Spießgesellen am Ufer der Elbe auf Pfähle. Doch verging noch manches Jahr des neuen Jahrhunderts, bis das Raubvolk von der Nord- und Ostsee verschwand, und der Schiffshauptmann Bockelmann auf dem Fockmaste seiner großen Danziger Kriegskogge, dem „Mariendrachen", einen gewaltigen Besen hissen konnte, zum Zeichen, daß er die beiden Meere von den letzten Resten der Vitalienbrüder reingefegt.

*

Aus diesen bewegten Zeitläuften, aus dem Boden dieser jahrzehntelangen Kämpfe, Sorgen und Händel wuchs und wucherte die Störtebeckersage, die, wie es nach dem Volksempfinden nur natürlich ist, vor allem um die märchenhaften Schätze des Seeräuberfürsten und um seinen letzten Kampf ihre Kreise schwingt. Da das Volk ihn wie den Leibhaftigen fürchtete, ihn aber auch wegen seiner Kühnheit und deshalb bewunderte, weil er die großen Herren so gründlich ausplünderte, so wurde er der Menge Gott und Teufel zugleich. Weil sie aber ihre Helden auch so gerne als unbezwinglich hinstellt — deshalb die Legenden, die sich an verlorene Schlachten spinnen —, so läßt die Sage den Störtebecker nur durch eine List der Hamburger untergehen. In der ungewöhnlich finstern Nacht vor dem Kampfe am Neuwerk soll der Steuermann der gewaltigen Kriegskogge „die bunte Kuh" mit einem Boote sich unter das Heck von Störtebeckers Schiff geschlichen und geschmolzenes Blei in die Scheren des Ruders gegossen haben. Als dann der Morgen graute, sei das Admiralschiff der Piraten unbeweglich den Angriffen der Hamburger ausgesetzt gewesen. Aber selbst dann noch hätte in dem drei Tage währenden Kampfe Störtebeckers Tapferkeit beinahe den Sieg davongetragen.

So groß aber waren seine Schätze, daß er vor seinem Tode den Ratsherren anbot, er wolle, ließe man ihn frei, aus seinen versteckten Kostbarkeiten eine so gewaltige goldene Kette fertigen lassen, daß man mit ihr ganz Hamburg umspannen könnte. Die Ratsherren aber gingen auf diesen Handel nicht ein, sie ehrten nur die Tapferkeit des Piraten dadurch, daß sie ihm auf seinem Todeswege die Stadtpfeifer vorangehen ließen. Denn sie dachten, daß sich die Schätze wohl finden ließen. Was zum Teil auch geschah. Als man sein Schiff nach den Kostbarkeiten durchwühlte, soll ein Schiffszimmermann aus Zufall — oder vielleicht aus Wut,

Digitized by Google

Links: Medaille von Störtebecker. Entstanden um 1694 und entworfen nach dem falschen Kupferstich mit dem Porträt des Kaiserl. Hofnarren Kunz von der Rosen
Rechts: Rückseite der Störtebecker-Medaille mit der Ansicht Hamburgs um 1694

daß er nichts finden konnte — so gewaltig mit einem Beil an den Großmast geschlagen haben, daß er damit das Innere des Mastes freilegte, der von oben bis unten mit Gold ausgegossen war. Die Juwelen und Geschmeide, die goldenen Krüge und die vielen Kirchengeräte, die Störtebecker in Bergen und an der spanischen Küste erbeutet, fand man nicht. Sie liegen auf Rügen, auf dem Grunde einer tiefen Höhle in den Kreidefelsen, wo ein großer schwarzer Hund sie bewacht und jeden zerreißt, der sich den Schätzen zu nähern versucht.

Noch unzählige andere Orte verbindet die Sage mit Störtebeckers Namen. So stand nahe von Verden, wo man auch sein Wappen auf einem Kirchenfenster zeigte, bei Halsmühlen, das seinen Namen davon herleitet, daß dort die Piratenfürsten über ihr Schiffsvolk furchtbares Gericht zu halten pflegten, Störtebeckers Burg. Von einem verschwundenen Wachtturme bei Häven im Lübischen soll er in den Nächten die Schiffe durch ein trügerisches Leuchtfeuer getäuscht haben, so daß sie das Travemünder Feuer vor sich zu haben meinten, auf dem Strande scheiterten und in die Hände des Seeräubers fielen. Bei Schwabstädt in Schleswig aber liegt im Moore versenkt die goldene Ankerkette seines Schiffes, mit der er einst bei einem Gelage, das er mit seinen Spießgesellen hielt, den Platz ihres gottlosen Saufens und Prassens umfriedete. Wobei sie so plötzlich von Feinden überfallen wurden, daß sie die Kette nicht mehr mit sich fortschleppen konnten, sondern in die Sümpfe warfen.

Aus einem Teil der Piratenbeute, so weiß die Sage noch weiter zu berichten, wurde ein kronenähnlicher Schmuck für die Hamburger Nikolaikirche verfertigt. So sei wahr geworden, was das Störtebeckerlied, das doch gleichermaßen zum Lobe des Freibeuters wie zum Ruhme Hamburgs gesungen wurde, in seinem letzten Verse der Stadt, „der Bezwingerin der Piraten", preisend zurief:

Des magstu von golde eine krone tragen!

Links: Medaille mit Jean Baert. Entstanden um 1700
Rechts: Rückseite der Jean Baert-Medaille mit dem falschen Störtebecker-Bildnis

Digitized by Google

Jakob Imhofs Osterfahrt

Novelle von Leo von Meyenburg

Nun amtete Jakob Imhof bereits zehn Jahre an der öffentlichen Stadtbibliothek, als die Osterferien wieder angingen. Jakob Imhof verließ nach Erledigung der letzten Geschäfte den Lesesaal der Bibliothek und trat dem hellen Tag entgegen als freier Mensch, der über seine Zeit, seine Phantasie und seine Wünsche verfügt. Das Bewußtsein, sich zwei Stunden vor dem Mittagessen selbstherrlich und ungehemmt auf den Straßen bewegen zu können, entlockte seinem unterdrückten Innenleben einen Freudenschrei, den der Bücherparia indessen mit einem Großeleute-Lächeln zu unterdrücken sich verpflichtet fühlte. Das warme Licht des Morgens aber spiegelte ihm seine Glückhaftigkeit so überzeugend entgegen, daß sich Jakob Imhof immer tiefer in den Schoß dieser bestrickenden Tatsache gleiten ließ. Er wußte zwar noch nicht im einzelnen, wie er dieses plötzliche Glück am bewußtesten und gründlichsten auskosten würde, und ließ sich vorläufig auf den Straßen hintreiben wie ein Stück Papier, das am Ufer eines blauschattigen Baches entlangstreicht. Nach langer Zeit kam er wieder einmal mit dem wirklichen Leben in Berührung und erfuhr, daß elegante Schuhe nunmehr achtundvierzig Franken kosteten und, der neuesten Mode nach, spitz zuliefen, daß Panideal die neueste Tagesreligion sei, daß Charlie Chaplin seine Memoiren schreibe und ein amerikanischer Verlag ihm dafür dreißigtausend Dollar angeboten hatte. Als er aber in dieser Weise der Gegenwart wiederum in die Augen blickte, erwachte in ihm ein ungeahnter Drang nach Abenteuern, genau wie die Liebe erwacht, wenn man einer jungen Frau tief in die Augen schaut. Das Segel seiner Phantasie hatte sich plötzlich aufgebläht, als der frische Wind der Gegenwart nach langer Stille wieder hineinblies. Plötzlich aber blieb Jakob Imhof vor einem Haarschneidegeschäft stehn und blickte ängstlich ins Schaufenster hinein, denn es war ihm eingefallen, seine Lebensjahre nachzuzählen. Jakob Imhof war dabei auf neununddreißig Jahre gekommen, worüber er zunächst leise erschrak. Sein Spiegelbild im Schaufenster des Haarschneiders aber flößte ihm trotz allem wieder Mut ein und überzeugte ihn, daß seine Begierde nach abenteuerlichem Geschehn durchaus noch gerechtfertigt sei. Er hatte bisher nur schüchtern an der Poesie des Lebens genascht, einem Knaben gleich, der die geschenkte Schokolade lange Zeit aufbewahrt und möglichst sparsam mit seinem Glück umgeht.

Jakob Imhof hatte sich vorgenommen, seine Ferien im Tessin zu verbringen, und nun war der Augenblick da, umduftet von anregender Abenteuerlust, jener heiligen Triebfeder, die den Menschen so weit emporhebt, als es ihm seine Talente erlauben, in den Himmel sogar, wenn er den Mut hat, ihnen die Zügel nach dieser Richtung schießen zu lassen.

Jakob Imhof war mit seinem Lustgefühl allmählich dem See entgegengelaufen, der sich nun vor ihm ausbreitete wie ein Märchenteich vor einer sanften Landschaft. Hier ließ sich der Müßiggänger im Biergarten einer kleinen Insel nieder, die am Ausgang des Sees aus dem grünen Flusse ragte. Hier wollte er sein Glück überdenken und gewissermaßen die geistigen Vorkehrungen treffen, die ihn einem möglichst glückseligen Genießen entgegenführen sollten. Er bestellte sich ein Glas Bier, verschenkte seine Gedanken an den sonnigen Tag, entdeckte den Horizont der luftblauen Berge, die sanften, silbernen Hügel, die zu jener blauaufgetürmten Beschaulichkeit hinwallten und zwischen den dicken Kastanienbäumen des Biergartens wie durchsichtige Aquarelle schimmerten. Die Berge erzitterten in stiller Ekstase hinter ihren blauen Schleiern; ein Zug eilte am Secufer entlang, dem Gotthard entgegen, dem Tore des südlichen Paradieses, und Jakob Imhof erschrak in leiser Freude beim Gedanken, daß er selbst am nächsten Morgen durch den Gotthard hindurch in jenes romantische Eden hinuntergleiten würde, bis unter die rosigen Pfirsichbäume und die seraphischen Mandelblüten. Er wunderte sich dabei über sich selbst; denn tags zuvor hätte er diese plötzliche verjüngende Verliebtheit nicht erträumt. ‚Die asketische Arbeit des Intellektes entfärbt die Seele und betäubt die sinnliche Empfindsamkeit,' dachte er in sich hinein. Das junge Licht legte einen warmen Farbenflaum auf die Dinge der Welt und ließ seinen Optimismus durch die noch blätterlosen Äste der Bäume hindurch auf die graue Platte des Biergartentisches schimmern. Etwas sproß aus dem Alltag hervor und verklärte Jakob Imhofs Seele und seine Gelehrsamkeit zugleich; diese gestaltete sich in ihm mit prunkhafter Üppigkeit und stimmte ihn heroisch wie ein mythologisches Deckenfresko. Jakob Imhof empfand an jenem Morgen die

Digitized by Google

Poesie des Daseins, jene allgemeine Verliebtheit und beglückende Sehnsucht, welche die Männerseele nach dem begnadeten Erlebnis des weiblichen Mysteriums hintreibt. Die sanfte Landschaft aber leuchtete in seine Seele hinein wie die blauen Miniaturhügel durch die Fenster flämischer Heiligenmaler.

Die Begeisterung trieb ihn plötzlich aus dem menschenleeren Biergarten zurück in die Stadt, vor die anregende Gegenwart der Kaufläden hin, vor ihre gläsernen Wunderfenster, hinter denen sich das Leben in allerhand abenteuerlichen Gegenständen begehrenswert gestaltet. Die Neuheit der Dinge, der glanzvolle Aufputz ihrer Ausstellung hatte für den Beamten des Intellektes etwas seltsam Verlockendes. So blieb er nach langer Zeit wieder vor einem Damengeschäft stehn. Die verliebte Süße, mit der ihn die silberne Landschaft erfüllt hatte, wurde vor diesem Schaufenster zu einer frohlockenden Abenteuerlust. Seit einer Stunde sehnte sich seine Phantasie nach der weiblichen Wärme des Lebens; der Farbenflaum der Natur und die Gegenstände, die an die Frau erinnerten, waren das harrende Frühlingsahnen jener Weiblichkeit, nach der sich der Mann auf allerhand Umwegen sein Leben hindurch sehnt. Die Ungebundenheit und das Morgenlicht, die Sympathie der Erde eröffneten ihm ein verlorengegangenes Paradies, und der Tessin erschien ihm plötzlich als das gelobte Land der süßesten Erfüllungen. In diesem Augenblick gestand sich Jakob Imhof, daß er wieder einmal glücklich sein und sein dürres Leben in Verliebtheit wieder aufblühn lassen möchte. Er hatte die Frauen auf der Straße mit stiller Bewunderung gemustert und forschte jetzt in seinen Erinnerungen nach bekannten Mädchen- und Frauengesichtern; denn er war des Abenteuers zu unkundig, als daß er sich in neue Eroberungsversuche gewagt hätte. Plötzlich aber bedrückte ihn ein Gedanke, bedrückte ihn zunächst, umwarb ihn aber bald mit wohltuender Vertraulichkeit. Jakob Imhof war verheiratet; er war verheiratet wie ein Uhrzeiger mit seinem Zifferblatt, wie ein Nähfaden mit seiner Nähnadel. Und während sich seine schüchterne Phantasie an bekannte Frauengesichter anzulehnen trachtete, da hatte er mit einemmal an seine Frau denken müssen, an der er nun seit Jahren vorbeilebte, wie man an Dingen vorbeilebt, an deren ständige Gegenwart man sich allzusehr gewöhnt hat. Es war Jakob Imhof, als sähe er seine Frau nach Jahren wieder bewußt vor sich. Er schaute ihr Bild in seiner Seele wieder, und es schien wiederum nach langem, grauem Winter zu frühlingshafter Verliebtheit zu erwachen. Und Jakob Imhof klammerte sich an dieses neuerwachte Bild und legte um das Bild den Rahmen seiner süßesten Erinnerungen. Zugleich hatte er das Gefühl, die lange Zeit hindurch ein besonderes Lebensglück versäumt zu haben. Die Sorgen des Intellektes sind gebieterisch und die Maschine des Lebens erstickt mit ihnen die Wunschkraft der Gefühle, wenn man die Seele nicht mit List gegen sie verteidigt. Jakob Imhof ging diesem Gedanken nach, und eine besondere Lebensweisheit schien sich ihm in diesem Augenblick zu offenbaren.

Noch immer stand Jakob Imhof vor dem Schaufenster des Damengeschäftes und betrachtete nun seine Auslage mit besonderer Aufmerksamkeit. In seiner plötzlichen Verliebtheit hätte er seiner Frau alle jene Schätze am liebsten vor die Füße gelegt; er hätte seine Frau schmücken mögen und wünschte sie sich nach langer Zeit wieder einmal mit besonderer Anmut und begehrenswerter Schönheit angetan. In dieser idealisierenden Begeisterung trat er plötzlich in den Laden und warf begehrende Blicke auf die Gegenstände, die sich in den Glasschränken wie aufgestapelte Verheißungen bereithielten. Da blieb sein Blick an einer seidenen Handtasche haften, die er sich von einer devoten Verkäuferin zeigen und anpreisen ließ. Er nahm die bauschige Zierlichkeit in seine Hände, betastete sie, öffnete sie, als enthielte sie allerhand geheimnisvolle Glücksmittel. Schließlich entschloß er sich zum Ankauf jener Tasche, deren Seide ihm besonders üppig und verführerisch gefüttert erschien. Dann verließ er den Laden mit dem Gefühl, das vielversprechende Pfand eines kommenden Glückes erstanden zu haben. Mit diesem neuerwachten Frühlingsgefühl eilte er nach Hause.

Kurz vor seiner Wohnung aber hielt Jakob Imhof plötzlich in seiner Eile inne; er blieb sogar einen Augenblick auf offener Straße stehn, schien sich etwas zu überlegen und steckte mit einemmal das Paketchen in die innere Seitentasche seines Überziehers. Eine seltsame Scheu hatte ihn ergriffen; es schien ihm plötzlich unmöglich, seiner Frau das Pfand seiner unerwarteten Verliebtheit so ohne weiteres zu überreichen. Nun er vor seiner Wohnung stand, befiel ihn sogar ein leiser Zweifel darüber, ob seine Frau seine ungewöhnliche Aufmerksamkeit, die keine äußeren Umstände rechtfertigten, nicht als eine inhaltlose, komische Laune auffassen würde. Er schob das kleine Paket tief in die Seitentasche des Überziehers und dachte in sich hinein: ‚Vielleicht werde ich ihr sogar lächerlich vorkommen.' Er fühlte, daß er jedenfalls den Weg erst vorbereiten und einen

Digitized by Google

geeigneten Vorwand finden müsse. Nun steckte er den Schlüssel in das Schlüsselloch der Wohnungstüre und trat ein. Als er sich dann im Vorzimmer seines Hutes und seines Überziehers entledigt hatte, trat er mit knabenhafter Bangigkeit in sein Arbeitszimmer. Die Verbindungstüre zum Eßzimmer stand offen. Da erblickte Jakob Imhof seine Frau, die gerade mit der stummen Geschäftigkeit einer pflichtgeübten Hausfrau den Mittagstisch richtete. Sie hatte in diesem Augenblick die untere Türe des Anrichtetisches geöffnet und suchte in ermüdender Kniebeuge nach einer Schüssel, die sie nicht gerade fand, weswegen sie einen stillverzweifelten Seufzer ausstieß; es war, als wollte sie die verlorengegangene Zeit mit diesem Seufzer wenigstens ausgefüllt wissen. Jakob Imhof aber fühlte seine Seele auf einmal mit der ganzen Last dieses Seufzers beschwert. Er wagte sich nicht aus seinem Zimmer und verdrängte sein inneres Verlangen nach Glück. Im Augenblick, als er die seidene Handtasche kaufte, hatte er geglaubt, daß seine Frau zu jeder Zeit bereit sein würde, ihn, den Beglückten, zu empfangen; denn der Mann hält seinen Seligkeitsdrang für ein Geschenk, das die Frau jederzeit beglückt aus seiner Hand entgegennehmen wird. Nun aber tauchte hinter seiner seligen Verliebtheit der enttäuschende Schatten eines Schuldgefühls auf, wie der Schatten, den das Purgatorium auf die Hinterwand des Paradieses wirft. Und Jakob Imhof starrte die Frau an, die unter der Bürde des Haushaltes zu einem stummen, flickenden, rechnenden und eilenden Wesen zusammengeschrumpft war. Bei diesem Anblick kam ihm sein Glücksgefühl vor wie ein frivoler Luxus, den er sich in einem launischen Augenblick gerne geleistet hätte. Dann wehrte er sich plötzlich wieder gegen diesen Gedanken, machte sich in seinem Arbeitszimmer zu schaffen, verstellte ziellos Bücher und horchte dabei alle Schritte seiner Frau ab, die vom Eßzimmer zur Küche, von der Küche zum Eßzimmer und wiederum zur Küche eilte. Er hörte Kartoffeln zischend in eine Bratpfanne fallen, worauf die Stimme seiner Frau ertönte: „Bist du da?“ erschallte es von der Küche her.

Die plötzlich laut gewordene Stimme seiner Frau entriß ihn einer merkwürdigen, halb glückseligen, halb wehmütigen Stimmung. Er antwortete „ja“ und ging ins Eßzimmer hinüber, wo bereits eine Speise auf dem Tische stand und einen Kohlgeruch im Zimmer verbreitete, während Frau Imhof wiederum einen raschen Sprung in die Küche tat. Als sie dann wieder mit einem Salzfäßchen ins Zimmer trat, sah sie ihren Mann verträumt hinter seinem Stuhle stehn und meinte zu ihm: „So fang nur immer an, du mußt essen, wenn du noch alles besorgen willst und morgen schon mit dem ersten Schnellzug fährst.“ Kaum hatte sie dies gesagt, als sie wieder in die Küche hinausschoß, um das Weitere zu überwachen.

Jakob Imhof setzte sich langsam an den Tisch, bediente sich und sah der hellen Sonne zu, wie sie scheu und lautlos durchs Fenster sickerte und das Zimmer mit ihrem Glanze vergolden wollte.

Schließlich kam Frau Imhof von der Küche zurück, stellte eine Platte auf den Tisch, setzte sich an ihren Platz, legte die Arme eine Weile auf den Tisch, als hätte sie diese müden Glieder auf eine Weile los sein mögen, zog dann noch eine lockere Haarsträhne zurecht und starrte das Essen an.

„So iß doch,“ meinte Jakob Imhof zu ihr; denn er erwartete mit Ungeduld den Augenblick, an welchem er seiner Frau gegenübersitzen und ihr gewissermaßen in der gemeinschaftlichen Betätigung des Essens begegnen würde. Er suchte ihre Augen, die immer noch abwesend auf den Tisch starrten; da wollte er sie ermuntern, aber es lag etwas Ungeduldiges in seiner Stimme, und Frau Imhof ließ sich nicht das leiseste Lächeln entlocken; sie ahnte nicht, mit welchen Erwartungen ihr Mann ihr gegenübersaß. Ihr Gesicht behielt drum das erloschene Aussehn des Alltags, der so grau ist, wie die Leinwand auf der Rückseite der Theaterkulissen. Jakob Imhof betrachtete mit einer gewissen Bangigkeit jenes lichtlose Gesicht, aus welchem der Alltag langsam jede Anmut, jede lächelnde Verträumtheit, jeden Lichtstrahl begehrender Süße ausgewischt hatte. Frau Imhof richtete sich indessen auf, bediente sich und fragte dann plötzlich: „Um wieviel Uhr fährt dein Zug morgen?“

Jakob Imhof erschrak vor dieser unerwarteten Frage; sie berührte ihn peinlich, und ehe er es sich versah, hatte er zur Antwort gegeben: „Ich glaube, ich werde morgen überhaupt nicht fahren.“

Die Frau sah ihn besorgt an, denn Hausfrauen schließen aus entmutigten Äußerungen ihrer Männer gewöhnlich auf irgendein physisches Unwohlsein.

„Aber warum auf einmal nicht?“ fuhr sie auf. „Das sieht dir wieder ähnlich; es wäre Unsinn nicht zu fahren; du brauchst Ferien, siehst schlecht genug aus; die Luft dort wird dir gut tun.“

„Ich sage nicht, daß ich überhaupt nicht fahren will,“ wandte Jakob Imhof beruhigend ein; „jedenfalls sehe ich nicht schlecht aus,“ fügte er etwas enttäuscht hinzu

Digitized by Google

und dachte dabei an den Haarschneideladen.

„Nun, wenn du schon fahren willst, so nütze die Zeit aus und fahre so schnell als möglich," erwiderte die Frau und begann schneller zu essen. „Außerdem habe ich für morgen früh schon die Putzfrau bestellt und will dein Arbeitszimmer gründlich reinemachen; wenn du da bist, komme ich ja doch schlecht dazu."

Die Frau hielt die plötzliche Sinnesänderung ihres Mannes für ein Zeichen besonderer Müdigkeit und bestand in so aufdringlicher Weise auf seine sofortige Abreise, daß Jakob Imhof ihrem Willen keinen weiteren Widerstand entgegensetzte. Frau Imhof fügte noch etliches über Haushalt und Putzfrau hinzu, und Jakob Imhof ließ sich von der unerbittlichen Vernunft seines Haushaltes vollends einschüchtern. Er kam sich nunmehr vor wie eine verspätete Apfelblüte an einem ausgereiften Baum oder wie einer, der im vierten Akt noch einmal den Prolog sprechen möchte. Seine schwangere Phantasie ließ sich vom Alltag zurechtweisen und erblaßte hinter einem schüchternen Hoffen auf einen wohlwollenden Einfall der Zukunft.

*

Am folgenden Tag fuhr Jakob Imhof in der Frühe den Gotthard hinauf. Bis Göschenen träumte er an seiner Vergangenheit herum und spürte jene seltsame Bangigkeit, welche die Schüchternen empfinden, wenn sie aus ihrem Unbewußten heraus ihre Gedanken wie Weinranken nach einer warmen Lebensmauer ausstrecken. Schneehalden, die eine kühle, mystische Frühlingssonne verklärte, leuchteten seiner stummen Sehnsucht entgegen und hoben sie gegen das abstrakte Blau, welches diesseits des Gotthards über Menschen und Bergen steht. Dann war es plötzlich dunkel geworden; der Gotthardtunnel, jene Scheidewand zwischen Nord und Süd, zwischen Purgatorium und Paradies, war überwunden.

In Airolo war der Himmel über den warmen Erdfarben bereits verheißungsvoller geworden. Jakob Imhof hatte während des Aufenthaltes den Wagen auf einige Minuten verlassen; ihm war, als sei ihm mit einemmal ein Alb von seiner Brust genommen; er pfiff ein italienisches Lied, das er während der Grenzbesetzung gelernt hatte. Dann war der Zug sanft ins gelobte Land hinuntergeglitten.

In Locarno waren die Straßen weiß vom Staub; Jakob Imhof betrat ihn wie einen weichen Teppich, den die Sonne erwärmte. Die Sonne stand darüber, ein verzückter Priester in glänzendem Ornat, und schmückte die kleinen Balkone mit hellgrauen Schatten.

Hinter der Stadt wuchs der beschauliche Berghang, auf welchem die begnadete Anmut ihr Frühlingsmysterium feierte. Die blühenden Pfirsichbäume standen in einer Rosawolke und neben ihnen die Mandelblüten in einer weißen Wolke, und diese einander verlobten Wolken schwebten über sanftgrünen Grasteppichen, und die Erde war violett wie der verliebte Blick der Veilchen. Alles war anmutig, ohne bewußten Ehrgeiz und finstere Eifersucht. Es war das Mysterium der Anmut, von dem der Nordländer jenseits des Gotthards hinter dem Riegel seiner empfindsamen Seele träumt, während er sich von der Welt und ihrem Alltag abkehrt, weil sie ihm nicht die Süße jenes südlichen Zaubers geben will.

Jakob Imhof hatte sich in einer kleinen Familienpension eingemietet, die eine verarmte italienische Generalstochter seit Jahren leitete. Sie war ein liebenswürdiges, zusammengeschrumpftes Wesen von siebzig Jahren, und von der ursprünglich hübschen Frau waren nur noch eine große, scharfe Nase und ein Paar vornehme, braune Augen übriggeblieben. Sie huschte in ihrem schwarzen, wollenen Kleid schattenhaft hinter den Gästen her, entschuldigte sich immer und trug an ihrem schwarzen Kragen ein goldenes Medaillon, in dessen Oval sich die ganze Würde ihrer Familie zurückgezogen hatte. An der Sonne, neben dem Kamelienstrauch las ein alter Zürcher Gymnasiallehrer italienische Novellen; aus den Ärmeln seines pädagogischen Gehrockes ragten feste Bauernhände hervor, die den italienischen Novellenband hie und da fahren ließen und die Bäume streichelten, als sei ihnen der italienische Novellenband zu glatt und als sehnten sie sich zurück zur rauhen Baumrinde, welche die Hände der Väter betasteten. Als Gäste waren noch anwesend ein junges Ehe- und jüdisch-russisches Kommunistenpaar, welches Weltrevolution und Kunstgeschichte trieb. Beide waren ebenso belesen als kinderlos und sprachen immer sehr aufgeregt über anständige und unanständige Menschen mit der geschäftigen Wichtigkeit eines Handelsreisenden, der für die Marke „Anständigkeit" gereist wäre. Dieses Menschenpaar nahm sich in jener lateinischen Landschaft aus wie ein moralpathetisches Revolutionsmelodrama, das sich aus Versehn in ein maliziöses Goldoni-Theater verirrt hätte.

Jakob Imhof nahm am Tischgespräch der Gäste keinen sehr regen Anteil; er war von seiner privatidyllischen Stimmung so sehr

Digitized by Google

in Anspruch genommen, daß er sich vorläufig selbst genügte; er reichte die Platten mit etwas übertriebener Höflichkeit weiter und ging außerhalb der Mahlzeiten sehr viel spazieren. Ihm gegenüber aber saß bei Tisch eine schlanke Witwe aus Airolo, die ihre noch fast mädchenhafte Anmut durch den Kanton spazieren führte. Sie war das einzige graziöse Wesen in der Pension und ging an den anderen vorbei wie ein unverstandener Luxusartikel. Nur die liebenswürdige Pensionsdame hatte ein stilles Lächeln verständnisvollen Mitgefühls für sie übrig und bedauerte, einer so zierlichen Pensionärin keine galanteren Gäste bieten zu können. Der Zürcher Gymnasiallehrer rieb seine Knie in ihrer Gegenwart mit breit lächelnder Verlegenheit. Die russische Kommunistin betrachtete die Signora bei Tisch mit halb verachtender, halb bewundernder Aufmerksamkeit aus dem Hinterhalt ihres belesenen Zwickers, während sich ihr Gatte vor dieser tessinischen Grazie hie und da seiner Höflichkeit erinnerte, die er als kleines Andenken aus Paris mitgenommen hatte.

Jakob Imhof sprach zwar wenig mit ihr, aber er betete sie an. Wenn er Signora zu ihr sagte, war ihm, als empfinge er das Gnadengeschenk des „dolce stil nuovo." Dazu fühlte er sich den anderen Gästen gegenüber besonders bevorzugt, denn sein Zimmer lag gerade neben dem Zimmer der Signora. Die anderen genossen ihre Gegenwart nur bei Tisch, er hingegen stand gewissermaßen mit der Signora in geheimnisvoller Verbindung; ihm allein gehörten alle Geräusche ihres Zimmers, die er jeden Abend und jeden Morgen mit aufgeregtem Herzen ablauschte.

Jakob Imhof hatte bereits zwölf Tage seiner Ferien in beschaulicher Anbetung und stummer Andacht zugebracht, als er sich eines Abends nach dem Essen auf seinen Balkon in die Nacht hinausgesetzt hatte und einem Gedanken nachhing, den er seit seiner Ankunft in seinem Unterbewußtsein mit sich herumtrug.

‚Eigentlich gibt es zweierlei geistige Abenteurer oder Gottsucher, wie man gerne bei uns sagt; diejenigen, die sich selbst mit dem Göttlichen verwechseln, die Wirklichkeit der Dinge verachten und sich bei ihrer Flucht nach Gott hin selbst begegnen, wie der Geizhals von Molière den Dieb zu haschen glaubt, während er sein eigenes Handgelenk erwischt. Diese sind eher nördlich der Alpen zu Hause und leben sozusagen nur in einer Dimension. Die anderen findet man in Gegenden, in denen die Menschen, wie ihre Architektur, in drei Dimensionen leben, die himmlische Jungfrau zu einer irdischen Nobildonna und die irdische Beatrice zu einer Himmelskönigin gemacht haben.'

Die Signora, deren Bild er in seiner Seele trug, bildete den verlockenden Kern dieser neuen Weisheit, und als sie Jakob Imhof ausgedacht hatte, griff er plötzlich in die Seitentasche seines Überziehers, den er seit seiner Ankunft zum erstenmal wieder der Nachtkühle wegen angezogen hatte. Das seidene Handtäschchen befand sich immer noch in jenem Versteck, aus welchem es sich nördlich der Alpen nicht herausgewagt hatte. Jakob Imhof zog es nun im Schoße der besternten Nacht hervor; geheimnisvoll erregt entfaltete er das seidene Papier, in das es eingewickelt war, und nahm das Täschchen in seine Hände; er fuhr kosend darüber, spürte eine weiche Anmut und versenkte sich in die Holdseligkeit des Augenblicks. Er hielt das seidene Handtäschchen in seinen Händen und sah nun über die Palme des Gartens hinweg, die bis zu seinem Balkone hinaufreichte; er sah hinweg über die Schatten der Häuser, die in ihren Gärten standen wie erleuchtete Villen beschaulichen Menschenglückes. Dabei schien ihm die Nacht ein süßes Band der Gemeinschaft zwischen ihm und der Signora zu weben, und der weibliche Gegenstand, den er in seinen Händen hielt, mutete ihn an wie ein feierliches Geschenk, das seine abenteuerlichen Träume der zierlichen Tessinerin zudachten. Diese aber schien ihm gewöhnlichen Menschen gegenüber mit einem besonderen Privileg ausgestattet, dem Privileg porträtierter Frauen, welche die Kunst in einen Zustand unveränderlich schöner Pose versetzt hat. Er hätte es mit wortloser Selbstverständlichkeit hingenommen, wenn die Signora plötzlich aus der Nacht auf seinen Balkon hingetreten wäre, sich in stillem Einverständnis neben ihn hingesetzt und sich ohne Prolog seiner stummen Inbrunst ergeben hätte. Es würde ihn nicht überrascht haben, wenn sie seine Liebe mit entzücktem Lächeln und zugleich das Handtäschchen als Pfand dieser Liebe aus seiner Hand entgegengenommen hätte.

Hemmungslos stiegen in ihm die prunkvollsten Bilder auf, wie denn die Schüchternen in ihren Träumen die verwegensten Abenteuer erleben; in weiser Erkenntnis ihrer Schwäche schalten sie zuvor jeden Gedanken der Verwirklichung aus, der ihrer Phantasie ein grausam empfundener Hemmschuh wäre.

Als Jakob Imhof nun seinen Traum von seinem Balkone aus in den tessinischen Nachthimmel hinaufbaute, ging im Nebenzimmer plötzlich das elektrische Licht an und warf

Digitized by Google

einen gelben Schein auf den Balkon der Signora, der dicht neben demjenigen Jakob Imhofs wie eine Loge neben einer anderen Loge in die Nacht hinausragte. Jakob Imhof, der in völliges Dunkel gehüllt war, erschrak.

Im gleichen Augenblick knarrte die Balkontüre der Signora und die tessinische Grazie trat in die Nacht, blieb in Andacht vor dem Ufer des Sternenmeeres stehn und atmete die Frühlingsdüfte ein. Als die Signora aber in Wirklichkeit vor Jakob Imhofs Augen hingetreten war, da schien diesem plötzlich, als sei der kleine Zwischenraum zwischen seinem Balkon und ihrem Balkon zu einem unüberbrückbaren Abgrund angewachsen, der die Welt des Traumes von der Welt der Verwirklichung trennte; sein Balkon aber war die Welt des Traumes und ihr Balkon die Welt der Verwirklichungen. Vor dem wirklichen Balkon nun, auf dem die wirkliche Signora stand, erloschen plötzlich die Bilder seiner Träume und ließen nur noch eine scheue Bangigkeit zurück. Jakob Imhof fühlte, daß er in eine unsichere Verwirrung geraten wäre, wenn ihn die wirkliche Signora mit vernehmbarer Stimme jetzt veranlaßt hätte, seine abenteuerlichen Gedanken laut vorzutragen. So blieb er denn halb entzückt, halb wehmütig eingeschüchtert in seiner dunkeln Ecke sitzen und wagte kein Geräusch, das der Nachbarin seine Gegenwart hätte verraten können. Ihre Gegenwärtigkeit indessen erfüllte ihn allmählich mit einer beruhigenden Seligkeit, die er nun wie eine vom Himmel heruntergestiegene Ewigkeit genoß. Dann kam plötzlich das Unerwartete, das entsetzliche Ereignis, an welchem offenbar wurde, daß diese Ewigkeit keine Unendlichkeit, sondern nur ein kurzer Augenblick gewesen war. Die Signora ließ mit einemmal die Sterne fahren, kehrte der Nacht den Rücken und verschwand wieder in ihrem Zimmer. Darauf folgte dann noch jenes grausame Geräusch einer brutalen Balkontüre, die sich endgültig schloß.

Jakob Imhof blieb noch einen Augenblick mit einem Restchen Hoffnung auf seinem verstummten Balkon sitzen. Dann fühlte er allmählich die Wehmut der Einsamkeit sein Herz überfluten, flüchtete sich vor ihr in sein helles Zimmer und setzte sich in den alten italienischen Familiensessel, der in seinen alten Tagen hier noch Pensionsdienste leisten mußte. Von diesem Sessel aus lauschte Jakob Imhof dem Nebenzimmer alle Geräusche ab, bis schließlich eine völlige Stille eintrat; dann schaute er noch einmal zum anderen Balkon hinüber und stellte fest, daß dieser in völliges Dunkel gehüllt war. Jetzt erst legte Jakob Imhof die seidene Handtasche, die er immer noch in seinen Händen hielt, auf den Tisch und zählte alle berühmten Abenteurer der Weltgeschichte auf, die er kannte; er verspürte vor ihnen eine neidische Hochachtung und dachte bei sich: ‚Es waren Aktivisten, wie man gerne bei uns sagt; was man aber gerne sagt, ist man gewöhnlich nicht.'

Dann machte sich Jakob Imhof bittere Vorwürfe, daß er das Abenteuer nicht gewagt hatte und an der Poesie des Lebens vorbeigegangen war. ‚Ich hätte sie ansprechen und ihr die Handtasche schenken sollen,' dachte er bei sich.

Seine ganz unbefriedigte Sehnsucht aber quälte ihn weiter; er hätte ein zartes Wesen in seine Arme schließen mögen, sich irgendwo ans Leben anschmiegen und eine sympathische Ergänzung seines Selbst finden wollen. Da flüchtete er sich in die Erinnerung an die einzige Frau, die er hätte in diesem Augenblick ohne abenteuerliche Vorbereitung, ohne jede vorausgegangene Eroberung umarmen können.

Sein Verlangen suchte in dieser Erinnerung einen willigen Gegenstand und Jakob Imhof umwarb das Bild seiner Frau mit den Gefühlen, die die Tessinerin in ihm wachgerufen hatte; er bekleidete seine Frau mit den Reizen jener Tessinerin, und so geschah es, daß ihn das Verlangen nach der Signora seiner Frau entgegenführte; er trat mit ihr ins Zwiegespräch, ergriff Feder und Papier und schrieb ihr einen Brief, in welchem er die Worte „seraphische Mandelblüten" brauchte. Während er aber den Brief schrieb, verklärte sich das Bild seiner Frau im Verlangen nach jener anderen, die nun im Nebenzimmer in festem Schlummer lag.

Und als er den Brief zu Ende geschrieben hatte, schöpfte er in dem Gedanken neue Hoffnung, daß er die Signora am nächsten Morgen beim Frühstück wieder sehn würde.

★

Als Jakob Imhof am folgenden Tag erwachte, lag der Brief immer noch neben der seidenen Handtasche auf dem Tisch. Er verwandte an jenem Morgen eine besondere Sorgfalt auf seine Toilette und erschien deshalb beim Frühstück später als gewöhnlich. Beim Frühstück aber erfuhr er vom Dienstmädchen, daß die Signora bereits am frühen Morgen abgereist war. Diese gänzlich unerwartete Nachricht erwürgte mit einemmal seine ganze Phantasie und wirkte auf ihn wie ein Keulenschlag, den ihm die Wirklich-

Digitized by Google

keit versetzt hätte. Er frühstückte nur halb und stieg wieder in sein Zimmer hinauf zu seinem Brief und der seidenen Handtasche, den einzigen Gegenständen, die am Vorabend mit in jenen seligen Traum hineingezogen worden waren und daher gewissermaßen den Duft der Signora an sich trugen. Jakob Imhof steckte den Brief in seine Tasche und pfiff das italienische Lied, als wolle er noch retten, was zu retten war, eilte zur Post und verschickte den poetischen Brief an seine Frau.

*

Drei Tage nach jenem Ereignis waren seine Ferien zu Ende. Er fuhr den Gotthard wieder hinauf und wieder hinunter, der Stadt zu, vor welcher die Berge in blauer Sehnsucht leuchten, wenn der Himmel sein graues Auge auftut und sich nach Farbe sehnt.

Es war noch früh am Nachmittag, als Jakob Imhof sein Endziel erreichte. Er stieg langsam zu seiner Wohnung hinauf und als er in sein Vorzimmer eintrat, erblickte er einen gebückten Schatten in der Dunkelheit des Raumes; der gebückte Schatten aber war seine Frau, die im Vorraum gerade Wäsche nachzählte. Sie empfing ihn mit einem ungewohnten Lächeln, das aber die müden Falten um den Mund deutlicher werden ließ; denn dem Alltag stehn zum Lächeln nur die Falten zur Verfügung, die das Sorgen und Ermüdetsein in sein Gesicht gepreßt haben. Schon aber war Frau Imhof in die Küche geeilt, um ihrem Mann etwas Warmes zuzubereiten. Unterdessen war Jakob Imhof in sein Arbeitszimmer getreten und starrte Bücher und Schreibtisch an; es war aber, als ob ihn Bücher und Schreibtisch nicht wieder erkannten; sie schienen in seiner Abwesenheit gestorben zu sein. Im Nebenzimmer deckte Frau Imhof den Tisch und eilte wieder von der Küche zum Eßzimmer und vom Eßzimmer zur Küche. Zwischen zwei eilenden Gängen aber fragte sie ihren Mann, ob er immer schönes Wetter gehabt habe; er aber konnte ihr schon keine Antwort mehr geben, denn Frau Imhof war bereits wieder in der Küche verschwunden.

Dann erschien sie plötzlich wieder und meinte mit jenem ungewohnten Lächeln um den Mund: „Jedenfalls scheint dich die Gegend dort poetisch angehaucht zu haben."

Das Wort „poetisch" schien sie sogar einen Augenblick zu nachdenklichem Stillestehn gezwungen zu haben. Aber sie faßte sich im folgenden Augenblick und eilte wieder zur Küche hinaus.

Jakob Imhof fühlte, daß in diesem Lächeln eine Anspielung auf seinen poetischen Brief gelegen hatte, was ihn plötzlich unangenehm berührte. Er errötete in seinem Inneren und kam sich kindisch vor; er verstand auf einmal nicht mehr, wie er sich in seiner Laune so weit hatte hinreißen lassen können; und jetzt da er wiederum vor seinem Alltag stand, zerfiel das farbige Gepränge seiner Phantasie wie ein erlöschendes Abendrot. Von diesem Augenblick an vermied es Jakob Imhof, von jenem Brief zu sprechen, den er jenseits der Alpen geschrieben hatte. Um diesem Brief aber auszuweichen, flüchtete er sich in ein anderes Thema und erkundigte sich über eine jüngst verlobte Kusine, die vor den Ferien ihren Besuch angekündigt hatte.

„Richtig," fuhr da Frau Imhof erschrocken auf, „gut, daß du mich daran erinnerst, sie sollen beide heute abend zu uns kommen, und ich wollte heute nachmittag noch ein Hochzeitsgeschenk für sie besorgen."

Diese Nachricht schien Jakob Imhof willkommen; er überlegte einen Augenblick und meinte dann zu seiner Frau: „Das Geschenk will ich gleich besorgen."

Als dann am Abend die verlobte Kusine ihren Bräutigam mit vollblütigem Lächeln vorstellte und man eine Weile über Hochzeitsreisen gesprochen hatte, ging Jakob Imhof ins Vorzimmer hinaus, zog aus der Seitentasche seines Überziehers das seidene Handtäschchen hervor, trat wieder ins Zimmer und überreichte es der jungen Braut als Hochzeitsgeschenk. Und während Frau Imhof Kaffee und Kuchen bereitstellte und dabei wiederum von der Küche zum Eßzimmer und vom Eßzimmer zur Küche eilte, fuhr die junge Braut kosend über die weiche Anmut der seidenen Handtasche, indessen Jakob Imhof von ihr Abschied nahm.

Digitized by Google

Gedichte

Die Zeit ist da. Von Max Bittrich

„Die Zeit ist da, die Zeit ist da!"
Rufen hell die Finken.
Mädchen, in den Blütenschwall
Laß uns mit versinken.

Wenn auch wir — „Die Zeit ist da!" —
Uns der Schöpfung neigen,
Wird der junge Apfelbaum
Hold errötend schweigen.

*

Das blaue Glück. Von Johann Friedrich

Im Segelboot

So windgetrieben übers Meer zu streifen,
Gewichtlos wie ein Blatt ins Weite wehn,
Mit einer Hand ins blaue Wasser greifen
Und mit der andern sacht am Segel drehn,
Ins Unbewußte so hineinzureifen,
Bis Flut und Wind und Sonne dich verstehn,
Bis bunte Quallen deine Hand liebkosen
Und Möwenflügel an die Stirn dir stoßen ...

Einfluß des Meeres

Das Meer begleitet mich den ganzen Tag:
Sein Salzgeschmack an Lippenrand und Händen,
Im Ohr sein großer, stolzer Wellenschlag,
Im Aug' sein Silberblick, sein blaues Blenden;
Und was ich denken und ersinnen mag,
Das rauscht wie Flut heran und will nicht enden,
Strömt über mich hinweg und spült den Tand
Von Vers und Reim wie Muscheln an den Strand.

Seide kaufen

Die deutschen Frau'n und Mädchen, die sich sonnen
In diesem seidenweichen Südlandslicht,
Lustwandeln hier wie selige Madonnen
Auf Goldgrund, Himmelsglanz im Angesicht,
Sie sind in ein geheimes Fest versponnen
Wie Beatrice in ein Weltgedicht,
Entwöhnt, entwachsen ihrem Alltagskleide.
Sie kaufen heimlich Seide, goldne Seide — —

*

Ende. Von Ernst Lissauer

Geheiligt werde mir dein Name
Für alle Zeit.
Du hast mit einem letzten Grame
Dies Herz geweiht.

Du hast mit einem letzten Kummer,
Das schlafend lag,
Dies Herz berührt, da riß der Schlummer,
Und es war Tag.

Und es war Tag, doch nicht für beide.
O Frau, du Schwert,
Du hast mit einem letzten Leide
Dies Herz versehrt.

Ich schreite fort zu künftigem Geschicke,
Mein Herz schlägt heiter und befreit, —
Sie hatte mir mit einem letzten Glücke
Das Herz geweiht.

Digitized by Google

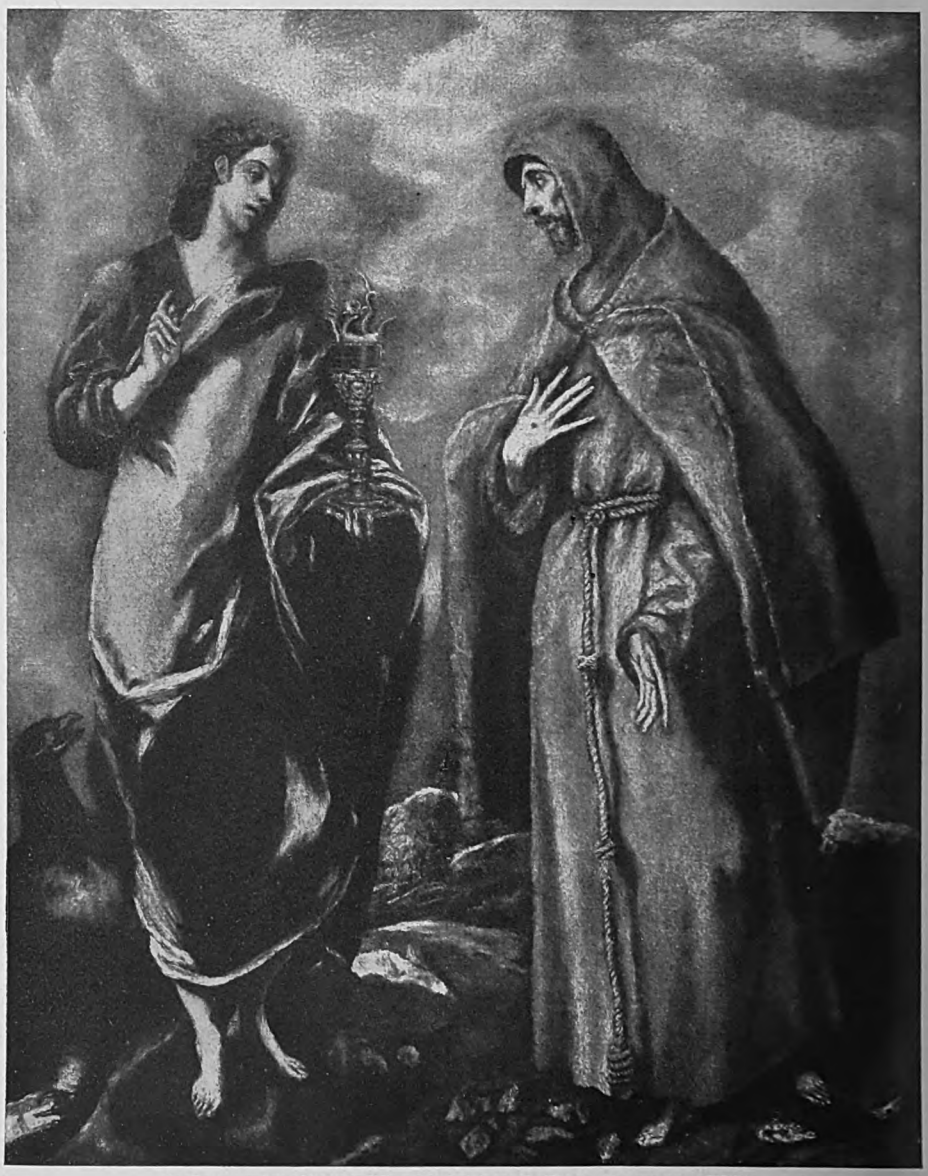
Die Kunst des Greco

Von Hugo Kehrer

Es gibt wohl niemanden unter uns, den die Kunst des Greco nicht einmal stark erschüttert hätte. Heute sind wir ihm gegenüber anders eingestellt als vor 16 Jahren, da die erste Kunde von ihm über die Pyrenäen zu uns drang und es schien, als sei ein Maler entdeckt worden, dessen Kunst wie eine göttliche Offenbarung wirke. Damals hieß es, alle bisherigen Meister, selbst die der klassischen Periode, müßten vor ihm zurücktreten, so groß und einzigartig sei er und zugleich so modern, daß man sich den Fortgang neuzeitlicher Entwicklung ohne ihn gar nicht recht vorstellen könne. Mag auch vieles übertrieben, das Lob von mancher Seite zu kräftig gespendet worden sein, eines ist uns heute völlig klar: nicht die Mode hat Greco „gemacht", sondern innere Gründe waren es, die ihn unserer Zeit so nahe gebracht, 1610 mit 1910 verbunden haben. Nach den Perioden des Pleinairismus und des Impressionismus, der nur eine Augenkunst war, sehnte man sich nach etwas Neuem, und man fühlte im Innern, die Malerei müsse etwas anderes sein als die bloße Wiedergabe der sichtbaren Natur; man spürte, daß man wieder einmal auf das starke innere Erlebnis zurückgreifen müsse. Nicht, als ob damit die Natur ausgeschaltet werden sollte, aber sie wurde doch von den Gegnern des Impressionismus als eine Quelle zweiten Ranges angesehen, die Quelle ersten Ranges lag ihnen im Gefühl, im Erlebnis. Wo solches Empfinden einmal vorhanden war, war es ganz klar, daß Vorbilder, von außen herangetragen, genügten, um den göttlichen Funken zu entzünden. So war die Lage, als die erste Kunde von Greco zu uns drang. In Wahrheit in Spanien, in Toledo hatte ein Maler im Zeitalter des Barock gelebt, der — man sollte es kaum für möglich halten — aus tiefster Sehnsucht nach dem Göttlichen heraus seine Bilder schuf, mit einem Gefühl von so heilig-religiöser Art, daß alles daneben zu verblassen schien und vielen auf einmal die Renaissance mit ihrem kühlen Geiste und ihrer kalten Sachlichkeit nicht mehr recht behagte. Darüber mußte man sich freilich klar sein, daß die Kunst dieses Greco im tiefsten Grunde wohl die antinaturalistischste

Der heilige Andreas mit Kreuz. Budapest, Sammlung des Barons M. Herzog

Digitized by Google



Johannes der Evangelist erscheint dem heiligen Franz von Assisi

und antiklassischste war, die es je gegeben hat, dafür aber ganz barock, romantisch und expressionistisch zugleich. Doch was wollen diese Schlagworte letzten Endes gegenüber dem Hohen und Einzigartigen, das sich uns in Greco offenbart, bedeuten?

Greco und Greco sind zweierlei; wir für unsere Person unterscheiden streng zwischen dem Stil, der in Italien entstand, und dem, der sich in Toledo entwickelte und dort seine höchste, volle Reife fand.

Der Geist Toledos, seine Lage in dem kastilischen Hochland, die Eigenart der dortigen atmosphärischen Verhältnisse, die ungemein wechselreiche Geschichte, alles hatte tief auf ihn gewirkt. Es ist wahr, was behauptet wurde: „Toledos Erde, Fels, Vegetation machen trostlos durch ihr Elend, und doch ist es ihr Stil, im Beschauer jeden gewöhnlichen Gedanken zu unterdrücken." Vieles, was die Größe von Grecos Kunst ausmacht, hat er der Tajostadt zu verdanken, jener Stadt, deren Geist jeden Spanienreisenden sofort in Fesseln schlägt.

„Toledo liegt im Himmel," so lautet ein altes Sprichwort, und in der Tat, wenn der

Digitized by Google

Verkündigung. Gemälde. Budapest
Sammlung des Barons M. Herzog

Digitized by Google

Digitized by Google

eine Urkunde veröffentlicht worden („Kunstchronik", 1923, Nr. 47/48), deren Mitteilung in vielen Kreisen das größte Aufsehen erregt hat. In dem Archiv von Spalato fanden sich tagebuchartige Aufzeichnungen des kroatisch-dalmatinischen Malers Julius Clovius, die auch ein paar gewichtige Sätze über Greco enthalten. Sie lauten: „Gestern besuchte ich den Greco, um mit ihm einen Spaziergang durch die Stadt (gemeint ist wohl Rom) zu machen. Es war die schönste Frühlingssonne, die jedermann erfreuen konnte. Die ganze Stadt sah feierlich aus. Ich war erstaunt, als ich in das Atelier des Greco trat. Die Vorhänge waren vor den Fenstern so dicht zusammengezogen, daß man die Gegenstände kaum erkennen konnte. Auf einem Stuhle saß Greco. Er arbeitete nicht, er schlief auch nicht. Mit mir wollte er nicht hinausgehen, denn das Tageslicht störte sein inneres Licht."

Es hält schwer, den vollen Sinn dieser Worte zu erfassen; denn so denkt sich doch der moderne Mensch, der im Zeitalter des Pleinairismus und Impressionismus groß geworden ist, nicht leicht einen Maler. Freilich, der expressionistische Künstler und derjenige, der ihm nahesteht, wird sich nicht allzusehr

Jesus als Wanderer. Gemälde. Budapest
Sammlung des Barons M. Herzog

Digitized by Google

Digitized by Google

ohne dabei seine Selbständigkeit zu verlieren. Es ist gewiß ein merkwürdiges Bild, das kompositionell überrascht. Fast gotisch gedrängt sind die vielen Figuren, und es besteht eine fast flächenhafte Gebundenheit der Masse. Nichts Renaissancemäßiges, nichts von der Wohlräumigkeit venezianischer Hallen, kein klassischer Wohlklang; Greco ist hart und aufregend zugleich. Christus steht in der Mittelachse des Bildes; wie eine lebendige Mauer umgibt ihn das Juden- und Römertum, umgeben ihn die Schergen und Büttel. So beherrscht er als mächtiges Motiv die ganze Komposition. Der Schauplatz ist finster und geheimnisvoll, gleichsam raumlos; man sieht nur Figuren, die sich zusammenschließen, die rufen und schreien, lärmen und höhnen. Kaum ein einziger Fuß ist sichtbar, und tiefer, auf unbestimmtem Plane, stehen die drei Frauen: Maria, die Mutter Christi, Magdalena und Maria, die Mutter des Jakobus. Es ist eine gefährliche

Genreszene (Darstellung eines spanischen Sprichwortes). Berlin, Sammlung James Simon

Digitized by Google

Nachbarschaft für alle Bilder in der Sakristei, so stark scheint sich die gegebene Form zu verändern. Es ist nichts Fixiertes, alles zuckt im Bild, keine Form scheint zu bleiben, und die Farbe ist nicht mehr das, was sie ihrer Natur nach sein müßte, das Licht zuckt über sie hin; alles ist Leben im Bild, kein ruhiger Fleck ist da. Man kann sich vorstellen, welch einen großen und gewaltigen Eindruck dieses Werk damals auf toledanische Augen machte. Es muß ungemein gefallen haben; denn Greco hat denselben Gegenstand wiederholt malen müssen, und es ist nicht uninteressant zu sehen, wie jede neue Fassung die Veränderung seines Stiles darstellt.

Auf die „Entkleidung Christi" folgte „Das Martyrium des heiligen Mauritius" (Seite 187). Philipp II. war der Auftraggeber; 1584 hat es Greco fertiggestellt. Mit ganz ungewöhnlichen Absichten ist er offenbar hier an seine Arbeit gegangen. Es hat ihn gelüstet, einmal die Helden des christlichen Altertums, den römischen Hauptmann und die Anführer der Thebaischen Legion, in größtem Maßstab zu bringen. Es sollten Menschenbilder werden, die wirklich lebendig erschienen, Menschen, die reden, daß wir ihre Worte zu hören glauben und auf die Tragödie vorbereitet werden, die sich unten abspielt. Oben stellt Greco seine Helden hin, und im Grund des Bildes erzählt er ihre heroischen Taten. Diese Art der Komposition ist neu, und es war jedenfalls auch ein höchst ungewöhnlicher Anblick für spanische Augen, in einem Bilde und dazu noch in einem von solchem Umfang so viel nackte Menschenleiber auf einmal versammelt zu sehen; denn ganz nackt ist die dem Tod geweihte Schar aufmarschiert, einer nach dem anderen tritt mit selbstverständlicher Todesverachtung vor die Front, kniet nieder, um sich enthaupten zu lassen. Der halbnackte Henkersknecht mit dem gelben blaugefütterten Rock um die Hüfte, eine Rückfigur, steht neben einem bildeinwärts gelegten, fahlgrauen Leichnam, er holt eben zum Hieb aus gegen den Knienden im Gebet, dessen Haupt einer der Führer aufzufangen die Hände bereithält. Man sieht unten dieselben Figuren wie oben, die einzelnen Führer, die bei ihrer Legion stehen. Ganz eigenartig ist die Proportion: die Figuren des Mittelgrundes mit der Szene der Massenhinrichtung stehen zu denen des Vorder- und Hintergrundes nahezu im Verhältnis von 1 : 2,5.

Der heilige Franziskus in der Einöde
Berlin, Ausstellung Alter Meister aus Privatbesitz

Digitized by Google

Die Entkleidung Christi auf dem Kalvarienberg
(München, Ältere Pinakothek)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

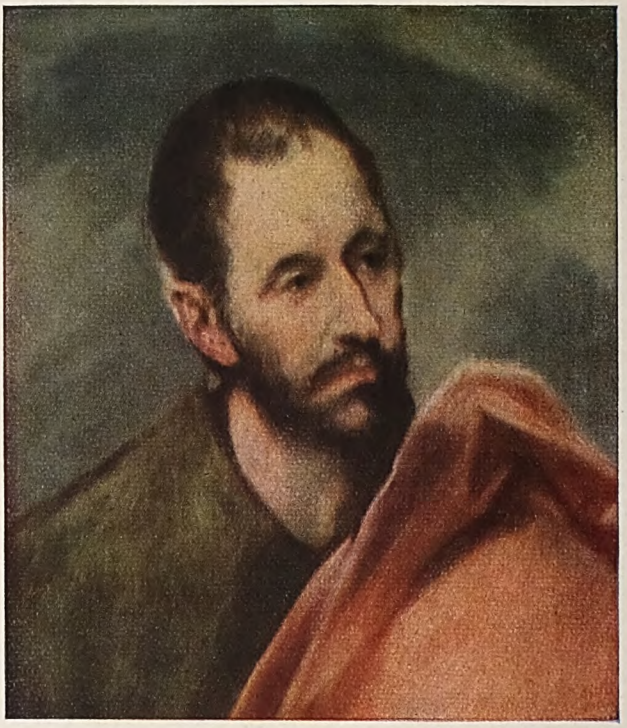
Digitized by Google

Heilige Familie. Budapest, Sammlung des Barons M. Herzog

Das ist nicht mehr die klassische Proportion; diese rasche Verkleinerung der Figuren überrascht, um nicht zu sagen wirkt unangenehm. Prachtvoll ist die Farbe. Große Flächen sind mit leuchtendem Ultramarinblau bedeckt, Krapp und Gelb treten hinzu; so entsteht jener Dreiklang, den der Meister liebte, und der in gewissem Sinne uns an seine italienische Herkunft erinnern läßt. Interessant ist auch das Motiv, wie die Schlange im Vordergrund mit ihrem Kopf einen Stein vom Erdboden hochgedrückt hat und im Maul ein blendendweißes Blatt mit des Künstlers vollem Namen trägt.

1586 hat dann Greco „Die Bestattung des Grafen Orgáz" gemalt (Toledo, Thomaskirche). Auch hier wie in der „Entkleidung Christi" läßt uns der Meister im unklaren, wo man sich den Schauplatz der Szene denken soll. Menschen füllen unten, Heilige oben auf den Wolken die gesamte Bildfläche. Es ist eine echt spanische Legende; sie erzählt, daß der Graf Orgáz ein Wohltäter der Kirche gewesen war und daß zum Lohn dafür bei

Digitized by Google



Kopf eines Apostels
Budapest, Sammlung des Barons M. Herzog

seiner Bestattung die Heiligen Augustinus und Stephanus erschienen seien, um den Leichnam persönlich in die Gruft zu senken. Greco komponiert so, daß er unten im Bild eine große Zahl von porträtierten Männern nebeneinander in fast ruhiger Koexistenz darstellt; es sind 23 Bildnisse von Weltpriestern und Mönchen, Calatráva-Rittern und Gelehrten (Ausschnitt auf Seite 182). Der Knabe mit der Fackel ist der achtjährige Sohn des Malers, der später als Architekt bekannt geworden ist.

Eine entscheidende Strömung führt von links unten nach oben zu dem himmlischen Schauplatz. Der Rhythmus setzt ein mit der flankierenden Profilfigur des betenden Mönchs hinter dem Knaben mit der Fackel und geht über die Gruppe mit dem toten Grafen zu der Prachtgestalt, jener Rückfigur des Priesters, der voller Verzückung nach oben schaut. Johannes der Täufer ist auf den Wolken einhergefahren, er blickt aufwärts zu dem hoch oben thronenden Richter und empfiehlt seiner Gnade den Verstorbenen. Maria aber schaut abwärts und greift nach der Seele des Toten, die der Erzengel in Empfang genommen hat.

Die „Bestattung des Grafen Orgáz" bildet den Abschluß der ersten Periode in Toledo. Im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts vollendet sich der Stil, der Stil des Seelischen und Visionären, das Schaffen im unwirklichen Lichte und mit einem grandiosen Kolorit. Die Proportionen wachsen, die Körper gehen schier sichtbar in die Höhe und nehmen Dimensionen an, wie sie nur noch die byzantinische Kunst gekannt hat. Die Proportionen wachsen, heißt aber nichts anderes als: der seelische Ausdruck bekommt eine ungeahnte Tiefe.

Rein aus dem Erlebnis heraus sind dann all die vielen Heiligen und Mönche der beiden letzten Jahrzehnte entstanden. Malt er den Apokalyptiker Johannes, so malt er zugleich die menschliche Sehnsucht, den leidenschaftlichen Aufschrei aus Not und Qual, das sehnsüchtige Drängen nach dem ewigen Lichte. Seine Mönche haben das Wunderbare einer machtvollen Augenblicksvision, sie durchbrechen die Sphäre der

Kopf Christi
Ausschnitt aus dem Gemälde „Kreuztragender Christus"

Digitized by Google

Das Martyrium des heiligen Mauritius. Im Escorial bei Madrid

Erscheinung und führen uns in die Tiefen des Ursprungs zurück. Wie die russischen Heiligen, so verneinen auch die spanischen Heiligen das Leben schlechthin. Grecos „Franz von Assisi" flieht die sinnliche Welt, die Einsamkeit sucht er auf, entrückt ist er aller Erdenlast und Erdenschwere, und nur so empfindet er das in der Entsagung liegende Glück der Weltüberwindung. Er sucht die tiefe, unermeßliche Einsamkeit auf, aber diese Einsamkeit ist nicht hilflos. In all diesen heimatlosen Mönchsfiguren mit ihren hohlwangigen und fleischlosen Gesichtern spürt man die düstere Askese, spürt man das Ideal der Zeit, fühlt man das Feuer der Glaubensinbrunst des spanischen Herzens. Wer die Welt besiegt hat, so glaubt Greco, hat die Welt begriffen, wer von ihr erlöst ist, hat den Schlüssel zu allen Geheimnissen. Die Melodien der spanischen Mystik kehren wieder; es ist kein Zweifel, daß Greco Johannes vom Kreuz erlebt hat. Spanische Mystik ist Gebet der Seele, nicht Gebet des Mundes.

Greco vergeistigt seine Menschen mehr und mehr, er bringt eine neue Vorstellung

Digitized by Google

Christus am Ölberg

Digitized by Google

Christus am Kreuz. Paris, Louvre

von Menschenwürde überhaupt, seine Heiligen stehen auf der höchsten Stufe menschlicher Größe und Vollkommenheit. Der heilige „Petrus“ im Escorial ist eines jener Bilder, die der Spanienreisende, wenn er vom Norden her sich Madrid nähert, zuerst zu Gesicht bekommt. (Siehe Seite 180.) Es ist ein geheimnisvolles Bild. Petrus ist überlebensgroß; Wolken umfluten ihn, als ob er eben vom Himmel in die Öde kastilianischer Berge herabgeschwebt sei und die ganze Menschheit in ihrem Schmerze auf einmal vor sich sähe! Der Kopf hat einen furchtbaren Ernst; gegenwartslos, fast un-

Digitized by Google

Digitized by Google

Immaculata Maria. München, Sammlung Marczell von Nemes

der Sammlung Nemes (Seite 190), jenes Bildes, das offenbar als Vorstudie zu dem großen Porträt des Inquisitors in ganzer Figur gedient hat. Wie mit einem Zauberschlage scheint das ganze katholische Spanien des 16. Jahrhunderts vor unseren Augen aufzuerstehen, und man glaubt, einem der furchtbaren feierlichen Momente eines Inquisitionsgerichtes beizuwohnen. Man kann ruhig sagen, Grecos Inquisitor darf zusammen mit Raffaels „Julius II." und Tizians „Paul III." in einem Atemzuge genannt werden.

„Kreta gab ihm das Leben und seine Pin-

Digitized by Google

Apostelkopf. Gemälde. Ausstellung J. Goudstikker, Amsterdam

sel Toledo," so sagt das berühmt gewordene spanische Sonett, und Palomino äußert sich über ihn: „Er war nicht allein ein gelehrter Mann in seiner Kunst, sondern auch ein großer Weltweiser und von geistreichen Einfällen." Grecos Weg endete mit dem Symbolisch-Expressionistischen. Dieses Schaffen von innen nach außen, diese übermäßige Innerlichkeit ist es, die es ihm unmöglich machte, Natur zu malen, die ihn zwang, die Fesseln zu sprengen, die der anerkannte Kanon der Schönheit auferlegte.

Digitized by Google

Bernard Shaw

Von Paul Fechter

Die europäische Dichtung der Gegenwart gipfelt in zwei Gestalten, die das Schicksal merkwürdig sinnvoll zur gleichen Zeit nebeneinander gestellt hat, nämlich in Knut Hamsun und Bernard Shaw. Auf die einfachste Formel gebracht: der Norweger Hamsun stellt in reinster Form das dar, was bei der geistigen Zeitsituation von heute einem Dichter möglich ist; das Werk des Iren Bernard Shaw ist die Höchstleistung dessen, was ein schriftstellerischer Mensch unter den gleichen Zeitbedingungen zu leisten imstande ist. Über Hamsun steht die Gnade, die ihm gestaltende und erlebende Kräfte gab, die niemand mit noch soviel Energie erringen kann; über Shaw steht der Wille zum Höchsten, was menschlicher Geist ohne alle Gnade, rein aus irdischen Fähigkeiten heraus erwerben kann. In Hamsun lebt die Kraft des Lebens selbst, dunkel, wogend und gestaltend, was oft ein anderer erst deuten muß; in Shaw lebt gerade der deutende Geist, der Sinn und Ordnung in das Dunkel des Lebens zu bringen für seinen Sinn hält. Hamsun ist der Größere, Shaw aber trotz aller Einwände, die sich erheben lassen, vielleicht der Wichtigere. Hamsun ist ein Gestirn, eine Schönheit für sich; Shaw, wenn das kühne Bild gestattet ist, ein Leuchtturm, ein Wegweiser, den wir am Ende nötiger haben als alle Gestirne.

In diesem irischen Dramatiker ist nämlich eine Tradition wieder aufgenommen, die bei uns in Deutschland vorzeitig abbrach, verflachte und für ein Jahrhundert von einer entgegengesetzt gerichteten Strömung abgelöst wurde. Ich meine die deutsche Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Sie war der erste große Versuch der Menschheit, sich einmal mit den menschlichen Mitteln ihrer Vernunft, mit klarer Aufrichtigkeit des Gefühls, mit unbenebelter Sachlichkeit gegenüber allen Erscheinungen der Welt einzurichten. Es ist leicht, über den seligen Nicolai zu spotten; man darf aber nicht vergessen, daß neben ihn ein Mann wie Gotthold Ephraim Lessing stand, und daß zur selben Zeit in Göttingen Georg Christoph Lichtenberg wirkte. Aufklärung ist nicht nur platter Rationalismus; Aufklärung ist eigentlich die Aufgabe, die uns allen für das irdische Teil unsres Lebens auferlegt ist — von demselben Gott, den wir ruhig trotz dieser Arbeit und nach und neben ihr mit unserm himmlischen Teil suchen gehen können. Für Aufklärung wirken heißt heute, durch den Wust ererbter und erlernter Betrachtungsweisen der Bildung hindurchzustoßen bis zu dem, was jenseits all dieser Betrachtungsweisen rein für sich als Sache da ist. Es heißt, die Vernunft endlich einmal sinngemäß benutzen zum Zweck einer Aufräumungsarbeit, damit auf Grund dieser Arbeit die Kräfte der Seele, die der Ratio nicht unterstehen, nun durch nichts mehr beirrt, ihre wesentlichere Arbeit leisten können.

Im Grunde war dies ja der letzte Sinn der alten Aufklärung auch, nur daß er sehr bald verschwand hinter der vergnüglichen Selbstzufriedenheit, mit der die Vernunft, vor allem bei den Geistern zweiter Ordnung, sich zur Ruhe legte. Hinzu kam, daß die französische Revolution durch ihre theatralische Verehrung der Vernunft diese noch mehr diskreditierte, so daß die Romantik, als sie sich offen gegen die sinkende Aufklärung erhob, leichtes Spiel hatte und fast für ein Jahrhundert zur mehr oder weniger absoluten Herrin des Reichs wurde. Die Vernunft zog sich fast widerstandslos aus allen geistigen Gebieten in die des Technisch-Wissenschaftlichen zurück. Es war eine reinliche Scheidung: im Leben herrschte die Romantik, mochte sie nun Marlitt, Paul Heyse, Courths-Mahler oder Gerhart Hauptmann heißen; da, wo die Wissenschaft begann, setzte das Reich der Vernunft ein. Die Aufklärung war Technik geworden, Maschinenbau, Medizin, Volkswirtschaft, die Romantik Bürgerlichkeit und Literatur, und zwar bei uns in Deutschland genau so wie in den andern Ländern des europäischen Kulturkreises und seiner Filiale Amerika.

Man muß sich diese Tatsache der Durchdringung unsres Lebens mit heimlicher Romantik, d. h. mit Unsachlichkeit, einmal klarmachen, wenn man den Ausgangspunkt Shaws erkennen will. Dieser irische Puritaner und Sozialist ist zum Dichten nicht gekommen aus Lust am Dichten, sondern aus Haß gegen die Unsachlichkeit. Der wesentlichste Faktor für Shaw war die Erkenntnis von der halb tragischen, halb komischen romantischen Wortwirtschaft, von der die Menschen auf allen wichtigeren Gebieten des Daseins sich nähren und zu leben vorgeben. Romantisch sein heißt ihm, vom Wort das benutzen, was nicht Sachlichkeit daran ist, heißt mit dem Unwirklichen arbeiten, das das Wort hinter dem Sachlichen auch noch enthält. Dieses Romantische an den Worten ist der eigentliche Ausgangspunkt für Shaws Haß gegen die Romantik, weil er erkannt hat, wie von hier aus das menschliche Leben mit allen möglichen, höchst romantischen, für sein Gefühl aber unwirklichen und unmenschlichen Illusionen und falschen Vorstellungen vergiftet wird. Shaw ist der reine Antimetaphysiker, der den Worten mißtraut bis ins letzte, der sie auf ihren wirklichen Geltungsbereich um jeden Preis beschränken will; mit einem Wort: er ist der reine Nominalist, die moderne Form des Aufklärers. Und es ist sehr eigen zu sehen, wie er unter vollkommen andern Bedingungen von dieser seiner aufklärerischen Tendenz her fast denselben Entwicklungsgang geht wie —

Digitized by Google

freilich auf einer weit höheren Ebene — bei uns Gotthold Ephraim Lessing. Über der klugen Sachlichkeit des jungen Lessing wuchs zuletzt die wundervolle Wärme und Humanität des Nathan auf; am Ende von Shaws Lebensweg steht jene Szene im letzten Akt der „Heiligen Johanna", da man draußen die Jungfrau verbrennt, und plötzlich kommt der Kardinal von Stogumber hereingestürzt, der am eifrigsten für ihre Verurteilung gekämpft hat, und stöhnt und jammert: „Ich wußte nicht, wie das ist. Es ist leicht zu reden, wenn man es nicht mitangesehen hat." In seine bisherige Wortwirklichkeit ist plötzlich die wirkliche Wirklichkeit hineingefallen und hat seine Seele vollkommen umgerissen, hinüber zu einem Humanitätsgefühl, von ferne jenem höheren verwandt, das über den letzten Akten des „Nathan" schwebt.

*

Dieses scheint mir der eine der wesentlichen Züge im Bilde Shaws zu sein. Der zweite ist jene Isoliertheit, die die Tragik der Menschen des ausgehenden 19. Jahrhunderts ausmacht. Es ist kein Zufall, daß Shaw eines der ersten und bedeutendsten Mitglieder der Fabian-Society, einer der führenden englischen Sozialisten wurde. Sozialismus heißt Wille zur Gemeinsamkeit oder zur Schaffung einer Gemeinsamkeit, d. h. Wille zu etwas, was unter natürlichen Bedingungen von sich aus selbstverständlich vorhanden ist und nicht erst geschaffen zu werden braucht. Shaw wird Sozialist, weil er sich innerlich als alleinstehend, als isoliert empfindet. Er gehört zum Typus der Menschen, die von Hause aus wohl Willen zur Gemeinsamkeit, aber nicht die natürliche Möglichkeit zu ihr haben und infolgedessen sich so auf sich konzentrieren, daß ihnen zuletzt kein Weg des Aussichherauskommens offen bleibt. Diese Isoliertheit geht bis zu der Notwendigkeit des alleinigen Wortbesitzes: würde ein andrer sich ein Wort, das Shaw geprägt hat, aneignen, so würde Shaw selbst das Wort jetzt ablehnen und für sich ein neues schaffen. Hier wird seine Beziehung zu Nietzsche sichtbar, der es nicht einmal ertragen konnte, daß er selbst am nächsten Tage die gleiche Meinung hatte wie am vorhergehenden. Das ganze Werk Shaws ließe sich deuten als eine indirekte Feststellung solchen isolierten Daseins, das dann aber in seiner zweiten Hälfte den Kampf gegen diese Unverbundenheit aufnimmt. Der Shaw der frühen Dramen war ein Mann, der mit seinen Feststellungen durchaus nicht um Nachfolge warb, sondern alles lediglich für sich allein konstatieren wollte. Er brauchte nicht nur keine Anhänger, er wollte keine. Das ist eine sehr männliche Haltung zur Welt, sehr aufrecht und sehr mutig. Aber es ist die Haltung eines einzelnen und zuletzt die Haltung eines Mannes, der im tiefsten Grunde weiß, daß das, was er sagt, doch nur für ihn allein gilt und verbindlich ist. Er ist inkonsequent genug, trotzdem Dramen zu schreiben: er ist konsequent genug, sich reifer werdend langsam aus dieser isolierten Stellung zur Welt hinauszumanövrieren. Solange das Ideal der Kunst, des objektiven Dramas, das er bei seinem Heros Ibsen gelernt hatte, über ihm schwebte, blieb er für sich; mit dem sinkenden Alter kam die Erkenntnis, daß jenseits seiner persönlichen Wahrheit und jenseits all seiner Kunst etwas viel Wichtigeres stand: das Lebendige. In den späten Dramen von „Heartbrokehouse" an, in dem er dem müßigen, verfeinerten Europa der Zeit vor dem Kriege den Spiegel vorhielt, wuchs langsam über dem Erkennen das Bekennen. Der junge Shaw wollte nicht bekennen; er stellte seine Tatsachen fest und ließ offen, was er, George Bernard Shaw, dazu zu sagen hätte. Der alternde hat im Lauf eines reichen Lebens zu seinem klugen Geist langsam Seele genug hinzuerworben, um nun auf seine alten Tage aus dieser erworbenen Seele heraus sich zu sich, zu den andern und zu seiner Betrachtungsweise der Welt zu bekennen. Über dem feinen, witzigen, aufrüttelnden Werk der jungen Jahre wuchs das kluge und mehr als kluge, das zuweilen fast warme und in ganz seltenen Momenten sogar einmal von einem fernen Strahl von Güte durchleuchtete Werk des späten Shaw. Der unkatholischste Mensch, der Protestant an sich, mit der protestantischen Isoliertheit und der aufklärerischen obendrein, fand im letzten Viertel seines Lebens langsam die Beziehung zur Welt, die der junge als Sozialist gefordert, als Individuum aber nicht zu verwirklichen vermocht hatte.

*

Ein Mensch solcher Art, ein grundanständiger, aufrechter Mann findet sich nun durch Geburt und Schicksal hineingestellt in die englische Welt oder zum wenigsten in die irische. Ein völlig unkonventioneller, klarer Mensch, der sein Leben als Weg zum Geistigen will, ist durch Bande des Bluts oder wenigstens der Sprache gebunden an eines der konventionellsten, undurchsichtigsten, undenkerischsten Völker Europas. England hat trotz Hobbes und Hume eigentlich nur einen wirklichen Denker hervorgebracht; der hieß Shakespeare und war obendrein ein Dichter. Als gewöhnlicher Mensch aber, wie Shaw es sein will, und mit unverdünntem englischen Blut in den Adern zu einer geistigen Haltung zur Welt zu kommen, muß sehr schwer sein — und es muß selbst mit irischem Blut, das schon eine erhebliche Milderung bedeutet, nicht ganz einfach sein. Man sieht das an Bernard Shaw.

Denn es versteht sich von selbst, daß ein Mann, der wie er vom Intellekt her zum Schreiben kam und nicht vom Gefühl, versuchen mußte, für seine Arbeit Unterstützung von einer mehr oder weniger philosophischen Weltbetrachtung aus zu gewinnen. Ja, er mußte wohl eines Tages sogar versuchen, durch seine Dichtung selbst seiner — nennen wir es einmal: Philosophie Ausdruck und Wirk-

Digitized by Google

samkeit zu geben. Und nun stelle man sich vor, daß der Mann, der dieses versucht, geboren ist in der philosophisch plattesten und unmöglichsten Zeit des 19. Jahrhunderts, daß er Engländer oder wenigstens Ire ist, d. h. blutmäßig durch einen zweiten Riegel vom Zugang zum Geiste abgetrennt, und drittens, daß er Sozialist, d. h. rationalistischer Gläubiger einer Zukunft der Wirklichkeiten ist. Wenn ein solcher Mann versucht, philosophisch zu werden, so muß selbst bei einem so klugen Kopf wie Shaw beinahe so etwas wie ein Unglück herauskommen.

Der Denker Shaw bringt als Grundlage jenes Gemisch von Vorstellungen mit, das zu seiner Zeit am häufigsten als Philosophieersatz diente. Er beginnt mit den materialistisch verblasenen Hegel-Ausklängen, auf denen Marx und der Sozialismus aufbauen; er verfällt dann auf Schopenhauer, den einzigen Philosophen, der jener Zeit allenfalls noch auffaßbar war, um schließlich, wenigstens teilweise, bei Nietzsche zu landen, den für ihn mit dem Sozialismus sehr witzig die Zukunftsromantik des Übermenschen verbindet. Das Ergebnis ist nicht sehr schön. Es ist im wesentlichen niedergelegt in den langen Vorreden zu den Dramen der späten Zeit. Selbstverständlich steckt auch in diesen Streitschriften viel Kluges, Gescheites und Witziges, die Grenzen aber, und zwar die Wesensgrenzen Shaws werden hier viel deutlicher sichtbar als am verhüllten Bild der Dichtung. Es ist als ob die Fremdheit der alten Aufklärung gegenüber wirklicher geistiger Tiefe an dem Wegweiser der zweiten Aufklärung wie an einem Spiegelbild noch einmal offenbar werden soll.

*

Über Shaws äußeres Leben ist wenig zu sagen. Es hat sich kühl, ordentlich, mit selbstverständlicher Unromantik fern jedem Künstler- und Bohemetum entwickelt. Er entstammt der protestantischen Stadtbevölkerung von Dublin; sein Vater war ursprünglich Zivilbeamter, später ein erfolgloser Geschäftsmann, Bernard der jüngste Sohn. Nach abgekürzter Schulzeit trat er in eine kaufmännische Stellung ein; vier Jahre später gab er sie ohne Romantik, aber auch ohne Bedenken kühl und plötzlich auf und begab sich nach London, wo es ihm natürlich zunächst einmal sehr schlecht erging. Das war im Jahre 1876; er war damals zwanzig Jahre alt und überließ sich den modernen Bewegungen der Arbeiter, der Frauen, des Fortschritts mit aller Energie. Es ist sehr bezeichnend, daß Shaw seine Laufbahn nicht mit Schreiben, sondern mit Reden begonnen hat. Er war in diesen ersten Londoner Jahren ständiger Gast auf den Rednertribünen von Bradlaugh, und ein gut Teil seiner späteren Fähigkeit des Dialogführens hat er wohl hier, nicht am Schreibtisch oder im Kaffeehaus gelernt. Es ist sehr sinnvoll, daß er, wie Chesterton berichtet, auch späterhin seine Stücke diktiert und nicht geschrieben hat.

Der erste, der das Talent des jungen Mannes erkannte, war William Archer. Er verschaffte ihm einen Platz in der Saturday Review, und dort begann Shaw als Kunst-, Theater- und Musikkritiker seine literarische Laufbahn, im Vorkampf für das damals Moderne, d. h. für Whistler, für Wagner und für Ibsen. Zu gleicher Zeit machte er auch die ersten eigenen dichterischen Versuche mit ein paar Romanen. Sie sind stellenweise ganz amüsant; aber das Wesentliche Shaws wurde erst sichtbar, als seine ersten Stücke auf der Bühne erschienen, nämlich „Arms and the Man", zu deutsch „Helden", und „The Widower's Houses", zu deutsch „Die Häuser des Herrn Sartorius".

Das war im Jahre 1894, und seitdem hat Shaw beinahe Jahr für Jahr Drama um Drama in die Welt gesetzt. Überblickt man heute dieses Werk, so gliedert es sich fast von selbst in ein paar große Gruppen, die ziemlich deutlich den erörterten Hauptgrundzügen im seelischen Wesen Shaws entsprechen, nämlich in die Komödien des Antiromantikers und des sozialistischen Individuums, sowie in die des Philosophen und Denkers Shaw. Am Anfang steht der Antiromantiker, schon in den frühen „Helden" scharf umrissen. Thema der Komödie ist die sachliche Auffassung des Krieges als Beruf gegenüber einer Welt, für die er Romantik, Heldentum, Gegenstand lauter großer Worte ist. Der Hauptmann Bluntschli hält es für viel wichtiger, Pralinés in seiner Tasche zu haben als Munition. Er reißt, nachts verfolgt, ohne Bedenken aus, flüchtet in das Schlafzimmer einer jungen Dame und läßt sich verbergen, weil er genau weiß, daß Kampf unter ungleichen Bedingungen ein Unding ist. Die junge Dame, romantisch wie nur wenige

Digitized by Google

weibliche Wesen bei Shaw, ist entrüstet über den unpathetischen Krieger und schwärmt von ihrem Helden, der den Sieg entschieden hat. Die Kräfte sind reinlich geschieden: auf der einen Seite steht die ideale, die romantische Phrase, auf der andern die sachliche Nüchternheit, die Wirklichkeit. Shaw gleicht die Gegensätze am Ende friedlich aus, indem er die junge Dame bekehrt und selig in die Arme des nüchternen Kriegers sinken läßt. Genau genommen läßt er es bei der Konstatierung bewenden, weil er weiß, daß eine Versöhnung dieser Kontraste der Weltbetrachtung nur auf dem Theater möglich ist. Gegen die Szenenwirkung der Komödie sind wir ein bißchen skeptisch geworden, weil ein großer Teil von uns im Kriege erlebt hat, daß zwischen der Operettenwelt der großen Worte und dem Pralinésoldatentypus immerhin noch einige Zwischenstufen möglich sind. Es will aber etwas heißen, daß hier ein Mann ohne eigene Erfahrung, rein aus der Betrachtung menschlicher Gegebenheiten, jene Sachlichkeit erkannte, die nachher im Kriege in der Tat einer der Hauptzüge der wirklich männlichen Wesen wurde, die für sich die Bezeichnung Helden genau so abgelehnt hätten, wie Shaw sie ablehnt.

Die geschichtliche Fundierung dieser Antiromantik bringt „Cäsar und Cleopatra". Bluntschli glaubt nicht mehr an den Heroismus der andern, Julius Cäsar kommt zur Skepsis sogar gegen die eigene Heldenrolle. Das Drama gibt geschichtliche Ereignisse; aber es ist keine historische, sondern eine antihistorische Komödie. Die Geschichte wird der zeitlichen und räumlichen Romantik entkleidet, das Geschehen auf seinen ursprünglichen Gehalt an Wirklichkeit reduziert. Fontane hätte dieses Stück sehr lieben müssen; sein Verfasser besitzt noch weniger Sinn für Feierlichkeit als er. Weltgeschichtliches wird unpathetisch auf menschliche Maße zurückgeführt: Ägypten mit Cleopatra an der Spitze vertritt die Romantik, die nüchterne Sachlichkeit halten Cäsar und Rom. Jemand macht einmal ein paar überhebliche Anmerkungen über Roms Unfähigkeit, Kunst zu schaffen. Cäsar erwidert mit drei Fragen: „Ist Frieden keine Kunst? Ist Regieren keine Kunst? Ist Zivilisation keine Kunst?" — Das Leben ist wichtiger als alle romantischen Gesten.

In dieser Betrachtungsweise der Geschichte wird deutlich das Vorbild sichtbar, dem Shaw auch im übrigen so manches verdankt, nämlich Schopenhauer. Dessen antihistorische Einstellung hat hier eine praktische Anwendung gefunden. Die Beziehung wird noch deutlicher vor dem Verhältnis zwischen Cäsar und Cleopatra: Geist, Intellekt steht hier gegen die Natur, gegen den Willen, der überwunden werden muß. Diese Differenz der Geschlechter wird ohne Leiden festgestellt, ein wenig belächelt, beiseite geschoben. Es gibt Wichtigeres im männlichen Leben als Liebe und Romantik; der Mann hat Dringenderes zu tun. Man darf zwar auch das nicht allzu tragisch nehmen; aber immerhin haben Frieden, Regieren, Zivilisation eine gewisse Wichtigkeit für das Leben vieler, und Leben ist schließlich das einzige wirklich Wichtige.

Damit geht die antihistorische Antiromantik von selbst in ein Bekenntnis zur Gegenwart über, zum lebendigen Leben und seinen wirklichen Wichtigkeiten, die nun das Thema des zweiten Dramenkreises werden, in dem der sozialistische Individualist, wenn man diese Formel gestattet, sich ausspricht. Er wird ebenso gleich zu Beginn sichtbar wie der Antiromantiker — in dem ersten Drama von den Häusern des Herrn Sartorius, in dem auch der Grundriß von „Frau Warrens Gewerbe" zuerst gezeichnet wurde. Frau Warren lebt glänzend vom Ertrage gutgehender öffentlicher Häuser, Herr Sartorius, der Witwer, vom wucherischen Mietzins elender Spelunken im Eastend Londons. Seine Tochter hat wie die der Frau Warren eine vorzügliche Erziehung genossen. Sie verlobt sich; aber als der Verlobte die Herkunft ihres Reichtums erfährt, bäumt er sich auf, bis ihm Herr Sartorius klarmacht, daß sein eigenes, sauberes Einkommen aus den Zinsen einer Hypothek stammt, die seine Familie auf Sartorius' Grundstücken stehen hat. Man sieht die Vorstudie zu „Frau Warren": dort teilt die Mutter selbst der Tochter mit, daß die Mittel für ihre ganze Erziehung und Bildung aus Mamas nicht eben sehr honorigen Betrieben geflossen sind. In beiden Dramen spricht der Sozialist, ein bißchen behindert durch den Ibsenglauben an die Notwendigkeit objektiver, untendenziöser Gestaltung ohne Dazwischenreden durch den Dichter, im Grunde aber doch bestimmt von wirtschaftlichen Vorstellungen von der ungerechten Verteilung des Geldes, von der Tatsache des Lebens von Zins und arbeitlosem Einkommen. In der frühen Komödie bleibt dieser Sozialist im Vordergrund, und nur die Gestalt der Tochter des Herrn Sartorius spricht für den Menschenbildner Shaw. In dem späteren Drama ist die Freude am Individuum bereits vor die Gestaltung sozialer Probleme getreten. Der Sozialist gab das Thema, der Autor hielt sich an die Individuen. So sehr, daß es für den Hörer bis zum Ende fraglich bleibt, auf wessen Seite Shaws Liebe eigentlich steht, auf der der robusten, lebendigen, amoralischen Mutter oder auf der der klugen, sachlichen, ihr Gefühl vom Intellekt aus regierenden Tochter. Man erlebt im Bilde des Dramas Shaws eigene isolierte Stellung in der Welt. Keiner seiner Menschen, an denen doch ein soziales, d. h. ein gesellschaftliches Problem diskutiert werden soll, hat zu den andern, mit denen gemeinsam er in dieser Gesellschaft steht, eine wirklich lebendige Beziehung. Individuum steht neben Individuum — und der Dichter neben seinen Gestalten. Dabei ist Frau

Digitized by Google

Warren bei aller Unpersönlichkeit vielleicht das persönlichste Stück des jungen Shaw, eines der ganz wenigen, in denen die Parallele zu seinem größeren kontinentalen Gegenspieler Frank Wedekind sichtbar wird. Die große Auseinandersetzung zwischen Mutter und Tochter zeigt, daß auch Shaw, wie Wedekind es einmal ausgedrückt hat, um die infernalische Gaunersprache der menschlichen Gefühle weiß, und die darum wissen, sind im Grunde immer die isolierten Menschen, die der Liebe nicht haben oder noch nicht haben. Man erlebt vor diesen Dramen sehr deutlich, von welcher Seite her Shaw zum Sozialismus gekommen ist.

Dies wird noch klarer, wenn man einmal die Shawschen Komödien auf ihre Frauengestalten hin betrachtet. Shaw steht den Frauen ein bißchen zwiespältig gegenüber. Teils von sich aus, teils von seinem Lehrmeister Schopenhauer weiß er, daß sie stärker sind als die männlichen Wesen, weil auf ihrer Seite die berühmte Lebenskraft steht, die sie verwalten. Auf der einen Seite imponiert ihm dieses, auf der andern lehnt der Mann in ihm sich heimlich doch dagegen auf. Er gestaltet ihre größere Stärke und Vitalität, aber er isoliert sie. Er stellt sie aus allen Beziehungen heraus und die Männer, mit denen sie zu tun haben, im Grunde eigentlich auch. Noch seine beiden schönsten Frauengestalten, Lady Cicely Waynflete und Candida, haben trotz aller Bemühungen kaum eine wirkliche Beziehung zu denen, die in ihren Lebenskreis hineingeraten. Candida schafft mit ihrem freundlich-ruhigen, vernünftig gleichmäßigen Dasein mit ein bißchen leise konzessionierter Romantik wohl die Atmosphäre, die das Haus erfüllt und trägt, in der sowohl ihr Gatte, der geschäftige, viel redende Pastor wie der kleine, klügere, scharfsichtige Dichter leben; aber sie steht im Grunde doch als die Größere, beide Überragende allein über den Männern, und sie neigt sich schließlich dem Gatten nur, weil er der Schwächere ist, nicht weil die Gemeinsamkeit der Ehe über ihnen ist. Die Komödie hätte, damit hat Chesterton ganz recht, eines der wenigen Dramen der Ehe werden können. Daß sie es nicht wurde, liegt daran, daß selbst diese freundliche Gestalt unter den Händen des einsamen Sozialisten Shaw ein unverbundenes Individuum geworden ist.

Fast das gleiche gilt von Lady Cicely im „Captain Brassbound", die wie die freundliche, große Mutter der Welt, unromantisch, sachlich und liebevoll über dem kindischen Unsinn der Männer sitzt und nur einmal aus ihrer Sachlichkeit herausgerissen wird, als Brassbound, dem sie seine romantische Lebensgrundlage zerstört hat, ihr einen Heiratsantrag macht. Da wird sie verwirrt und bekennt, sehr bezeichnend für Shaw, das Geheimnis ihrer Stärke: sie ist niemals verliebt, gibt sich niemals hin und niemals auf. Unausgesprochen gilt fast das gleiche sowohl von Vivie Warren wie von Gloria in „You never can tell", von der Jennifer im „Arzt am Scheideweg" und der Ann Whitefield in „Mensch und Übermensch". Die Isoliertheit und Selbstisolierung Shaws spiegelt sich in der Unmöglichkeit, über eine gestaltete Einzelfigur zur verbundenen Mehrheit, zum Paar, zu einer Totalität zu gelangen. Der Sozialismus enthüllt sich als Ideal, wenn man will, als Romantik — als Rache des Schicksals an dem bewußten Antiromantiker.

In einem der letzten Dramen Shaws ist diese Unverbundenheit der Menschen, insonderheit der Frauen, geradezu Thema geworden, nicht nur Nebenklang. Es ist die „Heilige Johanna". Äußerlich genommen ist diese Dichtung ein Zurückgreifen auf den ersten Kreis: ein unromantisches Schauspiel von der Jungfrau von Orleans — Historienentgötterung wie einst. Sieht man aber näher zu, so erkennt man, daß vor diesem Hintergrund das Schicksal eines Menschenkindes steht, das sich ganz allein der Welt gegenüber sieht. Johanna ist das einzige weibliche Wesen in einer rein männlichen Welt. Sie ist ihr als Frau, die Bernard Shaw zum Vater hat, natürlich überlegen durch Wirklichkeit, Sachlichkeit, gesunden Menschenverstand; sie zerbricht an ihr, weil die andern, ebenso Isolierten, ihr als feindliche Masse und Träger des männlich getrübten, dummen Berufsverstandes gegenüberstehen. Die Szene vor dem Ketzergericht, das Johanna verurteilt, drängt die Entgötterung der Geschichte vollkommen in den Hintergrund zugunsten der Entgötterung der überheblichen männlichen Vernunft. Der greise Shaw macht hier noch einmal eine tiefe Verbeugung vor der Überlegenheit alles Weiblichen; aber — er stellt das Wesen, vor dem er sich neigt, genau so allein in die Welt wie sich selbst. Was nicht hindert, daß über dem einsamen Haupt dieses Mädchen, fast möchte man sagen zum erstenmal, etwas von dem Gefühl aufglüht, dessen dieser kluge, überlegene Mensch zuletzt doch fähig ist, das er aber zeit seines Lebens scheu und ablehnend und widerborstig verborgen hat.

★

Bliebe der Denker. Man müßte natürlich, um ihn zu zeigen, eigentlich das ganze Werk noch einmal heranziehen; die Grundlinien geben indessen die beiden großen Dramen „Mensch und Übermensch" und „Zurück zu Methusalem". Über dem jungen Shaw steht ausgesprochen und unausgesprochen der Glaube an die Vernunft, an die Möglichkeit der Entwicklung, an ein Besserwerden und Fortschreiten. Seine ganze Arbeit ist zuletzt nichts weiter als ein Aufzeigen von Dummheiten und Narrheiten des menschlichen Lebens, damit jenseits dieses Aufzeigens etwas Besseres anheben kann. Träger des Fortschritts und des Besserwerdens sind die Frauen als die eigentlich klugen Bewahrer des Lebens: Aufgabe der Männer wäre es, von ihrer Romantik und Roheit zu lassen, die

Digitized by Google

Sachlichkeit der Frau zu lernen, um gemeinsam mit ihr den Weg zu einem menschenwürdigen Dasein zu suchen.

Dies etwa könnte man als geistige Tendenz aus dem Werk des frühen Shaw herauslesen. Mit „Mensch und Übermensch" setzt auf einmal eine Wendung ein. Der marxistische Fortschrittsglaube, der hinter dem frühen Werk lebt, hat einen Stoß bekommen; die Schopenhauer-Zutat siegt, im einzelnen wie im ganzen. Die Komödie ist eine sehr witzige Umkehrung der Don Juan-Dichtung; nicht Don Juan ist ihr Held, sondern Donna Anna. Die Frau ist die Jägerin, die den Mann will: Don Juan Tenorio, der hier John Tanner heißt, ist das Opfer, hinter dem Donna Anna Whitefield herjagt, bis sie es zur Strecke gebracht hat. Aus Leporello ist Straker geworden, Don Juans Chauffeur, der ihn bei seinen hoffnungslosen Fluchtversuchen begleitet. Das Ganze könnte ein Hohes Lied auf die Frau als die Trägerin des Willens zum Leben sein — wenn nicht in diesem Kern ein Anti-Evolutionsdrama steckte, das den Titel „Mensch und Übermensch" überhaupt erst rechtfertigt. Dieser ganze Kampf der Geschlechter, diese ganze Jagd der Frau nach dem Mann ließe sich ertragen, wenn wenigstens auf diesem Umweg Entwicklung und Steigerung möglich wäre, wenn der Mensch einmal den Übermenschen erzeugen könnte. Aber alle scheinbare Hinaufpflanzung entpuppt sich zuletzt als bloße Fortpflanzung, und der Glaube an ein Übermenschentum enthüllt sich als Utopie. „Sage mir, wo kann ich den Übermenschen finden?" fragt Donna Anna in dem amüsanten Zwischenspiel in der Hölle; der Teufel antwortet höflich: „Er ist noch nicht gezeugt," worauf der Komtur trocken hinzusetzt: „Und er wird wahrscheinlich niemals gezeugt werden." Das ganze Leben ist Spiel, Kreislauf, Wiederkehr der Gleichen, und die einzige Form des Übermenschen, die uns vielleicht erreichbar ist, ist Henry Straker, der Chauffeur; der technische Übermensch Renans und Strindbergs wird in seine reale Parodie übersetzt; der Glaube trägt ihn nicht mehr.

Das Ganze ist klug, witzig und überlegen, aber es enthüllt den Gefahrenpunkt, der sich aus der ganzen Anlage Shaws ergeben mußte. Zunächst könnte man sagen, daß eine Komödie von dreihundert Seiten Länge ein etwas weiter Weg ist, um zu einem Ergebnis zu gelangen, das Shaws romantischer Nebenbuhler Chesterton viel klüger mit zwei Zeilen erledigt hat: „Der Affe bemühte sich nicht um den Menschen; warum sollten wir uns also um den Übermenschen bemühen." Dann aber: hinter diesem Ergebnis steht als Gefahr der skeptische Nihilismus, der als Möglichkeit über dem ganzen Leben Shaws schwebte. In dem Augenblick, in dem das aktive Moment in ihm einmal dem betrachtenden wich, war durchaus die Möglichkeit gegeben, daß über der prachtvollen menschlichen Anlage ein bloßer Zuschauer wuchs, ein Mensch, dem sich unter den Händen alles scheinbar Bestehende in Nichts auflöst, bis auch dieses Nichts zerfließt, weil er selbst daran noch nicht glauben kann. Ein kluger Mensch erlebt hier die Gefahr der Klugheit, die bei sich haltmacht, weil sie epochen- und rassenmäßig bedingt und behindert nicht bis zum Geist durchstoßen kann.

In dieser Gefahr hat sich Shaw in der Tat, wie es scheint, einen Augenblick befunden. Es gibt ein paar Momente in seiner menschlichen Haltung zu den Gestalten der späteren Komödien, aus denen man sie herauszulesen glaubt. Aber er war zuletzt doch stark genug, um diesen zeitbedingten Relativismus bloßer Intellektualität zu überwinden, und die Reife des Alters half ihm dabei. Auch sie führt ihn nicht zu dem, was wir eigentlich als Geist empfinden; aber sie führte ihn zu einer Art von Weisheit, die schon in der zitierten Szene der „Heiligen Johanna" dem Kardinal Stogumber aufleuchtet und vielleicht das Geheimnis ist, auf dem auch der Erfolg seines „Methusalem" beruht. Sie ließ ihn wieder den skeptischen Glauben an das Irdische finden und daran, daß der Sinn dieses wunderlichen Daseins zuletzt doch darin besteht, in diese Dämmerung von Komik und Dummheit wenigstens ein bißchen Licht, ein bißchen Klarheit und das zu bringen, was man ohne Pathos Menschenwürde nennen könnte. Der Schlachtruf „Zurück zu Methusalem!", der auf dem Titel seines letzten Dramenbündels steht, hat im Grunde diesen Sinn. Äußerlich gibt Shaw hier ein phantastisches Entwicklungsbild der Menschheit von Adam und Eva über einen Zeitraum von rund 36 000 Jahren hinweg bis in die fernste Zukunft, eine Entwicklungskomödie der menschlichen Seele, wie er sie sich denkt. Aber darüber steht die gerechte Forderung eines Menschen, der sich in einem langen Leben immerhin eine gewisse Beziehung zu geistigen Dingen erobert hat und nun von der Welt der Mitlebenden wenigstens die entsprechende Mindestleistung verlangt. Das Titelkennwort wird zum ethischen Postulat: das Evangelium der Brüder Barnabas, daß die Menschen mindestens wieder wie Methusalem dreihundert Jahre alt werden müßten, wenn etwas Vernünftiges aus ihnen herauskommen soll, wird zur bittersten Kritik des Durchschnittsstands heutiger Kulturmenschen. Man braucht die dreihundert Jahre Shaws nicht wörtlich zu nehmen: worauf es ankommt, das ist der Entschluß, erwachsen zu werden und nicht an Geist und Seele ein Kind zu bleiben und nur an Jahren alt den Erwachsenen zu spielen. Shaws ganzer Ingrimm über die menschliche Bescheidenheit im Konsum von Geist und Seele ist in dieser Komödie und sein ganzer harter Glaube an menschliche Möglichkeiten trotz alledem. In einer Zeit, die die Jugendbewegung erfunden hat, hat

Digitized by Google

dieser Mann den Mut, die viel wichtigere Erwachsenenbewegung zu fordern. Er sagt „Zurück zu Methusalem", weil die Menschen, wenn sie mit siebzig, achtzig Jahren sterben, gerade erst am Anfang stehen: er verlangt damit von jedem die letzte Arbeit an sich selbst, die auch in der gedrängten Zeit eines Menschendaseins den heute kaum jemals verwirklichten Zustand des geistigen Erwachsenseins zu realisieren vermöchte. Er fordert nicht mehr aus Fortschrittsglauben wie einst; das Schlußwort der Urmutter Lilith zeigt, daß dieser Entwicklungsglaube untergegangen ist in dem Gefühl ewigen Kreislaufs trotz aller Veränderungen. Nietzsche, der Mann der ewigen Wiederkehr, hat am Ende bei Shaw den Sieg über Hegel davongetragen. Er weiß, daß zuletzt alle Evolution Illusion, aber er weiß auch, daß in den Menschen etwas ist, das sie trotzdem weiter und weiter treibt, vielleicht dahin, sagt er, wo sie ihr Leben von der Materie, die es immer bedrückte, befreien und den letzten Strom, der zwischen Fleisch und Geist liegt, durchwaten werden. Er lächelt auch über diesen Glauben ein bißchen, weil er selber sieht, daß trotzdem wohl alles beim alten bleiben wird; aber er sagt Ja zum Leben und fordert nur, daß es lebendig als Leben und des Ehrentitels Mensch würdig gelebt wird. Er gibt ein Spiel voll heiterer Unbeschwertheit, hinter dem zwar keine Philosophie, keine Metaphysik, ganz strenge genommen kein Dichtertum sichtbar wird, aber hinter dem sich der große, herrliche Ernst eines weise gewordenen Menschen, eines Führers, wie es heute keinen zweiten gibt, enthüllt.

★

Und der Aufklärer Shaw? Er wandert durch das ganze Werk. In allem, was Shaw geschrieben, gesagt und gestaltet hat, hat er im Grunde nur eines getan: die Menschen gezwungen, jenseits der Worte das Wirkliche zu suchen, alle Bindungen der Gewohnheit, der Gefühlsverpflichtungen und Vorurteile abzuwerfen und Welt, Menschen und menschliche Beziehungen zu sehen, wie sie der befreite Geist sachlich, kühl und doch menschlich zugleich sehen würde. Er hat dabei vielleicht manches beiseite geworfen, was nur ihm kraft seiner persönlichen Veranlagung als Brille und Fälschung erschien; er zwang die Nachfolgenden damit, auch diese Betrachtungsweise wenigstens einmal zu prüfen, wobei es ihnen freigestellt blieb, die alte Sehgewohnheit hinterher als die richtige wieder anzunehmen. Er hat Licht gebracht, Klarheit und Helle bis an die Grenzen, die ihm durch sein Wesen gezogen waren; er hat uns die Welt neu sehen gelehrt und uns dabei, ein bißchen zu unserm eigenen Erstaunen, als einer der ersten die neue Wirklichkeit hingestellt.

Denn das ist es, was wohl einmal die Stellung Shaws in der Geschichte der europäischen Dichtung bestimmen wird, daß er, wie bei uns Frank Wedekind, Kraft genug besaß, die neuen Menschen, die unbemerkt entstanden waren, zu sehen und in die Welt der Literatur hineinzustellen. Er bewahrte die Konventionen der Form, behielt die normale Komödie, das normale Lustspiel bei; er vernichtete aber die Typen, aus denen sie sich aufbauten. Er hatte den Mut und die Fähigkeit, die Menschen des Theaters und der Literatur durch wirkliche Menschen, durch die neuen Menschen, die mit seiner Zeit heraufgekommen waren, zu ersetzen. Er machte sich zuweilen sogar den Spaß, das Schema des Typus, den jungen Mann, den Liebhaber, das junge Mädchen aus der alten Literatur hinüberzunehmen, und füllte in diese Gefäße ganz ruhig seine neue Wirklichkeit, stellte diese neuen Realitäten ruhig neben alte Schwanktypen, die er gleichzeitig dem Publikum nicht entziehen wollte. Der „Arzt am Scheideweg" ist ein herrliches Beispiel für diese Gestaltung neuer Menschen. Der Maler Dubedat zeigt am besten, was ich hier meine, ebenso Frau Warren, ihre Tochter Vivie, der komische Zahnarzt in „You never can tell" und nicht zu vergessen Henry Straker, der erste klassische Chauffeur des modernen Theaters. Shaw war modern, d. h. ein Mensch von heute, nicht in seinen Ansichten, in denen er den Mut zu jeglicher Unmodernität hatte, sondern in seinem Sehen des Wirklichen. Er hat mehr als irgendein zweiter die Pose vernichtet, die Geste, — und ein Teil des Pathos ist dabei auch mit über Bord gegangen. Beide führen in den meisten Gebieten unsres Lebens noch heute ihr Scheindasein; sie haben aber den tödlichen Streich empfangen, weil dieser Ire immerhin wenigstens einige Menschen lehrte, durch Pose, Geste und Pathos hindurch, ebenso wie durch Typus und Konvention die Wirklichkeit zu erfassen. Er vermochte vielleicht nicht zu sehen, daß hinter dieser seiner Wirklichkeit wieder eine lag, und hinter dieser wieder eine und wieder eine, wie die Masken auf dem Antlitz des lustigen Valerio in Büchners „Leonce und Lena". Aber er ging mitten in der Unwirklichkeit unsres Daseins wenigstens die Wirklichkeit suchen. Er sah das Ziel und wollte es zeigen. Dies ist seine Aufklärung, das, was er zu dem reicheren Erbe der Lessing und Lichtenberg von sich aus hinzugefügt hat. Diese Aufklärung, in der wir noch mitten drin leben, und die vielleicht eine der Hauptaufgaben der nächsten Jahrzehnte sein wird, ist der schönste Sinn in Leben und Dichtung Bernard Shaws, weil sie ihn als einen Führer zu einer vielleicht einmal kommenden europäischen Betrachtungsweise von Kunst, Welt und Menschen zeigt.

Digitized by Google

Der Architekt Paul Ludwig Troost

Von Dr. G. J. Wolf/München

Von allen Künsten ist die Baukunst diejenige, die sozial und materiell am meisten gebunden ist, sie hat größere Rücksichten zu nehmen auf die äußeren Umstände als irgendeine andere Art der Kunst und mehr als in einer anderen Kunstgattung spiegeln sich in ihr Geist und Sinn und Wesen der Zeit. Von der Architektur hängt letzten Endes alles ab, sie ist die raumschaffende Kunst; erst müssen die Räume da sein, dann erst kann das Bild an die Wand, die Skulptur oder das Fresko an die Fassade, dann erst können die Erzeugnisse der Kleinkunst in die sinnvoll gruppierten Innenräume. Namentlich in dieser Zeit, in der die Kunst jeglichen Ausdrucks sich gerne nach der schmückenden, kunstgewerblichen Seite hinwendet, also im vollen Sinn des Wortes zur „angewandten" Kunst wandelt, ist die Bindung mit der Architektur natürlich und fast Voraussetzung. Ich kenne eine Reihe ausgezeichneter Maler und Bildhauer, deren Kunst sich nur in Verbindung mit der Architektur auswirken kann und deren schönste Werke ungeschaffen geblieben wären, wenn nicht ein kunstsinniger Bauherr oder ein geschmackvoller, organisatorisch veranlagter Baukünstler sie „in Auftrag gegeben" hätte.

Solche Gedanken müssen einer knappen Studie, die dem künstlerischen Wesen und der künstlerischen Leistung des Münchner Architekten Paul Ludwig Troost gilt, vorausgeschickt werden. Denn die beiden angeschnittenen Probleme: Bauen und architektonisches Gestalten unter sozialen Gesichtspunkten und im Geiste der Zeit, sodann die organisatorische Einordnung anderer Kunstgattungen in die architektonische Arbeit, die dabei die Vorhand behält und nicht von den Details verdunkelt wird, sind für Troosts Arbeit charakteristisch. Wenn man heute von den Schöpfungen und Leistungen Troosts spricht, so stellt sich für den, der in den Dingen der Baukunst ein wenig Bescheid weiß, gleichsam ungerufen die Vorstellung üppiger Behaglichkeit und künstlerischer Noblesse ein; zugleich sieht man Malerei, Bildhauerei, Kunsthandwerk im Dienste der sie sinnvoll sich eingliedernden Architektur. Da Troosts Name besonders durch

Wohnhaus in Nürnberg. Gartenansicht. 1908—1909

Digitized by Google

seine Ausgestaltung der neuen Dampfer des Norddeutschen Lloyd in Bremen in die Welt drang, und da ihm zahlreiche Bauaufträge zuteil wurden, bei denen seine Wirksamkeit nicht beschlossen war, als er das „Gehäuse" geschaffen hatte, vielmehr erst recht begann, als er ins Innere drang und schönste Raumgebilde, Möbel und Schmuck der Räume schuf, so konnte sich allmählich die Meinung festsetzen, Troost sei in erster Linie, ja ausschließlich „Innenarchitekt". Und damit hatte man ihn in dieser zur Etikettierung und raschen Abstempelung nur allzu bereiten Zeit in einem „Fach" untergebracht, gleichviel, ob er nun da hineinpaßt oder nicht. Es ist nämlich nicht an dem, daß Troost sich damit abfindet, mit räumlichen Gegebenheiten zu rechnen. Mir sind, außer den Schiffseinrichtungen, nur zwei Fälle dieser Art bekannt; sonst hat Troost seine Räume durchwegs selbst in ihren Ausmaßen, in ihrem Verhältnis zueinander, in ihrer inneren Durchbildung, die sich nach außen hin manifestiert, in ihren Wechselwirkungen von Grundriß und Fassade geschaffen, und wie er im Innenraum sich als Künstler von Eigenart und Selbständigkeit erweist, so auch in der Gestaltung der Fassade, in der Behandlung eines Hauses als Baumasse. Wenn einer, so hat Troost den Beweis erbracht, daß für den originellen Baukünstler die Art der Gestaltungsaufgabe eigentlich gleichgültig ist: ob es ein großes Miethaus ist oder ein Stuhl, den es zu formen gilt, in jedem Objekt, ob klein, ob groß, kann sich der echte Künstler in seiner Individualität bekunden, und ist er eine starke Persönlichkeit, in der klare Vorstellungen von Stil und Stilforderung der Zeit sich mit Gestaltungskraft vereinigen, so müssen beide, das Miethaus und der Stuhl, Kinder des gleichen Geistes, des gleichen künstlerischen Ausdrucks sein — in beiden muß ich die Hand des gleichen Meisters erkennen und fühlen.

Ecke aus dem Bibliotheksraum des Lloyddampfers „Columbus" 1922—1923

Den Entwicklungsgang des Professors Paul Ludwig Troost kann man durch eine stattliche Reihe architektonischer Gestaltungen verfolgen, die alle, auch wenn sie nun teilweise schon über zwei Jahrzehnte zurückliegen, die charakteristischen Züge seiner Handschrift tragen. Troost ist ohne Zweifel vorwärtsgeschritten, er hat die wechselnden Forderungen des Tages erkannt, er hat seine Leistung verfeinert und abgeschliffen, auch technisch ist er gereift, aber im Grundzug, im Prinzipiellen ist er der gleiche geblieben. Das bedeutet nicht Manierismus, sondern künstlerischen Charakter.

Paul Ludwig Troost, im Jahre 1878 in Elberfeld geboren, kam nach Vollendung seiner Studien und nachdem ihm eine Reise durch Italien tiefe, nachhaltige Eindrücke vermittelt hatte, in jungen Jahren in das Münchner Atelier des Professors Martin Dülfer, der damals mit seinen bis an die Grenze des Gewagten gehenden Fassaden (Gebäude des Münchner Zeitungs-Verlages und des früheren Hotel Terminus usw.) eine völlig neue Note in das Münchner Straßenbild trug. Troost ging nicht bedingungslos mit. Schinkel und Klenze, den Klassizisten des Nordens und den Klassizisten des Südens, liebte er und liebt und verehrt er auch heute; ihre Klarheit, ihre Sachlichkeit, ihre tiefere Tektonik schätzt gerade er, bei dem manche aus mißverständlicher Beurteilung seines Schaffens Neigung zu verwirrenden, üppigen Barock- und zu launischen Rokokoformen vermuten. Das im Jahre 1900 entstandene Haus für den Münchner Maler Professor Benno Becker, vor allem dazu bestimmt, außer Wohnzwecken auch der Aufstellung der prächtigen Kunstschätze des Bauherrn zu dienen, war Troosts frühestes selbständiges Werk. Er legte viel vom Wesen dessen hinein, für den es bestimmt war: Becker ist ein genauer Kenner und schwärmerischer

Digitized by Google

Damensalon II. Klasse auf dem Lloyddampfer „Columbus"

Freund Toskanas und Umbriens, der Renaissance, ihrer Landschaft und ihrer Kultur, und all dies strahlt der Palazzo wider, bei dem Troost bedeutungsvoll, gleichsam programmatisch für seine spätere Bauten, die stärksten Wechselbeziehungen von Innenraum und Fassade herbeiführte. Entstand dieses schöne, vornehme Haus, das als architektonisches Gebilde heute noch zu den besten Bauleistungen der neueren Münchner Architektur gehört, mehr in der Stille, so trug die Teilnahme Troosts an dem Wettbewerb für den Berliner Wertheim-Bau und die Verleihung des 1. Preises an ihn, wie die Eroberung des

Kaminuhr in Marmor mit Bronze
Nach einem Entwurf des Künstlers

2. Preises bei dem Wettbewerb um das Deutsche Museum seinen Namen mit einem Schlag an die breiteste Öffentlichkeit. Daß man von ihm nicht vergebens Außerordentliches erwartete, daß er vielmehr willens und in der Lage war, alle Versprechungen einzulösen, alle Hoffnungen zu erfüllen, bewies er durch seine ausgezeichnete Lösung der Bauaufgabe, die ihm bald darauf der Nürnberger Großindustrielle Rudolf Chillingworth stellte. Es galt, für die Familie Chillingworth am Prinzregentendamm an der Pegnitz, auf einem Teil des vormaligen Areals der Cramer-Klettschen Fabrik, ein komfor-

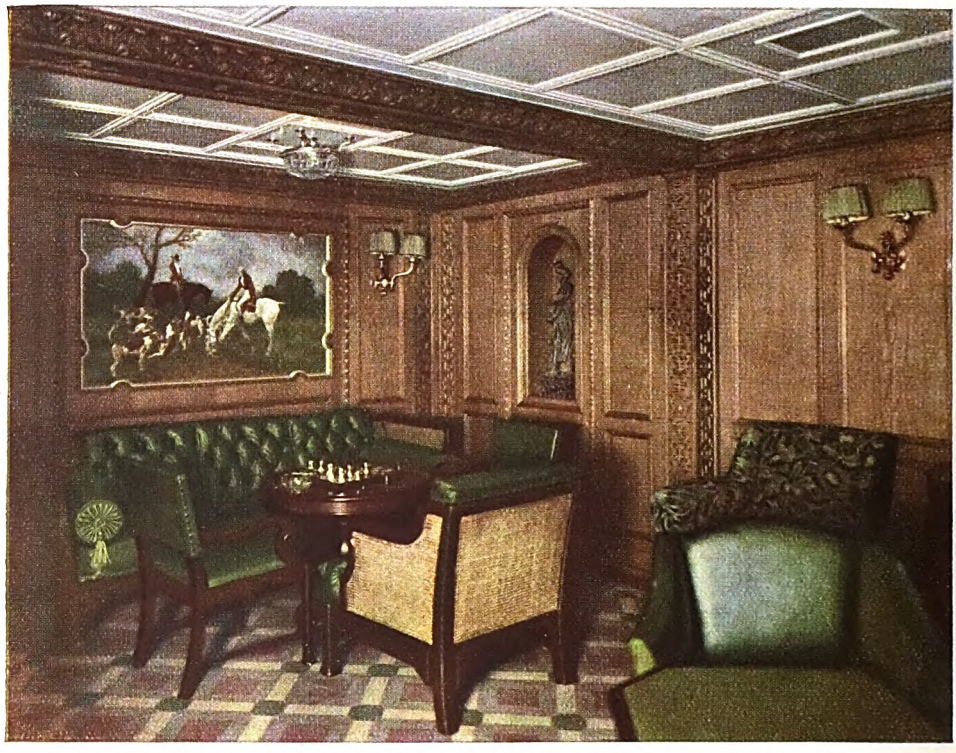
Digitized by Google

tables Wohnhaus zu erstellen. Troost disponierte den Bau sehr glücklich in den verfügbaren Grund hinein: er nahm ihn sehr weit zurück, schied ihn dadurch vorteilhaft von Lärm und Straße und gewann zugleich Raum für einen architektonisch gehaltenen Garten und Pergola-Umgang. Das Erdgeschoß birgt in wohlkomponierter Aufeinanderfolge Diele, Halle, Herrenzimmer, Musikzimmer, Teezimmer, Salon und Speisezimmer, während im Obergeschoß außer den sehr luxuriösen Schlaf- und Toiletteräumen das Frühstückszimmer und das Damenzimmer angeordnet sind. Troosts Bau des

Kaminplatz in der Halle des Lloyddampfers „Columbus"

Hauses Chillingworth wirkte zur Zeit seiner Entstehung wie ein Protest gegen den purifizistischen Konstruktivismus, der damals an der Herrschaft war und ganz besonders die Möbelkunst und die Innenausstattung eines Hauses in Mitleidenschaft zog. Daß Troost

Digitized by Google



Rauchsalon auf dem Lloyddampfer „Columbus"

seine Möbel mit reichen Schnitzereien schmückte, daß er überdies kräftig in die Farbe ging.

Wie später bei den meisten seiner Arbeiten hatte sich Troost bei der Durchführung der Innenausstattung des Hauses Chillingworth der Mitarbeit des Münchner Bildhauers und Malers Josef Wackerle versichert. Daß dieser Künstler, der heute auf dem Felde der dekorativen Plastik als einer unserer Allerbesten und Stärksten anzusprechen ist und einen internationalen Ruf besitzt, in seiner Frühzeit nie Mangel litt an Aufträgen, die seiner künstlerischen Art entsprachen und entgegenkamen, ist vor allem das Verdienst Troosts, der kaum eine seiner großen Arbeiten ohne Wackerles Mitwirkung durchführte.

Einer ganz ausgezeichneten Beteiligung des Künstlers an den Ausstellungen in Paris und Brüssel im Jahre 1910, wo seine Innenraumschöpfungen für den Eindruck der deutschen Abteilungen entscheidend waren, folgte der Bau des „Marionettentheaters Münchner Künstler" für Paul Brann auf dem Gelände des Münchner Ausstellungsparkes. Troost schuf eine aparte Kleinkunstbühne, reizvoll in ihrem amüsanten Kontrast des heiteren, hellen Vorraums und des eigentlichen Theatersaals, bei dessen Gestaltung eine gewisse Gravität sich mit der leisen Spaßhaftigkeit verbündete, die beide das Wesen der Marionette sind. Das Gebäude, das „Gehäuse" des Marionettentheaters, das sich trotz seiner verhältnismäßig kleinen Ausmaße so nobel und eindrucksvoll mit seiner leicht klassizistischen Fassade und seiner wirksamen Dachdurchbildung vor dem Grün der Bäume absetzt, ist eine hohe Leistung tektonischer Gestaltung. Auch die etwa in diese Zeit fallende Durchführung der Häuser Böninger und Kupelwieser in München zeigt Troost als Außenarchitekten, wie dies auch bei neuesten Arbeiten von ihm (Haus Jäger in Mannheim, Haus der Gräfin Schwicheldt in Schwerin) der Fall ist. Dagegen stellte ihn die ihm übertragene Aufgabe, für den Präsidenten des Norddeutschen Lloyd, Herrn Heineken in Bremen, eine auserlesene Wohnung zu gestalten, wieder vor ein Innenraumproblem. Die Aufgabe erledigte sich aber nicht mit den Möbelentwürfen; es war vielmehr auch schwierigen architektonischen Ansprüchen zu genügen. Zwei schon bestehende Gebäude mit verschieden situierten Straßenfluchten sollten durch einen Verbindungsbau zu einem größeren Wohnhaus zusammengefaßt und daraus eine anmutig und sinnvoll gruppierte, durch zwei Stockwerke gehende Wohnung von vorwiegend repräsentativem Charakter gestaltet werden. Es galt, die Ausstattung der Räume nach Form und

Digitized by Google

Privatsalon auf dem Lloyddampfer „Columbus"

Farbe aufeinander abzustimmen und überdies einige dem Bauherrn besonders ans Herz gewachsene ältere Gelasse samt der Einrichtung unberührt zu erhalten, sie unaufdringlich und gewissermaßen unauffällig in die Reihe der neuen Raumgestaltungen aufzunehmen. Die räumlichen Ausmaße und die Lage der Räume zueinander standen also schon fest, die Lichtführung war nicht mehr zu beeinflussen. Trotz solcher Bindungen gelang es ihm, ein organisches Bau- und Raumgefüge zu schaffen und den Rhythmus bis in die kleinste Ecke hineinzuleiten. Durchdrungen von dem heißesten Gefühl der Verehrung für die alte Formensprache in der Kunst des Raumgestaltens, bekundete er doch gerade hier, daß in seinem Bewußtsein zutiefst die Erkenntnis ruht: der Künstler muß ein Kind seiner Zeit sein. Denn wenn z. B. ein Schrank, den Troost angibt, auch seiner Erscheinung nach an die alten Formen einer künstlerisch prononcierter sprechenden Zeit gemahnt, so ist er trotzdem in seiner technischen Durchführung und im Hinblick auf seine Zweckschönheit völlig ein Produkt dieser Zeit. Wenn wir von Biedermeiermöbeln besonders guter Artung sagen dürfen, sie seien in gewissem Sinne „Solitäre", d. h. jedes einzelne Stück sei so schön und gediegen, daß es für sich allein, gleichsam als ein Schmuckstück, unter anderen stehen könne, ohne die Gesamtwirkung zu zerstören, sobald aber einige Stücke des gleichen Ursprungs zusammenkommen, so könne man von „Ensemblebildung" in bestem Sinne reden, so trifft dieser Satz in gleicher Weise auf die Möbelgestaltungen Troosts zu.

Der Innenarchitekt Troost fand sich vor eine über die Maßen interessante und sein Schaffen besonders beanspruchende Aufgabe gestellt, als sich im Jahre 1912 Beziehungen zum Norddeutschen Lloyd anknüpften, denen man eine Reihe wundervoller Schiffsausgestaltungen verdankt. Längst war man, alle anderen seefahrenden Nationen übertreffend, in Deutschland darangegangen, die großen Passagierdampfer zu einer Art von komfortablen finessenreichen Riesenhotels auszubilden. Man vergriff sich aber dabei zuweilen im Ton: man vergaß, daß man auf dem Meere fuhr und daß es sich hier um ein Verkehrsmittel, nicht um ein „schwimmendes Haus" handelte, daß man also mit Stukkaturen und ähnlichen Stilwidrigkeiten nicht kommen durfte, daß auch der bekannte Dreiklang Weiß-Gold-Rot, der die Theaterfoyers kennzeichnet, in einem Dampfer-Speisesaal keine Berechtigung besitze. Es gab und gibt Ozean-Riesen, die ihren Ehrgeiz dareinsetzen, so etwas wie das Innere eines Schlosses Ludwigs des Zweiten von Bayern, die Spiegelgalerie von Herren-

Digitized by Google

Aus dem Weinrestaurant. Jacobihalle, Bremen. 1924

täfelte Wand oder Decke leicht entfernbar und eben an dieser und keiner anderen Stelle verfugt sein muß, um den dahinter angebrachten Leitungen als Schutz und Attrappe zu dienen, wie jeder Quadratzentimeter Raumes sorgfältig berechnet ist, um bei möglichster Bequemlichkeit doch auch möglichst vielen Menschen für die Reise Unterkunft zu gewähren, und was solcher aus einer langen, klug angewandten Praxis erwachsenen Forderungen mehr sind.

Das erste für den „Norddeutschen Lloyd" bestimmte Schiff begann Paul Ludwig Troost im Jahre 1912 auszugestalten. Die Schwingungen und produktiven Leistungen eines außerordentlichen Geschmacks, der mit der bisherigen, schon gekennzeichneten Schiffsausstattungsart entschieden und entscheidend brach, machte sich der „Lloyd" zunutze, und aus dem Zusammenwirken der großen Reederei mit Troost entstand unter diesem Gesichtspunkt etwas, das für die Entwicklung und Propagierung der deutschen Geschmackskultur förderlicher wirkte als manche große kunstgewerbliche Ausstellung. Aber es war diesem, kurz vor Kriegsausbruch fertiggestellten Dampfer (irre ich mich nicht, so sollte am 3. August 1914 die festliche Probefahrt sein) nicht beschieden, in das Geschwader des „Norddeutschen Lloyd" eingereiht zu werden; er mußte in Erfüllung der Reparationsverpflichtungen im Jahre 1919 an England ausgeliefert werden und läuft nun als „Homeric" bei der White Star Line. Ebenso ist ein zweiter Dampfer, der gleichfalls schon bei Kriegsausbruch vom Stapel gelaufen und auf den Namen „München" getauft worden war, an England ausgeliefert worden und fährt bei der Royal-Mail-Line unter dem Namen „Ohio". Beide Dampfer haben, nicht zuletzt infolge Troosts prächtiger Ausstattung und künstlerischer Durchbildung bis in die letzte, feinste Einzelheit, die auch trotz der Ablieferung zu erhalten den besonderen Stolz des „Norddeutschen Lloyd" bildete, in England größtes Aufsehen erregt. Sie werden von den Engländern mit Vorliebe zur Überfahrt benutzt. Daß es die betreffenden Schiffahrtslinien eifrigst vermeiden, die Herkunft der Schiffe zu nennen, ist durchaus begreiflich; es ist mehr ein Zeichen von Ängstlichkeit als von Noblesse — auf alle Fälle spricht es für die ausgezeichnete

chiemsee oder das Speisezimmer von Linderhof vorzutäuschen. Dann folgte auch hier der Prozeß der Purifikation, aber man schüttete wieder einmal — sozusagen — das Kind mit dem Bade aus. Es war Paul Ludwig Troost vorbehalten, auch in diesem Falle das Richtige zu treffen. Er sagte sich, daß das internationale Publikum eines Ozeandampfers jedes Recht besitzt, höchsten Komfort zu beanspruchen, daß man für eine einwöchige Überfahrt nach Neuyork und noch in erhöhterem Maße für mehrwöchige Reisen nach Südamerika oder gar nach dem fernen Osten und nach Australien etwas an Behagen, Schönheit und Bequemlichkeit fordern könne, das ein wenig das eigene Heim zu ersetzen vermag.

Eine ganze Reihe von Schiffen entstand, bei denen Troost aufs genaueste mit der Werft und im besonderen mit dem unter Direktor Bidermanns Leitung stehendem Konstruktionsbüro des „Norddeutschen Lloyd" zusammenarbeitete. Denn es stecken in diesen Schiffsausgestaltungen nicht nur hohe ästhetische Werte, es handelt sich nicht nur um abseitige Raumgebilde von ungewöhnlichem künstlerischem Reiz, sondern da ist auch an technischer Leistung unerhört viel geleistet, ein Umstand, der einem erst klar wird, wenn man in die diffizile, auf den Zentimeter klappende Einrichtung eines solchen Schiffes Einblick gewinnt, wenn man erkennt, wie jede ge-

Digitized by Google

Ecke aus der Wohnung des Künstlers

Arbeit Troosts, daß man sie gerne als englische Nationalleistung annektieren möchte.

Was Troost hernach an Schiffen baute, kam dem „Norddeutschen Lloyd“ zugute, der damit seinen Schiffspark, der durch den Krieg und die Auslieferungen an die siegenden feindlichen Mächte außerordentlich zusammengeschmolzen war, wieder auf einen respektablen Umfang brachte. Mit der „München“-Klasse hoben die Schiffsneubauten an. Da der Architekt des Schiffes die Stadt München zur künstlerischen Heimat erwählte, da seine malerischen, bildhauerischen und kunstgewerblichen Mitarbeiter Münchner sind, so kann man in der Namengebung fast etwas wie ein Symbol erblicken. Über alles Erwarten hinaus schön und praktisch, geschmackvoll und behaglich fiel der Dampfer

Digitized by Google

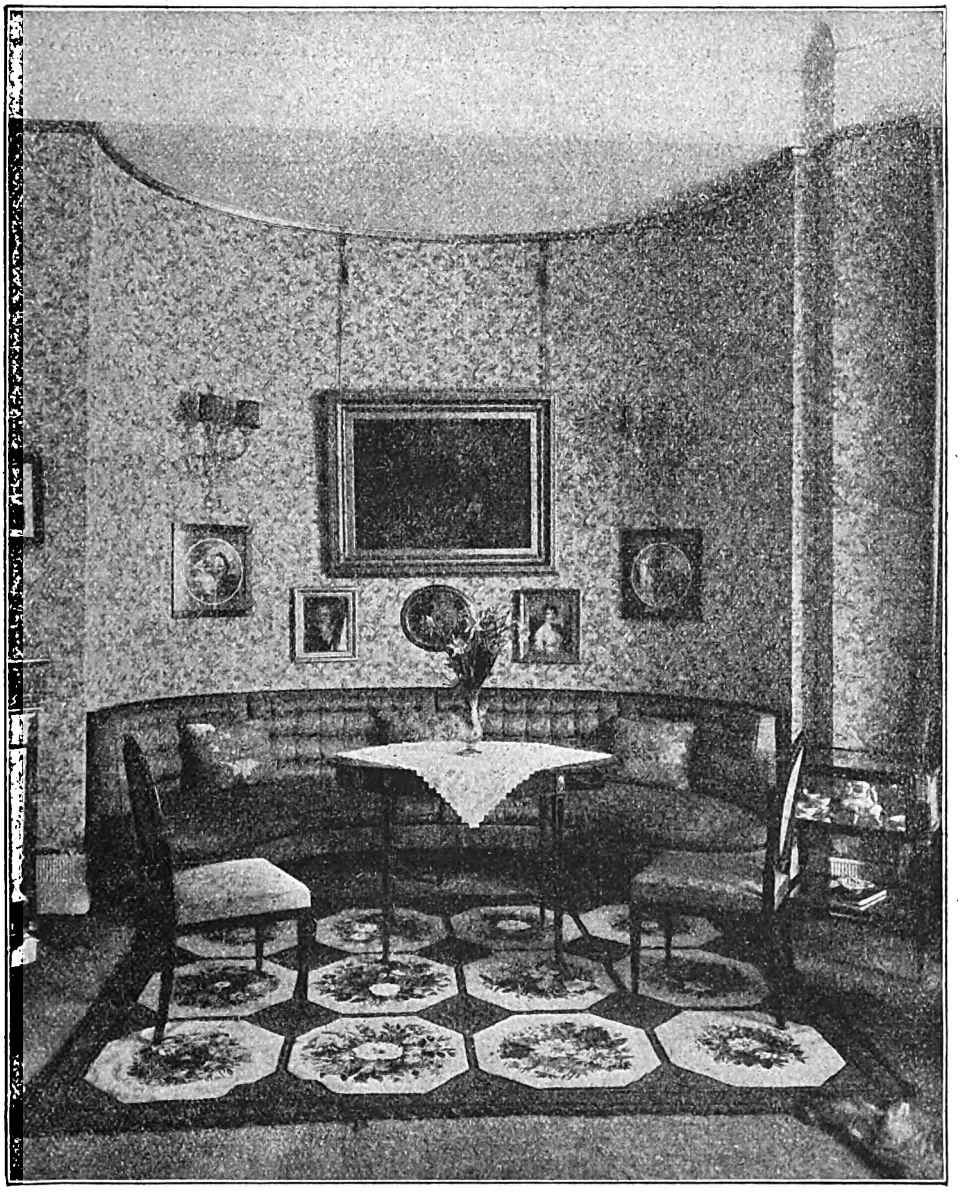
„München“ aus, und ihm folgten die Schwesterschiffe, an ihrer Spitze die schöne „Stuttgart“, folgten die für den südamerikanischen Überfahrtsdienst bestimmten sogenannten „Sierra“-Schiffe, die „Sierra Nevada“, „Sierra Ventana“, „Sierra Cordoba“ und „Sierra Morena“, die alle ein wenig spanischen Einschlag haben, endlich die Schiffe der „Weser“-Klasse („Weser“, „Werra“, „Saarbrücken“, „Trier“, „Fulda“), die vor allem dem Dienst nach Ostindien gewidmet, also für lange Seereisen gedacht sind und, trotz ihrer kleineren Ausmaße, der Räume für Geselligkeit und Unterhaltung am wenigsten entraten können.

Als Krönung des Wiederaufbaues der Lloyd-Flotte trat zu Ostern 1924 der neue Ozean-Riese „Columbus“ seine erste Ausfahrt an. Hier hatte Troost mit ganz großen Proportionen rechnen können, und der Umstand, ein sehr reiches Schiff, in dem der repräsentative Gedanke einer großen Schiffahrtsgesellschaft zu verkörpern war, in die Erscheinung treten zu lassen, hatte es ihm ermöglicht, aus dem vollen zu schöpfen. Was er hier gab und zeigte, war Ausfluß souveränen Gestaltungswillens, aber auch des außerordentlichen Vermögens, diesem Willen Form zu geben. Aus Harmonien und Kontrasten in wohldurchdachtem Wechsel schloß sich die Kette zusammen, eine Flucht von Prunkgelassen, die gleichwohl nicht von ihrer Pracht gedrückt wurden, nie in Überladung oder in üppigem Schimmer mündeten. Diese Festräume wie auch die Einzelkabinen oder Kabinengruppen dokumentieren das, was man wohl europäischen Geschmack nennt, sie sind nicht international, aber doch von einer so erlesenen Kultur, daß sie über die Erfüllung nationaler Wünsche und Erfordernisse hinausgeht, daß sich hier der Angehörige jeder Nation wohlfühlt und daß die Räume wie dazu geschaffen scheinen, um alle das Band der Geselligkeit und des angeregten Verkehrs zu schlingen. In diesem Sinne und in diesem besonderen Falle hat Troosts Schöpfung ganz besonders ihre soziale Funktion erfüllt, ja es kann sogar behauptet werden, daß hier eine Anbahnung der Völkerverständigung und -versöhnung auf der Basis der alle beglückenden Kunst erfolgt.

Wanddetail aus den Verbindungsgängen zwischen Halle und Bibliothek auf dem Lloyddampfer „Columbus“

Rein künstlerisch zugesehen, ist Troosts Ausgestaltung des „Columbus“ sein Hauptwerk, das auch von der inzwischen geleisteten Arbeit am Lloyd-Dampfer „Berlin“ und von der überaus apart en Durchgestaltung des mondänen Weinrestaurants „Jacobihalle“ in Bremen noch nicht überholt wurde. Prächtig ist der Wechsel der Formen bei gleichbleibender, streng bewahrter

Digitized by Google



Aus einem Wohnhaus in Bremen. 1915

stilistischer Grundlage und das reiche Spiel der Farben und farbigen Ensembles im Ablauf einer Flucht von Gelassen; ein Zeichen der besonderen Elastizität des Architekten, seine Meisterschaft, auf jede leise Schwingung in den Raumabmaßen zu reagieren und sie sogleich formend und gestaltend auszuwerten. Aber nicht nur der schöpferische Künstler hat mit und in diesem Werk gesprochen, sondern auch der künstlerische Organisator, der sich wieder mit einem Stab ausgezeichneter Helfer und Mitarbeiter zu umgeben wußte, jeden an seine ihm gemäße Aufgabe stellte, jedoch durch alle Einzelleistungen hindurch stets als der Spiritus rector des gesamten großen Werkes empfunden und verspürt wird.

Digitized by Google

Die Schicksalslinie Europas

Von Kasimir Edschmid

Der Süden des Kontinents war immer der Spielball der nordischen Völker und zugleich der Wellenbrecher für Asien und die afrikanischen Eroberer. Die gesamte Riviera vom Golf von Lion bis nach Viareggio ist so ein Mischland der Rassen geworden. Arles, das seinerzeit einer der größten Häfen war, aber jetzt wie Brügge und Ravenna versandet und tief im Lande liegt, war eine der Hauptstädte der Welt. Barbarossa hat sich hier zum König einer Landschaft krönen lassen, welche das Reich des Südens darstellte, das sich mehr als Spanien gegen Afrika wehrte. Die Lawinen der germanischen Rassen verebbten bei Marseille, das eine Stunde von Arles liegt und in dem Konkurrenzkampf der Häfen die Siegerin geblieben ist. Die Westgoten hatten diese Küste fest in der Hand, später die Franken. Vorher hatten die afrikanischen Karthager das Königreich der Riviera erobert, und es wurde, nachdem es zum Deutschen Reich gehörte, von den Sarazenen wieder zerstört. Heute ist diese Strecke am Mittelländischen Meer unter dem liebenswürdigen Regime des Hauses Thomas Cook & Son, obwohl diese Landstrecke teils unter den französischen, teils unter den italienischen Farben steht. Der schicksalsschwerste Punkt ist Marseille, das, von kleinasiatischen Griechen als Sitz hellenischer Kultur aufgebaut, der kühnste Kampfposten europäischer Bildung gegen die Schläge der anderen Kontinente war. Das heutige Marseille hat mit Frankreich wenig zu tun, abgesehen von einer gewissen Bedeutung, die es im inneren Streit der politischen Parteien in der Republik spielt, und abgesehen von seiner gigantischen Bedeutung als Hafen. Es hat einen anderen Geist. Zwei Merkmale sind ihm geblieben, die ungeheuer phantastisch sind für die Rolle, die es gespielt hat, und für die Entwicklung, welche die Geschichte hier nahm: die Bouillabaisse, das Essen aller Eingeborenen und Fremden als Zeichen des Rassen-Mischmasches und der vollkommenen Internationalisierung der Riviera, und die Altstadt am alten Hafen als grauenhaftes Einfallstor Afrikas nach Europa, der sichtbarste Rest der großen Kämpfe, welche die schwarzen und weißen Rassen sich hier geliefert haben.

Von der Bouillabaisse aber reden, heißt, ein Thema anschlagen, welches die Küchen des Kontinents umfassen muß.

Die Bouillabaisse ist das Revolutionspamphlet der französischen Küche. Gleichwie der grelle Rhythmus der Marseillaise, welchen die wildesten Halunken des Mittelmeers nach Paris brachten, hat diese Suppe die Welt erobert, was sagen will, daß man sie bei Prunier in Paris nahe der Madeleine besser ißt als in allen Häfen des Midi.

Dasselbe geschieht mit den Austern, deren erste Ernte dieses fabelhaft organisierte Haus sich überall gesichert haben muß. Von den derben Portugaises bis zu den Marennes mit ihrem honigartigen Geschmack, bis zu den kostbaren Amoricaines und den königlichen Huîtres de Pêche gibt es keine Sorte, die anderswo edler, frischer und schöner serviert würde als in Paris.

Prunier hat die Bouillabaisse zu einer noblen Speise des Kontinents gemacht, während sie an der Riviera eine langweilige, aber scharfe Fischsuppe ist, aus Makrelen und Safran und Zwiebeln gekocht und im besten Fall mit einem Langustenstück versehen, das sein Aroma dabei verliert, ohne es der Suppe mitzuteilen. Es gibt zwischen Nîmes und Fiume zwei Dutzend Rezepte für diese Suppe, die ein typisches „zusammengesetztes" Essen ist, welches die wahren Gourmets verschmähen.

Die Philosophie der Küche verlangt, daß ihr Liebhaber in der Jugend die kombinierten Saucen, das Vielerlei des Essens liebt, wie er in der Liebe ebenfalls das Abenteuerliche suchen wird, dessen Farbe ihn faszíniert. Von dem reifen Kenner verlangt sie, daß er die Nuancen nicht mit der Qualität verwechselt, welche immer einfach ist. Die besten Esser werden immer die schlichten Saucen wählen, welche den Grundgehalt aller Geschmacke hervorheben, statt ihn barbarisch zu verdecken. Der Werdegang eines Küchenamateurs ist wie die Entwicklung jedes Kenners und läuft in der Regel mit seinem Alter parallel.

Prunier konnte natürlich ein Gericht, das überhaupt nur in der Zusammensetzung Sinn hatte, lediglich piano machen, er konnte es verfeinern, ohne ihm das Cachet zu nehmen. Er stellte es auf den Langustengeschmack, während die Südlichen es auf die Schärfe stellen.

An der Küste zwischen Marseille und dem Kriegshafen Toulon, einer Küste, die von gewaltigen weißen und nackten Felsen im Meer begleitet wird, ist die Marseiller Mischung üblich. Dann zwischen den hyerischen Inseln und St. Raphael, an der Küste, die mit Tamarisken und von Juni ab blühendem Oleander und ganz flachen Pinien bedeckt ist, dieser wahrhaftig romantischsten

Digitized by Google

Partie der Riviera, im Anblick der Sarazenenschlösser und der wildesten Felsen, setzen die Eingeborenen, wie es kommt, Reis, Muscheln, Speck und Senf bei. Im Grunde ist die Bouillabaisse ein Essen für „Signori" geworden, das Essen der Neugier, welches die Fremden zu sich nehmen.

Man kann an der Riviera ebensowenig Austern essen, wie es möglich ist, in Korsika Fische zu bekommen. Die Fischer, deren Schaluppen die Namen „Griffon" oder „Amour de la Patrie" führen, was die Herzen ihrer Besitzer rührt, haben Verträge mit den Exporthäusern geschlossen, welche die Kühnheit ihres Verstandes offenbaren. Der in Spezialitäten verliebte Reisende wird auf der Seite seiner kulinarischen Sehnsucht nur noch Überraschungen finden, die ihm der Zufall, aber nicht die Geographie und die Fauna versprechen.

Auch dies hat seine Romantik. Es gibt an der Riviera einige Restaurants, von denen Pascal, Rue Thiers, hinter dem Segelschaluppen-Quai des Belges, am alten Hafen in Marseille so gut ist wie Adolphe in Nizza, wie das Restaurant des Theaters Carlo Felice in Genua und das herrliche Bona Via in Triest. Auf dieser Linie liegen auch die Unterschiede der südfranzösischen und der italienischen Küche.

Ein Essen zwischen Toulon und Cannes wird immer scharf sein. Herrlicher kleiner Adolphe am Fischmarkt in Nizza hinter dem Quai des Etats unis! Welche Vorschläge weiß dieser kleine Mann mit dem Schnurrbart des vierzehnten Ludwig zu machen. Welch ein bescheidener Künstler von riesiger Erfindungskraft in einem Restaurant von sechs Tischen, welches das Restaurant von Chauffeuren zu sein scheint und ein Platz ist, wo die Natur ein Genie herausstellt.

Nur eine Budiken- und Pavillon-Reihe trennt dies Restaurant von der Promenade des Anglais, wo die Fischer liegen. Adolphe läßt eine Langouste fangen und à l'américaine bis zur letzten Schärfe kochen, in einer halben Stunde, und, wenn der Fischer gleichzeitig einen „Loup de Nice" mitbringt, eine der wildesten Fischdelikatessen, kann man diesen Mann in Begeisterung sehen. „Ich habe einen anderen Plan," wird dieser Garibaldi der Küche sagen, und der Gast wird unter der Autorität eines königlichen Geschmacks keine Langouste, sondern einen Fisch verspeisen, an den er sein Leben denkt.

Diese Franzosen haben wohl auch das herrliche Öl, welches die Küche des Südens bestimmt, aber sie werden das frische Fleisch, den gepfefferten Salat und auch bei den Vorspeisen die gewürzten Sachen vorziehen. Sie lieben die süßen Weine dazu, den Haut Sauternes und den Haut Barsac. In Marseille trinken die Liebhaber von Muscheln den algerischen Kalifa, einen Wein, der die Mitte darstellt zwischen Moscato d'Asti und Orvieto abbocato, den prinzipiellen Weinen für die Langouste.

Die Italiener ziehen dagegen den trockenen Wein vor und haben das „dolce" auf die Speisen gelegt. Die italienischen Fische werden immer weichlich serviert sein, während die französischen Köche den Fisch mit einer gewissen kühnen und schärferen Eleganz zubereiten. Selbst so wilde Restaurants wie der Lapi-Keller in Florenz oder die bolognesische Küche, welche als die ruhmreichste italienische gilt, werden immer ölig sein, während die französische den Übergang darstellt zur puritanischsten und männlichsten Küche der Welt, der unsinnlichsten, aber staatsmännischsten, der englischen. Ein phantastisches italienisches Menu in Rom würde etwa sein: Trüffel mit Parmesan gebacken, eine Bekassinenpastete und einer der weißen salmartigen Fische, deren Namen unzählig sind, und Petti, jene losgelösten Hühnerbrüste. Sodann rohe Selleriestengel, mit einer Mischung von Butter und Gorgonzola gegessen, und grüne Feigen.

Welche Palette an Anmut und Frische, an Geist und Pikanterie kann die Küche von Paris darübersetzen! Und wie unterscheiden sich die Hors d'oeuvres von Cova in Mailand, wo die eleganteste Welt Norditaliens nach der Scala speist, von den Hors d'oeuvres des Boeuf à la mode in der Rue de Valois nahe dem Théâtre français! So ist auch die Bouillabaisse im Cavaletto von Venedig nur eine scheußliche Fischbrühe, in naher Gesellschaft des grauenhaften Thunfisches und der Schlammkrebse der Lagune, die man Scampi nennt, den fetten Marodeuren eines kontinentalen Appetits.

Der alte Hafen von Marseille ist aber für Muscheln das, was der Blumenmarkt in Nizza für die Nelken ist, eine Orgie der Phantasie. Diese Muscheln, die zu Hunderttausenden sortiert und gestapelt sind, bedeuten für den Geschmack denselben Unterschied gegen die Austern, den das Geflügel gegen das Wildbret hat. Sie sind, wie ihre äußere Form, gemilderter und eleganter im Geschmack. Die Clovisses und Paires kommen, mit Zitrone genommen, den Austern am nächsten. Eine Spezialität des alten Hafens sind „Pieds et paquets", ein beispiellos scharfes Essen, das, in Safran und Zwiebeln wie Moules à la marinière gekocht, noch dreier Arten Worchester-Saucen und verschiedener Senfe bedarf, um vollkommen

Digitized by Google

zu sein. Alle diese Dinge sind für den europäischen Magen reizvoller als das langweilige, gepflegte Essen, das bei Ritz in Madrid das gleiche ist wie bei Ritz in Budapest oder in Paris, aber sie stellen bereits die äußerste Grenze dar. An dieser Grenze wird bei den Eingeborenen angefangen Gegenstände zu verzehren, die ungeheuerlich sind.

Die Phantastik der Küche ist immer den Leidenschaften eines Volkes verwandt und liegt ihrem politischen Temperament näher als ihre Bücher, deren Phantastik etwas sucht aber nichts zeigt. Die Speisekarten der Nationen weisen mehr von ihrer Mentalität auf als ihre Parlamente, weil sie einen Teil ihrer Wollust und einen Teil ihrer einfachsten Sinnlichkeit beweisen, Triebe, die für ihre Geschichte immer die ursprünglichsten waren. Dies hat bereits der größte Reisende und Lebemann unter den Deutschen gewußt, jener Fürst Pückler-Muskau, der einer ihrer besten und ersten Europäer war, wofür ihm die Kritiker seiner Zeit dankten, indem sie ihn mit seinen Menu-Karten erschlugen.

In der Tat, die Küste von Marseille bis Fiume ist nicht nur die dramatische Entwicklungskurve einer Fischsuppe, sondern sie ist die unsterbliche Schicksalslinie, wo über die drei großen Häfen des Südens hin die Gleichungslinie zwischen Asien und Afrika liegt. Hinter den Austerbänken bei Schloß Miramar, die einer Triester Gewerkschaft gehören, beginnt, über der malerischsten Insel Istriens, über Capodistria, die den Traum-Maler Carpaccio geboren hat, der Balkan.

Triest ist schön, unsterblich mit seinen pastellisch hingezeichneten Molen, dieser Riesenhafen, den Asien bereits vorschickt, voll Atem und Anmut, eine Wolke von einem Hafen, die sich in ihrer silbernen Bläße schon dem Osten wieder zukehrt.

Genua, in der Mitte auf dem Weg nach Marseille, halb mit seinen Palästen in der Via Garibaldi die harte Repräsentation der europäischen Geschichte, halb, mit dem Schmuck der hoch über dem Hafen hängenden Säulenhalle und dem Garten des Marchese Figari der königliche Aufenthalt der modernen überseeischen Riesen, das heutige Europa der endlosen Docks, Genua ist die Stadt der vollen Kraft und der ungeheuren Bildung des südlichen Europa.

Dagegen fliegen die beiden Schenkel von Marseille dem unbeherrschtesten, dem furchtbarsten Erdteil, der barbarischsten, der afrikanischen Sonne entgegen.

Vom ersten Stock des Restaurant Basso, Quai de la Fraternité aus gesehen, liegen links die Hafenschuppen, rechts das graue hochgetürmte Massiv der Altstadt, der einzige Ort in Mitteleuropa, wo ein Mensch restlos, für Jahre, verschwinden kann. Das Bassin des alten Hafens ist klein. Die Schiffe, die nach Oran, nach Algier und Tunis fahren, liegen weit abseits an den neuen Häfen des Quai de la Joliette, hinter einer geschmacklosen Kathedrale. Dieses Bassin des alten Hafens, das die Kontore der Compagnie Fraissinet und der Compagnie Générale Transatlantique längst verlassen haben, besitzt, von der Altstadt wie ein See eingeschlungen, zwei Forts an der Stelle, wo es das Mittelmeer erreicht, das nicht sichtbar ist.

Über diesen kubischen hellen Kastellen, welche die Schwärme von zackigen weißen Felsen, die wie eine Armee von versteinerten Fischen von Toulon herauf die Küste belagert, mit einem gewaltigen Akzent abzuschließen scheinen, steht der Pont Transbordeur, dieses Wunder von Drähten, dieses fünfzig Meter hohe Denkmal des Maschinenzeitalters, das die jahrhundertealten Fortifikationen des berühmtesten Hafens der Alten Welt überspannt, diese große Oper aus Eisengespinst, in der die Sonne mit ihrem weißen Licht wie ein Raubtier hängt. Dieses Bild ist so gespenstisch wie furchtbar. Es gibt keine Stadt, die wie Marseille so unbedingt, so natürlich, so stumm erbittert das Gepräge der Unbarmherzigkeit trägt.

Eine furchtbare Stadt in der Glut einer Sahara-Sonne, die fast wahnwitzig auf das Mittelmeer herabdrischt!

Ist hier noch Europa und wo liegt Afrika?

Die Reisenden in Tunis und Algier haben Afrika zivilisiert, wo man heute Golf spielt und Hotels besitzt wie nur in Ägypten, wohin der Luxus Europas gewandert ist. Außer Zentralafrika ist dieser Kontinent nicht mehr frisch, abgesehen von Marokko, wo er noch neu und kultiviert zugleich ist.

Ein furchtbares Widerspiel der Kräfte scheint aber nach Marseille alles zurückgeschleudert zu haben, was an Grauen, an Dunkelheit, an verdorbener Romantik und an Entsetzen der schwarze Kontinent besitzt. Marseille hat die Blutmischung erhalten, die ihm die Beleuchtung gibt, welche Europa nicht mehr besitzt, die tiefen dunkelroten Schatten in der wahnwitzigsten, schon farblosen Sonne.

Alles andere in Marseille ist völlig belanglos. Die Marseiller, die das Temperament der Gascogner haben und einen Dialekt sprechen, über den man in Paris vor Lachen zu sterben bereit ist, haben von ihrem größten Boulevard gesagt, wohl, weil er ein paar Palmen hat: wenn Paris die Cannebière hätte, wäre es ein kleines Marseille. Diese Sentenz ist ein Börsenwitz, in dem die

Digitized by Google

Rechthaberei einer Rasse steckt, welche zwar der Schwiegervater des Tacitus neben Athen an Bildung stellte und über welche Germanen wie Afrikaner geherrscht haben, eine Rasse, die nicht vergessen hat, daß sie im Grunde griechisch ist.

Wenn man aber die andere Seite des Januskopfes sehen will, den die Geschichte dieser Rasse gegeben hat, wird man in einer großartigen malerischen Geste den alten Hafen von Marseille erblicken, in dem die dunklen und hellen Nationen gekreuzt herumlungern, wie es nur zur höchsten Zeit der römischen Weltmacht gewesen sein kann. Die Altstadt Marseilles ist heute kein Faktor in der Geschichte, aber sie ist die bunteste Illustration dafür, was geschehen wäre, wenn die afrikanischen Armeen gesiegt hätten. In diesem Hafenviertel von zehnstöckigen Häusern und engen Gassen, in denen allein an hunderttausend Italiener wohnen, gibt es die furchtbarsten Straßen des Kontinents. Nirgends sind Bettler so von Schmutz zerfressen, nirgends sind die Krüppel so schamlos von ihren Krankheiten zersetzt. Jedermann hat einen Schuß schwarzes Blut. Die Rassen der Indo-Chinesen, der Nigger, der Marokkaner, der Sizilianer, Chinesen und Chilenen haben sich mit einer Bevölkerung gemischt, die aus Verbrechern und Dirnen zu bestehen scheint. Eine ungeheuerliche Rasse ist unter den Dächern aufgewachsen, über deren Straßen wie ein Flaggenwald des Elends zehn Reihen von Wäschestücken hängen und in deren Gossen die Meerkrabben mit den Ratten huschen. In der Nacht hindert ein Polizeikordon die Fremden, die verrufenen Gassen zu betreten, die phantastisch sind.

In verrufenen Gassen sitzen und stehen die Weiber wie aus Wachs, eine Rasse, die generationenweis gezüchtet wurde von betrunkenen schwarzen Kanaillen und Dirnen. Welche Gesichter! Diese Regimenter von Weibern sind mit Farben gemalt, die Gauguin nicht hatte, mit kurzen Röcken, fleischrosa Seidenstrümpfen und wollenen blauen Socken statt Schuhen darüber, die Zigaretten im Mund. Sie stehen wie Soldaten, Negerinnen dick wie Fässer mit vor Idiotie fast zart schimmernden Gesichtern, Spanierinnen, blasse Kreolinnen, Frauen von dem Wuchs der Normandie und europäischen Bewegungen mit den Fratzen von Kaffern, Weiber, in deren letzter Blässe doch das tiefe blauschwarze Auge Afrikas liegt. Alle diese Spielarten der Mischung haben sich unendlich wieder gekreuzt, sie haben das Blut von Burgund bis zu den Malaien in sich.

Die Männer, welche hier zwischen den steilen Straßen der Altstadt lungern und promenieren, sind Soldaten mit Knicker-Bockers bis zu den Knöcheln und roten Mänteln. Unter ihnen sind die halb schwachsinnigen Hafenarbeiter mit ihrem Fes und die armseligsten Kulis Frankreichs, die Kulis aus Indo-China. Das Gewühl an den Kais der Altstadt ist unvorstellbar. Die meisten Männer tragen den blauen Monteuranzug mit der Apachenmütze und einen weißen seidenen Schal. Sie sind eleganter als die Frauen, von denen sie verehrt werden, weil sie schöner sind.

An dem kleinen Platz mit der Palme lehnen die Neger mit der Monotonie eines Traums. Riesenhafte, dünne Neger kommen mit europäischen Profilen, den Nasen der Leute, die Europa schon auf den Kreuzzügen vertraten. Eine Bar für Nigger scheint einem Stamm von Leuten vorbehalten zu sein, welche die hohe Eleganz des Smokings mit rosa seidenen Hemden und Kragen vereinigen. Matrosen stehen dazwischen in den Uniformen aller Marinen. Alle Männer haben irgendwo schwarzes Blut, das ihre Eleganz bestimmt. Ihre eingelegten Schuhe aus Lack fordern offenbar eine blendende Frisur, aber keinen Kragen. Die Nigger sind oft halbnackt. Olivenfarbene und ebenholzschwarze Kerle, die nur ein paar Hosen tragen, laufen zwischen vergoldeten Uniformen herum. Wahrhaftig, an der Grenze Europas ist hier eine Mischung der hellen und der farbigen Rassen erzeugt, daß Figuren von solcher fremden Schönheit und solcher Verworfenheit entstanden, wie sie die furchtbare Phantasie eines südlichen Gottes nur sich ausdenken konnte.

Zwischen Fort d'Entrecasteau und dem Fort Grasse-Tilly, die das Bassin des alten Hafens abzuschließen scheinen, fahren die Segelboote mit den roten Focks durch unzählige Molen in das Mittelmeer. Draußen liegt auf einem Felsen Château d'If, das in so wunderbarer Weise dem Schloß des Königs René in Tarascon gleicht, das Staatsgefängnis, welches der erste Franz baute und das nicht nur der Herzog Egalité, sondern auch Mirabeau bewohnte, dessen Protest die Welt einmal erfüllte.

Wenn der Mistral mit einem jener hellen Stürme, die keine Wolke tragen, gegen Marseille steht, verrät sich das erst, wenn man die Molen bereits hinter sich gelassen hatte. Die Wellen sind grauenhaft. Die Führer der Canou-Motorboote, die vom alten Hafen hinausfahren, sind das leichtfertigste Matrosengesindel der Welt. Sie erwischten mich bei einem jener Kesseltreiben, die sie an dem Kaiplatz auf Fremde veranstalten, denen das Wort If jene Romantik ins Blut setzt,

Digitized by Google

die den Verstand zu töten scheint. Sie laden wie Piraten das Boot voll zwanzig Menschen. Sie hatten zwei verrückte Engländerinnen von sechzehn, einen Haufen Soldaten, ein paar Elsässer und zwei Japaner mit Tennisschlägern gefangen.

Vor den Molen trieb das Motorboot eine halbe Stunde wie toll zwischen Wellenbergen, die das Steuer lächerlich machten. Die Engländerinnen standen in einem Kranz von Wassergischt, der sie verrückt machte. Die Japaner hatten sich sofort zur Seekrankheit entschieden und hielten ihre Rakets in die Höhe, wie man es in der Schlacht mit weißen Fahnen tat. Die Elsässer zwangen endlich mit ihrer gesunden Angst, den Bootsführer umzudrehen. Fünfhundert Meter vor If versuchte er es eine halbe Stunde lang, bis eine schmale Welle ihn durchschlüpfen ließ.

An diesem Mittag ertranken dreiundvierzig Leute unter einem blauen Himmel, dessen Grausamkeit vom Mistral fast glühend geschliffen schien. Ich habe das Gefängnis Mirabeaus und den Leuchtturm von Le Planier nicht gesehen und die Lust dazu eingebüßt. Ich habe die Elsässer immer geliebt und war der Romantik immer aus dem Weg gegangen, wenn sie in der Gestalt von Engländerinnen kam, welche die scheußlichsten Frauen der Welt sind. Aber ich werde das Trommeln nicht vergessen mit welchem der Sturm gegen Château d'If schlug, mit Wellen, die so groß wie das Bassin des alten Hafens schienen. Derselbe Ton hat in der Prosa Mirabeaus geschlagen.

Wenn an der Grenzlinie von Marseille schon das ganze Grauen Afrikas liegt, so beginnt auf der anderen Seite mit aller Süßigkeit das Gesicht Europas aufzutauchen, das hier alles andere als nüchtern ist.

Ein Mann aus Marseille wurde wegen seiner plastischen Kunstfertigkeit bereits von der antiken Welt gerufen, den Bau des Parthenon vollenden zu helfen. Tatsächlich wurde schon vor fünfundzwanzig Jahrhunderten hier auch schon ein Dialekt gesprochen, welcher derjenige von kleinasiatischen Hellenen war. Bereits als Cäsar Marseille einnahm, ist diese Küste das Ideal eines internationalen Landstrichs gewesen, der ohne Zweifel auch schon seine Bouillabaisse besaß.

Ach, einhundertsechzig Meter über dem Meer schaut heute von einem Kreidefelsen die Kirche Notre Dame de la Garde auf das Mittelmeer, die Freundin der Seefahrer, ein Bild von königlicher Ruhe, eine Ruhe, die nur durch das afrikanische Licht bedroht scheint, welches in seiner irrsinnigen Helle jede Atmosphäre in den Zustand der Erregung bringt.

Aber es ist deutlich, daß die Madonna über der Kirche auf dem Kreideberg nach Osten sieht, unverwandt und groß nach Osten hin den Blick gerichtet, wo langsam aus diesem Taumel heraus wieder die Küste Europas wird. Ach welch unsterbliche Küste: Die Schlösser von Pompiniana und Bregançon ... die Caps von St. Tropez ... die Palmen von Hyères ... das Sarazenengebirge von La Garde Freinet ... die roten Berge von Théoule ... der Garten des Hotel du Parc in Cannes ... die Seealpen von Antibes ... die Blumenlawinen in Grasse ... die Feste im Negrêco in Nizza ... und die Esel in den Gärten von San Remo ... Diese Esel von San Remo, die mit abgeblendeten Pupillen, mit verbundenen Augen den wochenlangen Rundgang um den vier Meter breiten Durchmesser ihres Ziehbrunnens machen und im Wasserheraufziehen ihre Pflicht tun, die brave Arbeit, welche die Weinberge nährt, die tapfere Arbeit Europas, welche ohne Wollust ist, aber ihnen die Phantasie läßt zu glauben, sie wanderten durch die Welt.

Der alte Hafen in Marseille. Zeichnung von E. Pinner

Digitized by Google

Der Pagant

Novelle von Irmela Linberg

Für die Würdigen gibt es viele Arten von Belohnungen auf Gottes Erde, aber die Liebe hat Gott besonders den Unwürdigen vorbehalten. Tagore.

Der Festzug stieg singend zu Tal. Tief schnitt der weiße Weg durch die Berge. Die Wimpel und Standarten flatterten im ungewissen Licht der Fackeln. Mädchenkleider leuchteten in schillernden Farben auf.

Die Gaue marschierten geschlossen, taktfest, eine genügende Entfernung zwischeneinander wahrend, damit das Lied des einen das des andern nicht störe. Die Gesichter waren nicht mehr zu erkennen; nur aus den Weisen konnte man darauf schließen, ob Nord- oder Südländer, östliche oder westliche Scharen vorüberzogen.

Die nägelbeschlagenen Schuhe klopften den Takt. Der sinkende Tag stand leuchtend grün noch am Westrand des Himmels, während über den Häuptern der Schreitenden schon Sterne funkelten.

Margret ging mit den andern im gleichen Tritt. Sie liebte es, diese Verbundenheit der vielen, die sich nicht kannten, zu fühlen, dieses Einssein mit Menschen, deren Namen man nicht wußte.

Sie ging heiter im Gleichmaß des Liedes, von dem sie die zweite Stimme hielt, und freute sich, wie ihr weicher Alt die klingenden Oberstimmen der übrigen gleichsam zu höherem Schwung, zu zitterndem Jubel erhob.

Plötzlich kam ihr zum Bewußtsein, daß nicht mehr ein Wirbel verschiedener hoher Soprane über ihrem schmiegsamen Alt spielte, nein — eine Stimme herrschte vor, eine selbstvergessene, die andern ganz hoch überklingende Stimme. Es war, als sängen einzig noch Margret und diese fremde, süße, ein wenig kindliche Stimme durch das Dunkel, als grüßten, umspielten, umschlängen sie sich heimlich: liebende Schwestern verschiedener Artung. Und doch war da auch etwas, das wie leise, rätselhafte Feindschaft zwischen ihnen aufstrebte. Dazwischen konnte es geschehen, daß die hohe kindliche Stimme irgendwie vor der tiefen, sie tragenden floh, eigensinnige kleine Varianten beschrieb, eine gelle Dissonanz wie mit Absicht hervorrief, um plötzlich ganz sanft und gefügig wieder zur edlen Schlichtheit der volklichen Weise zurückzukehren:

„Das Morgenrot ist weit,
Es streut schon seine Rosen . . .
Ade, du schöne Maid!“

Nun klang eine Weile nur noch das Geräusch der Schritte durch die Nacht.

Da dachte Margret an Elk, den dunklen, feinen Knaben mit den grüblerischen, dennoch manches Mal so leuchtend gütigen Augen und der ganz seltenen, unbeirrbaren Sicherheit gesegneter Menschen. Und sie fühlte ihr Herz schneller schlagen. Denn — wer wußte um Elk wie sie!

Der Weg bog rechts in die Wiese und stieg leise an. Weiße Nebelfetzen verhüllten die Schluchten und umflatterten kleine Gehölze. Der Himmel breitete sich groß und dunkelblau.

Ein Fackelträger war zurückgeblieben und hielt seine flackernde Leuchte empor. Ihr Schein fiel einige Augenblicke auf das Antlitz des in geringem Abstand neben Margret einherschreitenden Mädchens, jenes Mädchens mit der hohen, jubelvollen Stimme. Es war groß und blond, mit weißer Haut und sehr roten Lippen. Es hatte schwarze, kühn geschwungene Brauen, feine, sehr bewegliche Nüstern und ein eigenwilliges Kinn.

Die Blicke der beiden Mädchen waren sich begegnet und hatten Wohlgefallen aneinander gefunden. Die Blonde — sicherer und freier in ihrer Haltung als Margret — sagte, als der Fackelschein hinter ihnen zurückblieb und ihre Gesichter sich wieder voreinander verdunkelten: „Ich sah einmal einen solchen Nachthimmel wie den heutigen. Das war auf einem Bild von ungeheuren Ausmaßen. Das Bild war eigentlich nur Himmel, tiefblau mit unzähligen Sternen. Ganz unten ründete sich ein schmaler Erdenrand, auf dem ein Mensch lag. Er lag am Boden, das Antlitz in Halmen verborgen, mit ausgebreiteten Armen, und war eigentlich eins mit der Fläche, die sein magerer, vernachlässigter Körper in weiter Kutte bedeckte. Das Bild hieß ‚Jeremias‘.“

Da Margret schwieg, fragte das Mädchen: „Liebst du Bilder?“

„Ach ja!“

Das Mädchen wurde sogleich noch lebhafter.

„Du mußt nämlich wissen, das ist mein Leben. Als ich vorhin in deine Augen sah, dachte ich mir gleich, daß du um Farben wissen müßtest. Was wäre ein Sein ohne Farben!“

„Und ohne Töne —“ warf Margret leise ein und fügte hinzu: „Ich ahnte, daß du Künstlerin sein müßtest. Aber mir schien, deine Kunst sei die Musik.“

Digitized by Google

„Ach nein," lachte das Mädchen, „ich jauchze mich zwar gern mal hinaus, klage oder tröste mich mit einer der alten, trauten Weisen, aber ich würde kaum es missen, wär' mir's nicht gegeben. Leben aber kann ich nur mit dem Auge. Ein Gefäß ist es mir, das empfängt und sammelt, weitergibt und tränkt . . . Müßt' ich blind sein, ich würde sterben. Nicht ausdenken kann ich die Hoffnungslosigkeit und Trauer des, dem das Schauen versagt oder geraubt ward."

Die Festschar hatte inzwischen ihren Gesang wieder aufgenommen. Näher rückten die beiden Mädchen zusammen, um flüsternd in ihrem Gespräch fortzufahren. Die Große legte ihren Arm zutraulich in den Margrets.

„Du — aber wie nennst du dich?" unterbrach sie sich.

„Margret."

„Und ich Gwendolin. — Warum dachtest du denn, ich sei Künstlerin?"

Margret sann nach. Sie mußte ihre Einfälle öfter unbegründet lassen, auch war ihr die Gabe des Worts nicht in dem Maße verliehen, als ihre Vorstellungen reich an Bildern und Gesichten waren. „Du hast so gesungen —" sagte sie schließlich.

„Wie denn?"

„Es ist schwer zu sagen. Es war, als ginge unser aller Lied in starkem Chor geradeaus, immer ganz geschlossen geradeaus, aber das deine sprang um unseres herum, manchmal wie ein Schrat, manchmal wie etwas unerreichbar Schönes und Fernes."

Wieder stand ein Fackelträger am Wegrand, vor einer grüftigen Stelle warnend. Der Lichtschein traf Gwendolins graue Augen. Sie blickten versonnen. Ein wenig fester sich an Margret schmiegend, fragte sie leise: „Und du? Auch du mußt Künstlerin sein. Mein Herz sagt es mir. Was aber ist deine Kunst?"

Margret antwortete nicht.

„Nun?" drängte Gwendolin.

Da sagte sie, als habe sie sich erst fassen müssen: „Du irrst."

„Das ist eigen! Ich hätte darauf gewettet! Aber es ist wahr —" fuhr Gwendolin, sich besinnend, fort, „gar nicht so scharf gezogen sind die Grenzen zwischen Schaffenden und Verstehenden, Formenden und Genießenden. Daher wohl mein Gefühl des Einsseins mit dir."

„Du wirst es wissen," sagte Margret leise.

„Aber nicht das ist's, wonach ich forschen wollte," unterbrach Gwendolin gleich wieder ihren Gedankengang, „wie du lebst, möchte ich wissen, worin dein Tagwerk gipfelt?"

Margret sagte still und schlicht (vielleicht ein wenig zu einfach auf die dringlich gestellte Frage): „Ich arbeite auf einer Siedlung."

„Wo?"

„In der Heide."

„Ach," rief Gwendolin, „darf ich einmal dorthin zu dir kommen? Das ist es, was mir jetzt im Augenblick nottut."

Sie zog Margret noch dichter an sich.

„Ich habe solange in Rot geschwelgt," sagte sie, als gälte es eine Beichte, „in ganz weichen, üppigen Blumen, in noch weicheren, üppigeren Stoffen. Immer rot und rot. Das reizt und macht schlaff, berauscht und ermattet. Ich sehne mich danach, etwas Herbes, Frisches zu malen, etwas, das froh macht oder beruhigt . . . Ach, wie müßte Weiß von Birkenstämmen gegen einen ganz, ganz blassen Himmel, gegen einen Himmel, in dem soviel Gelb ist, daß er beinahe grün erscheint, wirken. Laß mich die Augen schließen, dann steht es vor mir . . . Führe mich, Margret!"

Sie wurde schwer am Arm der andern.

Der Wiesenpfad ging steiler bergan. Margret nahm mit feinen Sinnen den süßen Duft wahr, der von Gwendolins Kleidern und ihrem Körper ausging. Sie mußt' an eine weiße Blume denken, die sie als Kind bei einer bejahrten Muhme gesehen. Es war die Königin der Nacht, von der die Sage geht, sie dürfe nur alle hundert Jahre einmal ihre Knospen erschließen.

Vorsichtig sie stützend, führte Margret Gwendolin über die Unebenheiten des begrasten Steiges.

Und wiederum dachte sie an Elk.

*

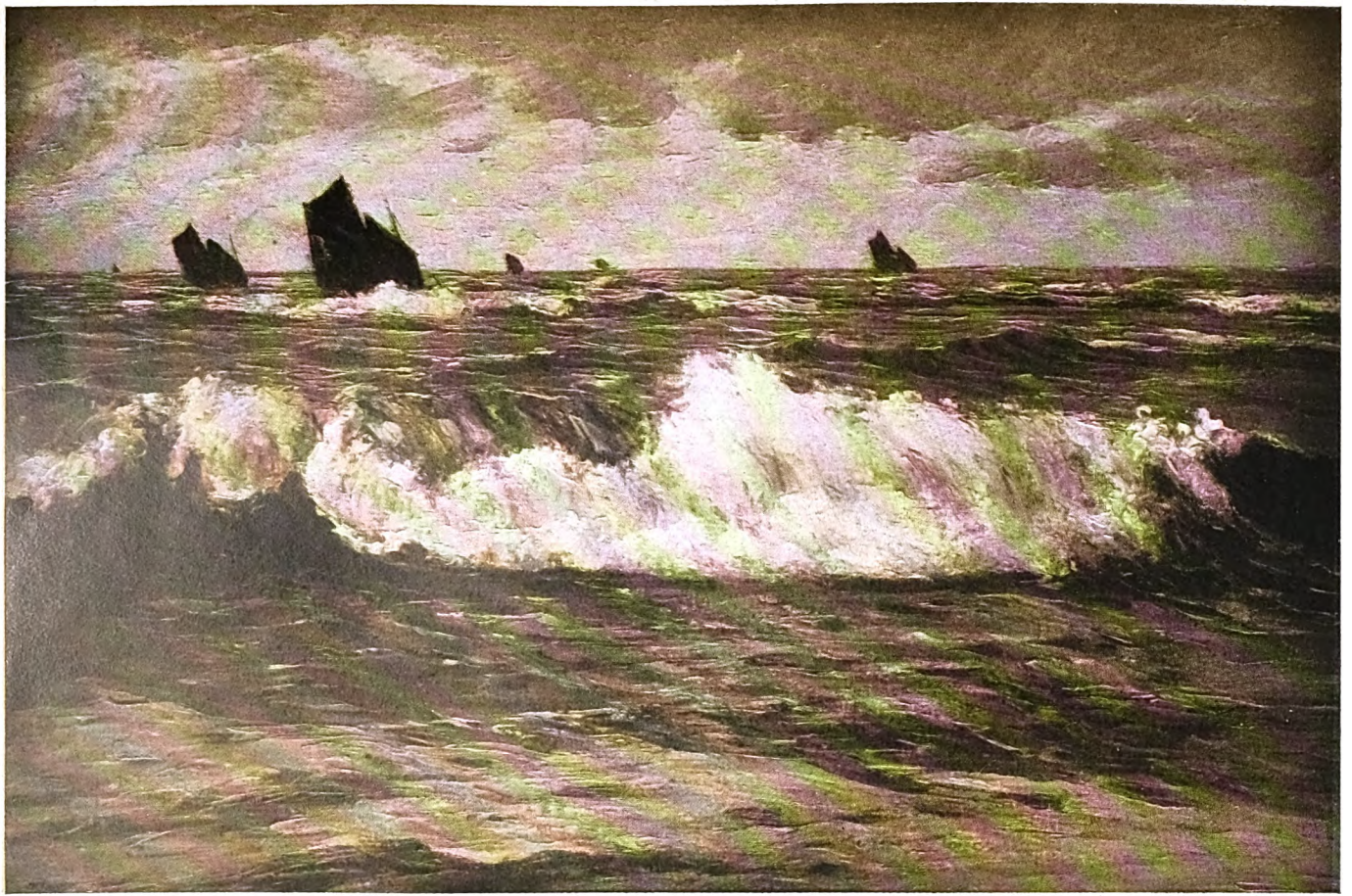
Unweit des Hügels, auf dem der Holzstoß erlohen sollte, unterbrach das lustige Geplätscher eines der vielen süddeutschen Brünnlein fürwitzig das Schweigen der Nacht.

„Rechts — wer trinken mag!" rief der hochgewachsene Bannerträger. Schon zerstreute sich der Gau.

An dieser Stelle verlor Margret im Gedränge Gwendolin, die, zu sich kommend aus ihrer Vision, mit dem Ausruf: „Ja — mich dürstet!" — sich von der sie Leitenden trennte und dem Born zueilte.

Margret trat an den Grabenrand, ihrer zu warten. Lange stand sie dort. An ihr vorüber zogen erst die Leute ihres Gaues, dann die fremden, einer nach dem andern. Behende schlüpften die vom Bronn Rückkehrenden wieder zu den Ihren und reihten sich dem Zuge ein. Gwendolin kam nicht. „Ich habe sie im Dunkel wohl übersehen," tröstete Margret sich selbst, ohne eigentlich daran zu glauben, denn sie kannte ihre

Digitized by Google



Marine. Gemälde von Wilhelm Hambüchen

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

scharfen und sicheren Augen, die es mit denen der Tiere in der Finsternis aufnahmen. So schloß sie endlich sich den letzten an, die bergauf klommen. —

Hei, flammte der riesige Holzstoß auf, als die zündenden Fackeln in das dürre Reisig flogen! Hei, prasselte das Geäst, stoben die Funken, stiegen rotgolden glühende Zweige und Nadeln mit gelben Rauchschwaden vermischt hoch empor gegen den nächtlichen Himmel, dessen gestilltes Blau erschrocken hinter grauen Schleiern sich barg.

Hell vom Feuerschein überleuchtet, rot und golden, violett und schwarz unterschattet, erstrahlten die aufwärts gewandten Gesichter der Menschen, die in weitem Kreise die heilige Flamme umstanden.

Da — in einer Gloriole gelben Lichts — erblickte Margret unweit von sich, — Elk, neben ihm Gwendolin. Und die zwei neigten vertraut sich zueinander.

*

Die große, altertümliche Darre hatte ihre weiten Torflügel gastlich aufgetan. Lager neben Lager war blankes Stroh geschichtet. In der Mitte ein enger Gang, über dem blakende Stallaternen, an Drähten aufgehangen, schaukelten, nur in ihrer unmittelbarsten Nähe kleine Kreise erhellend.

Die Schlafenden lagen im heimeligsten Dämmern unter den Sparren des hohen, leicht abgeschrägten Daches, dessen geöffnete sechseckige Luken schwarzblaue Nacht und würzig frischen Lufthauch einließen.

Das Stroh raschelte bei leisester Bewegung. Sonst war es still. Die weite Reise zum Fest, Einzug, Weihgang und Wanderung ans Feuer hatten weidlich ermüdet. Lange, tiefe Atemzüge gingen gleich Wellen durch den Raum.

Die Decke und Dach tragenden rohen Holzpfeiler, die Sparren und Vorsprünge — alles, wohin man auch blickte — war mit dem Bunt der daran aufgehängten Festkleider, dem Lichtblau der Fahrtenkittel und dem schimmernden Weiß von Wäsche verkleidet. Nachtwind hob und senkte neckisch die Gewänder.

Durch das wehende Schweigen stapfte allstunde mit schwerem Tritt die Feuerwache — eine Blendlaterne am Gürtel — zwischen den Strohschütten hin, daß die Bretterdiele erzitterte und lebhafter die blakenden Lampen sich wiegten.

Margret grub ihre Füße tief ins Stroh. So lag es sich warm und gut.

Dann lauschte sie den Geräuschen des Schlafes um sich her. In fremden Herbergen, unter vielen andern war sie nachts immer besonders wach. Diese Nächte gestalteten sich ihr zu einem quellenden Born verborgenen, ungewissen Lebens, zu einem Helldunkel, wie flackernde Kerzen es erzeugen. Jeder hallende Schritt ward Ereignis und zerrte lange Gedankenketten hervor: bunte Träumereien, verschüttete Erinnerungen, manchmal einen heißen Schrecken . . . bis auf den Schritt jenes einen, den Margret kannte wie den eigenen, diesen leichten, schlürfenden, behutsamen Schritt, vor dem alles Denken verstummte, alle Vorstellungen sich zu einem Gewirr beklemmender Freude verwuchsen, alle Ängste blaßten. Diesen einen, vertrauten, geliebten, ewig ersehnten Schritt . . .

Nun war sie — sein gedenkend — doch leicht entschlummert, nachdem soeben die Uhr vom Kirchturm die zweite Morgenstunde gekündet.

Da nahte noch ein später Ankömmling. Die schweren Nagelschuhe trug er vorsichtig in der Rechten, der bauchige Rucksack schwankte gleich einem Zauberungetüm auf dem gebogenen Rücken. So suchte er nach einer freien Schlafstatt. Neben Margrets Lager fand sich ein schmaler Platz. Da lud er — immer gebückt, keine Störung zu verursachen — ab. Sachte — sachte zog er den Kittel, die Strümpfe, all das heiße und lästige Zeug des Tages aus. Wickelte sich in seine weiche, braune Wolldecke und sank mit einem erleichterten Seufzer ins Stroh.

Wer lag denn da neben ihm im Dunkeln mit solch dicken, schwarzbraunen Zöpfen, von denen der eine — eine glänzende Schlange — zu ihm herübergeglitten war? — Ein Mädchen, — soviel war ihm klar. Aber plötzlich gelüstete es ihn lebhaft, das halbversteckte Antlitz seiner nachbarlichen Schlafgenossin zu erschauen. Einen Augenblick nur ließ er voll Neugierde seine kleine Handlampe aufflammen. Ihr blitzendes, sekundenlanges Leuchten hätte die Schläferin wohl kaum geweckt. Wohl aber der verwundertfreudige Ausruf: „Margret!“

Sie richtete sogleich das Haupt ein wenig auf und streckte ihre Hand suchend in die Richtung des Rufes. Da ergriff der späte Gast diese Hand mit festem Druck. „Du hier? — Gerade neben mir? Hab' ich Glück!“

„Heil, Peer,“ flüsterte sie, den alten Freund erkennend, „woher so spät?“

„Man ließ mich nicht früher fort.“

„Recht, daß du doch noch gekommen bist.“

Peer konnte sich noch immer nicht in seine Lage finden.

„Wer nicht suchen geht, findet!“ Er lachte gedämpft.

„Leise, leise, Ungestümer,“ beschwichtigte Margret, „die andern wollen ihre Ruh'.“

Digitized by Google

„Du doch auch! Wir doch auch!“ Er bemühte sich, seine Stimme zum Flüstern zu dämpfen. „Aber erst noch bissel, ganz ein kleines Bissel mit dir schwätzen, — nein, tuscheln — raunen. Liebes Mädchen, ich habe dich so lange nicht gesehn ... Morgen bleiben wir beisammen, den Tag mußt du mir schon schenken, gelt?“

„Wo denkst du hin? Das große Thing! Noch eh' der Tau trocknet, geht es hinaus.“

„Aber den Abend?“ bat er. „Ich weiß' dir auch was Schönes: die Ausstellung. Da sollen dieses Mal gute Stücke sein. Besonders eine Neue macht von sich reden. Beinahe verbotene Farben, die den Augen weh tun, sagen boshafte Leut'. Aber ich will's selber beschaun. Da gehört schon was dazu, — gelt, Margretlein, — daß uns beiden die Augen vor Farbenpracht übergehen?“

„Vor Freuden höchstens,“ schaltete sie mit leiser Schalkheit ein.

Da preßte Peer mit seinen beiden Fäusten ihr schmales Handgelenk, daß es schmerzte.

„Laß los, Böser du,“ flehte sie kaum hörbar, „tu mir lieber kund, wie deine farbenfrohe Malerin heißt.“

„Einen lieben Namen hat sie, einen gar lieblichen, den soll sie gern in Zinnober und Siena unter ihre leuchtenden Blumenstücke und Dächerwirrnisse setzen: Gwendolin Falkland heißt sie.“

Hatte Peer das leise Zucken in Margrets Hand verspürt? Verwunderte es ihn, daß sie mit einemmal wie leblos dalag und nichts mehr erwiderte? Er erhob sich zwar ein wenig auf dem Ellbogen, um eine erstaunte Frage zu stellen. Aber als er — jetzt bereits an das Dunkel gewöhnt — wahrnahm, daß Margret mit geschlossenen Lidern unbeweglich verharrte, sprach er nur noch lautlos die Lippen bewegend zu sich selbst: „Ist eingeschlafen, das Maidle. War halt zu müde. Schlaf, schlaf ...“

Margret aber sah unter den gesenkten Wimpern einen gelbroten Kreis, tanzende Funken, Strahlen und Gestirne. Inmitten des flirrenden Feuerzaubers erstanden die Gestalten von Elk und Gwendolin. Und sie neigten sich zueinander.

*

Sonnenschwerter kämpften noch gegen Morgennebel, als zum Aufbruch geblasen wurde. Die Wiesen lagen grau von Tau. Langsam entschleierte sich der rotdunstige Horizont, der einen heißen Tag verhieß.

Margret sah von ferne Elk und Gwendolin, wie sie, in eifriger Zwiesprache, inmitten der zum Thingplatz wandernden Schar dahinzogen. Da trat sie still aus dem Zuge beiseit hinter einen weißbestäubten Holderstrauch.

Gwendolin trug ein Kleid von der Farbe rötlicher Malven. Um ihren blonden Scheitel lag ein blitzender Reif edelster Kunstschmiedearbeit; aus dem lockte das Licht sprühende Funken. Elk lachte mit blitzenden Zähnen, während seine Brauen ernst und schwarz die ganz verdunkelten Augen überbogten und sich beinahe berührten. Dies alles gewahrte Margret mit fast schmerzhafter Deutlichkeit und Schärfe.

Einer hatte dennoch wahrgenommen, wie sie aus der Reihe trat: Peer. Auch er blieb zurück, und als der Trubel mit klingendem Flöten-, Geigen- und Lautenspiel vorüber und nur noch als eine flatternde Staubwolke an der Biegung der Straße zu sehen war, trat er auf das Mädchen zu. Sie erschrak kaum merklich, so unvermutet einem Gefährten ihrer Einsamkeit zu begegnen. Er fragte mit zarter Besorgnis, ob sie müde, gar krank sei. Aber sie achtete seiner Frage nicht.

„Sahst du sie?“ erwiderte sie nur abwesend.

„Wen?“

„Das große Mädchen mit dem rötlichvioletten Kleid.“

„Ja. — Wer ist es? Keine sonst trägt solch ein Kleid.“

„Und keine,“ sagte Margret langsam, wie in begonnenem Gedanken fortfahrend, „keine hat solche Augen, solchen Mund und solchen Wuchs. Das ist Gwendolin. Gwendolin Falkland, von der du gestern sprachst.“

„Du kennst sie?“ sagte Peer erstaunt über Margrets Eröffnung.

„Ich ging gestern ihr zur Seite. Sie hat mir ihren Namen genannt und von Farben und Bildern erzählt. — Aber nun will ich mit eigenen Augen sehen, was sie schuf! Wir wollen zurück in die Stadt — zur Ausstellung!“

Sie straffte die Glieder, zum Aufbruch gerüstet, und in ihren Augen stand ein froher, erwartungsvoller Glanz.

Peer hielt sie leise zurück.

„Die Ausstellung wird erst gegen Abend geöffnet, wenn die Schar heimkehrt. Dann wollen wir dorthin. Jetzt aber“ — und aus seiner Stimme brach verhaltener Jubel über seines Schicksals heitere Fügung, — „denke an den langen, goldenen Tag, der vor uns liegt, und hilf ihn gestalten. Gehen wir den andern nach, oder ...?“

„Nein,“ erwiderte Margret, von der Stimmung des Gefährten erfaßt, „einen

Digitized by Google

Weg, den man einmal verlassen, soll man während eines Sonnenlaufs nie wieder einschlagen. So will es ein alter Volksglaube. Aber sieh, dort lockt ein Pfad — den gehen wir."

„Gewiß." Peer lächelte. „Er führt ja bergan."

Es war ein schweigsamer, vergraster Fußweg. Holdersträucher blühten an seinem Saum und bogen sich dazwischen zu gewölbten Laubengängen. Dann begannen Buchen aufzuragen; und plötzlich war Wald da, grüngolden, mit plumpen, grauen Stämmen, Farne, Moos und Erdbeerduft. Bis er wieder sich lichtete und Peer und Margret vor einer kleinen, frühgotischen Kirche standen, einem einsamen, sehr verwitterten Gotteshaus mit steilem Dach und schmalen, tief eingelassenen Fenstern. Beide blieben lauschend stehen, denn Musik entschwebte seinen Mauern, leise Orgelklänge und das Singen einer jungen, hohen Stimme, die Margret an Gwendolin gemahnte, nur daß sie gemäßigter, reifer, frömmer sang. Die beiden Wanderer sahen sich an und auf ihren Gesichtern lag der gleiche Wunsch.

„Wir wollen eintreten."

Behutsam klinkten sie die rostige, eisenbeschlagene Tür auf. Wenige Andächtige nur knieten im Gestühl, keiner wendete sich. Die Orgel begleitete mit der Zartheit einer edlen Geige. Die einzelne Frauenstimme schwang und wiegte sich über den Häuptern der Lauschenden:

„Kommt, stärket euren Mut,
Zur Ewigkeit zu wandern,
Von einer Kraft zur andern —
Es wird das Ende gut."

Margret sitzt mit gefalteten Händen, über die ihre schweren, langen Zöpfe fließen. Ihre Augen blicken in eine unirdische Weite. Peer muß sie von der Seite betrachten, aber sie merkt es nicht. Sie sieht eine Pflugschar durch schwarzes, fettes Land schneiden: das blinkende Eisen ritzt Lettern, Worte, Zeilen. Es sind die Verse des alten, glaubensstarken Liedes, das zwischen den Pfeilern des Mittelschiffs dahinzieht:

„Ist gleich der Weg sehr enge,
So einsam, krumm und schlecht,
Der Dornen auch die Menge
Und mancher Kreuze trägt —
Es ist doch nur ein Weg! . . ."

Tiefe Zuversicht träuft beinahe sichtbarlich wie befruchtender Regen aus der Weise in die dürstend emporgewandten Seelen, daß Kraft und Hoffnung in ihnen aufzusprießen beginnen und Siegesgewißheit plötzlich, wie etwas Greifbares, sich reckt und als Triumph aus den Augen der Gemeinde bricht: „Es ist doch nur ein Weg!"

Auf dem geschnitzten Altar dunkelt eine Madonna aus Rosenholz, aufwärts den Blick gewandt, erhoben die zusammengefügten, schmalen Hände. Nicht Maria die Leidende, nicht Maria die Strahlende, nicht die Mutter oder die Beweinende ist in dem schlichten Standbild verkörpert. Hier stellt die Muttergottes als Fürbitterin, als Mittlerin sich dar zwischen Vaterstrenge und Kindesfurcht, zwischen Gotteswillen und Menschenirren. Trägt nicht ihr emporgerichteter Blick, ihr Händefalten Gewißheit der Verheißung des Liedes, das in weichen Orgeltönen ausklingt, hinauf aus steinerner Enge von Kirchenmauern (darinnen sein Vertrauen vielleicht sich hätte gefangen geben müssen), hinaus über die Ätherwellen der glasklaren Sommerluft, geradeswegs in den sich öffnenden Himmel hinein, — und legt alles, was es an Wunsch und Flehen enthält, demutvoll Gottvater zu Füßen? —

Eine atemholende Pause. Durch die Butzenscheiben der Fenster fließt Sonne, grüngedämpft. Die Gesichter erblassen in diesem gebrochenen Licht, werden körperloser, durchgeistigter, wie die Vergangener.

Dann verliest ein Prediger tiefen, mahnenden Tones Psalmworte behender Ehrfurcht und jahrtausendealter Weisheit voll: „Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder!

Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache . . .

Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon . . ."

Hier begann der Priester eigner Klugheit klägliche Litanei, entsprungen schwächlicher Zeit voll Lebensfurcht und Todesgrauen, den gewaltigen Rhythmen des frühen Dichters anzufügen. Ein Mensch der Gegenwart reckte sich über die Kanzelbrüstung, mit mageren Armen aus faltigen Kuttenärmeln fuchtelnd.

Margret, aufgestört aus heiligsten Schauern, hatte ganz helle, harte Augen bekommen. Mit einer fast heftigen Bewegung erhob sie sich und sagte zu Peer: „Wir wollen gehen!"

Draußen breitete sie die Arme und zog hörbar die Luft ein.

Digitized by Google

„Roch ich nicht eben Moder und Staub? — Aber das vorher war echt und groß."

Sie umschritten die längliche, zerfallende Kirche. Ein verwilderter Friedhof hatte sich um ihre Mauern gebettet, aber lebendigste, wachsende Wildnis hatte längst Namen verwischt, Granit zerfressen, Eisen übergrünt. Sieghaft triumphierte die zeugende Natur über Psalmenweisheit und Dichterschwermut, über Vergänglichkeit und Verwesung.

Und ob gleich dieses üppige Wuchern und Blühen nicht einmal den Lauf eines Sommers, viel weniger siebzig oder achtzig Jahre lang währte, und in jedem Herbst dem Welken und Dahinfahren preisgegeben war, aus geheimnisvoller Knolle, Wurzel, Sprosse, gebar es in steter Unermüdlichkeit sich selber ewig neu zum Licht und frohlockte: Tod, wo ist dein Stachel?

Auf dem moosbespannten, brüchigen Steinwall legten Peer und Margret sich nieder. Hier waren sie von rankendem Efeu und Thujagebüsch ganz verborgen.

„Laß uns stille sein," bat Margret, deren Augen sich fern an den blaßvioletten Konturen eines Höhenrückens verträumten. „Laß uns schweigen wie dieses begnadete Eiland. So feiertäglich gestimmt liegt es da, daß zwischen ihm und Gott mir keine Schranke mehr zu bestehen scheint."

Peer war ganz bereit, Margrets Wünschen zu willfahren. Er streckte voll Behagen sich aus, kniff die schmalen, braunen Augen zu einem Strich zusammen und blinzelte in das verschwommene, sonnendurchwärmte Grün.

Die Stunden strichen so lautlos, als stünden sie still.

Als die Schatten länger zu werden begannen, ermunterte sich Peer. Er hatte wirklich und wahrhaftig geschlafen. Nun packte er Brot und Fett aus seinem Beutel, schnitt und reichte Margret zu. Leichtfüßig sprang er zur Quelle, die er vorhin schon jenseits der Kirche entdeckt, und holte in seinem Becher frischen Trunk.

Margret aß mit gutem Hunger das schwärzliche, kümmelbestreute Schrotbrot, ließ mit natürlicher Anmut sich dienen und pflegen und dankte dem eifrigen Gefährten im Herzen. Als sie ihr Mahl beendet, seufzte er plötzlich und meinte: „Nun steigen wir ab, besehen die Ausstellung, dann ist's Abend und mein Weg führt mich weiter . . . Ach — Margret . . ."

Er rang nach Worten.

Da sie nichts sagte, ihn nicht einmal gespannt und aufmerksam, sondern mit der gleichen milden Freundlichkeit anschaute, die sie jedem zuteil werden ließ, wurde er noch verwirrter.

„War der Tag nicht unvergleichlich schön?" fragte er schließlich.

„Gewiß."

„Ich wünschte wohl —" brach es stockend aus ihm hervor, „ich wünschte wohl, alle Tage meines Lebens wären wie dieser."

„Wer wünschte das nicht?" erwiderte sie ein wenig nachdenklich. „Aber die ewige Weisheit verhindert es mit Recht, vermögen wir doch nur durch die Gegensätzlichkeit des Geschehens dergestalt zu genießen."

„Nicht so meine ich's. Es sollte heißen, daß ich wohl wünschte, mein Leben mit dir teilen zu dürfen an allen Tagen, dunklen und hellen."

Margrets Züge bekamen jetzt etwas Abweisendes.

„Solcher Wünsche solltest du dich entschlagen. Gerade du, der du mir Freund sein willst und mehr von meinem Leben weißt, als ein flüchtig Vorübergehender, der in verantwortungsloser Begehrlichkeit von Möglichkeiten einer Lebensverbundenheit träumt."

Wäre Peer feinhöriger gewesen, er hätte begriffen und eingelenkt. Aber er dünkte sich weit von jenen, die sie erwähnt. Im Gegenteil, er wurde trotzig darob, mit ihnen in einem Atem genannt zu werden.

„Sollte es dir nicht einmal leid sein, warme Liebe, die sich dir zu Füßen legt, zurückgestoßen, sicheres Brot (und sei es auch derb und schwarz) verschmäht zu haben? Wie lebst du? In Arbeit und Mühsal, in Entbehrung und Einsamkeit. Und warum das alles, warum?"

„Ich lebe, wie ich muß," sagte Margret leise, „und warum ich so lebe, weißt du so gut wie ich."

Peers Stirn hatte sich verfinstert.

„Natürlich weiß ich es. Alle wissen es und können es ebensowenig verstehn oder gutheißen."

„Das tut nicht not," sagte Margret, und sie lächelte.

„Daß du aber," bat Peer, „du Kluge, Feine, nicht erkennen willst, wie gut wir dir alle sind, daß es uns schmerzen muß, dich an ein Vergebliches, ja, an ein Unwürdiges verschwendet zu wissen, und daß wir nur den Weg vor deinen Füßen leichter und ebener machen, dich geborgen sehen wollen —"

Sie hatte ihre kräftigen, braunen Hände zusammengelegt und schwieg zu seinen heftigen Worten, aber in ihrem Schweigen war Widerstand.

Peer fuhr blindlings fort: „Ansehen müssen, daß eine Blume blüht, eine schöne, seltene, die in den Schutz eines Gartens gehörte, — und da ist keiner, der sie hegt, da

Digitized by Google

geht Dürre und Sturm und Getier über sie hin . . . wenn du sie aber retten und bergen willst, sticht sie noch! — Das ist nicht leicht."

„Ach," sagte Margret, und kaum merklicher Spott zuckte um ihre Lippen, „ich kann hier nicht wie du Betrübliches sehen. Liegt nicht gerade Lust darin, daß solche Blume blüht, einzig um ihres Blühens willen, daß sie da ist, zu keinem anderen Zweck, als ihre Farbe, ihren Duft zu tragen und sich nicht vor einem frühen Sterben zu fürchten?"

„So steht es aber nicht um dich," sagte Peer, „nicht um deiner selbst willen lebst du in dieser Strenge. Du bist bestimmt von einem, der nicht nach dir fragt, den es nicht kümmert, ob deine Hände rauh werden von Mühsal und dein Antlitz welk von Sorge ... Er geht in die Welt und geigt, daß die Mädchen und Burschen zusammenlaufen von seinem Spiel; er spricht um den Abend in klingenden Versen am Feuer, und wenn man ihn halten will in Freundschaft — ist er entwichen und zieht weiter ins Land, unstet — flüchtig . . ."

„Ja," bestätigte Margret, und es war etwas Sieghaftes in ihrer Stimme, „das ist Elk!"

„Wodurch aber," rief Peer bekümmert aus, „kommt es einem Menschen seiner Art zu, daß die beste und gütigste Frau ihm die unerhörteste Treue hält, die je die Welt gesehen?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Margret, „aber ich glaube, einem jeden wird soviel Liebe zuteil, als ihm zukommt."

„Du bist eine Träumerin," empörte sich Peer, „und siehst nicht, was alle sehen. Manchmal aber scheint es mir, als wolltest du's nicht sehen, verschlössest wissentlich deine Augen vor den Wirklichkeiten."

Sie sagte ganz leise: „Vielleicht sehe ich mehr . . ."

„Und —" forschte Peer, „wenn Elk wieder über das große Wasser geht, wie er's schon einmal tat, und vielleicht nicht nur wie dazumal, ein langes, banges Jahr nichts von sich hören läßt, sondern überhaupt nicht wiederkehrt, — Margret, wird auch dann dein Glaube an ihn sich nicht erschüttern lassen?"

„Solches liegt wohl nicht im Wesen des Glaubens," erwiderte sie ruhig. „Im übrigen ist es ja so gleich, wo Elk weilt, — hier, oder jenseits des großen Wassers, — Elk ist immer bei mir."

„Ja," höhnte Peer, „immer! Da tänzelt er im Zuge und tut, als wärest du nicht mit dabei, da geht er einige Schritte vor dir her, und ein anderes Mädchen hängt an seinem Arm. Und deine Augen sehen daran vorüber und gewahren nicht, an wen du das Beste in dir vergeudest."

„Hart greifst du Elk an," sagte Margret ernst. „Ich bin ein Mädchen und habe keine Waffen, mit dir mich zu messen. Geh selbst zu ihm und sag' es ihm ins Gesicht. So wird er dir antworten."

„Das werde ich nicht tun," weigerte sich Peer. „Er wird lachen, daß man seine schönen Zähne sieht, oder wird pfeifen oder einen lustigen Kehrreim singen. Elk antwortet nicht, wo er nicht will. Elk spottet unser."

„Seid ihr Besseres wert?" sagte Margret. „Wollt ihr nicht binden, was geschieden, trennen, was unzertrennlich, zerstören, was ewig ist?"

Margret war aufgestanden und schüttelte Moos und Laub von ihrem Kleide. Sie wandte sich dem Tale zu. Aber sie war nicht ernstlich empört oder zornig, denn solches, wie sie eben an Peer erfahren, begegnete ihr oft, vornehmlich von Leuten, die vorgaben, sie zu lieben.

Sie war deshalb auch sofort wieder geneigt, Peer die Hand zu bieten, als dieser, nachdem er eine Weile kleinlaut, mit dumpfen und unklaren Gedanken beschwert, hinter ihr hergetrabt war, seiner einfachen Natur zufolge einen für ihn guten und leichten Ausweg fand, nämlich den: die kindliche Bitte zu tun, Margret solle doch wieder lieb zu ihm sein. Da lachte sie übers ganze Gesicht und sagte mit gütiger Überlegenheit: „Guter Junge Peer, du solltest die Wege anderer nicht nach Dornen absuchen, — tust dir selbst nur weh daran."

*

Die flaggen- und girlandengeschmückten Gäßlein der Stadt waren voll lustigen Gewimmels. Die Schar war heimgekehrt. Nun füllte sie die Plätze, gemeinsam mit den aus den Häusern tretenden schaulustigen Einheimischen.

Vor dem Ausstellungsbau staute sich ein Menschenstrom. Dann, als die Tore geöffnet wurden, brach er ein, verteilte sich und wurde wenig in den riesenhaft weiten und hohen Räumen der städtischen Halle.

Margret und Peer standen, mit hineingeschwemmt vom Gedränge, plötzlich vor Gwendolin Falklands Bildern, die in einem kleinen, hellen Nebengemach als besondere Sammlung für sich ausgestellt waren.

Diese Gemälde zeigten sie nicht nur auf der Stufe der letzten Jahre; sie wiesen die ganze Entwicklung der werdenden und gewordenen Künstlerin, beginnend mit scheuen Versuchen an Mensch, Tier und Landschaft, bis zu jenen brennenden Blumenstücken, von

Digitized by Google

denen die Farbe gleichsam aus der Umgrenzung der Rahmen sich in den freien Raum hineinrötete.

Welch eine Orgie in Rot! Vom Scharlach der adligen Geranie übergehend zum Jubel der steigenden Gladiole, der Demut sich neigender Dahlie. Rosen drängten sich, schwarzrot mit lichten Säumen, Mohn flammte in steiler Lohe, Fingerhut blutete aus hundert abgründigen Kelchen.

Das waren Gwendolin Falklands Bilder, das war Gwendolin Falklands Seele, die sich da in Funken, Strahlen, Sternen und Flächen ergoß.

Und plötzlich stand Gwendolin Falkland selbst inmitten des Raumes, der ihre Kunst barg. Lachend, sonnegebadet war sie eingetreten und ließ ihre grauen Nixenaugen von den Bildern zu den Beschauern, von diesen wieder zu den Bildern schweifen. Und gewahrte Margret, die vor einer stillen, weißen Schneelandschaft mit bläulichen Tiefen und bleichem Himmel staunte.

„Endlich finde ich dich wieder! Wie suchte ich dich! Wie oft war mein Herz heute bei dir!“ Und Gwendolin legte unbefangen ihren schlanken, sehr weichen Arm um Margrets festen Nacken. Diese fragte leise, auf das Winteridyll sich beziehend: „Wie ist es möglich, daß dieses friedliche Weiß und jenes kämpferische Rot ein und derselben Hand entstammen?“

Gwendolin schien der schlichten Frage froh, wie sie überhaupt von übersprudelnder Mitteilsamkeit war und in lieblicher Plauderei ihre bald gemütvolle, bald neckisch-launige Art offenherzig aus sich herausstellte.

So berichtete sie, ein wenig schalkhaft die Mundwinkel verziehend, von der Entstehung des frühen Bildes. Hin und wieder legte sie, wie unwillkürlich, ihre freie Hand sekundenlang auf den Arm Peers, der seit Gwendolins Eintritt vollkommen verändert schien.

Als sie ihre kleine, ergötzliche Erzählung beendet, rief Peer von Begeisterung hingerissen: „Ich will nichts mehr sehen nach diesem!“ und wandte sich zum Gehen.

Doch Gwendolin lachte ihn an mit dem blendenden Weiß ihrer Zähne, das zwischen ihren Lippen entsprang, auf denen das gleiche weichwarme Rot wie auf ihren Bildern entzündet war, und erwiderte mit versteckter Neckerei auf die heimliche Lobpreisung: „Das ist schade. Es gibt noch viel Gutes in den anderen Zimmern zu schauen: gehauene Spangen und Schließen, schöne Gläser und Gefäße, bunte Ketten und kurzweiligen Zierat.“

Peer schürzte verächtlich die Lippen.

Einen Augenblick betrachtete Gwendolin mit ihren ein wenig schräg gestellten Augen sein Gesicht, dann lachte sie voll Übermuts klingend auf: „Blau — ja, himmelblau!“

Und sie zog Margret mit ein paar tanzenden Schritten weiter.

„Was bedeutet dies?“ fragte Peer ernst.

Sie lachte erneut auf, drückte Margret auf eine Ruhebank, die nur zwei Menschen Platz bot, und sah von diesem sichern Punkt den hilflos vor ihr Stehenden unter der Stirn hervor an.

„Das ist *meine* Sprache,“ sagte sie listig und schwieg darauf eine Weile.

Dann aber fuhr sie fort: „Du mußt wissen: jeder Mensch, der mir begegnet, löst eine ganz besondere Farbenempfindung in mir aus. Beim einen erblicke ich das lichte Gelb reifender Felder, beim andern das Weiß aufziehender Sommerwolken. Margret erzeugt in mir die Vorstellung tiefen, weichen Violetts, wie ich's nur an Priestergewändern kenne. Heut traf ich einen, da blendete mich Gold. Und bei dir — ja, ich kann nicht anders, — bei dir muß ich an die kleinen, blauen Blümlein denken, die an Sumpfrändern wachsen und den maidlichen Namen Vergißmeinnicht tragen.“

Peer wurde unsicher. Er wußte solcher Art nicht zu begegnen. Und außer dem Peinlichen, dieser Lage nicht gewachsen zu sein, drang noch etwas auf ihn ein, das er nicht deuten konnte, das aber, obwohl verwirrend, dennoch beseeligend war.

Ein schräger, später Abendstrahl, der durchs Fenster zitterte und goldige Streifen ins Gemach zog, brachte ihn jäh zur Besinnung. Er rief, für die Feierlichkeit des jetzt bereits fast menschenleeren Zimmers ein wenig zu derb und laut: „Hab' ich mich verzögert! Da wird's schon Nacht, und ich sollte um neun auf dem Weiler sein! Die werden schön wettern, solange warten zu müssen!“

Und plötzlich, das Grollen seiner eigenen Stimme gewahr werdend, setzte er gedämpfter hinzu: „Leb' wohl, Margret, — schenk' mir einen guten Wunsch!“

Das letzte sagte er mit einem scheuen Blick zu Gwendolin hin.

„Heil!“ erwiderte Margret schlicht.

Sogleich rief auch Gwendolin: „Heil!“ Und weil ihr der Gruß noch neu und lockend schien, wiederholte sie ihn: „Dreimal Heil auf den Weg dir, du Blau-Blauer!“

Als Peer, gebeugt unter der schweren Wölbung seines Rucksacks, der sinkenden Sonne nach bergan stieg, dachte er nicht mehr an Margret, um die er geworben. Er träumte von Gwendolins biegsamer Gestalt und ihren Meerfrauenaugen.

Digitized by Google

Das Ausstellungsgebäude hatte sich geleert. Dämmerung rieselte durch die Fenster. Alle Farben vergrauten und sanken in nächtlichen Schlaf.

Margret und Gwendolin saßen noch immer auf der kleinen Ruhebank vor den versinkenden Umrissen der roten Farbenorgien. Margret hatte das Haupt gebeugt. Ihr Gesicht ward ganz vom Dunkel aufgesogen. Nur ihre braunen Hände lagen — plötzlich erblaßt — auf ihren Knien. Sie lagen reglos wie Tote.

Gwendolin erzählte. Ihre Stimme wurde mit zunehmender Abendstille immer weicher. Sie hatte den Mund, dessen Rot in der Dämmerung verloschen war, ganz nah an Margrets Ohr gelegt, und ihr heißer, feuchter Atem streifte in schnellen, leichten Abständen der Stillen Wange.

„Dies alles," sagte Gwendolin mit seltsamer Hast, „was du hier siehst und was mich freute, als ich es schuf, dünkt mich heute nichts mehr, da ich einen Menschen sah — erlebte — nein — es läßt sich nicht in Worte fassen! — Mir war, als hätte ich bislang nicht gewußt, was ein Mensch ist. Aber hier war er. So nah der Natur, daß es schien, er müsse gleich wieder ein Baum, ein Fels, eine Quelle werden, und dann wieder so herausgehoben aus der Welt der Dinge, als würde er im nächsten Augenblick in seligem Götterreigen entschweben. Ich habe heute gezeichnet, Margret, ich habe ein Buch Seite für Seite gefüllt mit Entwürfen in Farbe und Stift. Diese Augen, wenn er einem kreisenden Habicht nachblickte, diesen Mund, wenn er klingende Verse sprach, dieses Kinn, wenn die Geige an seine Rundung sich schmiegte. Und — den Körper! Von einer Ebenmäßigkeit und Vollendung, daß sie unbeschreiblich ist! Er warf den Speer — jeden Muskel gestrafft, — er ruhte am Bach, — ganz friedvolle Entspannung. Mir war, als sei alles, was ich bisher gemalt, erbärmlichstes Stückwerk, und es gälte fortan nur ein Ziel: diese Erscheinung nachschaffen, immer wieder, in allen Augenblicken ihres Seins. — Aber soviel ich mich auch mühte, stets entglitt mir ein letztes, ein Allereigenstes, und was glückte, war Bruchteil, Augenblick und erstarrte Bewegung, nicht aber das Gesamtbild, das ich so tief erfühlt, so innig erfahren habe, und das sogar vor meinen geschlossenen Augen in derartiger Klarheit und Leuchtkraft ersteht, daß ich unwillkürlich die Hände danach strecke . . ."

Sie schloß die Augen und ließ ihre Wange auf Margrets Schulter ruhen.

Diese sagte, als spräche sie zu sich: „Das ist Elk. Elk ist nur einmal."

„Ja," flüsterte Gwendolin verträumt, und ihr Haupt wurde ein wenig schwerer auf der Schulter der Gebeugten, „es ist wahr, — er kennt ja auch dich, eben fällt mir's ein. Ich sprach ihm davon, daß ich dich gestern fand und dich in deiner Heide besuchen würde. Da sagte er: ‚Grüße Margret.' — Und" — sie hob ein wenig den Kopf, — „das sagte er genau in der gleichen Art, wie du dein: ‚das ist Elk!' — Als spräche er nicht mehr mit mir."

Margret erwiderte nichts, aber Gwendolin spürte, daß sie den Atem anhielt.

Da schloß sie, wie müde: „Ja — ich wollte in die Heide, ich sagte dir, warum. Aber wie soll ich es jetzt noch wollen, da meine roten Tinten mir noch viel zu arm erscheinen, um jene Glut auszudrücken, die durch den Leib Elks klingt? Wie sollte ich noch an stille Sammlung denken können, da er wie Sturm ist? Es ist, als wäre alles eingestürzt, was war, und ein Neues müßte erstehen. Aber ich sehe nicht was und weiß mir's nicht zu erdichten. Ich stehe wie an einem Anfang und bin blind. Da ist nichts, das ich wüßte . . ."

Sie verstummte, aber ihr Atemholen ward mühsamer, als wolle es in Weinen sich kehren.

Margret hob die beschienenen Hände, hob sie sanft in die Dunkelheit und legte sie um Gwendolins bebende Wangen. Und die Mädchen küßten sich.

*

Mit flackerndem Fackelzug war das Fest zur Rüste gegangen. Die meisten der jungen Schar hatten bereits ihr Bündel geschnürt und waren ins nächtliche Land hinausgezogen. Andere saßen noch in flüsternder Zwiesprache an Rainen und Hecken. Wenige kehrten — lange nach Mitternacht — in die Herberge zurück.

Die Luft ging kühler in dieser Maiennacht und strich raschelnd über die verlassenen Lager. Die Schlafstelle Peers war leer. Margret konnte seinen in das zerwühlte Stroh gepreßten Umriß gewahren. Unwillkürlich glättete sie die Stelle, als störe sie ein Lebendes. Dann lag sie, die Arme im Nacken verschränkt, und lauschte den späten Lauten, die süß und schwermütig die Stille bewegten. Wenige außer ihr nur lagen bereits im Schlaf der Ermattung hingestreckt. So vereinzelt waren sie, daß fast schon Einsamkeit es dünkte. Und der kommende Morgen sollte den Weg wieder zu harter Arbeit, rastlosem Ringen, zähem Ausharren und Treue im kleinsten lenken. Dem allen sollte Kraft für lange aus den Nachklängen dieses Festes zuströmen.

Digitized by Google

Margret hielt die brennenden Augen geschlossen, aber sie war wach mit allen Sinnen. Und diese unterschieden mit jener Schärfe, die nur Verbindung von sehnsüchtiger Liebe und zitternder Erwartung erzeugt, den Schritt, der sich näherte, den ganz leicht schleifenden Schritt, der anzuhören war, als wiege einer sich nach gemessener Tanzweise. Solchen Schritt besaß nur einer.

Sie lag reglos, mit erschlafften Gliedern; sie schlug den Blick nicht auf, bebte mit keiner Gebärde, aber ihr Hirn hämmerte, und es kam ihr vor, als bräche die Freude in leuchtenden Strahlen aus allen Poren ihres Leibes. Seine Nähe legte greifbar sich über sie und schloß anderes aus.

Jetzt glitt er nieder. Sie wußte, ohne zu sehen, wie er sich auf das rechte Knie stützte. Und nun schoben auch seine Hände sich unter ihren Nacken und suchten die ihren. Umschlossen sie und bargen zugleich die kühlen Spitzen der Finger in den dichten, warmen Ansatz ihres Haars.

Da öffnete sie die Lider und ließ weiche Innigkeit zu dem über sie geneigten Antlitz auffluten. Die Stimmen der Stille löschten das Geflüster ihres Zwiegesprächs. Es war wie Regentropfen, die auf ein leicht bewegtes Meer fallen. So lösten sich und schwanden die Worte.

Erst sagte Elk nur: „Margret . . .“ und er legte den Namen mit der von ihm selten, aber dann restlos gespendeten Zärtlichkeit, deren er fähig war, wie ein Geschenk mit seinen Lippen auf die ihren. Sie fühlte das Klopfen ihrer Pulse, die mit den seinen fast in gleichem Takt schlugen.

Dann hob Elk ein wenig das Haupt und bettete Margret sehr behutsam an sich.

Fester preßte er seinen Kopf an ihren Hals und sagte stockend: „Ich muß wieder fort, Liebste. Ich muß über das große Wasser, in das Land der unbegrenzten Weite, der brodelnden Städte und rasenden Züge . . .“

„Mußt du?“ fragte sie kaum vernehmbar entgegen.

„Ja, Margret.“

Sie strich über sein dichtes Haar.

„Sind nicht auch bei uns Berg und Heide, Himmel und Höhe?“

„Gewiß, Margret, alles gibt's hier. Und mehr. Du bist da. Dennoch — dazwischen wird mir's zu eng, als sollte die Brust mir springen, als dürfte ich nicht mehr atmen. Manchmal nur. Dann muß ich mich auf schwankem Schiff von schäumenden Wogen tragen lassen und vom Getriebe eines fremden Volkes. Und dann, Margret, dann — heimkehren. Wissen: da ist wer, der wartet; da ist eins, das unlöslich bindet und doch nicht schnürt . . . Bin ich nicht noch immer wieder heimgekommen?“

„Ja,“ bestätigte sie leise, und fügte hinzu: „Du sollst auch wieder hinausgehen. Wieder, um heimzukommen.“

Er küßte ihre Hände. Abwechselnd. Er küßte jedes seine Gelenk an ihren Fingern.

„Um heimzukommen,“ wiederholte er, „und auf daß es wieder eine fürbittende Frau mehr in der Welt gäbe. Ach, Margret, du ahnst nicht, wie wenige ihrer sind und wie wir sie nötig haben, diese lautlosen, fürbittenden Frauen. Vielleicht auch wäre die Fremde nicht zu ertragen, wenn man nicht eine wüßte, die unser in ihren Abendgebeten denkt.“

Vor Margret erstand die braune geschnitzte Madonna aus Rosenholz in der gotischen Kirche. Warum erinnerte sie just jetzt sich ihrer?

Elk sprach weiter: „Ich habe in den letzten Monden vielfach daran gedacht, vor dich zu treten und dich zu bitten, du möchtest mitkommen über See, bei mir sein, — als ein Glied, stärker mich noch mit dem Abendland zu verketten, als eine Mahnung, daß hier ich wurzle, und zugleich als Eiland selbst, das zu betreten mir, aus unendlicher Gnade heraus, immer freisteht, ob ich nun würdig komme, mich zu erbauen, oder unwürdig, mir vergeben zu lassen.“

„Elk!“ rief sie schmerzlich.

„Aber,“ fuhr er fort, „wie soll ich dich darum bitten, da ich nichts dir zu bieten habe, als ein unstetes Schweifen von Ort zu Ort, Freiheit, erkauft durch Hunger, Entbehrung und Mühsal, Nächte voll Kälte, Finsternis und Gefahr.“

Sie hatte mit ihrer Hand seinen Mund verschlossen und sagte nur mit ihrer stets gleichen Milde, die es verstand, Bewegtheit zu verhüllen: „Du tust recht daran, nicht Unmögliches von mir zu begehren. Nicht, was du mir verheißest, ist, was mich abhalten könnte, mit dir durch alle Härten und Trübsale zu gehen. Das würde höchstens mich locken. Aber ein anderes ist's: du mußt mich hier wissen, hier denken dürfen, unlöslich verbunden mit der Scholle. Müßtest du dort — jenseits des großen Wassers — irgendwann von mir gehen und deine Gedanken suchten mich und kreisten nächtlich ruhelos im Leeren, ohne die Möglichkeit, mich zu finden, ohne die sichere Vorstellung meines gefestigten und einzig mir gemäßen Lebens. — das, Elk, ertrügest du nicht. So kenne ich dich.“

Er antwortete lange nicht, sondern verbarg sein Antlitz tief in ihren Händen. Endlich sagte er: „Recht hast du, Margret.

Digitized by Google

Eva. Gemälde von Carl Paaß

Digitized by Google

Digitized by Google

Anderen Schlages als du muß die Frau sein, die dorthin mich geleitet. Eine von der Art, die man auch verlieren und vergessen darf und die darum doch nicht untergeht . . ."

Er verstummte jäh, als dächte er an eine Bestimmte.

Margret aber bat mit verschleierter Stimme: „Sprich nicht so — o nicht so!"

Da streichelte er ihre Hände und sagte nur noch wie liebkosend: „Ja, diese fürbittenden, mütterlichen Hände muß man wissen. Wie sollte man sonst ruhig in die Fremde gehen, und wie könnte einem ohne dies wohl eine selige Sterbestunde werden?"

Jetzt bebten Margrets Finger doch. Aber Elk hielt sie fest, daß sie ruhig wurden.

Nun sprachen sie nichts mehr, lauschten nur einer des anderen Atemholen. Bis der Schlaf — ein grauer, buntdurchwirkter Schleier — über ihre Stirnen sank.

★

Dann, als der Tag — ein blasser Streif — kaum merklich im Osten zu steigen begann, erklang eine Mädchenstimme in der Nacht. Sie sang das alte Lied:

„Wohl heute noch und morgen,
Da bleibe ich bei dir;
Wenn aber kommt der dritte Tag,
So muß ich fort von hier."

Elk erwachte.

‚Welch ein Ton!' dachte er.

Diese eigensinnige, leidenschaftliche Stimme durchwob das alte, vertraute Volkslied in Moll mit schmerzhaften Klagen, sprühendem Begehren, bebender Bitte:

„— Wann kommst du aber wieder,
Herzallerliebster mein? —"
„— Wenn's schneiet rote Rosen
Und regnet kühlen Wein . . ."

Das zog und lockte, rief und dürstete in der Nacht, die nicht mehr lange währen durfte. Der Wunsch und die Verlassenheit, die gleicherweise daraus schrien, wurden unerträglich. Konnte — durfte ein Mensch so allein sein? —

Leise, mit angehaltenem Atem, erhob sich Elk, raffte sein Zeug auf und schlich hinaus, dem Liede nach, das ihn meinte.

Die Stimme schien in Weinen ertrinken zu wollen:

„Es schneiet keine Rosen,
Es regnet keinen Wein —
So kommst du auch nicht wieder,
Herzallerliebster mein."

Jetzt erwachte auch Margret, spürte den kühlen Hauch der Nacht über ihre Brust streichen und tastete nach Elk. Er war nicht da. Sie suchte mit weitoffenen Augen das Dämmern zu durchreißen und fand nichts dahinter.

Nur die Stimme, diese vertraute, süße Stimme, durchzog die Nacht mit allem Sehnen, allem Weh, das ein Frauenherz erfüllt.

Und verstummte jäh . . .

Da barg das Mädchen den Kopf in ihre bloßen Arme und weinte ohne Laut in sich hinein.

★

Als Margret in der Frühe die kleine Stadt mit ihren frischbetauten Dächern und Firsten verließ, stand die Luft ganz windstill. Die Kränze hingen welk, die Fahnen schlaff wie müde geworden von den Tagen der Feier. Groß und rot stieg die Sonne über den Wald.

Am östlichen Tor warteten Elk und Gwendolin auf Margret, die langsam, selbstvergessen durch die sterbende Festlichkeit der Ortschaft kam.

Leises Verwundern trat in ihren Blick, als sie die beiden sah. Aber schon lief Gwendolin auf sie zu, mit ausgebreiteten Armen, deren weiche Nacktheit sich wie ein glattes, warmes Seidengewebe um Margrets Hals schlang. Und wieder fühlte sie — wie tags zuvor — ihren Mund von den heißen, feuchten Lippen geküßt, mit jener Innigkeit, die zwischen Frauen sonst nicht Brauch ist.

„Da ist sie — endlich!" rief Gwendolin. „Da ist sie!"

Und sie führte Margret zu Elk.

Nur die dunkelnden Ringe unter Gwendolins Augen berichteten davon, daß sie die Nacht nicht geruht.

„Wir wollten dir bis zur Stadt auf dem Berge das Geleit geben," sagte Elk.

Margret sah ihn an, und ihr Gesicht war von einer so offenen Klarheit und Heiterkeit, als könne sie nie weinen.

So gingen sie miteinander.

Immer lieblicher wurde das Gelände, obwohl ein leiser Hauch von Schwermut darüber hingegossen war. Zwischen Erlen und Hainbuchen wand verborgen sich der Fluß. Die Straße begleiteten Pappelreihen.

Die drei Morgenwanderer, zwischen den übergroßen, schlanken Stämmen zu beinahe unwirklicher Kleinheit geschrumpft, gingen schnellen, mutigen Schrittes. Elk hatte die Mädchen untergefaßt und lauschte mit sinnendem Lächeln Gwendolins immer munterem Redefluß.

Dann hielten sie Mittagsrast und schliefen unter brennender Sonne an einem Abhang in duftendem Klee. Unfern führte eine Brücke mit dem Steinbild eines Heiligen

Digitized by Google

über den Fluß. Die Gestalt erhob sich verwittert und gespenstisch, wie ein treuer Wächter weithin sichtbar, und erschreckte nachts die Vorübergehenden durch die Lebendigkeit der Gebärde, mit der sie ihre dürren Arme vorstreckte. Tags aber knieten fromme Hirtenkinder zu ihren Füßen und legten blaue und gelbe Feldblumen in die kleine Schale, die vom steinernen Gürtel hing und in der vorzeiten ein rotes ewiges Lämpchen geschimmert hatte. Das war lange verloschen, denn niemand tränkte es mehr mit Öl.

Als der Tag sich bereits zu neigen begann und die Pappeln lange, schräge Schatten über Feld und Weg warfen, ward auf einer Hochebene das Stadtbild, ihr Wanderziel, sichtbar. Gekrönt von vierzehn Türmen, umgürtet von hoher, feindessicherer Mauer, grüßte die schönste der mittelalterlichen Städte ins Tal. Die Sonne goldete und rötete die Kuppeln der Kirchen und die Zinnen der Türme. Efeu stürzte in schwarzflutendem Fall über die Steinwände. Gewölbte Tore spähten wie lugende Türmeraugen ins Land.

Die drei standen erschüttert vor der düsteren Schönheit des sich ihnen darbietenden Bildes, das unter dem langsam sich entfaltenden Spätrot immer glühender und strahlender sich verwandelte.

Das Buschwerk trat wieder vom Fluß zurück. Eine Wiese, besät von weißen Margaretenblumen, senkte sich kaum merklich zum Wasser, das goldklar über schimmernde Kiesel rann.

Da warf Elk den Ranzen in das Blütenmeer, legte Kleider und Schuhe ab und stieg in das lockende, rieselnde Becken. Es war nicht tief. Das Wasser reichte ihm wenig über die Hüften.

„Wollen wir?“ fragte Gwendolin Margret.

Doch diese hatte schon begonnen, ihr Mieder zu lösen. Mit einer schönen, freien Selbstverständlichkeit tat sie die Gewänder ab, stand braun zwischen dem Weiß der schwesterlichen Blumen und schritt in feiner, vorsichtiger Anmut den Hang hinab zum Fluß. Dort beugte sie den schlanken Körper und tauchte die Hände ein, an denen — wenn sie ein wenig sie hob — die Tropfen wie flüssiges Kupfer niederperlten.

„Bleib so — einen Augenblick bleib so!“ rief Gwendolin, die — halb entkleidet — ihr Skizzenbuch hervorgerissen hatte und hastig mit breitem, weichem Kohlestift strichelte. Aber Margret, bei dem Anruf erschrocken wie eine Schlafwandlerin, floh ins Wasser, das hoch aufsprühte und sie barg.

Nach dem Bade wollten sie in der weißen Blumenfülle lagern.

Elk hob die braune Geige ans Kinn und spielte. Eine leise, tröstliche Weise, ein Lied, das ihm der Augenblick, der gerötete Himmel, die zur Stadt ansteigende, trutzige Pappelallee, die fernglühenden Zinnen, das Raunen des Wassers, der Odem der Wiesenblumen eingab. Ein ganz zartes, feines, süßes Lied. Gwendolin weilte noch im Dickicht der bläulichen Erlen. Zu Elks und Margrets Füßen lag Gwendolins Skizzenbuch. Der Lufthauch geisterte durch die Seiten und schlug flüchtig eine nach der andern um.

Da hob Margret es auf ihre Knie und wendete mit vorsichtigen Fingern die Blätter.

Elk, Elk — und wieder Elk.

Elk lacht, Elk grübelt, Elk badet, Elk wirft den Speer, Elk kniet, Elk lauscht, Elk geigt. Versuche alles, — bald mehr, bald weniger gelungen. Aber um Margret versinkt die Welt. Ganz vertieft ist sie in die flüchtigen grauen und farbigen Kohle- und Pinselzeichnungen, und auf ihrem Gesicht liegt ein Schimmer, wie man ihn manchmal bei Kindern unter Weihnachtsbäumen sieht.

Elk aber, neben ihr ins Gras gestreckt, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, gewahrt diesen Schimmer, der sonst nie auf Margrets stillen, verschlossenen Zügen zu finden ist, und es ist, als ob dieser Schimmer plötzlich in sein Antlitz einen Widerschein wirft, einen Abglanz, der diese beiden Gesichter einander so ähnlich macht, als wären sie eines Blutes.

Dies wird auch Gwendolin bewußt, die — leise mit den Händen das Gesträuch teilend — den beiden Ruhenden sich nähern will, — andächtig innehält und dem Gedanken nicht wehren kann: ‚Erste Menschen — die ersten Menschen.‘

Zugleich aber mit der Entzückung des Künstlers beschleicht ein dunkles Weh ihre Seele, die Seele des Weibes Gwendolin. Denn ihr enthüllt sich in diesen Sekunden, da sie die Schweigenden belauscht, daß solchen Ausdrucks, mit dem soeben Elks ganzes Wesen Margret umspannt hält, ihr nie gelingen wird, in bildnerisches Werk zu fassen, ja daß diesen ganz einmaligen und ungewohnten Ausdruck, dessen Zeugin ein Zufall nur sie sein läßt, Elk nie, ihrer Gegenwart sich bewußt, annehmen könnte.

Etwas Böses regt sich in Gwendolin. Sie läßt die Büsche zurückschnellen und steht vor den beiden: groß, schöngewandet, königlich.

Aber die regen sich nicht. Sie schauen lächelnd zu ihr auf, und Margret reicht ihr das Buch. Ganz unbefangen, ganz ahnungslos sagt sie: „Du Glückliche, was vermag deine Hand!“

Gwendolin aber greift nicht nach dem Dargebotenen.

Digitized by Google

„Das ist alles nur Stückwerk," sagt sie.

Margret birgt das Buch schützend an ihrer Brust.

„Vernichten wir es," schlägt Gwendolin vor, „ich ertrüge nicht, diese Versuche noch einmal zu sehen."

„So gib es mir!" bittet Margret mit ungewohnter Lebhaftigkeit.

Gwendolin antwortet nicht mehr. Sie wendet sich von den beiden und, die Augen mit der Hand beschattend, blickt sie auf zur Stadt, über deren Türmen und Zinnen die Abendstrahlen mählich zu verlöschen beginnen.

*

Am Fuß des Berges gabelt sich der Weg. Nordostwärts führt die breite, befahrene Straße, die Margret einschlagen muß. Steilauf zum „Blauen Tor" steigt der Pfad, den Elk und Gwendolin erwählten.

Dunkler drohen in nächster Nähe die schattigen Winkel und Gesimse der Stadtmauer. Fern aber leuchtet — lichter als tags — die Wiese der Margaretenblumen, mit jener zauberischen, rätselhaften Lichtkraft, die weißen Blüten um die Stunde des Dunkelwerdens eignet. Sie scheinen inmitten des blauen und violetten Gebüsches ein weit ausgespanntes, fleckenloses Linnen.

Als Margret Elk die Hände reicht, zittern eine Spur nur ihre Mundwinkel. Aber er hat es doch bemerkt. Gibt es noch anderes in der Welt außer ihnen beiden? — Er beugt sich zu ihr, will etwas sagen, etwas Bedeutungsvolles, Endgültiges . . . aber es gibt keine Worte.

Da küßt er ihre Augen, die sich schließen, läßt sie jählings los und tritt in den Schatten der Bäume.

Margret geht zu Gwendolin, die abseits steht.

„Ich möchte dir Lebwohl sagen."

Gwendolin macht einige Schritte auf Margret zu, doch ihre Arme sind schwer und wollen sich nicht mehr heben, die Freundin zu umfangen.

Endlich, leise wie zu sich selbst, spricht sie: „Wie liebt er dich doch . . ."

Und Margret, die scheue, schweigsame, die schamhafte und herbe, erwidert, indes ihr Antlitz wie das einer Verklärten bleich und selig erstrahlt: „Ja — o ja!"

Dann wendet sie sich und schreitet ihre Straße. Die nächste Biegung entzieht sie den Blicken der Zurückbleibenden.

Diese stehen fern voneinander, verstummt. Bis Gwendolin mit Augen, in denen Trotz und Trauer kämpfen, sagt: „Komm, es ist Zeit."

„Wozu?"

„Zum Abschiedsagen."

Er blickt verwundert. „Wollten wir nicht selbander ziehn über See?"

„Ich gehe nicht mit dir." Sein Blick fragt. Sie sagt ablehnend: „Ich will keinem etwas nehmen."

Er lächelt gütig, ein wenig überlegen. „Wem könntest du etwas nehmen?"

„Margret."

Er wiederholt kaum hörbar weich und zärtlich: „Margret?" Und seine Augen träumen plötzlich.

Sie reißt ihn auf, sagt hart: „Was ich will, will ich ganz."

Er sieht sie an. „Du bist so reich . . . Wie sollte dir nicht alles werden?"

Sie legt die Hand über die Augen, spricht kaum vernehmbar: „Ich hab' es geglaubt bis heute. Aber es gibt nur eins, worum es sich verlohnt zu leben: eins und alles . . . Frag' nicht mehr."

Die Abendglocken beginnen zu läuten, zwei tiefe und eine helle. Weit über Land zieht ihr kündender Ton. Auch Margret wird ihn wohl noch vernehmen.

Elk faltet die Hände über der Brust und senkt den Scheitel. Einen alten Vers aus Kindertagen tragen die Glockenrufe ihm zu. Er sieht die Mutter an seinem kurzen, weißen Gitterbett knien, wo sie ihm die ungelenken Händchen zusammenfügt.

Viel hat Elk im Leben gesehen, gehört, vergessen. Den alten Vers ruft der Anblick jedes Domes, Klang jeder Aveglocke ihm wieder wach. Seine Lippen bewegen sich leise:

„Gebenedeit seist du, Maria,
Gebenedeit die Frucht deines Leibes — Jesus.
Erbarm' dich unser, Mutter voller Gnaden,
Schenk' uns eine selige Sterbestund'. — Amen."

Auch Gwendolin hat das Haupt ein wenig gebeugt. Mit düsterer Stirn sieht sie seinem Gebaren zu. Endlich fragt sie den Versunkenen: „Du betest doch nicht gar, Elk?"

Aber der befremdete Ton ihrer Stimme kann den sinnenden Traum auf seinen Zügen nicht verwischen.

„Nein," erwidert er mit entrückter Sanftmut, „ich bete nicht. Es war nur der Gruß, der mir zuteil wird, wo immer Glocken läuten. Daran erkennt selbst der unsteteste aller Wanderer, daß es auch für ihn eine Heimat gibt."

Der Umriß der Stadt auf dem Berge stand jetzt in übergroßer schwarzer Erhabenheit gegen das letzte, sterbende Rot des Himmels.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Das liebe Ich und die Zeitgenossen

Skizzen von Grete Gulbransson

Karl Haider

Diesen schlichten und herrlichen deutschen Künstler hab' ich sozusagen in seiner Todesstunde kennengelernt.

Denn die letzten Wochen seines Lebens waren, durch seine schwere, heimlich zehrende Krankheit, wie eine einzige Todesstunde.

An einem grauweißen, still-weinenden Regenabend betrat ich zum erstenmal das anspruchslose Atelier in dem kleinen Bauernhaus am Schliersee. Es begann schon sachte zu dämmern, und das große Nordfenster war von der Kühle des Herbstes ganz beschlagen.

Die schmale, gebückte Gestalt des alten Mannes löste sich so geheimnisvoll aus dem Zwielicht und kam uns langsam entgegen. Er begrüßte uns ruhig und feierlich, und man begann mit einer Kerze umständlich seine wunderschönen, innigen Bilder zu betrachten. Ich stand mit gefalteten Händen da.

Auf der Staffelei war ein halbfertiges Bild, an dem er eben malte.

Es stellte ein großes Felsentor dar, gegen ein mystisch-verschleiertes Tal zu geöffnet. Das Ganze konnte man wohl als heroische Landschaft bezeichnen. Und er fing an, von diesem Bild zu reden, das noch feucht schimmerte von der Arbeit des heutigen Tages.

„Das wird mein letztes Bild sein!" sagte er. „Und ich denke mir dieses Felsentor als das Tor des Todes, das ins unbekannte Land führt —"

Ich konnte mich da nicht länger beherrschen und floh heimlich hinter ein großes, anderes Bild auf einer etwas rückwärts postierten Staffelei. Dort brach ich in Tränen aus, gab mir jedoch alle Mühe, daß es die andern nicht hören oder bemerken sollten.

Haider hatte mich unter der größeren Gesellschaft, die ihm diesen Atelierbesuch machte, gar nicht beachtet, so daß mein Verschwinden auch nicht aufgefallen wäre. Aber unter den Ateliergästen war der große und lebhafte Konrad Dreher, und der hatte mit seinen scharfen, schlauen Augen alles gesehen, kam stracks zu meinem Versteck heran und zog mich mit seiner starken Riesenpratze, tränenüberströmt wie ich war, mitten unter die Leute heraus, indem er mit seiner dröhnenden Stimme rief: „Kommen S' nur, Sie lieb's Frauerl, da brauchen S' Ihna fei gar nit schämen, wenn Ihna da die Tränen aufsteigen —" Und so stand ich mit meinen rotgeweinten Augen zitternd vor dem herrlichen alten Haider da, der mich ernst und erstaunt anschaute.

In dieser Stunde ist mir die kürzeste und schmerzvoll-schönste Freundschaft meines Lebens geschenkt worden.

Wenn man es Freundschaft nennen darf, daß ich von dem Tag an die arme Zeit, die ihm noch beschieden war, fast täglich zu dem todgeweihten Manne ging und ihm alles, was

Karl Haider

Digitized by Google

ich an Wärme und herzlichem Gefühl für seine Kunst und sein Wesen hatte, im stillen Bei-ihm-sein darbrachte.

Aber noch etwas anderes brachte ich ihm zu seiner größten Freude.

Ich hatte entdeckt, wie er die Blumen liebte, und nun ließ ich von München die schönsten Rosen kommen und lief manchen Morgen klopfenden Herzens durch die farblose, verdorrende Herbstlandschaft zu ihm hinauf, um ihm die duftenden Sträuße zu bringen.

Wie beglückten sie ihn. Vor allem einer, der närrisch groß war und eine ganz seltene, gelbrote Farbe hatte und an dessen Schönheit er sich nicht sättigen konnte.

Seine mageren, abgezehrten Hände liebkosten die frischen, zarten Kelche, und seine Maleraugen schauten mit bewegter Wehmut auf diesen herrlichen Strauß.

War er doch ein Gruß des Lebens und der schönen Welt, die er jetzt verlassen mußte.

Und verzweifelt klammerte er sich dann wieder an jede Hoffnung, daß sein Zustand am Ende doch vielleicht nicht ganz so trostlos wäre. — Besonders, wenn er mit allen bei Tisch saß und wie ein verwöhntes Kind darauf bestand, grad die Sachen zu essen, die Gift für ihn waren: fette Schmalznudeln, Sauerkraut und Schweinswürsteln.

Und dann schaute er voll Argwohn und Mißtrauen einem jeden am Tisch nach der Reihe ins Gesicht, um zu ergründen, ob sie dachten: ‚Es tut ihm nichts' oder ‚er muß ja doch sterben.'

Nach dem Essen ging er ins Atelier und ließ sich dort am Klavier nieder, um seinen Liebling, Bach, zu spielen.

Wenn so die verfallene Greisengestalt mit dem müd geneigten, bärtigen Patriarchenkopf zusammengesunken vor den Tasten saß, und er sich ganz in die himmlischen Regionen dieser ihm ebenbürtigen Musik verlor, dann wußte ich, daß er mit festem, heroischem Herzen das Felsentor durchschritten hatte, schlicht und klar und stark, wie er im Leben und in der Kunst gewesen war.

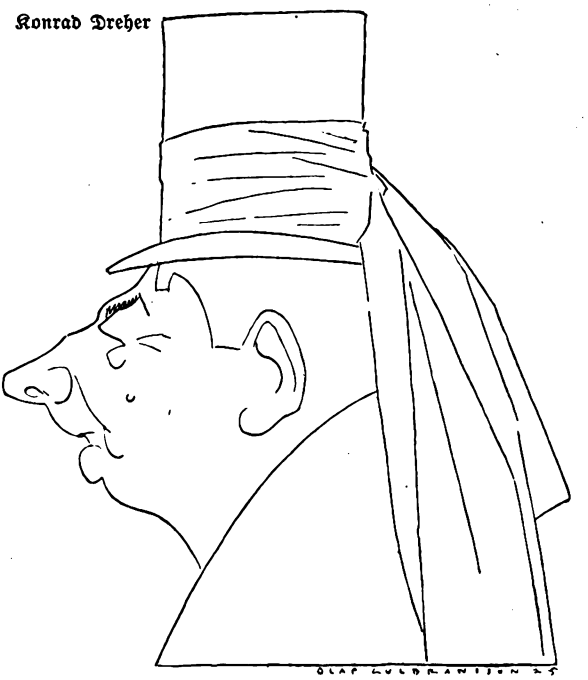
Else Lasker-Schüler

Das Telephon läutet, und es ist Else Lasker-Schüler, die ihren Besuch für den Nachmittag bei mir ansagt.

Ich kenn' sie nicht, ich weiß nur soviel, daß sie eine deutsche Dichterin ist.

Doch da ich die üble Eigenschaft habe, fast nie etwas zu lesen, so hab' ich auch von ihr nur zufällig einmal irgendein Gedicht irgendwie zu Gesicht bekommen, dessen Inhalt mir obendrein entfallen ist.

Das hindert aber nicht, daß ich mich nun unbedingt geschmeichelt fühle und angenehm



berührt durch die Tatsache: hier besucht eine deutsche Dichterin die andere und will ihr die Schwesterhand reichen. Wie mag sie aussehn, diese Schwester in Apoll? Ich stell' sie mir unwillkürlich groß und blond und stattlich vor, in einer grünseidenen Bluse.

Das Feuer in dem Kamin brennt, davor steht das alte Kanapee und der Stuhl mit den geschnitzten Schlangenlehnen am kleinen Teetisch; von der Decke an der langen Messingkette aber hängt das dicke, rote Rubinglasherz mit der länglichen, stillen Flamme drin. Da sitz' ich erwartungsvoll aufgeregt, im weißen, weichwallenden Crepe de Chine-Kleid, eingehüllt in einen weißen Schleier.

Die Türe öffnet sich, und herein tritt ein kleiner, brauner Kerl, so etwa wie ein Abruzzenräuber aussehend.

Draußen gießt es, und er hat, scheint's, keinen Schirm gehabt, denn das Wasser rinnt in Strömen von seinem verwegenen Hut, seine kurzen, schwarzen Haarzotteln kleben ihm an den gelblichen Wangen, seine dunklen Augen blitzen wild, und er eilt tropfensprühend auf mich Erschrockene zu und ruft: „Schönste, schönste Prinzessin! Hier liegt der Prinz von Theben zu Euren Füßen!"

‚Ist es möglich?' denk' ich mir.

Aber ich bin doch dem Prinzen von Theben gewachsen und ignoriere den Frauenrock, der jetzt unter seinem nassen, mißfarbenen Mantel zum Vorschein kommt.

Und es fällt mir bei Gott nicht schwer, die Situation meinerseits ebenso schnell zu erfassen, wie der Prinz beim Anblick der poetischen, weißen Gestalt, vom roten Licht-

Digitized by Google

schein des Rubinherzens übergossen am flackernden Kamin, sich im Nu ein Bild und eine Situation seiner ewig regen Dichterphantasie geschaffen hat, die den Boden just für diese Wunderblumen darzustellen vermag, die wir uns gegenseitig erblühen lassen können.

O unvergeßliche Stunde, die erste und einzige, in der ich mit Else Lasker-Schüler zusammen war. Kein Hauch der Wirklichkeit hat uns berührt, es war alles nur die Lust der genialischen Täuschung, ein zweistimmig aus dem Stegreif gesungenes Märchengedicht.

Rilke-Anekdote

Es gibt wohl kaum einen von den leidertragenden Zeitgenossen Rilkes, der sich nicht still-glühend gewünscht hätte, den Rilke kennenzulernen. Ich jedenfalls voll Ungeduld, seit mir Emanuel von Bodman in seiner poetischen Hobelkammer dessen frühe Gedichte vorlas und wir ihm als wahrem Bruder huldigten.

Aber nie wollte mir das Schicksal diesen Wunsch erfüllen.

Bis einmal eine Vollmondnacht kam, im Mai. Blüten überhangen Garten und Veranda, leise plätschert der silberne Fluß durch die duftenden Wiesen.

Man rief mich von der Redaktion des Simplizissimus an, daß sämtliche Mitglieder gern auf diese blütenumrankte, mondbeglänzte Veranda zu einer Mai-Bowle kommen wollten. Ob es mir recht sei?

Ob sie denn auch einen fremden Gast mitbringen dürften, der so gerne meine Bekanntschaft machen würde?

„Es ist Rainer Maria Rilke, wenn Sie vielleicht schon von ihm gehört haben —"

„Oh!"

„Ich entnehme aus Ihrer lakonischen Antwort, daß es Ihnen recht ist," hör' ich mit schwindelnden Sinnen noch durchs Telephon, dann flieg' ich beschwingt im ganzen Haus herum, alles aufs beste vorzubereiten und mich selbst zu diesem wahren Fest zu schmücken.

Also ist der große Moment endlich gekommen!

Ich kann es kaum erwarten, bis die Autos vorfahren und die vielen höflichen Herren auf meiner Mondterrasse erscheinen, ich seh' sie alle nicht — ich suche nur den einen — und sende Stoßgebete zum Himmel, daß er sich um Gottes willen neben mich setzen möge.

„Darf ich Ihnen Herrn Rilke vorstellen —"

Wie geblendet vor freudiger Aufregung streck' ich ihm die Hand entgegen. Er setzt sich natürlich neben mich, und wie in stillschweigendem Einvernehmen überläßt man das Dichterpaar vorerst ein wenig sich selbst, damit es sich aussprechen kann.

Rilke beginnt, indem er die Stunde preist, die uns zusammengeführt hat, unverzüglich auf eine bewegte und anerkennende Art von meinen Gedichten zu reden.

Sie sind ihm ganz geläufig, und er zitiert das eine um das andere. Ich staune, daß er sie so fließend aufzusagen vermag. Ich sitze verzaubert vom Mond beschienen vor ihm da und weiß nicht, wie mir geschieht. Denn das ist das höchste Dichterglück, sich von einem angebeteten Bruder so gewürdigt und verstanden zu sehen, die eigenen Verse aus seinem Munde und seine Gedanken darüber zu vernehmen.

Else Lasker-Schüler

„Wie freut es mich! Wie bin ich glücklich!" vermag ich nur je und je zu sagen. Mit Genugtuung bemerke ich, daß die übrigen Herren jetzt doch nicht anders können, als diesen schönen, poetischen Ergüssen mit Interesse, ja sogar mit Andacht zu folgen. Nun ist es wieder, was ich so liebe: daß die Poesie der Stunde ihren Stempel gibt. Daß die Wirklichkeit versinkt und der holden Illusion Platz macht. Und alle sich dem Zauber des Augenblicks hingeben müssen. Ich

Digitized by Google

Karl Arnold als Rainer Maria Rilke

bitte nun den Rilke, doch auch von seinen eigenen, herrlichen Gedichten das eine oder andere zu sagen. Was er mir jedoch abschlägt. „Wenn Sie ein Buch von mir zur Hand haben, will ich Ihnen aber gern einiges vorlesen!“ sagt er.

Ich eile ins Zimmer, um das schöne Stundenbuch und die Marienlieder zu holen, und bringe eine Windlaterne mit, die ich vor ihm niedersetze.

Indem ich ihm das Stundenbuch mit feierlicher Gebärde darreichte, bitte ich ihn, doch in dieser unvergeßlichen Mondscheinstunde mir seinen Namen hineinzuschreiben. Doch auch dieses schlägt er mir, mild den Kopf schüttelnd, ab. Nach langem Bitten schreibt er schließlich nur mit einer fürchterlichen Schrift auf die erste Seite des Stundenbuchs: „Es ist so schön, man sollte schweigen“ — Ich schau' ihn ratlos an. Er gibt mir den Blick aus einem frechen Lausbubengesicht mit aufgedrehter Nase, aufgedrehtem schwarzem Schnurrbärtchen und pomadisierten Locken fast unverschämt zurück. Da entfährt es mir unwillkürlich: „Ja, sind Sie denn wirklich der Rilke?“

Er schaut mich verächtlich an und sagt: „Kennen Sie denn meine Photographie nicht?“

„Nein, ich kenne nur Ihre Gedichte!“ sag' ich ganz verschüchtert.

Dabei fällt mein Blick auf den Thöny, dessen schlaue, schwarze Tiroleraugen wahrhaft Funken sprühen vor Belustigung, auf Heine, der in boshaftem Genuß am Verandageländer lehnt, und auf Thoma, der sich schon mit der dicken Hand das Maul verhält, aber es ist zu spät, er muß losplatzen in unbändigem Gelächter, in das alle schallend einstimmen!

Der Rilke, den diese unsterblichen Lausbuben in den lyrischen Musentempel eingeführt haben und der mit krachendem Schädel den ganzen Abend Gretesche Gedichte lernen mußte, heißt nämlich Karl Arnold.

Und die himmelblaue, geflügelte Kuh ist ihnen über alle Erwartung glänzend auf den Leim gegangen.

Einige Zeit darauf ruft mich Annette Kolb an, ob sie mir den Rilke bringen dürfte.

Der Ton, in dem ich sie willkommen heiße, gibt ihr Anlaß zu bemerken: „Du scheinst ja nicht besonders entzückt zu sein, ich hatte gedacht, du würdest schreien vor Freude!“

Da erzähl' ich der Annette meinen Reinfall und wie ich nun geschreckt und von meinem vertrackten Enthusiasmus kuriert sei.

Sie kommen aber doch zu einem schönen, feierlichen Tee in der Gartenstube, nur wundert sich auch der Rilke ein wenig über meine scheue Zurückhaltung, nach den Beschreibungen, die man ihm von dieser Kollegin gemacht hat. Lang kann dies aber nicht anhalten, seine Stimme erreicht meine Seele, wir vermögen einander nun wirklich in der innersten Geheimsprache zu verstehen.

Ja, dieser hier sieht freilich anders aus, und diese Stimme mit der Zaubergewalt

Ludwig Thoma

Digitized by Google

lebendig geborener Sprache hat wohl einen anderen Klang, als das schnarrende Organ seines Doppelgängers. Da macht sich auch mein Wesen wieder frei und steigt wie eine Lerche in die Lüfte, und es wird so, daß ich nur mehr in Staunen und Berauschung lauschen muß, was da der geheimnisvolle Quell hervorsprudelt.

In dem atemlosen Sturz beschwingter Worte frag' ich ihn, der mir so unvergleichlich und mit großen, stillen Augen lauscht: „Verstehen Sie mich denn?"

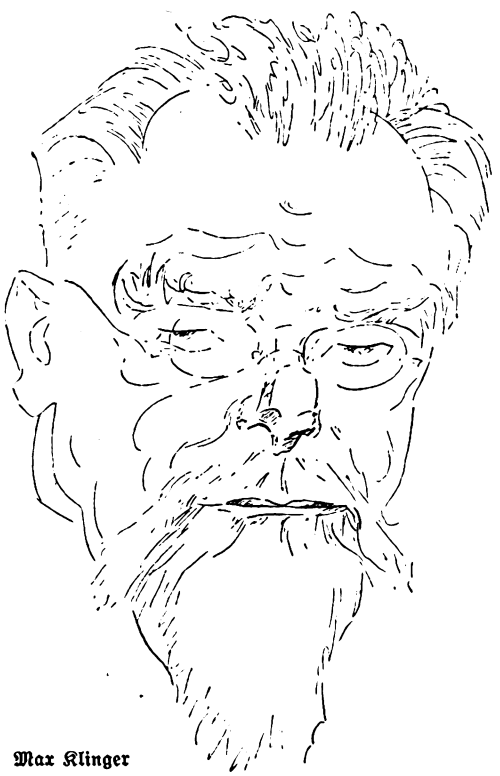
„Ob ich Sie verstehe?" fragt er mit Lächeln zurück.

In diesem Moment schiebt sich das importante Papageiengesicht der Annette zwischen uns, und sie zischelt mir ins Ohr: „'s ist wieder der Falsche, Grete!"

Seidewürschtle und Zwetschgenwasser

Max Klinger

In Stuttgart war eine Konkurrenz für neue deutsche Briefmarken, und zu den Schiedsrichtern wurde als lyrischer Mitläufer und Ehrengast auch ich eingeladen. Zwischen den kühnen Architekturschwängen der kühlen Steinhalle des Kunstgewerbemuseums stand ich der würdigen Jury zuerst gegenüber.



Max Klinger

Aus dem korrekt gestimmten, grauen Trupp ragte eine veritable Fabelgestalt hervor, um die es leuchtete, als wär' über ihr allein ein Stückchen immer-blauen, klassischen Himmels ausgespannt.

Mein Vater hatte eine alte Mythologie aus der Barockzeit, wo die Götter, Halbgötter und Naturgeister des klassischen Altertums im Geschmack des 17. Jahrhunderts gestochen waren. Aus diesem Buch schien er mir entsprungen.

Man wußte nicht, ist er alt oder jung. Alt war man versucht zu glauben, wenn man seine Nase anschaute, die wie ein sturmgeprüftes Schiff war, jung aber, wenn man den kühn gehobenen, herrlich gebogenen, breiten, glatten, roten Nacken sah, an den sich ein ziseliertes Flies glänzender, fuchsroter Löckchen in gleichmäßiger Linie ziemlich hoch ansetzte und über den Kopf hinauf dann immer größer und freier werdend, fortflammte.

Ja, das war einmal ein Wesen aus einer anderen Welt, ganz und gar. Und ich konnte das Bild des Zentauren, der in den Räumen des 20. Jahrhunderts verdammt viel Platz brauchte und dessen Hufe lärmten und klirrten, wenn sein Angesicht und seine mächtigen Schultern auch sonst ganz ruhig verharrten, nicht loswerden. Die Jurysitzung des ersten Tags verlief programmgemäß, Hunderte von Entwürfen lagen zur Begutachtung da, und die Herren arbeiteten streng und konzentriert.

Klinger wohnte im Hotel Marquardt wie wir. Der Teufel führte uns in aller Früh des nächsten Tages schon in der Halle zusammen. Und da gab's kein Halten. Der Zentaur, der Satyr und die Dryade zogen unverzüglich in die anmutenden, alten Gassen Stuttgarts hinaus, zu dem entzückenden Marstall und den weitläufigen Anlagen des königlichen Schlosses, zur Uhlandapotheke und hierhin und dorthin.

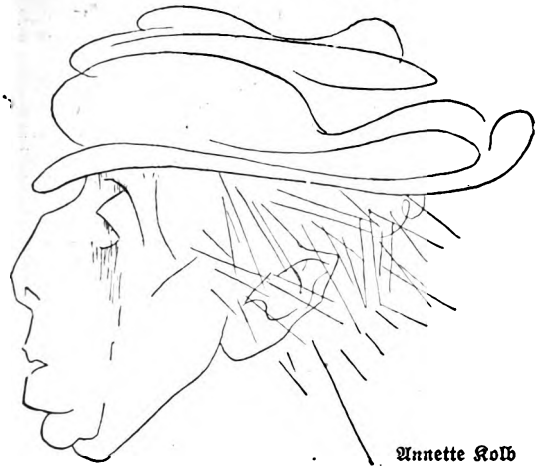
Bis wieder der Teufel ihnen in einem finsteren Gäßele an einer verdächtigen Wirtshaustür ein Schild in die Augen stechen ließ: Seidewürschtle und Zwetschgenwasser.— Da war's um sie geschehen.

Die herrlichen Hufe klirrten über das ausgetretene Trepple hinauf und in das gemütlich-düstere Schwabewirtshäusle hinein — und da drin verlebten wir bei diesem Nektar und Ambrosia eine wahrhafte Götterstunde. In der der wundervolle Zentaur nun auch wirklich von diesen ewig überblauten Gefilden erzählte, die ich um ihn glühen fühlte und in der alle Herrlichkeit der Kunst und Phantasie das enge, alte Stüble erfüllte.

Seidewürschtle und Zwetschgenwasser — Nektar und Ambrosia — Aber die Jury? Himmel!

Die Herren Kollegen dürften wohl eine gestreckte Stunde gewartet haben und waren just nicht zum Besten aufgelegt, als das

Digitized by Google



Annette Kolb

olympische Trio endlich weinlaub- oder eher zwetschgenlaubbekränzt in seiner Götterlaune aus diesem Stuttgarter Elysium dahergeschwankt kam und anstatt der ewigen Schnitter und Ähren und Hämmer und Ambosse und kunstgewerblichen Schnörkel einer kunstlosen Zeit nichts anderes mehr sehen konnte als seinen unendlichen, unvergänglichen Olymp.

Bei Emanuel von Seidl in Murnau

Er war ein echter Hauswirt, und es war ihm erst so recht von Herzen wohl, wenn er umgeben war von einer Schar fröhlich genießender Menschen. — Freilich mußte an jedem etwas dran sein, und kein einziger, der beim Grafen von Hechendorf, wie sie ihn nannten, aus- und einging, hatte nicht seinen heimlichen oder öffentlichen Lorbeerzweig irgendwo aufstecken.

Er war aber auch ein Meister in der Zusammenstellung seiner Hausgesellschaften, und schon die Einladungen, mit einer Liste versehen, wen man nun am liebsten zu treffen wünschte, brachten einen in erwartungsvolle, frohe Laune. Das waren noch die schönen Zeiten, als der Zug im Nu in Murnau draußen war.

Am Bahnhof stand der Emi, sonnverbrannt und krummbeinig, halb Herr und halb Bauer, und streckte einem herzlich die Hände entgegen.

Dann ging's durch seine Spielzeugschachtel Murnau, wo jedes Haus nach seinen Angaben auf eine andre, kühne Weise im grellen Geschmack der bäuerlichen Kunstübung angestrichen war und teils sogar mit Figuren und Ornamenten bemalt. Da leuchtete ein riesiges Bräu in ungeschwächtestem Schweinfurtergrün, oder eine Metzgerei vielleicht blutig rot, die Post knallgelb und ein anderes Haus wieder rosenrot und himmelblau.

Wie das alles die goldene Heiterkeit, die den Emi umgab, noch so mächtig hob. Darüber war dann eine Himmelsglocke ausgespannt, Emis Farbenmut noch bei weitem übertrumpfend.

Sein Haus lag am Ende des Dorfes mit der weiten Aussicht über die liebliche Moorlandschaft zu den Gebirgen hin. Auf einem geschwungenen Wiesenhügel von wunderbarem Baumwuchs schön umstanden. Da war aber auch jeder Baum, gleich den Freunden des Hausherrn, ein ganz auserlesenes Exemplar.

In dem ganzen riesigen Garten stand wohl nicht ein Baum, der nicht genau begründet just am einzig für ihn bestimmten Platze wuchs.

Emi selbst und sein Freund Hengeler arbeiteten manchen Tag im Schweiße ihres Angesichtes mit Axt und Baumschere und hatten lange und heftige Auseinandersetzungen, ob dieses Ästchen oder jenes stehen bleiben solle oder fallen müsse.

Das freundliche, weiße Sommerhaus lag wie hingeweht auf diesem Hügel da.

Breite, helle Kieswege liefen drum herum und führten zu phantastischen Anlagen, von denen mir hauptsächlich zwei große, goldene Hirsche in Erinnerung sind und eine gar wonnige Rosenlaube.

Die Terrasse war von mächtigen Lindenkronen überschattet. Zu ihrer Blütezeit führten da die Bienen einen wahren Choral auf, als erhöbe die Linde selbst ihre grüne Stimme, um mit zu musizieren bei dem unvergleichlichen Freundschaftskonzert, das da

Emanuel von Seidl

Digitized by Google

unter ihren Zweigen ſtattfand. — Da ſaß man um den reichgedeckten Tiſch, auf dem die rundlichen Sonnenlichter leiſe ſpielten, die durch das Laub auf den ſchimmernden Damaſt des Tiſchtuchs fielen.

Wenn wir beim angeſchlagenen Bilde bleiben, ſo wäre es Emi, der den Taktſtock bei dieſem imaginären Konzert führte, die erſte Violine ſpielte etwa der lebhafte Behn, in langen Fugen das Thema der Kunſt erſchöpfend, oder der ſtilvolle Diez, mit ſeinem holzgeſchnitzten, ehrlichen Geſicht, nur manchmal ein paar kurze Noten loslaſſend, die aber in ihrem Ernſt und ihrer Trockenheit den Nagel jedesmal auf den Kopf trafen.

Das große, tief brummende Fagott wäre der Hengeler, und es ſpielte wunderſame Weiſen, wie Hirtenlieder aus dem grünen Allgäu anmutend, und ein inniges Heimverlangen nach den trauten, krummen Gaſſen einer kleinen Vaterſtadt und den ſtillen, harmlos-lieben Menſchen drin erweckend.

Dann käme das dunkle, ſüß-tönende Cello, das ſeine Saiten von alten Kirchengeſängen aus dem Cinquecento erklingen ließe, und das wäre der dicke, kunſtſinnige Profeſſor Amann, mit den wahrhaft veilchenblauen Blicken aus dem blaſſen Geſicht und den begnadeten Doktorhänden, die ſchon ſoviel unendlichen Segen geſpendet und ſo manches teure Leben gerettet haben.

Wenn ich aber ſagen ſollte, was wohl der Franz von Stuck für ein Inſtrument in dieſem Freundſchaftskonzert geweſen ſein könnte, dann komm' ich in Verlegenheit.

Denn er ſaß da, wie eine Welt für ſich in all dem munteren, bewegten Treiben. Und wenn er auch die wenigſten Worte ſprach, ſo dominierten ſeine großen, dunklen Augen doch die ganze Geſellſchaft mit ſchier geheimnisvoller Gewalt.

Unvergeßlich ſind mir, wie wir einmal alle zuſammen im Staffelſee ſchwammen, dieſe Augen, in ihrer ruhigen, majeſtätiſchen Starrheit über die grüne Flut hinſchauend, als gehörten ſie einem Nix, aus unergründlichen, ſtillen Tiefen aufgeſtiegen.

Amann hingegen ſchwamm wie eine fröhliche Fettblaſe auf der beſonnten Oberfläche herum.

Wenn der Tag vorüber war und man noch immer oder ſchon wieder unter den herrlichen Linden ſaß, wo nun unzählige Glühwürmchen die Bienen abgelöſt hatten, und mit den Sternen, die durchs Gezweige ſchauten, um die Wette funkelten, dann wurden vor den Profeſſor Amann zwei rieſige, weißbauchige, Vertrauen erweckende Kannen hingeſtellt, aus denen er ſein tägliches Schlummergetränk, eine Mixtur von Kamillen- und Pfefferminztee, braute. Und es ſah ſo köſtlich aus, dunkelgolden in der goldgeränderten Taſſe, daß ſich alle mehr oder weniger davon verlocken ließen und mit mehr oder weniger Todesverachtung dem Freund bei dieſem verdammt harmloſen Schlummertrunk Geſellſchaft leiſteten.

Dann zog man ſich zurück in die wunderbar bequemen Zimmer, wo auf allen Tiſchen Schalen mit Blumen ſtanden und jeder perſönlichen Laune auf das feinſinnigſte Rechnung getragen war; um am nächſten Morgen zu einem neuen dieſer genußreichen, unvergeßlichen Murnauer Freundſchaftstage im Hauſe Meiſter Emis zu erwachen.

Franz von Stuck

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Jakob Schaffner: Brüder (Stuttgart 1926) — Carl Bulcke: Die arme Betty (Berlin 1925) — Georg Hirschfeld: Der Mann im Morgendämmer (Leipzig 1925) — Karl Müller-Rastatt: Kampf mit dem Schatten (Bremen 1925) — Adolf Paul: Frau Sybrecht und die Hühnerdiebe (München 1925)

Von den Absichten der deutschen Romanschriftsteller unserer Zeit heißt es 1. Mose 11: „Wohlauf, laßt uns einen Turm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen.“ Dabei wird, wie die Eingeweihten wissen, nicht einmal die Mehrzahl der von Kärrnern herangeschleiften Romane zu Bausteinen verwendet, d. h. gedruckt; zahllos ist das Material, das unbenutzt herumliegt, oder vielmehr von Redaktion zu Redaktion wandert und sogar in der Privatwohnung des „Rezensenten“ beglückend sich anhäuft*).

Und selbst unter den gedruckten Erzählungen überwiegt die Spreu so stark, daß unser Bestreben: vorwiegend solche Bücher anzuzeigen, die, über den reinen Unterhaltungszweck hinaus, etwas geben, das im Leser nachklingt — trotz unablässigem Suchen nach neuen Könnern doch immer wieder dazu zwingt, bekannte Namen zu nennen. So etwa Jakob Schaffner. Er gehört zu den Besten, die in den Spuren Gottfried Kellers wandeln, und auch sein gehaltvolles Buch Brüder stellt diese Tatsache wieder unter klare Tagessonne. An dieser Stelle sagte ich vor sieben Jahren einmal von Schaffner: „Seine Hauptgestalten sind in der Mehrzahl Hungerpastoren“ (nach Wilhelm Raabe), „deren Sehnsucht weit über Werkeltag und Umwelt hinauswächst.“ Auch die „Helden“ der beiden Erzählungen im vorliegenden Band sind solche ungelösten und zwieseeligen Naturen. Vor allem gilt das von Gottlieb Faberle, dem „Schulmeister von Gagern“, der angeklagt ist, sein Haus angezündet zu haben, und deswegen einen schweren Stand vor Gericht hat. Merkwürdig genug ist ja die Geschichte. Kurz bevor das Gewitter heraufzog, ist das Mädchen noch zum Kaufmann gegangen und hat eine große Kanne Petroleum geholt. Bald darauf hat ein Hauptzeuge gesehen, wie der Lehrer und seine Frau auf dem Heuboden mit Licht hantiert haben und auch sonst allerhand Verdächtiges. Bald darauf brennt das Anwesen des Lehrers nieder und — die Lehrersleute selber sind fort. Erst als das Haus niedergebrannt ist, kehren sie, durchnäßt vom Regen und zerzaust vom Sturm, zurück und stehen verstört an der Brandstelle. Seltsam auch, daß ihr langjähriger Freund, der Kunstmaler Frühauf, dem böser Leumund intime Beziehungen zur Lehrerfrau nachsagt — und der Pläne für einen Neubau des Lehrerhauses entworfen hat, seit dem Brande spurlos verschwunden und trotz aller Nachforschungen nicht zu finden ist. So steht die Sache schlimm genug für das Lehrerpaar, zumal alle Bauern, die seine Gutmütigkeit benutzt haben, um ihn ohne Schuldschein anzupumpen (was sie jetzt ableugnen), ungünstig gegen ihn aussagen. Da gelingt es dem Verteidiger, Frühauf zu benachrichtigen, wie die Sache für die Lehrersleute steht, und er erscheint als Zeuge. Was er aussagt, würde beinahe hinreichen, die Angeklagten zu entlasten, wenn nicht — dies der Höhepunkt der Verhandlung — bei der Untersuchung seines Verhältnisses zur Lehrerfrau eine überraschende Wendung ihn als Zeugen in zweifelhaftes Licht gerückt hätte. Nachdem er nämlich zugegeben, daß zwischen ihm und der Lehrerfrau kurz vor dem Brande ein heikles und für die Ehre der Frau nahezu gefährliches Beisammensein stattgefunden, macht der Staatsanwalt die Mitteilung, bei einem Ohnmachtsanfall, den die Frau heute gehabt, sei ärztlicherseits festgestellt worden, daß sie — nach zehnjähriger unfruchtbarer Ehe — seit vier Monaten guter Hoffnung ist. Aber weit entfernt davon, daß diese Tatsache die Frau und den Maler belastet, öffnet sie plötzlich, nach einer bewegten Darstellung des Lehrers, den Richtern und Laien die Augen und gibt ihnen Einblick in das wundervolle Idyll und Wunder einer nach zehnjähriger Ehe durch die Macht des Unglücks erneuten und befestigten Liebe.

Wunderbar, wie aus der nüchtern und wirklichkeitstreu geführten Verhandlung nicht nur mächtige Seelenkonflikte blitzschnell hervorbrechen, wie auch die bäuerliche Umwelt und die einzelnen Gestalten mit peinlichster Genauigkeit dem Leben abgehorcht sind. Kurzum ein vollendetes Meisterwerk,

*) Ich muß bei dieser Gelegenheit endlich einmal — auch im Interesse unserer schriftstellernden Leser — am Rande bemerken, daß es keinen Zweck hat, an mich persönlich handschriftliche Erzählungen und Gedichte zu senden. Die Kraft eines einzelnen reicht kaum aus, die Riesenmenge des vom Buchhandel übermittelten Lesestoffs zu sichten und zu beurteilen. Daneben noch Manuskripte zu prüfen, oder gar unterzubringen — auch das wird manchmal verlangt! — ist ein Ding der Unmöglichkeit, und ich kann zu meinem Bedauern fernerhin keine Gewähr für unverlangt bei mir einlaufende Handschriften übernehmen. K. Str.

Digitized by Google

an dem man vielleicht nur die Zeichnung der Bauern, die ausnahmelos Schufte sind, summarisch als zu düster und gallig empfinden wird. Aber es mag ja solche Dörfer geben...

Daß die zweite Erzählung „Das verkaufte Seelenheil" diese Höhe einer wahrhaften Meisternovelle nicht erreicht, liegt am Stoff. Die seelische Linie läuft hier am Schicksal eines einzelnen schlicht geradeaus. Der junge mittellose Fabrikzeichner Gideon Beisser kommt eines Tages mit einem Scheck auf zehntausend Mark aus dem Hause eines pensionierten Professors der Anatomie, über den allerhand sonderbare Gerüchte umgehen. Wie sich im Lauf der Erzählung herausstellt, hat sich Gideon gegen diese Summe nach einer Reihe von Jahren dem Anatomen verschrieben. Wozu, wird nicht ausdrücklich gesagt, aber man ahnt, daß es dann mit ihm zu Ende sein wird. Mit diesem Scheck als heimlichem Motor tritt nun Gideon eine abenteuerliche Lebensreise an, die mit allen ihren Kurven und Stationen hier zu verfolgen, dem Gesetz räumlicher Beziehungen, das auch für eine spaltenmäßig abgegrenzte Arbeit besteht, ein Schnippchen schlagen hieße. Genug, daß er nach einer Reihe von buntscheckigen Erlebnissen schließlich nahe der Ostsee einen Bauerhof und ein Weib findet, und da durch den inzwischen eingetretenen Tod jenes Anatomen alle seine geheimen Ängste vor der eingegangenen Verpflichtung hinfällig werden, so sitzt er sicher und wohlgemut auf seiner Scholle, „ist fruchtbar und mehrt alles, was unter seine Hände kommt". Mit feiner Nachdenklichkeit gibt der Dichter am Schluß die Moral seiner Geschichte: das Leben habe so wieder einmal über den Tod, der Sinn über den Unsinn gesiegt, aber es sei dazu nicht wenig Zähigkeit und Demut in der Ertragung von Gewissensängsten nötig gewesen.

Erstaunlich: wie der geborene Schweizer hier die Bauernwelt nahe der Ostsee mit sorglicher Beobachtung und sichtlicher Liebe zu zeichnen, nein zu malen weiß, denn in lebendigen Farben leuchtet die ganze Schilderung. Der wahre Dichter findet eben in der Natur überall seine Heimat, wie der große Landsmann und das Vorbild Schaffners, Gottfried Keller, in seinen Gedichten aus der Mark Brandenburg beweist.

Grundverschieden vom Wesen eines Schaffner und doch meilenweit entfernt von dessen Gegensatz: jenen als Modegrößen ausposaunten Hirnarbeitern, deren Figuren ganz auf verstandesmäßige Nervenreizung berechnet sind, ist Carl Bulcke. Er hat jetzt, wie der Verlag mit Recht sagt, den lange von ihm erwarteten humoristischen Roman geschrieben und nennt ihn Die arme Betty. Es ist die Geschichte einer jungen Frau, die man, zumal in der Großstadt, zur Genüge kennt, bald ist sie uns in dieser, bald in jener Gestalt begegnet, freilich in dieser Reinkultur nicht gerade oft. Das macht eben Carl Bulckes psychologische Unbeirrtheit und Kühnheit in diesem Werk aus (in dem ich den Gipfelpunkt seines bisherigen Schaffens sehe), daß er alle Eigenschaften, die bei einem so hemmungslosen Weibchen verblüffend oder belustigend hervorstechen, vereint und dabei doch einen wirklichen Menschen schafft, an dem jeder einzelne Zug „sitzt".

Richtig gesehen ist es schon, daß Betty aus der „Provinz" kommt, — womit nichts gegen die Provinz als solche gesagt sein soll, es handelt sich hier nur um eine Art moralischen Klimawechsels. Hatte Betty doch überdies schon in Stettin als Schulmädchen von 16 Jahren mit einem Regierungsreferendar ihr erstes Liebesverhältnis gehabt, das keineswegs in einigen Küssen seinen Höhepunkt fand. Betty erinnerte sich später, als sie in Berlin den Dr. Kaschke aus Magdeburg, einen sehr gelehrten Bakteriologen geheiratet, noch jeder Einzelheit, wie sie alle Liebe als eine — Fügung hingenommen . . . Diese Fügung bleibt ihr treu, ganz besonders, als sie mit dem trockenen Pedanten Dr. Kaschke in langweiliger Ehe lebt. Schließlich kommt selbst dieser Arglose dahinter, wie reich seine „arme Betty" an Liebe ist. Kaum fühlt er ein paar armdicke Hörner auf seinem Kopf, da beginnt er auch schon wie ein Stier zu rasen, er wirft sein Puttchen aus dem Hause, strengt die Scheidungsklage an und sucht so emsig nach Zeugen, wie sonst nach Bakterien. Die arme Betty drückt sich in schmierigen Pensionen herum, wird von üblen Liebhabern verfolgt, endlich, als die Scheidung ausgesprochen und sie für die Schuldige erklärt wird, hebt sie einen kleinen Teil ihres beträchtlichen mütterlichen Vermögens ab, und fährt nach Dresden zur Erholungskur in den Weißen Hirsch. Das heißt: sie hat die Absicht, dorthin zu fahren, aber als sie auf dem Bahnhof ein Plakat mit dem Wort Nizza sieht, hat sie auch schon eine Schlafwagenkarte erster Klasse nach Nizza genommen, die arme Betty.

Nizza ist natürlich nur die Schwelle zu Monte Carlo, wo die arme Betty mit kluger Mäßigung und ungeheurem Glück spielt. Nebenbei, oder vielmehr in der Hauptsache, spielt sie aber jetzt die internationale Courtisane großen Stils, alles mit Takt und einer gewissen Zurückhaltung, wie ein großes Kind, das sein Schicksal als „Fügung" nimmt. Währenddessen wird Dr. Kaschke ein großes Tier, er hat endlich den Bazillus Gamma entdeckt, der ihn berühmt macht, sogar den Nobelpreis erhält er. Und als nun Bettys Vormund rechtzeitig gegen das Scheidungsurteil Berufung eingelegt hat, zieht Fritz großmütig seine Klage zurück. Er will alles vergessen, will sie wieder als Frau zu sich nehmen — sie aber gibt ihm den Laufpaß, sie hat auf anderem Felde ihren Nobelpreis gewonnen, die arme Betty, und vielleicht beurteilt sie — wenn auch ohne das

Digitized by Google

Goethesche Gedicht zu kennen — ihre Lage mit den Versen der Indischen Legende:

„Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht,
Lebst du doch als Bajadere
Und so hast du keine Pflicht."

Eine ziemlich abgedroschene Geschichte, nicht wahr? Alltäglich, leer, abgeschmackt, schon hundertmal in Romanen, auf der Bühne und nicht zuletzt im Leben dagewesen. Gewiß. Aber gerade in einem abgetragenen Gewande so zu schreiten, sich so zu bewegen, daß der Blick des Zusehers gefesselt bleibt, dünkt mich ein feiner Ruhm. Auf das Wie, nicht auf das Was kommt es an. Bulcke hat in seiner Armen Betty eine Gestalt geschaffen, die fortan zur Kennzeichnung eines Typus weiterleben wird, wie Flauberts „Madame Bovary". Der Vergleich liegt auf der Hand. Auch Emma ist an einen Philister verheiratet, auch mit ihr geht es immerfort bergab, auch dort sind die Provinzfiguren mit feiner Ironie gezeichnet und die Reihe der Liebhaber hat kein Ende. Indessen kann von einer Nachahmung keine Rede sein, auch wenn Bulcke den Flaubertschen Roman gelesen hätte, was, wie er mir gelegentlich sagte, zufällig nicht der Fall ist. Während Flaubert das Kunstwerk in der Form sieht, sieht es Bulcke in der Eigentümlichkeit des Innenlebens seiner Betty, während Flaubert das lächelnde Verstehen, die Liebe, die heitere Unbefangenheit, der Humor seiner Hauptgestalt gegenüber ganz abhanden kommt (nicht so bei Nebenfiguren, wie dem Apotheker Homais), bekundet Bulcke diese Eigenschaften in erfreulichstem Maße; während Flaubert an jeder Seite tagelang feilt und nach Saint-Beuves Wort schon „zuviel Stil" hat, schreibt Bulcke — zwar keinen schlechten Stil, aber — salopp, als Plauderer, gleichsam ohne Weste, im bunten Sommerhemde. Mit einem Wort: Flaubert hat sich überlebt, Bulcke scheint als Erzähler neugeboren. Versuchen wir kurz eine Skizzierung dieses weiblichen Charakters, der sich darein ergibt: „Vergeßlich bin ich, es ist nicht zu sagen, wie vergeßlich ich bin. Aber dagegen ist nichts zu machen." — „Es kommt alles, ohne daß ich es will. Ich tue das meiste, ohne daß ich es will."

Am vergnügtesten ist sie immer in heller Morgensonne. Als sie einmal in große Gefahr gerät, hat sie keinen Augenblick Angst: „Ich weiß, daß gegen meinen Willen nichts passieren kann. Ich bin ganz wehrlos, deshalb geschieht mir nichts. Die Menschen, denen ich im Leben begegnet bin, sind alle freundlich zu mir gewesen." Sie hat einmal als Kind darüber nachgedacht: „Auf einer großen Wiese wächst zwischen vielen vielen Halmen und Gräsern eine kleine Blume. Sie ist behütet, weil sie klein ist. Sie kann sich nicht vorstellen, daß der Himmel auf diese kleine Blume mit Blitzen schießen wird."

So hat der alte Arzt, der diese Erzählung gerührt mit anhört, im Grunde recht, wenn er dieser „kleinen Blume" zum Schluß wünscht, sie möge so schön bleiben wie sie ist, in der „Reinheit des Herzens, dem Gleichmut der Seele, der Anmut des Geistes".

In der Charakterzeichnung der Betty liegt, wie aus diesen kleinen Proben schon erhellt, der Wert des Romans. Daß ein solcher Vorwurf zu Schilderungen führt, die es nicht rätlich erscheinen lassen, das Buch als Konfirmationsgeschenk für Backfische auszuwählen, braucht nicht betont zu werden, wohl aber die mustergültige Art, in der Bulcke gerade diese Stellen behandelt. Er ist nirgends ängstlich und prüde, aber auch nirgends lüstern. Wenn irgendwo, so ist Bulcke hier der vornehme und überlegene Weltmann im deutschen Schrifttum der Zeit.

*

Von Georg Hirschfeld habe ich — ein Zufall will's — seit längerer Zeit nichts gelesen. Da bekam ich denn einen kleinen Schreck, als ich in seinem neuen Roman Der Mann im Morgendämmer auf den ersten Seiten genau die naturalistische Darstellungsart und den treu-berlinischen Jargon der Gespräche fand, wie sie in den neunziger Jahren üblich waren. Aber ich wurde bald sehr angenehm enttäuscht. Es ist wahr: Hirschfeld läßt den Helden dieses Romans, Erich Wendeborn, durchweg in dem anfechtbaren Deutsch eines ungebildeten Berliners sprechen, aber nur weil er aus einer Arbeiterfamilie stammt und selber Fabrikarbeiter ist. Im übrigen weht in diesem Buch die Luft unserer Zeit, nur erheblich reiner als in Wirklichkeit. Die ganze Verworrenheit und der fast hoffnungslose politische Parteizwist der Gegenwart dient als Hintergrund für die klare Zeichnung der Hauptgestalten, die aus den gegensätzlichen Lagern und sozialen Schichten hervortreten. Erichs Bruder, im Kriege Invalide geworden, ist Kommunist hetzerischster Abart, sein Kriegskamerad, Bruder seiner späteren Frau, dagegen Führer des nationalen Arbeiterbundes, Erich selbst, obwohl er sich der beruflichen Organisation nicht entzieht, gehört keiner Partei an und würde wohl den Standpunkt des Dichters vertreten, wenn der nicht noch einen anderen und höherstehenden Gesinnungsfreund in dieser Geschichte hätte, das ist Gabriel Vollandt, der feingebildete und humane Sohn des mächtigen Fabrikherrn. Hirschfeld hat hier augenscheinlich nach einem Vorbild gearbeitet, immerhin nicht so deutlich, daß man von einem Porträt sprechen könnte, zumal sein Vater, der alte Vollandt, ein ganz anderer ist: ein Großindustrieller mit cäsarischen Eigenschaften, ein Mann der Gewalt, aber auch der völligen Hingabe an sein Werk, vorbildlich an Fleiß und persönlicher Einfachheit, starr in seinen Anschauungen. Es

Digitized by Google

entspricht Gabriels weicherer und feinerer Natur, die er von der Mutter geerbt hat, daß er sozial zunächst auf seiten der Arbeiter steht. Aber Studienreisen im Ausland und eigene Erfahrungen belehren ihn schließlich, daß diese Fragen nicht so einfach sind, wie sein jugendlicher Idealismus sie ihm erscheinen ließ. So wäre er wohl der rechte Mann, der mit weitem Blick und warmem Herzen den rechten Weg zu finden wüßte in den Wirrnissen der Zeit, da rafft ihn mitten in seiner Aufgabe ein Attentat der Kommunisten — Erichs Bruder ist einer der Hauptanstifter, der sich dann selber richtet — früh dahin. Erich aber, der trotz ihres Bildungsunterschiedes sein Freund war und ihn ganz verstand, der es auch schon zum Werkmeister gebracht hatte, ist nun der Erbe seiner Ideen, die zur Versöhnung des Volkes und zum Gedeihen des Werkes führen sollen. In einem letzten Brief, der wie ein Testament klingt, schreibt ihm Gabriel: „Mir wird leichter, indem ich dies niederschreibe. Ich sehe euch Arbeiter in langen, lichten Zügen, endlich aufrecht und heiter, hellen Blickes. Menschen sind es, die zu ihrer Bestimmung zurückkehren. Und Sie gehen ihnen voraus."

Man erkennt die Grundmelodie des Romans. Seine Idee ist aus Schmerz und Sehnsucht geboren, möchte helfen und raten und retten. Der Roman sucht, unparteiisch im höchsten Sinne, den Weg aus dem Dunkel zu lichter Straße, er gehört zum Besten, was Georg Hirschfeld geschrieben hat. In seinem ethischen Grundton erinnert er an die Frühwerke dieses Poeten: „Dämon Kleist", „Agnes Jordan" und besonders „Die Mütter", mit ihrem reinen Gefühl, ihrer tiefen Sehnsucht nach allem, was gut und anständig ist.

Eine nicht alltägliche Frage auf erotischem Gebiet behandelt Carl Müller-Rastatt in seinem Roman: Kampf mit dem Schatten. Der Hamburger Rechtsanwalt Fritz Wendler steht am offenen Grabe seiner schönen Frau Aurelie. Er hat sie sehr geliebt und nervös zuckt er bei jedem dumpfen Aufschlag der Erde auf den Sarg zusammen. Aber als die Beileidskundgebungen vorüber sind und die Trauerversammlung sich endlich entfernt hat, fühlt er, zu seinem eigenen Erstaunen, eine große Erleichterung. Beinahe heftig lehnt er die Einladung seiner Schwägerin, den Abend in ihrem Hause zu verbringen, ab. Er will allein sein. Fragt er sich ernstlich nach seinem Gefühl in dieser Stunde, so ist es nur Mitleid mit der Hingegangenen, nicht Schmerz und Trauer. Und doch hat er sie wirklich geliebt! Er hat sogar ganz unter ihrem Banne gestanden, viele Jahre lang. Und dennoch konnte ihn die Ehe nicht befriedigen, Aurelie war immer kalt wie eine Statue ... Alle seine Bemühungen, ihre Temperatur zu steigern, waren vergeblich, sie erzeugten schließlich in ihm ein Vakuum, eine dumpfe, mystische Erwartung, an der auch — der Tod der geliebten Frau nichts änderte. Denn er hatte keineswegs mit anderen Frauen angebändelt, unter der Schwelle seines Bewußtseins bleiben verdrängte Gefühle. So kommt es, daß er auch nach ihrem Tode noch immer sich von ihr wie von einer dämonischen Macht beherrscht fühlt. Und als er nun eine neue Liebe findet — ein herrliches Weib, das ihm ganz hingegeben ist — da wirkt jene Dämonie noch immer nach, sein Triebleben steht noch unter dem Bann der Toten und in furchtbaren Träumen, in nächtlichen Gesichten kämpft er mit ihrem Schatten. Der Mann wird ernstlich gemütskrank und die Ärzte geben schon die Hoffnung auf, als endlich eine Katastrophe, bei der sich die Pistole entlädt und sein junges Weib verwundet, zur Krisis und damit zur Heilung führt.

Der Verfasser hat das schwierige Problem, so zweifelhaft es ursprünglich in manchem anmutet, mit Geist und eindringender Seelenkunde behandelt, so daß man, durchweg gefesselt, ihm schließlich zustimmt. Man folgt um so williger, als er in der Zeichnung des Hintergrundes und der Umwelt höchst anziehende Bilder, besonders der Alsterstadt und ihres gesellschaftlichen Lebens gibt, wie man das von Carl Müller-Rastatt auch nicht anders erwarteen kann.

Adolf Paul bringt wieder ein launiges, geschichtliches Kuriosum in seiner Erzählung: Frau Sybrecht und die Hühnerdiebe. Sie spielt im Jahre 1815 bei Kassel. Man findet einen reichen, fremden Kaufmann in der Forst erschlagen und der Kriminalrichter, ein Lebenskünstler, der Mozart und guten Pfalzwein liebt, hat drei arme Hühnerdiebe eingelocht, denen er ernstlich als Mördern den Prozeß machen will. Da nimmt sich die energische Frau Wirtin Sybrecht, berühmt wegen ihrer vortrefflichen Aalsuppe, des Falles an und bringt die hohe Kriminalweisheit gleichsam mit Rippenstößen auf die rechte Spur. „Gottes Donner!" ruft der Kriminalrichter, schiebt seinen Stuhl zurück und faßt sie ins Auge. „Ein Teufelsweib ist Sie! Dreist ist Sie! Unverschämt wie ich noch keine sah! Aber Sie gefällt mir! Hier meine Hand! Und dann wollen wir sehen, was zu tun ist!" An dieser kräftigen Weiberfaust kommt dann der Mozartfreund bald auf die richtige Fährte. Paul nennt seine Erzählung bescheiden eine Kriminalgroteske. Aber der Humor des Büchleins, die Menschenbeobachtung und der zum Nachdenken stimmende Ausklang — aus den Zuständen der Nachkriegszeit hergeleitet —, heben es darüber hinaus.

* * *

Digitized by Google

Der Siegeszug des Luftschiffes. Von O. Baschin

Unserem Jahrhundert wird für alle Zeit der Ruhm zufallen, daß in ihm die Menschheit sich von ihrer Erdgebundenheit frei gemacht und jene Hindernisse, welche die Oberfläche unseres Planeten dem Verkehr entgegensetzt, durch dessen Verlegung in die Freiheit der Lüfte überwunden hat. Kein anderer technischer Fortschritt vermochte bisher in gleichem Maße seiner Epoche den Stempel einer Umwälzung von weltgeschichtlicher Bedeutung aufzuprägen, als die Bezwingung des Luftraums.

Luftballon, Luftschiff und Flugzeug sind die drei Hauptvertreter der Luftfahrzeuge, von denen die beiden letzteren gegenwärtig in einem Kampf um den Vorrang begriffen sind. Wenn auch vielleicht dem Flugzeug die Zukunft gehört, so liegt diese doch noch vorläufig in weiter Ferne, denn es ist eine grundsätzliche Änderung der bisherigen Antriebsmittel erforderlich, um diejenige Zuverlässigkeit und Sicherheit zu erzielen, die man von einem modernen Personen-Transportmittel verlangen muß.

In dieser Beziehung marschiert das Luftschiff gegenwärtig an der Spitze, und seine Entwicklung bedeutet einen Triumph der deutschen Technik. Insbesondere sind die Verdienste des Grafen Ferdinand von Zeppelin gar nicht hoch genug anzuschlagen, denn ohne seine Energie und Beharrlichkeit wären die Widerstände wohl kaum überwunden worden, die sich anfangs gegen das System seines Starrluftschiffes geltend machten. Selbst maßgebende militärische Kreise haben damals sowohl die Leistungsfähigkeit als auch die Entwicklungsmöglichkeiten des Zeppelin-Luftschiffs erheblich unterschätzt, und sein Sieg ist durch harte Kämpfe erkauft worden.

Aber nicht von diesen Kämpfen um die Anerkennung, sondern von den technischen Fortschritten, die im Laufe eines Vierteljahrhunderts erzielt wurden, handelt das Buch des Direktors Dr. L. Dürr „25 Jahre Zeppelin-Luftschiffbau“ (Berlin), das bestimmt ist, den Laien über die Einzelheiten jenes Meisterwerkes der Technik zu orientieren, den ein modernes Zeppelin-Luftschiff heute darstellt. In schlichten Worten, ohne Ruhmredigkeit, vielmehr in rein sachlicher Weise wird eine Beschreibung des letzten Amerika-Luftschiffes L. Z. 126, das jetzt in den Vereinigten Staaten den Namen „Los Angeles“ führt, gegeben. Mit diesem 200 Meter langen, 70 000 Kubikmeter Gas fassenden Schiff hat der Luftschiffbau-Zeppelin eine Glanzleistung vollbracht, die eine erste Entwicklungsperiode abschließt, welche von den Anfangsversuchen bis zur Vollendung eines Musterschiffes reicht, dessen Leistungsfähigkeit für Ozeandurchquerungen selbst unter schwierigen Witterungsverhältnissen durch seinen Amerikaflug im Oktober 1924 bewiesen worden ist. Mit Staunen und Bewunderung nehmen wir Kenntnis von den durch zahlreiche prächtige Abbildungen veranschaulichten Konstruktions-Einzelheiten des kunstvollen Aluminiumgerippes, in dessen Inneren die mit Gas gefüllten Zellen Platz finden, die aus sogenannter Stoffhaut, einem mit Darmhäuten beklebten leichten Baumwollgewebe, hergestellt sind. Ihre Form ist derart, daß sie in prallem Zustande den ihnen zur Verfügung stehenden Gerippe-raum ganz ausfüllen. Möglichste Undurchlässigkeit für Gas ist die einzige Anforderung, welcher die Stoffhaut genügen muß, denn die Auftriebkräfte der Zellen werden durch ein besonderes Netz von Drähten und Schnüren auf das Gerippe übertragen, und gegen einen etwa auftretenden inneren Überdruck, der durch Ausdehnung des Gases entsteht und die Stoffhüllen der einzelnen Gaszellen sprengen könnte, sind sie durch selbsttätige Sicherheitsventile geschützt. Von außen wird das Gerippe mit Baumwollstoff bekleidet, der in einzelnen Längsbahnen aufgebracht und festgeschnürt wird. Ein mehrmaliger Anstrich mit Cellon, dem Aluminiumpulver beigemischt ist, dichtet diese äußere Stoffhülle gegen das Eindringen von Feuchtigkeit, vermindert den Einfluß der schädlichen Sonnenbestrahlung und verleiht dem Schiff eine glatte Oberfläche, so daß der Reibungswiderstand gegen die Luft möglichst gering ist.

Aber der Schiffskörper selbst ist nur ein Teil des ganzen Riesenbauwerks, zu dem noch in erster Linie die aus fünf Maybach-Motoren von je 420 Pferdekräften bestehende Maschinenanlage kommt, ferner Benzinbehälter, Ballastanlage, Führergondel, Funkkabine, elektrische Beleuchtungsanlage, Vorrichtungen zur Landung und Räume für Besatzung und Fahrgäste, für Proviant, Post, Gepäck, Fracht usw. Neben den technischen Beschreibungen dürften den Laien vornehmlich die graphischen Darstellungen interessieren, welche Geschwindigkeit, Steigvermögen und Aktionsradius der Zeppelinluftschiffe veranschaulichen und die Fortschritte erkennen lassen, die im Laufe der 25 Jahre erzielt wurden. Die Gesamtzahl der von den Verkehrsluftschiffen in diesem Zeitraum beförderten Personen betrug 38 000. Die 66 Marineschiffe und 35 Heeresschiffe, die bis Kriegsende gebaut worden waren, haben auf 4720 Fahrten eine Gesamtfahrstrecke von rund 1 657 000 Kilometern zurückgelegt, was einer 41 maligen Umkreisung des Äquators entsprechen würde.

Hat somit Deutschland allen Grund, auf die Leistungen der Zeppelinwerft stolz zu sein, so erfordert doch die Gerechtigkeit, auch der anderen Lenkluftschiffsysteme zu gedenken und die Bedeutung der Luftschiffahrt von einer höheren Warte aus zu würdigen. Dieser Aufgabe hat sich Marine-Baurat

Digitized by Google

Engberding unterzogen, dessen Werk „Luftschiff und Luftschiffahrt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (Berlin) eine allgemein verständliche Einführung in das moderne Luftschiffwesen und seine großen Probleme gibt, ebenfalls unter Benutzung eines überaus reichhaltigen und schönen Bildermaterials.

Einer kurzen theoretischen Einleitung entnehmen wir die Belehrung, daß ein Kubikmeter Luft 1293 Gramm, die gleiche Menge Helium-Gas 137, Wasserstoff sogar nur 129 Gramm wiegt. Auf diesem Gewichtsunterschied von mehr als einem Kilogramm auf den Kubikmeter beruht ja letzten Endes die Tragfähigkeit des Luftschiffkörpers, während die Steigemöglichkeit eines Flugzeuges bisher ausschließlich auf dessen Geschwindigkeit beruht. Der Verfasser betont mit Recht, daß diese beiden Luftfahrzeug-Typen jeder für sich Lebensberechtigung und Lebensfähigkeit besitzen. Sie konkurrieren nicht miteinander, sondern ergänzen sich gegenseitig in ähnlicher Weise, wie sich z. B. Seeschiffahrt, Eisenbahn und Automobilverkehr in die Hände arbeiten.

Die Tragfähigkeit des Luftschiffes vermindert sich beim Höhersteigen um je 80 Meter etwa um ein Prozent, und die Überquerung hoher Gebirge beeinträchtigt daher die Tragkraft. Am günstigsten wird sich also der Verkehr mit Luftschiffen über den Ozeanen entwickeln können, wo man in geringer Höhe bleibt und die höchstmögliche Tragkraft voll zur Verfügung steht. Auch in meteorologischer Hinsicht liegen dort im allgemeinen gleichmäßige günstige Verhältnisse vor, während über Land, namentlich in niedrigen Breiten, die ungleichmäßige Erwärmung der Luft vielfach Gleichgewichtsstörungen verursachen kann. Die Führung eines Luftschiffes bietet daher erheblich größere Schwierigkeiten, als diejenige eines Seeschiffes, weil zu der Navigierung in horizontaler Richtung noch die Höhensteuerung hinzukommt, die mit größter Sorgfalt gehandhabt werden muß, damit das Fahrzeug weder in zu große Höhen kommt, wo es an Tragkraft einbüßt, noch zu niedrig fährt, so daß es durch plötzliche Windstöße auf den Erdboden herabgedrückt und beschädigt werden kann.

Die Besatzung teilt sich in die beiden Gruppen des seemännischen und des Maschinenpersonals, zwischen denen, ähnlich wie auch bei der Seeschiffahrt, meistens ein gewisser, wenn auch gutmütiger kleiner Gegensatz besteht, weil jede von beiden für sich den Vorzug größerer Wichtigkeit und größerer Leistungsfähigkeit in Anspruch nimmt.

Von großem Interesse ist die Schilderung des Entwickelungsganges der einzelnen Luftschifftypen, wobei der Verfasser leider von einer Beschreibung der vor Zeppelin entstandenen Konstruktionen absieht. Die Bedeutung des Schütte-Lanz-Typus bestand darin, daß hier zum ersten Male gelernte Schiffbau-Ingenieure, Professor Schütte mit einem Stabe ausgezeichneter Schiffbauer und Schiffsmaschinenbauer, die Erfahrungen des Seeschiffbaues sinngemäß auf das Luftschiff übertrug, was einen außerordentlich wertvollen Fortschritt bedeutete. Die Abweichungen des Zeppelin- und des Schütte-Lanz-Typus verschwanden allmählich fast ganz, und der Zeppelin-Schiffskörper paßte sich in seiner Form der zweckmäßigeren des Schütte-Lanz an.

Der Verwendung des Luftschiffes als Waffe und als Transportmittel sind umfangreiche Kapitel gewidmet, und man wird die Zuversicht des Verfassers teilen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in welcher das Verkehrsluftschiff seinen Siegeszug über die ganze Welt antreten wird.

Eine wichtige und notwendige Ergänzung der beiden, wesentlich dem Starrluftschiff gewidmeten Darstellungen bildet das Werk von Professor August von Parseval „Graf Zeppelin und die deutsche Luftschiffahrt“ (Berlin-Grunewald), das neben dem Zeppelin-Typus auch dessen Vorgängern gerecht wird, vor allem den nicht starren Systemen, deren Entwickelung, angefangen von dem Renardschen Luftschiff von 1884, über den Siegsfeld-Parsevalschen Drachenballon zu dem Parseval-Luftschiff führte. In bewußtem Gegensatz zu der Zeppelin-Konstruktion, deren Gerippe einer harten Bodenberührung nicht standhält, schuf Parseval einen Luftschiffkörper, der nur dadurch steif bleibt, daß man ihn durch ein Gebläse unter Druck hält. Schon der Drachenballon war ein solches Gebilde; er erhielt seine Steifigkeit durch den Druck des Windes, der durch eine große Öffnung in einen Windsack geleitet und von diesem auf die Gasfüllung übertragen wurde. Bei dem Prall-Luftschiff mußte der innere Überdruck durch einen Ventilator erzeugt werden. Das erste Parseval-Luftschiff 1906 war an Geschwindigkeit und Steuerfähigkeit den damaligen Zeppelinschiffen überlegen, doch konnte sich das System diesen gegenüber auf die Dauer keine Geltung verschaffen.

Dasselbe gilt von dem Siemens-Schuckert-Schiff, das, von Direktor Krell konstruiert, mit 19,8 Metern in der Sekunde eine Rekordgeschwindigkeit erreichte. Leider wurde das System nicht weiter entwickelt und auch die Vorzüge der für dieses Schiff konstruierten drehbaren Luftschiffhalle wurden nicht so gewürdigt, wie sie es verdienten.

Besonders anzuerkennen ist bei dem Parsevalschen Buch die Vielseitigkeit des Inhalts, die im Verein mit dem reichen Bilderschmuck auch den Nichttechniker auf jeder Seite fesselt, und namentlich die überaus interessanten, spannend geschriebenen Schilderungen einzelner wichtiger Friedens- und Kriegsfahrten, darunter jener 6757 Kilometer langen Reise, die vom 21. bis 25. November 1917 weit nach Afrika hinein bis nach Khartum im Ostsudan führte.

Digitized by Google

Sirenen. Gemälde von Otto Wirsching

Digitized by Google

OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

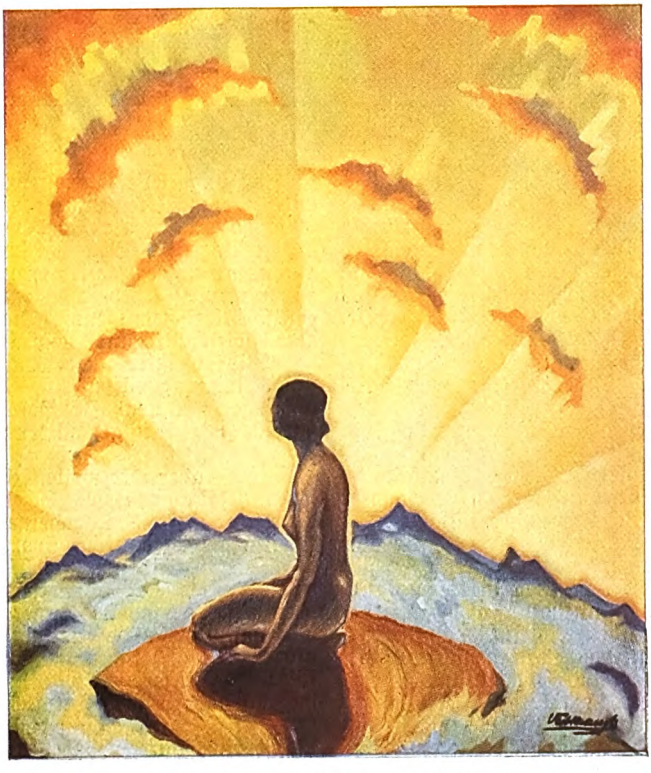
Illustrierte Rundschau

„Junger Tag" von Veit Krauß — Graphik von Willi Geißler — Neue Sportpreisentwürfe — Kunstgläser aus Zwiesel — Die Scherenschneidekunst von Maria Anders — Studien von Konrad Meindl — Zu unsern Bildern — Notizen

Es gibt viele Kunstfreunde, die an symbolischen Darstellungen keine Freude haben. Der Expressionismus, der gewiß seine kunstgeschichtliche Sendung, aber gar keine volkstümliche Wirkung hatte, war unsrer lieben Mutter Erde völlig entfremdet und erging sich in grauen Spekulationen. Wie schnell wurden sie uns verdrießlich! Und es ist kein Wunder, wenn heute viele ohne weiteres ablehnen, was auch nur entfernt nach dieser schwer ertragenen Mode aussieht. Auch das Gemälde von Veit Krauß ist keine Darstellung der Wirklichkeit, sondern ein Symbol, und nicht unberührt ist der Künstler von jener Strömung geblieben, die im Ausdruck eines Gefühls die hehrste Aufgabe der Malerei erblickte. Aber er steht doch zu fest auf seinen Füßen, um in den Wolken trüben Tiefsinns zu verschweben. Er blickt mit staunenden Augen in den jungen Tag und erlebt mit ergriffenem Herzen das unausdenkbare Wunder der Schöpfung. Doch ihm tönt die Sonne nach alter, nicht nur ewiger, sondern auch vertrauter Weise, und so groß das weltweite Gesicht seines Gemäldes sein mag: es hat einen herzlichen Zug, der mit der Erhabenheit des Vorwurfs vielleicht nicht ganz zusammenstimmt, der es aber dem Geschmack und dem Gefühl vieler Betrachter besonders wert erscheinen läßt. Aus diesem „Jungen Tag" brausen uns nicht die gewaltigen Posaunenklänge orphischer Urworte entgegen. Wohl aber vernehmen wir jene mächtigen und gelinden Himmelstöne, die dem Zweifelnden und Verzweifelten die frohe Osterbotschaft bringen.

★

Den Graphiker Willi Geißler, den wir während des Krieges als einen phantasievollen und ausdrucksstarken Künstler kennengelernt haben, können wir zu unsrer Freude auf diesen Blättern mit zwei ver-



Junger Tag. Gemälde von Veit Krauß

Digitized by Google

Digitized by Google

aus! Das neue Kunstgewerbe hat in den letzten Jahrzehnten auch auf diesem Gebiet zu arbeiten begonnen. Aber von einem Wandel des durchschnittlichen Geschmacks — und auf den kommt es an! — kann nicht die Rede sein. Die Tradition heiligt eben auch das Törichte und Schlechte, und der Widerspruch der Preiskäufer und Preisträger gegen kunstgewerbliche Greuel war nur schwach. Leicht verständlich! — Ein tüchtiger Boxer hat keine Zeit, sich um Ästhetik zu kümmern. Um so anerkennungswerter ist, daß das Preußische Kultusministerium und der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen die Bestrebungen der Kunstgewerbler unterstützen. Sie haben einen Ideenwettbewerb für Sportpreise veranstaltet, an dem sich viele namhafte Künstler beteiligten. Auch hat der Staat einige der preisgekrönten Entwürfe angekauft und zur Ausführung bestimmt. In dem Rennreiter bewährt sich der Berliner Bildhauer Kübart als Meister der Beherrschung des Pferdekörpers und des nackten Menschen. Eine federnde Energie belebt beide, die zu einem lebenden Gesamtwesen verwachsen sind, von gleichem Ehrgeiz und gleichem Stolz erfüllt. Neuzeitliches Formgefühl hat W. E. Schade beseelt, als er den Wassersportpreis schuf. Die Frau, die auf dem Rücken des spielzeugmäßig gebildeten Seepferdes sitzt, ist von rokokohafter Anmut und Zierlichkeit. Aber ein wenig ist der langgestreckte Hals und Kopf auch mit Lehmbruck verwandt, und wir merken: es ist nicht eine liebenswürdige Göttin auf einem Fabeltiere, sondern dieses schlanke und

Der Junggeselle. Farbenholzschnitt von Willi Geißler

Digitized by Google

rüstige Mädchen findet ihre Ideale in unsrer Zeit und zählt selbst zu ihnen.

★

Seit alter Zeit ist im Bayrischen Walde die Glasindustrie ansässig, und aus dem abseitigen Dunkel dieser auch heute noch nicht überlaufenen Landschaft sind viele leuchtende Kunstwerke in alle Lande hinausgegangen. Um die alte gute Überlieferung eines köstlichen Handwerks zu erhalten und sie künstlerisch zu entwickeln, gründete 1904 der Bayrische Staat in Zwiesel eine Fachschule, die lebhaften Zuspruch aus ganz Deutschland fand, da sie die einzige ihrer Art war und bis heute geblieben ist. Ihre Aufgabe, einen tüchtigen Nachwuchs von Fachleuten heranzubilden, erfüllt sie unter einer geschickten, vorausschauenden Leitung. Durch ihre Musterarbeiten, von denen wir einige der neuesten und schönsten farbig abbilden, hat sie vielfach anregend und bestimmend auf die Produktion der Glashütten und den Geschmack des Publikums gewirkt. Die Schule hat gut ausgestattete Lehr- und Versuchswerkstätten für Glasmalerei, Glasschleiferei und Glasgravur. Aber sie ist nicht rein gewerblich eingestellt. Das wäre bei dem Charakter der Glasindustrie ja auch unmöglich. Die Zwieseler Fachschule hat auch eine chemisch-technische Abteilung, die Glastechniker ausbildet und die Industrie mit Rat und Tat auf Grund wissenschaftlicher Forschungen und Versuche unterstützt. Unsere farbigen Abbildungen haben in Zwiesel zur Beurteilung vorgelegen und Beifall gefunden. Sie geben in der Tat eine Vorstellung von den edlen Formen und prächtigen Farben dieser Gläser. Aber unsre Leserinnen vor allen wissen: um ein Glas in seiner ganzen Vollendung zu würdigen, muß man es in den Fingern halten und seine zerbrechliche Festigkeit, die sich im Unwirklichen zu verlieren scheint wie ein silberner Klang, genießend fühlen. Wir dürfen versichern, daß die Gläser aus Zwiesel auch dieser Probe des kundigen Kunstfreundes standhalten.

Entwurf für einen Sportpreis
Von Prof. W. E. Schade

Entwurf für einen Sportpreis
Von Prof. Reinhold Kübart

★

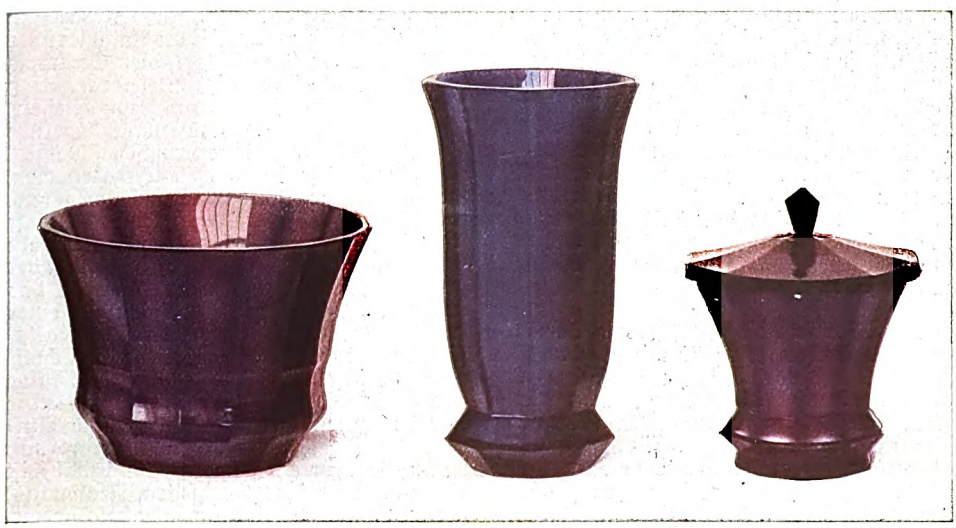
Nach einem nicht ganz unbegründeten Vorurteil soll die Kunst eine fröhliche Angelegenheit sein, und insbesondere gilt die Silhouette als eine zur Kunst erhobene liebenswürdige Spielerei, wahrscheinlich weil sie ein Kind des Jahrhunderts der Geselligkeit und der Mode ist. Maria Anders will den Scherenschnitt anders angesehen wissen. Auch sie hält die schöne Linie, das Leise, Vornehme und Zarte für die Grundeigenschaften dieser Kunst. Aber sie glaubt, daß man über die bloße Anmut und Zierlichkeit hinauskommen kann und soll. Sie will nicht nur verspätete Beiträge zu einem geistreichen Gesellschaftsspiel des Rokokos liefern, sondern ernste Wirkungen auf Herz und Gemüt erzielen. So schafft sie das eindrucksvolle Blatt „Vollendung", in dem tiefes religiöses Gefühl zum Ausdruck kommt. Diese Künstlerin hat den Mut, nach hohen Kränzen zu greifen, vielleicht weil sie vom Anbeginn ihrer Laufbahn eigentlich immer gezwungen war, an das Unmögliche zu glauben. So war es ihr nicht vergönnt, trotz ausgesprochener Begabung, den ersehnten fachmännischen Unterricht in Zeichnen und Malen über die Schule hinaus zu erhalten, ebensowenig, wie sie auf einer Kunstschule oder Universität studieren durfte. Aber der Broterwerb als Lehrerin gewährte ihr zum Glück die Möglichkeit, in ihrer Freizeit künstlerisch zu arbeiten. Allmählich sammelte sich ihre Kraft auf dem Scherenschnitt. Daß sie dichterisch begabt ist, zeigt unser Bild, das nicht nur Form ist, das erzählt. Mit Freude nennt Maria Anders unter ihren Vorfahren einen längst ver-

Digitized by Google

gessenen Maler August Thilo (um 1800) und Valentin Thilo, Vater und Sohn, beides Kirchenlieddichter und wahrscheinlich beide beteiligt an dem schönen Adventsgesang: „Mit Ernst, o Menschenkinder."

★

Wer sieht den farbigen Bildern auf den beiden letzten Seiten dieses Heftes nicht an, daß der, der diese Zeichnungen schuf, ein Wiener ist? Die Grazie der Bewegung, die naturverbundene und deshalb unschuldvolle Freude an der Sinnlichkeit sind immer in Wien und in der Wiener Kunst zu Haus gewesen, und ebendort hat man, entgegen jener plakatmäßigen Deutlichkeit, die bei uns im Reich Mode wurde, immer den Sinn für harmonische Farben gehabt, die keinen Lärm, wohl aber Musik machen. Konrad Meindl ist in Wien geboren (1883) und aufgewachsen. Er hat auf der Wiener



Kunstgläser. Arbeiten aus der Staatlichen Fachschule für Glasindustrie in Zwiesel (Bayr. Wald)

Digitized by Google

Akademie vor andern den Unterricht des Professors Franz Rumpler genossen. Aber bald zog es ihn nach Paris, und er geriet hier unter den starken Eindruck, den Besnard mit seinen soeben aus Indien mitgebrachten Bildern auf ihn machte. Meindl mußte auch reisen und malen. Er durchwanderte Spanien und die auf und aus der Reise entstehenden Ölbilder und Aquarelle gerieten so gut, daß selbst die heimische Albertina einige ankaufte. Auch das österreichische Landesmuseum erwarb ein großes Ölbild „Der Markt in Tanger", und in Paris wurden ihm bis 1913 mehrfache Ehrungen zuteil. Besondern Beifall fand eine große Radierung Franz Liszts, die für die Hundertjahrfeier in Budapest bestimmt war. — Meindl hat von der Mutter ungarisches Blut in den Adern und ist ein echter Sohn der in Krieg und Umsturz zerfallenen Doppelmonarchie. Er hat die österreichische Liebenswürdigkeit und das ungarische Temperament, und beiden Völkern ist er verpflichtet, wenn er mit seinen Studien und oft lebensgroßen Zeichnungen dem Tanz und den Frauen huldigt. Ihm steckt der Walzer so gut wie der Csardas im Blut, und er ist so heiter und gütig, daß sich seiner Kunst die letzten Geheimnisse der Frauenseele offenbaren. Er liebt die Frau in ihrer Natürlichkeit, aber er kennt auch den Reiz des Kostüms, der gesellschaftlichen Konvention, und es ist nicht zu verwundern, daß er zum Maler der Damen wird. Sein Ruf ist weit gedrungen. So hat er in jüngster Zeit viel auf ostpreußischen Rittergütern gemalt, wo man einen Wiener Porträtisten gewiß nicht vermuten sollte.

Vollendung
Scherenschnitt von Maria Anders

*

Die „Säerin", die mit schweren Schritten und mit starkem Wurf über den Acker geht, ist ein Werk von Wilhelm Schulze-Rose, einem 1872 in dem kleinen märkischen Ort Dahme geborenen Künstler. Die Eindrücke der Jugend sind für ihn die entscheidenden gewesen, die seine Kunst auch heute noch bestimmen. Obgleich er seine mit neunzehn Jahren begonnene Studienzeit nicht in Berlin, sondern in Dresden, Königsberg und München verbracht hat, ist er künstlerisch in der Mark zu Hause geblieben und stimmt von Herzen seinem Landsmann Kleist zu, der einen herbstlichen Berberitzenstrauch mit einer aufgeplusterten Nebelkrähe für einen malenswerten Vorwurf erklärt hat. — Zu Beginn dieses Jahres hatte die Berliner Akademie der Künste eine Ausstellung von Entwürfen amerikanischer Baumeister veranstaltet. Natürlich erregten die Wolkenkratzer besondres Aufsehen, und auch auf die, die darin eine Zivilisationskrankheit erblicken, wirkte das übersinnlich-Mythische, das sich in diesen Tempeln der Arbeit oder des Mammondienstes gewaltig gen Himmel reckt. Dieses Märchenhafte, das auf dem Boden kühler Kalkulation und nüchterner Technik merkwürdig genug aufblüht, hat Kurd Albrecht in seinem Bilde von Neuyork (zw. S. 136 u. 137) überzeugend gestaltet. — Wassili Schuchajew kennen unsere Leser aus dem Novemberheft 1923. Und wer sich im Augenblick nicht erinnert, erinnert sich sofort, wenn wir ihm helfen: es war das farbige Porträt der Frau Andrejewa mit den roten Strümpfen. Pawel Barchan, der Verfasser des Aufsatzes über russische Frauenbildnisse, sagt, diese Strümpfe und die Brokatstreifen des Kleides hätten den Künstler mehr als der Kopf gefesselt. Dieser Kopf zeigte „das rätselhaft lächelnde Gesicht der hochkultivierten russischen Dame". Man kann diese Wendung auch gebrauchen, um unser neues Bildnis Schuchajews (zw. S. 144 u. 145) zu kennzeichnen. Diese Malerei ist für unsre Augen von gestern ein wenig glatt, fast unpersönlich. Sie ist aber sachlich, auch wenn wir dabei nicht an das neueste Schlagwort denken. Sie ist von einer ruhigen Vornehmheit, durchaus gesellschaftsfähig und dabei nicht von jener Süßlichkeit oder gar Verlogenheit, die mancher Maler für unvermeidlich hält, wenn er Bildnisse aus der guten Gesellschaft malt und Aufträge haben möchte. — Der „Weckruf" von Max Bergmann (zw. S. 152 u. 153) ist ein Bild von jenem erdfesten Realismus, der im Bunde mit einem gepflegten Farbensinn stets gelten wird, mögen auch die

Digitized by Google

Strömungen des Tages ihm nicht immer günstig sein. Wir freuen uns, den Lesern in einer guten Wiedergabe ein so ehrliches Bild zeigen zu dürfen. — Das Einschaltbild nach der „Entkleidung Christi“ von Greco findet räumlich und textlich in dem Aufsatz von Kehrer seinen Platz (zw. S. 184 u. 185). Hier sei nur darauf hingewiesen, daß Hugo Kehrer bereits vor dem Kriege ein größeres Werk über „Die Kunst des Greco“ herausgegeben hat, das vor einiger Zeit in neuer Auflage erschienen ist (Hugo Schmidt, München). Es bringt außer einer Lebensgeschichte Grecos eine Folge von Abhandlungen über einzelne Bilder, über Grecos Porträtkunst, seine Mystik usw., die sich zu einer einheitlichen Darstellung des Künstlers zusammenschließen. Es ist für unsre Leser gewiß wertvoll, daß ein so hervorragender Kenner über diese noch immer vielfach dunkle und rätselhafte Erscheinung in unsern Heften geschrieben hat, zumal unsre farbigen Wiedergaben weit über das hinausgehen, was bisher in Büchern oder Zeitschriften gezeigt worden ist. Neben Kehrers Buch ist die im Delphin-Verlag (München) erschienene und reich illustrierte Einführung in Grecos Leben und Wirken von dem ebenfalls sachkundigen August L. Mayer zu nennen. Auch sie strebt danach, die sicheren Ergebnisse der Forschung klar darzustellen. — Der Düsseldorfer Wilhelm Hambüchen, von dem wir ein Seestück zeigen (zw. S. 216 u. 217) nennt sich einen Autodidakten. Er ist Landschafter und Marinemaler geworden, aber selbstverständlich ist der 1869 Geborene seiner Heimat und seiner Zeit verpflichtet, die ihn beide den Respekt vor der Natur gelehrt haben.

Schon vor fünfzehn Jahren erregte der damals dreißigjährige Düsseldorfer Karl

Tanzstudie. Die Tänzerin Ilse Larsen
Farbstift-Zeichnung von Konrad Meindl

Digitized by Google

Bildnisse. Farbstift-Zeichnungen von Konrad Meindl

Maler und Dichter, ein Romantiker, ein Phantast. Es ist noch immer so, daß die Träumer echte Deutsche sind. Aber auch der Humor ist unser Erbe, und auf diesem Bilde eint er sich mit Märchensinn. Wie lacht Wirsching über den bebrillten Philister, der auf dem Esel und mit dem Buch in der Hand an dem Hause vorübergezerrt wird, in dem das Glück wohnen soll und auf dessen Schwelle die Sirenen lauern, Fabelwesen mit deutschen Mädelköpfen, wie die Landschaft deutsch ist und der Professor trotz dem Renaissancehäuschen und der orientalischen Stadt mit Zypressen und Palmen.

★

Zum Schluß noch einige Notizen: in dem Aufsatz über Sepp Frank (Januarheft) ist eine Radierung „Ruhe auf der Flucht" abgedruckt, leider ohne den Hinweis, daß Franz Hanfstaengl in München die Platte mit sämtlichen Rechten vom Künstler erworben hat. **P. W.**

Paaß Aufsehen. Man steckte damals noch im Impressionismus. Die revolutionären Expressionisten machten sich mausig. Er gehörte weder zu den einen noch zu den andern. Man stellte ihn zu den Dekorativen, die statt auf die Farbe wieder auf den Umriß, die Linie hielten. Andre glaubten, es sei ein verirrter Plakatmaler, und in neuester Zeit versucht man, ihn in der Nachbarschaft der neuen Sachlichkeit unterzubringen. Wir erzählen das, um einmal an einem Beispiel zu zeigen, wie verwirrend ein Künstler wirkt, sobald er nur eigentümlich ist. Dabei ist er mit seiner Kunst wohl erhebend, aber doch nicht beunruhigend. Die Klarheit der Form, die Feinheit der Farbgebung, die große Einfachheit, um es mit einem Wort zu sagen, die auch seine „Eva" (zw. S. 224 u. 225) auszeichnet, leuchtet jedem ein, der überhaupt Sinn für Monumentalität hat. — Über den früh, allzufrüh der Kunst entrissenen Otto Wirsching hat Georg Hirschfeld im Septemberheft 1920 ausführlich geschrieben. Die „Sirenen" zeigen auch dem, der diesen Aufsatz nicht kennt, wes Geistes Kind Wirsching gewesen ist: ein Deutscher, ein Nürnberger, der seine Heimat liebte und mit Sehnsucht in märchenferne Zeiten horchte, der nach dem Erhabenen strebt, um ihm, wenn er es erreicht, die Schellenkappe aufzusetzen, ein

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

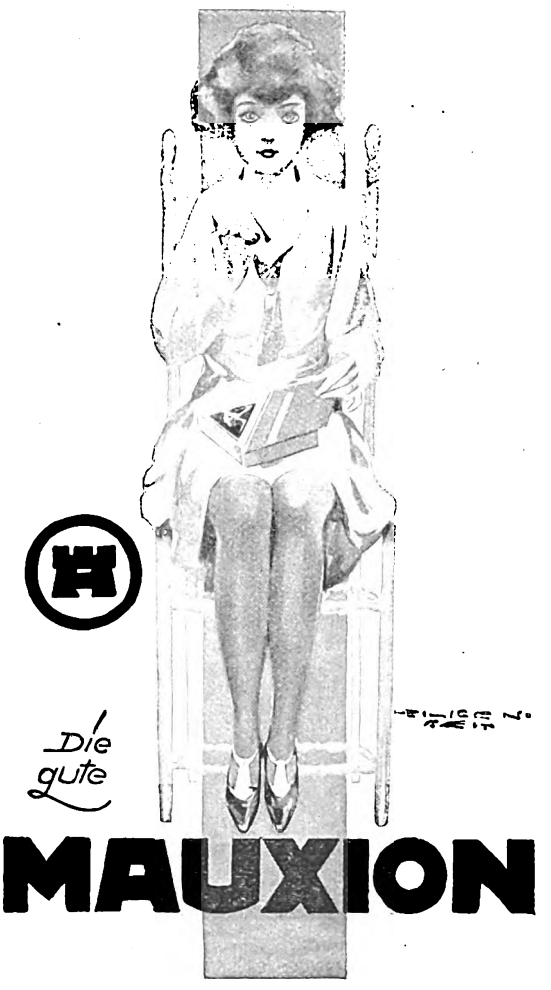
Der Beobachter

Der Umbau des Berliner Sportpalastes

Vor dem Kriege gab es eine Zeitlang nicht weniger als drei Eispaläste in Berlin. In der Friedrichstraße, dicht am Stadtbahnhof, war das alte Admiralsgartenbad zu einem prunkvollen Palast mit künstlicher Eisbahn geworden. Im neuen Westen, in der Martin Luther-Straße, machte ihm ein groß angelegter Eispalast scharfen Wettbewerb. Und endlich erstand in der Potsdamer Straße, nach Schöneberg zu, ein drittes mächtiges Unternehmen, das die älteren durch die Größe der Eisbahn noch überflügelte. Alle drei haben Kriegs- und Nachkriegszeit nicht überstanden. Sie wurden Varieté- oder Revuetheater, und in dem Sportpalast in der Potsdamer Straße fand alljährlich das Fahr- und Reitturnier statt, tobte sich das Sechs-Tage-Rennen aus und lernten die Berliner und ihre fremden Gäste die neuartigen Erregungen des Boxkampfes kennen. Der Schlittschuhläufer war einzig auf die Gunst des Winterwetters angewiesen, und das war schade, denn dieser schöne Sport hatte sich auch in Deutschland dank diesen künstlichen Eisbahnen erfreulich entwickelt. Am Abend freilich zogen die Eisballetts auf, immer pomphaft, nicht immer geschmackvoll, aber eine so reizende Erscheinung wie die kleine Charlotte, die allabendlich mit unsagbarer Anmut über den Eisspiegel des Admiralspalastes schwebte, ist heute noch unvergessen, und wer sie einmal sah, erinnert sich noch der allgemeinen Trauer über ihren frühen Tod.

Eispalast! Das Wort rief den Älteren unter uns die Erinnerung an eine gute und leider vergangene Zeit wach, an eine Zeit, wo sich unser Leben im allgemeinen sorglos, behaglich, vielleicht sogar epikuräerhaft abspann. Für die Jüngeren barg es eine Sehnsucht. Nicht daß man sich danach gesehnt hätte, etwa „tausend süße Beinchen" zur Abwechslung einmal wieder mit Schlittschuhen zu sehen. Der Wunsch ging nicht so sehr nach einem Eispalast als einer Eisfläche, die sich ernster sportlicher Arbeit bot. So war es denn auch nicht ein geschäftstüchtiger Unternehmer, der den Plan faßte, sondern es war der Berliner Schlittschuh-Klub, der den Gedanken einer gedeckten Eisbahn in Berlin mit aller Kraft förderte und ihn im Verein mit der Berliner Sportpalast A.-G. in die Tat umsetzte. Die Berliner Wintersportleute können sich in dieser Eisarena zu einer Jahreszeit üben, wo sie sonst ihre Kunst nur in den höchstgelegenen Gebirgsorten der bayerischen Alpen oder der Schweiz pflegen konnten. Auf der neuen Bahn des Berliner Sportpalastes wird im Februar die Weltmeisterschaft für Herren und für Paare im Kunstlaufen ausgekämpft, die erste internationale Weltmeisterschaft des Amateursports, die nach dem Kriege in Deutschland stattfindet. Außerdem werden sämtliche deutsche Meisterschaften im Kunstlauf und im Eishockey hier ausgetragen. Auch die ersten internationalen Eis-Hockey-Mannschaften treffen sich auf dieser neuen Eisbahn zu allgemein beachteten Wettspielen.

Die Entwürfe für den Umbau des Hauses hat Oskar Kaufmann, der bekannte Theaterbaumeister, geliefert. Er hat es auch hier verstan-



Digitized by Google

Willst Du alt werden und jung bleiben?

so musst Du Deinen Geist schulen. Wenn Du die Liste der grossen Geistesarbeiter auf allen Gebieten durchgehst, so wirst Du finden, dass eine auffallend grosse Zahl derselben ein hohes, viele sogar ein sehr hohes Alter bei grosser Rüstigkeit erreicht haben. So Goethe, Kant, Bismarck, Moltke, Hindenburg, Alfred Krupp, Liebig, Haeckel, Roentgen, Bebel, Virchow, Werner und Wilh. Siemens und viele andere. Radlkofer arbeitet trotz seiner 95 Jahre noch täglich am Botanischen Institut München. Der Einfluss des Geistes auf den Körper ist unleugbar. So wissen wir auch, dass eine Anzahl sehr geistreicher Menschen in verhältnismässig jungen Jahren gestorben ist. Warum das? Der Grund liegt darin, dass ihr Geist nicht einheitlich war, sondern im Widerspruch mit sich selbst lag. Es fehlte ihnen die innere Ausgeglichenheit. Willst Du also, dass Dein Geist Dir ein hohes und rüstiges Alter verbürgt, so musst Du Deinen Geist, Deinen Charakter, den Willen zur Tat und zum Leben gleichmässig ausbilden. Selbstverständlich wird Dir Dein ausgebildeter Geist sagen, dass Du auch den Körper nicht vernachlässigen darfst, sondern wie Du ihn zu pflegen hast, damit er seinerseits die Arbeit des Geistes wiederum fördert, Du musst an Dir selbst arbeiten, dass Du ein einheitliches Wesen wirst, das nicht mehr durch innere Widersprüche, Ärger usw. sich selbst zerfleischt, sondern durch innere Ausgeglichenheit, innere Ruhe, inneres Glück an Nerven- und Lebenskraft täglich wächst. Was ist des Menschen letztes Ziel? Sein Glück! Dieses Glück kann Dir niemand geben, das musst Du Dir selbst erwerben, indem Du Dich selbst erziehst und gleichmässig ausbildest. Die beste und in mehr als 30 Jahren bewährte Anleitung findest Du in Poehlmann's weltberühmter Geistesschulung.

Verlange heute noch Prospekt von

L. Poehlmann

Amalienstrasse 3

München A 50

Wer Sprachen leicht, schnell und sicher lernen will, verlange Sprachenprospekt.

Als Leser von Velhagen & Klasings Monatsheften erbitte ich postwendend einen Prospekt (kostenfr.) von

Poehlmanns Geistesschulung

Name .....

Ort .....

Strasse .....

den, die festliche Größe des Raums mit Wärme zu vereinigen. Vom Erdgeschoß aus führen an den Seiten der Arena vier sanft geschwungene Treppen zum ersten Rang, wo sie in Balkonlogen enden. Hinter der zweiten Tischreihe des ersten Ranges hat Kaufmann eine Arkadenreihe angeordnet, und das so entstandene Oval mildert den Eindruck unbehaalicher Weite, der bisher der Riesenhalle so peinlich war. Die Farben dienen ebenfalls der Erwärmung des Ganzen. Die Decke ist blutrot; von ihr aus stuft sich das Rot bis in Orange ab und endet an der Eisfläche über ein saftiges Gelb in einem leichten Kreme. Farbenfreudig bemalte Hochreliefs von stilisierten Sportfiguren schmücken die Brüstungen.

Selbstverständlich enthält das große Haus nicht bloß die Eisarena. Ein kleiner Festsaal ist als Kasino eingerichtet. Klubräume für die verschiedenen Vereine sind vorgesehen. Auch ist Sorge getragen, daß die Arena ihrer bisherigen Bestimmung nicht gänzlich entzogen wird. Bei Boxkämpfen wird über die Eisfläche ein Fußbodenbelag gespannt, der aus mehr als 1100 Holzplatten von etwa zweieinhalb Meter Länge und 0,80 Meter Breite besteht. Diese Platten werden durch Messingschrauben auf Querhölzern über der Eisfläche befestigt und bedecken 2280 Quadratmeter, d. h.: sie bilden die größte Tanzfläche, über die Berlin verfügt. Der Einbau dauert 18 Stunden. 72 Stunden genügen, um die Eisarena in eine Radrennbahn von 160 Meter Länge, 5,30 Meter Breite und einer Kurvenüberhöhung von 3,50 Meter zu verwandeln. Im dritten Stock ist u. a. eine Sportschule mit allen notwendigen Nebenräumen zum Baden und Massieren eingerichtet. Diese Sportschule ist die größte und am besten ausgestattete von Europa.

Man zeigt auch hier am Abend Eispantomimen. Ohne diesen Anreiz auf die Schaulust des großen Publikums würde das Unternehmen sich nicht halten können. Aber man sieht darauf, daß diese Vorführungen nicht einfach Balletts auf Schlittschuhen sind, sondern sportlich Fesselndes und Wertvolles bieten. Man ist eben auch hier bedacht, eine im Grunde ernsthafte Sache wie den Sport ernsthaft zu betreiben und sich vor einem bloßen Amüsierbetrieb zu hüten. Es ist zu hoffen, daß dieser Ernst auch das beste Geschäft bedeutet. Auch in Berlin haben nur wenige und nicht die besten Gesellschaftsschichten die Zeit und das Geld, einen Luxusbummel mitzumachen. Wohl aber ist die Freude an der Bildung des Körpers zu einer wirklichen Angelegenheit des gesamten Volkes geworden, und man muß sich freuen, daß diesem Bedürfnis in der Reichshauptstadt eine Stätte geboten ist, auf der die Sportgrößen aus allen Ländern ihre Kräfte messen können.

*

Wie erkennt man Porzellan-Fälschungen?

Es gibt kaum Kunstwerke, die so leicht zum Sammeln verführen wie die zierlichen Figürchen, die anmutvollen oder behäbigen Tassen aus Porzellan. Jede Familie hat aus alter Zeit irgendeine Rarität aus Meißen oder Wien, und immer wieder taucht die Frage nach den Marken auf, an denen man angeblich erkennt, ob man wirklich ein wertvolles Stück besitzt. Und doch ist Porzellan immer mit Erfolg gefälscht worden. Zur Frage, wie man Fälschungen erkennt, sei die Ansicht eines der berühmtesten Sammler und besten

Digitized by Google

Kenner, Prof. Dr. Ludwig Darmstaedters mitgeteilt, die er in Donaths „Technik des Kunstsammelns“ angibt: „Die Fälschungen betreffen fast immer Stücke mit Marken. Es werden entweder weiße Stücke, die Marken haben, zur Fälschung benutzt oder es werden auch die alten Marken gefälscht. Ferner werden in verschiedenen Fabriken des In- und Auslandes Nachahmungen hergestellt, die mit der Marke der nachahmenden Fabrik legal verkauft werden, dann aber in zweiter Hand öfter zu Fälschungen benutzt werden. Mit diesen sich dank ihrer Marke schon kennzeichnenden Stücken wird aber auf die Unwissenheit namentlich des Publikums der Badeplätze und größerer Städte spekuliert.

Der wahre Kenner wird nie zuerst auf die Marke achten; er wird das Stück auf seinen Stil, seine künstlerische Qualität, seine Modellierung, seine Malerei, seine Glasur prüfen, danach seine Schlüsse auf den Ursprung ziehen sowie allenfalls durch die Marke kontrollieren. Jedes alte Kunstwerk ist ein Kind seiner Zeit; es kann den Stil der Zeit ebensowenig verleugnen wie die Nachahmung den Stempel ihrer Zeit verbergen kann.

Bezüglich der Modellierung und Malerei hat man sich zu vergegenwärtigen, daß im 18. Jahrhundert nur Künstler daran tätig waren und so nur mustergültige Stücke entstanden . . . Jetzt ist es anders. An Stelle des Künstlers ist der Arbeiter getreten; die Individualität ist durch den Mechanismus verdrängt worden. Das erstreckt sich auch auf die Nachahmungen; an der Form und dem Verhältnis der Gewänder zu der Stellung der Figuren, am Faltenwurf, an den Gewandteilen, wie Schleifen, Knöpfe, Schnallen wird der Kenner die Neuzeit herausfinden. Und die Farbe paßt sich bei den alten Stücken den Formen durchaus organisch an, während bei neuen Stücken die Malerei nicht mehr ein Teil des Ganzen ist, sondern durch Routine ersetzt wird.

Die Glasur ist oft ein untrügliches Zeichen für den Kenner: die alte Glasur fühlt sich weich und glatt an, während die neuen Glasuren rauh und uneben sind . . . Sei vorsichtig, kaufe nur bei zuverlässigen Händlern. Lasse dich nicht durch billige Preise zum Kaufen verführen und kaufe lieber ein Stück guter Ware als viele Stücke Mittelgut, bei dem das Risiko der Fälschung ein sehr großes ist.“

*

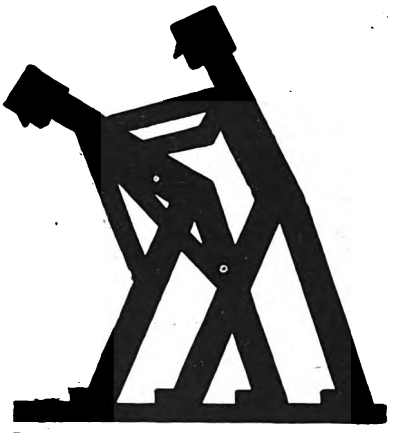
Unser Leben in Tokio

Von Prof. Dr. Waldemar Oehlke

Als ich im Dezember 1924 mit meiner Frau Peking verließ, um dem Ruf nach Tokio zu folgen, wußte ich natürlich, was jedes deutsche Schulkind wissen kann, daß wir in ein Land mit sorgsam geordneten Verhältnissen und hochentwickelter moderner Technik kommen würden.

In dieser Erwartung sahen wir uns denn auch nicht getäuscht. Das Räderwerk des öffentlichen und amtlichen Lebens schnurrt ab, daß es eine Freude ist zuzuschauen, sogar für einen preußischen Beamten wie mich.

Nicht etwa, daß ich mein altes, gutes, ehrwürdiges China deshalb geringer achtete. Es kann nicht dafür, daß es noch nicht gelernt hat, dienstlich stramm zu stehen und daß es früher keinen Herrscher hatte wie Japan in seinem großen Meiji, um sich nach seinem Rat und mit seiner Hilfe ein neues Kleid zu kaufen. Wenn Peking jetzt seine elektrische Straßenbahn be-



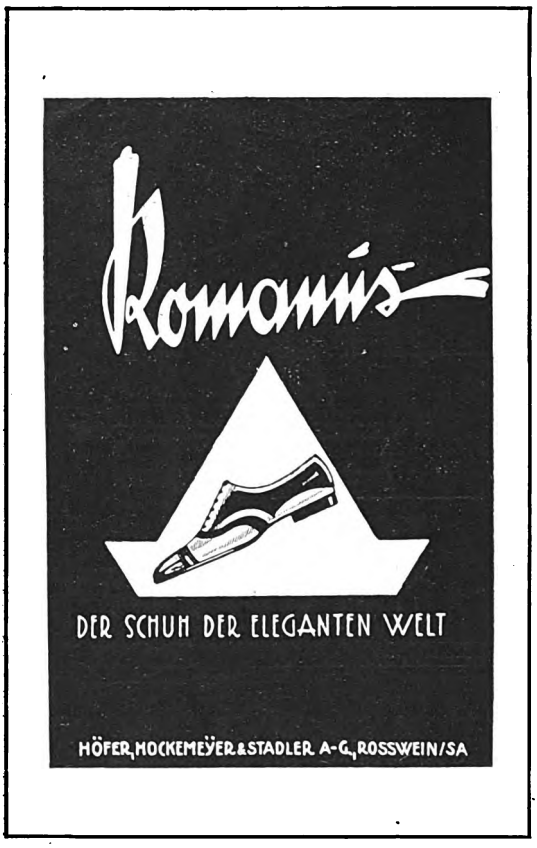
bei Rheumatismus, Hexenschuß, Reißen, Gliederschmerzen, Ischias, Folgeerscheinungen v. Gicht u. Influenza. Salit dringt durch die Haut in den Körper, belastet also im Gegensatz zu Medikamenten, die man einnimmt, weder Magen noch Darm.

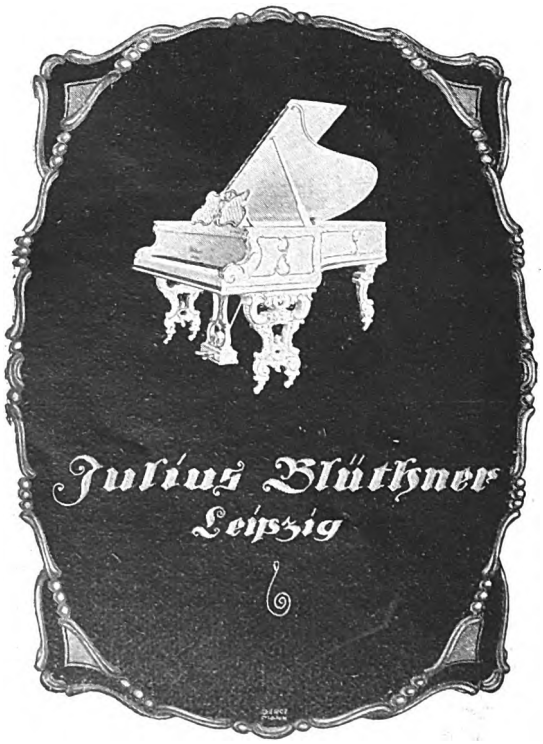
Salit-Öl enthält als wirksamen Bestandteil 50% Salit. pur., Salit-Crême 25%. Salit. pur. = 70% Salicylsäurebornylester.

In allen Apotheken: Fl. zu 1.50 M., Doppelfl. 2.50 M.

Salit-Crême Tube 1.— M.

Digitized by Google





kommen hat, so kann sie doch in absehbarer Zeit die Rikscha nicht ersetzen, ist aus bestimmten Gründen vorläufig auch nur für Eingeborene möglich. Hier in Tokio ist die Rikscha längst Ausnahme geworden, schon aus dem Grunde, weil sie fünfzehnmal so teuer ist, denn Menschenarbeit wird hier nach ihrem Wert bezahlt. Auch in Peking ist das Automobil schon selbstverständlich. Aber einen solchen Autoverkehr wie im Azabu- oder Marunouchiviertel zu Tokio habe ich kaum in London und Paris gefunden. Das ist amerikanisch, der Kraftwagen ist nicht mehr Vorrecht des Wohlhabenden. In China kann der Europäer, wenn er kein eigenes Haus hat, nur in europäischen Hotels wohnen. In Japan gibt es die meines Wissens überhaupt nicht, sie könnten die für Europäer bestimmten japanischen auch kaum übertreffen.

Doch nicht in allem wirkt Japan europäischer als China. Es gibt auch Gegensätze in umgekehrter Beziehung. Die englische Sprache ist in Peking geläufiger als in Tokio, besonders im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben. Die jungen Kaufleute, die in den beiden großen Pekinger Hotels tanzen, würden herablassend auf chinesische Würdenträger schauen. Das ist hier nicht so. Will man Ausländern begegnen, so muß man sie einladen, sonst sieht man sie überhaupt nicht, auch in den Straßen nicht. In jedem noch so kleinen Pekinger Postamt spricht der Schalterbeamte englisch. In Tokio versteht er kein Wort, und man muß schon zur Hauptpost gehen, will man, auch nur von ganz wenigen, ein paar englische Worte hören; fließend spricht keiner. Das nationalbewußte Japan hat die englische Sprache nicht nötig.

Wenig europäisch wirkt es auch, daß hier im Gegensatz zu China jede Frau, selbst die besserer Stände, ihre kleinen Kinder umgeschnallt auf dem Rücken trägt und sogar unbefangen in der elektrischen Bahn vor aller Augen nährt. Das Natürliche tritt hier gewollt-bewußt hervor. Nicht weniger uneuropäisch und unchinesisch ist bekanntlich das Barfußgehen auf den mit einem Riemen zwischen den Zehen befestigten Sandalen.

Unser Haus in Tokio ist ein typisch-japanisches. Schieben wir die Gartenpforte beiseite, deren Glocke dadurch in Bewegung gesetzt wird, und treten wir ein. Es ist Frühling, also begrüßen uns die zarten Blüten der Kirschen und Azaleen. Wir drücken auf den elektrischen Knopf des Puppenhauses aus Holz, Glas und Papier. Die Schiebetür weicht, kniend empfängt uns Diener oder Dienerin. Wir treten ein, ziehen die Schuhe aus auf den sauberen Matten, gehen in den Empfangsraum. Wären wir Japaner, so lägen Sitzkissen auf dem Boden. Wir haben Rohrsessel. Der Japaner benutzt keine Möbel, nur Matten: diese sind alles für ihn, denn er sitzt nicht, sondern hockt. Jedes Zimmer verwandelt sich je nach Bedürfnis in einen Eß- oder Schlafraum; die Decken usw. werden in Wandschränke, die zum Hause selbst gehören, hineingepackt. Es gibt in Japan also keine Aussteuerfrage für Mütter, die ihre Töchter verheiraten. Fällt doch durch das Essen mit den Stäbchen auch das ganze Silber weg. Wir Europäer werden uns niemals an die japanische oder chinesische Lebensweise gewöhnen, auch nicht im Essen und Trinken, geschweige denn in andern Bedürfnisfragen, z. B. dem Bad. Das ist ein Holzkübel, in dem man nur hocken kann. Richtige Waschgelegenheit muß man sich kaufen und aufstellen. Für die kleinen Japaner aber, die es nicht anders kennen, ist alles wohlgeeignet.

Aus dem Empfangs- in das Speisezimmer, dann eine steile Treppe hoch, vorn wie hinten

Digitized by Google

ohne Geländer: man lernt gewisse Handgriffe, klettert ein bißchen nach Katzenart. Schiebetüren: wir sind im Studierzimmer. Hübsche Nischen, Wandgelasse, für uns natürlich europäische Möbel. Rechts das Schlafzimmer, links ein kleines Wohnzimmer, auf der andern Seite des schmalen Korridors ein kleiner, aber aussichtsreicher Eckſalon. Die beiden Betten haben gerade Platz, man kommt sogar noch knapp daran vorbei. Dafür geräumige Wandgelasse.

Typisch aber sind außer den Matten die Fenster, die, wenn ich stehe, für meine Beine bestimmt sind: für meine Augen gibt es nur die kleinen Papier-Rechtecke zwischen den Holzstäbchen. Tritt der Japaner ins Zimmer, so läßt er sich eben sogleich auf den Matten nieder und guckt hinaus.

Es gibt keine Mauern, keine Wände, keine Balken, keine Türen; nur Pfosten und Schiebematten als Türen, Schiebefenster. In zwei Minuten hebe ich alle aus den Geleisen: dann haben wir oben oder unten nur einen Raum und einen Luftzug. Wir sind einfach mit einem Ruck Straße geworden. Man schiebt auch in der Nachbarschaft immer etwas: Japans Geräusch, das nur nicht das Kindergeschrei übertönt. Ich freue mich ja, daß Japan so blüht; aber man erlebt infolge der Bauart jeden Säugling des Stadtviertels allzu nachbarlich mit.

*

Nachdenkliches

Von Karl Förster

In edler Tanzmusik liegt es oft wie eine Apotheose der Jugend, in der sich auch diese ihrer ewigen Herrlichkeit in süßer Jugendschwermut bewußt wird. Da ist Jugend dem Alter ehrwürdig und sonnt sich in feierlichem Glanz; — manche Walzermusik ist gesättigt mit Tragik. Die Jugend vernimmt es wohl und genießt es.

*

Manchmal glauben wir bei einem Anderen Mißbehagen gegenüber unserem ganzen Wesen, Tun und Lassen zu spüren, während die Kritik sich doch nur gegen unser Verhalten in einer besonderen Richtung und Angelegenheit wendet; oder wir vermuten unser Verhalten in einer Sache kritisiert, während es sich nur um mangelnde Formen handelte.

*

Wer nicht einem gewissen nachhaltigen und beweglichen Bilderkultus Raum in seinem Leben gibt, verzichtet auf beständigen, geheimnisreichen Zuwachs an Ausrundung und Durchblutung seines Schauens, der ihm von keiner anderen Seite kommen kann und läßt große Ernten seines Lebens und Fortschreitens, seines ganzen Zeitaltergefühls stehen.

*

Anekdoten

Der liebe Kollege

Als der Schauspieler Woodward zum erstenmal die Rolle eines Liebhabers in einem Lustspiel übernahm, sah Garrick, neugierig und eifersüchtig, zu. Am nächsten Tage fragte Woodward den Meister, wie er mit dem Spiel zufrieden gewesen sei; er habe sich alle Mühe gegeben, die Schönheiten seiner Rolle herauszuheben. „Das haben Sie," antwortete Garrick. „Denn ich habe sie alle vermißt."

Delespa

Die Lieblingsmarke der vornehmen Welt | Die Ideal-Marke der sparsamen Hausfrau

Man verlange überall nur:

Delespa-Seifen
mild, zart und wohltuend

Delespa-Flocken „Schnee"
sparsam, hochschäumend und wäscheschonend

Delespa-Parfüms
anhaltend, vornehm und diskret

Delespa-Werke
G.M. B.H.

Digitized by Google

Nächstgelegene Verkaufsstelle ist zu erfragen bei der Fabrik Wilh. Bleyle, G. m. b. H., Stuttgart V 4

Der Knäuel der Mißverständnisse

Als der Bildhauer Christian Tieck im Jahre 1846 seinen 70. Geburtstag feierte, wurde ein großes Festmahl veranstaltet, an dem ganz Berlin teilnahm. Man hielt viele Reden und trank guten Wein, und durch beides fühlte sich ein verdienter alter General angeregt, auch ein Wort der Huldigung dem allverehrten Meister zu widmen. Er gedachte es ebenso kurz wie schlagend zu machen, klopfte an das Glas und trank es Tieck mit dem einen Worte zu: „Oranien!" Dann setzte er sich befriedigt nieder.

Es blieb alles merkwürdig still, und erst spät kam heraus: der General hatte den Bildhauer Tieck mit seinem Bruder, dem Dichter Ludwig Tieck, verwechselt, diesen mit dem Dichter Tiedge und hatte mit Oranien Tiedges Gedicht „Urania" gemeint.

*

Der gebildete Schauspieler

Der Schauspieler Theodor Döring tat sich viel auf seine Belesenheit zugute und beschämte damit oft seine Kollegen, von denen einige freilich zu bemerken glaubten, daß er eigentlich nur im Allerbekanntesten zu Hause sei und von der klassischen Literatur sich vielfach nur einige landläufige Zitate angeeignet habe. Man beschloß deshalb, seine Eitelkeit zu strafen, und entsandte eine Deputation zu ihm, deren Anführer im Namen vieler und zur Schlichtung eines Streits an den verehrten Meister die Frage stellte, ob ein bestimmtes Wort aus dem „Faust" oder „Hamlet" stamme. Der geschmeichelte Künstler bat ihn, das Zitat zu nennen; er hoffe, Auskunft geben zu können, worauf er den Vers vernahm: „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell!" Döring ergriff den Schminktopf voll Wut, und die Deputation verließ in heiterer Flucht seine Garderobe.

*

Der Unterschied

Sir Robert Walpole, der vor 200 Jahren die Geschicke Englands mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Gewissensweite leitete, liebte den derben Witz und veranstaltete gern Gesellschaften in einem Gasthaus, das in der Nachbarschaft seines Landsitzes lag und dessen Wirt durch seine Schlagfertigkeit berühmt war. Um den Wirt zum Reden zu bringen, lud er ihn regelmäßig ein, sich als sein Gast zu fühlen und unter der Gesellschaft Platz zu nehmen. Daran nahm einmal ein vornehmer Adliger Anstoß. Er nannte den Wirt taktlos, daß er sich nicht zurückhaltend benehme, denn schließlich sei doch sein Vater ein simpler Fleischer gewesen. „Richtig," antwortete der Wirt. „Doch ist der Unterschied zwischen unsern Vätern nicht groß. Mein Vater schlachtete Kälber, Ihr Vater zog sie auf."

*

Die Furcht vor der Einsamkeit

Ein junger Pariser wandte sich an Talleyrand mit der Bitte um ein Autogramm. Er mußte lange warten. Endlich aber erhielt er zu seiner Freude einen Brief des Fürsten. Als er ihn öffnete, las er: „Haben Sie die Güte, morgen mittag mein Gast zu sein. Ich habe einige sehr geistreiche Freunde eingeladen und möchte nicht der einzige Dummkopf sein."

Digitized by Google

Unser Leben in Tokio

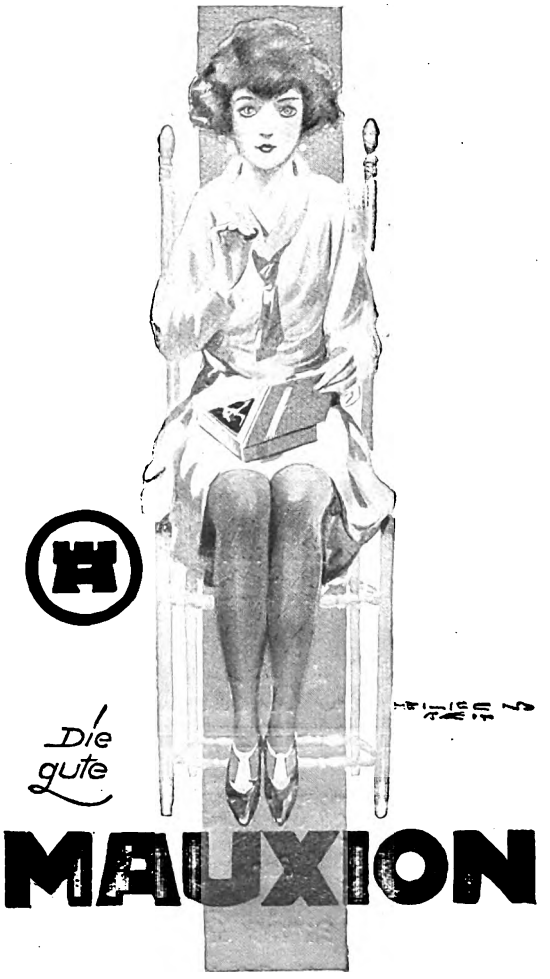
Von Prof. Dr. Waldemar Oehlke

(Fortsetzung)

Die Bedienung besteht gewöhnlich in einem japanischen Ehepaar: er ist Koch, sie Zimmermädchen, beide europäisch geschult. Sie haben freie Wohnung und Heizung und bekommen zusammen monatlich 90 Yen, d. h. etwa 165 Goldmark; Mitte Juli ein Geschenk von 10 Yen, am 31. Dezember 20 Yen und am 1. Januar 10 Yen: das ist der Durchschnitt, ein Mehr wird nicht zurückgewiesen. Morgens drücken wir auf den elektrischen Knopf. Dann tappt es herauf auf den Sandalen, um die Läden zu öffnen. Rings um die Zimmer zieht sich nämlich ein Korridor, der nach innen Schiebefenster aus Papier und Glas, nach außen nur aus Glas hat. Um diese äußeren Fenster nun werden aus großen Holzkästen an den Hausecken hölzerne Läden geschoben, die an jeder Ecke ein Riegel hält. So oben wie im Erdgeschoß. Man befindet sich also in völliger Abgeschlossenheit gegen das Licht und ist imstande, bis Mittag zu schlafen. Morgens erhebt sich demgemäß in ganz Tokio das große Rollen, nächst dem Erdbeben der beste Wecker. Übrigens steht das Haus weder in noch auf der Erde, sondern auf dicken Bambusstützen eine kleine Elle darüber. Das Wasser läuft unten durch wie die Ratten und die ihnen anhänglich befreundeten Katzen. Gegen Erdbeben ist das gut, man tänzelt mit, aber erbebt nicht wie in europäisch gebauten Häusern.

Mit Japanern essen und trinken können nur wenige nach Landessitte. In dieser Beziehung ist Japan nicht mehr als ein gehobenes China. Man wünscht das Essen und Trinken als Europäer nur zu sehen, nicht zu hören. Aber das Schlürfen des Tees z. B. ist in Ostasien durchaus guter Ton, von anderem abgesehen. Hat man selbst japanische Gäste, so merkt man nur ein Minimum von solchen Eigentümlichkeiten und erheblich weniger als in China. Jedenfalls hat der Europäer keinen Grund, sich deshalb zu überheben, im Gegenteil. Am liebsten ist es mir, wenn ich Japaner ganz japanisch sehe.

Bevor ich das rein Häusliche verlasse, möchte ich auf die hier ganz gewöhnliche Erscheinung des Erdbebens mit ein paar Worten eingehen. Sensible, nervöse Naturen fühlen es vorher, sagt man. Ich glaube aber, man verallgemeinert dann ein Übelbefinden, dem einmal zufällig ein Erdbeben folgte. Das gelegentliche Schütteln und Erzittern des Hauses ist auch nicht so schlimm. Unangenehmer wird es, wenn sich das unterirdische Dröhnen und Donnern hören läßt; besonders wenn man es nachts herantosen hört, und wenn darauf die Fenster klirren, die Läden klappern, die Pfosten und Bretter ächzen, die Menschen aus den Türen stürzen und die nicht minder erschreckten Hunde in gemischtem Chor heulen. Innerhalb der ringsum zugeschobenen Läden ist man ja wie in einem hölzernen Gefängnis. Nun, unser Haus hat die letzte große Katastrophe vorzüglich überstanden, es besitzt also mehr Erfahrung als wir. Etwas schauerlich wirken nachts die Sirenen der Autospritzen, die im Fahren singen. In einer Holzmillionenstadt brennt es fast immer irgendwo. Man kann sich ja denken, wie ein Flämmchen an einer aus



Digitized by Google

Erfrischend und nervenstärkend wirkt das

Balsamana

Kopfwasser

der

Parfümerie Minaret

C. H. Oehmig-Weidlich, Zeitz

★

Weitere Balsamana-Spezialitäten:

Glyzerin-Honig-Gelee
Brillantine ★ Hautcreme
Haaröl ★ Puder
Toilette-Seife
Rasier-Seife

Kassetten in vornehmer Aufmachung

Stäbchen und Papier gemischten Wand hochgeht. Ein paar Funken genügen für ein ganzes Stadtviertel. Wer in solchem Fall etwas von seiner Habe retten will, anstatt sofort aus dem ganzen Häuserblock hinauszurennen, sei es auch rock- und schuhlos, der ist meist verloren: die Papierwände von hundert Häusern würden ihn wie eine einzige Glutmauer einkerkern. Und gerade hierin liegt auch die Hauptgefahr beim Erdbeben, dessen Opfer zu neun Zehnteln dem Feuer zuzuschreiben sind.

Einer so großen Kaiserstadt fehlt es natürlich auch nicht an Vergnügungen, und das kaiserliche Theater kann sich sehen lassen. Japanische Frauen nehmen bisweilen ihre Kleinsten auf dem Rücken mit, ich sah sie sogar in der Oper „La Bohème", die sich doch wohl am wenigsten zu solchem Zweck eignete. Aber die italienische Truppe, die hier gastierte, zeigte nicht geringere Verständnislosigkeit, wenn sie „Madame Butterfly" so falsch kostümierte und inszenierte, daß die japanischen Zuschauer aus unfreiwilliger Heiterkeit nicht herauskamen. Die Museen sind dadurch charakteristisch, daß sie im Gegensatz zu Peking auch die europäische Kunst, namentlich die griechische Plastik, berücksichtigen, allerdings mit wenig Glück. Die große Masse ergötzt sich wie überall in den zahlreichen Kinos, im Sommer auch in den drei großen Parks mit ihren Tee- und Tanzhäusern, Neno, Shiba und Hibya. Das gesellschaftliche Leben, soweit Japaner und Weiße zusammenkommen, beschränkt sich in großem Stil auf die Gesandtschaften und das Imperial-Hotel, in das auch die Japaner einladen, wenn sie außer ihrem Heim kein für Europäer eingerichtetes Luxushaus haben. Doch ist letzteres oft der Fall, namentlich außerhalb der Stadt im engeren Sinne.

In eine solche Sommervilla wurden meine Frau und ich beispielsweise zur Pflaumenblüte am 22. März eingeladen von einem Großindustriellen, dessen Vermögen auf 500 Millionen Yen geschätzt wird, also zum Leben gerade ausreicht. Am Eingang des Parks wurden uns Blüten angesteckt. Mit gewählten deutschen Worten trat uns der bejahrte Hausherr, der in Leipzig einst promoviert hatte, entgegen und übergab uns seinem Schwiegersohn, der uns durch den Park führte: in Zelten und auf dem Rasen bedienten buntgekleidete Geishas mit kleinen Erfrischungen die eintreffenden Gäste. Die Tochter und Hausfrau nahmen uns dann zur feierlichen Teezeremonie in Empfang. Darauf wurde auf der Terrasse des europäischen Landhauses gefrühstückt und bei Sekt getoastet. Das Innere war reich mit Ölgemälden geschmückt, keineswegs geschmacklos oder überladen. Die kleine Enkelin sang, von mir auf dem Klavier begleitet, die „Loreley" und anderes. Schließlich wurden wir trotz des sehr weiten Weges aus der entfernten Vorstadt im Automobil in Gesellschaft des Schwiegersohns bis vor die Türe unseres Hauses gefahren. Niemand kann als Wirt aufmerksamer sein als der Japaner.

Bemerkungen zu neuen Büchern

Wilhelm Schmidtbonns Sommerbuch von Hiddensee „Die unersch rockene Insel" enthält persönliche Eindrücke, Tagebuchaufzeichnisse höchst launiger und unterhaltender Art. Allerliebste Plaudereien mit mancher kleinen, unboshaften Indiskretion und vielen berühmten

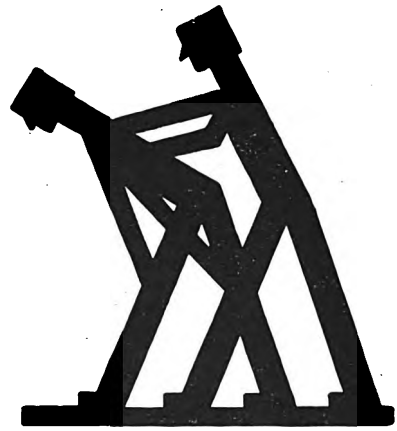
Digitized by Google

oder halbberühmten Namen, die, nur leicht durch einige weggelassene Vokale maskiert, für jedermann kenntlich sind. Das amüsante Buch ist mit hübschen, teilweise farbigen Bildern geschmückt. Wer die stille Schönheit dieses Ostsee-Eilands kennt, wird doppelten Genuß haben. — Detlev von Liliencrons Liebesbriefe gibt Heinrich Spiero unter der Aufschrift „Unbegreiflich Herz" heraus. Briefe, von denen man in der Öffentlichkeit bisher nichts wußte; sie stammen aus den siebziger bis achtziger Jahren und sind größtenteils an Helene von Bodenhausen gerichtet, die Liliencron mit der ganzen Glut und Leidenschaft seines Dichterherzens geliebt hat. Ein köstliches Buch, denn in ihm gärt und brodelt, sucht nach Ausweg und Gestalt alles, was der Dichter teilweise erst Jahrzehnte später in reifer Form der Welt geschenkt hat. Sein ganzes wechselvolles, dramatisch bewegtes Leben ist hier begleitet und beleuchtet von dem Flammenschein seines leidenschaftlichen Herzens, am Schluß aber von dem schwermütigen Verglimmen eines großen Glückes. Der Titel ist einem Gedicht entnommen, das Liliencron schon 1879 in Hamburg schrieb und das in die Verse ausklingt:

Und dennoch jung und dennoch stille Quellen,
Und dennoch je wie frohe Narrenschellen,
Zu Spielen aufgelegt wie muntre Knaben
Bist du, mein unbegreiflich Herz.

— Ein tiefes schweres Werk legt der bekannte Wiener Dichter Emil Lucka in seinem „Urgut der Menschheit" vor. Wir kennen Lucka als Sinnierer und Weltweisen schon aus seinen Drei Stufen der Erotik und Grenzen der Seele. Umfassender, größer, abschließender tritt hier die Weltauslegung des Dichters hervor. Es war wohl eine Notwendigkeit für Lucka, dies ernste Buch zu schreiben, denn nach dem geräuschvollen Zusammenbruch so vieler vermeintlicher „Güter" von Dauer springt den Nachdenklichen ja freilich unabweisbar die Frage an: Was bleibt? was ist unvergängliches, immer noch lebendiges Urgut? Die Antwort wird auf mehr als 500 Seiten von einem Gelehrten, einem Kunstkenner und einem Menschen gegeben, der auf Höhen wandelt und mit dichterischem Auge von Abend- zu Morgenröten schaut. —

Bei Betrachtung von Hans Richters lebendigen Dithmarschen-Novellen „Sturmflut" wunderte ich mich im Septemberheft, daß man von diesen Schriftsteller so wenig zu sehen bekäme. Darauf schickt mir der Verlag jetzt einige seiner früher in Zeitschriften und Zeitungen dieses Verlags erschienene Romane, darunter vier Industrie-Romane. Aus ihnen spricht mich aber im allgemeinen der Dichter weniger an als aus jenen Novellen, sie sind wohl auch zu anderem Zweck geschrieben. Immerhin lassen auch diese Romane einen Erzähler von Phantasie und Schmiß erkennen, dem zu wünschen wäre, daß er sich künstlerisch mehr vereinheitlichte und zu höheren Zielen sammelte. Er kann mehr als „Serien" schreiben. — Oskar Jellineks dramatisch-wuchtige Erzählung „Der Bauernrichter", von den „Monatsheften" seinerzeit preisgekrönt und abgedruckt, ist jetzt als Buch erschienen. — Wenn ich zum Schluß dieser, notwendig etwas kaleidoskopartigen, Anzeigen noch über ein selbstgelegtes Ei zwar nicht kakele, aber doch eine kurze Bemerkung mache, so geschieht es, weil dies Buch gerade in unserer verworrenen, vielfach kleinmütigen Gegenwart das Bild eines Mannes als Muster und Trost hinzustellen sucht, der sich unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen mit deutschem Mut und friesischer Zähig-



Salit
ZUM EINREIBEN

bei Rheumatismus, Hexenschuß, Reißen, Gliederschmerzen, Ischias, Folgeerscheinungen v. Gicht u. Influenza. Salit dringt durch die Haut in den Körper, belastet also im Gegensatz zu Medikamenten, die man einnimmt, weder Magen noch Darm.

Salit-Öl enthält als wirksamen Bestandteil 50% Salit. pur., Salit-Crême 25%. Salit. pur. = 70% Salicylsäurebornylester.

In allen Apotheken: Fl. zu 1.50 M., Doppelfl. 2.50 M.

Salit-Crême Tube 1.— M.

Digitized by Google

Delespa

Die Lieblingsmarke der vornehmen Welt | Die Ideal-Marke der sparsamen Hausfrau

Man verlange überall nur:

Delespa-Seifen
mild, zart und wohltuend

Delespa-Flocken „Schnee"
sparsam, hochschäumend und wäscheschonend

Delespa-Parfüms
anhaltend, vornehm und diskret

Delespa-Werke
G.M. B.H.

keit zum Höchsten emporgearbeitet hat, es heißt: „Werde der du bist. Friedrich Hebbels Wille, Weg und Werk." Von Karl Strecker. Hier ist der Versuch gemacht, das merkwürdige und höchst dramatisch bewegte Leben dieses geistigen Selfmademan so zu erzählen, daß es sich wie ein spannender Roman liest. Auch der kritischen Würdigung der einzelnen Werke Hebbels haftet, wie ich hoffe, kein doktrinärer Staub noch Ruch an, so daß das Buch gerade den Nichtliteraten zu Hebbel hinführen kann. **K. St.**

Anekdoten

Vom Memoirenschreiben und von der Bestechlichkeit

Herr von Talleyrand wurde einmal in einer Gesellschaft gefragt, ob er seine Erinnerungen niederschreibe. „Wozu?" antwortete er. „Ich weiß, daß mein Kammerdiener und mein Koch damit beschäftigt sind." Als ein andermal — es war ein sehr vertrauter Kreis — von Unbestechlichkeit die Rede war und einer der Anwesenden allzu catonische Grundsätze aufstellte, bemerkte der Fürst mit trockener Ironie: „Ich stehe für mich bis zu einer Million."

*

Das Leben in der Rolle

Der Schauspieler Konrad Ackermann pflegte völlig in seiner Rolle aufzugehen. Wenn er z. B. den eingebildeten Kranken zu spielen hatte, kasteite er tagelang vorher seinen Leib und versagte ihm alles, was ihm irgendwie schädlich sein konnte, z. B. auch den Wein. Einmal hatte er den Geizigen darzustellen, als ihn ein Kollege um eine Prise Tabak bat. Zornig wie Harpagon schrie ihn Ackermann an: „Bilden Sie sich ein, ich hätte meinen Tabak gestohlen? Wenn Sie schnupfen wollen, kaufen Sie sich gefälligst selber welchen!"

*

Der Nutzen des Studiums der Rechte

Der Göttinger Lichtenberg, einer der geistvollsten Köpfe unsrer Literatur, stellte einmal den Satz auf: „Um sicher Recht zu tun, braucht man sehr wenig vom Recht zu wissen. Allein um sicher Unrecht zu tun, muß man die Rechte studiert haben."

*

Der bessere Teil des Muts

Moritz von Oranien hatte sich bei Gertraudenberg in einem festen Lager stark verschanzt, und auf keine Weise gelang es seinem Gegner, ihn zu einem Gefecht zu verlocken. Die Spanier standen unter dem greisen Ernst von Mansfeld, der einen Trompeter Oraniens fragte, ob sich sein Herr fürchte; er sei noch jung und ihm stünde besser an, sich ins freie Feld zu wagen. Der Trompeter antwortete: „Gnädiger Herr, der Prinz fürchtet sich nicht. Aber er möchte gern ein ebenso alter Kriegsmann wie Euer Gnaden werden."

*

Die Achtung vor der Zigarre

Kaiser Friedrich war ein starker und verständnisvoller Raucher. Als er, noch Kronprinz, einmal mit brennender Zigarre die historische Rüstkammer im Dresdner Johanneum besuchen wollte und am Eingang das Rauchverbot las, konnte er sich nicht entschließen, seine kostbare Havanna wegzuwerfen. Er schenkte sie vielmehr einem Lehrjungen, der Maulaffen feilhielt, und sagte: „Rauch' sie weiter. Ich darf nicht."

Digitized by Google

Japanische Tempel und Schlangen

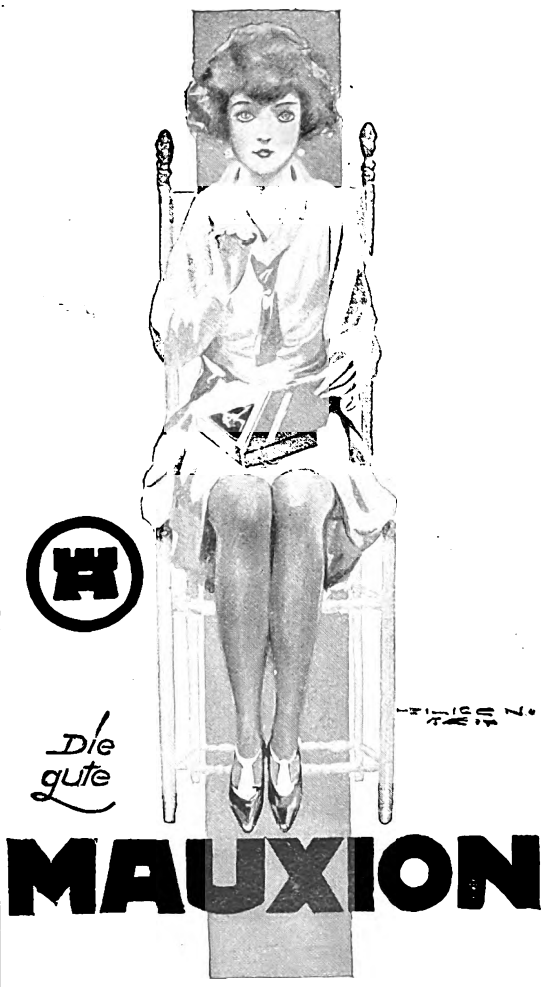
Von Prof. Dr. Waldemar Oehlke

Besonders reich ist Japan an Feiertagen, die auf einzelne Berufe verschieden verteilt sind. Die Barbiere etwa feiern an jedem 17. und 20. des Monats. Beruflich sind noch andere Merkwürdigkeiten zu verzeichnen. Weniger in Tokio, wo es offenbar zu viele gibt, als an anderen Orten, sahen wir Männer, auch auf dem Fahrrad, deren Rock auf der Rückseite in japanischen und englischen Worten den Beruf anzeigte, z. B. „Tischler", „Schlosser".

Über Japans Naturschönheiten gibt es ja nur eine Stimme in der ganzen Welt: die der Bewunderung. Am schönsten soll die japanische Landschaft im Regen sein; jedenfalls soll sie von Malern bevorzugt werden. Japan ist freilich das Regenland. Durchschnittlich regnet es hier wohl jeden zweiten Tag. Von Chinas brennender Hitze ist hier ebensowenig zu spüren wie von den dort wochenlang herunterstürzenden Wassermassen, die man kaum noch Regen nennen kann. Hier ist alles ausgeglichen, das Bizarre und Groteske auch in der Natur gemildert. Wer aus der graugelben chinesischen Öde hierher fährt, glaubt sich auf eine Insel der Seligen versetzt: grüne Wiesen und Wälder, Orangenhaine, schroffe Felsen, lachende Täler und vor allem neben tiefblauen Seen fließendes Wasser. Wer mit deutschen Gebirgserinnerungen das nach vierjähriger Entbehrung wiedersieht, der allein kann unsere ersten Gefühle auf japanischem Boden ganz nachempfinden.

Vorbereitet waren wir schon durch das prächtige Reisebuch „Fernost" des bekannten Leipziger Philosophen Hans Driesch (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1925). Von seiner Gattin auf seiner letzten ruhmvollen Weltreise begleitet und in diesem Buche feinsinnig unterstützt, hat er hier Landschafts- und Kulturbilder entrollt, Aus- und Fernblicke getan, die in ihrer Art heute nicht ihresgleichen haben. Eine große Anzahl photographischer Aufnahmen erhöht die Anschaulichkeit des Werks, das auch uns vorher wertvolle Winke und Aufschlüsse gab. Wir waren daher nicht im Zweifel über die Hauptziele unserer weiteren Ausflüge und Reisen von Tokio aus.

An der Spitze steht, wie ich kaum zu sagen brauche, das alte Nikko. „Nikko wo minai uchi wa, kekko to iu na", zu deutsch: „Brauche nicht das Wort großartig, bevor du Nikko gesehen." Dieses japanische Sprichwort bezieht sich auf die Tempelpracht, die aber sehr übertrieben wird und auf Europäer auch nicht annähernd den gleichen Eindruck machen kann. Einzelnes verdient als Kuriosität bemerkt zu werden. An dem Tore Yomei-mon ist ein Pfeiler absichtlich fehlerhaft geformt, damit der Neid der Götter vermieden wird. Also ein Ring des Polykrates! In einer Ecke des Tempelhofs Futaara Jinja steht eine Bronzelaterne aus dem Jahre 1292, die nachts öfter Teufelsgestalt annahm, bis ihr ein wagemutiger Krieger den noch sichtbaren Schwerthieb über den Deckel gab. Aufgeklärte Leute meinen aber, er sei bezahlt gewesen. Wenn man auf



Digitized by Google

einem bestimmten Punkt in einem der Heiligtümer in die Hände klatscht, dann klappert an der Decke der nachgebildete Kopf eines Drachen, der in einen dort angebrachten Teppich gewebt ist; einen Schritt weiter hört man es nicht mehr, auch wenn der andere auf der richtigen Stelle den Laut hervorruft und deutlich vernimmt. Vor den Tempeln hängen meist Glocken, an deren Strang man ziehen muß, um Buddha aufzuwecken, falls er schlafen sollte, und für den Läutenden zu interessieren. „Aber das ist Aberglaube," versicherte unser Führer, „Buddha schläft nie und sieht und hört alles." Ein sonderbarer Holzkobold mit einem Mützchen soll Kopfschmerz heilen, wenn man ihn berührt und ihm ein neues Mützchen verspricht. Aber man muß so lange daran glauben, bis der Kopfschmerz weggeht. Alles das ist es nicht, was Nikko großartig macht, sondern seine wundervollen tausendjährigen Bäume, schon weit vor der Stadt, ehe der Zug einläuft, besonders aber im Tempelbezirk. Das stimmt feierlich, wirkt hehr, erhaben. Diese großartigen Haine mit den gewaltigen Baumriesen sind die wirklichen Tempel. Ich kenne nichts Ähnliches. Kein Wunder, daß Nikko die heilige Stadt Japans geworden ist wie Benares in Indien; daß man glaubt, es mache schlechte Menschen gut und unglückliche glücklich, wenn sie dort in Andacht beten.

Nur schade, daß so viele Schlangen da sind von ungewöhnlicher Größe. In unsern zwei Nikkotagen haben wir drei erlebt. Die erste vor dem ersten Tempel. Die zweite, als wir im Auto durch die berühmte meilenlange Kryptomerienallee rollten. Sorgsam bog der Führer aus, weil es vorkommt, daß die Autoräder die Schlange von hinten in den Wagen hineinschnellen als unwillkommenen Fahrgast, denn sie beißt sofort um sich. Die dritte — ja, die dritte! Von unserem hochgelegenen Kanaya-Hotel führt ein schmaler Pfad aus runden Pflastersteinen zu dem weißschäumenden Dayagarafluß hinunter, in Windungen zwischen dichtem Gebüsch. Abends nach dem Essen wollten wir da hinab, es sah so romantisch aus; meine Frau voran in niedrigen Abendschuhen. Plötzlich blieben wir beide stehen, eigentlich ohne Grund; es war im ungewissen Abendlicht doch etwas halsbrecherisch: lieber morgen früh. Als wir am andern Tage zu derselben Stelle kamen, züngelte unmittelbar darunter eine Schlange, den Weg versperrend. Daß uns bei diesem Anblick etwas überlief, kann man sich denken. Das war die dritte.

*

Die teure Zeit und das teure Buch

Auch der Unbeteiligte weiß, daß sich unser Buchhandel in schwerer wirtschaftlicher Bedrängnis befindet. Man hat gegen die Nöte, die ihn bedrängen, viele Mittel und Mittelchen angewendet. Man hat Fragen aufgeworfen, die die hundertjährige Geschichte des Börsenvereins der deutschen Buchhändler längst beantwortet zu haben schien: ist der Ladenbuchhändler, der Sortimenter, der unentbehrliche und auch heute noch zeitgemäße Vermittler zwischen dem Buchkäufer und Buchverleger? Ist es nötig, daß der vom Verleger festgesetzte Ladenpreis des Buches an allen Orten und unter allen Umständen aufrechterhalten bleibt? Man hat in den Statistiken geforscht und gefunden, daß sich im Vergleich zur

Digitized by Google

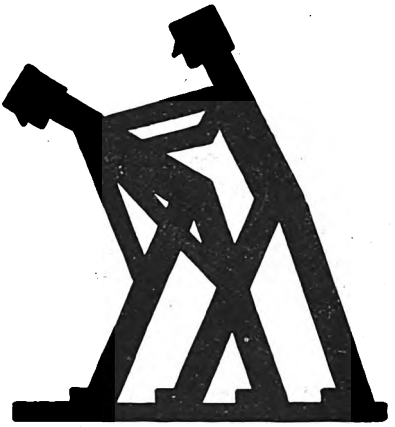
Vorkriegszeit die buchhändlerischen Unternehmungen unverhältnismäßig vermehrt haben, so daß es fast natürlich erscheint, wenn nicht jeder einen genügend schnellen Umsatz seiner Ware erzielt. Die Folge hiervon war die Festlegung bedeutender Mittel auf lange Frist und im Zusammenhang hiermit eine Verteuerung des Buchs, die der Käufer mit Verdruß bemerkte, mochte sie sich auch in Wahrheit in recht bescheidenen Grenzen halten. Um den Verkauf der Bücher zu beleben, erschien es wichtig, die Mittel moderner Reklame anzuwenden. Besonders zu Weihnachten unternahmen die Buchhändler einen kräftigen Werbefeldzug. Unter anderm sah man in allen Läden und Schaufenstern ein Plakat hängen, auf dem eine reizende junge Dame abgebildet war, die, reich mit Weihnachtspaketen beladen, sich noch zu guter Letzt an das Buch als an die beste Gabe erinnert.

Dieses Plakat war von einer liebenswürdigen Bescheidenheit. Oder wäre es nicht kaufmännisch richtiger gewesen, dem Publikum wirkungsvoll und am besten mit gutem Humor einzuhämmern: Wenn du schenken willst, kaufe zuerst und vor allen Dingen Bücher, statt sich erst dann in Erinnerung zu bringen, wenn die Kauflust befriedigt und der Beutel geleert ist? Ach, man sah diesem Plakat an: Der deutsche Buchhändler ist immer noch, gottlob! und leider, ein Grübler, der über die Berechtigung seines Wirkens nachdenkt und sich am liebsten an die wenigen Erlesenen wendet, obgleich er weiß, daß er ohne die vielen nicht leben kann.

Es will uns scheinen, als ob es nicht so wichtig und aussichtsreich sei, das Angebot zu preisen, als die Nachfrage zu fördern. Wenn sich hundert Reklamefachleute mit den Trompeten von Jericho auf den Markt stellen und uns in die Ohren blasen, daß das Buch ebenso notwendig wie billig sei — es fruchtet nichts, solange nicht das Publikum sich besinnt und erkennt, daß ohne geistige Nahrung unser Geist verdorrt und unser Herz verschmachtet. Wir haben uns solange über den bebrillten Deutschen lustig gemacht, bis er in Gefahr geraten ist, das Lesen überhaupt zu verlernen. Weil so viele Menschen nicht mehr lesen können und mögen, werden so wenig Bücher gekauft. Die teure Zeit ist nur eine billige Ausrede.

Es ist auch bei den Büchern wie sonst im Leben: die stärksten und nachhaltigsten Genüsse sind die, zu denen man auf dem Wege der Entbehrung gelangt. Wer sich seine Bücherei durch die Entsagung anderer und flüchtigerer Freuden erworben hat, dem gehört sie ganz anders zu eigen als dem, der sie sich mühelos hat zusammenstellen lassen, weil er über reiche Mittel verfügt. Wie selten aber sind heut die Menschen geworden, die einen in tieferem Sinn so teuer erworbenen Schatz ihr Eigen nennen. Man kauft sich für eine Reise ein Magazin, man schenkt zu Weihnachten ein Buch, weil es so billig ist und anständig aussieht, aber man kümmert sich sonst weder um den Buchhändler noch um seine Bücher, und wenn man vor seinem Laden steht und sieht, daß ein neuer Roman fünf, ein illustriertes Werk acht oder gar zehn Mark kostet, wendet man sich entrüstet ab und wird das Geld auf andere und ungeistigere Art oft doppelt und dreifach los. Selbst den gewiß kümmerlichen und doch ehedem oft so segensreichen Notweg der Leihbibliothek beschreitet man nicht mehr.

Um wieviel Freuden betrügt sich der Mensch, indem er die Freundschaft des Buches verachtet! Um wieviel Freuden ist namentlich unsere Jugend ärmer, die grade in den empfänglichsten, begeisterungfähigsten Jahren in der übertriebenen



Salit
ZUM EINREIBEN

bei Rheumatismus, Hexenschuß, Reißen, Gliederschmerzen, Ischias, Folgeerscheinungen v. Gicht u. Influenza. Salit dringt durch die Haut in den Körper, belastet also im Gegensatz zu Medikamenten, die man einnimmt, weder Magen noch Darm.

Salit-Öl enthält als wirksamen Bestandteil 50% Salit. pur., Salit-Crême 25%. Salit. pur. = 70% Salicylsäurebornylester.

In allen Apotheken: Fl. zu 1.50 M., Doppelfl. 2.50 M.

Salit-Crême Tube 1.— M.

Digitized by Google

Delespa

Die Lieblingsmarke der vornehmen Welt | Die Ideal-Marke der sparsamen Hausfrau

Man verlange überall nur:

Delespa-Seifen
mild, zart und wohltuend

Delespa-Flocken „Schnee"
sparsam, hochschäumend und wäscheschonend

Delespa-Parfüms
anhaltend, vornehm und diskret

Delespa-Werke
G.M. B.H.

Furcht vor Stubengelehrtheit oder Geschmäcklertum an dem reichen Erbe der Vergangenheit, an den erregenden Schauspielen der Gegenwart vorübergeht. Sollte man nicht nach einer Zeit des schrankenlosen Individualismus wieder einmal versuchen, ob man sich und andere in geistige Zucht mit Hilfe des Buches nehmen kann? Es handelt sich nicht um den Buchhandel. So traurig es ist, Existenzen bedroht zu sehen — viel wichtiger ist, daß es um die geistige Bildung unseres Volkes geht. Wer dieser Überzeugung ist, der benutze dieses Osterfest, um trotz der teuren Zeit durch ein gutes Buch gute Leser zu schaffen.

*

Anekdoten

Die Schreckensherrschaft in der Mode.

Als sich die Pariser alte Römer dünkten, und der große Maler David römischen Heldensinn malte und als blutiger Dezemvir der Guillotine Arbeit schaffen half, wollte er auch die Mode reformieren und das echte klassische Kostüm einführen. Dieser Gedanke war fast so grausam wie ein Bluturteil, und einer seiner Freunde bat den leidenschaftlichen Künstler, wenigstens einen Pelzmantel zu dulden, denn im Dezember sei es doch recht kalt in Paris. „Friert dich am Gesicht?" fragte David, indem er seine Backen fühlte. „Das nicht," antwortete der andere. „Aber das Gesicht ist auch schon lange abgehärtet." — „So wollen wir sorgen, daß unser ganzer Leib Gesicht wird," rief David.

*

Die Erziehung der Madame Meyerbeer.

Heinrich Heine kam von einem Besuch bei Meyerbeers und traf noch auf der Treppe einen Bekannten, der im Hause des Komponisten seine Aufwartung machen wollte und ihn fragte, was für eine Frau wohl Meyerbeers Gattin wäre. „Je nun," entgegnete Heine, „es läßt sich mit ihr umgehen. Ihre Töchter haben sie leidlich erzogen."

*

Heilige Ordnung.

Im Salon der schönen Schauspielerin Charlotte von Hagn beklagte man die Nachlässigkeit, mit der die meisten Leute ausgeliehene Bücher behandeln. „In dieser Hinsicht," rief die Künstlerin, „bin ich die ordentlichste und zuverlässigste Person, die man sich denken kann: ich habe die ausgeliehenen Bücher noch alle!"

*

Vierter Klasse.

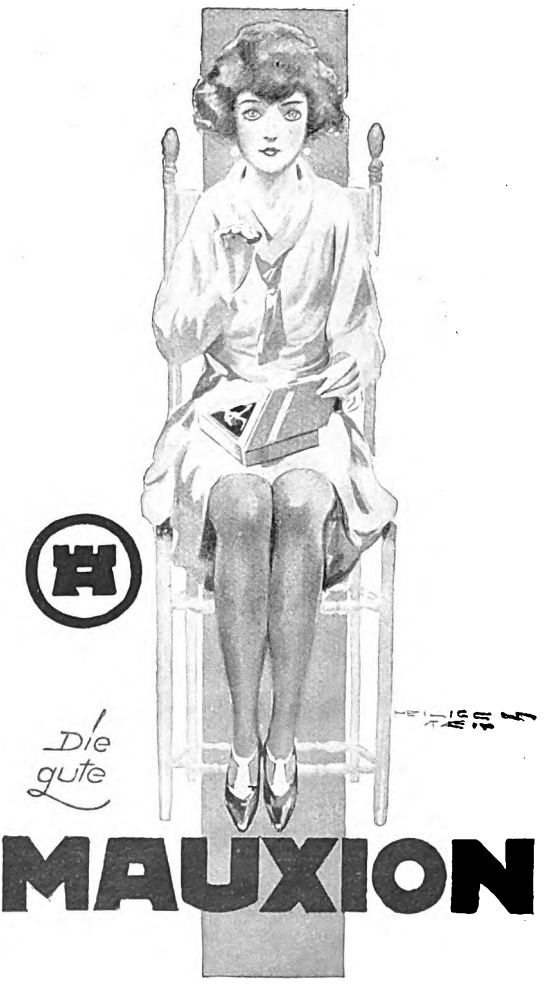
Der Fuhrherr Faber in Magdeburg, der sich während des Siebziger Krieges sehr patriotisch und wohltätig gezeigt hatte, bat sich bei dem ersten Besuch Kaiser Wilhelms in Magdeburg die Gnade aus, den hohen Herrn in einem neuen und eigens dafür gebauten Wagen fahren zu dürfen. Die Gnade ward ihm bewilligt, und er erhielt einen Orden vierter Klasse. Als der Kaiser nach einiger Zeit wieder nach Magdeburg kam, holte ihn Faber abermals ab, kutschierte jedoch stehend. Der Kaiser wunderte sich und fragte ihn nach dem Grunde. „Das tut die vierte Klasse, Majestät," entgegnete Faber, indem er auf seinen Orden wies, „die fährt stehend." Der Kaiser lachte, und Faber erhielt die dritte Klasse seines Ehrenzeichens.

Digitized by Google

Berliner Bühnen

Schauspielererfolge sind es, im Einzelspiel und im Gesamtspiel, die unsere Bühnen vor dem Zusammenbruch retten. Ich kann mich keines Theaterwinters entsinnen, in dem die Bühnenkunst so hoch stand. Die Dichtkunst pflegt in solchen Zeitläuften freilich in den Hintergrund zu treten. Doch um so stärker ist die Anteilnahme der Zuschauer: sie ziehen ja stets das Theater der Literatur vor.

Daß im Deutschen Künstlertheater die „Kronprinzessin Luise“ ein echter, rechter Schlager ward, ist gewiß viel mehr das Verdienst des Regisseurs Ludwig Berger als das des Dichters Ludwig Berger. Der geschickte Regisseur hat für eine Besetzung gesorgt, wie sie glänzender kaum denkbar ist. Sie allein schon verbürgte den Erfolg. Das Stück ist gewandt aufgebaut, in guten Gegensätzen gesteigert. Es zeigt die junge Gattin des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die temperamentvolle Darmstädterin, die sich in die preußisch-steife Zucht durchaus nicht fügen will, in ihrem Herzenskonflikt: als der Sturm und Drang des Prinzen Louis Ferdinand sie aus ihrem inneren und äußeren „Gefängnis“ erlösen möchte. Und es erklärt den Verzicht der lebenslustigen jungen Frau mit dem tiefen Eindruck, den letzten Endes der gerade, ehrliche, wenn auch durch Blut und Sitte und Verantwortung so schwer gebundene Charakter des zukünftigen Preußenkönigs auf sie ausübt. Käthe Dorsch gab dieser jungen Revolutionärin, die den schwersten Sieg im Menschenleben erkämpft, den Sieg über sich selbst, ein neues Antlitz, anders, als es die Geschichtsbücher für die Schule des Kaiserreichs malten, und doch weckten diese Züge herzlichste Sympathie. Jubelnder Beifall überschüttete sie, als sie der verknöcherten Oberhofmeisterin Frau von Voß, vor allem aber dem Königsliebchen Fräulein von Viereck, auf gut Süddeutsch die Wahrheit sagte. Ausgeschlossen, daß man das Stück früher auf einer Bühne Preußens geduldet hätte. Die Behörden hätten es gewiß als Leichenschändung empfunden. Und nun ersteht daraus der königlichen Luise eine neue, nur noch viel innigere Volkstümlichkeit. Die schwierigste schauspielerische Aufgabe des Abends freilich bewältigt Friedrich Kayßler als der nachmalige König Friedrich Wilhelm III. Ein Meisterstück des Taktes: ihn nicht als Schwächling vorzuführen, wie eine raschfertige Geschichtsklitterung ihn so gerne darstellt, sondern all die Lasten mitfühlen zu lassen, unter denen sein reines, von edeln Beweggründen getragenes Wollen immer wieder niedergehalten wird. Nicht ganz so echt, aber auf alle Fälle wirksam, Rosa Valetti als die Königin Friederike, die ihrem Gemahl so bedenklich viel zu verzeihen hat. Sehr witzig Jenny Marba als die Witwe Friedrichs II., die sich und anderen die unmögliche Komödie vorspielen will, als habe sie im Leben des großen Königs irgend etwas bedeutet. Eine glaubhafte Oberhofmeisterin gibt Frieda Richard, einen forsch-phantastischen Louis Ferdinand Lothar Müthel. Der geistreiche Prinz Heinrich von Theodor Loos sei auch nicht vergessen. Die Prinzessinnen der Käthe Haack, Berta Monnard und René Stobrawa verhübschern die



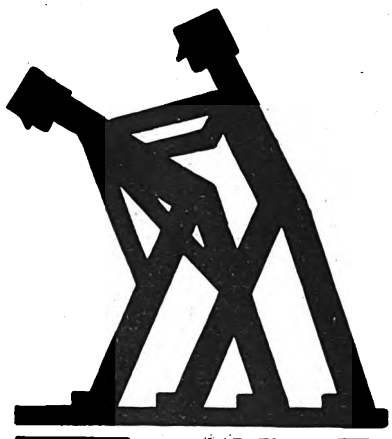
Digitized by Google

Digitized by Google

Kammerspiele in des Russen Dymow originellem Stückchen „Die letzte Geliebte“ und das Komödienhaus in Bernauers und Oesterreichers ‚Vier Kapiteln aus dem Leben eines unanständigen Mädchens‘: „Der Garten Eden“.

Klöpfer spielt den 48jährigen Mann, dem die letzte Geliebte durch den 26jährigen Nebenbuhler entrissen wird. Den Jungen gibt Brausewetter. Es ist peinlich, einen Mann, dem die Geliebte untreu wird, auf der Szene weinen zu sehen. Man muß sich schon so in die weichere Psyche des russischen Verfassers einfühlen können wie der große Menschendarsteller Klöpfer, um das Publikum trotzdem zu gewinnen. Schließlich steht ein armer, feiner, schwacher Mensch da, aber doch einer aus Fleisch und Bein. Es ist unglaublich, mit welcher Virtuosität, die nie das Artistentum verrät, Klöpfer seine Rollen zu gestalten weiß. Und neben ihm wächst da ein lieber und fescher Naturbursche, wie es Brausewetter ist, zu einem immer echteren Könner heran. Die Frau, die zwischen den beiden Männern steht, Maria Fein, wirkte seltsam unwirklich. Aber eine kleine Seelenerschütterung schuf Grete Mosheim in der halbwüchsigen Tochter des Achtundvierzigjährigen, die in der Treue zur leidenden, dann sterbenden Mutter die Abwehr gegen die Geliebte des Vaters und dann auch gegen den Vater selbst begreifen läßt. Kammerspielszenen von intimstem Reiz wurden da geboten.

Ein Reißer von ungewöhnlicher Durchschlagskraft trug im „Garten Eden“ Erika v. Thellmann in die vorderste Reihe der Berliner — wohl überhaupt der deutschen Schauspielerinnen. Hier ist aber auch eine Paraderolle, wie sie seit Sudermanns „Magda“ kaum mehr geboten ward. Die arme kleine Tilly (Vater unbekannt) drückt sich als Liedersängerin schlecht und recht in Varietés herum (angeblich bisher leidlich solid), sie soll im ersten Bild an einen Generaldirektor verkuppelt werden, wehrt sich, haut dem zudringlichen Lebemann eine Sektflasche gegen den Schädel, wird auf die Straße gesetzt und wäre verloren, wenn Rosa, die Garderobenfrau, sich nicht ihrer annähme. Die ist Baronin, Oberstenwitwe und spart das ganze Jahr, um drei Wochen im alten Glanz leben zu können. (Man muß die Gestalt glauben, sonst purzelt das ganze Stück um, doch Ilka Grüning ermöglicht's.) An der Riviera erlebt Tilly in Rosas Schutz ein erstes Glück. Der reiche Privatdozent v. Wernecke verliebt sich in sie und will sie heiraten. Rosa adoptiert die kleine Tilly, und im dritten Akt soll Hochzeit sein. Aber der Generaldirektor taucht wieder auf, entsinnt sich der Sektflaschenhandgreiflichkeit, Tilly gesteht — und der Geliebte ist nicht stark genug, sie vor den Beleidigungen seiner Verwandtschaft zu schützen. Die aufs Blut Gepeinigte reißt sich die echten Spitzen des Brautkleids vom Leibe und flieht, im Hemdhöschen, aus dem Hotel. Der Riesenskandal ist da. Im Schlußakt bekommt Tilly den märchenhaften Heiratsantrag eines russischen Großfürsten. Ein Film, mehr nicht. Aber mit Virtuosität gemacht. Und eine Gelegenheit, alle Skalen weiblichen Empfindens durchlaufen zu lassen. Wie Erika v. Thellmann die verfolgte und beleidigte Unschuld, das erwachende Weib, die selig liebende Braut, die verzweifelnde, die resignierende Frau gliedert, fast immer mit Charme, mit Herzenstönen, mit virtuosem Können, das ist bewundernswert. Georg Alexander sekundiert ihr als schwaches, philiströs beengtes und dennoch feines Kerlchen ohne jeden karikaturistischen Einschlag. Die Liebesszene der beiden im Hotel „Garten Eden“ im zweiten Akt ist von einem Zauber, der



Salit

ZUM EINREIBEN

bei Rheumatismus, Hexenschuß, Reißen, Gliederschmerzen, Ischias, Folgeerscheinungen v. Gicht u. Influenza. Salit dringt durch die Haut in den Körper, belastet also im Gegensatz zu Medikamenten, die man einnimmt, weder Magen noch Darm.

Salit-Öl enthält als wirksamen Bestandteil 50% Salit. pur., Salit-Crême 25%. Salit. pur. = 70% Salicylsäurebornylester.

In allen Apotheken: Fl. zu 1.50 M., Doppelfl. 2.50 M.

Salit-Crême Tube 1.— M.

Digitized by Google

Delespa

Die Lieblingsmarke der vornehmen Welt | Die Ideal-Marke der sparsamen Hausfrau

Man verlange überall nur:

Delespa-Seifen
mild, zart und wohltuend

Delespa-Flocken „Schnee"
sparsam, hochschäumend und wäscheschonend

Delespa-Parfüms
anhaltend, vornehm und diskret

Delespa-Werke
G.M. B.H.
Delmenhorst

die wirkungssichere Kulissendramatik der beiden Verfasser fast ins Reich der Dichtung verschlagen könnte. Carl Meinhard, Carl Ettinger, Heinrich Schroth, Arthur Retzbach-Erasimy holten sich neben ihnen noch Sondererfolge. Das Stück wird über alle Bühnen gehen. Aber leben wird die arme kleine Tilly doch nur von Erika v. Thellmanns Gnaden. P. O. H.

*

Anekdoten

Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz war mit einem seiner Hofbedienten unzufrieden und sagte zu ihm: „Es geht nicht weiter, Peter, du mußt den Hof räumen."

„Gern," erwiderte der Getadelte, „aber laßt mich mit der Silberkammer anfangen."

*

In England waren während des 18. Jahrhunderts die Bestechungen der Parlamentsmitglieder an der Tagesordnung. Einst hielt einer der Abgeordneten eine lange Rede, in der er ausschließlich Wesen und Formen der Bestechung behandelte. Das hohe Haus konnte die Langeweile bei diesen Ausführungen kaum mehr ertragen, bis schließlich ein anderer Volksvertreter den Redner mit den Worten zu Ende brachte: „Glauben Sie, daß ein Mitglied dieses Hauses nicht weiß, was Bestechung ist?"

*

Zwei vom alten Schadow in Wachs modellierte Grazien waren durch einen unachtsamen Hausgenossen in die Nähe eines geheizten Ofens gestellt worden, so daß das Wachs „krisselig" wurde. Der Freund und Nachbar, Apotheker Lucae, übernahm es, den Schaden zu heilen. Nach der Behandlung mit Äther wurde die Oberfläche wieder glatt, aber mehr war auch nicht zu erreichen. Als der alte Schadow seine Statuetten wiedersah, sagte er schmunzelnd: „Ja, die Pickeln sind weg, aber die Pelle ooch!"

*

An Lenbach trat ein Bankier mit dem Anliegen heran, ihn zu malen. Vorsichtigerweise erkundigte er sich zuerst nach dem Preise. Als Lenbach eine sehr hohe Summe nannte, sagte der Bankier ganz entsetzt: „Das ist ja furchtbar viel! Das von Ihnen gemalte Bismarckbild, das ich kürzlich kaufte, hat ja nur die Hälfte gekostet!"

„Ja, sehen Sie," sagte der Meister darauf gelassen, „den Fürsten Bismarck zu malen, war mir auch ein Vergnügen."

*

Swift befand sich auf einer Reise. Unterwegs brachte ihm sein Bedienter eines Morgens die Stiefel ungeputzt und entschuldigte dieses mit den Worten, daß sie doch gleich wieder schmutzig würden. Swift bestieg sofort sein Pferd und der Bediente mußte ihm folgen, sagte aber, bevor er es tat, daß er noch nicht gefrühstückt hätte. „Tut nichts," erwiderte Swift, „du wirst ja doch gleich wieder hungrig!"

*

Die Gräfin von Grävenitz, als des württembergischen Herzogs Eberhard Ludwig Mätresse des Landes Bedrückerin, verlangte vom Hofprediger Osiander, ins Kirchengebet eingeschlossen zu werden. „Das geschieht längst schon," erwiderte der Geistliche, „denn wir beten jedesmal im Vaterunser: ‚Und erlöse uns von dem Übel!'"

Digitized by Google

40. Jahrg. / April 1926 / 8. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

THE LIBRARY OF
JUN 8 19
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Württembergische
Metallwarenfabrik

Zweigniederlassung

GÖPPINGEN

(Württemberg)

Zu beziehen durch alle besseren Haushaltungsgeschäfte

Digitized by Google

PHOTOPAPIERE

Ein wenig Mühe
wenig Zeit und Gelt
durch Mißerfolge —
bei Verwendung
von

Cellofix selbsttonend
Sidi Gaslicht 3 Härte-grade
Elephant Tonbad
für Gaslicht Papiere

Kraft & Steudel Fabrik photographischer Papiere G.m.b.H. Dresden

Zur Körper- und Schönheitspflege:

Sanax-Vibrator und Penetrator
D.R.P.
Elektrische Massage-Apparate

★

Radiolux und Radiostat
D.R.P.
erdschlussfrei
Elektrische Hochfrequenz-Apparate

★

Vapofor
Elektrisches Gesichts-Lichtdampfbad

Der Frühling sagt: „Die Zeit ist um,
Herr Winter, du kannst gehn,
Den Schnee, den bringe ich schon weg,
Dazu hab' ich den „Fön".

Sanotherm-Heizkissen

mit dem praktischen Separatschalter

Nur echt mit Dreimännerbild

Unentbehrlich zur Krankenpflege

Auch dem Gesunden gewährt es grösste Behaglichkeit an kalten Tagen, bei kalten Füssen und als Bettwärmer.

Nur echt mit eingeprägter Schutzmarke „FÖN"

Hunderttausende in Gebrauch ★ Überall erhältlich

„Das Lustige Fön-Buch" ist erschienen. Das billigste und lustigste Bilderbuch für jung und alt mit vielen Beiträgen erster Künstler. Preis 80 Pfennig in Briefmarken oder auf Postscheckkonto Berlin 11560. Auch zu haben in sämtlichen Buchhandlungen.

FABRIK: ELEKTR. GESELLSCHAFT „SANITAS", BERLIN N 24

Digitized by Google

Erhaltung unserer Kraft und Gesundheit

Der Kalkmangel unserer Nahrung ist die Ursache vieler Schwächezustände. — Wissenschaftlich erprobt als zuverlässiges **Mittel zur Anreicherung der täglichen Nahrung mit Kalk** ist

Kalzan

(Calcium-natrium-lacticum)

geschützt durch Deutsches Reichspatent Nr. 297761 nach Vorschrift der Universitäts-Professoren Emmerich und Loew.

Mehr als 2000 ärztliche Autoritäten haben den Wert des Kalzans gutachtlich bezeugt.

Eine aufklärende Schrift über die **große Wichtigkeit genügenden Kalkgehalts unserer Nahrung, besonders bei englischer Krankheit (Rachitis) — Skrofulose — Hautausschlägen — Nachtschweißen — Blutarmut — Ermüdungs-Zuständen — Asthma — Heufieber — chronischem Schnupfen — Alterserscheinungen — für werdende und stillende Mütter sowie für die Entwicklung und Zahnung der Kinder** versendet auf Wunsch kostenlos

Johann A. Wülfing, Berlin SW. 48/H, Friedrichstraße 231

Proben kostenlos und postfrei.

Kalzan in Packungen zu 90 und 45 Tabletten (M. 2.50 resp. 1.50) sowie in einer Pulverpackung zu 100 Gramm (M. 2.75) in Apotheken und Drogerien.

Digitized by Google

SCHWER
VERSILBERTE

WMF

BESTECKE
NEUES REICHSPATENT
№384285

WÜRTTEMBERGISCHE METALLWARENFABRIK GEISLINGEN-STEIGE

Wahren Liebreiz
zeigt nur ein jugendfrisches Gesicht.
Durch sachgemässe Hautpflege mit
Uralt Lavendel Seife
und
Uralt Lavendel Kühl-Creme
wird so leicht ein blütenreiner, frischer Teint erzielt und erhalten.
Fordern Sie diese ausgezeichneten Spezialitäten in allen einschlägigen Geschäften.
Für die Güte bürgt der Name
Gustav Lohse Berlin
GEGR. 1831

Digitized by Google

Eingetragene Schutzmarken

Sämtliche
Symphonien von Beethoven

und viele andere klassische und moderne Orchesterwerke
von Berlioz, Brahms, Bruckner, Haydn, Liszt, Mahler, Mozart, Schubert, Schumann, Strauss, Strawinsky, Tschaikowsky u. a. unter Mitwirkung
weltberühmter Dirigenten und allererster Orchester

(Verlangen Sie unseren Sonder-Katalog)

MOZART
„Eine kleine Nachtmusik"
2 doppels. Platt. • Best.-Nr. 69826/27
Dirigent: OSKAR FRIED

RIMSKY-KORSAKOW
„Scheherazade" Suite Symphonique
3 doppels. Platt. • Best.-Nr. 66067/69
Dirigent: DIRK FOCK, Wien

Gespielt von der Kapelle der Staatsoper, Berlin

RICHARD STRAUSS
Eine Alpen-Symphonie
Symphonische Dichtung, op. 64. 5 Platten. • Best.-Nr. 69803–07
Dirigent: OSKAR FRIED

* * *

Die hervorragenden Geigenvirtuosen

ERICA MORINI • VAŠA PŘIHODA
Adolf Busch / Mischa Elman / Carl Flesch / Josef Joachim
Kreisler / Kubelik / Sarasate / Szigeti und andere

Die lautstarke Tanzplatte
Nach neuestem Aufnahmesystem • Plastisch und lautstark
gespielt von
PAUL GODWIN und EFIM SCHACHMEISTER

Alles hören Sie in vollendeter Wiedergabe auf Schallplatten mit der Schutzmarke

„Grammophon"

in allen offiziellen Verkaufsstellen der
DEUTSCHEN GRAMMOPHON-AKTIENGESELLSCHAFT

Grammophon-Spezialhaus G. m. b. H. **Berlin W. 8,** Friedrichstr. 189 u. **W. 50,** Tauentzienstrasse 13, Ecke Rankestr. (gegenüber der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche). **Breslau,** Gartenstrasse 47. **Düsseldorf,** Königsallee 38/40. **Elberfeld,** Herzogstrasse 30. **Essen,** Kornmarkt 23. **Kiel,** Holstenstr. 40. **Köln a. Rh.,** Hohe Str. 150. **Königsberg i. Pr.,** Junkerstr. 12. **Leipzig,** Markgrafenstrasse 6 (im Hause Polich). **Nürnberg,** Königstrasse 63. **Wien I,** Graben 29a (Trattnerhof II) und Getreidemarkt 10

Auslands- Schutzmarke

Digitized by Google

75% der Menschen leiden an Stuhlverstopfung

„Ein träger Darm ist der Ausgangspunkt unzähliger Leiden. Durch Aufsaugung und Übertritt der zu lange im Darm weilenden Fäulnisstoffe ins Blut entstehen die allermeisten modernen Krankheiten: die Verdauungsstörungen, Magen-, Leber- und Gallenleiden, das große Heer der Nervenleiden, Unterleibskrankheiten, Hautkrankheiten usw. Die Fäulnis- und Gärungsprozesse verseuchen vom Darm aus durch den Säftestrom den ganzen Körper."

Zum Unterschied von Abführmitteln, die eine so ernste Erkrankung wie Verstopfung niemals heilen können, ist

Brotella

nach Professor Dr. Gewecke

eine Darm-Diät, eine Heil-Diät, die den Darm naturgemäß, physiologisch behandelt. Brotella heilt eine jahrelange Verstopfung nicht „über Nacht" und darf es auch nicht, sondern wirkt durch Erziehung, Schulung, Bewegung, Reinigung und Reinhaltung, durch Schleimung, Glättung und Kräftigung des schlaffen, trägen und trockenen Darmtraktus.

Brotella ist eine biologische Früchtenahrung als schmackhafte Tellerspeise. Für Kinder und Erwachsene das gesundeste, heilsamste Frühstück und Abendessen!

Brotella-Darm-Diät statt Abführmittel!

Wir unterscheiden:

„Brotella-mild"
bei Magen- und Darmleiden, auch leichter Verstopfung und für Kinder.
Pfd. ℳ 1.40,
9 Pfund-Postkolli ℳ 12.— franko.

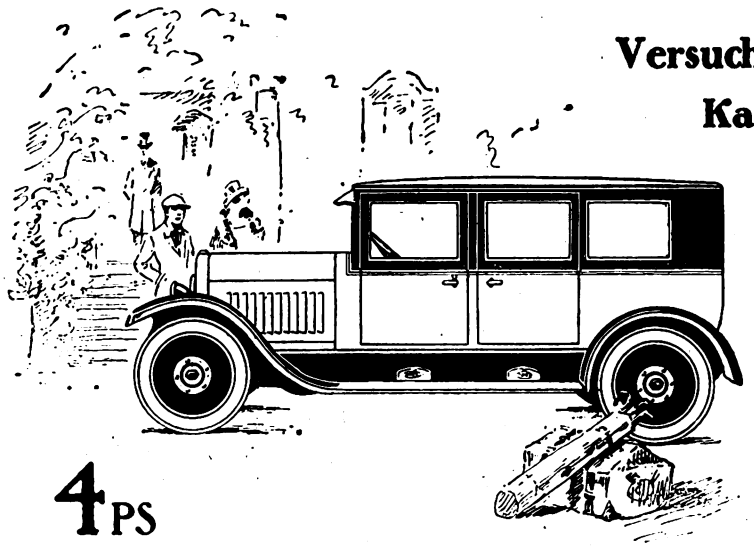
„Brotella-stark"
bei chronischer Stuhlverstopfung.
Pfund ℳ 2.—,
9 Pfund-Postkolli ℳ 17.50 franko.

1 Pfund „Brotella" gibt 20 Teller wundervoll schmeckende Suppe. 1 Teller kostet also ca. 10 Pf.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Reformhäusern u.s.w. — Niederlagen werden nachgewiesen.
Wo keine Niederlage, erfolgt Lieferung direkt ab Fabrik. — Literatur kostenfrei.

Wilhelm Hiller, Chemische Fabrik, Hannover.

Digitized by Google



Versuche ihn, und du wirst staunen!

Kaufe ihn, und er wird dein Stolz sein!

OPEL

SERIEN-PRÄZISIONS WAGEN

4 PS

Zweisitzer	RM 3600.—
Zweisitzer (Luxusausführung)	RM 3700.—
Dreisitzer	RM 4200.—
Viersitzer	RM 4300.—
Limousine dreisitzig	RM 4800.—
Limousine viersitzig	RM 4950.—
Lieferwagen	RM 3900.—

Fünffache Ballonbereifung · Elektr. Licht · Elektr. Anlasser Elektr. Signal · Kilometerzähler · Geschwindigkeitsmesser

Ca. 20000 4 PS-Wagen laufen heute zur grössten Zufriedenheit ihrer Besitzer · 98 Proz. Selbstfahrer bedienen durch die leichte Handhabung des Wagens ihr Fahrzeug selbst. Zahlreiche Anerkennungsschreiben über 74000, 68000, 54000 Kilometer usw. geben Zeugnis von der hervorragenden Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit und Qualitätsarbeit

10 PS

Fünfsitzer (offen)	RM 7950.—
Stadt-Coupé (5fache Ballonbereifg.)	RM 7950.—
Innensteuer-Limousine (4türig)	RM 9000.—
Sechs-Siebensitzer (offen)	RM 8450.—
Pullmann-Limousine (6sitzig)	RM 9600.—

Vierradbremse · 6 Stahlscheibenräder · 6fache Ballonbereifung · Elektr. Licht · Elektr. Anlasser · Elektr. Signal Stossdämpfer · Scheibenwischer · Gepäckbrücke

1 T. Lieferwagen-Gestell (5f. bereift) RM 5950.—

Weit über 1000 Erstlingswagen der vorgesehenen 100000er-Serie des 10 PS-Wagens sind heute bereits im Verkehr · Zahlreiche Zuschriften liegen auch hier schon vor, in denen die Besitzer ihre höchste Anerkennung über diese Type aussprechen

Die Preise verstehen sich ab Werk Rüsselsheim am Main

Vertreter an allen Plätzen! Lassen Sie sich bitte ausführliches Angebot und Beschreibungen von dem nächsten Opelvertreter geben!

ADAM OPEL, Fahrräder- und Motorwagen-Fabrik, RÜSSELSHEIM AM MAIN

Digitized by Google

Sonniges Kinderlachen!

Voll Leben und Bewegung, voll Freude und Übermut möchte jede Mutter ihr Kind sehen.

Wenn Kinder zurückbleiben, wenn sie empfindlich und nervös sind, so braucht kein Leiden die Ursache zu sein. Diese liegt vielleicht einfach an der Ernährung.

Nicht, daß diese Kinder zu wenig zu essen bekämen. Das Essen mag im Gegenteil reichlich und gut sein, aber es ist eben doch nicht die rechte Nahrung.

Die Nahrung der Erwachsenen muß nur die verbrauchte Substanz und Kraft ersetzen, diejenige der Kinder aber außerdem noch das Wachstum ermöglichen.

Dazu braucht es nicht nur viel Nahrung, es braucht vor allem hochwertige Nahrung.

„Ovomaltine“
mein Frühstück!

Eine solche Nahrung ist eine Tasse Ovomaltine zum Frühstück. Sie enthält die hochkonzentrierten Nährstoffe aus Malz, Milch, Eiern und Kakao in leicht und vollständig verdaulicher Form und im Verhältnis, wie es dem kindlichen Körper am besten zusagt. Kinder, die rasch wachsen, die leicht ermüden, bleiche und stille Kinder sollten immer zum Frühstück eine Tasse der guten stärkenden Ovomaltine bekommen. Aber auch für gesunde Kinder gibt es nichts besseres, um eine gedeihliche Entwicklung zu gewährleisten.

Dr. Wander's

OVOMALTINE

stärkt auch Sie!

Gratis-Proben
unter gefl. Bezug auf diese Zeitschrift.

in Büchsen 2.70 und 5.— Mk.
erhältlich in Apotheken und Drogerien.

Dr. A. Wander, G. m. b. H., Osthofen, Rheinhessen.

Digitized by Google

Zur
geschmückten Tafel
gehören Gerichte in ansprechender
Form. Die Gebra-Garnierspritze ver-
leiht Torten und Nachspeisen ein
immer neues, überraschendes
Aussehen; man lobt die
Geschicklichkeit der
Hausfrau.

Der Gebra-Garniersatz
besteht aus gut vernickelter Spritze
und sechs verschiedenen, auswechsel-
baren Tüllen.

Durch alle guten Fachgeschäfte
zu beziehen, wo nicht erhältlich,
wenden Sie sich bitte an uns.

★

Gebr. Arndt.
METALLWARENFABRIK
QUEDLINBURG.

Magerkeit

Aus der Reihe der täglich bei uns einlaufenden Dankschreiben! **Frl. L. A., Kanzleiassistentin beim Landgericht H.,** schreibt: Ich erhielt durch Zufall von einer Bekannten Ihre „Eta-Tragol-Bonbons" und kann Ihnen zu meiner Freude mitteilen, dass ich innerhalb vier Wochen gut 30 Pfund zugenommen habe. Meine Nerven sind seit meiner 15jährigen Dienstzeit sehr heruntergekommen, nur Ihre grossartigen Bonbons haben mir wieder auf die Beine geholfen. Ich kann jetzt viel ruhiger und intensiver arbeiten, schlafe des Nachts besser und habe keine Kopfschmerzen mehr. Ich werde diese geradezu wunderwirkenden Tabletten überall weiterempfehlen. **Frau G. T., Holzerode,** schreibt: Bin sehr zufrieden, habe jetzt schon genau 11 Pfund zugenommen. Und so schreiben uns täglich dankbare Kunden. — Sie müssen voll entwickelt sein, wenn Sie den Platz einer Frau im Leben ausfüllen wollen. Der Mann liebt eine gut entwickelte Frau am meisten. Welcher Schwarm von Männern schart sich um die üppige Tänzerin, die nicht zu erröten braucht, ihre herrlich gemeisselten Schultern und Arme zu enthüllen. Es ist doch so einfach, durch die **„Eta-Tragol-Bonbons"** sein Körpergewicht in einigen Wochen um 10—30 Pfund zu erhöhen. „Eta-Tragol" schafft aber auch Nervenkraft und Blut, vermehrt die roten Blutkörperchen ganz beträchtlich. — Preis 1 Karton M. 2.50 (Nachnahme) und sind zu beziehen von der

„Eta"-Chem. Fabrik, Berlin-Pankow 203, Borkumstr. 2

FRIEDRICH H. BRINCKMANN

Kaffee-Grossrösterei und Tee-Import

HAMBURG 3
Krayenkamp 16A

versendet von 5 Pfund an portofrei unter Nachnahme:

KAFFEE

RÖSTKAFFEE

Nr.	9	**Santos,** weich (handverlesen)	per Pfd.	Mk.	2.70
„	47	**Campinas,** extrafein, grossbohnig . .	„ „	„	3.—
„	104	**Campinas/Guatemala,** vorzgl. Hotelmischung	„ „	„	3.15
„	660	**Guatemala,** sehr aromatisch	„ „	„	3.30
F. H. B.		Hausmarke **Feinste Spezialmischung**	„ „	„	3.45
Nr.	300	**Westindischer Perlkaffee,** sehr fein	„ „	„	3.60
„	900	**Guatemala,** hochfein, grossbohnig .	„ „	„	3.80
„	711	**Guatemala/Costarica-Auslese** . . .	„ „	„	3.90

(Auf Wunsch auch gemahlen.)

ROHKAFFEE (verlesen)

Nr.	2	**Campinas,** extrafein	per Pfd.	Mk.	2.40
„	4	**Guatemala,** gewaschen, blau	„ „	„	2.75
„	5	**Caracas,** blau, kräftig	„ „	„	2.80
„	6	**Westindischer Perl,** feinst	„ „	„	2.90
„	8	**Costarica,** Hochgewächs	„ „	„	3.20

TEE

Nr.	203	Feiner, milder **Haushaltstee**	per Pfd.	Mk.	4.90
„	204	Feinste **China-Mischung**	„ „	„	5.50
„	205	Extrafeiner **Ceylon-Orange-Pekoe** .	„ „	„	5.90
„	206	Hochfeine **Darjeeling-Melange** . . .	„ „	„	6.50
„	207	Feinste **Darjeeling-Assam Hochlands-Auslese**	„ „	„	7.20

Digitized by Google

Wir kennen keinen Husten mehr!
Kaiser's Brust-Caramellen
MIT DEN «3 TANNEN»

das millionenfach, seit 35 Jahren bewährte Mittel, wirkt schnell u. sicher bei allen Erkältungen
7000 Zeugnisse!
Paket 40 Pfg.-Dose 90 Pfg.
Zu haben in Apotheken u. Drogerien u. wo Plakate sichtbar

Alleiniger Fabrikant: **Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart,** *Fabrik medizinisch-diätetischer Präparate. Fabriken in Würzburg, Bregenz, St. Margrethen und Prag.*

„Der kleine Christoph"

Jagd- und Wochenendhaus
in Blockbauweise
mit vollständiger Einrichtung

★

Verlangen Sie Spezialprospekt

★

CHRISTOPH & UNMACK A.G.
Abt. Holzbau
NIESKY 55, OBERLAUSITZ
Ältestes u. grösstes Werk für Holzbauten

Prof. G. Langenscheidt

Eine Sprachlektion vollständig kostenlos!

Unsere weltberühmte Sprachlehr-Methode Toussaint-Langenscheidt bietet Ihnen Gelegenheit, in verhältnismässig kurzer Zeit für das geringe Honorar von nur 2 Mark im Monat jede wichtigere fremde Sprache so gründlich zu erlernen, dass Sie in Ihrem Berufe usw. wirklichen Nutzen aus Ihren Kenntnissen ziehen können.

Denken Sie einmal darüber nach: Wäre die Erlernung einer fremden Sprache nicht auch für Sie von Vorteil? — Unzählige Tausende haben bereits nach unserer glänzend bewährten

Methode Toussaint-Langenscheidt

gelernt und sich durch ihre Kenntnisse bedeutend verbessern können. Viele haben sich durch die Erwerbung von Sprachkenntnissen die Möglichkeit geschaffen, zu einem Berufe überzugehen, der ihnen höheres Einkommen und bedeutend grössere Ausichten auf Vorwärtskommen bot.

Versäumen Sie auf alle Fälle nicht, sich unseren Unterricht anzuhören. Teilen Sie uns auf untenstehendem Abschnitt mit, für welche Sprache Sie Interesse haben. Wir senden Ihnen dann sofort eine Probelektion zu, portofrei, kostenlos und ohne jede Verbindlichkeit für Sie. Überlegen Sie aber nicht lange, schreiben Sie heute noch.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt) Berlin-Schöneberg

Auf nebenstehendem Abschnitt nur die gewünschte Sprache u. Adresse genau angeben u. in off. Briefumschlag frank. als „Drucksache" (5 Pf.) einsend. Wenn Zusätze gemacht werden, nur als verschloss. Brief zulässig. Ist der Abschnitt bereits abgetrennt, so genügt es auch, wenn Sie uns unter Bezugnahme auf diese Zeitung sofort eine Postkarte schreiben.

Hier abtrennen:

Ich ersuche um Zusendung der in Velh. & Kl. Monatsheften angebotenen Probelektion der

..... Sprache, kostenlos, portofrei u. unverbindlich.

Name: .....

Beruf: .....

64]

Ort u. Str. .....

Digitized by Google

DER NEUE
HAUT-CREME

KALODERMA-WEISS

ist nach peinlich sorgfältiger Auswahl aus den edelsten Rohmaterialien hergestellt.

KALODERMA-WEISS

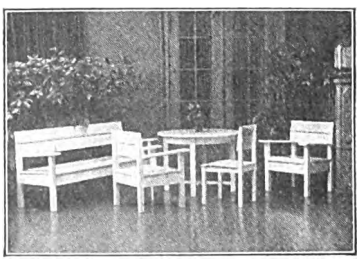
dringt unmittelbar in die Haut ein und verleiht ihr jugendliche Frische u. einen zarten weißen Teint.

KALODERMA-WEISS

gibt durch seine vornehme Parfümierung der Haut einen diskreten Wohlgeruch.

Überall erhältlich in Tuben zu
40, 60, 80 Pfg. & Mk. 1.25

F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE
BADEN



Diese hochmodern, stabil und gut gearbeitete Garnitur, tadellos weiss lackiert, auf Wunsch auch andere Farbtönung, kostet einschliesslich Verpackung ab Fabrik nur

M. 156.—

Verlangen Sie Prospekte und Referenzen

Otto Hetzer A.-G., Weimar/Thür. 9

Schlanke Knöchel

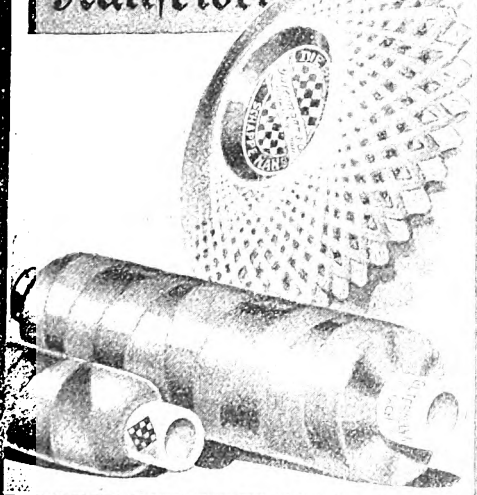
können Sie in einer Minute haben durch Anlegen der **„SEIDENKAUTSCHUKBINDE".** Plumpe, schwerfallige Knöchel verderben eine sonst reizende und anziehende Figur. Die neuen „Seidenkautschukbinden" sind durchsichtig, tragen nicht im geringsten auf und können selbst unter einem Seidenstrumpf unsichtbar getragen werden, machen nicht nur augenblicklich reizende, schlanke Knöchel und geben dem Bein eine entzückende Linie, sondern reduzieren mit der Zeit die starken Fettstellen ganz erheblich. Sind im Tragen nicht unbequem, geben den Fesseln einen festen Halt, stärken müde Muskeln und ermöglichen bei kurzer Mode das Tragen zierlicher Halbschuhe.

Preis 1 Paar für Knöchel Mk. 6.—, für Knöchel u. Waden M. 9.—
„Eta"-Chemische Fabrik, Berlin-Pankow 203, Borkumstr. 2

Digitized by Google

Güter-mann's

Nähseiden



Die gute Naumann

AKTIENGESELLSCHAFT vorm.

SEIDEL & NAUMANN DRESDEN

Katalog 112 kostenlos

22 JAHRE
mit Roald Amundsen

Der berühmte Polarforscher schreibt:
1. XI. 1924.

„Meinen Zeiss-Feldstecher weiss ich gar nicht hoch genug zu schätzen. Er ist heute noch so gut, als im Jahre 1902, als ich ihn kaufte. *Zweiundzwanzig Jahre war er mein ständiger Begleiter* auf allen meinen Fahrten. Am Südpol ist er mitgewesen, allen klimatischen Einflüssen und härtesten Dienstleistungen hat er Trotz geboten."

ZEISS
Feldstecher

Beliebte Reise-Modelle:

Turolem 4×20 Theater- und Reiseglas mit Mitteltrieb	**M. 130.—**
Tellta 6×18 leichtes, flaches Mitteltrieb-Modell, besonders für Damen	**M. 160.—**
Telex 6×24 Universalgläser für die Reise	**M. 125.—**
Turact 8×24 Sport- und Reiseglas	**M. 135.—**
Delturis 8×24 Weitwinkel-Modell mit besonders grossem Gesichtsfeld	**M. 155.—**

Preise einschl. schwarzem oder braunem Lederbehälter und Tragriemen für Glas und Behälter. — Die 3 letzten Modelle auch mit Mitteltrieb gegen M. 15.— Aufschlag.

*

Bezug durch die opt. Fachgeschäfte.
Illustrierter Auswahlkatalog T 1 kostenfrei von CARL ZEISS, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.

Digitized by Google

Empfohlene Töchterpensionate

Altenburg / Thür. ★ **Töchterheim Grawitter.**
Grdl. Ausbild. i. Wissensch., Haushalt u. Gewerbe. Eig. Landh. — Näh. d. d. Vorst. **Ch. Wiedemann.** ADT

Clarens-Montreux Töchter-Pensionat Villa Rurik. Studium der Sprachen u. Musik. Prakt. hauswirtsch. Kurse. Empfehlungen in Deutschland **Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.**

Dresden-A. Goethestr. 12 **Sophie Voigts Töchterheim** verbund. mit **höh. Kooh-, Haushaltgs.- u. Gewerbeschule.** Fortbildg. in Wissensch. u. Musik. Beste Verpfl. Eig. Villa. Prospekt.

Eisenach ★ **Töchterheim Brons,** Haushaltungsschule.
Hainweg 22. Weiterbild. in Wissenschaften u. Musik. Auskunftsheft durch **Marianne Brons.**

Estavayer am Neuenburger See **Schweiz** Luftkur. (Seebäder) | **Töchterpensionat** v. Frau Pfarrer Monnerat. Französ., Engl., Ital. **Musik.** Haushalt, Kunstarb., Familienleben.

Garmisch-Partenkirchen **Töchterheim Ziegra.**
Erstkl. Institut. Prosp. durch d. Leiterin: Frau **Anne-Lise Ziegra.**

Goslar-Harz **Töchterpensionat Dettmer** im 3 Morgen gr. Park mit Tennispl. Sorgf. Unterr. in Haush., Wissensch., Kunstgewerbe. Beste Verpfl. bei niedr. Preis. Näh. durch Prosp.

Goslar (Harz). **Töchterheim Holzhausen.** Gediegene Ausbildg. in allen Fächern, **wissenschaftl., hauswirtsch.** Ziel: **Frauenlehrjahr.** Prosp. d. d. Vorsteh.: Frau E. Holzhausen.

Bad Harzburg **Töchterheim ABEL.** In vornehmer Geg. gel eig. Villa. Sorgf. Erlern. d. Haush. — Wissensch. u. gesell. Weiterbildung. Säuglingspflege. — Eig. Spiel- u. Tennispl. direkt am Walde.

Bad Harzburg **Töchterh. Villa Mansfeld.** Gegr. 1910. — Tel. 382.
Haus ersten Ranges. Herrl. Gartenlage. Aller Komfort, Sport. Ausführl. Prosp. geg. Doppelporto. Frau **Dr. Rensch.**

Lausanne- Signal, Schweiz. ★ **Grand Verger.**
Erstklass. Mädchenpensionat. Neuzeitl. Einrichtungen. Prosp. m. Ansichten auf Anfrage. Beste Ref. Dir.: Mmes **Pflüger et Vine.**

Montreux-Clarens
Virginia College, Töchterpens. I. Rang.
Komf. einger. Villen in herrl. Lage am See, mitten in Gärten, m. Tennis, Seebäd. etc. Wintersport. Erste Prof. f. Engl., Franz., Italien., Musik, Malen, Handarbeit, auf Wunsch Haushalt. Studienreisen, sowie Gebirgsaufenth. Illustr. Prosp. 1 Mark.

ROUGEMONT a. d. Montr.-Oberl.-Bahn 1010 m ü. M. **Mädch.-Pens.** Kurse v. 3-6 Monaten f. ★ Sprache, Handel, Musik, Tänze, Reitk. Pr. v. Frcs. 130.— monatl an. Aerztl. empf. Aufenth. f. Blutarme. Sport. Ref. u. Prosp. d. Dir **S. Saugy.**

Bad Sachsa ★ **Töchterheim Elisabeth**
Vornehmes wissenschaftl. u. hauswirtschaftl. Pens. Erste Ref. Beste Verpflegung. **Erna v. Knobelsdorff.**

● **Teufen** (Schweiz) St. Gallen Appenzell **Prof. Busers Voralpines Töchterinstitut I. Ranges** mit **Sprachlicher-, Handels-, Hauswirtschafts- und Gymnasial-Abteilung.** — Körperkultur. Charakterbildung. Erholung. Familienleben. Eigene Landwirtschaft. ● **Spezialabteilung für Mädchen unter 13 Jahren.** ●

Thale a. Harz ★ **Töchterheim Lohmann.**
Gegr. 1902. Gedieg. wissenschaftliche, hauswirtschaftl. u. gesellschaftliche Fortbildung. Herrl. Wald- u. Gebirgslage. Prospekt.

Weimar ★ **Institut Weiss.** Hausw., gewerbl. u. wissenschaftl. Fortb. f. jg. Mdch. Gross. Besitz, Park. Prosp. mit Referenzen durch **Dr. Curt Weiss** u. Frau.

Wernigerode **Töchterheim Thamm.** Gegr. 1914. Tel. 671. **Erstklass. Pens.** Ausbildg. in Haush. u. gesellsch. Formen. Fortbildg. in Wissensch., Handarb., Musik, Turnen, Sport. Villa a. Walde. Beschr Anzahl. I Ref. Prosp.

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Ingenieurschule
Technikum Altenburg · Th·
STAATSKOMMISSAR
Maschinenbau · Automobilbau · Elektrotechnik
Preisw. Verpfl. im Stud. Casino Progr. auf Wunsch

RACKOW-Schulen

Begründet zu Berlin 1867. — Bisherige Besucherzahl 211 000.
Berlin W., Wilhelmstr. 49, **Berlin C.,** Alexanderstr. 50, **Charlottenburg,** Tauentzienstr. 1, **Dresden,** Altmarkt 15, **Frankfurt a. M.,** Zeil 121, **Hamburg,** Glockengiesserwall 19, **Hannover,** Sophienstr. 6, **Köln,** Agrippastr. 13 (Rohloff), **Magdeburg,** Bismarckstr. 4, **Stettin,** Bismarckstr. 6 (Janke)
Jahres- u. Halbjahrs-Lehrgänge z. Vorbereitung f. den allgemeinen u. höheren kaufmänn. Beruf.
Kürzere Lehrgänge in einzelnen Fächern (Klassen-, Privatzirkel- u. Einzelunterricht): **Buchhaltung, deutsch. und fremdsprachl. Schriftverkehr, Stenographie, Maschinenschreiben usw.** Prospekt und Auskunft frei.
Rackows kaufmännische Privatschulen

Die
Spöhrersche Höhere Handelsschule Calw
(Schwarzwald)
300 Schüler, Schülerheim, Handels- und Realabteilung, gehört zu den bedeutendsten Privatlehranstalten Deutschlands.

Eisenach, Institut Burchardi, Haushaltungs- u. **Gewerbeschule für Mädchen mit Lehrerinnenbildungs-Anstalt.**
Abteilungen: A. Töchterheim mit hausw. Jahr, Haushaltungsschule und Landwirtsch. Frauenschule. B. Seminar für Fortbildungsschullehrerinnen. C. Sem. f. Gewerbelehrerinn. f. Kochen u. Hauswirtsch. D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftsk. (Gleichberecht. i. Preuß.) ADT

Dr. Marie Voigts Bildungsanstalt Erfurt. Hauswirtsch. Frauenschule. Grdl. hausw. Ausbild. Säuglingspfl. Wissensch. Fortbildg. Beste Empf.

Gnadau bei Magdeburg **Evg. Brüdergemeine**
Höhere Mädchenschule (mit zwei Schülerinnenheimen auf dem Lande).
und **Lyzeum**
Oberlyzeum neuen Stiles (mit Schülerinnenheim)
Abiturientenprüfung vermittelt die gleiche Berechtigung wie das Oberrealschulabiturium. ★ Sorgfält. Charakterbildg. a. christl. Grundlage. ★ Grosse Gärten u. Spielplätze. **W. Hafa,** Direktor.

Godesberg/Rhein u. **Herchen/Sieg. Evangelisches Pädagogium.** Oberrealschule und Realgymnasium mit Berechtigung zur Reifeprüfung. Internat in einzelnen Familienhäusern. Dir.: Prof. O Kühne. Anfragen nach Godesberg erbet.

Halle/S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.** Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt fr.

Digitized by Google

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Neuzeitliche
Ingenieur-Ausbildung
Technikum Hainichen i. Sachsen

Welche Sorgenkinder
gehören in die Anstaltserziehung? — Verlangen Sie den Prospekt der **Wichern-Stiftung**
Hamburg 26. Evangelische Erziehungs- u. Bildungsanstalten für die männliche Jugend von 7—21 Jahren. Pädagogium mit Realschule und Realprogymnasium. Lehrwerkstätten. Lehrgärtnerei. Landwirtschaftliches Lehrgut.

Technische Oberschule Hildburghausen
Staatliche höhere Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik. Studiendauer 6 Semester.

Erzieh.-Inst. zu Heilhau b. Rudolstadt, Thür. (Landerziehungsheim). Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. Dir. Gerst. Fernr.: Rudolst. 185.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Seit 1895. Kleine gymnas. u. real. Klassen: **Sexta bis Reifeprüfung.** Förderung körperlich Schwacher. Sport. **Verpflegung** durch eig. Landwirtschaft.

„Das **Schülerheim**" der Staatl. Oberrealschule i. E. (ehemalige Jacobsonschule) zu **Seesen a/Harz** nimmt Schüler v. Sexta bis Oberprima auf. Besond. wohnl. Einrichtungen f. Schüler d. Oberstufe. Auskünfte durch d. Direktor d. Staatl. Oberrealschule i. E.

Potsdam - Hermannswerder 15
Erziehungsheime der Hoffbauer-Stiftung.
Säuglingsheim. Kindergarten. Grundschule. Oberlyzeum neuen Stils (Universitätsreife). Frauenschule mit staatlicher Berechtigung.

Stadtroda b. Jena i. Thür. | **Landmanns Deutsches Walderziehungsheim**
Kleines Heim. - Individ. Erziehung. - Prosp.

St. Gallen - Institut Dr. Schmidt 740 m ü. M. gegr. 1889
(SCHWEIZ) ★ f. Knab. u. Jüngl. Vorbereit. f. d. Hochsch. (Matura) u. f. d. kfm. Praxis. Mod. Sprachen. Sorgf. Erzieh. Grdl. Unterr.

Praktische und theoretische Vorbereitung für Kolonialwirtschaft auf der Grundlage heimischer Landwirtschaft.
Deutsche Kolonialschule
Kolonialhochschule
Witzenhausen an der Werra.
Semesterbeginn: Ostern und Herbst.
Lehr- u. Anstaltsplan (Internat) gegen Einsendung von Mk. 1.—.

Ingenieurschule Zwickau Sa
Höh. Fachsch. Lehranstalt für Masch.-Bau, Elektrotechnik und Betriebstechnik. - Studiendauer 5 Semester. Beginn Anfang April u. Oktober.

Empfohlene Hotels u. Pensionen

Klassio Die Perle der ital. Riviera. **Pension Regina** Idealer Frühlingsaufenthalt.
Deutsches Haus m. Zentralheiz. Grosse Terrasse mit Rundsicht. Vorzügl Küche. Mäss. Preise. Bäder i. Hause. Familie **Naeher.**

Basel ★ **Grand Hotel Victoria & National.** Familienhotel I Ranges
gegenüber d. Zentralbahnhof. Fliess. warmes u. kaltes Wasser i. d. Zimmern. Kein Eisenbahngeräusch **Paul Otto,** Besitzer.

Berchtesgaden ★ **Haus Geiger.**
Pension in bester Südlage, seit 60 Jahren im Besitz und unter Führung d. Familie. Besitzer **F. Geiger.** Trl. 26. Autogaragen.

Bex-les-Bains **Grand Hotel des Bains.**
Simplon-Linie. Die jodhaltigen Soolbäder heilen Frauen- und Kinderkrankheiten.
Pension von Frs. 9.— an. **P. Köhler,** Besitzer.

Alpenhotel Bödele ★ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg.
Das Äquivalent für Engadin und Berner-Oberland.
Prospekte u. Auskunft durch die **Direktion F. Freylinger.**

Brunnen ★ Hotel u. Pension **Kirschen.** Direkt a. See. Prachtaussicht ins Gebirge.
a. Vierwaldst. See. Selbstgef. Küche. 2 grosse Speiseterrassen. Neu renov. Das ganze Jahr geöffnet. Bes. **A. Frei-Surbeck.**

Schlossgut Fahrenbach ★ **Fremden-Pension**
b. Wunsiedel i. Fichtelgebirge, 630 m hoch, auf herrl. Vorhöhe de Kösseine. Vornehm. ruhiger Aufenthalt. Das ganze Jahr geöffnet. Wunderbare Spaziergänge mit herrlichem Rundblick. Ozonreiche Luft. Im Winter bestes Sportgelände. (Ski, Rodel, Eisweiher), 100 ha eigener Gutsbetrieb, eigene Jagd. Fischweiher und Geflügelzucht. Pensionspreis Mk. 5.50. Prospekt gratis gegen Rückporto.

FLIMS - **Waldhaus** · **Grand Hotel et Surselva.**
Neuestes erstkl. Haus in bevorzugter Waldlage nächst Caumasee. Pension von Frs. 16.— bis 25.—. Prospekte durch Direktion. **P. Buol.**

Friedrichroda · **Hotel Herzog Ernst**
in Thüringen. *Ostern geöffnet.*

Innsbruck **Hotel Tyrol**
Vornehmes Familienhotel

Lausanne · **Modern-Hotel Jura-Simplon.** **Deutsches Haus,** beim Bahnhof rechts.
Fliessendes Wasser in allen Zimmern. Restaurant. Pension von frcs. 12.— an. Besitzer: **B. Bisinger,** Reichsdeutscher.

Luzern ★ **Hotel Beau-Rivage.**
Modernisiert, beim Quai. Pens. v. 16 Frs., Hochsaison v. 18 Frs. an. Zimm. v. 6 Frs., Hochsais. v 8 Frs. an. Prima Küche. **C. Giger,** Bes.

Luzern ★ **Hotel du Lac** Nähe Dampfschiff, Bahnhof u. Post. Fliess. Wasser. Privatbäder. Restaurant. Flora-Garten Vollständ modernisiert. **H. Burkard-Spillmann,** Direktor.

Montreux ★ **Grd. Hot. EDEN.**
Bestbekanntes, von Deutschen bevorzugtes Haus, am See, neben Kurpark. Absolute Ruhe. Mässige Preise. **B. Eberhard.**

Schierke (Oberharz) ★ **Hotel Waldfrieden.**
Altbekanntes, vornehmes Familienhaus. Fliessendes Wasser. Solide Preise. Autohallen. Fernspr. Nr. 6. **C. Schinke.**

Digitized by Google

Empfohlene Hotels u. Pensionen

München Karls-platz 11/12 **Rot Hahn Hotel** (Hotel Roter Hahn Telephon 51205) ★ 3 Min. v. Hauptbahnh., Omnibus Bahnh. Gegenüb. d Justizpalast, Ausbl. auf d. städt. Anlagen. Knotenp. sämtl. Strassenb. Erstkl. Haus, ausgest. mit all. Bequemlichk. d. Neuzeit. 200 Betten. Zimm. m. Bad, fliess. Wasser. Vorn. Restaurant. Eigentümer **Adolf Zimmer**, Hofhotelier.

St. Blasien **Villa Gertrud.** Südl. bad. Schwarzwald. 800 m ü. M. Pension ab M. 7.—. Für Erholungsbedürftige. Liegehallen. Privatveranden. Infektiöse streng ausgeschlossen. Prospekte gegen Rückporto.

Weggis (Schweiz) **Hotel Albana.** Behagl. Haus in best. Lage. Gr. Waldpark. Zimmer mit fliess. Wasser. Herrl. Aussicht auf See u. Alpen. Sehr empfohlen. Volle Pension von 11.50 Fr. an. Prosp. bereitwilligst.

Weggis *Vierwaldst. See.* ★ **Park-Hotel.** Erstes Haus am Platze. Fliess. Wass. i. d. Zimmern. Appartem. m. Bad. Gross. Park am See. Strandbad. Tennis. Pens. von Frs. 12.50 an.

Wiesbaden Hotel und Kochbrunnen Badhaus **Schwarzer Bock**

Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges, beste Kurlage, 220 Betten, fliessendes Wasser, elegante Gesellschaftsräume, anerkannt gute Küche. Pension einschliesslich aller Nebenausgaben von Mk. 9.— ab. Jahresbetrieb! F. 38. 6338. 6339. **Theodor Schäfer.**

Zürich ★ **Habis-Royal** a. Hauptbahnhof. Ruhig und bequem. Modern. Mässige Preise. Zimmer mit fliess. Wasser. Privat-Bad. Restaurant. **H. Gölden-Moriock.**

Empfohlene Kurorte u. Heilanstalten

Garmisch-Partenkirchen Hindenburgstrasse 19 **Privat-Kindererholungsheim „Hohenstern".** Gymnastiklehrerin **Leni Wiewiorowski.** **Dr. Kuttroff.**

GMAIN bei Bad Reichenhall, bayerisches Hochgebirge. **Privat-Kindererholungsheim „Haus Hubertus".** Besitzerinnen: Frl. **Kalb.** Empfehlungen aus besten Häusern.

Alpines Privat-Kindererholungsheim „Soldanella", Lenzerheidesee, Graub. Schweiz. 1511 m hoch. Jahresbetrieb. vorzügl. Kurerfolge. Höhen-Luft- u. Sonnenkuren. Pens. 6.50—8 Fr. Prosp. d. d. Bes. u. Leiterin **Schwester Anna Montigel.**

LUGANO **KURHAUS CADEMARIO** 850 m ü. M. — Höhensonne. Winterkuren. Fliess. Wasser. Prospekte gratis. **Im Frühling** Arzt: **Dr. med. Keller-Hoerschelmann.**

Phys.-diätet. Kuranstalt. Das ganze Jahr geöffnet. Aerztl. Leitg. Deutsches Haus. Rivieraklima. — Pensionspr von M. 8.— an. Illustr. Prosp. durch **Dir. M. Pfenning.**

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig.

Kurhaus Osterbichl
Oberammergau.

★

Herrliche, ruhige Lage — 850 m über N.N. unterhalb des 1342 m hohen Kofels. 51 freundliche Zimmer mit Balkon, fliessend. warm. u. kalt. Wasser, elektr. Licht, Zentralheizung und Bad. Behagliche Gesellschaftsräume. Das ganze Jahr hindurch geöffnet. Sehr gute Verpflegung bei mässigen Preisen. Wintersport aller Art. Viel Sehenswertes an Bauten. (Königsschlössern) und Naturschönheiten. Ärztlich empfohlener Höhen- und Luftkurort.

★

Anmeldungen für Herbst- und Winteraufenthalt jetzt an die Hausverwaltung erbeten. Druckschrift frei.

Haus Schwaben
Bad Mergentheim

im württemberg. Taubertal.

★

Inmitten eigner Gartenanlagen unmittelbar am Kurpark gelegen. 45 Zimmer zum Teil mit fliessendem warmen und kalten Wasser, elektr. Licht, Zentralheizung, Bad. Behagliche Gesellschaftsräume. Vorzügliche Verpflegung unter Berücksichtigung der ärztlichen Diätvorschriften. Mässige Kurpreise.

Das ganze Jahr hindurch geöffnet.

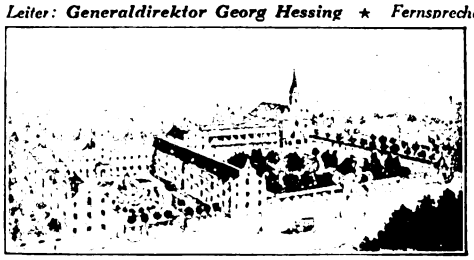
Hervorragende Heilerfolge

bei Gallensteinen, Gicht, Leber-, Magen- u. Darmleiden, bei Zuckerkrankheit, chron. Katarrhen u. Frauenleiden. Sehr mildes Klima. Viel Sonne.

Anmeldungen für Herbst- und Winteraufenthalt an die Verwaltung des Hauses erbeten. — Druckschrift frei.

Hofrat **Friedrich von Hessing'**sche orthopädische Heilanstalt Augsburg-Göggingen

Leiter: Generaldirektor Georg Hessing ★ Fernsprecher Nr. 36 und 3903 ★ Drahtnachrichten: Hessing Göggingenbayern
Briefanschrift: Hessing'sche Heilanstalt, Augsburg-Göggingen



Neue Anstalt

Behandlung aller Entzündungen der Gelenke und Wirbel, Rückgratverkrümmungen, Folgen von Kinderlähmungen, angeborener Hüftgelenkluxationen, ohne Gips und Narkose, Kontrakturen aller Art, überhaupt sämtlicher im Bereich der Orthopädie liegenden Gebrechen mittels unserer an Vollkommenheit von keiner Seite erreichten Apparatebehandlungstechnik unter Vermeidung operativer Eingriffe.

Prospekt ***B***

Digitized by Google

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitender Arzt: **Dr. von Ehrenwall,** Geheimer Sanitätsrat.

Bayreuth **Kurhaus Mainschloss**
Sanatorium für Nerven- und innere Leiden; physik.-diät. Kuranstalt. Hofrat **Dr. Würzburger.**

Berlin - Kuranstalten Westend vorm. Dr. Weller — Dr. Schlomer's Kuranstalten f. Erholungsbedürft. u. Nervöse. Spez.: **Psychotherapie.** Morph.-, Alkoholentzieh.-Kuren etc. Sehr komf. Haus, gr. Park.

St. Blasien i. südl. Schwarzwald, 800 m ü. M. **Sanatorium St. Blasien** für **Leicht-Lungenkranke.** Aerztl. Leiter: **Prof. Dr. Bacmeister.**

Braunlage im Oberharz. **Sanatorium Dr. Barner** Das ganze Jahr geöffnet. Tel.: 8 u. 12. Sanitätsrat **Dr. Barner. Dr. Fritz Barner.**

Chemnitz - Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung Vollkommenste phys.-diätet. Kureinrichtgn. f. Leicht- u. Schwerkranke. Angegliedert chir.-geburtsh. Klinik. Chefarzt **Dr. Loebell.**

Dresden - Weißer Hirsch, Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Feldberg i. Mecklb.-Strelitz **Sanatorium** für Nerven-, innere und Stoffwechselkranke und Erholungsbedürftige. Prospekte gratis. San.-Rat **Dr. Kausch.**

Friedrichroda in Thüringen. Sanitätsrat Dr. Bielings **Waldsanatorium Tannenhof,** für Nerv.-, Herz-, Mag.-, Darm- u. Stoffw.-Leiden. Rekonvalesz.

Kuranstalt GLOTTERBAD, Oberglottertal, südl. bad. Schwarzwald. Physikal.-diätet. Kurmittel. Eig. grosse Waldungen u. Landwirtsch. 127 ha. Ärzte: Dr. Hoffner, Geh. Hofrat Dr. Noack (früher Dr. Lahmanns Sanat.). Prospekte durch die Direktion.

Nicht besetztes Rheinland.
Kurfürstenbad Godesberg a. Rh. Für Nervöse u. innerlich Leidende.
Ärztl. Leitg.: San.-R. **Dr. Staehly.** Kfm. Leitg.: Direktor **Butin.**

Goslar a. Harz - Sanatorium Theresienhof
für innere u. Nervenkranke.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. San.-Rat **Dr. Gellhorn.**

Hamburg - Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. **P. G. Unna** sen., Dr. **K. Unna,** Dr. **Paul Unna** jun. u. Dr. **G. W. Unna**

Bad Harzburg **Sanatorium Sophienhöhe**
für Nervenkranke, innere Kranke u. Entziehungskuren.
Das ganze Jahr geöffnet. Näh. d. Prosp. Bes. u. leit. Arzt **Dr. Göritz.**

Hedemünden a. d. Werra **Sanatorium**
für Nervenkranke. Prof. Dr. Eichelberg.

Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald **Sanatorium**
Für Nerven- und innere Kranke. — Psychotherapie.
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat **Dr. C. Römer.**

Dr. Ferd. Wahrendorffsche **Kuranstalt Jiten** b. Hannover, für Nerven- u. Gemütskranke. Offene, halboffene u. geschloss. Häus. Gross eig. Landwirtsch. m. Beschäftigungsmögl. Mod. Therapie. Vier Ärzte. Näh. durch Anfragen. Fernruf: Hannover Nord 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt**
für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat **Dr. R. Krauss.**

Dr. Büdingens Kuranstalt Konstanz am Bodensee. für **Nerven- u. innere Krankheiten** (speziell **Herzerkrankungen**)

Krummhübel **Dr. Ziegelroth's Sanatorium**
Physikalisch-diätetische Therapie.

Kurhaus Bad Nassau
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Aerztl. Leiter: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.**

Kuranstalt Neufriedenheim / München, für Nervenkranke all. Art. Herrl. 12 ha gr. alt. Park. Alle Kurmittel u. psychischen Behandlungsmethoden. Entziehungskuren. Völl. getrennte Abteilungen f. Psychosen. Geh. San.-R. **Dr. Rehm. Dr. Baumüller.**

Haus Rockenau **bei Eberbach/Baden.** Telegr.: Sanatorium Eberbach/Baden. Telephon: Eberbach 4.
Nervenkranke, Neuralgien, Erschöpfungszustände, Entziehungskuren, d. h. rationelle Behandlung aller Krankheiten, welche zum gewohnheitsmäßigen Gebrauch von **Morphium** und anderen narkot. Mitteln, **Alkohol, Schlafmitteln** etc. führten. Offene Anstalt. **Dr. Fürer.**

Stuttgart-Hohenwaldau **Sanatorium Dr. Reinert**
Innere- u. Nervenkrankh., Gehstörungen, chirurg. Tuberkulose.

Sülzhayn im Südharz. **Sanatorium Hohentanneck** für Leicht-Lungenkranke. Ärztl. Leiter: **Dr. med. E. Awe.**

Sülzhayn im Südharz. / **Sanatorium „Kurhaus"** für **Leicht-Lungenkranke.** Erfolgreiche Winterkuren. Ärztl. Leitung **Dr. med. Elschner,** Facharzt für Lungenkr. Näheres Prosp. Teleph. Ellrich 15.

Sülzhayn (Süd-Harz) **Sanatorium Stubbe**
für Leicht-Lungenkranke.
Ärztlicher Leiter: San.-Rat **Dr. E. Kremser.**

Kurhaus Tannenfeld b. Nöbdenitz, Thüringen **für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.**
Prospekte durch Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Sanatorium Wehrawald
b. Todtmoos, bad Schwarzw., 861 m ü. M. Höchstgel. Privatheilanst. Deutschlands f. **Lungenkranke.** Leit. Arzt: **Dr. K. Kaufmann.**

Wyk-Föhr-Südstrand
S.-R. Dr. Gmelin's Nordseesanatorium
Sanatorium für Erwachsene u. Familien. Vor- u. Nachsommer ermäss. Preise. — Zweiganst.: **Pädagogium,** höh. Schule mit Internat f. Kn. u. Mädch. **Jugendheim,** ohne Unterricht. Kurpark, eig. Strand.

Prospekte durch die einzelnen Anstalten.
Bei Einforderung beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Digitized by Google

Bad Ragaz Schweiz

Der Heilbrunnen gegen Gicht Rheuma, Nervenleiden

Verlangen Sie Prospekt V. durch das Verkehrsbureau

LUZERN am Vierwaldstättersee

Kasino, Golf, Tennis. Internationale Hindernisrennen. Regatten, Seenachtfeste.

Prospekte durch das Offizielle Verkehrsbureau Luzern.

BÜRGENSTOCK, Luftkurort bei Luzern, 870 m ü. M. ★ PALACE HOTEL Pension v. Fr. 15.- an GRAND HOTEL von Fr. 13.50 an PARKHOTEL von Fr. 11.- an

LUZERN, Palace Hotel, allererstklassig; 350 Betten, sämtliche Zimmer mit Privatbad oder laufendem Kalt- und Warmwasser. Offen vom 15. April bis Oktober.

LUGANO, Grand und Palace Hotel, allerersten Ranges; beste Lage am See. 250 Betten; 100 Privatbäder, laufendes Kalt- und Warmwasser in allen Zimmern. Jegl. moderner Komfort. Das ganze Jahr offen.

BADEN (Schweiz) ★ Thermal-Kurbad gegen Rheumatismus, Gicht, Gelenkleiden, Hautkrankheiten.

bei Zürich.

Sämtliche Kurmittel in den Badehotels selbst. Inhalatorium. Kursaal mit grossem Park. Täglich Konzerte. Theater. Bälle. Spielsaal. — Mindestpensionspreise (Zimmer und Mahlzeiten): Frs. 8.50 bis 15.—, ca. RM. 6.50 bis 11.50, je nach Hotel.

WEGGIS *am Vierwaldstättersee*

Idealer Frühlingsaufenthalt

Mildestes Klima nördlich der Alpen. Südliche Vegetation. Ausflugszentrum. Kurorchester. Reunions. Sport.

PROSPEKTE DURCH DAS VERKEHRSBUREAU.

LAUSANNE-OUCHY 30 Min. von Montreux, 50 „ „ Genf

Die Villenstadt

am Genfersee als Kur- und Übergangsstation gleich vorzüglich geeignet. — Gleichmässigste Temperatur Mittel-Europas

Exkursions-Zentrum

für Touren per Bahn, Schiff und Auto

Sommer- und Winter-Sportplatz

★

Die nachbenannten führenden

Hotels

bieten höchsten Komfort bei mässigen Preisen:

Lausanne Palace, Mirabeau Hotel, Belvédère Hotel } Lausanne

Beau-Rivage Palace, Royal Hotel, Savoy Hotel } Ouchy

Keine Kurtaxe ★ **Golf**

Verbringen Sie Ihre Ferien am

THUNERSEE

(Berner Oberland, Schweiz).

Dampferfahrten, Strassenbahn Steffisburg—Thun—Interlaken. Badeleben, Ruder- u. Segelsport, Tennis, Golf. Prächtige Seepromenade.

★

Die Kurorte

Thun-Goldiwil, Hilterfingen, Oberhofen, Gunten, Merligen, Sigriswil, Spiez

bieten Ihnen alle Annehmlichkeiten eines Kuraufenthaltes in unmittelbarer Nähe der Hochalpen. Prospekte durch die Reisebüros und den **Verkehrsverband Thunersee.**

Interlaken ★ **Hotel Schweizerhof**

Bestbekanntes Familienhotel I. Ranges. Schönste Lage am Höheweg neben dem Kurgarten. Privatbäder oder fliessendes Wasser in allen Zimmern. Erstklassiges Restaurant Autogarage mit 3oxes. Mechaniker. Pension von Fr. 16.— an.

Familie Wirth-Strübin, Besitzer.

Brunnen *a. Vierwaldst. See.* **Hotel Metropol** mit bekanntem Drosselgarten. Prachtv. a. See gelegen. Vorzügl. Verpfl. **L. Hofmann,** Bes., zugl. vom Hotel Weisses Kreuz. Verl. Sie Prosp.

Digitized by Google

Bad Schinznach.
Schweiz (Aargau)
stärkste Schwefeltherme Europas.

Kurhaus, Familienhotel 1. R. **Pension Habsburg.** Gegen alle Folgeerscheinungen von Stoffwechselstör., Rheumat., Gicht, Hautkrankh., Krampfadergeschwüre, Katarrhe, Asthma, Drüsen-, Gelenks- u. Knochenerkrank., postoperat Wunden; Frauenleiden; venerische Krankh. ausgeschl. Neuerdings eingerichtet: Röntgeninst., Kinderstat., Privatbäder u. Gästezimmer m. fliess Wasser.

INTERLAKEN ★ **Hotel du Nord**

Altbekanntes Haus in bester Lage am Höheweg. Nähe Kursaal, 5 Min. vom Ostbahnhof. Restauration. Auto-Garage. Mittlere Preislage. — Prospekte durch die Besitzer: Familie **Maurer.**

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Augen- Heilanst. Spez. Method. **Eisenach,** Kursir. 5. **Dr. Rehm**

Bad KUDOWA

Ältestes Herzheilbad Schlesiens.

Gleich vorzügliche Heilerfolge
bei Arterien-, Blut-, Nieren-, Nerven-, Frauen- u. rheumatischen Krankheiten.

Stärkste Arsen-Eisenquelle Deutschlands.

Natürliche kohlensaure Mineral- und Gasbäder. Moorbäder.

Prospekte durch Reisebüros und Badeverwaltung. **Ganzjähriger Kurbetrieb.**

O- u. X-Beine

heilt auch bei ält. Personen der Beinkorrektions-Apparat Dtsch. Reichspat Nr. 335318. Arztl. in Gebr. Verl. Sie geg. Einsendung v. 1.— G.-M. unsere phys.-anat. Broschüre. **Arno Hildner, Chemnitz, Sa. E. 15.** Wissensch. orthop. Werkst (Fachärztl. Leit.)

BAD WARMBRUNN

Thermal- und Moorbad i. Riesengebirge
heilt
Rheumatismus, Gicht, Ischias
Nerven-, Haut- und Frauen-Leiden
★
Ganzjährige Kurzeit
Prosp., Auskünfte frei d. Badeverwaltung

Böttger & Eschenhorn
G. m. b. H.,
Berlin-Lichterfelde.
Spezialfabrik für

Gartenmöbel
in Holz in einfacher Ausführung und nach künstler. Entwürfen.

Kuranstalt ersten Ranges
für phys. diätet. Heilweise.
Geeignet für Kranke jeder Art.
Erholungsbedürftige
auch ohne Kur.
★
Sanatorium Dr. Gossmann
Cassel-Wilhelmshöhe
350 Meter über dem Meer
★
Das ganze Jahr geöffnet. —
Leitender Arzt:
Dr. med. W. Gossmann
Prospekt Nr. 4
Zweiganstalt in Constitucion (Chile).

Die Reisen des Nordens mit der **Nordischen Gesellschaft**

In den Norden!

Regelmässig während des ganzen Sommers
Dänemark
Schweden
Norwegen
Finnland

Kleine Gruppen
Gebildete Führer
Billig und gut

Näheres und Prospekte durch
Büro Lübeck, Schüsselbuden 2 u. alle Reisebüros

Autoreisen durch Deutschland: Näheres Abtlg. Berlin der Nord. Verkehrs-G.m.b.H., Halensee, Eisenzahnstr. 64, Fernruf Uhland 3387

Leiden Sie an Nervosität, Blutarmut, Griesbildung, Korpulenz und Herzverfettung, Gicht und Rheumatismus? **Dr. Hübeners Lebenssalz** wird mit stets befriedigendem Erfolg angewandt. Es ist der Ventilator u. Regulator einer gesunden Körperfunktion, es bewirkt Stoffwechsel, regul. Stuhlgang. Allen Magenleidenden zu empfehlen. Zu haben in Schachteln mit Gebrauchsvorschrift à 1 Mark in Apotheken u. Drogerien, wenn nicht, bei **Heinrich Lappe** G.m.b.H., Chem. Fabrik, Düsseldorf 64.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE zu beziehen.

Bei Zucker, Gallensteinen, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden, Gicht u. Katarrhen Bade- und Hauskurschriften durch Kurdirektion Bad Neuenahr (Rhld.)

Neuenahrer Sprudel

Erhältlich in Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Drogerien

die einzigen alkalischen Thermen Deutschlands rein natürl. Füllung

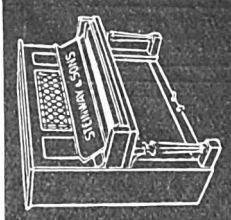
Zur Vorkur einer Trink- u. Badekur in Neuenahr oder als Hauskur ohne Berufsstörung

Digitized by Google

Modell -O- M. 3600

EIN ÜBERWÄLTIGENDES ZEUGNIS
230000
STEINWAY-FLÜGEL UND -PIANINOS
IM BESITZ VON KENNERN!

STEINWAY & SONS, HAMBURG
UNSERE HERABGESETZTEN PREISE SIND NOCH IN KRAFT
AUF WUNSCH ZAHLUNGSERLEICHTERUNG



Modell -K- M. 2200

Gräfin v. Königsmarck'sche Weinkellerei

Gräfin Editha v. Königsmarck o. H.

Coblenz an Rhein und Mosel

Weingutsverwaltung

Nächste Bezugsmöglichkeit wird genannt oder auch direkt geliefert

Weine für das vornehme gastliche Haus

Der Korkbrand, das Bürgschaftszeichen der eigenen Kellerabfüllungen

Alle Abfüllungen haben diesen Korkbrand

Dr. Ernst Sandow's künstliche Brunnensalze

nach Analyse der Quellen

Emser bei Erkältung altbewährt | **Karlsbader** Sprudel und Mühlbrunnen

Friedrichshaller
Fachinger
Ofener
Kissinger
Mergentheimer

Dr. Ernst Sandow Schutz-Marke Hamburg

Marienbader
Homburger
Vichy
Wildunger
Salzschlirfer

und andere in Aluminium-, Glas- oder Pappdosen

Da Nachahmungen meiner Salze vorkommen, die oft minderwertig und teuer sind, achte man auf obige „Schutzmarke"

Fruchtsalz, medizin. Brausesalze, **Kohlensäurebäder,** Stahl-, Schwefel-, Sauerstoff-, Fichtennadel-Bäder. Augenbäder nach Dr. Hesse.

Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30

Digitized by Google

Rudolf Amsinck, Kiel-O.

Spezial-Versand von

Orig. Matrosen-Anzügen für Knaben u. Mädchen

Eigene Anfertigung.

Preisliste und Muster frei zu Diensten

Alle Sorten Jagd- und Luxus-Waffen

kauft man am besten und billigsten unter 3jähriger Garantie direkt von der Gewehrfabrik

Emil von Nordheim

ZELLA-MEHLIS

(Thür. 10)

Hauptkatalog gratis und franko.

Sprechapparate

zu Fabrikpreisen

Direkt an Private

Verlangen Sie Liste B

Meinel & Herold

Sprechapparate-Fabrik

Klingenthal/Sa. № 36

RADJOSAN

Stärkungsmittel

RADJOSAN

zur Nervenstärkung und Kräftigung.

Reines Blut und gesunde Nerven sind die wichtigsten Lebensfaktoren zu deren Wiedererlangung u. Erhaltung ist Radjosan ein erstkl. Stärkungs- u. Kräftigungsmittel. Zahlr. Zeugnisse beider Geschlechter bestätigen es.

In allen Apotheken und Drogerien erhältlich.

Aufklärende Schriften u. Zeugnisse kostenlos.

RAD-JO-VERSAND-GES.

m. b. H. Hamburg 40, Radj.-posthof.

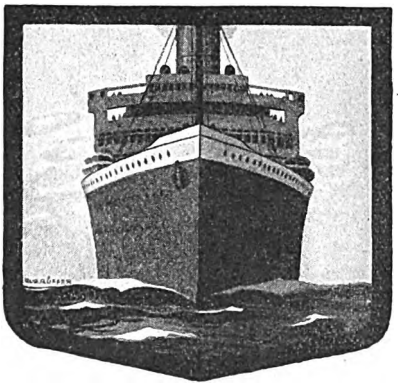
Briefmarkensammeln

der Sport der Gebildeten.

Preisliste frei • Ankauf • Auswahlsendungen

Paul Kohl, A.-G. Chemnitz

Überseereisen



REGELMÄSSIGE

PERSONEN- UND FRACHTBEFÖRDERUNG

NACH ALLEN TEILEN DER WELT

Nach New York und Boston gemeinsam mit

UNITED AMERICAN LINES

Gelegenheit zu

VERGNÜGUNGS- UND ERHOLUNGSREISEN ZUR SEE

mit den Dampfern der regelmässigen Dienste.

Auskünfte und Drucksachen durch

HAMBURG-AMERIKA LINIE

HAMBURG / ALSTERDAMM 25

VERKEHRSPAVILLON AM JUNGFERNSTIEG UND REISEBÜRO AM HAUPTBAHNHOF

BERLIN W 8, Unter den Linden 8, und Verkehrsbank A. G., Kurfürstendamm 237. *BADEN-BADEN,* am Leopoldsplatz. *BRESLAU,* Schweidnitzer Stadtgraben 13. *DRESDEN,* Pragerstr. 41. *FRANKFURT a. M.,* a. Kaiserplatz. *KÖLN,* Wallrafplatz 3. *LEIPZIG,* Augustusplatz 2. *LÜBECK,* Breitestrasse 57/61. *MAINZ,* Reiche Clarastr. 10. *MAGDEBURG,* Alte Ulrichstr. 7. *MÜNCHEN,* Theatinerstr. 38. *STUTTGART,* Schloßstrasse 6. *WIESBADEN,* Kranzplatz 5. *WIEN I,* Kärntnerstrasse 38. *ZÜRICH,* Bahnhofstr. 90, und durch die

Vertreter an allen grösseren in- und ausländischen Plätzen

Digitized by Google

Sumatra-Sortiment B. 32

In echter Zedernholzkiste mit Stanniolauslage, enthaltend von vier verschiedenen hochfeinen Qualitätszigarren je 25 Stück

erhalten Sie spesenfrei

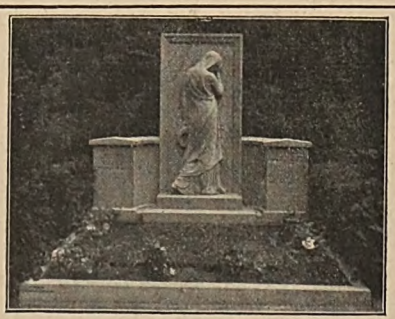
gegen Nachnahme oder Überweisung von M. 40.— auf unser Postscheckkonto 62032 Hamburg.

Brasil-Sortiment E. 32 für nur M. 25.—
Havanna-Sortiment F. 32 (5×10 Stück) „ 35.—

Illustrierter Hauptkatalog wird gratis mitgeschickt.
Garantie: Bedingungslose Rücknahme.

Upmann & Co. G.m. b.H. **Bremen.**

Arbeitsfreudige jg. Mädchen (18—35 J.) mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als Schwestern für Heil-, Erziehungs-, Krankenanstalten und Frauenkliniken gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen werden versendet. Beginn der Kurse April und Oktober.
Staatliches Schwesternhaus Arnsdorf, Bez. Dresden.
Geh. Reg.-Rat D. Naumann.



*

Alte angesehene Kunststätte gegr. 1868

*

Künstler. Grab- und Kriegermale entwirft und liefert in allen Gesteinsarten nach jedem Ort des In- und Auslandes
K. JULIUS SCHURIG, DRESDEN-A. 19
Verlangen Sie Vorlagen 1926

Baumkuchen

Max Sellge

Berlin W 62, Kurfürstenstr. 71,
gegründet 1891.

Mein Baumkuchen hat infolge seines ausgezeichneten Wohlgeschmackes sowie seiner langen Frischhaltung den besten Ruf, er ist zu jeder Gelegenheit ein passendes Geschenk.

Elektr. Haarzerstörer!

Etwas Sensationelles bringt die Elektromedizin. Fabrik **Dr. Ballowitz & Co.**, Berlin-Pankow B. 39, Arkonastr. 3. Lästige Haare mit der Wurzel, Leberflecke u. Warzen kann man jetzt selbst beseitigen, indem man den Apparat durch Knopfdruck in Funktion setzt. Durch konz. galv. Strom (Galvanogaustik) trocknet die Wurzel ein, das Haar fällt sofort aus und ein Wiederwachsen ist unmöglich. Hierfür bürgt die Firma und verpflichtet sich, andernfalls das Geld zurückzuzahlen. (Keine Elektrolyse.) Der Preis ist einschl. Batterie M. 5.50 und M. 8.— (per Nachn).

Gallenstein-
Leber- u. Gelbsucht-Leidende
verwendet nur das bewährte
CHOLESANOL
Keine widerliche Ölkur!
Auskunft kostenlos durch:

PH. METH, MÜNCHEN G. 64, Enhuberstrasse 4

Formenschönheit!

Diesem **elektrischen „Trados-Apparat"** verdanke ich meine Lebensfreude, ist doch der grösste Reiz einer Frau eine normal entwickelte aber feste Brust. Jede Frau sollte die durch Krankheit oder Mutterpflichten welk gewordene Brust mit diesem grundreellen einfach anzuwendenden Apparat festigen. Die vorzügliche Wirkung des angenehm empfundenen Stromes ist von Professoren u. Fachärzten in vielen Schriften nachgewiesen. Preis des gebrauchsfertigen „Trados-Apparates" mit Batterie und Anleitung M. 8.— per Nachnahme von der elektromed. Fabrik **Dr. Ballowitz & Co., Berlin-Pankow 39, Arkonastr. 3.**

„Oh liebe Hausfrau gib stets acht,
Cirine wird oft nachgemacht."

Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hält

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz 8

Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäss?"

Digitized by Google

Rheinauer Gartenmöbel

nach Entwürfen erster Künstler

Erstklassige Qualitätsware

Grosser Katalog auf Verlangen leihweise

Beissbarth & Hoffmann Aktiengesellschaft

Mannheim-Rheinau

Soennecken

Ideal-Bücherschränke

Aus einzelnen Abteilen zusammensetzbar, daher in **Höhe und Breite beliebig auszudehnen**

Die Schränke passen sich allen Raumverhältnissen an und wirken immer vornehm

Ausführliche Prospekte auf Wunsch

F. SOENNECKEN · BONN · BERLIN · LEIPZIG

Emser

Wasser (Kränchen)

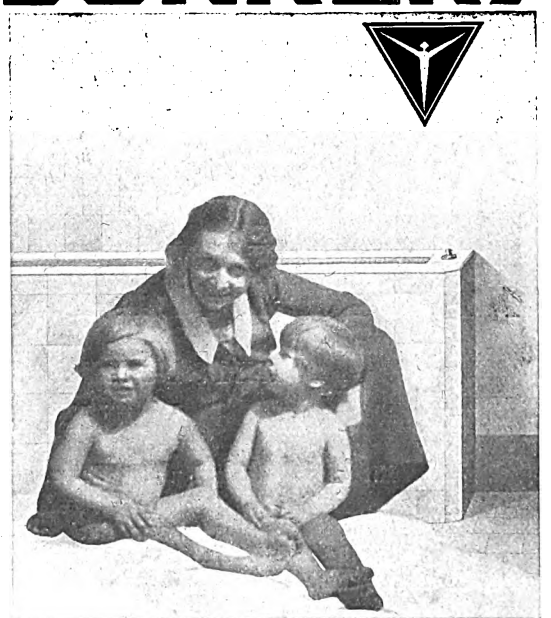
Pastillen Quellsalz

Die natürlichen Heilmittel bei Katarrhen, Asthma, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Grippe u. Folgezuständen, Sodbrennen usw.

Emsolith das Beste für die Zähne.

Nur echt mit dieser EMS Schutzmarke

JUNKERS



Gas Badeöfen Warmwasser-Apparate

Sie sind zu dick!

Trinken Sie sofort Dr. Richters **Frühstücks-Kräutertee.** Natürlich fettzehrend, erfrischend, verjüngend. Garantiert unschädlich und jodfrei. Paket M. 2.—, 6 Pakete M. 10.—. **Dr. med. J. H. in L. schreibt:** Ohne Diät sind 12 Pfund weg **Dr. med. C. A. in B.:** Meine Frau hat 50 Pfund abgenommen. **Prinzessin F. von S.:** Der Tee wirkt prachtvoll auf die Gewichtsabnahme. **Frau Rittmeister E. in P.:** Fühle mich wie neugeboren. Alles unnütze Fett habe ich verloren. — Nur echt mit Firma: **Institut Hermes, München D. 69, Baaderstr. 8.** Broschüre gratis.

Alle Musikinstrumente, Sprechapparate

geg. kl. Anzahlg. u. kl. Raten. Gr. Katalog gratis.

Fritz Gottschalk, Köln/Rh. Nr. 31, Luxemburgerstr. 31.

Digitized by Google

WICHTIGE NEUERSCHEINUNG!

AMERIKA UND WIR

REISEBETRACHTUNGEN VON
PAUL ROHRBACH

Mit 98 Tafelbildern und 2 Karten. / In schönem Buckramleinenband M. 10.—

Rohrbach schildert in diesem Buch seine Erlebnisse und Eindrücke in Nordamerika, Südamerika und Mexiko. Drei Gesichtspunkte beherrschen die Schilderung: die Landschaft, das Kulturbild und die Beziehungen auf das deutsche Leben der Gegenwart.

*

Illustrierte Prospekte stehen zu Diensten! Zu beziehen durch jede Buchhandlung!

BUCHENAU & REICHERT / VERLAG / BERLIN W 35

Digitized by Google

= Deutsche Bücher =

empfohlen von den Verlegern

Oster- und Einsegnungsgeschenke

Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek

„Für Schule und Haus steht sie an erster Stelle in ihrem schmucken Gewand, mit dem sauberen Druck, dem weißen Papier und dem vornehmen Format; vor allem gelten diese Vorzüge dem Innern. Durch Lebensbilder, klare Einleitungen und umfangreiche Anmerkungen wird die „Goldene Klassiker-Bibliothek" die beste und erste deutsche Ausgabe." (Bad. Lehrerztg.)

*Anzengruber, 7 Bände.
*Anzengruber, Dramen, 3 Bde.
Arndt, 4 Bände.
Arnim, 2 Bände.
Arnim u. Brentano, Des Knaben Wunderhorn. 2 Bde.
Bürger, 2 Bände.
Chamisso, 1 Band.
Chamisso, 2 Bände.
Droste-Hülshoff, 2 Bände.
Eichendorff, 2 Bände.
Fouqé, 1 Band.
Freiligrath, 2 Bände.
Gellert, 1 Band.
Goethe, 5 Bände.
Goethe, 10 Bände.
Goethe, 20 Bände.
Grabbe, 2 Bände.
Grillparzer, 8 Bände.
Grimms Märchen, 1 Band.
Grimms Sagen, 1 Band.
Grimmelshausen, 3 Bände.
Grün, 3 Bände.
Gutzkow, 4 Bände.
Gutzkow, 7 Bände.
Gutzkow, Ritter vom Geiste, 3 Bde.
Halm, 2 Bände.
Hauff, 3 Bände.
Hebbel, 4 Bände.
Hebbel, Werke und Tagebücher, 6 Bände.
Hebel, 2 Bände.
Heine, 4 Bände.
Heine, 5 Bände.
Herder, 3 Bände.
Herder, 6 Bände.
Herwegh, 1 Band.
Hoffmann, [E.T.A.], 7 Bände.
Hoffmann von Fallersleben, 2 Bände.
Hölderlin, 2 Bände.
Homer, 2 Bände.
Immermann, Münchhausen mit Oberhof, 1 Band.
Immermann, 3 Bände.
Jean Paul, 3 Bände.
Jean Paul, 5 Bände.
Keller [Gottfried], 5 Bände.
Keller [Gottfried], 6 Bände.
Kerner [Justinus], 2 Bände.
Kleist [Heinrich v.], 2 Bände.
Körner, 1 Band.
Lenau, 2 Bände.
Lessing, 3 Bände.
Lessing, 20 Bände.
Ludwig, 2 Bände.
Mörike, 2 Bände.
Nestroy, 1 Band.
Nibelungenlied (Mit Urtext), 1 Band.
Novalis, 2 Bände.
Raimund, 1 Band.
Reuter, 5 Bände.
Rückert, 3 Bände.
Scheffel, 3 Bände.
Schenkendorf, 1 Band.
Schiller, 5 Bände.
Schiller, 10 Bände.
Shakespeare, 4 Bände.
Shakespeare (Kommentierte Ausgabe), 5 Bände.
Stifter, 5 Bände.
Storm, 3 Bände.
Sturm und Drang, 2 Bände.
Tieck, 2 Bände.
Uhland (Schulausg.), 1 Band.
Uhland, 2 Bände.
Wagner [Richard], 6 Bände.
Wieland, 3 Bände.
Zschokke, 5 Bände.

Jeder Band in Ganzleinen 4.80 M., Halbleder 8 M., Halbleder mit Goldschnitt 10 M., Ganzleder 12.50 M.
* Jeder Band in Ganzleinen 3.50 M.

„Lebensbilder unserer Klassiker" (160 S.) postfrei gegen Einsendung von 25 Pfg. Die „Lebensbilder" enthalten u. a. eine **Schilderung des Lebens und Wirkens unserer Klassiker, 57 Porträte** und einen Anhang **„Grundlinien der Kultur- und Literaturgeschichte von 1740 bis zur Gegenwart".**

BONGS JUGEND-BÜCHEREI

Bongs Jugendbücherei

Von Ministerien, Schulmännern Deutschlands, Österreichs und der Schweiz, sowie den Prüfungsausschüssen für Jugendschriften bestens empfohlen.

Die schönsten Märchen der Weltliteratur. Herausgegeben von Prof. Friedrich v. d. Leyen. 2 Bände.
Das Sternenzelt und seine Wunder. Von Prof. Dr. Joseph Plaßmann.
Gemälde und ihre Meister. Von Stadtschulrat Dr. Arnold Reimann.
Unter den Wilden: Entdeckungen und Abenteuer. Von Dr. Adolf Heilborn.
Wilde Tiere. Von Dr. Adolf Heilborn.
Deutsche Dichter. Von Felix Lorenz.
Seelenleben unserer Haustiere. Von Dr. Th. Zell.
Leben und Treiben zur Urzeit. Von Dr. O. Hauser.
Berühmte Musiker und ihre Werke. Herausgegeben von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Rich. Sternfeld.
Im Wunderland der Technik: Meisterstücke und neue Errungenschaften. Von Hans Dominik.

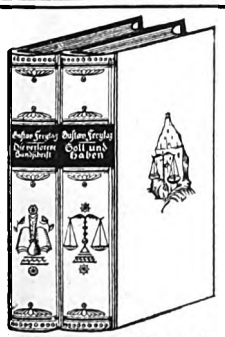
Jeder Band in Halbleinen 4.50 M.

Das Buch der Physik: Errungenschaften der Naturerkenntnis. Von Hans Dominik.
Das Buch der Chemie: Errungenschaften der Naturerkenntnis. Von Hans Dominik.

Jeder Band in Halbleinen 5.50 M.

Ausführliche Prospekte bitte verlangen!

Berlin W 57 / Deutsches Verlagshaus Bong & Co. / Leipzig



ZUR KONFIRMATION

Gustav Freytag

Ungekürzte Ausgabe Fikentscher

Soll und Haben, 1 Band, 4.80. — Die verlorene Handschrift, 1 Band, 4.80.
Die Ahnen, 2 Bde., 9.60. — Bilder aus deutscher Vergangenheit, 3 Bde., 14.40.
2 Serien zu je 5 Bänden. Jede Serie Ganzleinen 22.—, Halbleder 36.—.

Wohlfeilste Ausgabe **Beste Ausstattung**
Das beste Geschenkwerk

Rehm, Deutsches Lachen. Siebenhundert Jahre deutscher Humordichtung. 560 Seiten starker Quartband mit 1140 schw. u. 24 farb. Kunstblättern } Leinen 20.— Halbleder 28.—

Ganzleinen 4.80 pro Bd. *VERLAG H. FIKENTSCHER, LEIPZIG-R.* **Halbleder 8 — pro Bd.**

Digitized by Google

HANS E. KINCK

Die Anfechtungen des Nils Brosme

Roman

Broschiert M 4.—, Leinen M 7.—

★

Der bedeutende Norweger Hans E. Kinck tritt als Kulturkritiker und Dichter von hohem Rang mit diesem Roman in die deutsche Literatur ein. Kincks intuitives Erfühlen des Innenlebens läßt seiner Dichtung Szenen von Mensch zu Mensch gelingen, die zu den ergreifendsten der Weltliteratur gehören.

H. HAESSEL / VERLAG / LEIPZIG

Schlechte Zensuren?

Haben Ihre Kinder Ostern schlechte Zensuren nach Hause gebracht, so schelten Sie nicht darüber, sondern halten Sie Ihre Kinder zum fleißigen Wiederholen an. Wiederholung ist die Mutter des Studiums! Kaufen Sie Ihren Kindern die

Mentor-Repetitorien

die eigens für diesen Zweck geschaffen sind. Sie erreichen damit nicht nur, daß Ihre Kinder wieder vorwärts kommen, sondern wecken und fördern bei ihnen gleichzeitig die Lust zum Lernen. Erschienen sind:

Mathematik.
1. 24. Rechnen I/II.
10.25. Arithmetik u. Algebra I/II.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Gleichungen 3. u. 4. Grades.
41. Zinseszins- u. Rentenrechn.
55. Vierstellige Logarithmentafeln und Zahlentafeln.
56. 57. Unendliche Reihen I/II.
58. 59. Differential- und Integralrechnung I/II.
7. 7a. Planimetrie I/II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I/III.
37. Planimetrische Verwandlungsaufgaben.
38. Planimetr. Teilungsaufgab.
48.49. Analytische Geometrie I/II.
16. 17. 47. Trigonometrie I/III.
18. 19. Stereometrie I/II.
50. 51. 52. Geometrische Ornamente I/III.

Deutsch.
20. 20a. Dtsche. Literaturgesch.
26. 27. Deutscher Aufsatz I/II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Geographie.
4. Astronom.-mathem., physik., polit. u. Wirtschaftsgeogr.

Fremde Sprachen.
2. 2a. 3. Französisch I/II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
5. 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
11. 12. Lateinisch I/II.
13. 14. Griechisch I/II.

Geschichte.
15. Geschichtsdaten.
40. Alte orientalische Geschichte.
21. Griechische u. röm. Geschichte.
22. Geschichte des Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit I.
23a. Geschichte der Neuzeit II.

Naturkunde.
33. 53. 54. Physik I/III.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
30. Botanik.
32. 32a. Zoologie I/II.

Religion.
43. Religion I: Evangelisch.
44. Religion II: Katholisch.

Stenographie.
Leitfad. f. d. dtsch. Einh.-Kurzschr. m. Schl. Bearb. v. Dr. E. Range. Beide Teile zusamm. 1.50 Mk.

Preis jedes Bandes 1.50 Mk. / Durch jede Buchhandlg. zu beziehen.

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg VK Ap., Bahnstr. 29/30.
Postscheckkonto Berlin Nr. 115

Romane berühmter Männer und Frauen

Zum 150. Geburtstag erschien:

Königin Luise

Historischer Roman
von Sophie Hoechstätter

Mit 24 zeitgenössischen Abbildungen

Halbleinen 6.50 M., Ganzleinen 7.50 M., Halbleder 12 M.

Es ist wohl das ergreifendste Stück deutscher Geschichte, das hier vorüberzieht; eine Fülle historischer Gestalten hebt sich in porträtgetreuer Zeichnung ab.

★

Prospekte auch über die anderen Romane der Sammlung bitte verlangen.

Verlag von Rich. Bong
Berlin W 57 und Leipzig

Mingol-Tabletten schützen vor Husten Heiserkeit Erkältung
Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

H. von Gimborn - A.-G. Emmerich a/Rhein

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch.

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatsheft-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in besonderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druckerzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Romane und Novellen.

Neumann, Alfred. Der Patriot. Erzählung (Der Falke. Bücherei zeitgenössischer Novellen, 24. Band). Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Neumann, Felix. Die wandernde Seele. Roman. Grunow & Co., Leipzig.

Paul, Adolf. Der Teufel im Exil. Novellen. Albert Langen, München.

Schibli, Emil. Unterm Lebensbaum. Novellen (Schweizer Bücher, 2. Bd.). Orell Füßli, Zürich.

Schrickel, Leonhard. Friedrich der Freidige. Ein historischer Roman aus dem vierzehnten Jahrhundert. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Schröer, Gustav. Der Schuß auf den Teufel. Eine Geschichte aus dem Frankenwald. Heimat-Verlag für Schule und Haus, Halle a. S.

Seidel, Willy. Der Gott im Treibhaus. Ein Roman von übermorgen. Buchenau & Reichert, München.

Sieburg, Erich. Das fremde Gesicht. Novellen. G. D. Baedeker, Essen.

Sperl, August. Der Bildschnitzer von Würzburg. Romandichtung. Mit 10 Abb. von Werken Tilman Riemenschneiders. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Steub, Ludwig. Die schönsten Erzählungen (Langens Auswahlbände. Begründet von Walter von Molo, Band 22). Albert Langen, München.

Trüeb, Heinrich. Beatus Wiederkehrs Ferienreise. Erzählung (Der Falke. Bücherei zeitgenössischer Novellen, 27. Band). Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Voigt-Diederichs, Helene. Auf Marienhoff. Vom Leben und von der Wärme einer Mutter. Mit 8 Bildern. Eugen Diederichs, Jena. — Ein einfaches, starkes, tief sich einprägendes Leben und Schaffen ist da von pietätvoller Hand, der ein warmes Herz geholfen hat, beschrieben.

Blasen-, Harnleiden (Harnsäure), Arterienverkalkung

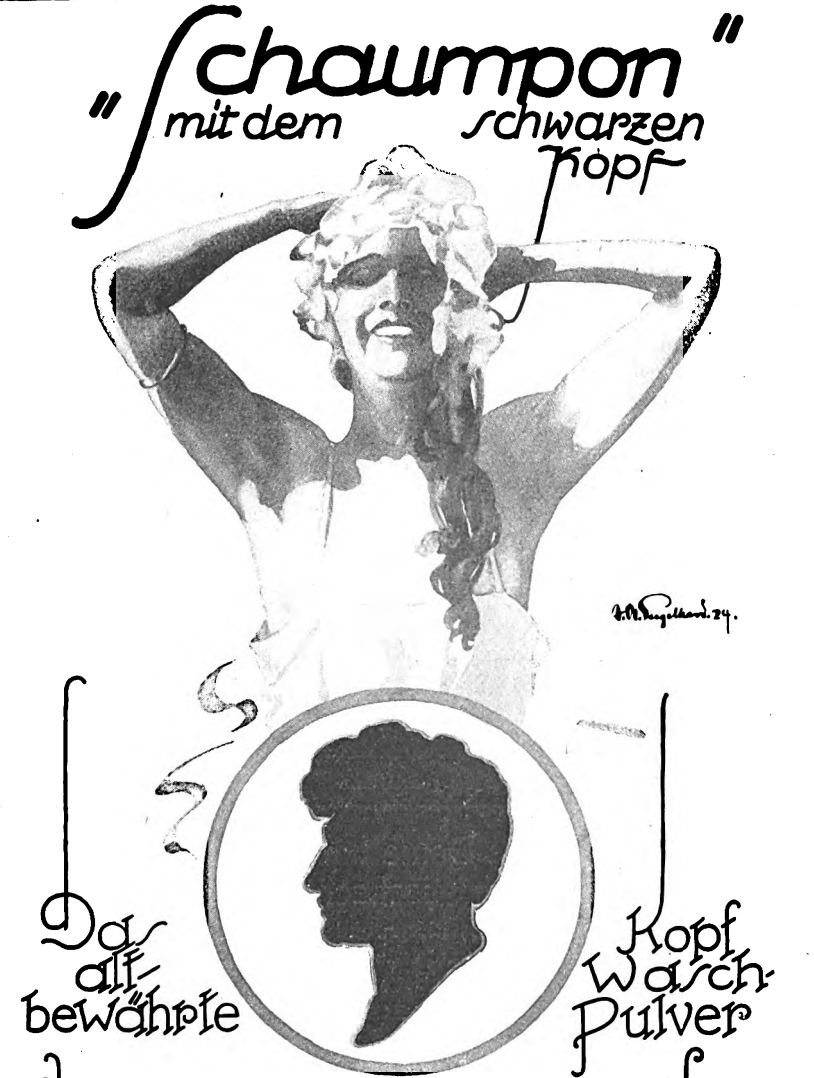
Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Nieren-,

STAATL. FACHINGEN
Natürliches Mineralwasser

Frauenleiden, Magenleiden usw.

Zu Haustrinkkuren

Erhältl. in Mineralwasserhandlungen, Apotheken, Drogerien u. einschläg. Geschäften.
Brunnenschriften durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 66, Wilhelmstrasse 55.



Digitized by Google

Ein neuer Weg zur Berufsbildung unserer Töchter.

Viele Eltern, die den Wunsch haben, ihre Töchter zwecks Fortbildung und körperlicher Ertüchtigung für ein Jahr in ein Töchterbildungsheim zu schicken, nehmen von diesem Plane Abstand, da sie bisher keine Möglichkeit hatten, auf diesem Wege ihren Kindern eine anerkannte Berufsbildung zu geben, auf Grund derer sie später einmal auf eigenen Füssen stehen können. In Gernrode, dem landschaftlich hervorragend schön gelegenen Städtchen des Ostharzes, ist diese Möglichkeit jetzt geschaffen worden. Unter dem Namen **„Handelsabteilung des Töchterbildungsheimes Haus Waldtraut"** ist nun eine höhere Handelsschule für junge Mädchen gebildeter Kreise errichtet worden, die den Schülerinnen eine abgeschlossene kaufmännische Berufsbildung vermittelt. Der Besuch dieser höheren Handelsschule „Haus Waldtraut" berechtigt zu späterem Besuche der Handelshochschule. Die Kosten für die Ausbildung sind sehr mässig. Hier tritt erstmalig in Deutschland eine Verbindung von Heim- und Berufsschule in Erscheinung, die in hohem Masse das Interesse der Eltern und pädagogischer Kreise wecken dürfte.

Prospekte und Lehrpläne frei durch die Institutsleitung.

Indanthren

waschecht
lichtecht
tragecht
wetterecht

Jede Dame hat den Wunsch, wirklich waschechte und lichtechte Waschkleider, Blusen und Möbelbezüge zu besitzen! Allen erfüllbaren Forderungen entsprechen in höchstem Masse Stoffe aus Baumwolle, Leinen u. Kunstseide, die

indanthrenfarbig

und mit der obigen Schutzmarke versehen sind.

Verlangen Sie deshalb beim Einkauf ausdrücklich rein indanthrenfarbige Gewebe und Garne; diese führt jedes gutgeleitete Textilwarengeschäft.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Zech, Paul. Das törichte Herz. Vier Erzählungen. J. H. W. Dietz Nachf., Berlin.

Kunst-, Kultur- und Literaturgeschichte.

Ludwig, Franz. Julius Otto Grimm. Ein Beitrag zur Geschichte der musikalischen Spätromantik. Mit zwei Bildnissen. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Grimm stand durch vier Jahrzehnte an der Spitze des Musiklebens von Münster. Seine Freundschaft mit Johannes Brahms ist bekannt. Dieses Buch der Pietät wird dem feinsinnigen Musikpädagogen auch über Westfalens Grenzen hinaus Freunde erwerben.

Meißner, Bruno. Die Kultur Babyloniens und Assyriens (Wissenschaft und Bildung, 207). Quelle & Meyer, Leipzig.

Meißner, Carl. Wilhelm Kreis. Charakterbilder der neuen Kunst. Herausgegeben von Paul Joseph Cremers). G. D. Baedeker, Essen.

Muschler, Reinh. C. Richard Strauß (Meister der Musik, III. Band). Franz Borgmeyer, Hildesheim. — Diese neue Würdigung des Schaffens unseres größten jetzt lebenden Tondichters reiht sich ebenbürtig den zahlreichen bisher erschienenen Biographien an: auch sie ist von warmer Liebe für die liebenswerte Gestalt des Meisters beseelt.

Neckel, Gustav. Altgermanische Kultur (Wissenschaft und Bildung, 208). Quelle & Meyer, Leipzig.

Otto, Walter. Kulturgeschichte des Altertums. Ein Überblick über neue Erscheinungen. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Pazaurek, Gustav E. Kunstgläser der Gegenwart. Mit 4 Kupferdrucktafeln, 4 Farbentafeln, 1 Markentafel und 253 Textabbild. (Monographien des Kunstgewerbes, Band 19/20). Klinkhardt & Biermann, Leipzig. — Seit seiner Tätigkeit am Reichenberger Museum ist Pazaurek der vortrefflichste Kenner dieses Kunsthandwerks geblieben. Das prächtige Werk wird Sammlern wie Kunstfreun-

Schriftstellern

bietet bekannte Verlagsbuchhdlg. Gelegenheit z. Veröffentlichung ihrer Arbeiten i. Buchf. Anfr. unt. A. 17 an Ala-Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Studenten-

Utensilienfabr.

Älteste und größte Fabr. d. Branche.

Em. Lüdke

vorm. C. Hahn & Sohn, G. m. b. H.,

Jena i. Th. 10.

Man verlange gros. Katalog gratis.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

den gleich wertvoll erscheinen.

Rüegg, Dr. August. Luis de Camoes und Portugals Glanzzeit im Spiegel seines National-Epos. Helbing & Lichtenhahn, Basel.

Sahr, Julius, und Paul Sartori, Das deutsche Volkslied II (Sammlung Göschen). Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Salmony, Alfred. Chinesische Plastik. Ein Handbuch für Sammler. Mit 129 Textabb. (Bibliothek für Kunst- und Antiquitäten-Sammler, Band XXVI). Richard Carl Schmidt & Co., Berlin W. 62.

Schikowski, John. Stürmer gegen das Philistertum. Essays. J. H. W. Dietz Nachf., Berlin.

Schmidt, Paul F. Die Lukasbrüder. Der Overbecksche Kreis und seine Erneuerung der religiösen Malerei. Mit 24 Abbild. (Schöpfung. Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst. Herausgegeben von Oskar Beyer, Band 3). Furche-Kunstverlag, Berlin.

Servaes, Franz Anders Zorn. Mit 120 Abb., darunter 15 Buntbildern. 2. Auflage (Künstler-Monographien. In Verbindung mit anderen herausgegeben von H. Knackfuß, 102). Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Nun das Schaffenswerk des großen, hellen, lebensdurstigen und tatenfrohen Schweden abgeschlossen vor uns liegt, übersehen wir erst, wie reich er uns beschenkt hat! Die neue Auflage hat auch die letzten Arbeitsjahre Zorns ausführlich berücksichtigt.

Siebzig Jahre Deutsche Mode. Zur Geschichte einer deutschen Modezeitschrift. Kantate-Festgabe der Bazar-Aktien-Gesellschaft Berlin zur Jahrhundertfeier der Gründung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. — Dieses hübsche Bilderbuch muß man gemeinsam mit einer nach dem neuesten Schick gekleideten Dame durchblättern, um sich an den erstaunten Spottrufen zu ergötzen, wenn die Zeit der Krinoline, der Tournüre, des Cul de Paris, der Keulenärmel auftaucht..

Zeit zur Erholung

findet eine umsichtige Hausfrau immer. Das Schuhputzen z. B. ist bei ihr im Handumdrehen getan, denn sie verwendet dazu ausschließlich Erdal. Schaffen Sie sich auch Zeit zur Erholung! Verwenden Sie zur Schuhpflege das arbeitsparende Erdal.

Für Lackschuhe:
Erdal-Lackschuhcreme
in der Tube.

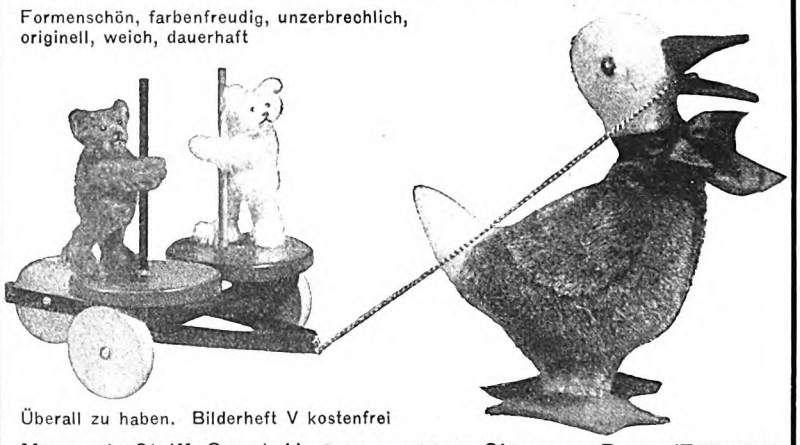
Erdal

Globol
tötet Motten
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig

Digitized by Google

STEIFF / KNOPF IM OHR * Spielwaren

Formenschön, farbenfreudig, unzerbrechlich, originell, weich, dauerhaft



Überall zu haben. Bilderheft V kostenfrei

Margarete Steiff, G. m. b. H., Spielwarenfabrik, Giengen a. Brenz 17 (Württ.)

Verdunstungsschale mit Medikament für Dauer-Inhalation Mk. 8.–

Riechdose mit 4 Füllungen Mk. 3.–

SÄURE-THERAPIE ★ PROF. Dr. v. KAPFF ★

Kein Schnupfen mehr

Grippe u. Bronchitis geheilt

Aerztliche Gutachten:

Med.-Rat Dr. A. S.: Nach meinen eigenen an mir selber gemachten Erfahrungen ist die Wirkung eine erstaunliche zu nennen. Sie hat bei mir eine überraschend schnelle, wesentliche Besserung einer langwierigen chronischen Bronchitis herbeigeführt. Akute Prozesse und frisches Asthma heilten nach wenigen Sitzungen symptomlos aus. **Med.-Rat Dr. L. U.:** Das Trockengasinhalieren habe ich bei zahlreichen Fällen von Grippe und Bronchitis mit bestem Erfolg angewendet. **San.-Rat Dr. H.:** ... dass die Inhalationen rasch und sicher wirken und sehr zu empfehlen sind bei chronischen Katarrhen der Luftröhre und der Bronchien. **Dr. med. Th. S.:** Die nach Prof. v. Kapff behandelten akuten und chronischen Katarrhe der oberen Luftwege zeigten schon nach 4–6 Sitzungen ein Verschwinden aller Erscheinungen.

Tausende von weiteren Attesten aus Aerzte- und Laienkreisen, welche die erstaunliche Wirkung der Säure-Therapie Prof. Dr. von Kapff auch bei Hautkrankheiten und zur Körperpflege beweisen.

Lieferung direkt oder durch Apotheken.

POSTSCHECK-MÜNCHEN 4569 TELEFON: 62611 & 62811

★ MUENCHEN DACHAUERSTR. 112

Grosser Vacuum-Inhalator mit Gummimaske und Medikamenten Mk. 15.–

Hand-Inhalator mit Gummimaske und Medikamenten Mk. 7.50

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Siegris, Emmerich. Alte Wiener Hauszeichen und Ladenschilder. Mit 86 Abbildg. auf 60 Tafeln und vollständigem Denkmälerverzeichnis. Burgverlag, Wien. — Ein enges Thema, das sich dennoch ungemein ergiebig für die Geschichte des Geschmackes und der Sitten erweist.

Soyka, Josef. A. Egger-Lienz. Leben und Werke. Monographische Studie. Mit 50 Abbildungen nach Werken des Künstlers und einem faksimilierten Brief desselben. Carl Konegen, Wien. — Dem markigen Südtiroler, der unser ist wie das Land, dem er entstammt, mag es uns auch entrissen sein, widmet Soyka eine schätzenswerte Studie.

Stuhlfauth, Georg. Der christliche Kirchenbau des Abendlandes. Eine Übersicht seiner Entwicklung. Mit 23 Abbildungen u. 8 Grundrissen. (Schöpfung. Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst. Herausgegeben von Oskar Beyer, Band 1). Furche-Kunstverlag, Berlin.

von Sydow, Eckart. Ahnenkult und Ahnenbild der Naturvölker. Mit 20 Abbildungen. (Schöpfung. Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst. Herausgegeben von Oskar Beyer, Band 6.) Furche-Kunstverlag, Berlin.

Szittya, Emil. Selbstmörder. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker. Illustriert. C. Weller & Co., Leipzig.

Vogel, Jul. Otto Greiner. Mit 117 Abbild., darunter 6 farbigen Tafeln. (Künstler-Monographien. Begründet von H. Knackfuß, 144.) Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Wie reich dies Leben und Schaffen war – so recht fühlen wir es erst jetzt, da uns Julius Vogel mit dieser glänzenden Veröffentlichung in das Gesamtwerk Greiners einführt.

Vögtlin, Adolf. Gottfried Keller-Anekdoten. Rascher & Cie., Zürich.

Wolkan, Rud. Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen und in den Sudetenländern. Mit einem Titelbild in Fünffarbendruck u. 22 Bildbeilagen. Johannes Stauda, Augsburg.

Memoiren u. Briefwechsel.

Gerhardt, Martin. Der junge Wichern. Jugendbücher Johann Hinrich Wicherns. Mit einem Jugendbildnis Wicherns von Erwin Speckter und mit 2 Handschriftproben in Faksimile. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26.

Schwächliche, Blutarme, Nervöse

gebrauchen mit grossem Erfolg **Dr. Hommel's Haematogen** Es hebt den Appetit und fördert das allgemeine Wohlbefinden. Man verlange in all. Apoth. u. Drog. ausdrücklich **Dr. Hommel's** Haematogen.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Moderfohn-Becker, Paula. Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben und biographisch eingeführt von S. D. Gallwitz. Kurt Wolff Verlag, München. — Es ist anziehend und tief ergreifend, dieser ernst und leidenschaftlich ringenden Künstlerin in ihren ehrlichen Bekenntnissen zu folgen. Sie erhoffte soviel vom Leben. Aber erst nach ihrem Tod erkannte die Welt, welch großes Können in ihr war.

Philosophische u. okkulte Wissenschaften.

Spranger, Eduard. Psychologie des Jugendalters. 4. durchgesehene Auflage. Quelle & Meyer, Leipzig.

Swedenborg, Emanuel. Himmel und Hölle, beschrieben nach Gehörtem und Gesehenem. Übersetzung. Swedenborg-Bibliothek. Verlag R. Halbeck, Berlin. — Es ist ein großes und lehrreiches Vergnügen, sich in die phantastische und nicht leicht zugängliche Welt Swedenborgs einführen zu lassen.

Voltaire. Was sagt Voltaire? Eine Auswahl aus den Werken. Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Paul Sakmann. Mit einem Bilde Voltaires. (Kröners Taschenausgabe, Band 40.) Alfred Kröner, Leipzig.

Maucher's Qualitätsweine

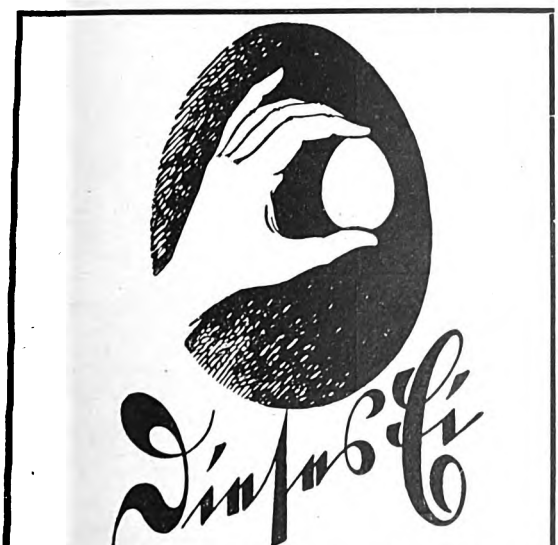
1922er Pfalzgrafengarten . . . p. Fl. M. 1.20
1923er Pfalzgrafengarten . . . „ „ „ 1.50
1923er Pfalzgrafengarten Auslese „ „ „ 2.50

Verlangen Sie ausführliche Liste!

MAUCHER & Co., G. m. b. H.,
Neustadt a. Haardt (Rhein-Pfalz).
Stammhaus gegründet 1868.

Ich suche gebildete **Damen** aller Stände in allen Städten Deutschlands, die durch Empfehlung eines neuartigen patentierten Monatsschutz-Beinkleides einen diskreten u. vornehmen **Nebenerwerb** finden wollen. Kapital unnötig, kein Risiko. Zuschriften an

Frau Dr. Gertrud Goetze, Privatklinik, Fürstenwalde-Spree



MUSIK FÜR ALLE

DIE KLASSISCHE WIENER OPERETTE

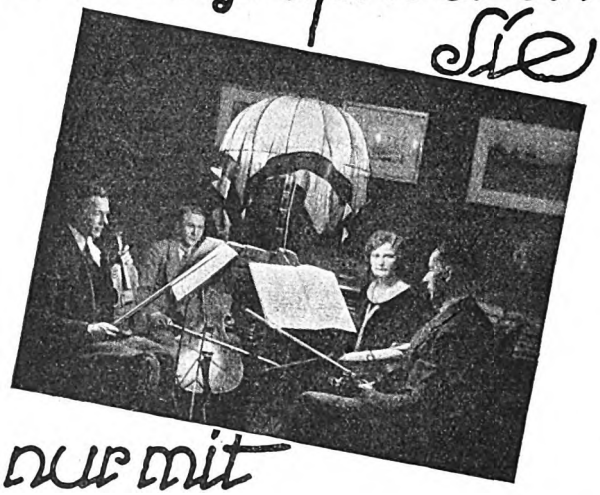
Die Fledermaus / Bettelstudent / Nanon / Boccaccio
Suppé-Operetten-Heft (Leichte Kavallerie, Die schöne Galathée, Donna Juanita, Der Gaskogner)
Johann Strauß-Walzer (An der schönen blauen Donau u. a.)
Johann Strauß-Tänze (Man lebt nur einmal u. a.)

In jeder Musikalienhandlung erhältlich!

JEDES HEFT 75 PFG.

Digitized by Google

Photographieren Sie



nur mit

Contessa-Nettel-Cameras

und

Hauff-Platten

Kataloge über Cameras kostenlos von Contessa-Nettel-A.G. Stuttgart -3-

Broschüre über Platten usw. kostenlos von J. Hauff u. Co. G.m.b.H. Feuerbach-Stuttgart -C-

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Vorländer, Karl. Die griechischen Denker vor Sokrates. (Philosophie. Eine Reihe volkstümlicher Einzeldarstellungen. Herausgeber Karl Vorländer, Band 2.) Bausteine-Verlag, Leipzig.

— Einführung in die Philosophie. (Philosophie. Eine Reihe volkstümlicher Einzeldarstellungen. Herausgeber Karl Vorländer, Band 1.) Ebenda.

Weichelt, Hans. Nietzsche, der Philosoph des Heroismus. (Philosophie. Eine Reihe volkstümlicher Einzeldarstellungen. Herausgeber Karl Vorländer, Band 5.) Bausteine-Verlag, Leipzig.

Naturwissenschaften und Reisen.

Reinke, Johannes. Naturwissenschaft, Weltanschauung, Religion. Bausteine für eine natürliche Grundlegung des Gottesglaubens. Herder & Co., G. m. b. H., Freiburg/Breisgau.

Schlenker, Georg. Botanische Streifzüge in Haus, Hof und Garten. Mit 96 Abbildungen im Text. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Sommer, Robert. Tierpsychologie. Quelle & Meyer, Leipzig.

Störmer, Carl. Aus den Tiefen des Weltenraums bis ins Innere der Atome. Mit 65 Abb. Übersetzung. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Thüringen. Ein Berater für Wanderungen, bei Auswahl von Sommerfrischen,

Korpulenz macht alt!

Fettleibigkeit wird durch die „Hegro"-Reduktionspillen beseitigt. Preisgekrönt mit goldenen Medaillen und Ehrendiplom. **Kein starker Leib, keine starken Hüften, sondern jugendlich schlanke, elegante Figur.** Kein Heilmittel, kein Geheimmittel. Garantiert unschädlich. Ärztlich empfohlen. Keine Diät. Viele Dankschreiben. Preis 4 Mark. Porto 30 Pfennige.

Elefanten-Apotheke, Berlin, Leipziger Str. 74.
Minerva-Apotheke, Berlin-Charlottenburg, Bismarckstr. 81.

Warnung!

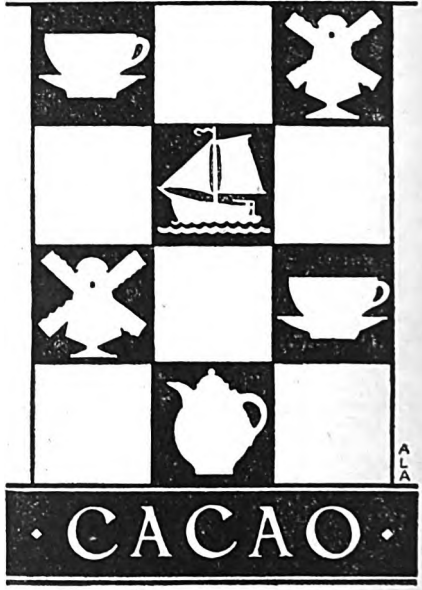
Da in letzter Zeit unserem **echten Apotheker W. Ullrichs Baldrianwein** viele minderwertige Nachahmungen entstanden sind, haben wir dafür den Namen

Baldravin

vom Reichspatentamt schützen lassen. Er ist und bleibt ein vorzügliches Kräftigungsmittel für Gesunde und Kranke bei Nervosität, Schwindelanfällen und Schlaflosigkeit. Um sich vor Nachahmungen zu schützen, verlange man ausdrücklich ☞ **Baldravin.**

Zu haben in Apotheken und Drogerien.
Wo nicht erhältlich, weisen wir Verkaufsstellen nach.
Ott, Stumpf A.-G., Chemnitz.

VAN HOUTEN'S



CACAO

Digitized by Google

Nur
Norderney
See u. Sonne — Dünen u. Wald
Musik und die gute Gesellschaft
Deutscher Seeflugzeug-Wettbewerb 1926
Rennen Tennisturniere Segelregatten

BOHNERWACHS?..
NUR WICHS-MÄDEL
DAS BESTE UND SPARSAMSTE!
Preis: 1/4 Dose 75 Pfg.
1/3 Dose Rm. 1.40, 1/1 Dose Rm. 2.50
Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften
WICHSMÄDEL-WERKE DRESDEN A 36

Neuigkeiten vom Büchertisch

(Fortsetzung).

Winteraufenthalts- u. Kurorten, sowie bei dauernder Ansiedlung in Thüringen. Mit 112 Abbildungen und 4 Karten. Herausgegeben vom Thüringer Verkehrs-Verband. Verlag der Engelhard-Reyherschen Hofbuchdruckerei, Gotha.

Wehrhahn, W. Wanderungen und Fahrten im Weserbergland. (Unsere Heimat, Band II.) C. V. Engelhard & Co., Hannover.

Wehrli, Leo. Die Schweiz. Mit 185 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und sechs in farbiger Wiedergabe nach Gemälden von Hans Busse und Karl Kunst, sowie einer farbigen Karte. 5. Aufl. (Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ernst Ambrosius, 5.) Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Auch diese neue Auflage ist wieder aufs sorgfältigste dem heutigen Stand der Dinge angepaßt. Aber das ist das Wesentliche, daß diese Monographien eigentlich niemals veralten, etwa wie ein Reiseführer, sondern das Typische von einem höheren Standpunkt aus zu schildern wissen und darum Allgemeingültigkeit bewahren.

Weingartner, Josef. Burgenfahrten. Wanderungen jenseits des Brenners. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

Verschiedenes.

Brinckmann, A. E. Schöne Gärten, Villen und Schlösser. Mit 51 Abb. im Text und 118 auf Tafeln. Allg. Verlagsanstalt, München. — Nicht nur für den Fachmann, insbesondere den Gärtner und Gartenarchitekten, ein wahrer Schatz, sondern auch eine Quelle der Freude für den flüchtigeren Genießer.

Deutsche Buchhandel, Der, im Spiegel der Vossischen Zeitung. Zum hundertjährigen Jubiläum des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. Ullstein, Berlin.

Tanzbrevier. Weise, Bild und Meinung aus vier Jahrhunderten. Ausgewählt von Wilhelm Fischer und Karl Geiringer. Wiener Philharmonischer Verlag, A.-G., Wien.

Wie seit 30 Jahren
Liebe'sche **Charakter-Beurteilungen**
nach der Handschrift
zum Lebensglück führen,
zeigt der **Frei-Prospekt!**
Psychographologe
P. P. Liebe, München 12.

„Hektor" Rassehunde-Züchterei u. Handlg.
Ew. Manske Nachf., Köstritz Th. 2
Versand all. Luxus-, Wach-, Begleit-, Polizei- u. Jagdhunde. Leb. Ankunft u. Reinrassigkeit stets garant. Ill. Prachtkatalog mit Preisliste M. 1.— in Marken, Nachnahme 50 Pfg. mehr.

Moritz Mädler

Eigene Verkaufslokale
Leipzig, Berlin, Hamburg, Frankfurt a/M. Köln a/R.
Preisliste kostenlos von Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.
Gegr. 1850

Digitized by Google

Schnupfen und Erkältungskatarrhe sind an sich schon sehr lästig. Es können sich aus ihnen aber die schwersten, gefährlichsten und langwierigsten Krankheiten entwickeln, wie chronische Bronchitis, Bronchial-Asthma, Mittelohrentzündungen, Grippe, Lungenentzündung, Tuberkulose usw. Prof. Dr. v. Kapff hat nun mit seiner vor 15 Jahren begründeten Säure-Therapie bewiesen und Tausende Zeugnisse von Ärzten, Patienten, Krankenkassen usw. bestätigen es, daß durch die einfache und völlig unschädliche Einatmung gewisser Säuregase alle diese Krankheiten vermieden, im Keime erstickt, bzw. geheilt werden können. „Erstaunlich rascher Rückgang aller Krankheitserscheinungen, auffallende Hebung des Allgemeinbefindens ohne jede schädliche Nebenwirkung" lautet das übereinstimmende Urteil der Ärzte. Die Säure-Therapie Prof. Dr. v. Kapff, München 37, Dachauer Str. 112, versendet auf Anfrage kostenlos eine Aufklärungsbroschüre über dieses interessante und vielumfassende Heilverfahren, das für jedermann, in gesunden und kranken Tagen, von höchstem Nutzen ist. Fragen Sie Ihren Arzt! Aber — Vorsicht beim Einkauf! Der Name „Prof. v. Kapff" und die von diesem eingeführte Bezeichnung „Säure-Therapie" werden bereits zur Empfehlung nachgemachter Apparate mißbraucht.

Med.-Rat Dr. A. S. schreibt: Nach meinen eigenen, an mir selber gemachten Erfahrungen ist die Wirkung eine erstaunliche zu nennen. Sie hat bei mir eine überraschend schnelle, wesentliche Besserung einer langwierigen, chronischen Bronchitis herbeigeführt. Akute Prozesse und frisches Asthma heilten nach wenigen Sitzungen symptomlos aus.

Für Unterhaltung, Studium, Erwerb!

Reflektus-
Wand- und Tischprojektions-, Zeichen- u. Vergröss.-Apparat f. undurchsicht. Bilder (Postkarten, Photogr. usw.) u. Gegenst. all. Art. Keine Glasdiapos. nötig. Prospekt 42 frei durch Fabrik **Gebr. Diendorf, Dresden-27 V.**

Krankenfahrstühle für Zimmer und Strasse, Selbstfahrer, auch mit Motorantrieb, Ruhestühle Lesetische, verstellbare Keilkissen. Katal. gratis. **Rich. Maune,** Dresden-Löbtau 91.

Musik-instrumente
f. Streich-, Zupf- und Blasmusik „Feine Violinen" **Edmund Paulus** Markneukirchen 153 Katal. Nr. 153 frei.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Musikinstrumente
Harmon., Sprechapp., Fabrikat. Gross. Katal. grat. Fabrikpreise. Reell. Schallpl. p. St. 2.80 M. **Ernst Hess Nachf., Klingenthal Sa. Nr. 20. Gegr. 1872.**

Briefmarken!
Preisliste gratis.
Carl Kreitz, gegr. 1890, Bonn/Rh. W., Wesselstr. 5

Studenten-
Artikel-Fabrik **Carl Roth, Würzburg S1.**
Erstes und grösstes Fachgeschäft auf d. Gebiet. Preisbuch post- u. kostenfrei.

Auskünfte, Ermittlungen
über **Herkunft, Vorleben, Vermögen, Tätigkeit, Einkünfte, Ruf, gesellschaftl. Verkehr, Charakter,** sowie
Beobachtungen in Kur-Badeorten
wie überall u. jede erfolgr. Detektiv-Tätigkeit nur durch
„Welt-Detektiv"
Detektei, Auskunftei, Preiss, Berlin W. 56, Kleiststr. 36
Tausendfach bewährt! Gründung 1905.

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden V.

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfachster bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 30 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Heinr. Th. Heberlein jun.
Inh. d. Staatsmed. u. a. hoh. Auszeich.
Markneukirchen i. Sa.
Bezugsquelle für erstklassige Violinen, Guitarren, Lauten, Mandolinen u. Zubehör.

Digitized by Google

Lysoform

ist nicht nur das hochwirksame, ungefährliche Desinfektionsmittel, sein angenehmer, aromatischer Geruch, sein wohltätiger Einfluss auf die Haut, sowie seine Eigenschaft schweissverhindernd zu wirken und schlechte Gerüche zu beseitigen, machen es zu einem Gegenstand des täglichen Bedarfs in jeder Familie und bei der Körperpflege jeder Frau. Echt nur in edelgrünen Originalflaschen zu 100 und 250 Gramm (Mk. 1,10 u. Mk. 2,20) in allen Apotheken und Drogerien.

„DIANA"

Wideburg & Co., Eisenberg (Thür.) 39
Züchterei u. Handlung edler Rassehunde.
Luxus-, Schoß-, Wach-, Schutz-, Polizei- und Jagdhunde. Garantie für Rassereinheit und gesunde Ankunft Illustr. Katalog 1 M.

Pallabona-Puder

reinigt und **entfettet** das Haar auf **trokkenem** Wege, macht schöne Frisur, besonders geeignet für **Bubikopf.** Bei Tanz und Sport unentbehrlich. Zu haben in Dosen von M. **1.**— an in Friseurgeschäften, Parfümerien, Drogerien und Apotheken. — Nachahmung weise zurück!

echte billige **Briefmarken**
100 versch.
Asien, Afrika, Austr. 2 M.
70 S. st. Preisl. a. üb. Alben kstlos.
Max Herbst, Markenhs., **Hamburg P.**

Haubers beliebte Gartensortimente:

10 Rosen-Hochst., 75/100 cm . . . . . M. 25.—
10 Buschrosen . . M. 8.—
10 Hochstämme, je 5 Stachel- u. Johannisbeeren M. 25.—
10 Buschobstbäume, 6 Aepfel, 4 Birnen, 2—3jähr. M. 20.—
. . . . 4—5jähr. M. 40.—
25 schönste Blütenschnittstauden . . . M. 15.—
. . . . 50 St. M. 28.—
5 schönste Rhododendron . . . . . M. 35.—

Dahlien:
Neue Sorten, 6 Stck. M. 8.—
. . . . 12 „ M. 15.—
Gem. Sorten, 6 Stck. M. 7.—
. . . . 12 „ M. 13.—

Katalog 49 postfrei.
Pflanzen — Samen — Gartengeräte
Paul Hauber, Dresden-Tolkewitz, Grossbaumschulen.

Metallbbetten

Stahlmatratzen, Kinderbetten
günstig a. Private. Katalog 380 fr.
Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.).

Sei kein Tor beuge vor nimm Dr. Schröder's AUFBAUSALZ

In allen Apotheken und Drogerien zu haben.

Das Holzhaus als ideales Eigenheim

Friedr. W. Lohmüller
Werkstätten für Holzhausbau
Güsten i. Anh.
Musterbuch Nr. 46 . . M. 1.50

Digitized by Google

Bad Kissingen Rakoczy

weltberühmt bei **Magen-** und **Darmstörungen, Pfortader-, Leber-** und **Hämorrhoidalstauungen;** in Verbindung mit den Solbädern gegen **Erkrankungen des Herzens** und der **Blutgefässe,** der **Nerven** u. des **Stoffwechsels;** in Verbindung mit den Moorbädern bei Sterilität. **Erkrankung der Beckenorgane der Frauen, Gicht** mit allen ihren Begleiterscheinungen.

Luitpoldsprudel bei Erschöpfungszuständen, Blutarmut, Verdauungsstörungen. Frauenleiden, Rhachitis.
Maxbrunnen, Heil- und Tafelwasser, bei Katarrhen der Atmungsorgane, Nieren, Blasen, Gallenstein, Gicht.
Bocklet er Stahlbrunnen bei Bleichsucht, Ernährungskuren.
Kissinger Bitterwasser, aus den Kissinger Quellen gewonnen, zur Unterstützung der Rakoczy-Kur bei Unterleibsstockungen, Verstopfung, Kongestivzuständen.
Kissinger Badesalz zu Hausbädern (2 kg pro Bad).

Man befrage den Hausarzt.

Die KISSINGER BRUNNEN sind in allen Mineralwasser-Grosshandlungen, Apotheken und Drogerien erhältlich.

Die Herren Ärzte
erhalten auf Wunsch Kostproben sowie bei Bezug Vorzugspreise.

Ausführliche Brunnenschrift kostenlos durch

Verwaltung der staatlichen Bäder Kissingen.

INSTITUT LEMANIA

LAUSANNE
(Schweiz)

*

Moderne Sprach- u. Handelsfachschule
mit abschliessendem
Diplom.

Gründliche **Erlernung des Französischen** sowie rationelle **Vorbereitung** auf den **kaufmännischen Beruf.**

Sport; **Ferienkurse in den Bergen.**

Moderne Einrichtung u. vorzügl. Verpflegung. Internat und Externat.

*

Man verlange Prospekt.

Aerztlich geleitetes
Erholungsheim in Erdmannshain

bei Naunhof, Bez. Leipzig, herrlich am Walde gelegen, in klimatisch denkbar günstigster Lage, bietet Erholungsbedürftigen jeder Art und leicht Nervenkranken bei reichlicher Kost und streng individueller Behandlung beste Aussicht auf rasche Kräftigung. Entziehungskuren von Morphium, Cocain usw. Ganzjährig geöffnet.
San.-Rat Dr. F. Lehmann.

Diese präparierten **Eta-Handhüllen** werden nachts auf die Hände gezogen, worauf sofort d. wirksame Sauerstoffbleichprozess vor sich geht. Die Hände werden hierdurch zart u. auffallend weiss, Schwielen und harte Stellen erweichen, wodurch selbst eine arbeitende Hand vornehme Eleganz erhält; auch bei Frostbeulen hervorrag. bewährt. Preis 1 Paar für Damen od. f. Herr. M. 4.—

machen jedes Gesicht reizvoll und interessant. Sie geben dem Frauenkopf etwas Typisches, besonders Anziehendes. **„Eta-Haarkräuselgeist"** macht natürliche Locken und hält das Haar in lockerer Fülle, auch bei Transpiration. Preis Mark 2.—

„Eta-Masse" löst alle gelben Ansätze und Zahnstein augenblicklich auf und macht vernachlässigte Zähne sofort schneeweiss. Gereinigte weisse Zähne sind es, welche dem lachenden Munde jenen starken anziehenden Reiz geben. „Eta-Masse" greift Zahnfleisch nicht an! Preis mit allem Zubehör Mk. 2.—

Morgens u. abends 5 Minuten ein **Eta-Nasenbad** lässt d. Nasenröte vollst. verschwinden. Gleichviel, ob d. Kälte, Temperaturwechsel, erweit Poren, übermäss. Blutandrang od. Verdauungsstörung. „Eta-Nasenbad" wirkt auf die Blutzellen zusammenziehend, wodurch d. zu starke Blutzufluss, welcher allein die Nase rot erscheinen lässt, eingeschränkt wird. Preis mit allem Zubehör Mark 5.—

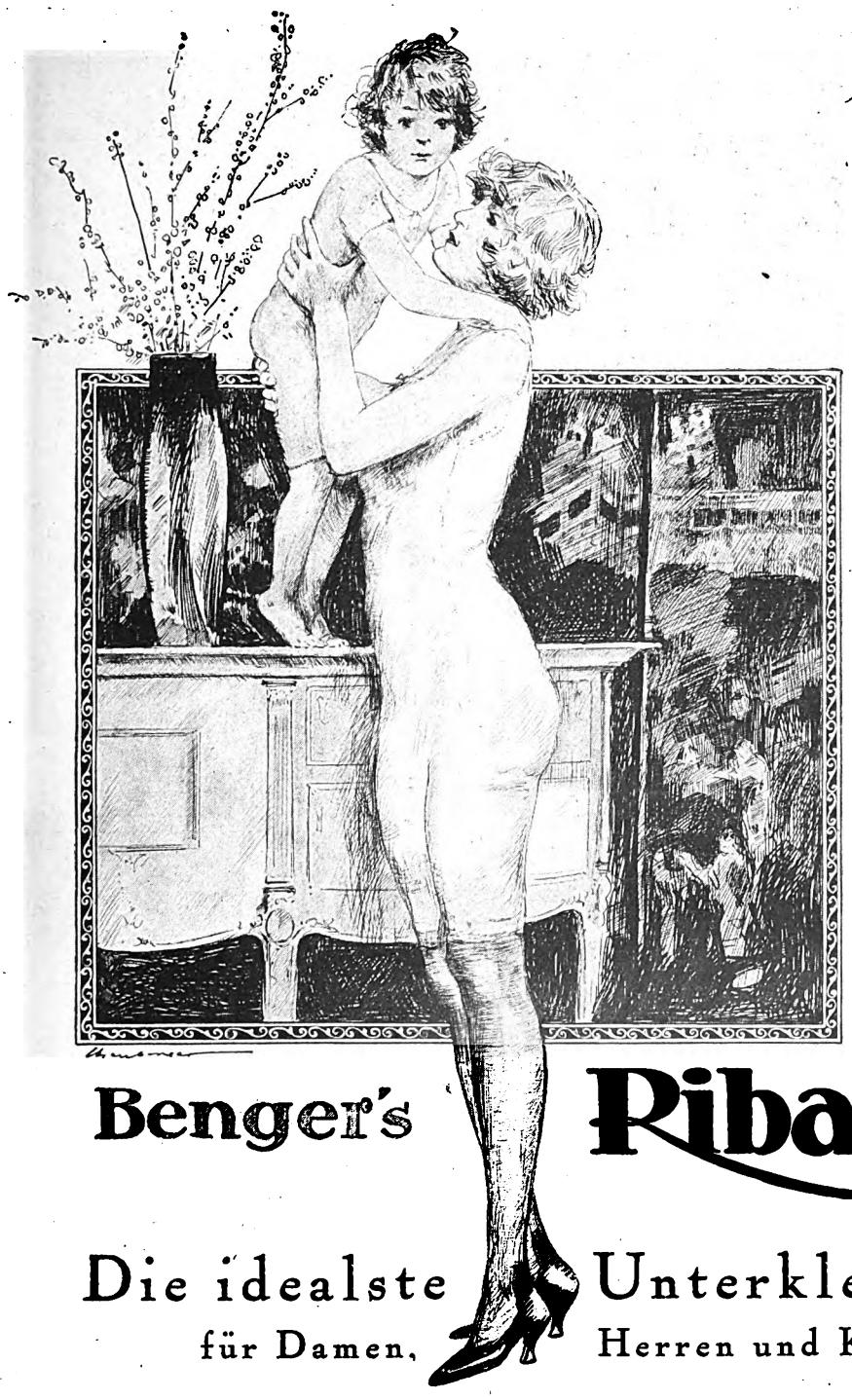
werden dichter und stärker durch **„Eta-Augenbrauenbalsam".** Färbt gleichzeitig allmählich dunkler. (Unabwaschbar.) Das Gesicht wird ausdrucksvoll und interessant. Preis mit Verteiler Mk. 2.—
„Eta-Augenbad" mit der Wanne stärkt die Augennerven, gibt strahlende Frische und Glanz. Der Blick wird anziehend und fesselnd.
Preis mit Wanne Mark 2.50

„Eta-Tropfen" beseitigen alle **Tätowierungen,** Muttermale, Leberflecke und Warzen gänzlich. Die betreffende Stelle wird nach der beigegebenen Anleitung betupft. Nach kurzer Zeit schon trocknet die lästige Stelle pergamentartig ein, eine neue Haut bildet sich darunter, und in 8—10 Tagen sind die stärksten Tätowierungen, Muttermale und Warzen gänzlich beseitigt.
Preis Mark 3.50

Versand unauffällig per Nachnahme oder gegen Voreinsendung auf Postscheckkonto Berlin 48634. Porto 30 Pfg. extra. Nur durch die Firma:

„Eta" Chemische Fabrik G. m. b. H., Berlin-Pankow 309, Borkumstr. 2.

Digitized by Google



Benger's Ribana

Die idealste Unterkleidung

für Damen, Herren und Kinder

Fein Elastisch Durchlässig

Wilhelm Benger Söhne, Stuttgart

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen

Digitized by Google

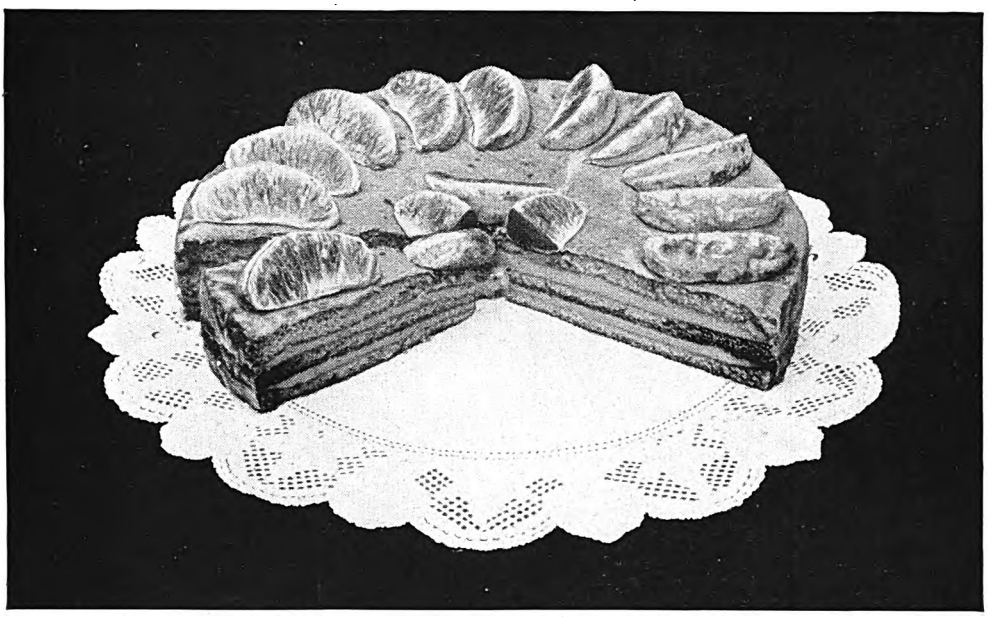
Werkstätten Bernard Stadler A.G. Paderborn
Gesamtinnenausstattung
Zusammenarbeiten von
Kaufmann, Künstler, Handwerker

Gegr. 1805

BRUCKMANN
BESTECKE
Echt Silber mit Marke **Adler**
Versilb. m. Marke **Lokomotive**
zu haben i. d. Fachgeschäften
BEWÄHRT IN MUSTER,
AUSFÜHRUNG **UND** VERSILBERUNG

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.
Mit einer Sonderbeilage von der Staatl. Lotterie-Einnahme Richard Dittrich in Leipzig.

Digitized by Google



Apfelsinentorte

Gebacken nach folgendem **Oetker-Rezept.**
Geschmack und Aussehen hervorragend, Herstellung aber **kinderleicht.**

Zutaten:

Teig: 100 g Weizenmehl
100 g Dr. Oetker's „Gustin"
200 g Zucker, 3 Eier
4 Esslöffel Wasser
½ Päckchen Dr. Oetker's Backpulver „Backin"
das Abgeriebene und
1 Esslöffel Saft einer Zitrone
Saft einer Apfelsine zum Bestreichen der Böden

Creme: 1 Päckchen von Dr. Oetker's Zitronenpuddingpulver
½ Liter Milch
50 g Zucker
Saft einer Apfelsine
1 Eiweiss

Glasur: 150 g Puderzucker
1 Esslöffel Apfelsinensaft
1 Esslöffel Wasser

Zur Verzierung 1—2 Apfelsinen

Zubereitung: 3 Eigelb werden mit dem Zucker, 4 Esslöffel Wasser, dem Abgeriebenen und dem Saft der Zitrone schaumig gerührt. Nach und nach gibt man das mit dem Backin gemischte und gesiebte Mehl und Gustin hinzu, verrührt alles glatt und zieht zuletzt den steifgeschlagenen Schnee unter den Teig, gibt ihn in eine gefettete Form und backt bei gelinder Hitze. Ist die Torte erkaltet, schneidet man sie in 3 Platten, befeuchtet dieselben mit Apfelsinensaft, bestreicht 2 Platten mit der Apfelsinencreme, die obere Platte überstreicht man mit der Apfelsinenglasur und belegt sie mit Apfelsinenstückchen. — **Creme:** Man bereitet aus 1 Päckchen Dr. Oetker's Zitronen-Puddingpulver, ½ Liter Milch und 50 g Zucker einen festen Pudding, rührt danach den Saft einer Apfelsine und zuletzt den Eierschnee darunter. — **Glasur:** 150 g Puderzucker, 1 Esslöffel Apfelsinensaft, 1 Esslöffel Wasser werden zu einer Glasur verrührt.

*

Verlangen Sie vollständige Rezeptbücher kostenlos in den Geschäften, wenn vergriffen, umsonst und portofrei von:

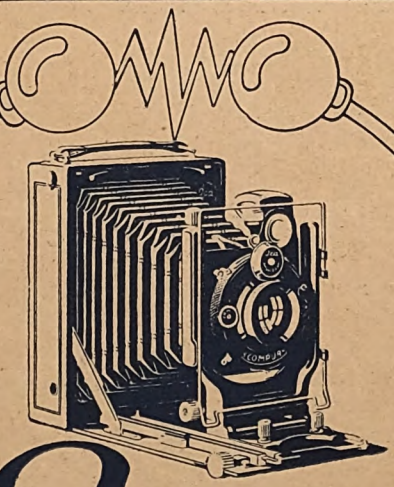
Dr. A. OETKER, BIELEFELD

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Ica Cameras

Photobedarf

Kinoaufnahmeapparat
Kinamo
mit Federwerk
Eine neue Quelle des
Vergnügens!

PREISLISTE KOSTENLOS

Ica Akt-Ges. Dresden 68

Digitized by Google

VON ERLESENEM WOHLGESCHMACK
KALT FÜR DIE KÄSESCHÜSSEL
WARM ZUR SUPPE

TET

BAHLSENS
Käse-Waffeln

H·BAHLSENS KEKS-FABRIK A·G·HANNOVER

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google